image
not
available

Germ 189.5
*

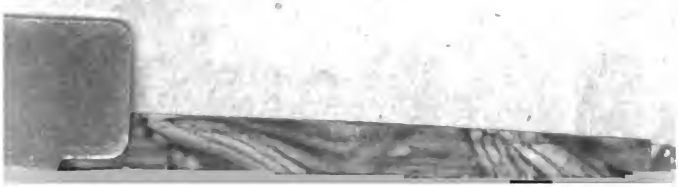
Harvard College Library

BOUGHT FROM THE
BEQUEST OF

CHARLES STUART BOWEN

CLASS OF 1871

OF CAMBRIDGE



Google

1021.

Digitized by Google

PGerm 189.5

Digitized by Google

Freimüthige Blätter

für

Deutsche,

in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft.

herausgegeben

von

Friedrich von Cölln.

Des Jahrganges 1818 Erstes Heft.

Zusammenhalter euren Werth,
Und euch ist niemand gleich.
Göthe.

Berlin 1818.

In der Maurerschen Buchhandlung.
Jägerstraße Nro 29.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE BEQUEST OF
CHARLES STUART BOWEN
APRIL 6, 1921

Plan und Ankündigung.

Die Freimüthigen Blätter für Deutsche, in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft, nahmen i. J. 1815 zu einer Zeit ihren Anfang, wo Napoleon in Cannes gelandet war, und ein neuer Krieg gegen ihn Europa unter die Waffen brachte.

Wir richteten daher diese Zeitschrift vorzüglich auf die Tages-Geschichte und die Kriegsbegebenheiten, die aber mit dem Pariser Frieden endigten. Es blieb daher nur der zweite Zweck zu erreichen übrig: Mittheilung europäischer neuer, zunächst deutscher, organischer Gesetze.

Wir haben nun, mit dem Achten Hefte, für jenen Zwecke die Freimüthigen Blätter geschlossen, indem wir dieß Journal künftig, für folgende Zwecke, in drei Abtheilungen, dem Publikum vorlegen wollen:

1) Wollen wir einen Kampfplatz darin für die öffentliche Meinung eröffnen, über die künftige innere Staatsausbildung Deutschlands, besonders Preußens. Dahin gehören Vorschläge zu zeitgemäßen Verbesserungen der Verfassung und Verwaltung. Jeder Aufsatz in dieser Hinsicht, mag er unsere eigene Ueberzeugung aussprechen, oder die entgegengesetzte Meinung, sey uns willkommen. Nur durch den Kampf der Meinungen erhält man eine wahre öffentliche Meinung.

2) Wollen wir aus der auswärtigen Literatur interessante Auszüge und Uebersetzungen neuer politischer militairischer Schriften, mittheilen.

Digitized by Google

Freimüthige Blätter

für

Deutsche.

SOCIETÄT

I.

Ueber das Rückschreiten des städtischen Wohlstandes, besonders der Hauptstadt im Königreich Preußen.

Noch nie hörte man so viele Klagen über Geldmangel und theure Zeit, (der Theorie nach müßte Geldmangel die Lebensmittel wohlfeil machen) über Handelsstockung und Verfall der Fabriken. Wollte man dieß für grundloses Geschrei halten, so würden die vielen Bettler, besonders unter den Fabrikanten Ueberzeugung bringen. Widersprechend ist dagegen das hohe Tagelohn in Stadt und Land, und die Theuerung der rohen Erzeugnisse bei einer gesegneten Erndte, so wie der prahlende Luxus in allen Ständen.

Nach den richtigsten staatswirthschaftlichen Grundsätzen, besteht der Reichthum eines Landes nicht blos in

baarem Gelde, noch in rohen Erzeugnissen allein, sondern in der Anhäufung aller Gegenstände die einen Werth haben, den ihre Brauchbarkeit zum Genuß und der Verbrauch selbst bestimmen. Wo starke Nachfrage nach solchen Gegenständen und gegenüber Arbeitsfleiß, Talent und Geschicklichkeit in deren Hervorbringung ist, da ist Reichthum, Handel, Industrie und blühender Landbau. Derjenige, welcher begehrt, muß auch die Mittel haben, sein Begehr zu befriedigen, und diese Mittel giebt zwar zum Theil die Natur und Kapital, aber doch vorzüglich Arbeitsfleiß, ohne diesen Fleiß würden Natur und Kapital beständig dürftiger, Armuth größer werden.

Ich halte dafür, daß bei uns eine der Ursachen steigender Armuth, besonders der Städte, eben darin liegt, daß übertriebener Begehr und weniger Arbeitsfleiß und Kapital als vor dem Kriege statt finden.

Der Krieg hat bekanntlich viele Kapitale gefressen, und außerdem hat er die Sitten verdorben, aber den Luxus der geringen Klassen gesteigert.

Man sehe doch die gesteigerte Kleiderpracht der untern Stände, die Liederlichkeit der Handwerksgesellen und Dienstboten, ihre Sucht nach Vergnügen und ihre Arbeitsscheu, so wie die Lebensart der arbeitenden Klasse in den Städten überhaupt, und man wird von obiger Behauptung sich überzeugen. Dazu ist nun der unglückliche Irrwahn gekommen, da wir die Franzosen geschlagen, wären wir mehr wie ehedem für bürgerliche Freiheit geeignet, welches doch höhere Sittlichkeit voraussetzte. Dieß ist aber Täuschung, wir sind nicht mündiger geworden, als wir ehedem waren, aber üppiger, genußreicher und liederlicher. Die große Sucht nach Freiheit ist nichts weiter, als die Sucht nach Ungebundenheit und Mißbehagen, beherrscht, zum eignen

Digitized by Google

Besten angehalten zu werden; ein jeder will Herr, niemand Diener, der Lehrjunge Geselle, dieser Meister, dieser Staatsbeamter, ein jeder Regierender, niemand Regierter, der Schüler Lehrer, der Soldat Offizier, der Schreiber Rath, dieser Minister seyn, jeder glaubt fest, er habe die Eigenschaften für eine höhere Stelle als er bekleidet, und die Einkünfte derselben ständen ihm mit Recht zu, viele leben auch schon so, als wären sie bereits befördert.

Wenn hier Ausnahmen statt finden, so sind sie in den Städten selten, und nur auf dem Lande bei Eigenthümern aller Klassen finden sie häufiger, weniger beim Gesinde statt, welches die Lasten des Kriegs nicht getragen, sondern zum Theil die Feldzüge, besonders die letzten mitgemacht, und auf Kosten des besiegten Feindes gelebt hat.

Der große Luxus, der vor dem Kriege unter dem Landadel statt fand, hat sehr abgenommen, wo sieht man noch solch hohes Spiel, solche reich besetzte Tafeln, Prachtpferde, theure ausländische Weine, wie damals, und wenn diese Mäßigung fortdauert, bei den hohen Getraidepreisen, so wird der Landadel bald den Krieg verschmerzt haben; außerdem widmet derselbe sich mehr dem Landbau als ehemals, ja treibt ihn, vielleicht zu sehr, wissenschaftlich; der Bauer, von großen Städten entfernt, war nie im Luxus ersoffen, und ist es auch jetzt nicht, darum ertrug er auch leichter wie andere den Krieg. Wohlthätig hat daher auf dem Lande die neue Gesetzgebung gewürkt, die dem Ackerbau die alten Fesseln abnahm, nur hätte sie eine kräftige Gesindepolizei enthalten sollen.

Aber in den Städten hat die neuere Gesetzgebung, welche eine höhere Mündigkeit des Volks voraussetzte, falsch geschlossen, indem sie die Gewerbefreiheit erklärt,

Höckerei, Aufkäuferei, Wucher ꝛc. nachgab, aus den Gründen, die oben angegeben worden sind. Es findet hier unbändige Begierde nach Genuß; gegenüber, statt Arbeitsfleiß, Talent und Kapital; Arbeitsscheu, Anmaßung und Mangel an Kapital statt, daher ist Theuerung und doch Armuth das Resultat, ein jeder zehrt von den Rippen, wie man zu sagen pflegt, und strebt nach Verdienst, der weniger Arbeit als Betrug erfordert, daher denn so viele ungeschickte Patentmeister, die, wenn sie ein Jahrlang das Publikum betrogen, davon laufen, so viele Wein- und Brantweinschenker, Höcker, Wucherer, Bettler und Betrüger, und so wenige Tagelöhner.

Da bei allen Gewerken der Luxus derselben gestiegen und der Gesellenlohn ꝛc. theurer geworden, so müssen sie mehr Provision nehmen, wo es angeht; dieß ist nun der Fall bei Consumtion aller Art, die der Zwischenhandel schon vertheuert hat, bei Kleidern, Schuhen, Fleisch, Brod ꝛc.; der Salarist und vom baaren Gelde Zehrende, der auch besser lebt, als er sollte, muß nun alle diese Dinge haben, also theurer bezahlen, und der Staat muß höheren Sold geben, darum lebt man denn jetzt bei 1500 Rthl. Gehalt schlechter, als vor dem Kriege bei 1000, ohne daß gestiegene Wohlhabenheit Schuld daran war, welche dieselbe Erscheinung hervorbringt.

Der Zwischenhandel erhöht den Preis der rohen Produkte, als die Lieferung für die Armee durch Lizitation, die Höckerei und Aufkäuferei. Der Zwischenhändler setzt durch Arbeit dem Produkt, womit er handelt, keinen neuen Werth hinzu, sondern verdient auf Kosten des Produzenten wie des Consumenten; es ist ein ganz falscher Satz den die Physiokraten und Smidtianer aufstellen:

die Klasse der Zwischenhändler sey eine sehr nützliche, denn sie ersparten dem produzirenden Landmann den Transport seiner kleinen Ueberschüsse nach dem städtischen Markt, sammelten alle diese kleine Ueberschüsse zu großen Haufen, worin die Vorrathskammern der Städte bestünden, und die geringe Klasse, welche nicht viel auf einmal kaufen könne, ihre Bedürfnisse hole.

Das ist alles Täuschung, und auf der Studierstube erdacht. Wenn es ein Judenthum giebt, worüber alles schreit, welches nichts anders ist, als ein Leben ohne Arbeit, von dem Fleiß anderer, durch Betrug und Verfälschung, so ist es der Zwischenhandel, wie er jetzt getrieben wird. Er möge bestehen, wo er in obiger Art wirklich statt findet, keineswegs aber wie ich unten zeigen werde.

Wenn ein Holzhändler 1000 Haufen von 20 Forstbesitzern in Polen, Schlesien ꝛc. zusammenkauft, und nach Berlin versendet, so ist dieß allerdings sehr nützlich, denn alle die, welche ein bis zwei Haufen bedürfen, hätten in Schlesien solche nicht ankaufen und verschiffen lassen können, da es nicht der Mühe lohnt; so ist es mit Butter und manchen andern Artikeln auch wohl der Fall.

Wenn aber die hiesigen Höcker vor den Thoren, in den Straßen, ja selbst auf dem Markt, den dahin fahrenden Landmann einzeln, sein Holz, Gemüse ꝛc. abkaufen, im Angesicht der Consumenten, so ist diese ins kleinliche getriebene Höckerei verderblich — wahres Judenthum das Christen treiben.

Auch die Taxen sind bei uns aus falscher Voraussetzung zu früh aufgehoben worden, da man annahm, der Preis der taxirten Lebensmittel stände unter der Concurrenz, wenn das Gewerbe frei sey.

Digitized by Google

Die Fleischer, Bäcker bilden aber um so mehr einen geschlossenen Verein, da sie die Kapitale besitzen, welche ihr Gewerbe erfordert, daher die Concurrenz neuer Gewerbtreibenden ohne Kapitale nicht fürchten. Wäre die Thoraccise nicht, so würde vielleicht der Landmann, statt das lebende Kalb im Stalle zu verkaufen, das Kalbfleisch auf den Markt bringen, bei diesem Hemmschuh läßt er es aber bewenden. Waren die Taxen auch selten richtig, liefen stets Menschlichkeiten unter, so war doch bei den Gewerken, durch ihr Daseyn und die Furcht davor, aller Uebertheurung ein Ziel gesetzt.

Sonderbar ist es wirklich, bei der neueren staatswirthschaftlichen Gesetzgebung, daß diejenigen Gesetzgeber, welche die Gewerbefreiheit, Wucher, Höckerei und Willkühr, im Verkauf der ersten Lebensbedürfnisse eingeführt haben, selbst am mehrsten dabei leiden, da sie zur Klasse der Verzehrer gehören, und sie glaubten doch den Ueberfluß dadurch zu erzeugen.

Eine andere Ursache des Verfalls der Städte, besonders der Hauptstadt, ist allerdings die Concurrenz mit den Engländern, welche unsere Industrie nicht verträgt, da ihr der englische Arbeitsfleiß, die Maschinen, die Kapitale und die rohen Stoffe vom Auslande fehlen, welche die seefahrenden Britten aus der ersten Hand beziehen.

Aber diesen Verfall ist bei uns kein Gott aufzuhalten im Stande, da keine Sperre von Erfolg ist, weil sie nicht ausführbar ist. Die Bürgervereine gegen den Verbrauch der englischen Waaren sind löblich, werden auch helfen, wenn sie der Wirklichkeit nach zu Stande kämen, aber ich fürchte es geschieht nur der Form nach.

Eine dritte Ursache ist die: daß die Städte mehr

Digitized by Google

im Kriege gelitten und am Kapital verloren haben, als das Land, und wenn das letztere Lieferungsscheine vom Staat gezahlt erhielt, diese sehr wenige bekommen haben.

Die Städte, besonders die an den Etappenstraßen, haben weit mehr Truppen verpflegt, als das Land, da die Franzosen lieber in den Städten als auf dem Lande lebten; der Städter konnte nichts von seinen eigenen Erzeugnissen dem Soldaten vorsetzen, wie der Landmann, er mußte alles kaufen, und es fehlte den mehrsten Gewerben am Verdienst, mit Ausnahme der Wenigen, die für den Krieger arbeiteten.

Viertens ist das physiokratische staatswirthschaftliche System, das im Landbau allein eine Quelle des Nationalreichthum sucht und die Industrie nur als secundair betrachtet eine Zerstörerin der Städte.

Oben habe ich gezeigt, daß Reichthum nichts anders sey, als Anhäufung von Gegenständen von Werth, diesen bestimmt einerseits die Nachfrage, oder der Gebrauch, anderseits die Produktion, und die Quelle dieser sind Naturkräfte, Kapitale, Arbeitsfleiß und Talente.

Den Gebrauch der rohen Produkte, die der Landmann erübrigt, erheischen die Städter, sie geben ihnen Werth, wer also dieselben zerstört, vernichtet auch den Ackerbau, sie sind dem rohen Produktenhandel so nöthig, wie der Dünger dem Felde, und das Salz den Speisen.

Will man auf die Produktion günstig wirken, so errege und belebe man städtschen Kunstfleiß, und man belebt auch jene. Dieß war der Geist unsers alten staatswirthschaftlichen Systems, dem keine Professoren und auswärtige Systematiker, sondern gesunder Menschenverstand und Erfahrung vorstanden. Der Erfolg entscheidet über den Werth der neuen wie der alten

Lehre, die neue stürzt uns in Armuth, bei der alten befanden wir uns wohl.

Fünftens: der Verfall der Hauptstadt liegt, außer dem oben gerügten Mißverhältniß des Luxus des geringen Mannes und der Mittelklasse, so wie vieler Beamten zu ihrem Einkommen, darin, daß die Systematiker den irrigen Grundsatz aufgestellt haben:

die Regierung müsse keinen Zweig der Industrie und noch viel weniger die Hauptstadt direkt unterstützen, sondern den inneren Verkehr sich ganz allein überlassen und seinem natürlichen Lauf.

Dadurch mußte Berlin, welchem ohnehin der Krieg tiefe Wunden geschlagen, wohl zurückkommen, da vom großen Churfürsten an, alle Monarchen, so viel für die Residenz durch Verschönerungsbaue, durch Bauhülfsgelder, durch die Holzhofsanlage, durch Getraidemagazine ꝛc. gethan hatten.

Berlin ähnelt jetzt vielen großen Palästen in Pohlen, die von weitem in die Augen leuchten, die aber nicht ausgebaut sind, und worin die Armuth zu Tische sitzt. Man besuche die Stralauer und Köpnicker Viertel und das Voigtland, wenn man Armuth und Elend gepaart sehen will, beides würde wohl unsern gütigen Monarchen bewegen, seine milde Hand aufzuthun, trotz jenes neuen staatswirthschaftlichen Prinzips, wenn der Krieg nur die Mittel dazu gelassen hätte.

Hier ist die Frage aber von dem oben angeführten Prinzip und seiner Richtigkeit: daß die Regierung die Staatsentwickelung dem Gange der Natur überlassen solle.

Hätten Peter 1. und Preußens Monarchen dieß Prinzip befolgt, würde es wohl ein russisches und preußisches Reich geben? Würde Petersburg und Berlin, jenes aus den Sümpfen der Newa, dieß der Spree,

sich emporgehoben haben. Berlins Lage, in Sumpf und Sand, kann sich in seinem Glanze nicht erhalten, wenn die Monarchen nichts direkt für dasselbe thun, und wenn es nun einmal des Reichs Hauptstadt und Centralpunkt ist und bleiben soll, der Mittelpunkt der Staatsintelligenz, von wo Gesetzgebung und Verwaltung, das Reich der Ideen, und der Geldumlauf ausgehen soll, so müssen alle solche Institute erhalten und begünstigt werden, welche dazu beitragen, als auch der geringen Klasse eine erträgliche Existenz sichern, wie die Universität, Bau- und Malerakademie, Porzelain- und andere Fabriken, welche für den verfeinerten Luxus arbeiten, und Bauhülfsfonds, Manufakturfonds, Holzhof, Getreidemagaziene, Hospitäler, Invalidenhaus ꝛc. kurz alles das, was zu Friedrichs Zeiten da war.

Nicht der Finanzier muß über ihren Werth oder Unwerth, über das, was sie rentiren und kosten, befragt werden, sondern der Staatsmann in höchster Potenz, der diese Institute nicht nach dem Geldertrag abmißt, sondern nach dem Einfluß, den sie auf den ganzen Staat haben.

Ein solcher Staatsmann muß aber niemals unbedingt sich den Theorien und Systemen der Akademiker hingeben, die nur zu oft, wie jetzt, die Außenwelt mit ihrer einseitigen Brille ansehen, und wie sie sich in ihrem Gehirn darstellt, ohne sich je darin umgetummelt zu haben, sondern er muß ihre Ideen sichten, und die Spreu vom Waizen, die Goldkörner aus vielem Sande zu sondern verstehen, er muß eher noch mehr auf die Stimme des Volks hören und im Lande sich umsehen.

Wer jetzt bei uns die eigentliche Volksstimme mit der der Systematiker vergleicht, wird den grellsten Widerspruch vernehmen, jene aber in schönstem Einklang, diese mit sich selbst uneins. Kein Mensch der im prak-

Digitized by Google

tischen Leben sich befindet, wird die Gewerbsfreiheit, die Höckerei, Getraidetheuerung ꝛc. loben hören, oder den sichtbaren Verfall der Hauptstadt, er sey einheimisch oder fremd verkennen.

Merkantilsystem und sein Schöpfer Colbert, Industriesystem und sein Schöpfer Smidt, Physiokratismus und sein Schöpfer Quesnai, wo liegt die Wahrheit? wo die mehrste bürgerliche Freiheit? wo die mehrste Wohlhabenheit? In keinem von diesen Systemen, sondern im gesunden Menschenverstande, der weder nach Colbert das Staatswesen ganz und gar dem Hauswesen gleich behandelt wissen will, noch begreift: daß der Staat nach Smidt nichts weiter als eine Sicherungsanstalt der Privat-, Eigenthums- und Rechtsverhältnisse sey, und über den Physiokraten lacht, der nur den Sachwerth in den rohen Früchten der Erde sieht und doch vielleicht drei Scheffel Weizen für einen Streifen Brabanter Kanten weggiebt, oder für drei Conzerte der Madame Catalani; nebenher auch behauptet: daß der Staat nur allein von den rohen Erzeugnissen sein jedesmaliges Finanzbedürfniß befriedigen, die Brauer, Bäcker ꝛc. niemals besteuern sollte.

Ich will die höchste Wette eingehen, daß unter hundert vorzüglich guten Köpfen, denen zugleich Erfahrung beiwohnt, die reine Physiokratie vorgetragen würde, kein einziger seyn wird, der nicht darüber lachte, wenn ganz gewiß 100 schlechte Köpfe ohne Erfahrung solche weise finden werden. Derselbe Fall ist es mit den andern Systemen von Colbert und Smidt, man muß über die Handelsbalanz und ängstliche Landessperre des ersten, wie über die Behauptung Smidts lächeln: der Staat solle die Erziehung der Jugend ganz den Privaten überlassen und keinen Groschen darauf verwenden. Welche Kultur und Intelligenz müßte da nicht in Po-

len, und welche Stupidität nicht in Sachsen herrschen? Die Staatenregierer aus Büchern, und die Landwirthe nach Thaer, sie machen gewöhnlich banquerut, oder setzen ihr Vermögen zu. Darum ist denn eine rathgebende Landstandschaft so sehr zu wünschen, wo sie nicht vorhanden ist, um Erfahrung und Theorie zu mischen, und statt ihrer dienten bei uns sonst die Landräthe und Domainenbeamten, von denen viele in die Regierung eintraten, ohne Colbert, Smidt und Quesnai zu kennen. Der große Dombardt war Domainenbeamter, hatte nicht studirt, und wie wohl befand sich Preußen unter seiner Verwaltung.

Seit jene Theorie bei uns die Staatsmänner allein gebildet, seit dem haben wir so viele geschriebene Gesetze und wenig praktische Anwendbarkeit derselben, wir besitzen die hochbelobte längst ersehnte Gewerbefreiheit und daneben ums dritte Haus eine Brantweinschenke, eine Chokoladenfabrik, eine Conditorei, blaue Dienstage, *) gestiegenes Gesellenlohn und schlechtere Arbeit. Wir haben keine Fleischtaxen, das Pfund ist seitdem um vier, sechs, und das Kramergewicht um zwei Loth leichter geworden, und der Reichthum ist in der Klasse der Gewerke zu sehen, deren Gewerbe sonst taxirt wurde. Wir haben völlig freigegebenene Getraideausfuhr, Höcker ꝛc. die heillosen Magazine sind leer, und niemals war, selbst in gesegneten Jahren die Theuerung, die Armuth und Bettelei größer als jetzt. Nach der Theorie müßten wir uns aber außerordentlich wohl und im Ueberfluß befinden. Diesen Widerspruch mögen die Herrn Physiokraten aufklären, wenn sie können. Voraufig heben sich die Gutsbesitzer dabei, und lächeln darüber ins Fäustchen, wenn zwei Juden, die auf Lieferung

*) Blaue Montage haben wir bereits.

für die Armee spekuliren, z. B. im Oberbruch den Ankauf von Heu kommitiren, und Jakob spricht, er lasse immer pro Centner 1 Gr. mehr zahlen als Isack geboten haben würde. Sie, die ehemals verpflichtet waren in einer Reihe von 150 Jahren, das Heu für Normalpreise zu liefern, verlieren zu allerletzt, wenn die städtische Industrie durch Ueberthenerung vernichtet seyn wird, dann wird man Bürger und Gutsbesitzer weinen, Lieferanten Höcker, Aufkäufer, Bäcker, Fleischer ꝛc. nur noch lachen sehen.

Wie soll man denn aber regiren? Man soll die Umstände, die Zeiten, die Oertlichkeiten, die Volksbildung, die natürliche Lage des Staats und daraus von selbst hervorspringende Staatstendenz, das frühere Regierungssystem, wobei Wohlstand herrschte, berücksichtigen, modifiziren, weiter bauen, niemals alles einreissen und dann ohne Obdach seyn, und alle reintheoretische besonders auswärtige Systeme, wie der Hypochondrist seine Pulver, ins Feuer werfen.

Wie kann der städtschen Industrie überhaupt, in der Hauptstadt insbesondere, so wie der auf dem Lande im Königreich Preußen wieder aufgeholfen werden?

Meine erste Antwort auf jene Frage ist: durch eine thätige und aufmerksame Sicherheits- und Wohlfarthspolizei.

Sicherheitspolizei vorzüglich nur in dem Sinn der Beschützung der Persönlichkeit und des Eigenthums der Staatsbürger, weniger zur Sicherung der Regierung und des Throns vor Aufruhr.

In letzter Hinsicht haben Staaten hin und wieder sich genöthigt gesehen, eine geheime Polizei einzuführen, andere bedurften ihrer gegen geheime Umtriebe auswär-

Digitized by Google

tiger Feinde, und in beiden Fällen ist sie leider ganz an ihrem Ort, denn wehe dem Staate, wo sie nöthig ist.

Es giebt eine Menge von Schwätzern und delirenden Schriftstellern, welche unter allen Umständen die geheime Polizei für verwerflich halten.

Da, wo $\frac{7}{8}$ der Staatsbürger verdorben, $\frac{1}{8}$ nur erträgliche, gute, ruhige, sittliche Leute sind, da wird die Regierung sich wohl genöthigt sehen, gegen die geheimen Umtriebe jener, List und geheime Vertheidigungsmittel, zu gebrauchen, so wie bei einer Belagerung der Minenkrieg geführt wird.

In Republiken bedarf man ihrer mehr, wie in festbegründeten erblichen Monarchien, und die auf rein theoretische Redensarten begründete, Republik Frankreich, hat die geheime Polizei aufs vollkommenste eingerichtet, indem sie einen Bösewicht durch einen andern, beide durch einen dritten bewachen ließ. Wenn Nordamerika davon eine Ausnahme macht, so liegt das darin, daß hier die bürgerlichen Verhältnisse noch nicht so verwickelt sind, und die Bevölkerung nicht so groß, die Subsistenz nicht so schwer ist, wie in Frankreich.

Friedrich II. brauchte keine geheime Polizei, und schlief bei offnen Thüren, und wir brauchen ihrer heute noch nicht, wenn wir die Erziehung der Jugend keinen schlechten Händen, oder Phantasten und Narren anvertrauen werden. Aber eine Privat-, oder ich möchte sie Civilsicherheitspolizei nennen, bedürfen wir gegen Vagabonden, Bettler, Diebe, Betrüger ꝛc. und zur Ausübung einer Handhabe, sie heiße Gensd'armerie oder Landreiter, der Name machts nicht aus, und auch bei jener Klasse wird eine geheime Beobachtung an ihrer Stelle seyn.

Die Sicherheitspolizei soll dem Verbrechen zuvor kommen, und solches im Entstehen vereiteln, wenn dieß

ihr Zweck ist, so darf sie ihre Maaßregeln nicht öffentlich treiben und z. B. nicht eine General-Landesvisitation Wochenlang vor der Ausführung ansagen. Sie wird berufne Schenken und Schlupfwinkel für Diebe und Mörder in den Wäldern insgeheim beobachten lassen, und in einer Diebesbande einen Theilnehmer sich erkaufen müssen, um die übrigen sicher einzufangen.

Soll es der langsamen Justiz überlassen bleiben, nur das vollzogene Verbrechen zu bestrafen, soll die Regierung es nicht hindern dürfen, so würden die rechtlichen Bürger bald den schlechten erliegen, und diese zuletzt die Gerichtshöfe bilden, eine geheime Polizei gegen jene einführen, Tugend und besonders Reichthum zu Verbrechen stempeln, und methodisch rauben und morden, gleich wie der Wohlfarthsausschuß in Paris 1793 und 1794. Lächerlich ist es, wenn faselnde Schwätzer behaupten: die Sicherheitspolizei sey nicht Staats-, sondern Communalsache, der Staat habe sich gar nicht darum zu bekümmern. Allerdings mag in erster Instanz den Gemeinden die Polizeiverwaltung zustehen, aber die Staatspolizei muß das Ganze umfassen, wer hält sonst die Gemeinden in Ordnung?

Was die Wohlfarths- und Gewerbepolizei betrifft, so will ich hier nicht von der Aufsicht auf Gesundheitsanstalten, Bauwesen, Landstraßen ꝛc. reden, sie versteht sich von selbst, sondern nur von einer Marktpolizei, von der Aufsicht auf Verproviantirung der Städte von Taxen, Vor- und Aufkäuferei, von Gewerbefreiheit ꝛc. welche Gegenstände von den neueren Staatswirthen der Polizei entzogen, und der Concurrenz der Käufer und Verkäufer, und dem natürlichen Gange des Handels überlassen worden sind, besonders aber die Hauptstadt auf eigner Kraft sich allein stützen lassen wollen. Sie haben vollkommen Unrecht, und säßen sie weniger in

ihren Verkauf, als daß sie die öffentlichen Märkte besuchten, so würden sie sich davon überzeugen.

Der ganze preußische Staat ist mehr künstlicher als natürlicher Art, und die Hauptstadt ist nicht aus der Idee entstanden, daß sie von den Früchten des sie umgebenden Ackerbaus und ihrer natürlichen und städtischen Industrie und Handel blühen sollte; erwiedert man darauf: dann sey sie ein Treibhaus, so mag dieß seyn, auch Treibhäuser haben ihre Lichtseite, und es kömmt nur auf die Frage an: Soll Berlin eine glänzende Hauptstadt der preußischen Monarchie bleiben, oder soll sie zur Provinzialstadt der sandigen Mark hinabsinken? Im ersten Fall bedürfen wir einer thätigen Aufsicht über eine hinlängliche nicht übertheuerte Verproviantirung an Lebensmitteln und Holz, einer Marktpolizei der Taxen, und Vernichtung der kleinen Markt-, Straßen- und Thorköckerei und Aufkäuferei, im letzten Fall kann man mit der Zeit auf den öffentlichen Märkten und in entlegenen Straßen das wachsende Gras verpachten, und den Thiergarten bis an den Gensd'armenmark ausdehnen.

Die Herren Physiokraten schreien zwar einstimmig, man solle nur die Früchte ihres vortrefflichen Systems reif werden lassen, das sie 1808 und 1810 ausgesäet haben. Ich denke aber, daß es in 8 bis 10 Jahren wohl reife Früchte hätte tragen können, wenn es sonst nur wollte oder könnte.

Eben so sind die preußischen Provinzen nur künstlich zum Ganzen verbunden, soll hier alles dem natürlichen Gange überlassen werden, so ist Auflösung die nothwendige Folge, das Ganze zerfließt in seine einzelnen Theile, und jeder einzelne Theil hat dann nicht Selbstständigkeit genug, sich zu erhalten, er wird anderwärts angezogen.

Digitized by Google

Die preußische Industrie bedurfte einer fortgesetzten Unterstützung und der polizeilichen Aufsicht, da ihr beides entzogen und sie der Natur überlassen wurde, mußte sie verwelken, schreien nun auch die Physiokraten: dann ist sie eine Treibhauspflanze! Was schadet es? Werden doch ausländische Pflanzen, die man einheimisch machen will, auch erst vorzüglich gepflegt, warum nicht die Industrie?

Zur Aufrechthaltung der Industrie gehört Kapital, haben es viele Einzelne nicht, so hat es doch das Ganze, und kann dann kostbare Maschinen ꝛc. beschaffen. Darum denn wieder Meliorations und Manufakturfonds herbeigeschafft.

Die Gewerbefreiheit und die Auflösung der alten wohlthätigen Zunftverhältnisse hat der Liederlichkeit und Unsittlichkeit Thür und Thor geöffnet, fort damit. Man stelle das Zunft als Erziehungswesen, nicht als Monopol wieder her, und gebe kein Patent zu Gewerben denen die nichts haben und nichts verstehen.

Vor allen thut eine strenge Gesindepolizei in Stadt und Land Noth.

Als die Erbunterthänigkeit aufgehoben wurde, schlug das schlesische Gouvernement eine gute Gesindeordnung vor, das damalige Ministerium verwarf sie als ein Surrogat der Erbunterthänigkeit, und machte den Gesindedienst von der Concurrenz der Nachfrage und der Lust zu dienen und von dem Gesinde abhängig, voraussetzend, der tüchtige Dienstbote werde gesucht und hoch besoldet, und dieß ein Stimulus für den Faulen werden, sich zu bessern. Da aber der Lohnherr niemals ohne Gesinde seyn, der Dienstbote aber häufig andere Erwerbszweige suchen konnte, die ihm weniger Arbeit und Mühe kosteten, so mußte jener auch den Faulen mit Geld aufwiegen, und der Dienstbote suchte den leichte-

sten

sten und zugleich lucrativesten Dienst zu erhalten. Daher denn der Andrang der Dienstboten in den Städten, und der Mangel daran auf dem Lande.

Die Erbunterthänigkeit konnte, samt Dienstzwang um geringeres als sonst, bei freiem Gesinde, übliches Lohn, abgeschafft werden, dagegen war aber durch eine Gesindeordnung festzusetzen heilsam:

daß jeder auf dem Lande Geborene, der zur Klasse der Dienenden zu rechnen, erst 2 bis 3 Jahr dem Ackerbau gedient haben müsse, ehe er sich in der Stadt vermiethen könne, es sey bei welchem Ackerbesitzer es wolle.

Der Ackerbau muß erlernt werden, und erfordert seine Leute; unter allen Gewerben ist er der mühsamste, wozu die eigene Neigung selten antreibt, es ist daher Zwang noch nöthig, so wie ein Erziehungswesen für das Gesinde — um es nicht zu verderben — besonders, wo erst eben Leibeigenthum und die mildere Erbunterthänigkeit aufgehoben worden sind, und der Bauerknecht noch keinen ächten, Sinn für persönliche Freiheit hat, und sie nicht einmal für sein Interesse zu benutzen versteht, sondern sich der Faulheit und Sinnlichkeit ergiebt.

In den Städten ist nun die Zügellosigkeit des Gesindes allbekannt, und wenn allerdings eine bessere Erziehung und rege gemachtes Gefühl für Religion hier am vorzüglichsten helfen können, so muß doch die Polizei so lange die Stelle ersetzen, bis jene wieder bei uns eingekehrt sind, und ihre wohlthätigen Folgen äußern.

Ein zweites Mittel um den Wohlstand zurückzuführen, ist eine auf Fleiß, Sittlichkeit und Religion in den untern Ständen hinwirkende Erziehung.

Es ist sonderbar, aber wahr und bemerkenswerth, daß in den höheren Ständen Sittlichkeit und Religiosi-

tät bei der Jugend in demselben Grade seit 10 Jahren zugenommen, als sie sich in den untern Ständen vermindert hat.

Wenn man auch der vornehmeren Jugend wegen ihrer rohen Manieren, ihrer Anmaßung und irrigen politischen Grundsätze keine Lobrede halten kann, so muß man ihr doch das Zeugniß geben, daß sie keuscher, natürlicher und in sofern moralisch besser geworden ist, als ihre Väter gewesen sind, und wenn das Turnwesen hierauf Einfluß gehabt hat, so ist es löblich, auch ist ein edles Streben in dieser Jugend, würde es nur besser gerichtet, und wollte der Staat nur der Gesinnungen der Lehrer sich bemächtigen, daß sie mit ihm einverstanden wären.

Aber in einem hohen, ja in einem faß unglaublichen Grade ist das Sittenverderbniß bei der Jugend der geringen Klasse in Stadt und Land dagegen einheimisch, bei den Handwerksgesellen, Dienstboten und Ackerknechten und Mägden. Und dieß vorzüglich seit dem Kriege. Die Unzucht wird schaamlos, ja öffentlich am hellen Tage getrieben, das junge Volk versäumt den Gottesdienst und die heiligen Sakramente, es achtet weder der väterlichen, der hausherrlichen, noch richterlichen Gewalt mehr, es ist dem Sof, Betrug und allen Lastern ergeben, weiß alles besser und ist dem Fleiß abhold.

Dieß Unglück rührt theils von der allgemeinen Sittenunreinheit und dem Irrglauben her, die vor 20 Jahren unter den höheren Ständen herrschten, und sich nach und nach den untern mitgetheilt haben, theils von der Lauheit, womit die Geistlichen ihr Amt verwaltet, theils vom Kriege und den einquartierten, in allen Lastern geübten, französischen Kriegern.

Hier also ist ein weites Feld voll Unkraut, worauf die Geistlichkeit und die Schule sehr thätig arbeiten und

Digitized by Google

es zum Guten wieder geschickt machen, und sich wohl hüten muß, dieser verdorbenen zügellosen Klasse, die jetzt so häufig statt findenden verkehrten Grundsätze von bürgerlicher Freiheit und Gleichheit zu predigen, die, wenn sie nirgends taugen, hier nur Zügellosigkeit hervorbringen würden.

Ein drittes Mittel, besonders für die Hauptstadt, bestände in der Ausführung eines großen Colonisationsplans aller brodlosen Fabrikanten, und ihre Ansiedlung auf Domainen als Gärtner im Posenschen Departement, so wie der Anlegung von Correktionshäusern für diejenigen, welche nicht arbeiten wollen.

Das Posensche Departement ist noch wenig bevölkert, es hat, besonders in den königlichen Domainen, einen fruchtbaren Boden, einen üppige Vegetation, Ueberfluß an Holz, Torf und wohlfeilen Lebensmitteln, dagegen Mangel an der gewöhnlichsten Industrie, an Leinwandweberei, Holzwaarenfabrikation u. s. w.

Wenn man die armen Fabrikanten hier mit 3 bis 9 Morgen Land, einem Wohnhaus, 2 Kühen und einem Weberstuhl ausstaffirte und mit Handwerkszeug, so können sie leicht sich forthelfen, und die Mischung mit den rohen polnischen Landleuten wird auf die fortschreitende Kultur günstig einwirken.

SOCIETÄT

II.

Die preußische Staatsdienerschaft

von

F. v. Cölln.

Man hat in neueren Zeiten so viel von Despotie der Beamten, Ministerwillkühr, Schreiberunwesen, Büreaukratie, von der Unbrauchbarkeit und Partheiligkeit der Staatsdiener in ständischen Angelegenheiten, so wie von ihrer Abhängigkeit vom Fürsten, gesprochen und geschrieben, daß es wohl an der Zeit seyn dürfte, hierüber, was Preußen anlangt, mehr Licht zu verbreiten, freimüthig und wahr.

Bekanntlich war der preußische Monarch bisher, seit dem Churfürsten Friedrich Wilhelm I. größtentheils unumschränkter Herr, einige wenige alte ständische Rechte abgerechnet, die, Schlesien ausgenommen, wo es *) keine gab, in den alten Provinzen von der Ritterschaft, Prälaten und Städten ausgeübt wurden, und die der Landtagsrezeß von 1653 in der Mark Brandenburg nach-

*) Seit 1742.

wiesen, denen die von Magdeburg und andern Provinzen ähnlich sind. Sie bestanden vorzüglich in der Steuerfreiheit des Adels, in dem Recht der freien Religionsübung, Bewilligung direkter Steuern, der Wahl des Landraths u. s. w., der Bauernstand hatte keine Rechte (ständische nämlich).

In der Hauptsache waren alle obersten Staatsgewaltzweige, die gesetzgebende, richterliche und ausübende Macht, im Monarchen vereint, der Monarch übertrug solche seiner Staatsdienerschaft, welche sich in die der Justiz und der Kammern theilte, jene übten das Richteramt, diese die allgemeine Landes-, Wohlfarths-, Sicherheitspolizei und die Finanzverwaltung; die Gesetzbearbeitung war einer Commission von Juristen und Kameralisten anvertraut. Der Monarch hatte sich selbst in so fern beschränkt, daß er jeden Eingriff in die Justizverwaltung seinerseits für unerlaubt und nichtig erklärte, und wo es auf das Finanzinteresse ankam, seinen Unterthanen erlaubte, in Collisionsfällen Fiscum als Privatmann vor Gericht zu verklagen. Die Justiz- und Kammeralverwaltung geschah kollegialisch von oben nach unten, und die Arbeiten waren in den Kollegien, theils nach Materien, theils nach Provinzen und Kreisen vertheilt. Ohne geprüfte Sachkenntniß sollte kein Staatsdiener angestellt werden.

Friedrich nannte sich selbst den ersten Staatsdiener, ihm schwebte der Staat als ein Institut in der Idee vor, das vorhanden sey, um einen Kreis von Menschen (Unterthanen) auszubilden, ihr Wohlseyn zu befördern, und ihm eine behagliche Existenz zu verschaffen; die Staatsdienerschaft war dazu das diensame Instrument und der König ihr Vorstand. Daher wurden alle, anderwärts gebräuchlichen, Unterscheidungen des Fürsten und Volksinteresse, so wie die Kassen beider, Fiscus

und Aerarium, Kammergut und Landstandkasse, ausgelöscht. Alles war Staatsgut und floß zuletzt in eine Kasse, und der König bestimmte für sich nur ein mäßiges Einkommen zu seiner Subsistenz.

So ist die Regierung bis auf den heutigen Tag fortgegangen, und wenn Preußen unstreitig eine hohe Stufe der Ausbildung erreicht hat, so verdankt es solche jenem System.

Man ist jetzt damit unzufrieden, man will es ändern, Landstände einführen, und diesen die Gesetzgebung anvertrauen, die Staatsdienerschaft davon ausschließen, die man für Fürstendienerschaft hält, und sich dabei ein getrenntes Fürsten- und Volksinteresse denkt. Man will dieß alles, um den Entwickelungsprozeß des preußischen Staats schneller zu fördern, und wer will es? eben jene Staatsdienerschaft, (vorzüglich) der, wie oben angeführt wurde, ihre Competenz in Regierungsangelegenheiten streitig gemacht wird.

Ein feindseeliges Gegenüberstehen des Fürsten und Volks, wie in andern deutschen Ländern, kennen wir bei uns gar nicht, sondern, wie schon oben gesagt wurde, der Staat ist bei uns eine ideale Institution zum Besten des Volks gewesen, der König und Dienerschaft vorgestanden. Man kann auch nicht bestreiten, daß bisher hier viel für diese Idee geschehen ist und zwar alles von der Dienerschaft, ja selbst die jetzige Sehnsucht nach Ständen wird von der Dienerschaft, vorzüglich betrieben, weil sie solche für den Staatszweck als heilbringend ansieht.

Die Stände *) werden auch bedingt heilbringend seyn, wenn man solche aber als eine getrennte selbstständige Staatskörperschaft hinstellen will, würden sie verderblich und unheilbringend würken.

*) Volksvertretung, nicht die alten Stände.

Hier meine Gründe:

Angenommen, daß die preußische dirigirende (nicht subalterne) Staatsdienerschaft, und dieß war der Fall, stets nur den Staats als ein ideales Institut und als Mittel zum Entwickelungsprozeß der Staatsmitglieder vor Augen hatte, den Monarchen nur als ihren Vorstand in diesem Streben, und niemals als ein vom Staat getrenntes, solchen wie eine Domaine benutzendes, Wesen betrachtete, so daß das Volk mit ihm im Widerspruch stehen könne, so fand doch nur zu Friedrichs Zeiten ein System für diesen Zweck statt, wonach jeder untergeordnete Beamte sich richten mußte. Seit seinem Tode ward dieß System durch die Lehren der neuen Staatswirthe durchlöchert, und da diese Neuerer häufig verschiedener Meinung waren, in Königsberg anders wie in Halle Staatsmänner gebildet wurden, so entstand eine schwankende Gesetzgebung, die sich oft selbst widersprach, je nachdem der gesetzgebende Beamte gebildet war, diesem oder jenem System huldigte. Da die gesetzgebende Dienerschaft auch nur nach einem Ideal und nach reiner Theorie und abstrakten Begriffen sich bewegte, so folgte von selbst, daß sie die Anwendbarkeit zu wenig berücksichtigte, zu oft solche gar nicht einmal kannte. Fremd war ihr der Bildungsgrad der Gehorchenden, und der Boden, auf dem sie pflanzte, daher eine Fluth von Gesetzen, ihre mangelhafte Ausführung und hinter jedem Edikt ein Packwagen voll Deklarationen.

Wo kein Gesetz erlassen werden darf, ehe es von Ständen begutachtet worden ist, welche stets ihre Interessen vertreten, unterdeß der Staatsdiener nur Ideen befolgt, da kann kein unpassendes Gesetz erlassen werden; freilich wird man einer guten Idee oft Hindernisse in den Weg legen, wenn sie die Interessen einzel-

Digitized by Google

ner Mächtigen scharf berührt, dieß geschieht aber auch dann, wann diese Idee schon als Gesetz bekannt worden ist.

Außerdem kann ein ständisches Collegium, das den gebildetsten Theil des Volks in der Residenz aus allen so verschiedenen Provinzen in einer Körperschaft darstellt, den großen Nutzen gewähren, daß es die Grundlage zu einer preußischen Volkseinheit wird, und die verschiedenen Culturabweichungen ausgleicht; es kann ein großes wirksames Volksbildungsinstitut seyn, und in sofern es die verschiedenen Volksinteressen, als des Ackerbaus, der Industrie und des Handels vertritt, die Staatsdienerschaft aber die reine Idee des Staats als vorzügliches Entwickelungsinstitut vor Augen haben soll, so werden beide, die Landstandschaft wie die Staatsdienerschaft, sich wechselseitig durch ihre häufige Mittheilung vervollkommen, und zeitgemäßere, vollendetere, ausführbarere Gesetze zu Tage fördern, als von einem oder dem andern Theil allein zu erwarten wäre; die Stände würden, wo es nöthig, manches ihrer Interessen der Idee, und die Staatsdiener manche ihrer Ideen dem Interesse opfern müssen. Durch Kraft und Gegenkraft und ihre Reibung wird ein tüchtiges Produkt hervorgehen, wenn ein drittes höchstes unumschränkt entscheidendes Wesen über beide schwebt, von dem alle Staatsgewalt in ihrer Wurzel ausgegangen ist, und in der höchsten Spitze sich wieder in ihm vereinigt. Dieses höchste ist der König. Ihm feste Schranken durch Stände setzen wollen, hieße alle Regierung vernichten. Diese Schranken finde er in der Natur seines höchsten Amts selbst, und fände er sie nicht, so würde er in ihm und mit ihm der Staat untergehen.

Preußen kann nicht mit andern deutschen Mächten verglichen werden, die ehemals unter der höchsten Macht

von Kaiser und Reich standen, die über Fürstenpflicht und Volksrechte in letzter Instanz entschieden, es ist selbstständig. Wollen Europens großen Mächte mit ihren Völkern gesellschaftliche Grundverträge schließen, so müssen sie einen europäischen Kaiser und Reich schaffen, der über diese Grundverträge wacht. Einen gesellschaftlichen Grundvertrag ohne höchsten Bürgen und Richter statuiren, und einem von beiden Theilen die Ausführung anvertrauen, dem Fürsten oder dem Volk, heißt jeden Staat über kurz oder lang auflösen, den offnen oder geheimen Bürgerkrig in ihm organisiren, und ein Gebäude ohne Dach, einen Thurm ohne Spitze bauen.

Einen außerordentlichen Nutzen kann eine Landstandschaft für die Finanzverwaltung dadurch bringen, daß sie die oberste Finanzkontrolle in sich schließt, unabhängig von der Staatsdienerschaft. Dieser obersten Rechnungsbehörde müssen alle Rechnungen zur Revision vorgelegt, und die Finanzverwaltung davon abhängig gemacht werden.

Verkehrt scheint es mir aber, den Ständen bei uns das volle Steuerbewilligungsrecht einräumen zu wollen, wenn es auch von Nutzen seyn wird, sie über alle Einnahme-Etatspositionen mit ihrem Rath zu hören, denn diejenigen, welche nur ihre Interessen beachten, sind nicht geeignet, ein entscheidendes Widerspruchsrecht auszuüben, wenn diese Interessen besteuert werden sollen, dadurch werden nur zu oft staatsverderbliche Hindernisse und Hemmungen entstehen, wenn Krieg zu erklären und von Verbesserungen die Rede wäre, aber da ihnen als Interessenten die Oertlichkeiten besser bekannt sein werden als der Staatsdienerschaft, so werden sie vorzüglich geeignet seyn, die Steuerlast unter sich zu vertheilen, wenn früher ausgemacht und entschieden worden, wie

viel vom Ackerbau, Industrie und Handel, getragen werden soll. Wenn es thörigt ist diejenigen, welche geben sollen, bestimmen zu lassen, ob sie geben wollen, so verstehen sie doch am besten den gerechten Maaßstaab zu finden, wie gegeben werden soll. Und besonders im preußischen Staat muß man das Ob nicht den Interessenten, den Ständen überlassen, da der Fürst sein Kammergut längst für Staatsgut erklärt, solches der Steuerlast unterworfen, oder den Ertrag doch der General-Staats-Kasse einverleibt hat, statt daß anderwärts dieß Kammergut als ein Privateinkommen des Fürsten angesehen wird.

Man hat häufig behauptet: die Landstandschaft, mit dem Steuerbewilligungsrecht ausgerüstet, sey als ein Damm gegen fürstliche Willkühr zu betrachten. Gegen starke Fürsten hat sie diesen Charakter nie und nirgend behauptet, diese wußten stets, entweder durch Gewalt, oder durch List und Bestechung (wie das englische Ministerium) ihren Zweck zu erreichen. Diese krummen Wege sind in England die ersten Urheber der Staatsschuld gewesen, unter deren Last das Volk jetzt erliegt.

Gegen schwache verschwenderische Fürsten kann eine Landstandschaft einen festen Damm abgeben, da aber unter einem solchen die Minister allmächtig sind, diese aber wegen der Finanzverwaltung den Ständen und ihrer obersten Rechnungsbehörde verantwortlich sind, so werden ihnen dadurch genügsam die Hände gebunden, besonders, wenn der Fürst ein jähriges festes Hauseinkommen erhält, und festgesetzt wird, daß die Bewilligung einer Erhöhung desselben von den Ständen abhängig gemacht werde, welches kein Steuerbewilligungsrecht enthält.

Ich halte es für einen traurigen Wahn, der jetzt so viele Köpfe bethört, daß sie behaupten:

Digitized by Google

besoldete Staatsdiener wären überflüssig und stets Fürstenknechte, der sie ernenne und bezahle, das Volk könne durch Gewählte sich selbst ohne Kosten regieren, und die Staatsämter als Ehrenposten ohne Sold austheilen.

Dieß kann bei Völkern geschehen, die in ihrer Kindheit sind, oder in Stadt- oder Dorfgemeinden, in einfachen Gemeindeangelegenheiten. Wo aber die Kultur und Civilisation auf einer Stufe steht, wie in Europa, wo Tausende auf einer □Meile wohnen, wo die Theilung der Arbeit, der Gewerbe und des Einkommens so weit gediehen ist, und die bürgerlichen Verhältnisse sich so durchkreuzen, wie bei uns, da wird das Regieren und Richten eine Wissenschaft und Kunst, die man nebenher bei bürgerlichen Erwerbzweigen des Ackerbaues, der Industrie und des Handels, weder zu betreiben Zeit übrig hat, noch es versteht.

Wir sehen es ja zur Gnüge selbst bei städtschen Gemeindeangelegenheiten, welche von Gewerbetreibenden Bürgern verwaltet werden, wie oft sie ihr Gewerbeinteresse dem Stadtinteresse vorsetzen, würde es im Staate besser gehen?

Der Staatsdiener muß der reinen Idee des Staats und den Wissenschaften huldigen, welche dahin führen, den Staat immer vollkommner zu entwickeln, und es ist fehlerhaft zu dulden, daß ihm nebenher der Besitz von liegenden Gründen, oder das Treiben bürgerlicher Nahrung erlaubt sey, das hat immer üble Folgen bei uns gehabt, und unter andern viel zu lange die Idee in der Ausführung aufgehalten, die bäuerlichen Verhältnisse so zu reguliren, wie es neuerdings geschehen ist.

Mit Recht hat man das Zuvielregieren der Staatsdienerschaft bei uns getadelt, das sie bis zu den Innern jeder Hütte ausdehnte, die Vielschreiberei, den

Schlendrian und andere Mißbräuche mehr, werden diese aber den guten Gebrauch aufheben? Wahrlich der Bauer vom Pfluge, der Meister aus der Werkstelle, der Kaufmann aus seinem Laden, und der Edelmann, der bis jetzt vorzüglich dem Waidwerk, dem Stalle, den Charten, und wenn es hoch kam, seiner Landwirthschaft oblag und ihr seine Zeit widmete, wie wollen sie alle, oder einige, die jetzt so verwickelte Staats- und Regierungskunst üben, welche kennen zu lernen, ein fortdauerndes Studium und langjährige Uebung erfordert?

Fortschreiten würden wir dadurch nicht, Rückschreiten ganz gewiß.

Es ist doch wahrlich ein lächerliches Geschrei, welches jetzt allenthalben gegen die Staatsdienerschaft, nicht gegen ihre Mißbräuche, sondern gegen das Institut selbst, ja leider selbst von Staatsdienern gerichtet wird.

Sind die Staatsdiener nicht auch aus dem Volke genommen, will man diejenigen von sich weisen, die lebenslang es sich zum Studium machten (denn das ist ihre Aufgabe) wie sie den Staat seinem Zweck gemäß immer mehr vervollkommeten? Was sind denn die aus der Landstandschaft ernannten Commissionen oder Ausschüsse anders als Staatsdienerschaft, nur mit dem Unterschied, daß jene sich Jahre lang zu ihrem Fach vorbereiteten, diese nichts oder wenig davon verstehen, jene ex deligatione des Fürsten, diese ex deligatione der Stände handeln. Delegation muß stets und allenthalben zum Grunde liegen.

In welche Verlegenheit würden unsere Staatsverbesserer kommen, die jetzt aus ihren Zeitungsbuden, oder

Digitized by Google

vom Katheder herab, oder in Flug- und Zeitschriften, oder auf offnem Markt, ein neues Deutschland, ein neues volksthümliches Reich mit Witz und scharfen Schriftzügen, oder mit geläufigen Sprachorganen und derben Fäusten, mit gleißnerischen Worten oder superfeiner Dialektik, aufbauen, wenn irgend eine Gemeinde sie zur Landstandschaft absendete, und diese sie nun in irgend einem Ausschuß, etwa zur Darlegung zweckmäßiger allgemeiner Grundsätze eines neuen Catastres, brächte. Welch jämmerliche verzweifelte Rolle würden sie hier spielen, die von allem reden und nichts verstehen? *)

*) So versichert neulich der deutsche Beobachter die schlesische Scheidemünze, unter dem Namen Böhmer, wäre so genannt, weil sie aus Böhmen durch das Papiergeld nach Schlesien verdrängt worden wäre. Man muß grade so unwissend seyn wie Freund B., um die Dreistigkeit zu besitzen, solche unrichtige Thatsachen, die jeder schlesische Kuhhirte widerlegen wird, zu behaupten. Er, der nicht weiß, daß die Böhme (nicht Böhmer) eine alte schlesische Landesmünze sind, will uns im Münzwesen Belehrungen geben.

Wie weit die Arroganz unser Staatsreformatoren geht, beweißt unter andern auch die Rede eines achtjährigen Turners an Herr Arnd (im deutschen Beobachter) worin der Knabe behauptet: die Turner würden ein neues Deutschland errichten, da die Turnschulen doch keine moralisch-politische Bildungsanstalt des Kriegers seyn sollen, so muß man wohl annehmen, daß das neue Deutschland mit den Fäusten erbaut werden soll.

Uebrigens glaube ich, daß aus dem Turnwesen so wenig ein chimärisches Deutschland hervorgehen kann, als man im Stande ist, aus einem Hechtskopf die Passionsgeschichte bildlich darzustellen.

Digitized by Google

Einem jeden wiederfahre sein Recht, man ehre eine wissenschaftlich gebildete Staatsdienerschaft, und eine aus dem Volke gewählte Landstandschaft. Beide vereinigt, und durch sie das Ideale mit dem Realen vermählt, können ein gutes dauerhaftes Fundament eines Staats ausmachen, auf dem das Königthum in höchster Potenz selbstständig ruht, und mit ihm das Heil des Volks.

III.

Ideen

über das Preußenthum,

in abhandelnden, geschichtlichen, dramatischen, romantischen und auch satyrischen Formen ausgesprochen.

SOCIETÄT

Von

Julius von Voß.

Zweites Bändchen.

Geld in Metall und Papier.

(Fortsetzung.)

Man hat die Kornausfuhr zu einem einsaugenden Gefäß machen wollen, das reichlichere als gewöhnliche Ausdünstungen — im Kauf von Erzeugnissen, die man

daheim auch erzielen könnte — ersetzen würde. Die Idee, als eine überphysiokratische, war, in Absicht auf die Staatstendenz, grund falsch, und hat sich auch in der Erfahrung übel genug bewährt. Sie machte zu dünnes Blut. Auch in der Folge würde man sich um so mehr dabei verrechnen, als unser Getraide immer weniger Absatz ins Ausland finden kann. Wer soll uns denn viel abkaufen? England? Es befördert seinen Landbau jetzt so, daß es, vornehmlich, wenn die Flotten abgetakelt sind, bald selbst wird Getraide ausführen können. Verkauft man hingegen eigentlich nur wenig — zieht daher nicht viel Geld herein — es wirkt aber auf die inländischen Preise übererhöhend zurück, wird Kunsttheurung daraus, Herabsetzung des Geldwerths, dünnes Blut und Schwäche. Das war eine von den mannichfaltigen Prognosen der großen akuten Staatskrankheit von 1806 die noch chronische Wehen empfindet, und über deren Reconvaleszenz — um uns einmal ganz ärztlich auszudrücken — noch manches Jahrzehend hinfließen wird.

Dieß kam daher: man umging die Staatstendenz, wankte hinaus, gab sich Zeitmeinungen übereilt hin, deren falsche Sätze eben die Tendenz gleich erkannt haben würde. Zu solchen gehört der heillose Satz, den hundert Lehrer staatswirthschaftlicher Elemente auf Glauben einander nachbeten:

Theurung beweis't, daß viel Geld vorhanden sey, und seine beträchtliche Vermehrung muß nothwendig ein Steigen der Preise zur Folge haben.

Das ist so eine Abfertigung der Vernunft, wenn sie einmal gegen den stolzen Systemkram sich auflehnt, oder auch der einmüthigen Vaterlandsliebe, die in der Regierung einen Vorstand der Gesammtheit sieht, und nicht des Partikularvortheils. Als Joseph

die Egypter betrügen wollte, kaufte der schlaue Wucherer ihnen sieben Jahre lang das Getraide ab, auch das zur Saat endlich, und so mußten die prophezeihten schlechten Jahre von selbst folgen. Im Anfang erhielten die Landbesitzer freilich Geld, doch nur, um es ihnen späterhin zehnfach wieder abzunehmen. Wenn nun späterhin das Getraide und in seinem Gefolge, tausend andere Dinge, in einem unerschwinglichen Preise standen, konnten die Egypter da sagen: viel Geld muß doch in unserm Lande seyn? Ein ähnliches Josephkunststück machten die Engländer einmal in Ostindien, wo sie in einer ganzen Landstandschaft die Reisernte des Jahres kauften. Dann wurde jedoch um einen dreißigmal höheren Preis wieder feilgeboten. Mangel war nicht da, die Ernte sehr ergiebig gewesen, aber die hohen Preise bekundeten nun einem dergestalt verbreiteten Wohlstand, daß die Einwohner zu tausenden den Hungertod starben. In England ist es theuer, sagt man, eine Folge des Geldreichthums. Sollte aber die Theurung mit dem vorhandnen klingenden und papiernen Gelde aller Art in dem behaupteten Verhältniß stehen, müßte das Pfund Brod ein Pfund Sterling gelten. Es ist ganz und gar nicht nöthig, daß ein einzelner Bürger, wenn er mehr als gewöhnlich erwirbt, auch mehr als gewöhnliche Ausgaben machen, und nach Maaßgabe dort, zu hohen Aufwand schreiten werde. Er kann auch leben wie bisher — oder ein wenig besser — und den Gewinn klüglich zu Rathe halten. So kann auch im Staate viel Geld, bei niedrigen Preisen erster Nothwendigkeiten, vorhanden seyn, und das ist ächter Wohlstand, eigentlicher doppelter Staatsreichthum. Es ist viel Geld da, und das Geld gilt auch viel. Die Zinsen gehen dann auf ein Weniges herunter, aber das Wenige ist, was sonst viel seyn würde. Vortrefflich.

Der

Der Staat kann — wie der einzelne Mensch — zu viele, kraftraubende, endlich wohl erschöpfende, Bewegung unternehmen. Letztere in unglücklichen, oder vielen unnöthigen, Kriegen, und Jene, wenn zu viele Arbeit, die nicht lohnt, veranstaltet wird. Ueberladungen, oder schlechten Nahrungsmitteln zu vergleichen, aus denen Krankheit entsteht. Uebel berechnete Fabrikenanlage gehört dahin, wie alles städtische, über Nachfrage gehäufte, Erzeugniß. Nicht weniger aber auch das ländliche, ob man schon nicht leicht zu viele Ackerfrüchte bauen kann. Der Sinn und Geist des Preußenthums verlangt den nur möglichst zu erzielenden Ueberfluß deren, wiewohl immer der schwesterlichen Betriebsamkeit unbeschadet. Nur muß auf keine Weise der nächste, sondern erst der letzte Gedanke dabei an Ausfuhr seyn. Denn vieler Geldwerth ist besser als eine baare Summe die unter diesem Werth bleibt; und im Lande erhaltenes Geld, das sonst ausgeströmt wäre, eben so gut als eben so viel eingeströmtes. Es ist noch besser, denn beim Erhaltungsgeschäft werden mehr Leute ernährt, als dort, so wie die Veredlung erster Materien eine Angelegenheit ist, welche die Geisteskultur mehr befördern hilft, als diejenige Thätigkeit, welche erste Materialien — woran mehr zu gewinnen ist — in die Fremde sendet.

Getraideüberfluß ist in dreierlei Art wohlthätiger zu verwenden als im Ausführen.

Einmal, wenn eine größere Zahl von Menschen dadurch ernährt, ihre Ansiedlung, Vermehrung u. s. w. gefördert wird. Der Staat gewinnt mehr Gaben, und für den Krieg mehr streitbare Arme. Eine, der Tendenz entgegenlaufende, Zeitmeinung tritt auch hier in den Weg. Sie spöttelt über sogenannte Menschenfabriken, fügt hinzu: besser wenigere aber gute Einwohner. Am

besten aber recht viele, und gesorgt, daß sie demungeachtet gut sind.

Zweitens, wenn man den Ueberfluß zur Erweiterung und Veredlung der Viehzucht nützt. Dann bleibt das für Schlachtthiere und Pferde hinausgesendete Geld im Lande, es muß eine wohlfeilere Fleischnahrung erzielt werden können, wobei das geringere Volk sich tüchtiger und kräftiger befindet. Abermal kämpft da eine falsche Zeitmeinung gegen den Staatsgeist an, nehmlich: was man wohlfeiler im Auslande haben könne, solle man nicht eigensinnig daheim erzeugen wollen. Möchte es anfänglich zehn oder zwölf pro Cent im Lande mehr kosten; das gebliebne Geld setzt eine schaffende Kraft fort, die schon dagegen auf der Waage liegt. Ferner kömmt die eben erwähnte Beschäftigung mehrerer Menschen dabei in Betracht. Endlich ein noch gar wichtiger Umstand. Erzeugen und bilden wir Pferde für unsere Reiterei, werden sie allerdings — obschon nur anfänglich, nicht immer — bedeutend mehr kosten, als wenn man sie in Podolien u. s. w. kauft. Wir können aber auch mit solchen Mächten uns entzweien, die es in ihrer Gewalt haben, uns den Weg dahin zu sperren. Und wir könnten unserer Reiterei eine Art von Pferden erziehen, wo Kraft der Wildheit, Ausdauer und künstliche Uebung sich dergestalt einten, daß unsere Reiterei schon dadurch zur ersten in Europa würde. Ein Kosak ist ein sehr abgehärteter flinker Soldat. Man denke sich ihn daneben aber noch turngeübt, und sein Werth als solcher muß steigen. Das ist auf ein Kriegspferd anzuwenden.

Endlich könnte man aus dem im Lande gewonnenen Ueberfluß an Getraide, Magazine aufstellen. Sie waren in Friedrich II. Regierungssystem ein bedeutend Werkzeug, das Geld im hohen Werth zu erhalten, und

Digitized by Google

das ist besser, als mehr, der Summe nach, gewinnen, im Allgemeinen aber an seinem Werth verlieren. Mit Polens Verschwinden — oder seiner Umgestaltung — hat man das aufgegeben. Demungeachtet schlimm, nicht auf Mißwachs angeschickt zu seyn.

Alles das deutet mehr auf Geldwerth — auch Binnenhandel — als auf Gewinn baaren Metalls vom Auslande. Letzteres hat man weniger in seiner Gewalt als sonst. Rußland bereitet seine Tuche selbst u. s. w. der Geldwerth muß also den baaren Gewinn möglichst vertreten. Nicht genug ist daneben aber auch auf diesen zu denken, d. h. auf möglichst gesteigerte Veredlung der Gegenstände des Kunstfleißes, damit uns das Ausland dennoch abkaufe. So spricht der Staatsgeist. Hindernisse sieht er freilich, man hat sie aber thätig zu bekämpfen.

Offnen freien Handel und Verkehr mit aller Welt, rufen die heutigen staatswirthschaftlichen Systeme. Dem was daran nützlich ist, kann sich das Preußenthum nicht versagen wollen, doch allem schädlichen.

Der betriebsame, gescheute Kaufmann läßt sein Haus für alle Verkäufer und Käufer offen stehn, aber — bei Nacht schließt er es zu, denn betrogen und beraubt will er sich nicht sehn.

Man spricht oft von einem freien Verkehr, wo er nicht frei, vielmehr gezwungen ist. Hier sehe man nur die hohe Ausfuhrprämie Englands an. Sie will einen Vortheil für den brittischen Handel erzwingen, und dieser Zwang wirft sich auf den preußischen Kunstfleiß, so daß er erst die Ausfuhrprämie — oder was sie über den Einfuhrzoll beträgt — erarbeiten muß, ehe an Concurrenz zu denken ist. Da muß er unterliegen, und wie kann denn Freiheit neben Zwang bestehn. Auch bedingt offner Weltverkehr einen friedlichen Zustand,

und in London kalkulirt man doch ewigen Krieg gegen auswärtigen Kunstfleiß.

So einleuchtende Wahrheiten bestreiten wohl sophistische Professoren — finden auch zuweilen Gehör — die Staatstendenz hingegen, aller Sophismen Feindin, weiß das besser. Sie sagt:

Der Staat öffne dem Kunstfleiß jede freie und friedliche Bahn, vertrete ihn aber gegen Zwang und Krieg. Das heißt in diesem Fall:

Giebt man irgendwo Ausfuhrprämien, muß auf ihren Gegenstand ein Einfuhrimpost gelegt werden, der mindestens eben so hoch ist. Und wäre demungeachtet — der übrigen Umstände swillen — die Mitbewerbung nicht auszuhalten, dann müssen auch Einfuhrverbote solcher Gegenstände eintreten.

Neben diesem Grundsatz kann allein der heimathliche Kunstfleiß sich wahrhaft frei bewegen, und wird dann schon wachsen und gedeihen, auch dieß und jene Fabrikate übertreffend darstellen, daß sich — neben dem dadurch im Lande erhaltenen — auch Geld dafür aus der Fremde ziehen läßt.

Gegen Schmuggelei wird die Gränzbewachung nie so viel ausrichten, als wenn man den Patriotismus in Anspruch nimmt. Es muß in die Ueberzeugung eines jeden dringen: daß er wie ein schlechter Bürger handle, wenn er Sachen aus der Fremde kauft, die er bei seinen Mitbürgern im Vaterlande eben so gut fände, oder auch nur beinahe so gut, so, daß nur ein Stutzerwahn noch in Betracht käme. Wünscht er doch von diesen Mitbürgern in seiner Beziehung, wo nicht Vorliebe, doch mindestens billige Gleichstellung, obschon wirkliche Vorliebe die vaterländischen Bande um so fester knüpfen würde.

Dieß Alles bezog sich noch auf Weltgeld, nun vom

Staatsgeld, worunter hier bloß Papier verstanden wird.

Einige Schriftsteller, z. B. Friedrich Buchholz eifern dagegen, Andere, z. B. Adam Müller, dafür, jeder zieht mit dündigen triftigen Gründen für seine Meinung einher, jeder hat auch in dem Gesichtspunkt, worin er sich stellte, Recht, das Preußenthum steht aber nicht in dem einzelner Zeit- oder Personenmeinungen, sondern — nachdem es übrigens alle hörte — da, wo ihm klar wird, was seiner Staatslage frommt.

Welch ein Unheil, Papierüberschemmung, freilich; welch ein Heil aber auch wieder, wenn man sich durch Papier vom Untergang rettet. Es ist der kaufmännische Kredit, wodurch er dem drohenden Bankbruch entgeht. So rettete sich einst die französische Republik, so Oesterreich. Die Uebertreibung, welche letzterem die Umstände abnöthigten, hing an Säumnissen im Gebiet der Kriegskunst, und Fehlgriffen der Politik. Aber es hätte 1809, 1813 und in den früheren Kriegen mit Frankreich schon gänzlich erliegen müssen, wäre nicht den unmöglich zu leistenden baaren Zahlungen Staatskredit untergeschoben worden.

Der preußische Staat bemühte sich immer, dem Papier zu entfliehn, demungeachtet war es nicht thunlich.

Es hat auch wohl seine Richtigkeit, daß in Europa nicht mehr nach Bedürfniß Metallgeld vorhanden ist. Die Behauptung: China und die Türkei verschlängen ungeheure Summen, die nicht wieder zurückströmten, leuchtet nur zu sehr ein, weil der europäische Handel ein Kampf der Kunst gegen die Natur ist, welchen die Himmelsstriche so ungleich machen. Die Vales, Stocks, Bankzettel, Noten aller Art sprechen für jene Behauptung.

Digitized by Google

Was spricht aber die preußische Staatstendenz über den wichtigen Gegenstand aus?

Der Staat konnte sich dem Papier nicht versagen, es war nicht möglich; er empfand manche Hülfe davon. Es gab aber auch, im Einzelnen, manche schlimme Erfahrung damit, allerdings. Nun ist die Zeit da, Alles zu erörtern, zu wägen.

Soll er, bei einem langen Frieden, auf das Streben eingehn: nach und nach alles Papier auszuscheiden? Das ist rein unmöglich. Der Landbau konnte schon zu Friedrich II. Zeit nicht ohne Kreditsysteme bestehn, jetzt würde das noch viel weniger der Fall seyn. Pfandbriefe und Alles der Art vertilgen zu wollen, wäre eben so viel, als dem Handelstand das Ausstellen von Wechseln und Schuldscheinen untersagen.

Doch sind Pfandbriefe, Landstandobligationen — kaufmännische Wechsel auch — wenn sie schon Geldes Stelle vertreten, nicht eigentliches Staatsgeld, sondern nur staatsbürgerliches, Zeichen des Partikularkredits. Eigentliches Staatsgeld repräsentirt den Staats-Regierungs-Gesammtkredit.

Soll nun der Staat alle Tresorscheine u. s. w. nach und nach vernichten, nur baare Münze prägen? Da weicht er einem Uebel aus, leistet aber auch auf Vortheil Verzicht. Was ist hier Vortheil, was Uebel?

Der Vortheil ist dem kaufmännischen Kredit ähnlich, wodurch ein Handelshaus um desto mehr Geschäfte betreibt, und daran einen um so höheren Gewinn empfängt. Wohnen zwei Kaufleute in einer Stadt, Einer bezahlt seine Waaren stets klingend, der Zweite kommittirt hingegen noch einmal so viele, als er zur Stelle klingend berichtigen könnte, wird — dafern sonst die Spekulationen richtig sind — Dieser noch einmal so viel gewinnen, als Jener.

Digitized by Google

So wird auch von zweien Staaten, wo der eine seinen Kredit nützt, und der andere nicht, Letzterer an Wohlstand gegen den ersten zurück bleiben. Und dieß kann ja das Preußenthum unmöglich wollen, es bedingt ja den koerzitivsten Gebrauch aller thätigen Kräfte, um möglichst hohen Vortheil Allenthalben zu erreichen. So muß der Staat ihn denn auch in seinem Kredit suchen, und wird ihn — bei richtiger Spekulation, unrichtige verwirft die Tendenz sehr natürlich, entdeckt sie aber auch bald — unfehlbar auch finden.

Was ist das Uebel? Die Papiere können, bei schlimmen Zeiten dereinst, in Werth sinken, da verlieren die Inhaber daran, die Papiergeldhändler üben an den Börsen ihr nachtheiliges Wucherspiel, schaden selbst dem Ansehn des Staates, da mit seinem Kredit Waarenmäkelei getrieben, er bald herab- bald hinaufgesetzt wird u. s. w.

Hierin besteht es: denn von dem falschen Satz über vermehrtes Geld, das nothwendige Vertheurungen nach sich zöge — und dem bereits die Erfahrung widersprach — läßt der helle Geist der preußischen Staatstendenz sich nicht irre führen, und Verfälschungen — denen Vorsicht schon begegnet — kommen als Geringfähigkeit nicht in Anschlag.

Ist nun das abzusehende Uebel größer, oder der abzusehende Vortheil? Offenbar, über jeden Zweifel hinaus, der letzte.

Denn jenem Börsenübel (England kann ihm auch nicht entgehn) wird man in künftigen schlimmen Zeiten doch nicht ausweichen. Die Erfahrung hat gezeigt: der Staat könne in solchen Zeiten ohne Papiergeld doch nicht bestehn, und um so nachtheiliger, wenn man es dann erst fertigt; es sinkt, als auffallende Erscheinung,

Digitized by Google

um so mehr. Besser, in guten Zeiten das Volk an Achtung des Staatskredits zu gewöhnen.

Wenn neulich unser Papier so ungemein tief sank, waren auch die Zeitereignisse ungemein schlimm, und daß sie so angethan werden konnten, daran hatten ja — viel wenigstens — auch ungemeine Säumnisse und Fehlgriffe schuld. Wird aber das Preußenthum wieder in seinem Geist aufgenommen, sind derlei Fehlgriffe und Säumnisse auch rein aus dem Gebiet der Möglichkeit verbannt.

Es ist auch zu erörtern: in wiefern man jüngsthin bei den Operationen mit dem Papiergelde — sie waren neu, die Umstände drängten — Uebereilungen einging, Mißbräuchen entgegen zu treten vergaß u. s. w.

Eine Uebereilung scheint es doch gewesen zu seyn, wenn im Jahre 1807, als die Franzosen in Berlin sich befanden, eine zu Königsberg erschienene Verordnung, die dortige Annahme der Papiere nach dem Börsencours in Berlin feststellte. Freilich würden, hätte man dort ihren Nominalwerth behaupten wollen, die Juden aus Berlin den Markt dort mit Papieren überfüllt haben. Dem Uebel hätte man jedoch in anderer Art begegnen können, sollten auch für den harten Augenblick harte Maasregeln — konnte man ihrer doch bei der Seehandlung und Bank nicht überhoben seyn — statt gefunden haben. Nur indem der Staat seinen Kredit freiwillig unter dem Ausspruch der Börse darüber stellte, konnten empfindliche Rückwirkungen nicht ausbleiben.

Zweitens fügte es oft den Tresorscheinen bedeutenden Nachtheil zu, wenn der Staat sie zwar ausgab, doch ihre Einnahme verweigerte. Papiergeld kann nur dadurch sich werthgültig erhalten, wenn es in den Staatskassen platterdings, wie gegeben auch wieder empfangen wird. Bestehe hiebei auch einmal Verlust, der

Digitized by Google

Nutzen für den Gesammtkredit wägt ihn reichlich auf.

Nun kömmt hier aber noch ein sehr wichtiger Gegenstand zur Ansicht. Wir wissen wohl, daß es sehr dreist ist, über solche Dinge ganz unbefangen zu sprechen, wir halten jedoch den Staat im Auge, nicht die Meinung einzelner Staatsbeamten, die ja auch nicht der Staat, sondern nur ein Theil von ihm sind. Wir wollen, ausmittelnd, was jene Staatstendenz über alle die Vorwürfe sage, wo möglich, dem Vaterlande nützen, nicht uns bei hohen Beamten durch Lob insinuiren; was ohnehin einem Mann, wie den Verfasser dieses Büchleins, gar schlecht gelingen würde.

Also hier Wahrheit; daß angenehme Lüge patriotisch seyn könne, bestreiten wir ohnehin gradezu.

Nämlich will der Staat seinen unzinsbaren Papieren festen Glauben erziehen, ist es als Mitwirkung höchst nöthig: daß er bei den zinsbaren den übernommenen Verbindlichkeiten möglichst nachlebe. Wir sagen möglichst, denn es kann freilich einmal — doch nur vorübergehend — unmöglich seyn. Aber auch den ersten Augenblick wieder eingetretener Möglichkeit lasse er nicht unthätig entfliehen, die Sache ist von zu ernstem Belang.

Im Spätjahr 1806 und von da bis zum Tilsitter Frieden war es dem Staat unmöglich, die Zinsen der Bank- und Seehandlungspapiere zu bezahlen. Es schien auch noch unmöglich, so lange der Feind nicht das Land geräumt, und so dem Staate wieder die Quelle seiner Einkünfte geöffnet hatte. Ob es aber späterhin nicht mehr unmöglich schien als war, ist eine andere Frage.

Hätte man noch eine Auflage zu diesem Behuf gemacht, wäre sie ein wenig merkliches Uebel gewesen, das

ein sehr merkliches Gute, das den Gebern der Auflage doch insgesammt wieder anheim fallen mußte, hervorgebracht haben würde.

Einmal wäre die Auflage doch sogleich wieder in den Umlauf gekommen.

Zweitens würden die Staatspapiere, die, unverzinst, funfzig und mehr pro Cente verloren hatten, durch entrichteten Zins bis nahe zum Namenwerth — wo nicht ganz — wieder emporgestiegen seyn. Da hätte sich also das Vermögen der Staatsgläubiger — das staatsbürgerliche, was mit dem Staats- oder Gesammtvermögen, im genauen Zusammenhang steht — um so viele Millionen vermehrt. Mit diesem wieder gewonnenen Wohlstand hätte so mancher bei Betriebsamkeit — denn alle Gläubiger waren ja nicht bloße Rentirer — erneuen und erweitern lassen, die arbeitenden Ständen, und folglich den indirekten Steuereinnahmen zu Gute gekommen wäre. Selbst auf den Werth der liegenden Gründe — die oft verkauft werden mußten, weil es an Erwerb fehlte — hätte es wohlthätige, das staatsbürgerliche Vermögen erhöhende, Einflüsse gehabt.

Endlich würde der allgemeine Staatskredit ungemein bei dieser Maasregel gewonnen haben.

Wie aber, dafern man sich zu keiner neuen Auflage hätte entschließen mögen, wenn der Staat zu jenem Behuf neue Tresorscheine ausgegeben, die Zinsen damit getilgt hätte. Bis zu einer eigentlichen Ueberschwemmung hätten diese Zinsen — bei ihrem niedrigen Fuß — es noch nicht bringen, hingegen das eben aufgezählte Gute dennoch — meistens — ins Daseyn rufen können. Gern würden sich die Gläubiger Papierzahlung haben gefallen lassen, es wäre ihnen ja immer noch ansehnlicher Gewinn geblieben, denn an den Zinsen konnten sie

Digitized by Google

nicht in zwanzig Jahren verlieren, was augenblicklich der Kapitalwerth ihrer Papiere gestiegen seyn würde. Die Aermeren hätten sie auch sich erhalten können, statt sie nun oft genöthigt waren, sie um einen Spottpreis zu verkaufen. Und das leidige Uebel, den größeren, sonst in mäßigen Antheilen zerstreuten, Theil des staatsbürgerlichen Vermögens, in wenige, und grade in solche Hände kommen zu sehn, wo nur zu sehr wuchernder Mißbrauch damit zu befürchten ist, dehnte sich immer weiter aus.

Nun hat der Staat in diesem Betracht wichtige Erfahrungslehren gesammelt. Sie nützend vermag er weit erheblicheren Gewinn aus seinem Kredit zu schöpfen. Nur ist dabei allem Zugang des Partikularvortheils nicht ernst und kräftig genug zu begegnen, um so mehr, als der hier ewig um Einfluß, wenigstens um zeitige Aufschlüsse über das was der Staat vor hat, Bemühte, listig, schlau, aufdrängend ist, und — — —

Der Partikularvortheil, wenn er es zum Einfluß bringen kann, wird bisweilen zu überzeugen suchen: jetzt sey eine Schöpfung von Papiergeld nöthig. Im Stillen hat er aber schon auf Mittel gedacht, wie es hernach um seinen Kredit zu bringen, und wohlfeil zu kaufen sey. Er wird die Verzinsung anderer Papiere abrathen, als unmöglich darzustellen suchen, weil er ihren noch tieferen Fall wünscht u. s. w.

Wenn der Staat, wie schon gesagt, hier seine Erfahrungen beachtet, mit aller Energie sich den Einwirkungen eines Standes widersetzt, um die Gesammtheit desto liebender zu umfangen, so wird er auch:

durch seinen Kredit, der Regierung insbesondere, und der Gesammtheit im Allgemeinen — deren Vortheile denn zusammenfließen — nützen können.

In diesem Kredit selbst werden sich — neben man-

chen anderen schon genannten — Mittel genug finden, solche schlimme Zukunft abzuwenden, die ihn wieder so wie neulich ins Wanken bringen könnte.

Genau läßt sich nicht theoretisch angeben: wie weit der preuß'sche Staat im Gebrauch seines Kredits vorschreiten dürfe ohne nachtheilige Rückwirkungen davon zu sehn. Er würde da mäßig anzufangen, und aus den nächsten Erfahrungen, die nächsten anderweitigen Unternehmungen zu bemessen haben. Das Wie bestimmt aber die Tendenz schon, weil sie immer auf das dringt, was die Zeit an einem Gegenstande als das Bestmögliche zu erkennen gab. Das Vorhandene ist es ihr jedoch immer noch nicht, das will sie erst schaffen — so weit es die Staatsnatur zugiebt.

Da müssen wir uns nun erst in der Fremde umsehn. Wo Papierüberschwemmung ist — die sich am niedrigen Stand trotz friedlicher Zeit kund giebt — können wir nicht Muster suchen wollen. So steht es aber, mehr oder weniger Allenthalben, auch in England. Wir haben die ungemein erfreuliche Erscheinung in unserm Lande vor uns: daß gegenwärtig die preußischen Staatspapiere, von allen europäischen, am schnellsten wieder heraufgestiegen, theils nahe am Nennwerth, theils hinein, theils selbst schon darüber hinausgegangen sind. Dieß bezeugt aber auch: der preußische Staat werde — nach Verhältniß, und im Innern — mit seinem Kredit mehr auszurichten vermögen, als irgend ein anderer in Europa. Eine lebendigere Aufmunterung kann es nicht geben.

Das Gute ist hauptsächlich hier in England zu suchen, und nur auf das Gute sieht die Tendenz. Wir können das brittische Stocksystem nicht nachahmen wollen, behüte, wo erschwängen sich die Zinsen; die Auflagen mußten ohnehin schon so hoch getrieben werden.

Digitized by Google

In England erſieht man aber, was Staatskredit — vom ſtaatsbürgerlichen reden wir nicht, welche Rieſenbaue der Spekulation er dort auch gründet — hervorzubringen vermag.

Bewilligter auf zinsliche Wechſel, oder genommener auf unzinsliche, das iſt in der nächſten Wirkung gleich viel, nicht aber in den folgenden. Muß der Staat Anleihen verzinſen, iſt er auch genöthigt, Auflagen dazu beizutreiben, die Staatsbürger wollen am Staat gewinnen, gewinnen eigentlich aber doch nicht, müſſen ſich ſelbſt den Zins bezahlen, oder die Gemeinheit ihn für die einzelnen Darleiher aufbringen.

Weit beſſer alſo genommener Kredit auf unzinsliche Wechſel, oder ächtes Papiergeld. Der Staat muß nicht mehr nehmen, als ihm das öffentliche Zutrauen gern bewilligt. Das Zeichen ſpricht ſich im pari aus. Der Staat nimmt dann Kapitalien in die Hand, welche Summen ähnlich ſind, die Freunde einem Kaufmann, zu beſſerem Betrieb ſeiner Geſchäfte, ohne Zins leihen. Die Staatsbürger ſtehen dann zu ihm wie Freunde da, und er gewinnt reiche Gelegenheit zur Vergeltung.

Man pflegt da gern mit Gemeinſprüchen um ſich zu werfen, als z. B. Papiergeld ſey ein auf die Nachwelt gezogner Wechſel, noch unverdientes Arbeitszeichen, und derlei mehr.

Freilich iſt Geld in der Hand des Staatsbürgers, immer Zeichen geleiſteter Arbeit, nicht aber jedesmal in der Urhand. Läßt der König von Spanien aus Silber, das eben von Potoſi anlangte, Piaſter ſchlagen, ſo ſind noch keine Arbeitszeichen, werden es aber in dem Augenblick, als ſie in den Umlauf übergehn. So iſt es mit neugeſchaffenem Papiergelde, das hier aber auch keineswegs zum Verſenken gemacht werden ſoll. Eben ſo wenig ſoll es Arbeit der Nachwelt antizipiren, das

Digitized by Google

thun zinsliche Wechsel, die stellt die Gegenwart aus, und weis't Zinsen, und dereinstige Ablösung des Kapitals auf die Söhne und Enkel an.

Gleichwohl das auch nicht unbedingt, nicht immer. Hat man Staatsschuld zum unnöthigen Kriegführen aufgenommen, darin nichts erobert, wohl gar noch Land verloren, so wird die geerbte Schuld freilich schwer genug auf das neue Geschlecht drücken. Brachten die Kriege hingegen Summen größeren Länderumfang, neue Erwerbmittel ein, kann für die Schuldner auch, kein Nachtheil, wohl selbst ein bedeutender Gewinn darin liegen, daß sie für Kapital und Zinsen verpflichtet sind. Dem Erben eines Kaufmanns mag in dessen Büchern immer eine ansehnliche, den Geschäftsfreunden schuldige Summe zu Gesicht kommen, wenn die wieder ausstehende, und das Waarenlager, sie weit übertreffen. „Gut, daß er mit seinem Kredit arbeitete, das zusammenbrachte," wird der Erbe denken.

England hat ohne allen Zweifel seinen Kredit schwindelnd übertrieben, in manchen unnützen Kriegen das Geld vergeudet, auch in manchen weitschweifigen Handelsentwürfen, wo der Staat leitete, und am Ende sich Fehlrechnungen zeigten. England ist seinen Werth dreimal schuldig; in der Lage eines Kaufmanns, von dem seine Gläubiger den Werth seines ganzen Eigenthums dreimal zu fordern haben.

Das ist furchtbar übel, scheint aber dennoch übler als es ist, es kömmt dabei nur auf den Geschäftsumtrieb an. Ist er so lebhaft und gewinnreich, daß Allemal die Zinsen pünktlich abgeführt werden können, so, daß niemand veranlaßt wird, Summen zu kündigen, das Handelshaus deren vielmehr nach Bedarf immer noch jeden Augenblick findet, nun, so kann ja der Kaufmann bei diesem Zustande herrlich bestehn, neben

ihm wird kein anderer, dem solche Unternehmungen nicht möglich sind, gedeihen.

Worin der englische Staat sich aber von dem Kaufmann unterscheidet, das ist in einer völligen Sicherheit gegen Klage, Pfändung, Wechselrecht u. s. w.

Wer mag bestimmen, wohin das noch führen kann. Die Meerherrschaft — von Crommvel Schlüssel zur Universalmonarchie genannt — ist nun errungen, Europa halb willig dazu.

Vor der Hand läßt Neptun, aus guten Gründen, seinen mächtigen Dreizack nach ruhen. Man schaudert aber, wenn man in das Reich der Möglichkeiten sieht. England darf bloß nicht wollen, und kein Fahrzeug der übrigen Nationen beschifft mehr den Ozean, jeder Hafen muß seine Thätigkeit einstellen. Es hat eine Menge von Zwangmitteln gegen das feste Land in Händen. Was Kopenhagen widerfuhr, dem ist jede Küstenstadt bloß gegeben, jedem Strandlande drohen verheerende Invasionen. Die einmal unentbehrlich gewordnen Kolonialwaaren steigert England nach Belieben, so bald es Gebrauch von seiner Gewalt machen will; es darf uns nur das Mittel, die Fieber zu heilen, versagen, und eine ungeheure Sterblichkeit wird die Folge seyn. Was ist das jedoch Alles gegen Englands Papier — heißt immer auch Gold — das Bündnisse trennt, und Bündnisse knüpft, und schon so oft bewirkte: daß man in den Kabinetten nicht sah, was vor Augen lag, sondern was England wünschte, das man sehen sollte. Wir haben erlebt, daß, gegen alle Erwartung, Britannia auch mit Leichtigkeit furchtbare Landheere aufstellen und nach entlegnen Gestaden versetzen konnte. Wir in Deutschland, wo man nicht auf Erfindung sinnt, sondern mit dem Nachahmen sich begnügt, wo selbst die Unternehmungen, woran die ganze

Volkskraft gesetzt war, die uns als ungewohnt so mit Erstaunen füllten, nur gegen englische sich verhalten, wie die eines landstädtischen Kaufmanns gegen einem Hafenkaufmann, der mit allen Erdtheilen in Verbindung steht; wir freilich bemessen sehr eng, und nach dem Hergebrachten, was England da weiter vermag. Wer will berechnen, was man an nie geahnten Hülfsmitteln, Vorrichtungen, Maschinen u. s. w. in einem Lande darstellen kann, wo die höchste Intelligenz zu finden ist, und wo es bei einer neuen Idee nicht auf hunderttausend Pfund Sterling ankömmt, wenn ein Erfinder in Deutschland schwerlich einen Hof geneigt finden wird, nur hundert Thaler an seine Versuche zu wenden. In England, wo die Staatsverwaltung dem Genie aufmerksam entgegen tritt, statt es in Deutschland meistens darauf zählen kann: jedes Bureau werde ihm den Zugang verschließen. Bei dem Gedanken: England könne einst drei- ja vielmalhunderttausend Mann nach Emden herüber landen, würden wir nur untersuchen, ob das, nach dem Gewohnten, auch möglich sey. England wird aber, so bald es das will, es schon auf ungewohnte Weise möglich machen. Und das Schlimmste noch, daß so ein Heer mit Streitmitteln auftreten könnte, denen sich nicht widerstehn ließe bis man sie auch wett machte. Da ist unter andern das Mordfeuer des Congreve. Entsetzenvoll, wenn man sich diese, noch in der Kindheit begriffene, Erfindung zu einer bedeutenden Vollkommenheit getrieben vorstellt. Da würden ja aus weiter Ferne ganze Bataillone zu verbrennen seyn. Eine Batterie fährt dagegen auf. Sie kömmt noch nicht zum laden, so steht ihr Holzwerk in Flammen, schmilzt ihr Metall, fliegt ihr Pulver in die Luft. Ein Reitergeschwader will einspringen. Unterwegs ist schon Mann und Roß mit den Höllenfunken besprützt, die

die nicht mehr löschen, und Alles um sich verzehren. Grausendes Bild! Was sollte dann retten? Poetische Muthweckungen im altdeutschen Styl, ein Tugendbund, oder was?

Doch wenden wir uns noch von diesen Schreckensgemälden ab, betrachten auch die Kehrseite, wie billig.

Da sehen wir, vor der Hand, England in schlimmer Verlegenheit. Mit dem Frieden hörte sein Alleinhandel auf. Es hat überfüllte Waarenlager. Trotz aller Ausfuhrprämien glückten die Versuche sie zu leeren, noch wenig. Der deutsche, russische, schwedische Kaufmann bestellen wenig mehr in London, lieber in Amsterdam, und handeln vom Nordamerikaner ein, der ihnen billigen Preises die Waaren nach den Häfen bringt. Der Kunstfleiß in Frankreich und Deutschland hat die Nachfrage um brittische Manufakturgegenstände ansehnlich vermindert. Schlimm, ohne Zweifel.

Wie lange England diese peinliche Beklemmung tragen, wie bald es auf Mittel sinnen werde, sich davon zu befreien, mag hier nicht in Rede stehn. Käme nun aber auch dort das Schlimmste zum Schlimmen, träte der — lange schon falsch geweissagte — Bankbruch ein, welche Bewandniß hätte es denn damit? Dreißigtausend Familien, oder mehr, würden zu Grunde gerichtet seyn, wenn das Papier seine Rolle als Geld nicht länger spielen könnte.

Diese Familien sind aber nicht der englische Staat, in Frankreich geriethen wohl eben so viele durch den Assignatenfall an den Bettelstab, und Frankreich blieb in Kraft und Gewalt stehen. Und zwar auf dem, was die Assignaten erschaffen hatten, ohne die keine Heere würden aufzubringen gewesen seyn.

Eben so wären dann Englands Stocks zwar ge-

fallen, nicht aber ihre unermeßliche Schöpfung z
schwunden. England gleiche einem Kaufmann, der f
zwar insolvent erklärt, seine Gläubiger unbefriedigt
lassen hätte, dem sie aber seine hochangehäuften Nied
lagen weder nehmen, noch den ferneren Geschäftsbetr
damit hemmen könnten. England behielte jene Flott
zahlreich genug, um alle Meere bis Japan und Ju
Fernandez damit zu bekreuzen, jene Arsenäle und wo
eingerichte Hafen für diese Galeonen, tausend inne
vortreffliche, zum Theil riesenhafte Anlagen zum Beh
des Nationalreichthums, die eroberten, und an Einträ
lichkeit so erhöhten Kolonien, endlich die errunge
Meerherrschaft in allen ihren nicht zu berechnenden Fo
gen. Einige Erschütterung des Augenblicks, einige
vorübergehendes Stocken in Handel und Gewerbe —
die Frankreich auch zu tragen hatte, England wäre
hingegen nicht so übel dabei befinden, weil während de
Krise Niemand die mächtige Insel mit Angriffen z
ängstigen vermöchte — und die Dinge setzten sich wie
der ins Gleichgewicht. Nicht allein so gut wie das i
Frankreich auch geschah, sondern besser. Denn auch di
englischen Staatsbürger behielten wichtige, durch di
schaffende Kraft der Stocks dargestellte, Realitäten zu
rück, wogegen bei dem zeitigen Sturz der Assignaten und
Mandaten — eben so wie einst bei Laws Papieren —
meistens reiner Verlust bestand. Den auswärtigen Na
tionen würde England so furchtbar bleiben wie jetzt,
denn zunächst fände sich baares Geld, und lange könnte
ihm, bei solcher Hypothek, neuer Kredit nicht fehlen.
Vielleicht begänne erst das höhere Gedeihen des engli
schen Handel-, Meer- und Kriegsstaats, wenn er nicht
mehr nöthig hätte, von den Bürgern so überhohe Ab
gaben einzutreiben.

Und Alles das hätte eine Münze geschaffen, deren

Stoff nicht aus Gold- und Silberschachten emporstieg, nein, die man aus — Lumpen bereitete. Demungeachtet eifert ihr weisen deutschen Staatslehrer oft so unbedingt gegen das Papier, wir sollen euch durchaus aufs Wort glauben: nur ein recht werthhaltiges Weltgeld, im freisten Strom, bei den offensten Gränzen, könne Wohlstand bringen. Risum teneatis amici.

Nach diesem Blick auf England ist nun erst zu entwickeln, was die preußische Staatstendenz hier verlangt. Aber Preußen ist nicht England, wird man sehr weise entgegnen. Freilich, so müßte denn ein kleinerer Kaufmann allen Vortheil seines Kredits aufgeben, weil er nicht so ausgedehnte Geschäfte zu treiben vermag, wie ein Schimmelmann oder Hope. Es giebt wirklich Professoren, auch wohl u. s. w. die noch bei einem Judenknaben, der mit Band und Nadeln handelt, in die Schule gehen sollten.

Die Tendenz sagt:

der preußische Staat muß seinen Kredit brauchen, so weit er nur kann.

Er muß das nach dem besten Vorbilde thun, es aber noch übertreffen, auf eigenthümliche, höhere — verhältnißmäßigen Gewinn abreichende Art.

Nicht kann er, wie oft England, seinen Kredit in unnützen Kriegen vergeuden wollen, doch ihn im Frieden so brauchen, daß er den Erfolg künftiger Kriege um so mehr sichere, daß der Staat sie mit Summen- und Ländergewinn ende.

Er muß also — immer in seinem Verhältniß — Realitäten, wichtige Realitäten durch seinen Kredit erschaffen, dann macht er es so gut wie England.

Er kann aber, was dort mit Zinslichem geschah, mit Unzinslichem thun; dann macht er es besser wie England.

Er kann auch, wenn die Realitäten dargestellt sind, aus dem Gewinn den sie bringen, die Kreditzeichen wieder verschwinden lassen, wenn jene ihm bleiben; dann macht er es noch viel besser wie England.

Folge hier ein Beispiel, dem aber noch die Widerlegung eines neuen Gemeinspruchs vorangehen muß. Es ist der, welcher Allerhand Alltägliches gegen große Städte überhaupt, und gegen Berlins zu großen Umfang in Bezug auf den Staat sagt. Einmal ist es eine winzige Einseitigkeit, nur das Ueble, nicht das Gute sehen zu wollen.

Die Republik Athen hatte ein Gebiet von wenigen Quadratmeilen, und doch eine Hauptstadt, deren Umfang ziemlich dem von Berlin glich. Da Wissenschaft und Kunst hier alle übrige Städte der Erde so übertrafen, gewann die Republik durch ihre Hauptstadt ein Ansehn, eine Macht die ans Fabelhafte gränzten. In welchen Betracht käme dagegen wohl der auch in Athen eingeschlichene Sittenverderb? Da nun eine solche Wirkung — von London, Paris und dem älteren Berlin bestätigt — möglich ist, würde auch die preußische Staatstendenz auf eine große Hauptstadt dringen, wenn sie nicht schon vorhanden wäre. Jetzt empfielt sie eine, doch allmähligr, neue Vergrößerung, nichts daran übereilt, nur nach empfundnem Bedürfniß.

Jetzt wird es empfunden. Zeichen genug in den übermäßig steigenden Miethen, und dem Anblick von manchen Bürgerfamilien, die auf den Straßen wohnten.

Das Uebel wird, bei einem einigermaßen langen Frieden, empfindlich zunehmen. Die Bevölkerung steigt an sich, der Geburtsüberzahl willen; die hohe Schule wird an Frequenz zunehmen, der Fremdenbesuch auch u. s. w.

Das ruft um allmähligen Bau neuer Wohnungen.

Die Alles von selbst sich wollen machen lassen, werden sagen: das Bedürfniß wird schon anreizen, neue Häuser aufzuführen.

Die Bürger sind aber jetzt zu arm, und der Staat hat wieder auch so viele andere, nöthigere, Ausgaben zu bestreiten.

Gleichwohl leben in Berlin so viele Menschen, die bei den ehemaligen Bauten Erwerb fanden, und ihn sehnlich wieder wünschen. Ließe sich ihnen, ohne Nachtheil des Ganzen, Beschäftigung zuwenden, könnte man froh seyn.

Durch zwei- drei- vierhundert neue Häuser, im Verlauf einiger Jahre erbaut, wären bedeutende Vortheile zu erlangen, und ohne daß irgend Jemand Schaden davon litte, vielmehr so, daß wirklich ein Gemeinesbestes davon abzusehen wäre.

Die Miethen würden in dem Maaß fallen, als die neuen Häuser sich mehrten. Dieß wäre für die ärmeren Stände — auf deren Kosten die Häusereigenthümer doch nicht unbillig gewinnen sollten — eine ungemeine Wohlthat.

Die Eigenthümer fänden aber auch manchen Ersatz. Ein Theil von ihnen hätte auch Beschäftigung durch die neuen Bauten.

Ein anderer gewänne im Handel und Wandel bei dem nun vermehrten Geldumlauf.

Nur die, welche bloß vom Ertrag der Häuser, und der darauf geliehenen Kapitalien lebten, hätten Grund zu klagen. Müssige Verzehrer sind jedoch wohl am letzten zu berücksichtigen, und sie klagten eigentlich: daß sie nicht auf unbillige Weise mehr über die ärmeren Mitbürger gewinnen sollten.

Doch könnten sie auch für sich anführen: ihre

Steigerung der Miethen sey billig, weil ihnen die schwere Last der Einquartierung anheim fiele.

Wahr, bis an einen gewissen Punkt. Entstehen jedoch einige hundert neue Häuser, wird die Last der Einquartierung auf sie auch hinvertheilt, und den alten in dem Maaß erleichtert. In dem Verhältniß von 30 bis 400 zu 7000 alten Häusern könnten also die Miethen schon fallen, d. h. zu 5 bis 6 pro Cent, ohne den Eigenthümern im mindesten zu schaden. Sie würden um noch etwas mehr fallen, desto besser für die Armuth, jene hätten doch noch anderweitigen Vortheil. Wenn sie jetzt kleine Maurer- Zimmer- Töpferarbeit fertigen lassen, ist die Forderung unmä-ig, weil nur selten Arbeit sich findet. Dann schlüge das herunter. Bei vermehrten Erwerbmitteln nimmt das Elend der niederen Stände ab, man darf weniger zu den Armenanstalten beitragen, wird seltner um Miethen betrogen u. s. w.

Die Verschönerung der Stadt käme dazu, auf die Perikles, August, Friedrich II. aus mehr Gründen als bloßem Wohlgefallen sahn. Man könnte auf der Luisenstadt eine neue Straße — Luisenstraße — bilden, zum Cottbusser Thore hin, dazwischen einen Platz, nach Art der Londner Squares, wie Berlin noch keinen hat.

Alles könnte auf folgende Art geschehen:

Die Regierung beschlöffe um eine Million Thaler neue Häuser zu bauen. Zu dem Behuf fertigte sie nun eine Million neuer Tresorscheine, die nach und nach, wie die Baue gediehen, ausgegeben würden.

Keine Frage mehr über ihren gültigen Umlauf, wenn die öffentlichen Kassen sie annehmen. Ohnehin sind zeither bedeutende Summen verbrannt worden. Und diese Papiere hätten das Eigne, daß sie neben dem Staatskredit im Allgemeinen, noch eine Hypothek em-

pfungen, ihren Gegenstand selbst zur Stelle hervorbrächten. Und in einer bleibenden Werthaltigkeit. Das ist etwas Anderes, als wenn die Gegenstände, die mit Papier erzeugt sind, bald wieder verschwinden, z. B. Kriegsbedürfnisse.

Auch keine Frage, ob diese Million das umlaufende Geld nachtheilig vermehren könne. Aus welchem Grunde denn? Ist mehr Arbeit mehr Binnenhandel veranlaßt, dürfen ihre Zeichen sich vervielfältigen, auch werden sie gleich ächte Darstellungen verdienten Lohns. In Berlin empfindet man jetzt keinen Mangel an baarem Gelde, wohl aber in den Provinzen, und in Berlin läuft es wohl im höheren kaufmännischen Betrieb, doch im kleineren Gewerb bei weitem nicht so rasch um, als man es zu wünschen hätte. Die Bauten würden meistens das kleinere Gewerb beschäftigen; und hat der Staat jenes häufig, mittelbar und unmittelbar, in Thätigkeit gesetzt — im veranlaßten Papierhandel, wovon das kleinere Gewerb nichts gewann, in Lieferungen, die zwar auf das kleinere Gewerb übergingen, wobei die Unternehmer es jedoch nur zu sehr drückten u. s. w. — so würde nun eine Berücksichtigung des kleineren auch heilsame Folgen haben.

Man hat sich auch nur deutlich zu machen, wie Papierüberschwemmung entsteht. Es geschieht dann nur: wenn die Menge des umlaufenden Metall- oder Weltgeldes, sich dergestalt gegen das Staats- oder Binnengeld vermindert, daß sich bei den Ausgaben in die Fremde Mangel fühlt, und die Nachfrage das Aufgeld je mehr und mehr steigert, oder — vollkommen gleichbedeutend — das Papier je mehr und mehr sinkt, obwohl dasjenige Sinken, welches schlimme Zeitläufte bewirken, nicht hieher gehört, und wohl Besorgnisse um

das Ergehn der Regierung, nicht aber Papierüberschwemmung ankündigt.

Nur wenn die Besorgnisse der Art gehoben sind, und die Papiere demungeachtet nicht emporkommen, ist Ueberschwemmung da.

Auf zweifache Weise ist sie in diesem Fall entstanden.

Einmal, wenn der Staat große Heere oft über die Gränze sandte, und dort hohe klingende Summen für ihr Bedürfniß zahlte. Diese entflohen dem innern Umlauf, der Staat machte dagegen Papier für seine Ausgaben daheim. Bald wurde das Mißverhältniß empfunden, und das Aufgeld nahm seinen Anfang. Nun mußte der Staat, wenn das Aufgeld — oder die Verringerung — fünf pro Cent stand, statt hundert schon hundert und fünf geben, mithin neue Papiersummen schaffen, die um so mehr verloren, und das ging in Progression fort. Dieß erfuhren Oesterreich, Rußland, England — am meisten einst Frankreich, wo aber die Ausgewanderten das klingende Geld entfernt und Andere es versteckt hatten — und auch Preußen, doch noch am wenigsten empfindlich.

Zweitens, wenn theils der Nationalkunstfleiß sich zu träge bewegt, und man im Handel mit der Fremde zu hohe klingende Summen verliert, theils das Geld zu sehr in die Hände einzelner überreicher Privatleute fließt, die es unmäßig für Luxusgegenstände ins Ausland bringen, und seinen Mangel zu Hause Papier ersezen muß. In Spanien und Rußland sind die sprechendsten Beispiele davon zu suchen, bei uns glücklicherweise nicht, denn unser Kunstfleiß und Gewinn am Verkauf der Naturerzeugnisse, übertrugen noch immer ziemlich die Geldausfuhr.

Dann kam mithin bei jener Million neuen Papier-

geldes von Ueberschwemmung die Rede auch nicht seyn. Sie veranlaßt auf keine Weise Mißverhältniß des klingenden zu ihr, entsteht auch nicht aus Mangel daran. Sie bleibt im Binnenumlauf, und aus den Ziegelbrennern, Maurern, Schlossern, Glasern u. s. w. welche durch sie Erwerb finden, wird kein Potemkin oder Soubow hervortreten, der hunderttausende für Diamanten in die Fremde schickt.

Sind nun die Häuser, eine Million werth, vollendet, gehören sie der Regierung, werden eine Domäne. Man vermiethet sie. Nehmen wir rund an, daß sie fünf pro Cent tragen — mögen es auch nur viere seyn — so giebt das alljährlich 50,000 Thaler. Es ist Gesetz: daß man die Miethen in Tresorscheinen abtragen muß. Dann werden nach jedem Jahre die 50,000 Thaler verbrannt. Folglich sind nach zwanzig Jahren — oder einigen mehr — die Papiere, welche jene Häuser bauten, und in ihrem Umlauf so viele Hände beschäftigten, den Accisekassen nebenher einträglich wurden, verschwunden, nicht aber ihre geschaffene Realität. Die Regierung hat sich durch ihren Kredit einen Kapitalwerth von einer Million, eine neue Einkunft von 50,000 Thalern — mögen es auch nur 40 oder noch weniger seyn — erworben. Und das auf eine Niemanden schadende, vielmehr gemeinnützige Weise.

So empfiehlt unsere Staatstendenz den Gebrauch des Staatskredits.

Man könnte vor der Hand mit einer Million anfangen, prüfen, den Erfolg an der Theorie wägen. Doch stehen wir von dem Glauben weit entfernt: der preußische Staat könne in diesem Betracht nicht über eine Million hinausgehn. Es gäbe noch viel andere Unternehmungen der Art, als grade Bauten in der Hauptstadt, und auch billig, wenn in den Provinzen ein

Digitized by Google

lebhafterer Geldumlauf angeregt würde. Könnte der Staat diese Art Kredit auf zehn Millionen treiben — vermuthlich wäre das ganz und gar nicht zu viel — erwürbe er nach zwanzig oder fünf und zwanzig Jahren eine halbe Million neuer Einkünfte.

Wie, wenn selbst der Staat auf diese Weise nach und nach Domänen kaufte, die veräußerten dergestalt ersetzte? Wo läge der Nachtheil, wir sehen ihn nicht.

Aber da tritt wieder ein Gemeinspruch unserer luftigen Zeitweisheit entgegen, der alle Domänen verwirft. Es heißt wohl: des Monarchen Geschäft sey ein zu erhabnes, als daß es mit unterthanlichen zusammenfließen könne, der Beruf zu regieren schließe den mit Landbau sich zu befassen, aus. Man beziehet sich wohl auf jenen griechischen Kaiser, der ein Schiff, womit seine Gemahlin Handel trieb, verbrennen ließ.

Das klingt, was klänge auch nicht an den lautkönenden Zeitmeinungen.

Die handelnde Kaiserin wollte für ihre Privatkasse gewinnen, schadete der Kaufmannschaft, und vergab der Würde ihres Standes. Die Mißbilligung war gerecht. Wer konnte es auch loben, wenn eine gewisse europäische Königin, wie man sagt, seit langen Jahren den Umstand nützte, daß sie über die Weltbegebenheiten die frühsten Nachrichten haben konnte, nach ihrem Einfluß dann an der Börse Staatspapiere kaufen ließ, und so viele Millionen gewann, aus denen sie keineswegs je eine Staatsausgabe leistete.

Besitzt dagegen ein Monarch Domänen, so darf er ja die aus ihnen gezogenen Einkünfte nicht erst in Abgaben von den Unterthanen schöpfen, und ihre Bestimmung ist ja nicht Eigenvortheil.

Hat ein Landprediger zu seinem Einkommen eine Scholle, und bewirthschaftet sie, ist das freilich ein we-

nig geistliches Geschäft. Es ließe sich wünschen: sie wäre vertheilt unter die übrigen Landleute im Dorfe, und diese entrichteten ihm so viel haar, als die Pfarrhufe sonst abgeworfen hätte, dann könnte er seinem kirchlichen Berufe um so mehr sich hingeben.

Das fände aber keine Anwendung auf einen Monarchen. Hat er Landbau, so nimmt es einige Zeit der Regierungsgeschäfte, bei den Vorträgen und Verfügungen darüber, weg. Sollen nun aber die aus dem Landbau geschöpften Einkünfte durch andere, aus welchen Gaben und Steuern das seyn mag, erhoben werden, giebt das auch Vorträge und Verfügungen, mithin Regierungsgeschäfte, und von der Seite ist der Einwurf schon todt.

Die preußische Staatstendenz bedingt aber noch aus anderen Gründen Domänen. Friedrich Wilhem I. und Friedrich II. hielten mächtig darauf, sie waren vortreffliche Staatswirthe, deren Grundsätze die so viel — und oft auch zur Ungebühr angezogenen — Zeitentwickelungen so leicht nicht umstoßen.

Krug meint: es wäre zu wünschen, die preußische Regierung könnte nach und nach so viele Domänen an sich bringen, daß sie ihre Staatsausgaben sammt und sonders davon zu bestreiten vermöchte, so, daß sie nun weder mittelbar noch unmittelbare Steuern einziehen dürfte. Ein Land, fügt er hinzu, wo man durchaus nichts von Gaben zu entrichten hätte, würde sich ungemein auszeichnen, der Fremdling hier am liebsten sich ansiedeln u. s. w.

Was könnte man dagegen wohl Erhebliches sagen? Es müßte dann sehr viel Land in den Besitz der Regierung kommen, allerdings. Welchen Reichthum hätte aber der Staat davon? daß es reichen Baronen weniger gelingen könnte, Besitzungen von großem Umfang an

Digitized by Google

sich zu bringen? Solche Barone verwenden aber die Einkünfte ihrer Herrschaften zum Eigenvortheil. Des Staates Landbau würde auch um so vollkommner zu bestellen seyn, als es mit Geld und Freiheit die bestmöglichsten Einrichtungen treffen würde. Auch müßte sich die Nachkommenschaft jenes Heeres von Mauthnern, Zöllnern u. s. w. aufs Land begeben, und man zählte dort um so mehr arbeitende Hände. Im Aufhören der Zettelschreiberei würde eben der allgemeine Geistesanbau keinen Verlust empfinden.

Es giebt schon ein Vorbild der Art im Kleinen, das Ländchen — man möchte sagen das Gärtchen Dessau. Untersuchen: was von diesem höchst musterhaften kleinen Staat auf einen großen sich anwenden ließe, dürfte fruchtbarer seyn, als neue Theorien häufen.

Genug, die Staatentendenz empfiehlt und dringt auf Domänen, wohl aber auch auf ihre bestmögliche Verwaltung. Darin muß man weiter gekommen seyn.

Heermeiereien.

Will man den Bürger zum Soldaten machen, geht das auf die Länge warlich nicht, es wäre denn: der Soldat würde auch guten Theils Bürger. Dieß müssen wir deutlicher auseinander stellen.

Schon Gracian hat gesagt: die Fürsten machen es immer anders, als ihre Väter.

Allgemein wahr ist der Satz nicht. Friedrich II. ließ eine Menge von älteren Einrichtungen der Finanz, der Trappen u. s. w. 1740 bestehn, wie unendlich verschieden auch seine Geistesbildung von der seines Vorgängers war. Verbessert wurde viel, doch nach und nach, ohne Uebereilung, und nicht eine Grundlinie im Regierungssystem Friedrich Wilhelm I., und der ganzen Staatsverfassung wurde ausgetilgt, nichts in Trümmern

über den Haufen geworfen, um es rein von Neuem aufzubauen. Seine höhere Wissenschaft, seinen Genius wandte er den Gegenständen hin, und ward ein Verbesserer, ein Veredler ohne Gleichen.

Der jetztregierende Monarch änderte auch wenig, da er auf den Thron gelangt war, führte hauptsächlich nur Sparsamkeit ein, die Noth that. Was mit Uniformen und anderen Aufsendingen geschah, war eine Neben- und Geschmackssache. Unglücklicherweise hatte aber schon sein Vater keinen Rathgeber gefunden, der ihn auf diejenigen Verbesserungen im Heere, welche seit den neueren französischen Kriegen unerläßig bedungen waren, dafern man nicht weit zurück bleiben wollte, aufmerksam gemacht hätte.

Was aber Gracian von den Fürsten sagt, gilt noch weit mehr von den Schriftstellern. Die bleiben in ihrer Theorienwelt nie beim Verbessern und Veredlen stehn — wie viel Genie auch darin sich offenbaren könnte — Alles Aeltere muß über den Haufen, um lauter Neugebautes emporsteigen zu sehen. Greifen sie bei einer Regierung Platz, oder wirken auf Leute von Einfluß darauf ein, dann entstehn auch Revolutionen, d. h. nicht in der Regierungsform, aber sonst in allen Formen, wie viel es deren nur im Staate giebt. Revolutionäre ungestüme Erschütterungen sind aber den Grundfesten nicht wohlthätig. Das erfuhr Athen, wenn es mit dem allmähligen Verbessern und Veredeln gesäumt hätte, und nun ein Drako, Solon — wohl gar Pisistratus — statt jenes nachzuholen, jähe Umwandlungen einging, obwohl sie doch immer noch auf Unwandelbares hielten, und sich Athen bis zu seinem Fall mancher Einrichtungen rühmte, die von Theseus Zeiten bestanden haben sollten.

Was übrigens unsere schriftstellerischen Revolutio-

nen anlangt, so wird das bei ihnen Zeitentwickelung Genannte nur zu häufig Verwicklung. Nicht selten darf man auch nur einige Monate warten, und die Zeitlehrer empfehlen und preisen dann laut, was sie heute schmähn und verwerfen. Das richtet sich nach den Wendungen der Begebenheiten, woraus sie eben lernen, um wieder lehren zu können, denn Eignes giebt es leider in Deutschland wenig oder nicht. Man denke nur an die Behauptungen über den Geburtsadel. So lange er in Frankreich abgeschafft blieb, ließen deutsche Schriftsteller auch kein gutes Haar daran. Wie Napoleon hingegen einen neuen gebildet, dabei auf Stiftung von Majoraten, den höheren um so mehr zu befestigen, gedacht hatte, kam er in unserer Literatur auch wieder zu Ehren, es gab Geschrei um Ahnen, Lehne, mittelzeitige Feudaleinrichtungen u. s. w. Das beiläufig.

Man muß die Mehrheit nicht scheuen, sollte sie auch dem Eigengefühl nicht schmeicheln, was nützt überhaupt alle Schmeichelei. Was soll die Knoten der Ideenverwirrung lösen, wenn es Wahrheit nicht vermag? Sie zu gewinnen, aus all dem Schein, all dem betäubenden Sentenzenklang, thut man wohl, bisweilen einen klar logischen Schluß zu ziehen. Ein solcher würde seyn:

Es ist nicht möglich, daß ein Heerwesen, womit Einer einst Sechse schlug, durchaus nicht sollte getaugt haben, und von dem Allenthalben sollte übertroffen werden, das sich in einem Kampfe bewährte, wo Sechse Einen überwanden.

Der Schluß ist so klar, wie er der Sache nach seyn kann, freilich schmeichelt er nicht, kann aber um desto mehr nützen.

Friedrichs Heer war ein vortreffliches Ganze, das wissen, die es noch kannten, davon erzählt seine Geschichte. Wenn man späterhin auf den Lorbeern ent-

Digitized by Google

entschlummerte, die Perfektibilität an diesem Heere nicht mit dem Auge des Genies — wie die Staatstendenz ewig verlangt — ansah, ist es etwas Anderes.

Jetzt ist mit ihm eine Totalumwandlung vorgenommen worden. Hattest du darum recht; weil dir der Ausgang recht gab? frägt Lessings Odoardo.

Doch ist es geschehn, und sehr allmählig nur wird sich wieder gewinnen lassen, was sich als übereilt abgethan darthut.

Wie beinahe Ueberall, und wie der Zeitgeist Allenthalben darum schreit, ist das Gemüth über den Genius hoch hinausgestellt worden; dem widerspricht aber die Staatstendenz gradehin. Der Genius soll das Gemüth mitnehmen, aber nicht umgekehrt, die Erfahrung möge auch sagen, was sie wolle, auch von ihr gehen Schein und Trug in Menge aus.

Die Erfahrung sagte uns unter andern: die Landwehrtruppen hätten so gut gefochten, als die wirklichen. Das stellt offenbar den Begriff von Kriegskünstlichkeit herab.

In Friedrichs Zeiten würde man gelacht haben, wenn Jemand behauptet hätte: man könne mit Landwehren so viel ausrichten, wie mit kunstgeübten Truppen. Das macht: jener Begriff stand damal ungemein hoch, und wie man ihn zu bethätigen verstand, davon reden Prag, Roßbach, Leuthen, Torgau, Freiberg.

Ein Heer das allein die Vertheidigung des Staates leistet, ohne Landwehren, Landsturm, auch freiwillige Gaben, Frauenvereine u. s. w. nöthig zu haben, kömmt dem wahren, trefflichsten Ideal der Kriegskunst nahe, und 10,000 Athenienser, die sich ganzen persischen Menschenfluthen entgegen warfen, zwei oder drei Legionen,

die in Roms Mittelzeiten es mit dem Feind aufnahmen, liefern die Erfahrungen darüber. *)

Sind jedoch unsere letzten Erfahrungen weisere, gültigere Lehrerinnen, hilf Himmel, aus welchem Grunde unterhält denn, jetzt im Frieden, der preußische Staat ein so zahlreiches Heer mit schweren Kosten? Man bedürfte ja nur einen Generalstab, militärische Unterrichtsanstalten zur Bildung wissenschaftlicher Offiziere, ein Artilleriecorps, und allenfalls, einige stehende schwere Reiterei. Die leichte, wie das gesammte Fußvolk, stellten bei eintretendem Kriege Landwehren zusammen. Der Satz: jeder Staatsbürger ist bis zum fünf und vierzigsten Jahre zum offensiven, und hernach zum defensiven Waffendienst verpflichtet, gewährte die Grundlage des Systems. Allgemeine Einrichtung der Bürgergarden, Schützengilden u. s. w. unterstützten es, man könnte die jungen Landleute öfters zu Pferde versammeln, und einige Uebungen mit ihnen anstellen. Dafür könnten den Staatsbürgern ungemein viele Abgaben erlassen werden.

(Der Beschluß folgt.)

IV.

*) Weil man sogern auf Altdeutsches sich beruft, wollen wir hier einen treuherzigen Reim der Vorzeit anführen:

Dann ist es eine Kunst, Weisheit und hohe Tugend,
Wenn mitten in dem Krieg der Wohlstand doch florirt,
So daß der Unterthan und auch die liebe Jugend,
In Nahrung und der Schul fast gar nicht wird turbirt.

Digitized by Google

IV.

Der Kriegsrath von Cölln an den Herrn Professor Zeune.

Vorwort

Da die Redaktion des deutschen Beobachters nachfolgendes Schreiben nicht vollständig aufgenommen, und solches durch sinnentstellende Druckfehler unverständlich gemacht hat, so sehe ich mich veranlaßt, solches in den Freimüthigen Blättern aufzunehmen.

Sie legen mir, mein biederer Zeune! einige Fragen in Nr. 541 des Beobachters vor, welche Licht oder Schatten auf meinen Charakter und Meinung werfen könnten, und die im Wesentlichen darauf hinzielen: daß ich in meinen Freimüthigen Blättern andere politische Grundsätze als in meinem Briefe an die Redaction der Bremer Zeitung geäußert; ja sogar selbst, vor zwei Jahren im siebenten Heft, einen Entwurf zu einer preußischen Verfassung abdrucken lassen, und jetzt eine Verfassung als das Grab der preußischen Monarchie ver-

künde, da doch Frankreich eine solche erhalten habe; endlich sähen Sie nicht ein, wie das protestantische Deutschland durch eine preußische Verfassung gefährdet werden könnte.

Die Fragen beweisen, mein werthester Zeune, daß Sie meine frühern und neueren Schriften, auch meinen Brief in der Bremer Zeitung, nicht recht verstanden haben müssen.

Nirgend habe ich behauptet: daß Preußen keiner Verfassung bedürfe. Ich habe weder in meinen früheren Schriften das Königthum verworfen, das ich jetzt vertheidigt, noch in meinem Briefe in der Bremer Zeitung gesagt: eine neu zu bildende Verfassung würde Preußens Untergang befördern, und heute noch unterschreibe ich meinen Entwurf dazu im siebenten Heft der Freimüthigen Blätter. Es wird daher an Ihnen seyn, Ihre, in jenen Fragen enthaltene, Voraussetzung zu beweisen.

Ich habe in meinen Schriften vor und nach dem Jahre 1806 Verwaltungsmißbräuche, Feudalaristokratie und die damalige Militärgesetzgebung angegriffen und vorgeschlagen: bei der Gesetzgebung Provinzialdeputirte zu Rathe zu ziehen und in der Bremer Zeitung habe ich gesagt:

Wenn der König mit gewählten Ständen einen Vertrag über eine Verfassung eingehen, und ihnen eine entscheidende*) Stimme bei der Gesetzgebung und eine Steuerbewilligung einräumen würde, so könne Preußen und das protestantische oder Nord-

*) In der Bremer Zeitung steht, statt entscheidenden, nothscheinenden, durch einen Druckfehler.

deutschland die Beute seiner Nachbaren werden, und die alte ständische Ackeraristokratie wieder aufleben, die den König lähmen, und den Mittelstand bedrücken würde.

Dieß steht alles im Einklang, denn Rathgeben, und Befehl ertheilen ist sehr von einander verschieden; eine rathgebende Volksbevorwortung ist keine entscheidende; und Steuern repartiren und kontrolliren, sich deren Verwendung vom Finanzminister nachweisen lassen, heißt nicht Steuern bewilligen.

Eben so wenig verwirft man eine Verfassung überhaupt, wenn man behauptet: der Monarch solle darüber mit den Landboten *) (Repräsentanten) einen Vertrag schließen, denn es bleibt noch der Fall übrig, daß der Regent eine Verfassung ertheilt oder octroyirt, und dieß ist von mir in dem Verfassungsentwurf im siebenten Heft der Freimüthigen Blätter vorgeschlagen worden. Endlich habe ich unter protestantischem Deutschland das nördliche gemeint, das stets mit Preußen steigt und fällt. **)

Mithin mein Freund haben Sie etwas voraus.

*) Ich finde dieß Wort passender für Repräsentant als Vertreter, da ich nicht wünsche, daß der Repräsentant sich an die Stelle des Volks setze, sondern seine Vollmacht berücksichtigen möge.

**) Preußen wird immer der Kern Norddeutschlands bleiben, an dem sich die kleineren Lande anschließen, wenn es in seinem jetzigen Umfang besteht, als solches ist es seit Friedrich II. als Norddeutschlands natürlicher Beschützer angesehen worden; nimmt man ihm die Kraft, welche die Einheit im Monarchen giebt, durch eine Vertragsverfassung worin die Vielheit vorherrscht, so ist es gänzlich mit der Sicherheit gegen das Ausland vorbei.

gesetzt, was nicht vorhanden ist, und so hätte ich Ihre Fragen zur Genüge beantwortet.

Da ich aber einmal über eine preußische Verfassung zu reden von Ihnen aufgefordert worden bin, so muß ich Ihnen auch hierüber Verschiedenes antworten.

England ist ein ganz abgeschlossenes, vom Meer umflossenes, daher gegen auswärtige Kriege geschütztes, Land, sein Volk ist ein einiges, volksthümliches, größtentheils (was den großen Haufen betrifft) auf einer Culturstufe stehendes Volk. Frankreich ist, in Hinsicht seiner geographischen Lage, seines Volks und dessen Bildung, ebenfalls als abgeschlossen zu betrachten, und würde keinen Vertheidigungskrieg haben führen dürfen, wenn es durch den Uebermuth Napoleons nicht alle europäischen Völker zum Angriff gereizt hätte. Preußen besteht dagegen aus einem Agregat von Staaten, ohne innern Zusammenhang, die, ein jeder fast, ein anders Hauptgewerbe verfolgen; herrscht am Rhein die Industrie und erzeugt man hier nicht so viel als man an rohen Erzeugnissen verzehrt, so steht in Ostpreußen das Ackerinteresse an der Spitze aller Gewerbe. Kann man am Rhein die liegenden Gründe nicht klein genug machen um sie vortheilhafter zu benutzen, so giebt es diesseits der Elbe noch Gegenden genug, wo nur große Güter etwas bringen, die kleinen aber nicht. Kennt man in einer Provinz Leibeigenthum, Frohnen, den eisernen Prügel, den Bauernzwinger (Stock), Dominialgewalt u. Patrimonialgerichte nicht dem Namen nach, sondern sieht Bauern und Hirten politische Zeitungen lesen, so hat man in andern Provinzen erst angefangen jene Folgen des Lehnwesens zu vernichten.

Man findet in der preußischen Monarchie ganz verschiedene Volksstämme, 4 bis 5 verschiedene Culturgrade, mehrere fremde Sprachen. (Polnisch, Litthauisch, Wendisch.)

Es sind manche Provinzen erst hinzugekommen, und hängen noch an ihrem früheren Herrscher und ehemaligen Staatsverhältnissen.

Soll ein so zusammengesetztes Reich die Hauptzwecke jedes Staats, Vertheidigung gegen aussen; Entwickelung und Sicherheit im Innern, erreichen, so wird dazu ein starkes Einheitsorgan, als Bindungs- und Anregungsmittel, erfordert, welches im unumschränkten Monarchen vorhanden ist, und sogleich zerrissen seyn würde, wenn derselbe entweder nach Provinzen, oder mit dem ganzen Reich sich auf einen Grundvertrag einlassen wollte, wie er künftig zu regieren habe, und was man ihm zu diesem Behuf an Abgaben bewilligen wolle. Daraus könnte nur, aller Wahrscheinlichkeit nach, der, zum Sprichwort geworden, polnische Reichstag entstehen, oder ein Abfall der neuen erworbenen Provinzen; oder in Ostpreussen eine ganz andere Staatstendenz wie am Rhein, sich ergeben.

Sagte der König nämlich den versammelten Landboten, (wie unsere Demagogen wollen):

Ich muß die Souveränität meines Volks anerkennen, und die seiner Landboten, deren Diener ich bin, und erwarte zu welchen Dienstverrichtungen sie mich gebrauchen, und welche Abgaben sie zum Staatsdienst und meinem Unterhalt bewilligen wollen, so wie ich auch bereit bin, über gegenseitiges Recht und Pflicht auf ihrer und meiner Seite einen Grundvertrag einzugehen; so könnten vielleicht mehrere Volksvormünder antworten:

Wir mögen nicht Preußen seyn, sondern wollen Polen, Franzosen, Deutsche, Sachsen, bleiben, unser Interesse zieht uns hinüber, zu dem von uns getrennten Volksstamm, und wir, im ehemaligen großen französischen Reich eingebürgert gewesenen Rheinländer,

Digitized by Google

finden einer bessern Markt in demselben, für die Fabrikate unserer Industrie als in Preußen, wo wir in dieser Hinsicht als Ausländer behandelt werden, und billigerweise doch eine zollfreie Einfuhr unserer Waaren erwarten sollten.

Gegen den letzten Punkt würden sich vorzüglich die Altpreußen diesseits der Elbe erheben und behaupten; daß sie bei der hohen Consumtionsaccise nicht die Concurrenz der rheinländischen Waaren ertragen könnten, deren Erzeuger von der Consumtionaccise frei sind.

Dagegen würden einige Thoretiker aufstehen und auf gänzliche Abschaffung der Accise und deren Ersatz durch directe Grund-Personen-Klassen und Kopfsteuer antragen; worauf ein entsetzliches Geschrei aller Grundbesitzer diesseit der Elbe ertönen müßte, das durch die altdeutsche Stimme eines Deutschthümlers nicht zu beschwichtigen seyn würde, der den Antrag machte: den Namen Preuße mit dem des Deutschen zu vertauschen, worüber sich Wenden und Polen in ihrer Sprache gewaltig erheben, und wegen ihrer natürlichen Abneigung gegen alle Deutsche empört werden müßten, und mit Abfall drohen würden.

Ich könnte dieses Gemälde noch vollständiger ausführen und zeigen:

daß, wenn die römische Republik zur Zeit der Noth einen Alleinherrscher (Dictator) wählte, es für die preußische Monarchie, bei so vielem innern Meinungszwiespalt und bei dem auf Rache im Hinterhalt sinnenden, lange noch nicht gänzlich entmuthigten, Nachbar in Frankreich, doch wohl unpassend seyn würde, ihre Sicherheit in der republikanischen Monarchie zu suchen.

Aber Manche (und das können Sie als redlicher

Preuße unmöglich) mögen vielleicht hierauf einwenden: Mag Preußen untergehen, Deutschland wird erstehen, denen antworte ich: Nur in eurer Phantasie! denn ohne Kern keine Frucht, und ohne Preußen kein Nord-, ohne Oesterreich kein Süddeutschland. Diesen Punkt will ich hier nur im Vorbeigehen berühren, und dabei auf den Lauf der Donau, auf platte und hochdeutsche Sprache, auf katholischen und evangelischen Cultus, auf Nord- und Ostsee, und auf das schwarze und mittelländische Meer hindeuten.

Kommt es aber darauf an, nach welchen Grundsätzen ein unumschränkter preußischer Monarch regieren soll, so muß er solche allerdings, wenn er nicht vernichtet werden will, aus der Meinung seiner Völker im allgemeinen, und im besonderen nach Provinzen abweichend, dennoch aber im nöthigen Zusammenhang, und nicht bloß aus seinem Kopfe oder dem eines Ministers, eines Raths, oder aus Adam Smidts Lehrbuch vom Nationalreichthum entnehmen, und den Rath der Interessenten (Landboten) und seiner Staatsdiener darüber anhören. Da werden denn rathgebende Landboten und Regierungen für das besondere, rathgebenbende Reichsboten und ein Staatsrath für das Allgemeine an ihrer Stelle seyn.

Der König und sein Staatskanzler werden aber die Zügel der Regierung, wenn sie auch nach Provinzen verschiedene Farben haben, mit einer festen Hand führen müssen. Was allgemein zu machen möglich ist, werde allgemeines Reichsgesetz, was nicht, bleibe einstweilen provinziell, und nach und nach mögen sich die verschiedenen, in eine Grundfarbe, umwandeln. Der jetzt so allgemeinen Sucht nach gesetzgebenden entscheidenden steuerbewilligenden Ständen und nach Beschränkung (Lähmung) der königlichen Gewalt, aus Furcht, sie könne

ohne Grundvertrag einstmals in reine Willkühr ausarten, je nachdem die Persönlichkeit des Monarchen sich ausspräche, liegt große Chimäre zum Grunde. Lassen Sie uns dieses näher prüfen: in der unbeschränkten, wie in der, durch entscheidende Volksvertreter, beschränkten Monarchie (und letztere verlangen Sie) besteht alles Regieren (Gesetzgeben und Verwalten) im Uebertragen der Autorität, dort aus der Einheit, des Monarchen, hier aus der Vielheit, dem Volke. Weder der Regent persönlich kann allein regieren, noch das Volk in seiner Gesammtheit. Beide Gewalten müssen daher ihre Autorität in unendlich vielen, großen und kleinen, Abtheilungen stufenweisen Andern, aus dem Volke, übertragen. Der Monarch delegirt Staatsdiener vom Minister herab bis auf den Gerichtsdiener, das Volk deligirt seine Landboten und diese wieder Volksbeamten. Es findet aber der wesentliche Unterschied dabei statt, daß der Monarch wissenschaftlich und praktisch für ihr Amt gebildete Beamte, das Volk aber blindlings solche erwählt, die Kenntniß von ihrem Fach haben oder nicht. In beiden Fällen können Mißgriffe statt finden, aber das Volk kann öfter betrogen werden, als der Monarch, weil es aus vielen Köpfen und Sinnen, dieser nur aus einem Kopf und Sinn geschaffen ist.

Der Monarch verwaltet zwar eine fremde, des Volks Sache, das ein anderes Etwas als er selbst ist, die Volksvertreter sehen aber Volkssache als eigene Sache an, und eigene Sache pflegt man besser zu verwalten als fremde. Oft geschieht dieß aber in dem Sinn, daß, wenn die Landboten Ungebührliches thun, sie meinen: daß es nur ihnen schade, indem sie ja im eignen Namen handelten, und leider hat die Erfahrung in Frankreich erwiesen, daß die, dort vom Volke erwählten Nationalversammlungen sich sogleich nach ihrer Ent-

Digitized by Google

stehung der Namen des Volks beilegten, und als eine Gesellschaft von Tyrannen handelten, wenn sie ihre willkührlichen Dekreten erließen. Auch sie übertrugen ihre Gewalt, und mußten es, auf andere, und wenn Frankreich sonst einen sogenannten Tyrannen gehabt hatte, so besaß es nun deren eine Legion.

Das Selbstregieren der Monarchen nach launenhafter Willkühr, welches so sehr gefürchtet wird, ist demnach ein Phantom, sie können wenn sie sehr verständig, voll von Kenntnissen und erfahren sind, immer nur den Grundton alles Regierens angeben, und wenn dieß geschieht, befindet sich jedesmal das Volk sehr wohl dabei, wie uns die Geschichte gelehrt hat. Selbst dann, wenn sie in einzelnen Fällen sich Ungerechtigkeiten erlaubten, da diese auch in den freiesten Verfassungen eben so wohl vorkommen. Wollten sie aber einen Grundton angeben oder ein System befolgen, das gänzlich im Mißklang mit der Zeit d. h. mit dem Herkömmlichen, Sitten, Meinungen und Wünschen, des, ihnen anvertrauten, Volks wäre, so wäre dieß theils unmöglich, da ihre Befehle nicht ausgeführt werden würden, wozu sie der Organe aus dem Volke bedürfen, theils würden sie sich selbst vernichten, wovon die Geschichte Beispiele giebt. Starke, aber weise, souveraine Regenten wie Friedrich, sind demnach nicht zu fürchten, und wären sie auch durch eine Vertragsverfassung beschränkt, was nützt dieß? da sie ihrer nicht achten, und solche entweder geradezu brechen, oder durch List umgehen, wenn sie ihren Ideen Hindernisse entgegensetzen. Was half Frankreich unter Napoleon und England unter Cromwell, die nur starke Tyrannen waren, ihre Constitution, ihr gesetzgebender Körper und Parlament?

Es scheint mir demnach, besonders für Preußen, und alle solche Reiche, die noch nicht als abgeschlossen

anzusehen sind, und verschieden gebildete Volksstämme umfassen, die beste Regierungsform diejenige zu seyn, nach welcher alle Gewalt vom Regenten, als einem festen Mittelpunkt und Kern ausgeht, abgeleitet und sanktionirt wird der selbst regiert wenn er stark ist, und durch einen ersten Minister sich ersetzen läßt, wenn er den innern Beruf dazu nicht fühlt.

Da hier nun eine Delegation oder Uebertragung der verschiedenen Zweige der höchsten Gewalt statt finden muß, so bedarf es wissenschaftlich gebildeter und durch Erfahrung gereifter Organe, oder einer Staatsdienerschaft, welche sich dem Regieren nach Grundsätzen unterzieht und von der reinen Idee des Staats und seines Entwickelungsprozesses belebt wird.

Da aber das nur wissenschaftliche Regieren oft ohne Rücksicht auf die vorhandenen Interessen der Regierten geschieht, daher Gesetze zum Vorschein kommen, für die dieselben nicht reif sind, oder wodurch zu oft das Privateigenthum verletzt wird, so ist es weise, wenn der Regent Bevorworter der Volksinteressen zuläßt, und diese der Staatsdienerschaft gegenüber stellt, um sowohl die zu ertheilenden Gesetze zu begutachten, als auch nach richtiger Verwendung der Abgaben zu sehen und ihre Vertheilung selbst zu übernehmen. Der Regent stehe aber frei über beiden und entscheide über ihren beiderseitigen Vortrag. So wird das Rechte am besten gefunden, und es fehlt nicht an einem Richter und Vollzieher.

Daß ich übrigens in meinem Verfassungsentwurf den Adel und Bürgerstand in Theile gehen lassen (von Ober- und Unterhaus ist keine Rede darin) geschah nicht aus Vorliebe für ihn, sondern deshalb, daß er nach dem Gesetz der Schwerkraft das Alte zu erhalten suchen solle, wenn der gewählte Theil der Stände sich zu sehr von Neuerungssucht hinreißen ließe.

Digitized by Google

V.

Auszug

aus

den Briefen eines Reisenden

über

die Justizverfassung in Baiern

Bei meiner Durchreise durch Baiern hat die Justizverfassung meine besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Sachen haben hier ein ziemlich gefälliges Aeußere, und sind im eigendlichen Sinne aufgestutzt. Doch darf man den Stutzerrock nicht aufknöpfen, ohne sich in das Zeitalter juristischer Barbarei zurückversetzt zu sehen. Denn die dortige Prozeßordnung eignet sich ganz für die vornehmen bösen Schuldner, die ihre Verbindlichkeiten, unter dem Scheine Rechtens, nicht erfüllen wollen, und paßt nur für ein Land ohne Handel und Wandel, das, abgeschieden von der Verkehr treibenden Welt, seine Bevölkerung in Bauer und Edelmann enthält. Aber doch ist dieß nicht der wirkliche Zustand in Baiern, und daher im Code de procedure der bestehenden Art ein sonderbares Räthsel.

Digitized by Google

Die allerklarste Schuldsache aus fehlerfreien gerichtlichen Dokumenten wird von dem Beklagten ganz leicht, sechs Monate bis zur ersten Sentenz hingehalten. Von jedem Dekret, Mandat, Resolution, von einer Vorladung sogar, kann aber auch appellirt werden, und dauert jedesmal die Appellationsfrist sechzig, sage sechzig, selten nur dreißig Tage. Ein Zwischenbescheid drängt den andern; und immer wird noch nichts entschieden. Das Beweisverfahren nimmt gar kein Ende. In der Exekution geht der Tanz von Neuem los, und über Modum und Objekt wird frisch wieder appellirt und revidirt. Es ist nicht leicht zu begreifen, wie, bei solchen Prozeßformen, im bürgerlichen Verkehr, die Dinge noch so gehen können, wie sie wirklich gehen. Allein das Publikum hat sich einmal gewöhnt, die Ansprüche, die in Prozeß gerathen, für eine Waare anzusehen, die man um den halben Preiß gern weggiebt. Daher werden so viele Prozesse, in zweiter dritter Hand, geführt. Hieraus entsteht Wucher, und zum Druck der Erwerbsindustrie ein sehr hoher Zinsfuß. Es giebt überdieß keine Hypothekenbücher. Wahrhaft drollig ist in dem Prozeßverfahren der Kautionspunkt, de in judicio sisti et judicatum solvi behandelt. Der Kläger kann diese Kaution so gut fordern als der Beklagte. Z. B. es fällt mir in Baiern ein, dich um eine Schuld von 100,000 Rthl. zu belangen. Du brauchst mir keinen Heller schuldig zu seyn, denn weder um die Klage noch um den Kautionsantrag zu begründen, bedarf es der allermindesten Bescheinigung. Das gehört Alles erst nach Jahr und Tag zum Beweisverfahren. Aber die Kaution mußt du mir doch auf die eingeklagten 100,000 Rthl. und, wenn ich will, noch auf etliche tausend Gulden Prozeßkosten dazu, sogleich beim Anfange des Prozesses bestellen, und zwar nur, wenn du

Digitized by Google

gar nicht anders kannst, juratorisch. Es soll zwar, heißt es in der Prozeßordnung, hierin gegen angesessene Innländer so streng nicht genommen werden. Aber gegen die Ausländer verfährt man ohne Barmherzigkeit, und der Innländer hängt von der reinen Willkühr des Richters ab. Daher mögen die bairischen Unterthanen im Auslande auch wohl geringen Kredit haben und der Handel durch die Deckungen sehr genirt seyn, die sich der Ausländer zu verschaffen suchen muß.

Die Gesetzgebung in Baiern betreffend, so sieht diese ungefähr so aus, als eine Tischplatte a la mosaique. In den Ländertheilen, aus welchen das Königreich nach und nach zusammengesetzt wurde, ist überall die alte materielle Gesetzgebung beibehalten. Hellung und Dunkelung liegen da durcheinander im grellsten Abstich. Auf dem Sessionstisch des Oberappellationsgerichts in München, sollen über sechzig einzelne Gesetzbücher, per tria saecula geboren, mithin der verschiedensten Zeitalter und Grundsätze, aufliegen, nach welchen tagtäglich gerichtet wird. In manchem Untergerichtsbezirk lebt man friedlich oder unfriedlich, zugleich nach dem preußischen oder österreichschen Landrecht, dem alten baierischen Civilcodex, dem jure commune und andern subsidiarischen Rechten. Dieser Mischmasch umfaßt, im ausgebleichten Einbande, der oben geschilderte altbairische sogenannte judiciar Codex, wie ein Rahmen von faulem Holz, in einer Mineraliensammlung, Diamanten und Sandsteine nebeneinander — einfaßt. Wie das nun paßt und geht, da besonders die Gesetzbücher der neuern Zeit Rechtsinstitute enthalten, welche mit der Prozeßordnung desselben Staats genau zusammenhängen, das mag der liebe Gott wissen! —

Nur die Kriminalgesetzgebung umfaßt das ganze Königreich mit Feuerbachs Strafgesetzbuch, worin

Geist und Kraft, aber eine so übertriebene Strenge, daß es vor dem menschlichen Richterstuhl die Anwendung verliert, und in der That, die Kriminaljustiz sich lediglich in der begnadigenden Hand des Königs befindet, der Rechtsform also entbehrt.

Mit der Gerichtsverfassung sieht es eben so übel aus. In der Geschäftsführung wird die Justiz erstickt durch die weitläuftigsten Formen der Referirmethode mit den umständlichsten Aktenextrakten und durch die tagtäglichen Sessionen, die zur Lesung und Anhörung alles des Wortschwalls gehalten werden, so, daß für den Sinn keine Zeit übrig bleiben kann, weder bei den Referenten noch bei ihren Zuhörern. Dazu muß man wissen, daß der Baierische Prozeß bloßer Schriftwechsel ist, und in diesem Lande die Advokaten Tagordnungsmäßig nach Bogen bezahlt werden. Man sieht hieraus beiläufig, wie diese Klasse der Justizhelfer in Baiern beschaffen seyn, und der geistvollste derselben in Indolenz und Geistesverwässerung verfallen muß. Das ist um so trauriger und fühlbarer, da der Advokat den Prozeß allein in Händen hat, der Richter ex officio sich um den Betrieb gar nicht bekümmern darf, sondern lediglich den Antrag der an der Handlung stehenden oder das Aufrufen des Gegentheils abwarten muß. Den Partheien bleibt demnach nichts übrig, als sich ihren Advokaten auf Diskretion hinzugeben.

Die Gerechtigkeit soll übrigens durchaus collegialisch selbst von den Untergerichten behandelt werden. Das klingt sehr pomphaft. Aber es geschieht bei einem großen Theil der Justizämter des platten Landes, hier Landgerichte genannt, nicht, weil diese Gerichte aus einem Richter und zwei Assessoren bestehend, mit andern esoterischen Geschäftszweigen und Aufträgen so überladen sind, daß sie der Rechtspflege überhaupt die we-

nigste Aufmerksamkeit, und noch weniger in dieser Form, schenken können. Die Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit sind besonders größtentheils in den Händen der Schreiber oder Kopisten. Welche Quelle von Nullitäten! — Man entschuldigt sich hier in einem Ressort mit dem andern, wobei die Justiz gewöhnlich in den Hintergrund kommt, aus dem sie nur aus besonderer Gefälligkeit sich hervorbegiebt, und alsdann unlustig ihre Arbeit verrichtet. Das Traurigste und Wehmüthigste der ganzen Gerichtsverfassung ist indessen die kläglich e Abhängigkeit und schwankende Position der Richter. Da giebt es theils solche, provisorische genannt, die nur auf eine gewisse Probezeit oder unbestimmt zur Probe angestellt werden, theils um Diäten, die zu jeder Stunde gewechselt werden können. Diese beiden Sorten von Richter sind ganz hors de loi, sie haben durchaus kein Recht auf die Stelle, die sie bekleiden, weder auf Besoldung noch auf Entschädigung, sobald man sie wieder außer Dienst gesetzt hat. In ihrer Probierzeit erschöpfen sie natürlich jede Justizmethode, um ihr Sort zu finden, und verlieren darüber jede Gradheit, die den Richter charakterisiren soll, für ihr übriges Leben. Die sogenannten definitiv Angestellten sind um etwas besser daran. Als Mitglieder der Untergerichte müssen sie sich gefallen lassen, mit einem gewissen mäßigen, zuweilen unter dem dritten, Theil und als Mitglieder der Obergerichte, mit dem Gesammtbetrag ihrer Besoldung zu jeder Zeit und Stunde zur Ruhe gesetzt zu werden, jedoch mit der bedenklichen Verbindlichkeit, stets fort parat zu seyn, wie? wo? wann? wie oft? und wie lange? man sie mit interimistischen Beschäftigungen im Königreiche herum werfen, oder irgend einmal wieder anstellen will. Hierüber ist die Berufung an den Richter verfassungsmä-

ßig ausgeschlossen; und der Schlag kommt gewöhnlich unvorbereitet.

Nachdem was in andern Staaten ein Richter heißt, giebt es also in Baiern gar keinen, nämlich einen solchen, der außer vor dem Gesetz, unverletzlich und unverrückbar auf seinem Posten dastehet, und selbst den Souverain nicht, noch weniger dessen untergeordnete Machthaber und ihre Connexionen, in seiner Amtsübung zu fürchten haben darf. Anders ist aber keine Trennung der gesetzgebenden und der richterlichen Gewalt, und keine Unabhängigkeit der letztern zu denken, und die Justizverwaltung wird häufig leere Formalität und Simulation.

Eine solche unabhängige Beeigenschaftung der Richter ist in sämmtlichen deutschen Bundesstaaten, besonders seitdem, unerläßlich, daß die Funktionen der Reichsgerichte, auf die obersten Justizhöfe jeden Landes übergegangen sind, oder übergehen sollen, mithin der Privatmann, der irgend ein streitiges Recht mit einem Landesherrn vor Gericht außzumachen hat, auch in letzter Instanz vor dessen eigenen Gerichten Recht nehmen muß. Die selbstständige Hoheit eines vormaligen Reichskammergerichts und seiner einzelnen Glieder muß billig von selbst auf diejenigen übergehen, die an seine Stelle treten, sonst ist der vorige Rechtszustand von Deutschland und dessen Wiederherstellung ein Unding oder ein Wortspiel. Daher wäre es höchst wohlthätig, wenn der deutsche Bundestag nicht bloß, wie bisher, darauf hielte, daß in den Bundesländern ein oberster Gerichtshof errichtet würde, sondern auch durch einen allen bisherigen Verfassungen der einzelnen Staaten derogiren den Beschluß, dessen Gliedern allenthalben dieselbe persönliche Sicherheit auf ihren Posten, dieselbe hinreichende Besoldung, und dem Corpus selbst dieselbe Kompetenz

petenz, in Rechtssachen des Landesherrn, besonders auch bei der Exekution der Urtheile beilegte und garantirte, so wie alle diese Prärogativen dem vormaligen Reichskammergericht und dessen Gliedern zugestanden.

Der Bundestag selbst müßte sich zur Kontrolle der Ausführung dieser Anordnung und zur Erhaltung derselben zum allgemeinen deutschen Cassations-Hof constituiren, vor welchem alle Beschlüsse eines Gerichtshofes als null und nichtig angefochten werden könnten, in welchen es Mitglieder gäbe, denen eine andre der richterlichen Haupteigenschaften fehlet.

In Baiern giebt es namentlich noch eine andere Gattung von hierher zu zählenden Nullitäten, die alle Tage vorkommen. Dieß sind die Rechtssprüche (oder wie sie in Baiern heißen: „Entschließungen") der Verwaltungsbehörden in sogenannten contentiosen Administrativsachen. Diese sind nichts mehr und nichts weniger als wirkliche Justizsachen, welche unter dem Vorwande, als ob sie dieses nicht wären, den Justizstellen entzogen werden.

Die erheblichsten Interessen von Mein und Dein werden darunter verstanden, und solche die Leib, Ehre und Vermögen auf das wesentlichste angehen. Z. B. Kriegeskostenausgleichung, Theilung der Gemeinheiten, Entschädigungen, die aus Kulturfortschritten der Landwirthschaft entstehen, Staßenbauconcurrenzen, Gemeinerechtsstreitigkeiten, Gewerbsnahrungsbeeinträchtigungen, Disciplinarstrafenverfügungen gegen die Landrichter, Polizei- Cameral- und Finanzbeamten, Polizeivergehungen und dergleichen.

In Preußen hatte man vor langer Zeit dieses Ressort von administrativ-kontentiösen Fällen ebenfalls von den sogenannten reinen Justizstellen getrennt.

Aber man ist davon zurückgekommen, und hat bekanntlich längst, alles was streitig ist vor die Competenz der ordentlichen Gerichte gewiesen. Indessen bestanden auch vormals dafür doch förmliche Justizkollegia unter dem Namen der Kammerjustizdeputationen, und aus völlig qualifizirten Justizmännern bestehend. In Baiern hat man diese Gegenstände den Kreisregierungskammern des Innern zur Cognition und Aburtheilung überlassen, die größtentheils aus Männern bestehen, die für die Justiz unbefähigt sind, und diese formelle Qualifikation nicht aufzuweisen haben, zum Theil der Rechtstheorie und des Rechtsganges, der Kenntniß der Gesetze und der Formen völlig unwissend und unkündig, zuweilen nicht einmal pro forma durch die Schule gelaufen sind. Die Urtheilssprüche und Gutachten solcher Spruchkollegien sind für Recht, Eigenthum, Sicherheit und Ehre der Personen eben so gefährlich als sie an und für sich mit einer unheilbaren Nichtigkeit behaftet sind. Ich würde sie ebenfalls unter die Competenz des obersten deutschen Cassationshofes stellen, dessen Idee mir unabwendlich für Deutschlands innere Ruhe vorschwebt.

Digitized by Google

VI.

Die Wartburg. *)

Ein Gespräch im Reiche der Todten, zwischen Dr. Martin Luther und Philipp Melanchton.

Herausgegeben

von

Adolph von Schaden.

Amicus Plato, amicus Cicero; — sed magis amica veritas.

Melanchton.

So langsam schwebt dein hehrer Schatten mir entgegen,
Zufrieden scheinst du nicht zu seyn mein edler Geist?

---

*) In der Bremer Zeitung hieß es neulich unter andern, bei Gelegenheit der Erzählung der Feierlichkeiten auf der Wartburg:

„Dann wurden in Erinnerung der kräftigen Weise auf welche vor dreihundert Jahren der große deutsche Freiheitsheld durch Verbrennung der päbstlichen Bulle und des

Luther.

Wie könnt' ichs seyn, ich komme von der Erde. —

Melanchton.

O schnell mein Freund? erzähl mir neue Mähren;
Wie feirten sie die Zeit die Menschenkinder,
Die wicht'ge Zeit in der das Licht wir weckten,

---

ranonischen Rechtes öffentlich seine Ueberzeugung aussprach, im jugendlichen Freiheitsgefühl, mit allgemeiner Zustimmung mehrere Schriften, namentlich die bekannten von Schmalz u. s. w. feierlich den Flammen übergehen; — in Wahrheit nicht mit dem übermüthigen Gedanken, diese Handlung der des großen Luthers gleich zu stellen, durch dieselbe das freie öffentliche Urtheil zu gleicher Ueberzeugung zwangvoll bestimmen, oder irgend Wen beleidigen zu wollen, sondern lediglich um, was in dem Lande gesetzlicher Freiheit Jedem rechtlich zusteht, das eigene freie Urtheil laut und öffentlich und durch gemeinschaftliche Handlung gemeinschaftlich auszusprechen."

Soweit das Fragment in der Bremer Zeitung. Es unterliegt übrigens kaum dem geringsten Zweifel, daß dieses Fragment nicht aus der Feder eines bei der gemeinschaftlichen Handlung sehr Betheiligten geflossen wäre. Da ich nun in so weit, daß es in Landen gesetzlicher Freiheit Jedem rechtlich zustehen müsse, das freie Urtheil öffentlich und laut aussprechen zu dürfen, ganz mit den Herren einverstanden bin, so nehme ich um so weniger Anstand, auch mein Urtheil über die in Frage stehende Sache frei, öffentlich und laut in der gewählten Form auszusprechen, da auch ich in einem Lande gesetzlicher Freiheit lebe. Ich bin ein deutscher Mann, der sich schmeichelt gesunde Augen zu haben, übrigens aber weder Schmalz-, noch Friesgeselle, noch Ockenmann, noch Jahn-, noch Jenenser, am allerwenigsten aber Buonapartischer Schildknappe.

Der Verfasser.

Vor zwölfmal fünf und zwanzig Jahren? —
Dir glücklichster der Schatten war's vergönnt,
Die späte süße Frucht des Baums zu kosten,
Des festen Stamms, den mühsam du gepflanzt.

Luther.

Die späte Frucht, sie wurde mir zu sehr vergällt,
Ich hab' an ihr genug — auf hundert Jahre.
Dort auf der festen Burg im Sachsenland,
Dem müß'gen Zufluchtsort vor wüth'gen Feinden,
Beschloß ich ihn zu feiern — den Moment,
Der einem großen Werk das erste Daseyn gab.
Mein Geist, er schwebte in die Mauern nieder,
Die einst mein rastlos thätig Mühen sahen —
In den' ich meine schöne Zeit verlebte,
Als von den Gegnern fern, mein Sinn nach Höhrem strebte.
Jetzt fand ich die geliebte Burg geschmückt,
Und festlich prangten ihre innern Wände,
Im holden Schmuck der duft'gen Blumenkränze.
Ein Wonn'gefühl durchströmt mein geistig Wesen,
Ob dieser Dankbarkeit der späteren Geschlechter.
Da schallte aus dem Thale in die Höhe,
Der Hörner Schall, der Glocken dumpfer Klang —
Und langsam nahte sich der Burg ein Feierzug
Gebildet von der raschen Jugendschaar
Dem wahren Stolze der Teutonen,
Gekleidet in's Gewand der mittlern Zeiten.
Entblößte Schwerter trugen ihre Führer,
Worauf es wallten bunte Fahnen.
Ich sahs' — befremdet war ich nicht davon,
Ein wenig Tand, ein wenig Hochgepränge,
Es zog die Jugend immer mächtig an;
Die Wittenberger Bursche trieben's auch nicht besser,

Digitized by Google

Als du und ich noch ihre Lehrer waren.
Vergoldet immerhin der Frucht die Schale,
Wenn nur der innre Kern auch Etwas taugt;
Und ob das Wamms schmal oder breit geschnitten,
Dem weisen Denker gilt es wahrhaft gleich,
Deckt nur die äußere beliebte Hülle,
Ein edles deutsches Herz ein rein Gemüthe.
Umtauscht den Hut mein'twegen mit Baretten,
Wenn nur der Kopf mit solchem Schmuck bekleidet,
Verstand auch birgt, und zwar — vom rechten.
Genug! — die Schaar nun war sie angelangt,
Und füllte schnell den alten Rittersaal der Burg;
Es waren zarte Damen auch dabei,
Das Aug' zu laben an den jungen Kraftgestalten.
Nun nimmt man Platz, und tiefe Stille waltet,
Siehe da — ein junger Redner haranguirt
Die Schaar. — Nun ja excentrische Ideen,
Sie kleiden feur'ge Jugend nicht ganz schlecht,
Der beste Rebensaft — er braust am stärksten,
So lang er jung, — die Gährung geht vorüber,
Ein wärmend edel Feu'r — es bleibt zurück.
Geduld! denn der Geselle hat geendet,
Ein Meister wird den Rednerstuhl besteigen,
Bereitet Euch der Wahrheit ernstes Wort, —
Die hohe reine Weisheit zu vernehmen,
Er räuspert sich — ganz recht! — der Anfang ist gemacht.
Wie, hör' ich recht — der will sich Meister loben —
Wo bleibt die Salbung, wo der weise Sinn,
In dieser sonderbar korrupten Rede,
Sagt ist der gute arme Mann verrückt? —
Doch still! — er spricht von mir — von meinem Geiste.
Bei Gott! schlecht hat er diesen aufgefaßt,
Der Geist der Thorheit ist's, der ihn beseelt. —

Digitized by Google

Doch nein, jetzt wird's zu arg, er selbst und seine Schüler,
Ueber Deutschlands Fürsten halten sie Gericht,
Den, der dreißig Hufen gouberniret,
Zum Muster stellen sie ihn auf der Fürsten Schaar. —
Die Zeiten will dies Häuflein reformiren? —
O glaubet mir ihr lieben Herren alle! —
Mit dieser Arbeit bin ich auch vertraut,
Doch traun! — sie ist so leicht nicht als sie scheint,
Denn viele zarte Faden laufen durcheinander,
Sie zu zerreissen ist ein Kinderspiel,
Mit weiser Klugheit sie zur rechten Zeit entwickler
Dies fordert keines Menschen — eine Götterhand,
Mir selbst wär' solch' ein Werk auch nicht gelungen,
Hätt' nicht des Höchsten Geist — durch mich gewirkt.
Wer bist du kühnes Männlein! denn dort oben,
Daß du dich solchem Werk gewachsen hältst? —
Glaubst du, es sey mit rüdem Schimpfen abgethan?
Noch schweigst du nicht, — noch immer nicht genug!?
Und wenn wir's recht beim wahren Licht betrachten,
Was ist's denn was du willst, was ist der Rede Sinn? —
Wenn du's nicht weißt, so will ich dich bedeuten,
(Doch zitternd sprech' ich's aus — das grause Wort):
Nur Aufruhr fördert solche feine Lehre.
Suchst du in ihm für Deutschland Heil und Segen —
Hat einmal schon die Menschheit er beglückt?
Verblendeter! mein Feuereifer regt sich wieder,
Hätt' ich ein Tintenfaß zur Hand, ich würf' es dir
Wie dem Phantome an den Kopf an dieser Stelle,
Das mich entführen wollte einst dem Weg der Wahrheit.

(Pause.)

So lang' ein Wirbelwind nur Zweige beuget,
So lang' glaubt mir! hats keine Noth. —

Digitized by Google

Doch wenn er selbst den starken Stamm erfasset,
Ihn knickt, und sammt der Wurzel aus der Erde hebt,
Dann ist's ein grauser Sturm, ein Sturm von Folgen!! —
Phantastisch träume immerhin die Jugend,
Sie drehe sich lustig im Kreise des Traums,
Gewöhnlich kömmt die Klugheit mit Jahren. —
Wenn aber der Schwindel den Meister ergreifet,
Wenn selbst er unsicher die Lampe umkreiset,
Dann ist das Uebel zum Höchsten gestiegen,
Dann schließet nur hurtig die Säle des Wissens,
Zertrümmert Katheder, zerreißet die Schriften,
Die Meisterin Ordnung — sie fliehe von dannen,
Zerstört ist ihr Tempel, gestürzet ihr Altar. —

(Pause.)

Melanchton.

Kaum wag' ich's jetzt noch nach dem End' zu fragen.

Luther.

Es gleicht dem schönen Anfang auf ein Haar.
Der Redner schwieg, die Schaar, sie mied den Saal,
Versammlend sich auf großen freien Plätzen,
Erstaunt sah ich sie Purzelbäume schlagen,
Die Jünger in der alten würd'gen Tracht;
Sie gauckelten, daß eine Freude war es anzuschauen,
Das dritte wicht'ge Denkfest ward gefeiert,
Durch Seiltänzerkunst, erlernet vom Berliner Meister.

Melanchton.

Dieß ist mir zu sublim — begreifs wer kann.

Luther.

Der Abend brach herein, mit ihm die tollste Freude,
Denn große Feuer wurden angemacht,

Und jubelnd übergiebt man wilden Flammen,
Die Geistesswerke weiser deutscher Männer.
Wahr ist's, manch' kleine Sünde wurde mit verbrannt,
Doch auch manch wahres Wort und viel Vernunft
Beachtet bei Reformen selbst von Fürsten —
Doch es sey dem, wie ihm immer wolle,
Ich frage, war die Handelsweise recht,
Von Leuten, die Denkfreiheit über alles preisen?
Selbst opfern sie dem Götzen — dem Denkzwang;
Wo blieb die Konsequenz, wo weiser Sinn? — —

Melanchton.

Schilltst du mich noch, wenn ich die Welt beklage?

Luther.

Beklagen muß ich selbe wirklich auch.
Doch fest steht auch mein Satz, wie oft soll ich ihn wiederholen?
„Die Wahrheit, die hohe, die heil'ge muß siegen,
Ihr Reich begründen die Läufe der Zeit;
Wahn, Thorheit, Chimäre — sie müssen erliegen,
Aus Finsterniß dämmert der Göttin schimmerndes Licht."

VII.

Aphorismen

über

Gesetzgebung, Staatsverfassung und Verwaltung.

(Eingesandt.)

(Fortsetzung.)

Augustus, der unter dem Namen Octavius so viele Ungerechtigkeiten — Laster, Ausschweifungen und Grausamkeiten beging — dieser Augustus ward von dem Augenblick an — als er mit voller unumschränkter Macht sich des römischen Staats und seines Senats bemeisterte — gerecht, und beschäftigte sich lediglich mit der Wohlfahrt seines Staates — auch waren die römischen Völker nie ruhiger und glücklicher, als unter der langen Regierung dieses allmächtig gewordenen Fürstens.

Uebrigens bleibt es auch eine richtige, wahre, ausgemachte Sache — daß die moralische und phisische Schlechtigkeit der Beherrscher — so wie eine Neronische und Napoleonische Bosheit die größte aller Landplagen

seyn. — Sind diese Herrn aber wie sie seyn sollen, so ist man in keinem Staat seiner Freiheit, seines Eigenthums und seines Wohlstandes besser gesichert, als in einem unbeschränkten monarchischen Staat.

Fast ganz Europa scheint für die englische Verfassung eingenommen zu seyn; Montesquieu hat durch seinen Esprit des loix nicht wenig zu diesem Vorurtheil beigetragen. — Große berühmte und gelehrte Männer machen jederzeit auf Menschen Eindruck — die weder Geschmack noch die Fähigkeit haben — genau zu untersuchen und zu beobachten. Wenn man aber bedenkt, daß die hellsehensten, und tiefdenkensten Männer sehr oft, weder Alles sehn, noch alles vereinbaren können, das auch sehr oft etwas Leidenschaft sich in ihre Urtheile unter Entscheidungen menget: so wird man sich überzeugen: daß diese Männer nicht ganz Fehler- und Vorurtheil frei sind. Eine allgemein anerkannte und angenommene Sache — ist nicht immer gut und wahr! — Das ganze Universum glaubte lange Zeit an die falschen Götter. — Heute glauben selbst die sich am auf geklärtesten dünkende Völker kaum an den Einzigen wahrhaften Gott! —

Eine noch so hoch gepriesene Verfassung kann nie gut seyn, sobald ihre Elementargrundsätze, unzusammenhängend, widersprechend, entgegensetzend, und nicht im Stande sind die Einheit und die Vereinbarung der Bewegung hervorzubringen die einzig und allein die gesunde Kraft eines politischen Körpers ausmacht.

Die Theilung der Souveränität hat zur Folge die Theilung der verschiedenen Privatinteressen, aus dem die größten Unordnungen entstehen müssen.

Wenn alle Gewalten vom Volke herkamen — dazumal als die englische Nation sich ihrer in der Revolution vom Jahr 1688 bemeisterte? warum behielt es

diese Gewalten durch Errichtung einer demokratischen Regierung nicht beisammen? Nein das that es nicht, aus Besorgniß einer Volksregierung, es machte Wilhelm III. zum König und beschränkte seine Gewalten, aus Furcht, abermals unter den Despotismus seiner ältern Könige, oder unter die Tyrannei eines neuen Protectors zu gelangen. — Aus diesen Inconsequenzen entstanden sehr viele Mißbräuche — die dem Staate und dem allgemeinen Wohl sehr gefährlich wurden. Indem die Nation die Einkünfte des Königs beschränkte — versetzte sie ihn in die Nothwendigkeit sich gesetzlos zu machen — indem sie ihm die gesetzgebende Gewalt abnahm — entartete sie die Souverainität, setzte das Königthum herab, und machte die Gesetze verächtlich — ohne den Unordnungen abzuhelfen.

Ein Königthum ohne gesetzgebende Gewalt, ist ein eitles Schattenwerk, — so wie ein gesetzgebender der Königlichen Sanktionirung unterworfener Körper ein lächerliches Hirngespinst — denn vom König hängt es ab, die Berathschlagungen des gesetzgebenden Körpers zu suspendiren, seine Entscheidungen für ungültig zu erklären, und seine Versammlungen zu verhindern.

Kennt man etwas lächerliches, widersinniges und ungereimteres, als eine Nation die die Könige hasset, und doch ohne Könige nicht seyn kann und will? Die ihrem Könige Ketten anlegt, und ihm die Mittel in Händen läßt sich ihrer gegen die Nation selbst zu bedienen? Die sich geehrt glaubt, nach der Willkühr eines Sklaven regirt zu werden, als gehorchte sie einem Herrn? Die sich frei glaubt, ohnerachtet sie dieser Freiheit nur gebraucht, um sie zu verkaufen? und sich dieser eingebildeten Freiheit brüstet — weil die Ketten, die sie trägt, ihre eigene Wahl sind? —

Beschränkte Königliche Gerechtsame — sind gesell-

Digitized by Google

schaftliche Widersprüche, moralische Widersetzungen, politische Sprachfehler. Denn derjenige, der die Ausübung der öffentlichen Gewalt, so wie die Austheilung der Ehrenzeichen und Ehrenstellen, der Anstellungen und Würden, die Ernennung der Befehlshaber bei der Armee hat — der ist doch meines Erachtens Herr und Meister — und das von Rechtswegen. Hörten die Könige von England auf, durch Bestechungen und durch die Geschicklichkeit ihrer Minister — die ihnen von der Verfassung versagten Gewalten, an sich zu ziehen — so würde der englische Staat sogleich den innerlichen bürgerlichen Zerrüttungen, und den auswärtigen Angriffen Preiß gegeben. Und dieses Königreich, das ohnerachtet des Despotismus seiner ältern Könige sich so viele Jahrhunderte erhalten hat — und ohnerachtet aller neueren Fehler der neueren Verfassung — sich noch erhält — würde aus der beschränkten Gewalt, eines Einzigen in die unbeschränkteste und unumschränkteste Volkstyrannei verfallen und ganz aufgelöset werden.

Eine ganz unabhängige Alleingewalt — sie mag nun sichtbar oder versteckt seyn — ist also in jedem Staate nothwendig — und wenn sie es ist — muß man nicht eingestehen, daß die englische Staatsverfassung eine der fehlerhaftesten sey? —

Die englische Nation hat das Glück und die Vortheile seiner Seemacht und seines Handels — so wie die innere und äußere Verwaltung des Staats — keinesweges seiner Verfassung zu verdanken; wohl aber der Weisheit und Geschicklichkeit der Regierung und ihrer Minister.

Allein dieses Glück und diese Vortheile würden der Nation weniger gekostet haben — und würden von längerer Dauer seyn — wäre die Verfassung nicht so fehlerhaft. — Dieser fehlerhaften Verfassung hat man die

entsetzliche Schuldenlast zuzuschreiben — die durch alles Gold und Silber aller drei Königreiche, nicht zur Hälfte getilgt werden könnte. — Dieser fehlerhaften Verfassung hat man die schrecklichen Auflagen und Taxen zu verdanken, die sich kaum denken und begreifen lassen. — Dieser fehlerhaften Verfassung hat man endlich die Menge der Räuber und Diebe, die verderbte und höchst ärgerliche Preßfrechheit (nicht Preßfreiheit), die unerträgliche Volksausgelassenheit — wodurch der ruhigste Bürger sehr oft den abscheulichsten Beschimpfungen und Mißhandlungen ausgesetzt wird, die öftern Volksaufläufe und Empörungen, so wie mehrere hundert andere Unannehmlichkeiten zu verdanken — die vielen nicht reichen, aber ziemlich bemittelten Engländern Anlaß geben ihr Vaterland zu verlassen — um ihre noch übrige Tage in andern glücklicheren und ruhigeren Ländern zu beschließen.

Als die Engländer den König Jakob absetzten und Wilhelm III. zum König erwählten — so setzten sie Bedingungen fest — die wie sie glaubten sehr vortheilhaft für die Nationalfreiheit seyn würden. — Und da ihnen die ministeriellen Mißbräuche zu Zeiten der Könige und die Tyrannei des Protektors Cromvel noch zu sehr in frischen Andenken waren — so hegten sie ein unheilbares Mistrauen und einen großen Widerwillen gegen Königthum und Protektorat. Die Leidenschaften machten sie blind gegen die wichtigsten politischen Gegenstände und Betrachtungen — und indem sie glaubten vereinigt für die wahre Freiheit zu wirken — so beförderten sie nur Zügellosigkeit, Ausgelassenheit, Irreligion und alle Quellen der Verderbtheit, der Zerrüttung und der Unordnung. Sie überdachten und überlegten nicht, daß ein monarchischer Staat, unmöglich gut regieret werden könne — dessen Fürst in seinen

Gewalten beschränkt, oder gar einiger Gewalten beraubt ist — weil nur durch die Vereinigung aller Gewalten es dem Fürsten möglich wird, allen Hindernissen und Widersetzungen der Leidenschaften gegen die Gesetze — zu widerstehen, und sie zu überwinden. Sie überlegten nicht, daß die unbeschränkte Preßfreiheit allezeit in moralische und politische Zügellosigkeit und Ausgelassenheit ausartet — die die weisesten Absichten und Verfügungen der Regierung lächerlich machen und vereiteln, die alle Grundsätze entarten und über den Haufen werfen — die über die heiligsten und nützlichsten Wahrheiten Zweifel werfen — Treue und Glauben schwächen, die Gewissen, wie man zu sagen pflegt, weitbrüstig machen, alle Schwung- und Springfedern der Ehre abspannen, Zerrüttung in den Familien, und Verderbtheit in den Sitten hervorbringen.

Sie überdachten das Lächerliche und Unschickliche nicht — ihren Souverain die gesetzgebende Gewalt zu nehmen, aus Furcht — Besorgniß oder Vorwand er könne ihrer mißbrauchen — und ihm die noch viel gefährlichere ausübende Gewalt zu lassen, die er ebenfalls nach Belieben mißbrauchen kann.

Sie überlegten nicht — daß in den Zwischenräumen der Parlementsversammlungen und Sitzungen diese beiden Gewalten unzertrennlich seyn müssen weil unverhoffte dringende Fälle vorkommen können, die dem Staate sehr gefährlich werden dürften — wenn der Souverain nicht die Macht hätte, augenblicklich Gesetze zu machen, die den Umständen angemessen sind. Mit einem Wort, die englische Verfassung wurde in einem Moment dekretirt — wo die gesunde Politik und Vernunft nicht zu Hause war — und so kann man sie einem wahren Gregoryspiel vergleichen, das immer mehr schadet als nützt — gleich dem Parlementsveto

in Frankreich gegen die Edikte des Königs — das dem französischen Staat viel mehr schadete als seine Finanzzerrüttungen.

c. pensees et observations morales et politiques par Sabatier de Castres.

Als Anhang zur Behauptung, daß der einfachste, einzige, oder der monarchische Staat der vorzüglichste und gewisseste sey — will ich nur noch Folgendes hinzufügen.

Der Mensch ist ein schwaches unvollkommenes Geschöpf — auch ist seine Intelligenz beschränkt und unvollkommen wie er selbst. — — Wenn das menschliche Geschlecht, wie es uns die Religion lehret, von einem einzigen Menschen abstammt; so war dieser Mensch König — und Herr seiner Kinder; die er zu strafen, zu belohnen, mit einem Worte, wie sein Eigenthum zu behandeln das Recht hatte, dieser Anfang ist, wie man leicht einsieht, dem monarchischen System, und den Gerechtsamen der souveränen Herrn über ihre Unterthanen nicht ungünstig.

(Der Beschluß folgt.)

I. Rückblicke

Durch Saumseligkeit des Buchdruckers können die Rückblicke erst zum Februar-Heft, welches schneller erscheinen wird, ausgegeben werden.

Digitized by Google

I.

Rückblicke auf die neueste politische Literatur.

Sidi Hamets, eines arabischen Kaufmanns Reise nach Tombuctoo, und von da nach der bis jetzt unbekannt gewesenen großen Stadt Wassanah.

(Aus dem englischen übersetzt.)

Die nachstehende sehr merkwürdige Reise, durch das Innere von Afrika, bietet uns die Beschreibung der Stadt Tombuctoo, und einer andern bis jetzt noch nicht bekannten Stadt Wassanah an. Die Veranlassung zu dieser Reise und den Stand des Verfassers wollen wir unsern Lesern kürzlich bekannt machen. James Riley, Kapitän des amerikanischen Schiffs Commerce litt auf der afrikanischen Küste, am Vorgebürge Bajador im Jahr 1815, Schiffbruch. Die Mannschaft rettete sich in den Kahn, und wurde von den Arabern gefangen, welche sie in die große Wüste Saharah mitbrachten. Daselbst fanden sie zwei arabische Kaufleute, Sidi Hamet und seinen Bruder Seid, an welche der Reisebeschreiber Riley nebst vier seiner Kameraden verkauft wurde. Die beiden letztern überredet Riley durch das Versprechen eines großen Gewinnstes sie bis Mogador zu führen. Nach unglaublichen Leiden kamen alle endlich daselbst glücklich an, und wurden von dem englischen Konsul Willshire äußerst freundlich aufgenommen. Während des Aufenthaltes bei demselben, erzählte Sidi Hamet, welcher in Mogador für einen glaubwürdigen Mann gehalten ward, folgende Geschichte, die mit der auch sehr interessanten Reise des Riley sämmtlich in Amerika und zu London im Jahr 1817 herausgekommen ist.

Erster Abschnitt.

Sidi Hamets Erzählung seiner Reise von Widnoon durch die große Wüste nach Tombuctoo und zurück nach Widnoon.

Vor neun Jahren begann ich meine erste Reise durch die große Wüste aus der Nachbarschaft von Widnoon, woselbst ich mich das Jahr vorher mit Scheick Alis Tochter, einem schönen Weibe, das mir schon zwei Söhne und eine Tochter gebar, verheirathet hatte. Ich und mein Bruder Seid gesellten uns, auf Scheick Alis Rath, mit vier Kameelen und vielen Waaren in Widnoon zur Caravane, die aus 800 Personen und ungefähr 4000 Kameelen bestand, welche man mit fast jeder in Marokko verkäuflichen Waarenart beladen hatte. Die Mannschaft war sämmtlich mit guten Musqueten und Säbeln bewaffnet, und die ganze, unter dem Befehle Scheick Ben Solymanns von Waldeleim stehende Gesellschaft mit vier Wegweisern versehen. Wir brachen von der ansehnlichen Handelsstadt Widnoon in Susa im Spätjahr auf, und erreichten am sechsten Tage unserer Reise nach Westen das Ende des Gebirges. Hier hielten wir zehn Tage an, und ließen unsere Kameele die Gebüsche abweiden, während die Mannschaft Holz vom Gebirge holte, es zu Kohlen brannte und diese in Säcken über die Waaren auf die Kameele lege.*) Dann erstiegen wir die ausgebreitete Ebene der Wüste, die weit höher liegt, als das nordwärts sie begränzende Land, und zogen vier Tage auf dieser harten Ebene fort, worauf wir zwischen den hohen Sandhügeln weiter gingen, um uns am Seerande zu halten und Wasser in der Nähe zu haben. Zehn Tage brachten wir zwischen den Sandbergen zu, weil der Wind so stark wehte, daß wir fast ganz von dem Flugsande bedeckt, uns kaum beieinander erhalten konnten. Darauf reisten wir zehn Tage auf einem ebenen harten Boden bis zu einem Tränkplatze, Bidlah genannt, wo sich unsere durstigen Kameele erfrischten, von welchen achte schon gestorben und von uns verzehrt waren.

Bei diesem großen Brunnen verweilten wir sieben Tage und setzten dann unsere Reise zwanzig Tage lang nach Südwest, bis zu einem andern Brunnen, Namens Kibir Fibl,

---

*) Dieß scheint wohl ein Irrthum zu seyn, der aus der Uebersetzung des Arabischen und Spanischen, und aus diesen ins Englische, entstanden ist, denn Sidi Hamet hat, aus Mangel an Ausdrücken, Kohlen anstatt schwarze Bälle aus gepreßten Oliven, — Kohlen verstanden, welche die Araber aus dem Fleisch der Organ-Olive durch eine Backart zu runden Bällen formiren, die sie sowohl zur Feurung als auch zum Kameelfutter gebrauchen.

Siehe die englische Quartal-Schrift: The quarterly Review.

fort, der aber wasserleer war, weswegen wir sechs Tage bis zur Seeküste reisen mußten, wo sich nahe an der See ein Brunnen mit schlechten salzigen Wasser befand. Um die Kameele von der Uferwand bis zum Brunnen hinab zu bringen, mußten wir sie entladen, gaben uns jedoch nach der Tränke einige Milch, die ihnen vorher meist vertrocknet war. Aus Futtermangel fütterten wir sie einige Zeit täglich einmal mit Kohlen, wodurch sie zwar am Leben erhalten wurden, ihre Milch aber beinahe die Schwärze der Kohlen annahm, sie schmeckte indessen nicht unangenehm, und wir waren froh, daß sie uns nicht ausging. Nach sechstägiger Tränke brachen wir wieder auf, und hielten uns längst der See, wo wir gewöhnlich alle zehn Tage einen ähnlichen Brunnen, wie der vorige, aber wenig Strauchwerk und grünes Laub in den kleinen Thälern antrafen; denn in diesem Theile der Wüste war seit langer Zeit kein Regen gefallen.

Nach einer viermonatlichen Reise gelangten wir in den südlichen Theil der Wüste und in das Land Soudan, wo wir einen kleinen Strom mit gutem Wasser, einige Gebüsche etwas Gras, und einen großen Stamm von Beseb's Arabern (auf der Charte Libdessebas) fanden, der Ueberfluß an Gerste und und Mais besaß, wovon wir kauften, Brot daraus backten und einen Monat hier rasteten. Dreihundert Kameele waren uns in der Wüste aus Ermattung und Futtermangel gestorben, von der Mannschaft aber keiner.

Alle Araberstämme, denen wir uns auf der Reise näherten, luden bei unserm Anblick ihr Gerath auf ihre Kameele und ritten aufs schnellste aus Furcht davon, weil sie uns für Räuber hielten.

Einen solchen Haufen der stark genug gewesen wäre, uns anzugreifen, fanden wir nicht, obgleich wir in der großen Wüste vielen, aber sehr dürftigen Stämmen begegneten. Die ganze Wüste neben der Seeküste hat mit dem Theile derselben Aehnlichkeit, durch den wir hierher kamen, eine Strecke ausgenommen, wo wir fast einen Monat reisten, ohne auch nur eine einzige mit grünem Gesträuch bewachsene Niederung anzutreffen; sie ist durchaus öde. Dicht am Meerufer mußten wir durch Sandberge gehen, die der Wind vom Ufer herauf zusammengeweht hatte; die vorangehenden Wegweiser zeigten der Caravane aber stets den Weg und bequeme Ruheplätze.

Nachdem wir einen Monat in Soudan gerastet, und den Abgang unserer Kameele ersetzt hatten, zogen wir auf die Gränze der Wüste, dicht neben dem Thallande nach Osten zu, indem wir südwärts fast immer Gebürge vor uns hatten, und nach zwei Monaten bei Tombuctoo anlangten, wo wir mit der Caravane in einem tiefen Thale Halt machten, und täglich uns mit unsern Waaren, doch ohne Waffen, die dicht vor die starken Mauern der Stadt verfügten, um einen Tauschhandel mit den Negern zu schließen. Diese brachten Gummi, Goldstaub, goldne Ringe, Elephantenzähne, Sklaven und feine Turbane, auch hatten sie einen Ueberfluß an Kühen und Eseln, nebst einigen Schaafen, indianischem Korn, Gerste und Reis.

Digitized by Google

Der kleine westwärts dicht an der Stadtmauer vorbeifließende Bach war ganz ausgetrocknet, weshalb alle Bewohner der Stadt ihr Trinkwasser aus dem, eine Stunde weit entfernten großen Flusse Zolibib, auf Eseln holen mußten. auch wir sahen uns genothigt, dort unser Trinkwasser zu schöpfen und die Kameele zu tränken.

Nach einem Aufenthalt von anderthalb Monaten bei Tombuctoo brachen wir, da die Jahreszeit schon weit vorgerückt war, wieder nach Widnoon auf. Während unsers dortigen Aufenthalts war ich nicht in der Stadt gewesen, weil man mich zum Hauptmann von 200 Mann erwählt hatte, welche die Caravane bewachten, um die sie umschwärmenden räuberischen Araber- und Negerbanden abzuhalten, die jedes von uns sich zu weit verlaufende Kameel weghalchten, doch verloren wir nur zwanzig während unsers dortigen Aufenthalts. Für meine Mühe gab mir der Scheick eine hübsche Negersklavin, die ich mit nach Hause nahm, und die jetzt bei meiner Frau ist.

Im Monat Jamadan, nach dem Feste traten wir unsere Rückreise an, und gingen auf dem vorigen Wege, zuerst einen Monat lang westwärts längst der Wüstgränze zurück. Ohne Bezahlung durften wir uns unterwegs nichts zueignen, aus Furcht vor den Landesbewohnern, ein Gemisch von Arabern und Negern, die sämmtlich Mohamedaner und bösartige Menschen waren, und viele weiße Sklaven besaßen, von welchen ich selbst achtzehn, außer mehreren schwarzen, sah. Diese Glaubenseiferer haben schöne Pferde, und machen Streifzüge in das südliche Flußland, wo sie Städte wegnehmen alle Neger als Sklaven, so wie alle Viehherden, fortführen, und Korn und Wohnungen niederbrennen, wenn jene nicht an den großen Propheten glauben wollen. Nehmen sie aber den wahren Glauben an, so werden sie mit Sklaverei, und ihre Häuser mit Brand, gegen Ablieferung der Hälfte ihres Viehes verschont; denn diese Glaubenshelden behaupten, daß Gott ihre Feinde in ihre Hand gegeben habe.

Die Neger leben in kleinen mit Rohr und Gebüschen, bisweilen auch mit Steinmauern, befestigten Städten. Die Araber aber nur in Zelten, und können in einer Minute auf ihren Pferden, während die Weiber und Kinder auf Eseln und Kameelen reiten, ihren Aufenthalt verändern.

Ehe wir nordwestwärts nach der Seeküste gingen, hielten wir in dem Gebirgslande an, nährten unsere Kameele gut, und brannten Holzkohlen. Unser Lagerplatz lag am Ufer eines kleinen Flusses, eine Tagereise weit von der großen Negerstadt Jathrow.

Ich besuchte sie nicht, aber wohl unser Scheick, der dort vierzig Ochsen und etwas Korn für die Reise kaufte. Nach den nöthigen Vorbereitungen erstiegen wir die Ebene der Wüste, zogen nordwärts über sie hin, und erreichten in viertehalb Monaten wieder Widnoon nach einer fast anderthalbjährigen Reise. Wir verloren 500 Kameele, die entweder starben, oder geschlachtet wurden, ferner vier und dreißig Mann und achtzig Sklaven. Von den Kameelen unserer Caravane waren

hundert mit Eisen und Messern, zweihundert mit Salz, alle übrigen aber mit Hosiks, blauen und weißen Zeugen, Ambra, Taback, seidenen Tüchern, Gewürzen und vielen andern Artikeln beladen. Nach dieser Reise lebte ich unfern des Atlasgebirges und der Stadt Marokko zwei Jahre bei meiner Familie ohne eine Handelsreise zu machen.

Zweiter Abschnitt.

Sidi hamets zweite Reise nach Tombuctoo. — Vernichtung des größten Theils der Caravane durch Wassermangel, Treibsand und Empörung. — Der kleine Überrest entrinnt nach der Südseite der Wüste.

Nach Verlauf dieser Zeit besuchte mich Bel Moese, einer meiner Tombuctooner Reisegefährten. Er befand sich auf dem Wege nach Widnoon, um sich dort wieder zu einer Caravane zu gesellen, und beredete Seid und mich ein Gleiches zu thun. Wir kauften uns also gemeinschaftlich acht Kameele, Waaren und Schießpulver, verhandelten unsere Heerden, und reisten mit ihnen nach Widnoon, um zur Caravane zu stoßen.

Sheik Ali, mein Schwiegervater, kam mir unterwegs freundschaftlich entgegen, übergab mir zwei mit Gerste beladene Kameele, und wünschte mir eine glückliche Reise. Der einstimmig zum Anführer der Caravane erwählte Sheik hieß Sidi Ibrel, ein Freund Sidi Ibems, dem fast die Hälfte derselben gehörte. Sie bestand aus mehr als tausend wohlbewaffneten Männern und viertausend Kameelen, unter denen viele milchende, und vierhundert mit Wasser und Lebensmitteln beladene waren; man brach von Widnoon auf, und beschloß, nach Süden zu, gradeswegs durch die Wüste nach Tombuctoo auf dem Wege, den gewöhnlich die großen Caravannen nehmen, zu gehen, ungeachtet auf demselben schon mehrere verunglückt waren. Wir umgingen also südwärts den Fuß des großen Atlasgebirgs in sechs Tagen, lagerten uns in dessen Nähe, und brannten aus dem dort von uns gefällten Holze Kohlen, ohne welche keine Caravane die Wüste durchreisen kann. Nach zehntägiger Rast traten wir unsern Weg mit Lebensmitteln und wohlgetränkten Kameelen in die Wüste an, und nahmen denselben nach Südost din. Innerhalb funfzehn Tagen trafen wir keinen Sand an, sondern die Oberfläche des Bodens war so glatt und fest gebrannt, daß die beladenen Thiere keine Fußtapfen darauf zurückließen. Sonne, Mond und Sterne mußten unsere Wegweiser seyn, da wir sonst keine Spur fanden. In dieser ganzen Zeit fanden wir nur eine Stelle, wo unsere Kameele ihren Hunger nach Futter stillen konnten, allein der große Brunnen in dieser Niederung war so voller Sand und Steine, daß wir auch kein Wasser erhalten konnten. Nach funfzehn Tagen später kamen wir doch in ein schönes tiefes Thal, in welchem wir zwanzig

Brunnen entdeckten, von welchen nur sechs, der Dürre wegen, Wasser enthielten. Hier tränkten wir unsere Kameele, füllten unsere Schläuche und ruheten sechs Tage, worauf wir mit ihnen reichlich mit Laub und Dorngesträuchen gesättigten Thieren weiter nach Süden zogen.

Drei Tage setzten wir unsere Reise auf diesem harten Sande fort, dann geriethen wir zwischen unzählige Haufen von feinem Triebsande, der fein wie Staub auf viel befahrnem Wege, war, und in welchen die Kameele bei jedem Tritte bis an die Kniee hineinsanken. Nach einer sechstägigen Reise zwischen diesen Sandhaufen, die bei Tage so heiß wie glühende Asche waren, erhob sich aus Südost ein heftiger Wind, der Wind der Wüste genannt, welcher Tod und Verderben mit sich bringt. Da wir weder vor noch rückwärts konnten, so packten wir unsere Kameele ab, ließen die ermüdeten Thiere sich ausruhen, und brachten die ihnen abgenommenen Ladungen, in einen großen Haufen. Es umgaben uns dicke Staubwolken, daß wir kaum Athemholen, kaum unsre Kameele, und uns selbst einander sehen konnten. In diesen Staub legten wir uns nieder, und riefen laut und mit einer Stimme Gott um Barmherzigkeit und Lebensrettung an. Der Sturmwind tobte indessen zwei Tage lang fürchterlich fort, und wir mußten, wenn sich der auf uns lastende Sand angehäuft hatte, und wir nicht lebendig begraben seyn wollten, weil der Luft der Zutritt versperrt und das Athem holen erschwert war, öfters den Sand abschütteln. Endlich erhörte der Allmächtige unser Flehen, der wüthende Wind legte sich, es entstand eine Stille, und wir krochen aus unserm Sandgrabe, aber leider nicht alle, hervor. Nach Zählung der Gesellschaft wurden dreihundert Mann vermißt, — wir Uebriggebliebenen vereinten uns zum Dank gegen Gott, unsern barmherzigen Lebensretter. Dann begannen wir unsere mit Sand überschütteten Kameele, deren zweihundert erstickt waren, auszugraben, dieß und ihre Wiederbeladung beschäftigte uns zwei Tage. Kein Grashalm war zu finden, wir mußten also den Thieren ein wenig Wasser aus unsern Schläuchen, um ihre ausgetrockneten Kehlen zu netzen, und einige Kopfen, (Oliventälle) zu fressen geben.

Hierauf reisten wir, so schnell als möglich, durch den tiefen und heißen Sand vier und zwanzig Tage weiter, ohne etwas außer einigen unbedeutenden Gesträuchen für die Kameele finden zu können, bis wir in einem Thale den berühmten Tränkort Haburah erreichten. Noch vor unserer Ankunft daselbst warfen wir, da unsere Kameele fast schon mit dem Tode rangen, und ihre ganze Ladung nicht mehr tragen konnten, einen Theil unseres Salzes weg. Hier wünschten wir zwanzig Tage zu bleiben, damit sich unsere Thiere erholen möchten. Wer kann aber unsere Betrübniß fassen, als wir sämmtliche Brunnen leer fanden! kein Tropfen Regen war dort im letztvergangenen Jahre gefallen. Unsere Caravane, die bei unserer Abreise aus mehr als tausend Mann und viertausend Kameelen bestand, war schon auf sechshundert Mann und dreitausend und fünfhundert Kameele vermindert. Kaum konnte Sidi Ibrels An-

sehen, der zum Chef der Caravane erwählt war, die fast verzweifelnden Uebriggebliebenen mehr in Ordnung halten. Jeder beeiferte sich sein eigenes Leben zu retten, rannte verwirrt in der Niederung umher, um Wasser und Erhaltungsmittel aufzusuchen. Diese Unordnung dauerte zwei Tage; dann überzeugte man sich, daß ohne Eintracht alles verloren sey, ward wieder gehorsam und vereinigte sich in Masse zur Ausgrabung der Brunnen. Nachdem man fünf Tage gegraben und kein Wasser gefunden hatte, hörte alle Mannszucht auf. Der Sheick, ein kluger verständiger Mann, rieth und drang darauf, daß alle Kameele, bis auf dreihundert Stück, geschlachtet werden sollten, damit sich mit dem in ihren Körpern befindlichen Wasser und Blute der Ueberrest, so wie die ganze Mannschaft so lange erhalten möcht, bis man mit Hülfe der Vorsehung einen Wasserplatz fände. Allein diesen Vorschlag, der unter allen der beste war, wollte Niemand annehmen. Keiner wollte sein Eigenthum zum Opfer bringen. Nichtsdestoweniger ließ Sheick Jehel dreihundert der stärksten am Leben zu erhaltende Kameele, durch dreißig der ältesten und sachverständigsten Männer aussuchen, als sie nun aber die andern zu schlachten anfingen, da brach ein fürchterlicher Zank und Kampf aus. Der Sheick, obgleich ein Mann Gottes, ward auf der Stelle getödtet — und noch dreihundert Andere wurden ein Opfer des Gemetzels an diesem Schreckenstage, und ihr vergossenes Blut mußte den Durst ihrer Todschläger löschen. Seid, mein Bruder, ward mit einem Dolche schwer am Arme verwundet, ungefähr fünfhundert Kameele wurden getödtet, deren Blut und das in ihrem Körper noch vorhandene Wasser, die Uebrigen tranken. Als ich befürchtete, Dieser blutige Kampf werde mit dem Tode Aller enden, und da ich schon einmal Hauptmann in eine Caravane gewesen war, und einen Weg durch die Wüste anzuordnen verstand, auch, so wie mein Bruder, kein Schwächling war, da schlachteten wir augenblicklich vier von den sechs uns noch übrigen Kameelen, tränkten mit deren Blut und Wasser die zwei Uebrigen, retteten einige unserer Waaren, Lebensmittel und Gerste, und berideten dreißig von unsern Freunden, ins Geheim dasselbe zu thun, und dann mit uns in der Nacht fortzureisen; denn das Verweilen daselbst oder das Umkehren brachte beides einen unausbleiblichen Tod. Unsre ganze aus dreißig Personen und zwei und dreißig Kameelen bestehende Gesellschaft war also um Mitternacht reisefertig, und zog, ohne alles Geräusch ab. Die Nacht war bewölkt und sehr finster, und in der Ferne rollte der Donner, aber es fiel kein Regen. Wir gingen südwestwärts in der Hoffnung daß wir Tischlah, eine andere Tränke, ehe unsere Kameele verschmachteten, erreichen würden.

Die Wüste war hart und trocken, und wir fanden, bei unserm Fortrücken nur hie und da eine kleine Vertiefung mit wenigen Dornsträuchen; welche die Kameele im Vorübergehen fraßen mehrere aber starben, so, daß am zwölften Tage nur noch achtzehn lebten. Endlich rettete der Allmächtige durch ein Gewitter mit Regen unser Leben. Von seinem Donner bebte die

Digitized by Google

Erde; der gefallene Regen versah unsere Thiere mit überflüssigem Wasser, und wir füllten noch dreißig Schläuche, damit aus, und dann zogen wir südwärts nach den Gränzen der Wüste. Bevor wir in das angebaute Land kamen, waren neun Personen von unserer Gesellschaft und mehrere Kameele, gestorben. Zum Glück begegneten wir einigen Arabern, die uns Reis und Milch gaben, und zeigten uns den Weg südwärts nach einem kleinen Bache an.

Dritter Abschnitt.

Sidi Hamets Reise. — Ankunft bei dem Flusse Gozen-Zair und zu Tombuctoo. — Beschreibung dieser Stadt, ihrer Bewohner, ihres Handels und Reichthums.

Wir zwanzig Personen von einer Caravane von tausend Mann und viertausend Kameelen, die aus der Wüste mit dem Leben davon gekommene waren, hatten uns nebst achtzehn Kameelen, bei einer kleinen Stadt, Namens Wabit, am Ufer eines Flusses gelagert. Lebensmittel hatten wir nicht; doch die Neger die uns in Noth sahen, kamen aus der Stadt und brachten uns Fleisch und Gerstenbrot. Hier blieben wir zehn Tage, um uns mit unsern halbtodten Kameelen zu erholen.

Der Fluß, an dessen Ufer wir uns gelagert hatten, wird von den Arabern El Wod Teny, und von den Negern Gozen Zair genannt. Südwestwärts, von ihm liegt in der Ferne ein dem Atlas ähnlich hoher Bergrücken, von Susa aus gesehen jedoch ohne Schneedecke.

Nach einer zehntägigen Erholung setzten wir unsere Reise nach Tombuctoo fort. Vier Tage reisten wir ostwärts über Soudan, *) ein hügelichtes, aber sehr fruchtbares, häufig mit der Hacke bearbeitetes Land. Als wir es aber der waldigen Gegend wegen, sehr beschwerlich fanden, kauften wir etwas Gerstenvorrath, schlachteten zwei Kühe, und wandten uns nordwärts bis an die Gränze der Wüste. Von da reisten wir acht Tage ostwärts und fanden dann glücklicherweise die große Caravanenstraße, die uns nach zwei Tagen nach Tambuctoo führte.

Bei dem obenerwähnten Flusse sahen wir viele Neger. Sie leben in kleinen mit großen Binsen oder Rohr, eingefriedeten Flecken, um sich zur Nachtzeit gegen Feinde und reissende Thiere zu schützen. Ihre Häuser sind kleine aus senkrecht von Rohr bedeckten und in den Zwischenräumen mit Lehm über-

*) Soudan nannten die Araber und Mauren das ganze im Süden der großen Wüste vom Meere bis weit nach Osten hin liegende und den Distrikt von Tombuctoo in sich schließende Land, dessen Hauptstadt Tombuctoo ist.

Digitized by Google

kleidten Hütten. Sobald wir uns ihren Wohnorten näherten, setzte sich dieß immer in Furcht, und die sich von ihnen außerhalb befanden, liefen ungesäumt hinein und versperrten den Eingang. Als sie aber erfuhren, daß wir nicht arabische Räuberbanden waren, von welchen sie gewöhnlich geplündert werden, sondern, daß wir von Hunger und Noth litten, da ließen sie sich gerne auf den Tauschhandel unserer Waaren, gegen Fleisch und Gerste ein. Vor unserer Ankunft in Tombuctoo hatten wir uns, um das Leben zu erhalten, von allen kurzen Waaren entblößt. Der König und das Volk hatten schon seit zwei Monaten die Caravane von Widnoon erwartet, aber Niemand war von uns daselbst angekommen. Nachdem wir unsere Gewehre, Pulver und Blei dem Königlichen Beamten bis zu unserer Abreise übergeben hatten, ward uns der Eintritt in die Stadt erlaubt. Tombuctoo ist eine fünfmal größere Stadt als Swearah, die in einer überall von Bergen umgebenen Gegend liegt, und dehnt sich gegen Süden, bis zu dem breiten und tiefen Flusse Zolibib, der seinen Lauf nach Osten nimmt, aus. Wir lenkten dahin, um unsere Kameele zu tränken, und da sahen wir mehrere rudernde Neger auf Booten von hohen Baumstämmen. Die starken Mauern von Timbuctoo bestehen aus Steinen in Lehm gelegt, sind dicker und stärker wie die zu Susa, und jede, hat von den vier Seiten, ein bei Tage offen stehendes, zur Nachtzeit verschlossenes, wohl bewachtes Thor.

Des Königs Wohnhaus ist von denselben Materialien erbaut, wie die Stadtmauern, und von gleicher Größe, wie das größte Haus in Magadore. Man findet daselbst noch andere Steinhäuser mit Kaufläden, in welchen verschiedene Waaren, als blaue Zeuge, Haicks, Messer, goldene Zierrathen, Salz rc. feil liegen.

Das Oberhaupt der Schwarzen ist ein alter starker Neger Shegar (Sultan oder König) genannt, der beständig von zweihundert Mann Leibgarde, theils auf Maulthieren reitend und theils von Fußvolk begleitet wird.

Alle sind mit Gewehren und guten Messern bewaffnet. Niemals kommt der Shegar in den Millah oder die Judenstadt. Fünfmal haben wir ihn in den zwei Monaten unseres Aufenthaltes daselbst gesehen. Die Caravane welche wir erwarteten war in der Wüste umgekommen, so wie die von Tunis und Tripolis die hier alle Jahre eintrifft.

Des Shegars einzige Waffe ist ein weißer Stab oder Szepter mit einem goldenen Löwen auf der Spitze. Er hat ein mildes Ansehen und scheint mehr der Vater als der Beherrscher seines Volkes zu seyn. Sein, aus einem weiten weißen Hemde bestehendes Gewand das ihm von der Schulter bis zu den Knieen reicht ist mit Gold und Silberplatten bedeckt, die stark in der Sonne flimmern. Er ist auch außerdem mit andere Edelsteinen und Muscheln behangen und trägt außer Beinkleidern, wie die Mauren und Juden aus der Barbarei, Schuhe von rothem Corduan und einen weißen spitzigen mit allerlei Zierrath schöngeschmückten Turban.

Die Zahl der Einwohner von Tombuctoo schätze ich sechs-

Digitized by Google

mal so groß, als die von Swearah oder Magador, ohne die Mohamedaner in der abgesonderten Stadt Millah zu rechnen, die an Zahl der ganzen Bevölkerung von Swearah fast gleich kommen. *)

Fast alle Häuser von Tombuctoo bestehen aus senkrecht stehenden Rohrstäben von der Dicke eines Mannsarmes, bedeckt mit dünnern Rohrstäben und Blättern des Dattelbaums. Die Form der Häuser und Dächer ist rund und in eine Spitze auslaufend.

Ein Theil der Stadt ist wie der Millah, oder die Judenstadt in Magador, durch eine starke Mauer von der übrigen Stadt geschieden, woselbst alle Mohren und Araber oder Mohamedaner die Nacht zubringen oder die Stadt verlassen müssen, auch wird keinem Fremden der Aufenthalt in diesem Quartiere erlaubt, ohne dem Thoroffitier sein Messer oder Gewehr übergeben zu haben, das er am folgendem Tage, wenn er den Ort verlässt, zurück erhält.

Araber, Mauren, Neger verheirathen sich ohne Unterschied der Farbe unter einander, und besitzen außer einigen Eseln nur weniges Eigenthum.

Die Negerinnen sind stark beleibt und wohlgebildet, und tragen in Ohren und in der Nase große platte goldne Ringe, um den Hals aber goldne Ketten und Bernsteinschnuren mit Bilderchen, desgleichen von gekrümmten weißen Fischgräten. Die Hand und Fußgelenke sind mit Spangen umgeben. Bei manchen Gelegenheiten färben sie Wangen und Stirn roth oder gelb. Die verheirateten Frauen schmücken sich mit einem aus blauen Zeuge, oder aus seidnen Tüchern verfertigten Kopfputze, und alle gehen barfuß.

Einst zeigte ich einigen Negerinnen in der breiten Hauptstraße Tombuctoos, eine kleine mit Schnupftabak gefüllte Dose, die ich in Marokko gekauft hatte, in wenigen Minuten umringte mich eine große Anzahl derselben, welche mir die Dose abhandeln wollten; eine überbot die andere, bis endlich die Reichste Schmuckkeste mir in fehlerhaftem Arabisch dafür alles Gold, welches sie an sich trug, zum Gegentausch anbot. Dieß nahm ich an, und nun zog sie ihre Ohr- und Nasenringe, Halsketten, Spangen und die dazu gehörenden Zierrathen ab, und gab mir dieß Alles für die Dose. Dieser in Tombuctoo aus massiven Golde verfertigten Schmuck wog über ein Pfund; den ich während meiner Reise immer bei mir trug, und ihn meiner Frau, die ihn zum Theil noch besitzt, mitbrachte.

Die reiche Stadt Tombuctoo treibt einen großen Handel mit den Caravanen, die von Marokko, und von der Küste des

*) Da Magador oder Swearah eine Bevölkerung von 36,000 Seelen hat, nämlich 30,000 Mauren und 6,000 Juden, so möchte die Einwohnerzahl Tombuctoos, die sonach 216000 Seelen betrüge, vielleicht zu hoch angeschlagen scheinen.

mittelländischen Meeres dahin kommen. Sie bringen aus Algier, Tunis, Tripoli u. s. w. alle Arten von Tüchern, Eisenwaaren, Salz, Gewehren, Pulver und Blei, Degen, Säbel, Taback, Opium, Gewürze, Parfümerien, Bernsteinhalsbänder und andern Flitterkram, und dafür nimmt man Elephantenzähne, Goldstaub, verarbeitetes Gold, Senegalgummi, Straußfedern, feine Turbane, viele Sklaven und andere Waaren zurück. Die Sklaven werden sämmtlich gefesselt, von Südwest nach Tombuctoo gebracht und spottwohlfeil verkauft, so, daß man für einen Haick, der in Marokko zwei Dollars kostet, hier einen tüchtigen Sklaven kauft. In einem tiefen Thale, eine halbe deutsche Meile vor der Stadt, lagern sich, ungehindert von den Negern, die Caravanen, die alle ihre Waaren bis vor die Stadtmauern bringen, wo sie mit den Einwohnern von Tombuctoo Tauschhandel treiben. Nur funfzig Personen dürfen zugleich von jeder Caravane in die Stadt eintreten, und müssen sie, bevor andern der Eingang erlaubt wird, wieder verlassen. Auch mit Wassanah (einer weit nach Südost liegenden Stadt) treibt Tombuctoo mit den schon angeführten Gegenständen einen großen Tauschhandel gegen Caravanen Waaren.

Die vornehmen Einwohner von Tombuctoo hüllen den Leib in ein leichtes Gewand von rothem, grünem, blauem Zeuge, welches von der Brust bis auf die Kniee herab hängt, und am Unterleibe mit einem rothen Gürtel umgeben ist, auch hängen sich noch außerdem bunte Tuchlappen und seidene Tücher um den Leib. Die Offiziere und Leibgarden des Königs tragen blaßrothe, weiße und blaue Beinkleider, alle aber, außer dem Könige, gehen mit entblößtem Haupte. Die Aermeren wickeln sich ein Stück Zeug um den Leib, und Sklaven tragen bloß eine Schürze.

Wassanah.

Der Shegar hatte tausend Sklaven, und eine ziemliche Menge Gummi, Goldstaub und Elephantenzähne zum Handel an die jährlichen Caravanen bereit. Nachdem aber schon drei Monate nach ihrer gewöhnlichen Ankunftszeit vorüber waren, gab er sie auf, und beschloß mit einem Theile seines durch die Wüste ihm zugeführten Waarenvorrathes aus Salz, Eisen, Zeugen u. s. w. bestehend, eine Caravane nach einer weit von Tombuctoo entfernten großen Stadt, Wassanah abgehen zu lassen. Dazu sammelte er ein Corps von dreitausend mit langen Messern und Piken wohlbewaffnete Männer, mit eben so viel Eseln und ungefähr zweihundert Kameelen, welche mit schweren Waaren als Eisen, Salz, Taback u. s. w. beladen wurden.

Er nahm meinen Bruder Seid und mich in Dienst nebst zehn von unsern Gefährten zur Begleitung der Caravane, eine Ladung auf unsern Kameelen nach Wassanah zu bringen, wofür jeder nach der Rückkehr zwei Haicks und etwas Gold erhalten sollte. — Wir standen ganz in seiner Gewalt, durften

Digitized by Google

uns nicht weigern, und er vertraute uns der Aufsicht seines Bruders Shebaa des Anführers der ganzen Caravane, im Monat Schual (Dezember) an um nach einer Stadt zu reisen von der wir nie zuvor gehört hatten. Wir hatten zweihundert Muselmänner bei der Carravane, die ihre Waffen zurück lassen mußten, weil unser Anführer fürchtete, wir möchten im Fall er von Räubern angegriffen würde, zur Gegenpartei übergehn.

Vierter Abschnitt.

Sidi Hamets Reise nach Wassanah. — Beschreibung dieser Stadt und des Landes. — Der große Fluß. — Rückkehr nach Tombuctoo. — Ursprung, Lauf und Ausfluß des Niegers.

Nachdem wir uns zu unserer Reise vorbereitet hatten, so traten wir unsern Weg von Tombuctoo, zwei Stunden südwärts, bis an den 1500 Fuß breiten Fluß Zolidib, an wo wir ein offenes, von Rohr und Lehm gebautes Dorf, von ungefähr zweihundert Häusern fanden. Von da setzten wir unsere Reise sechs Tage lang in einer südöstlichen Richtung fort. Den Fluß behielten wir immer rechts im Auge. Endlich kamen wir nach Bimbinah, einem, mit Rohr und Dorngebüschen umfriedeten Städtchen. Hier blieben wir in dessen Nähe, um Lebensmittel einzusammeln, und unsere Thiere ausruhen zu lassen. An einem östlich gelegenen Berge nahm der Fluß seine Richtung nach Südost. Diese Gegend verließen wir nun, und reisten südwärts über Hügel und Büsche, bis wir den Fluß wieder sahen. Zur Nachtzeit mußten wir Feuer anzünden, um Löwen, Tieger und andere reissende Thiere, die uns durch ihr Gebrüll in Schrecken setzten abzuhalten. Nach Verlauf von zehn Tagen trafen wir eine Stadt, von Schwarzen bewohnt, an, die mit dem Könige von Tombuctoo in Feindschaft lebte mit dem zu Wassanah aber nicht.

Ihrer geringen Anzahl wegen, griffen sie uns jedoch nicht an, sondern versahen uns mit zwanzig Ochsen und dem nothwendigen Getreide. Jenseits des Flusses erblickten wir fast nackte und bewaffnete Schwarzen in Menge, die aber, des breiten Flusses wegen, gehindert wurden, uns anzufallen. Auch entdeckten wir zwei ähnlich eingefriedete ansehnliche Städte, wie die vorhin genannte. Fünf Tage ließen wir hier Esel und Kameele ausruhen, dann folgten wir drei Tage lang dem südöstlichen Laufe des Flusses.

Nun überstiegen wir mit vieler Mühe in sechs Tagen einen hohen Gebirgsrücken, denn er war mit hochstämmigen Bäumen bewachsen. Nach Westen hin entdeckten wir eine andere Gebirgskette. Ein besserer Weg als das mühvolle Erklimmen der Berge fand sich nicht, weil ihr steiler Abhang von den Flußwellen bespühlt ward. Nachdem wir an den Fuß des Gebirges herabkamen, fanden wir den Fluß wieder zwischen Felsen.

Digitized by Google

eingeengt, gegen welche die Wellen fürchterlich anrauschten. Hier trafen wir auf einen Fußsteig, der uns in mannigfaltigen Krümmungen bald ost- und bald südwärts fast zwölf Tage lang, immer rechts vom Flusse begleitet, über mehrere Bäche, die sich in denselben ergossen, führte.

Nun ward aber der Fluß immer breiter und tiefer, und wir erblickten auch auf demselben ausgehöhlte Baumstämme, ähnlich den Kähnen in Tombuctoo, um auf denselben mit langen flachen Stangen über den Strom zu setzen, wozu sich die Negern dieser Fahrzeuge bedienen. Nach Westen hin sahen wir sehr deutlich das schon erwähnte Gebirge.

Sieben Tage lang ruhten wir uns bei dieser Ueberfahrt aus, und reisten nun funfzehn Tage an dem Ufer des Flusses hinab, bis wir die Mauren der Stadt Wassanah erreichten. Unsere Ankunft war hier kaum bekannt, so rückte uns auch der König an die Spitze seiner Armee vor die Stadt entgegen. Als er aber fand, daß wir im Auftrage seines Freundes, des Shaat von Tombuctoo und des Handels wegen kamen, da lud er unsern Anführer und die ganze Caravane ein, sich nahe an der Stadtmauer in einen eingefriedeten Bezirk zu lagern. Hier blieben wir zwei Monate, um unsere Waaren gegen Sklaven, Gold Elephantenzähne u. s. w. zu vertauschen.

Die Stadt Wassanah liegt zwischen zwei hohen Bergen, nicht weit vom Ufer des obgedachten Flusses, der beinah südwärts vorbeifließt, und der hier so breit ist, daß man am jenseitigen Ufer einen Menschen kaum erkennt. Die Tombuktoor nennen ihn Zolbiy, die Bewohner Wassanahs aber Zadi, die Stadtmauern sind stärker und höher, als die zu Tombuctoo und bestehen aus großen aufeinander gelegten Steinen, wie Scheidewände in der Provinz Ibar Iben in Marokko, aber ohne mit Mortel oder Thon verbunden zu seyn.

Es ward mir, in Begleitung von sechs Negern, um die Stadt herum zu gehen verstattet, wozu ich einen ganzen Tag brauchte. Die Stadt ist viereckig, und hat ein großes Thor auf jeder Seite.

Das Land ringsum die Stadt ist mit dem Spaten angebaut, und trägt außer Gerste, Korn und verschiedene andere Feldfrüchte. An der Flußseite wächst der Reis; Ochsen, Kühe und Esel sieht man hier häufig, aber keine Kameele, Pferde Maulthiere oder Ziegen; destomehr aber giebt es daselbst schönfarbiges Geflügel und Eier, auch Fische werden in Menge gefangen. Krokodille findet man gleichfalls.

Unter den Bäumen ist besonders eine dem Palmbaum ähnliche Art sehr häufig, deren starke breite Blätter zu Dächern der Häuser gebraucht, so wie ihre großen Früchte viel genossen werden. Sie haben die Größe eines Menschenkopfes und enthalten einen milchweißen süßen Saft und ein festes Fleisch von gutem Geschmack. Die Mauer der Stadt ist viel höher und stärker, als die von Tombuctoo, und besteht aus großen Steinen, wie die Befriedigungen in der marokkanischen Provinz Dah Hah, ohne Thon und Mörtel aufgeschichtet.

Nur zwanzig Personen von der Caravane durften in die

Stadt zugleich geben, und mußten dieselbe vor Eindruch der Nacht wieder verlassen. Nach einem Monate kam endlich auch an mich die Reihe.

Fast den ganzen Raum innerhalb der Mauer fand ich mit niedern Hütten bebaut, die von Steinen ohne Mortel aufgeführt und mit darüber befestigten Rohrstäben, auf denen breite Palmblätter, oder von einem ähnlichen Baume, lagen, bedeckt waren. Zwischen diesen niedern Hütten befanden sich enge Durchgänge. Des Königs Haus ist sehr groß, im Viereck, hoch und aus Steinen erbaut, die mit einer dem Kalk ähnlichen, aber nicht so harten, weißen Masse zusammengefügt sind. Man wollte mir nicht erlauben, es zu betreten, erzählte mir aber, der König besitze mehr als hundert und funfzig Frauen und zehntausend Sklaven, und außerdem eine Leibwache von zweihundert Neger, von welchen hundert mit Musqueten, funfzig mit langen Spießen und funfzig mit Bogen, alle aber dabei mit langen Messern an der Seite bewaffnet sind, und stets den König begleiten, wenn er ausreitet. Ferner besitzt er eine große Armee, die mit Feuergewehr, Spießen und Bogen sicht.

Die Stadt zählt ungefähr doppelt so viele Einwohner, als Tombuctoo, und jenseits des großen Flusses, so wie unterhalb desselben, sahen wir nicht wenig kleine Städte und mehrere Niederlassungen. Die Sklaven, deren dieß Volk sehr viele besitzt, werden hauptsächlich zum Anbau des Landes gebraucht, und zum Theil in Ketten gehalten. Die männlichen gehen völlig nackt, die weiblichen dürfen sich mit einem Stücke des Zeuges bedecken, das aus der Rinde des obgedachten Baums (Coros) verfertigt ist. Eben so kleiden sich auch die Armeren unter den Eingebornen; die Vornehmern von Wassanah tragen Hemden von weißem, oder blauem Zeuge, weite, kurze Beinkleider und zum Theil noch einen langen Kaftan mit einem vielfarbigen Gürtel. Die freien Personen weiblichen Geschlechts, die fast alle sehr wohl beleibt sind, kleiden sich in weiße und blaue, mit Gürteln von allen Farben um den Leib befestigte Gewänder, und schmücken sich die Nacken, Ohren, Nasen, Arme und Haare mit einer Menge kleiner goldner Verzierungen, Knöpfen und Muschelschalen.

Der König, oder das Oberhaupt, wird Oldboo genannt, welches in der Negersprache guter Sultan heißt. Er ist ein noch junger, wohlgewachsener Mann, sein Haus ist ebenfalls viereckig, hoch und von Steinen erbaut, und die Zwischenräume sind mit einer kalkartigen aber nicht so harten Masse ausgefüllt. Er kleidete sich in ein weißes Hemde und trug lange weite orangefarbige Beinkleider, wie ein europäischer Matrose, nebst einem rothen Kaftan mit Aermeln von blauem Tuche, der durch einen aus vielfarbigen seidnen Tüchern verfertigten Gürtel befestigt war. Er trägt auch Arm- und Fußbänder von feiner bunter Seide, und das Haar in kleinen Locken. Der Gürtel reichte ihm von der Brust bis zu den Hüften und war mit den schonfarbigen Enden um seine Arme und Füße geschlungen. Auf dem Haupte trägt er einen sehr hohen feingefärbten mit Federn gezierten Rohrhut, San-

Digitized by Google

halen an den Füßen mit goldnen Ketten angebunden, eine große goldene Kette um die Schultern hängend, auf der Brust einen Büschel blendender Steine und Muscheln, und an der Seite einen großen Dolch in einer goldenen Scheide. Er reitet auf einem Elephanten, welches Thier man dort Ilfement nennt und am Flusse bei Wassanah in großer Anzahl angetroffen wird, der dreimal so stark als ein großes Kameel und viel höher ist. Der Charakter dieses Volks ist gutmüthig, gastfrei und ohne Hang zur Dieberei. Obgleich wir eine ihnen unverständliche Sprache redeten, erriethen sie doch oft unsere Bedürfnisse, und theilten uns von ihren Lebensmitteln mit, die hauptsächlich in Gerste und anderm Gekörne Reis, Milch und Fleisch bestanden. Gottesdienstliche Gebräuche schienen ihnen gänzlich unbekannt zu seyn. Nur beim Tode ihrer Freunde springen sie herum, werfen sich nieder, zerfleischen ihre Angesichter, als wären sie unsinnig, und bei jedem Neumond begehen sie ein Fest, wobei sie die ganze Nacht nach einer Musik tanzen, die im Singen, tacktmäßigen Schlagen auf Felle, welche über ausgehöhlte Hölzer gespannt sind, und im Schütteln kleiner Muscheln und Steine in Beuteln, oder aus Cocosschaalen, besteht. Vom Lesen und Schreiben haben sie gar keine Kenntniß, und sind Heiden, aber einige von der Schiffahrt, die sie auf dem Flusse mit großen Böten, die funfzehn bis zwanzig Neger fassen können und große ausgehöhlte Baumstämme sind, betreiben. Auch erzählte der Bruder des Königs einem meiner muselmännischen Gefährten, der seine Sprache verstand, er würde in wenigen Tagen mit sechzig Böten aufbrechen, und mit fünfhundert Sklaven erst nach Süden und dann nach Westen den Fluß hinabfahren, und endlich das große Wasser erreichen. Hier käme das blasse Volk in großen Böten mit Flinten, Pulver, Taback, blauen Zeugen, Messern u. s. w., um dagegen die Sklaven einzuhandeln. Es sey zwar ein weiter Weg dahin auf dem er drei Monate zubringen müsse, so wie zur Hinreise zwanzig Monate erforderlich wären, allein er hoffe dadurch ein reicher Mann zu werden.

Nachdem von Schelbaa, dem Anführer der Caravane, für die von uns nach Wassanah gebrachten Waaren dreihundert Sklaven, eine große Anzahl von Elephantenzähnen, Edelsteine, Gold und Schalthiergehäusen eingetauscht worden, brachen wir damit auf und kehrten auf demselben Wege in drei Monaten nach Tombuctoo zurück, wo wir von dem Anführer die vertragsmäßige Bezahlung erhielten, und wenige Tage nachher mit einer tunesischen Caravane nach unseren Vaterlande zurückgingen.

Hier muß ich den Leser ersuchen einige Augenblicke Nachsicht zu haben, damit ich verschiedene geographischen Bemerkungen beifügen kann, die mir dieser Theil der Erzählung Sidi Hamets eingegeben hat. Die Richtigkeit und Wahrheit derselben in sofern es das Gedächtniß und Urtheil des Berichterstattes betrift, kann ich nicht bezweifeln; und daß er ein einsichtsvoller, wahrheitliebender Mann sey, habe ich zuvor schon erhärtet. Bloß, um meiner und Mr. Wildshires Neugiere zu befriedigen, ward er vermocht, diese Nachrichten zu ertheilen,

und seine Beschreibung von Tombuctoo stimmt in Wesentlichen mit derjenigen völlig überein, die einige Mauren (Kaufleute aus Fez) machten, welche, um Waaren einzukaufen, Mr. Willshires Haus in Mogador besuchten, während Sidi Hamets da war, und diesen in Tombuctoo vor einigen Jahren gesehen zu haben versicherten. Auf dieß alles glaube ich nach Prüfung der besten vorhandenen Charten mit Recht folgende geographische Meinungen gründen zu können.

Erstens hat die große Wüste auf ihrer Südseite eine weit höhere Lage, als das Umland (auf ihrer Nordseite ist dieß, meinen eigenen Erfahrungen zu Folge, der Fall) mithin liegt ihre ganze Oberfläche höher als das des Anbaus fähige Land neben ihr.

Zweitens entspringt der Fluß, den Sidi Hamets und seine Gefährten nach einer vierzehntägigen Reise in Westen von Tombuctoo erreichten, den die Araber el Wod Teny und die Neger Gozen Zair nennen, in dem die große Wüste südwärts begränzende Gebirge, da dieses Gebirge wahrscheinlich die nördliche Abtheilung des weit ausgedehnten Gebirgsrückens ist, in welchem die Flüsse Senegal, Gambia, und Nieger entspringen. Ferner ist dieser Fluß ein Arm des Nieger, der mehrere hundert Meilen weit gegen Osten nach Tombuctoo fließt, bei welcher Stadt er, da mehrere Arme sich in einen großen Strom vereinigen, den Namen Zolibid annimmt, und seinen Lauf zweihundert und funfzig Meilen weit von Tombuctoo meist nach Osten fortsetzt.

Dann wendet er sich, da er ans Gebirgsland kommt, mehr nach Südost, und indem er sich in dieser Richtung etwa fünfhundert Meilen fortschlängelt, stößt er auf Hindernisse durch die er sich durchdrängt und einen beträchtlichen Wasserfall bildet. Als nämlich Sidi Hamets sechs Tage mit Ueberfolgung des Gebirges zugebracht hatte, kam er wieder zu dem Flusse der nun in seinem mit zerbrochnen Felsenstücken angefüllten Bette, fürchterlich schäumte und brauste. Dieß kann aber nur durch einen reißenden Fall bewirkt werden.

Drittens fließt er von seinen Wasserfällen an, erst nach Südost und dann mehr nach Süden, bis er nach einem Laufe von sechshundert Meilen Wassanah erreicht, wo er von einigen Zolibid, von ander Zadi genannt wird.

Viertens, da die Bewohner Wassanahs nach ihrer Aussage zuerst südwärts und dann westwärts in Booten auf dem Flusse (Niger) nach dem großen Wasser fahren, so muß, meiner Meinung nach, das atlantische Meer damit gemeint seyn, wo sie blasse Menschen und große Boote (Europäer und Schiffe) gesehen haben. Da es ferner, um von Wassanah dahin zu kommen, ihrer Aussage nach, drei Monate (etwa fünf und zwanzig Tage, auf jeden Tag dreißig Meilen gerechnet, welches bei einen so starken Strom das Wenigste ist) erfordert, so giebt dieß eine 2500 Meilen betragende Entfernung von da bis zur See.

Von dieser Weite muß ein Drittheil oder mehr auf den gekrümmten Lauf des Flusses gerechnet werden, seine ganze Länge beträgt also über vierhundert Meilen, und er ist daher wahrscheinlich der größte und längste Fluß in Afrika.

Fünf-

Fünftens ist das Gewässer dieses Flusses in seinem Laufe nach Osten von hohen Gebirgen in den noch unerforschten Central-Regionen Afrikas gehemmt und zu einer südlichen Wendung genöthigt; es muß nach Süden strömen zwischen den Gebirgsrücken, die sich bekanntlich längs der ganzen Westküste vom Senegal bis zum Meerbusen von Guinea ausdehnen und sich bei diesem Meerbusen auf der Südseite der Mittagslinie in einen Kreis ziehen. Stets eingeengt zwischen den beiden in der Gegend der Linie liegenden ungeheuern Gebirgsketten, in welchen der Nil entspringt, nahm der Niger alle das Land bewässernde Ströme während seines langen Laufes in sich auf, bis sein so angehäuftes und eingeengtes Gewässer endlich seine westlichen und schwächsten Schranken niederriß, und indem es den unter dem Namen Congo bekannten breiten Strom bildete, sich einen Ausfluß ins atlantische Meer eröffnete. Zur Bekräftigung dieser Meinung versichern glaubwürdige Männer, die den Congo besucht und längs der ganzen Küste zwischen diesem und dem Senegalflusse Handel getrieben haben, daß jener Congostrom alljährlich mehr Wasser ins atlantische Meer ausströmt, als alle nordwärts von ihm zwischen seiner Mündung und dem grünen Vorgebirge befindliche Flüsse zusammen.

Mauren und Maurische Araber. Büßungsfest. Maurische Heerschau. Lustgefecht. Pferde und deren Behandlung.

Die Mauren sind ein stämmiger, athletischer Schlag Menschen und mehrentheils 5 Fuß, 10 Zoll hoch. Sie entspringen von den Bereberies, oder den alterthümlichen Einwohnern der nördlichen und westlichen Theile von Nordafrika, vermischt mit den Abkömmlingen der Carthager und der Bewohner Griechischer und Römischer Niederlassungen an dieser Küste, und mit ihren Eroberern, den Arabern oder Sarazenen, die über den Isthmus von Suez heranzogen und unter den Califen, Mohammeds Nachfolgern, Nordafrika unterjochten. Fetz ist gegenwärtig die Hauptstadt des Reichs und die Hauptresidenz des Kaisers, oder wie ihn die Mauren und Arabern nennen, des „Sultans." Suse ist von den Mauren unabhängig geworden. Die Mauren sind sämmtlich strenge Befolger der mohamedanischen Glaubenslehren, namentlich halten sie sehr fest an der Lehre von der Prädestination. Sowohl Mauren als Arabern nennen ihren Propheten nicht „Mahomed" sondern „Mohamed;" und beide sprechen die Buchstaben sehr deutlich aus, und geben, gleich den Spaniern, jeden Buchstaben mit geöffnetem Munde seinen vollen Ton; jeder, der sie sprechen hört, sollte glauben, sie wären vollkommen vertraut mit dem Römischen Alphabet. Doch legen sie mehr Ausdruck und Gewicht auf die Aussprache der Buchstaben, und reden daher ihre Sprache besser, als irgend ein anderes Volk der Erde.

Die Mauren im Allgemeinen lernen weder lesen noch schreiben, allein ihre Talbs sind unterrichtete Männer, die sich sehr bemühen, mit den Grundsätzen ihrer eignen und der alterthümlichen Arabischen Sprache und mit den Vorschriften des

Digitized by Google

Korans, den sie als ein heiliges, nichts als göttliche Offenbarungen enthaltendes Buch betrachten, genau bekannt zu werden. Die Talbs verrichten alle Geschäfte, wozu Schreibkunde erforderlich ist, und dienen wechselnd als Schreiber, Rechtsgelehrte und Priester. Die Mauren bedienen sich keiner Glocken in ihren gottesdienstlichen Versammlungsorten, sondern die diesem Zwecke gewidmeten Gebäude in Städten und Ortschaften haben hohe Minarets, oder Thürme mit flachen Gipfeln, umgeben mit einer Art von Balustrade. Von dieser herab rufen die Talbs das Volk zu den bestimmten Stunden zum Gebet; ein Ruf, der bei der Höhe der Minarets und der lauten Stimme der Rufenden, sehr weit umher schallt. Vor Tagesanbruch, um die Mittagszeit, in der Mitte des Nachmittags, bei Sonnenuntergang und Abends zwischen 8 und 9 Uhr wird zum Gebet gerufen. Der Morgenruf hat etwas besonders feierliches und harmonisches. Nach der Aufforderung aller Gläubigen zum Gebet spricht der Talb einige Stellen aus dem Koran, oder singt geistliche Lieder mit lauter, durchdringender, dabei aber melodischer und lieblicher Stimme. Diejenigen Mauren, die dem Bethause nahe wohnen, gehen hinein und vereinigen ihr Gebet mit dem der Talbs, aber die große Mehrzahl verrichtet ihre Andacht im eigenen Zimmer. Die Talbs üben ihre äußerst ermüdenden Religionspflichten, wie man mir gesagt hat lediglich aus Frömmigkeit, und ohne weder vom Fürsten, noch vom Volk irgend eine Vergütung zu erhalten. Die Mauren beten, gleich den wandernden Arabern, gegen Osten gewandt und das Haupt in den Staub gebückt. Vor dem Gebet waschen sie Gesicht, Hände und den ganzen Körper mit Wasser, zu welchem Zweck sich innerhalb der Mauern ihrer Moscheen, Brunnen oder Springbrunnen nebst großen steinernen Becken befinden. Wenn sie in ihren Bethäusern „vor Gott erscheinen," — ihr üblicher Ausdruck — so entledigen sie sich aller überflüssigen Zierrathen und Kleidungsstücke und selbst ihrer Beinkleider; nachdem sie sich mit Wasser gereinigt haben, umhüllen sie sich anständig, bloß mit ihren Haicks, oder Decken, und verrichten ihre gottesdienstlichen Ceremonien mit Zeichen der tiefsten Andacht. Betritt ein Christ ein mohammedanisches Gotteshaus, so muß er entweder seine Religion wechseln, sein Haupt bescheeren, sich beschneiden lassen und bekennen: es sey nur ein Gott und Mohamed, sein heiliger Prophet, oder augenblicklichen Tod erleiden. Doch wagte ich es, von der Straße hinein zu blicken. Der zur Moschee führende Hof war mit Ziegeln gepflastert und sehr reinlich gehalten, an jeder Seite befanden sich steinerne Becken, gefüllt mit klarem Wasser, zur Reinigung. Das Innere des Hauses ist, wie man mir sagte, — denn zum eignen Anschauen durfte ich mich nicht hinreichend nähern, — ohne alle Verzierungen. Weiber dürfen in der Regel weder die Gotteshäuser betreten, noch sich auf den Straßen anders, als ganz durch ihren Anzug bedeckt sehen lassen. Ihre Kopfbedeckung wird von Innen mit den Händen so gehalten, daß sie nur mit einem Auge durchblicken können, um den Weg zu finden. Nur selten sieht man sie in den Stra-

Digitized by Google

ßen. Auch sind sie in so hohem Grade fleischig, daß sie gleich fetten Enten mehr watscheln, als gehen. Kein Maure nimmt ein Weib, bis ihr Vater für ihre Wohlbeleibtheit gesorgt hat; und vermag der Ehemann in der Folge nicht, sie in diesem beleibten Zustande zu erhalten, oder ihn noch zu verbessern, so ist er unzufrieden und sucht ihrer los zu werden, was sehr oft der Fall ist; denn der Maure will, wie er sich auszudrücken pflegt, „kein todtes Skelett zur Bettgenossin." Die Weiber besuchen einander und spazieren zusammen auf ihren Hausdächern, allein selbst der Gatte darf die Besucherinnen seiner Frau nicht unbedeckt sehen; denn seine Religion verbietet ihm andere Frauenzimmer anzusehen, als seine eignen Weiber. Allein ungeachtet aller dieser Vorsichtsmaßregeln wissen die Maurinnen, die sehr verliebter Natur sind, ihre Freiheit, sich verhüllt besuchen zu dürfen, dazu zu benutzen, ihre Liebhaber unter weiblicher Hülle unentdeckt ein und ausgehen zu lassen.

Jährlich ziehen die Mauren, in zahlreiche Caravanen gebildet, in großer Anzahl auf die Pilgrimschaft nach Mecca, woher sie nach drei bis vier Jahren zurückkehren, denn jedem Moslemin befiehlt das Gesetz, einmal in seinem Leben das Grab des Propheten zu besuchen, wenn er die Reisekosten aufzubringen vermag. Die in Mecca gewesenen Männer werden mit dem Beinamen: El Ajih, oder „der Pilgrim" beehrt, und die Weiber, welche diese Reise zurückgelegt haben, deren es jedoch nur wenige giebt, erhalten das Vorrecht, den Haick, oder die Bedeckung der Männer zu tragen, gleich diesen unverhüllt auf den Straßen gehen, und nach Gefallen mit jedem Mann reden zu dürfen, denn sie werden als geweihte, durch besondere Gnade und Begünstigung mit Seelen begabte Weiber angesehen. Jeder wahnsinnig geborne oder gewordene Maure wird heilig geachtet, von Jedermann mit der größten Aufmerksamkeit und Ehrfurcht behandelt, und auf Kosten des Gemeinwesens gekleidet und genährt. Er darf thun was er will, und kann in den Augen des Gesetzes kein Verbrechen begehen.

Bald nach meiner Ankunft zu Mogadore, etwa am 15. November 1815 feierten die Mauren das Büßungsfest, an welchem jeder Mohamedaner gesetzlich verpflichtet ist, ein Schaaf zu schlachten, falls es ihm möglich ist, sich eines zu verschaffen, wo nicht, so schlachtet er irgend ein anderes Thier. Reiche und freigebige Leute schlachten eine ihrem Vermögen angemessene Anzahl Schaafe, und vertheilen sie unter ihre Verwandte oder unter die Armen. Der Rais Bel Cossim schlachtete sieben Stück, die er zu dem Ende lange zuvor gekauft und gemästet hatte. Der erste Tag des Festes ward mit wechselseitigen Besuchen und Geschenken, und der zweite mit kriegerischen Aufzügen hingebracht. Am Morgen dieses Tages ging ich mit Herrn Willshire auf das Dach eines Hauses, vormals bewohnt von dem jetzt verstorbenen, vieljährigen Portugiesischen Consul Chiappi. Dieß Haus war vor dem Verfall desselben das größte und schönste in der Stadt. Es liegt nahe an der östlichen Mauer, über welche es den Blick gewährt. Von dort

aus sahen wir dreizehn bis funfzehnhundert Mauren und Araber reitend auf den schnellfüßigsten und muthvollsten Arabischen Pferden. Die Sättel standen vorn und hinten weit in die Höhe, und waren mit scharlachnen, reich mit Quasten behangenen Decken belegt. Zwischen den äußern und innern Stadtmauern zogen die Reiter in Parade auf; sie trugen rothe Caftans, die sie nur bei festlichen Gelegenheiten zu tragen pflegen, und darüber wollene, durchflochten gewebte Haicks. Jeder Reiter war mit einer langen maurischen Flinte und einem Messer, oder Säbel, an der Seite bewaffnet. Auf dem Kopfe trugen sie entweder weiße Turbans oder rothe Mützen, als das Unterscheichen der regulairen Kaiserlichen Truppen, oder sie bedeckten den Kopf bloß mit einer Falte des Haicks. Die Pferde waren sämmtlich Hengste, deren Mähnen und Schweif man in ihrer ganzen, natürlichen Länge und Stärke gelassen hatte, so daß sie ihre ganze Schönheit und Kraft, ihren ganzen Muth und Stolz behalten hatten. Jedes Pferd war mit einem reichen Kopfgestell von scharlachnen Schnüren und Sammet mit herabhängenden gleichfarbigen Franzen, Quasten und Troddeln gezieret. Das Gebiß war von der stärksten arabischen Gattung. Außerdem trugen alle Pferde um den Hals eine schmale, rothe Schnur mit kleinen Ringen von feinem rothem Maroquin. Diese Ringe waren, wie man mir auf Befragen sagte, inwendig ausgefüttert mit kleinen Stückchen Papier, beschrieben mit arabischen Schriftzeichen, womit die Besitzer der Pferde von Charlatans versehen werden, um die Einwirkung jedes verderblichen Zaubers von denselben abzuwenden; denn die Mauren und Araber hängen so fest an dergleichen abergläubischen Begriffen, daß sie sowohl sich, als ihre Pferde ohne diese beliebten Beschwörungsmittel in dringender Gefahr glauben würden. Der Maurische und arabische Sattel, den ich für den besten halte, den man sich denken kann, um den Reiter fest im Sitz zu halten, wird durch einen starken Gurt unter des Pferdes Leib, und durch einen zweiten um dessen Brust, doch ohne Schwanzriemen befestigt. Die Steigbügel sind aus breiten, mehrentheils mit Silber plattirten Eisenplatten verfertigt. Der Boden hat die Länge des Fußes, so, daß der Reiter die Stellung seiner Füße in demselben nach Gefallen verändern kann. Sie werden außerordentlich blank gehalten, sind mit geflochtenen, ledernen Riemen am Sattel befestigt und kurz aufgebunden; so, daß der Reiter, um sich fest im Sattel zu halten, bloß seine Füße an des Pferdes Seiten, und die Kniee an den unteren Theil des Sattels anzudrücken braucht. Der Zügel ist von solcher Beschaffenheit, daß er das wildeste Pferd augenblicklich anhält, oder ihm den Unterkiefer abreißt, so daß der Reiter sein Pferd so vollkommen als möglich in seiner Gewalt hat. Dieser Reitertrupp nebst einer Abtheilung von fünf- bis sechstausend Mann Fußvolk, bekleidet mit Haicks und rothen Mützen und bewaffnet mit Flinten und Dolchen, wurden vom Pascha und dem Algayden gemustert. Nach der Heerschau begannen die Kriegsübungen mit einer Salve aus vier und siebenzig Kanonen in den verschiedenen Batterien der Stadt. Hierauf folgte eine Jagd von Aufgestellt zwischen zwei Infanteriecorps.

Digitized by Google

Sie marschirten vorwärts zum Angriff, und jedes Corps unterhielt im Vorrücken ein unaufhörliches unregelmäßiges Feuer. Jetzt ward das Zeichen zum Anrücken der Reiterei gegeben. Sogleich setzte sie sich in Schwadronen von ungefähr hundert Mann in geschlossenen Gliedern in Bewegung, und sprengte dann mit der Schnelligkeit des Windes vorwärts. Der Zwischenraum zwischen den einander entgegengesetzten Truppen betrug beinahe eine halbe Meile. Unter dem fortwährenden Ausrufe: „Heh! ah!“ erhoben sich die heransprengenden Reiter in ihren Steigbügeln, und im stärksten Gallop zielten und feuerten sie mit ihren langen Flinten aus der Entfernung von fünf Yards (funfzehn Fuß) auf die feindlichen Linien. Ich hielt es für unvermeidlich, daß sie zwischen das Fußvolk sprengen, und daß mancher Infanterist zertreten werden würde; allein unmittelbar nach dem Abfeuern hielten sie ihre Pferde kurz an, setzten sich auf die Hintertheile, wandten sie und machten der nächsten herannahenden Schwadron Platz, während sie im langsamen kühlen Schritt zurückreitend ihre Flinten aufs neue luden. Den sämmtlichen Schwadronen in schneller Reihefolge nachend angegriffen, ward die Infanterie bald durchbrochen und zerstreut; so, daß die Reiterei Meister des Schlachtfeldes blieb.

Nichts gleicht dem Feuer, der Regsamkeit und Lenksamkeit dieser trefflichen Pferde. Ihr Auge schien Feuer zu sprühen, sie scharrten den Staub auf und schienen ihn mit ihren weit geöffneten Nasenlöchern einschnaufen zu wollen; sie schnoben und bäumten sich dergestalt, daß nichts minder als ein Arabischer Zaum und Sattel erfordert wurde, um sie in der Gewalt, und die Reiter im Sitz zu erhalten. Die langen Sporen der Cavallerisen hatten die Seiten der Pferde durchstochen, so, daß das Blut herausströmte und gemischt mit Schweiß einen streifigen Schaum bildete, der ihre Seiten bedeckte und auf die Erde träufelte, während die gewaltsame Wirkung des Gebisses ein heftiges Bluten hervorbrachte. Die in der Sonne glänzenden Waffen und Steigbügel, das Geklirr der Waffen und Sporen, die schöne Haltung der Schwadronen, der Knall des Feuergewehrs und das Kriegsgeschrei der Kämpfer, — dieß Alles machte eine wahrhaft imposante Wirkung, und es schien mir, daß keine Infanterielinie von gleicher Mannszahl, wie gut sie auch immer formirt und befehligt seyn möchte, im Stande sey, den heftigen und wiederholten Angriffen dieser Reiterei zu widerstehen.

Sidi Hamet, mein bisheriger Herr, hatte Herrn Willshire's schönes Pferd geborgt, und schien sich in seiner ganzen Glorie zu fühlen, als er mit demselben gleich den übrigen manövrirte konnte. Als das Lustgefecht beinahe zu Ende war, begann er mit funfzehn bis zwanzig Mauren den letzten Angriff auf den eine Viertelmeile weit von ihnen entfernten Feind. Sämmtliche Angreifende sprengten, eine lange Flinte in der Hand, in einer Linie rasch vorwärts; plötzlich schwangen sie sich mit den Köpfen auf den Sattel, die Füße in die Luft und den Hintertheil nach des Pferdes Kopf gerichtet; so ritten

Digitized by Google

sie eine bedeutende Strecke Weges fort, setzten sich durch eine plötzliche Bewegung wieder in den Sattel, erhoben sich in ihren Steigbügeln, feuerten ihre Gewehre ab und kehrten dann wieder auf ihren Posten zurück. Mehrere dieser Pferde waren so ausgezeichnet schön, schnellfüßig, kraft- und muthvoll, daß sie die besten Race-Pferde, die ich je in Europa und Amerika gesehen, eben so weit, als diese einen gemeinen Pfluggaul übertrafen.

Die Mauren nutzen ihre Pferde durch zu anstrengenden Gebrauch sehr bald ab, und spannen sie dann vor das Getriebe ihrer Mühlen, worauf sie in Ermangelung der Wind- und Wassermühlen, die im maurischen Reiche fast gar nicht zu finden sind, ihr Brodkorn mahlen. Stuten werden nie zum Reiten oder zur Arbeit, sondern bloß zur Zucht gebraucht. Ich fand daß dasjenige, was ich von den guten Eigenschaften der arabischen Pferde gehört und für übertrieben gehalten hatte, noch weit unter der Wahrheit stand. Denn sie sind zugleich die milderste muthvollste und die lenksamste Gattung dieses edlen Thiergeschlechts. Das wahre arabische Pferd ist ungefähr vierzehn Handbreit hoch. Sein Körper ist lang, abgerundet und schlank, seine Glieder dünn, rein und gerade. Es hat eine breite Brust und eine gerundete Croupe. Der Hals ist wohlgeformt, schlank, und von Natur schön gekrümmt. Der Kopf ist klein, und der vordere Theil desselben von oben herab bis auf die Nasenlöcher etwas gebogen; die Augen sind voll, glänzend, beweglich und klug. Viele haben eine schöne Rahmfarbe (Cream-Colour) häufig mit Schwarz gesprenkelt, und die Verschiedenheit ihrer Farben geht von d_ des hellen Rothfuchses durch alle Schattirungen der Fuchsfarbe und des Nußbraun bis zum tiefsten Schwarz. Ihre Gelenke und Sehnen sind äußerst kraftvoll und fest; von Natur sind sie gelehrig und zahm; doch werden sie im mindesten tückisch, so verdammt man sie augenblicklich zur Mühle für den Rest ihrer Tage. Mit großem Bedauern vernahm ich, daß diese schönen und nützbaren Thiere weder aus dem Maurischen Gebiet, noch aus irgend einem andern Staate der Barbarei ohne besondere Erlaubniß des Regenten, welche selten und nur bei besonderen und wichtigen Veranlassungen als eine Gunstbezeigung ertheilt wird, ausgeführt werden dürfen.

Die im Marokkanischen Reiche lebenden Araber wohnen in Zelten; denn die wahren Araber lassen sich nicht in Mauern beschränken und sind eine von den Mauren verschiedene Menschenrace. Sie halten große Viehheerden und versehen die Städte mit Butter, bei deren Verfertigung sie sich einer höchst einfachen Verfahrungsart bedienen. Sie schütten nämlich die Milch in eine Ziegenhaut, deren Haar nach inwendig gekehrt ist, hängen sie auf und schütteln sie mit Hülfe eines Stricks so lange, bis die Butter gemacht ist. Dann packen sie solche mit den hineingefallenenen Haaren ungesalzen in irdenen Schaalen, die zwei bis vier Pfund enthalten, und bringen sie so zu Markt, wo sie sie für eine Kleinigkeit verkaufen. Sie bebauen fast alles flache Land, welches im Marokkanischen Reiche angebauet

Digitized by Google

ist; die Berberey hingegen beackern die häglichsten Gegenden und die Abhänge der Berge. Doch machen die in der Nähe der Städte liegenden Ländereien hiervon eine Ausnahme, indem diese von den Mauren und deren Sklaven kultivirt werden. Die verschiedenen Unterabtheilungen arabischer Stämme pflegen gewöhnlich bis hundert und funfzig Zelte zu enthalten, deren Gesammtheit, wenn sie aufgeschlagen sind, ein Douhar genannt wird. In jedem Douhar wird ein Oberhaupt gewählt, der, so lange er im Amte ist, den Titel Alcayde oder Chef führt. Seine Autorität ist jedoch mehr rathgebend, als befehlend. Wenn die Saatzeit herannahet, verändern sie ihren Aufenthalt, schlagen ihr Douhar oder Lager in der Nähe des Feldes auf, den sie zu kultiviren gedenken, und bebauen das Land mit Waizen, Gerste, Roggen oder Erbsen. Einige Stücke Land, besonders Obstgärten, besetzt mit Feigenbäumen, umgeben sie mit guten, hohen, steinernen Gehägen, doch mehrentheils lassen sie ihre Felder ganz offen liegen. Wenn die Saat vollendet ist, ziehen sie, der Viehweide halber, aufs neue in eine andere Gegend der nämlichen Provinz; denn ohne Erlaubniß des Kaisers dürfen sie nicht aus einer Provinz in die andre ziehen. So wandern sie von einer Gegend zur andern, bis die Erndtezeit herannahet; dann kehren sie zurück und erndten die Früchte ihrer Aussaat, welche vor Benachtheiligungen von Seiten anderer Stämme, oder deren Heerden, durch allgemeine Uebereinkunft und wechselseitigen Vortheil für gesichert gehalten wird. Doch erndtet zu Zeiten ein Stamm, was ein anderer gesäet hat, welches indeß nur durch Gewalt der Waffen geschieht.

Die maurischen Araber sind unter mittler Statur, von dunkler Farbe, die zwischen einem Mulatten und Weißen das Mittel hält. Sie haben langes schwarzes Haar und schwarze Augen, und sind stark und gesund. Sie tragen keine andre Kleidung als ein Haick, der aber ihren Kopf nicht bedeckt. Beine und Füße sind mehrentheils bloß. Die Männer haben lange Bärte, hohe Backenknochen, gebogne Nase, dünne Lippen und sind, — jedoch vielleicht mit Ausnahme der wandernden Araber, — eine der stärksten Menschenracen in der Welt. Die Weiber tragen einen Anzug, verfertigt aus einem Haick; er wird von den hindurchgesteckten Armen gehalten, bedeckt zum Theil die Brust, und reicht bis an die Knie. Hinten ist, so wie bei den Araberinnen der Wüste, eine Falte, worinnen sie ihre Kleinen tragen. Sie gehen alle sehr vorwärts gebückt, und werden von ihren Männern bloß als nothwendige Sklavinnen behandelt; sie müssen die Kühe, Kameele, Stuten, Ziegen, Schaafe und Eselinnen melken, Butter machen, und Zeug zu Zelten und Kleidungsstücke für sich und ihre Familien spinnen und weben. Sie spinnen auf die nämliche Weise, wie die Araberinnen der Wüste, und bringen alles Wasser, dessen sie sich bedienen, in großen Krügen auf den Schultern herbei, so groß auch immer die Entfernung seyn mag. Sie warten der Schaafe, Ziegen und des Rindviehs; die Männer der Kameele und Pferde. Waizen und Gerste mahlen sie auf Handmühlen von

Digitized by Google

der nämlichen Art, derer man sich in der Wüste und in Suse bedient. Das Auf- und Abschlagen der Zelte, so wie das Aufpacken derselben und der übrigen hausräthlichen Sachen liegt ihnen gleichfalls ob. Das Pflügen, Säen, Erndten und Dreschen verrichten die Männer. Die Sichel, deren sie sich zum Abmähen des Getreides bedienen, ist ein Messer, dessen Klinge einen Fuß lang und mit der Spitze einwärts gebogen ist. Den größten Theil dieses letzteren Geschäfts bürden sie ebenfalls den Weibern auf.

Ihr Gesetz erlaubt ihnen, sieben Weiber zu nehmen, doch hat ihnen ihr Prophet empfohlen, sich mit einer Gattin zu begnügen, um Streitigkeiten in den Familien zuvor zu kommen. Wenn jedoch ihr Reichthum oder Wohlstand zunimmt, bedürfen sie mehrerer Hülfe, und anstatt Sklaven zu miethen, oder zu kaufen, nehmen sie dann mehrere Weiber, und durch diese, zugleich auf Ersparung und Annehmlichkeit berechnete Verfahrungsweise, bringen sie es dahin, ihren Haushaltungsgeschäften vorstehen zu können. Sowohl nach ihrem Aeußeren, als nach ihren Sitten sind sie von der nämlichen Menschenrace, als die Araber der Wüste und haben ihre Freiheit gegen die Lebensgenüsse vertauscht, die ein für den Anbau geeignetes Land gewährt. Man sagt, daß seit den ersten Einfällen der Saracenen die Araber fortwährend ihre Einwanderungen aus den Wüsten und andern Theilen Arabiens allmählig fortgesetzt haben, indem sie sich an die, jährlich von Marokko, Algier, Tunis und Tripoli nach des Propheten Grabe zu Mekka wallfahrtenden Caravanen, auf deren Rückkehr in geringer Anzahl anschlossen. Diese Caravanen führen eine Menge Waaren mit sich, und machen aus der Erfüllung einer Religionspflicht zugleich eine Handelsreise, von der mancher Pilgrim mit einem solchen Gewinn zurückkehrt, daß er unter den Mauren für einen reichen Mann gelten kann.

Furchtbarer Kampf eines Arabers mit zwei giftigen Schlangen.

Sonntags den 14. Januar 1816 ging ich, voll Verlangen nach der Fortsetzung meiner Reise, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, in die Judenstadt; denn ich hatte die Absicht, ohne meinen Juden abzureisen, der, wie ich fand, betrügerisch und unredlich war, und bereits Mittel gefunden hatte, mich um den größten Theil meines Geldes zu bringen. Der Soldat und der Maulthiertreiber begleiteten mich. Letzterer war, wie ich schon bemerkt habe, ehemals Seemann gewesen, hatte Spanien und Portugal bereiset, und sprach Spanisch, so, daß ich ihn verstehen konnte; er hieß Mohammed. Gleich nach unserm Eintritt in die Millah, sahen wir einen Zusammenlauf von Mauren und Juden, die sich um ein allein stehendes Haus von einem Stockwerk herdrängten. Auf meine Erkundigung nach der Ursache dieser Versammlung, erfuhr ich, daß zwei Mauren von derjenigen Gattung, die man Schlangenfresser nennt, im Begriff wären die Mauren und Juden mit der Ansicht von zwei Schlangen der giftigsten Gattung auf Erden, und von der Art und Weise ihres Angriffs auf Menschen zu

unterhalten, und daß jeder, der diese Darstellung, die in einem Zimmer statt haben sollte, mit ansehen wollte, einen halben Piaster zahlen müßte. Ich bot einen ganzen Piaster für einen Platz an einem der Fenster, allein alle Plätze waren bereits besetzt und bezahlt. Mein Soldat, meine Unzufriedenheit bemerkend, fragte mich, ob ich noch einen Platz verlange? Meine Antwort waren zwei Piaster, die ich ihm in die Hand drückte. Hierauf rief er den an einem der Fenster stehenden Juden zu: sie sollten dem Tibib del Sultan (dem Doktor des Sultans) Platz machen; als sie hiezu keine Lust bezeigten, jagte er sie mit seinem dicken Rohre ohne weitere Umstände fort, räumte mir ein ganzes Fenster ein, und versprach Wache zu halten. Das Zimmer war etwa zwanzig Fuß lang und funfzehn breit. Es war mit Ziegelsteinen gepflastert, die inwendig mit Mörtel ausgefugt, und überdieß mit einem Gitterwerk von Eisendrath überzogen waren. Es hatte nur eine Thür, in der sich eine gleichfalls durch ein Gitter verschlossene Oeffnung von 6 bis 8 Zoll ins Gevierte befand. Im Zimmer standen zwei Männer, die, nach ihren langen bischigten Haupthaar und Bart zu urtheilen, Araber waren; man sagte mir, sie gehörten zu einer besondern Menschenrace, fähig Schlangen zu bezaubern. Ein hölzerner Kasten, 4 Fuß lang und 2 Fuß breit, ward nahe an die Thür gestellt; an einem Ende desselben war ein Strick befestigt, der durch ein Loch in der Thür ging. Die beiden Schlangenfresser waren bloß mit sehr kleinen Haicks bekleidet. Nachdem sie mit vieler Andacht ihre religiösen Ceremonien vollendet hatten, schienen sie auf immer Abschied von einander zu nehmen; dann ging der eine aus dem Zimmer und schloß die Thür hinter sich zu. Der im Zimmer gebliebene Araber schien in fürchterlicher Angst zu seyn. Ich bemerkte, daß sein Herz heftig schlug und die Brust sich mächtig hob. Dreimal rief er mit lauter Stimme: „Allah houakibar!" (Gott sey mit gnädig!) Der Araber war am fernsten Ende des Zimmers, als das Behältniß geöffnet ward, und eine Schlange langsam herauskroch. Sie war etwa 4 Fuß lang, und hatte 8 Zoll im Umfange. Ihre Farben waren die schönsten und glänzendsten in der Natur; Dunkelgelb, Purpur, Weiß und ein mit Schwarz gesprenkeltes Braun wechselten mit einander ab. Sobald die Schlange den Araber im Zimmer sah, schienen ihre kleinen, grünen Augen Feuer zu sprühen. In einer Sekunde richtete sie ihr Haupt zwei Fuß hoch empor, schoß auf den wehrlosen Araber los, und packte ihn, fürchterlich zischend, zwischen den Falten seines Haicks, oben über seinem rechten Hüftknochen. Der Araber that einen lauten Schreckensruf, als eine zweite Schlange aus dem Behältniß hervor kam. Sie war schwarz, sehr glänzend, schien 7 bis 8 Fuß lang zu seyn, aber nicht mehr als 2 Zoll im Durchmesser zu halten. Sobald sie ganz aus ihrem Käfig hervorgekrochen war, warf sie ihre rothen feurigen Augen auf ihr beabsichtigtes Schlachtopfer, steckte ihre zweigespaltene Zunge hervor, wand sich in einen runden Knäul zusammen, erhob aus dem Mittelpunkte desselben ihren Kopf drei Fuß vom Boden empor, und indem sie die Haut über ih-

Digitized by Google

rem Kopfe und den Augen in der Form und beinahe in der Größe eines menschlichen Herzens faltete, sprang sie mit Blitzesschnelle auf den Araber los, schlug ihre Fangzähne in seinen Nacken, nahe an der Halsader, während Schwanz und Körper sich in 3 bis 4 Schlingungen um seinen Nacken und seine Arme wanden. Der Araber erhob ein fürchterliches Geheul, sein Mund schäumte, mit seiner Rechten ergriff er die Schlingungen des Thieres um seinen Arm, und in anscheinender Todesangst strebte er, die Schlange vom Halse herabzureißen, während seine Linke sie nahe an ihrem Kopfe erfaßte, ohne sie jedoch losreißen zu können. Immittelst hatte die andere Schlange sich um seine Beine gewunden, versetzte unaufhörlich rund umher den übrigen Theilen seines Körpers tiefe Bisse, deren jedem das Blut entströmte, und den Verwundeten vom Nacken herab über den ganzen Leib bedeckte. Mein Blut erstarrte mir in den Adern bei diesem scheußlichen Anblick, und mit Mühe konnte ich mich auf den Beinen erhalten. Ungeachtet aller Anstrengungen des Arabers, die Schlangen mit den Händen wegzureißen, umwanden sie ihn immer fester und benahmen ihm den Athem, so daß er zu Boden stürzte, sich wie im furchtbarsten Todeskampfe wälzte und seinen Körper mit seinem eignen Blut und Schaum bedeckte, bis er endlich aufhörte sich zu bewegen, und den Geist aufgegeben zu haben schien. In seinem letzten Kampfe hatte er die schwarze Schlange, als sie ihren Kopf gewaltsam in seinem Mund zu drängen strebte, mit seinen Zähnen verwundet, wodurch des Thieres Wuth noch vermehrt zu werden schien. In diesem Augenblick hörte ich den schnellen Ton einer Pfeife, und nach der Thür blickend, sah ich den andern Araber eine Lockpfeife an den Mund drücken. Die Schlangen horchten auf den Ton; ihre Wuth schien sie stufenweise zu verlassen; langsam wickelten sie sich von dem anscheinend entseelten Körper los, krochen dem Käfig zu und in denselben hinein, und sogleich schloß er sich hinter ihnen. Die Thür des Zimmers öffnete sich, und der draußen stehende eilte dem Gefährten zu Hülfe. Ein Fläschchen mit einer schwärzlichen Flüssigkeit hielt er in einer, und einen eisernen Meißel in der andern Hand. Mit dem letzteren brach er die krampfhaft zusammengepreßten Zähne des Leblosen auseinander und goß ihm etwas von jener Flüssigkeit ein. Dann füllte er dessen Lunge mit Luft, indem er seine Lippen der Nase desselbe näherte, und benetzte hierauf dessen zahlreiche Wunden mit etwas von der nämlichen Flüssigkeit. Allein noch zeigte sich kein Lebenszeichen. Ich hielt ihn im Ernste für todt; Hals und Adern waren fürchterlich angeschwollen. Jetzt faßte der Gefährte den Leblosen in die Arme, brachte ihn hinaus in die freie Luft und setzte die Operation des Einblasens einige Minuten lang fort, bevor sich ein Lebenszeichen an ihm wahrnehmen ließ. Endlich holte er Athem, und nach einer Weile kam er soweit wieder zu sich, daß er sprechen konnte. Die Geschwulst an Hals, Körper und Beinen nahm allmählig ab, während man die Wunden wechselnd mit reinem kalten Wasser und der vorerwähnten Flüssigkeit mittelst eines Schwammes wusch. Nach

umwand ihn mit einem reinen Haick; allein seine Kraft schien dergestalt erschöpft zu seyn, daß er sich nicht auf den Füßen halten konnte; sein Camerad legte ihn neben einer Mauer auf den Boden, wo er einschlief. Die Scene vom Moment der Loslassung der Schlange bis zu ihrer Abrufung währte ungefähr eine Viertelstunde, und länger als eine Stunde ging darauf hin, bis der Verwundete wieder sprechen konnte. Ich glaubte zu entdecken, daß die giftigen Fangzähne diesen furchtbaren Schlangen aus dem Kiefer gerissen waren, und äußerte diesen Umstand gegen den Gefährten des Gebißnen. Er erwiederte: sie wären allerdings ausgezogen, allein schon die verpestende Eigenschaften ihres Hauchs und Speichels wäre hinreichend, dem Angegriffenen tödlich zu werden. Niemand könne nach einem Bisse einer dieser Schlangen länger als funfzehn Minuten leben, und wider einen solchen Biß hätte niemand ein Mittel, als diejenigen, die vom Allmächtigen mit der Kraft begabt wären, die Schlangen zu bezaubern und zu lenken. Zu diesen Auserwählten gehörte er und sein Gefährte. Die Mauren und Araber nennen die schöne dicke Schlange El Effa, und die lange schwarze und herzköpfige El Buschlah. In der Folge sah ich in Jackson's Werk über Marokko sehr getreue Abbildungen von diesen zwei Schlangengattungen. Sie sollen an und auf dem südlichen Fuße des Atlasgebirges und an der Grenze der Wüste, wo diese beiden jung gefangen waren, sehr häufig seyn und oft Menschen und Vieh angreifen, und uns Leben bringen. Der Biß der Effah soll unheilbar, und so giftig seyn, daß auf denselben nach funfzehn Minuten der Tod folgt. Der Anblick der Effah erinnerte mich an die Geschichte der feurigen Schlangen, von denen die Kinder Israels nach 4. Buch Mosis Cap. 21, in Arabiens Wüsten gebissen wurden, und zwar bloß deßwegen, weil die Effah dem äußern Ansehn nach einer ehernen Schlange gleicht. Die zwei Schlangenfresser sagten: sie seyen vor etwa drei Jahren aus Egypten gekommen.

Erläuternde Parallelstellen zu der von Riley und Sidi Hamet gemachten Reise, aus einer ähnlichen von Robert Adams eines amerikanischen Seemanns im Jahr 1810 bis 1814.

Kameele, die schwer beladen und schlecht gefüttert werden, legen nicht mehr als 10 bis 15 Meilen täglich zurück, im gegentheiligen Falle aber wohl 18 bis 25 Meilen.

Der König zu Tombuctoo hieß Woolle, und die Königin Fatima, deren Kopfputz in einem blauen Turban von Nanquing bestand, den sie aber nur bei feierlichen Gelegenheit und beim Ausgehn trug; außerdem war ihr Haar mit sehr weißen knöchernen viereckigen Zierrathen, in der Gestalt der Würfel aufgeputzt, sie trug goldene Ohrringe, und eine Menge theils golde-

Digitized by Google

nen, theils farbigen Halsbänder. Da sie keine Schuhe trug, so hatten ihre Füße eine hufartige Härte. Weder die Königin noch irgend ein Einwohner von Tombuctoo war in Seide gekleidet. Der König trug ein Kleid aus blauem mit Gold besetzten Nanquing, in Form eines Kittels, mit goldenen Achselbändern und mit einem Armbande von demselben Metall geziert. Oft trug er einen Turban, öfterer aber zeigte er sich im bloßen Haupte.*)

Wenn der König durch die Stadt wandelte, so ging er allemal eine Strecke von seinem Gefolge voraus. Seine Unterthanen grüßten ihn durch Verbeugung des Kopfes und Leibes, oder dadurch, daß sie seinen Kopf mit ihren Händen berührten und dann seine Hand küßten.

Der königliche Pallast ist von Lehm und Gras erbauet, ohne daß die natürliche Farbe dieser Materialien durch eine andere bedeckt wäre. Er hält 8 bis 10 kleine Zimmer auf ebner Erde, und ist mit einer Mauer von denselben Bestandtheilen umgeben.

Dem unten genannten Herrn Dupuis erzählten maurische Kaufleute folgendes, in Betreff der Einhegung um den Pallast des Königs: „der Pallast des Königs von Tombuctoo liegt an demjenigen Orte, welchen man die Kosba oder Citadelle nennt, im Mittelpunkte der Stadt, da dieß ein sicherer Ort ist, so bringen die Kaufleute natürlicher Weise ihre Waaren hier in Verwahrung, und bewohnen selbst einen Theil desselben. Abgaben, deren Beschaffenheit und Belauf ich mich nicht mehr erinnere, fordert der König von allen, durch Ausländer eingeführten Waaren.

Sowohl der Pallast des Königs, als die übrigen Häuser sind, wie ich gehört habe, nur ein Stockwerk hoch; auch hat man mir versichert, daß es Läden in der Stadt giebt, wo die Neger ausländische und einheimische Waaren kaufen, und daß man hier Einwohner aller Gegenden von Soudan sehen kann, von welchen viele gänzlich nackend gehen.

Außerhalb der Thore der oben erwähnten Einhegung oder Citadelle soll der umliegende Landstrich, soweit das Auge reicht, mit den Hütten oder Schoppen der Eingebornen dicht bedeckt sein, vorzüglich in der Richtung gegen den Fluß, bis an dessen Ufer sich diese Wohnung erstrecken, die also den Namen einer Stadt wohl verdienen.

Der Raum innerhalb jener Mauer beträgt einen halben Morgen Landes. Wenn ein Handelsmann mit Waaren in die

---

*) (Anmerkung von Dupuis, brittischer Viceconsul zu Mogadore.) Die Kleidungsstücke der Eingebornen von Timbuctoo — so ward der Name dieser Stadt von allen Kaufleuten und Sklaven ohne Ausnahme ausgesprochen — werden allgemein von Baumwolle verfertigt. Sie sind gute Spinnerkund-Weber. Ihr feines Gewebe wird wegen der Regelmäßigkeit und Stärke des Fadens sehr geschätzt.

Digitized by Google

Stadt kommt, so muß er solche zuerst auf diesen Platz zur Ansicht des Königs bringen, und zwar, nach des Erzählers Vermuthung, um Abgaben davon zu bezahlen. Die Zahl der Hofbedienten und Gesellschafter des Königs, welche den ganzen Tag um ihn sind, beläuft sich auf dreißig, die zum Theil mit Schwertern, Bogen und Pfeilen bewaffnet sind.

Tombuctoo liegt in einer Ebene, und hat einen eben so großen Umfang als Lissabon; die Häuser sind weder in Straßen noch nach irgend einer Richtschnur gebaut, es enthält daher nach Verhältniß seiner Größe bei weitem nicht so viele Einwohner als eine europäische Stadt gleichen Umfangs. Die Häuser sind viereckig von Stöcken, Lehm und Gras erbaut, haben platte Dächer von den nämlichen Bestandtheilen. Die Zimmer und Kammern, welche sämmtlich an der ebenen Erde sind, enthalten kein anderes Hausgeräth als irdene Krüge, hölzerne Schaalen, aus Gras geflochtene Matten, die den Bewohnern zum Nachtlager dienen. In der ganzen Stadt ist kein einziges steinernes Haus oder anderes Gebäude.

Die vorzüglichsten Früchte Tombuctoos sind Datteln, Feigen, Ananas, und eine süße Frucht, so groß als ein Apfel, mit einen Stein von der Gestalt und Größe eines Pflaumensteins, diese Frucht wird sehr geschätzt, und ihrer Seltenheit wegen nur für die königliche Familie bewahrt. Ihre Blätter gleichen den Pfirschbaumblättern.

Das Thierreich enthält hier Elephanten, Kühe, Esel, Kameele, Dromedare, Hunde, Kaninchen. Antelopen und Heirie, ein kameelartiges, aber bei weitem kleineres Thier, das nur zum Reiten gebraucht wird, sehr leichtfüßig ist, und funfzig englische Meilen täglich zurück legen kann. Pferde giebt es hier nicht, daher das Sprüchwort der in der Barbarei wohnenden Mauren, wenn sie sagen: Gott, der die Mauren mit Pferde gesegnet, habe die Neger mit Eseln versucht. Die Mauren wünschen sehr angelegentlich die Heirie von den Negern zu kaufen; diese aber weigern sich, sie zu verkaufen. Adams sah hier, außer Füchsen, Stachelschweinen, Pavianen, Wölfe, ein merkwürdiges Thier, welches Courkoo genannt wird, und einem großen Hunde gleicht, jedoch auf dem Rücken eine taschenähnliche Oeffnung hat, worin es seine Beute fortbringt. Es nährt sich sowohl von Kokusnüssen, als auch von Ziegen und kleinen Kindern. Löwen, Tieger und wilde Katzen hat Adams mit eigenen Augen nicht gesehen, hörte aber jede Nacht das Gebrüll derselben in den benachbarten Gebirgen.

Digitized by Google

An wilden Vögeln giebt es Strauße, Adler, Krähen, Enten, grüne Papageien. Die Strauße sind noch einmal so groß als ein Truthahn, sehr wild, und gehen heerdenweise.

Die gewöhnlichste Fleischspeise der Neger ist Ziegenfleisch. Die Eingeborenen von Tombuctoo sind ein starker gesunder Menschenstamm, und selten krank, ungeachtet sie in der Mittagssonne liegen, wenn die Hitze für einen Weißen unerträglich ist.

Die Heirathszeremonien der höhern Klassen zu Tombuctoo besteht darin, daß die Braut frühmorgens in das Haus des Königs geht, und daselbst bis nach Sonnenuntergang verweilt, bis der Bräutigam sie von dort abholt; alsdann wird die Feier durch ein Abendfest und einen Tanz beschlossen. Da es hier gewöhnlich ist, neben der Gattin mehrere Beischläferinnen zu haben, so zanken und schlagen sich die hiesigen Frauenzimmer sehr häufig mit einander herum; doch bezeigt der Mann seiner Gattin eine merklich größere Achtung als den Beischläferinnen; übrigens schienen die Männer sehr eifersüchtig und strenge gegen alle ihre Weiber zu seyn, und schlugen sie oft bei abscheinend unbedeutenden Veranlassungen.

Da sie weder Tempel noch Priester haben, und überhaupt keine Spur einer öffentlichen Gottesverehrung unter ihnen wahrgenommen wird, so scheint es nicht, daß irgend eine Religion bei ihnen eingeführt ist.

Die einzige Feierlichkeit, welches etwas ähnliches mit einer öffentlichen Gebetshandlung hatte, fiel bei Todesfällen vor; da alsdann die Angehörigen des Verstorbenen sich versammelten, und sich rund um die Leiche setzten. Andere Feierlichkeiten werden bei Begräbnissen nicht beobachtet, sondern der Todte wird in der Nähe der Stadt, in den Kleidern, in welchen er gestorben ist, begraben.

Blinde sah man gar nicht, ausgenommen solche, die es wegen hohen Alters waren, welches die Eingebornen sehr häufig bis auf 100 Jahr bringen. Kinder haben hier die Verpflichtung, ihre Eltern im Alter zu ernähren, und kinderlose Alte werden in eigene dazu errichtete Wohnungen, je zu vieren oder fünfen in einem Zimmer, auf Kosten des Königs ernährt.

Während der sechs Monate, die Adams in Tombuctoo zubrachte, wurden nur zwölf Personen zur Sklaverei verurtheilt, und zwar wegen Vergiftung, Diebstahl und Verweigerung des Gehorsams bei der Aufforderung zum Sklavenholen.

Ein Todesurtheil sah unser Reisender nie zu Tombuctoo vollstrecken, indem schwere Verbrechen durch Sklaverei, leichtere Vergehungen aber durch Stockschläge geahndet werden, welche jedoch nicht sehr heftig sind, und selten einige zwanzig Hiebe übersteigen.

Kaufläden waren, so weit Adams bemerkt hatte, zu Tombuctoo nicht vorhanden, sondern die hauptsächlich in Tabak, Schießpulver, (für Schießpulver giebt man das doppelte Gewicht an Gold) blauen Nanquing, Leinewand, irden n Gefäßen und einigen wenigen in seidenen Zeugen bestehenden Waaren werden von den Mauren eingehandelt, und in dem Hause des Königs bis zum Wiederverkauf aufbewahrt.

Die Hauptartikel, welche das Volk von Tombuctoo im Tauschhandel zurück giebt, sind: Goldstaub, Elfenbein, Gummi, Straußfedern und roth- und gelbgefärbte Ziegenhäute. Adams sah einen Sklaven für 40 bis 50 Cowries verkaufen. Das Gold ward, wie man ihm erzählte, auf den Gebirgen und an den Ufern des Flusses südwärts von Tombuctoo gefunden.

Der Taback wird hier geschnupft und geraucht; das letztere geschieht aus Pfeifen, deren Röhre aus Straußbeinen verfertigt werden.

In den untern Volksklassen herrscht wenig Keuschheit unter den Frauenzimmern, und ein unterlaubter Umgang wurde in denselben selten beachtet; doch wenn ein unverheirathetes Frauenzimmer höheren Ranges schwanger wird, so muß der Schwängerer sie verrathen und unterhalten, oder er wird mit der Sklaverei bestraft; ein Fall, der während der Anwesenheit des Adams wirklich eintrat. Der Bestrafte betheuere nachher seine Weigerung und erbot sich, nachdem schon das Urtheil wider ihn ausgesprochen war, die Geschwängerte zu ehelichen; aber es ward ihm nicht verstattet, seine Weigerung zurück zu nehmen, sondern man schickte ihn fort, um als Sklave verkauft zu werden. Die gewaltsame Beförderung unzeitiger Geburten ist sehr gewöhnlich, und in ungesetzlichen Schwangerschaftsfällen ereignete es sich, wenn Frauenzimmer sich jenem

Hülfsmittel nicht unterwerfen wollten, nicht selten, daß der Schwängerer sie heimlich vergiftete.

Als Beispiele der Bildungsweise der Sprache von Tombuctoo mögen folgende Worte dienen:

Jungo, Mann.	Dah, Haus.
Jumpsa, Frau.	Boca, Wasser.
So, Kameel.	Kaddear, Berg.
Hillab, Hund.	Carna, Baum.
Fallee, Kuh.	Jomar, Daddel.
Luganam, Ziege.	Carmoos, Feige.
Naidsh, Schaaf.	Or, Gold.
Elfeel, Elephant.	Seckar, Mohr.

Digitized by Google

I.

Rückblicke

auf die neueste politische Literatur.

Journale.

Minerva. September-, October-Heft.

Aus dem letztern Heft wird der Aufsatz von Savary (Herzog von Rovigo), seine Rechtfertigung betreffend, so wie über die Bundesversammlung viele Leser finden.

Aus dem erstern sieht man die Ursache der Entlassung Fouchés, der ohne Wissen Napoleons mit dem Minister Wellesley im Frieden sich mit Napoleon zugleich bewarb, und da beyder Negozianten sich widersprachen, den englischen Minister bewogen, alle Friedensvorschläge von der Hand zu weisen. Pichegrüs Tod wird als Selbstmord dargestellt, und von Napoleon behauptet, er sey nicht grausam, ja sogar für Milde empfänglich gewesen.

Der letzte Aufsatz hat vorzüglich dreyerley Zwecke: 1) die Staatsdienerschaften in Deutschland anzuklagen, daß sie die Constitutionirung der Staatsgewalt hinderten: 2) das Daseyn einer Jakobinischen Parthey zu läugnen; 3) die Verhaftung Massenbachs, als einer Eingriff in die deutschen Freyheitsrechte, darzustellen.

Merkwürdig ist darin die Blindheit, welche den Verfasser und alle Gleichgesinnte gegen das Treiben deutscher Jakobiner befallen hat, welches spätestens innerhalb zweyer Jahre sein Ziel erreicht haben, und alle jene Blinden sehend machen wird, wenn es zu spät seyn wird.

Wenn der Verfasser die deutsche Staatsdienerschaft des Obscurantismus anklagt, so hätte er wenigstens die preußische ausnehmen sollen. Wenn bey uns die Rede von Neuerungen ist, so gingen sie nur von Staatsdienern seit 1806 aus. An keine neuen Gesetze, im Widerspruch mit dem früher geltenden, unter Friedrich zur Reife gekommenen, monarchischen System, ist irgend ein Sub-

Digitized by Google

jetzt aus dem Volke Ursache, sondern nur Staatsdiener, von denen die spätere Gesetzgebung allein ausging. Man würde daher sehr unrecht haben, die preußische Staatsdienerschaft des Obscurantismus zu beschuldigen.

Das, was man bey uns seit 20 Jahren Staat nennt, ist weder Fürst noch Volk, sondern ein Ideal, dem man nachstrebt, zur möglichsten Entwickelung der Menschheit. Es werden wenige höhere Beamte sich finden, die nicht glaubten, diesem Ideal, Staat genannt, verpflichtet zu seyn, keinesweges dem Fürsten oder Volk allein, sondern nur in so fern, als beyde Begriffe sich in dem des Staats beziehen. Es giebt bey uns keine Fürstendiener im eigentlichsten Sinn, und es ist eine grobe Täuschung, wenn man außerhalb Preußen glaubt, durch Einführung ständischer Verfassung würde mehr für die Staatsentwickelung geschehen; das Gegentheil wird erfolgen, man wird mehr Corporations- und Standes-Interesse berücksichtigen, wie zeither, da die Stände keine Staats-, sondern nur Standes- und Corporations-Interesse bevorworten werden, aus dem sie hervorgingen.

Politisches Journal. 9tes Stück.

Lebensweise der Mitglieder der Familie Buonaparte und der fremden Könige in Rom.

Luzian besucht täglich die Mutter Letitia, die für sehr reich gehalten wird und nicht minder bigott ist; er wünscht noch immer nach Amerika zu reisen, woran man ihn behindert. Ein Versuch, mit dem Papst sich auszusöhnen, schlug fehl. Louis, Exkönig von Holland, zieht sich möglichst aus der Gesellschaft zurück, und lebt ganz seinem Sohn, den er selbst erzieht. König Carl der Vierte von Spanien und der Friedensfürst halten in Rom ein jeder getrennte Tafel, und letzterer wird noch immer von dem königlichen Ehepaare wegen seiner edlen Absichten in Hinsicht auf das Wohl Spaniens lebhaft vertheidigt.

Biographische Skizze der Frau von Stael.

Ihre schriftstellerischen Werke waren folgende: Briefe über die Schriften und den Charakter von J. J. Rousseau; Abhandlung über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück von Individuen und Nationen; Versuch über den Einfluß der Literatur auf die bürgerliche Gesellschaft; Der Roman Delphine, und dessen Vertheidigung; Corinna; le sentiment Secret; Observations sur l'Allemagne; Lettres et réflexion du Grinee de Linge; Essai sur le suicide; und verschiedene kleinere Schriften.

Als Napoleon sie im Jahr 1800 bey ihrem Vater in der Schweiz zum ersten mal sah, hielt sie ihm eine lange Rede über das System, welches er zu befolgen hätte; er hörte sie ruhig an, und fragte dann: Wer ihre Kinder erzöge? Diese Antwort vergaß sie ihm nie. Als Napoleon sie 1804. 40 Lieus von Paris verbannte, soll sie ihm gesagt haben: Sie geben mir einen grausamen Ruf, und ich werde eine Stelle in Ihrer Geschichte einnehmen.

Digitized by Google

Flugschriften.

Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich-geselligen Zustandes von Carl Ludwig von Haller. 2ter Band.

Dieser zweyte Band enthält die in dem ersten Theil vorgetragene neue Theorie des Staatsrechts in der praktischen Anwendung, und begnügen wir uns damit, dem Leser einen kurzen Ueberblick des Sachinhalts zu geben.

Die Fürstenthümer entstehen aus der Natur der Dinge selbst und sind daher die ersten zahlreichsten und dauerhaftesten Staaten. Dieses ergiebt besonders die Geschichte der einzelnen jetzt vorhandenen Fürstenthümer. Alle Monarchien waren ursprünglich klein. Sie theilen sich ein in Grund- und Erbliche, Militärische, Geistliche und solche, die aus allen Dreyen zusammengesetzt sind. Die unabhängigen Grundherrn oder Patrimonial-Fürsten haben ihren natürlichen Ursprung durch die Ehe und die Familie. Diese ist das vollkommenste Ebenbild eines monarchischen Staats, die Unabhängigkeit allein abgerechnet. Die ersten unabhängigen Familienhäupter, mithin die ersten Fürsten, finden sich nothwendig unter den freyen Landeigenthümern. Der Ursprung des Grundeigenthums ergiebt sich aus seiner Nothwendigkeit, Allgemeinheit und Unzerstörbarkeit. Die landesherrlichen Rechte begründen sich auf allgemeine Menschenrechte und erworbene Privatrechte (Freyheit und Eigenthum). Die Souveränität ist nichts anders, als die Unabhängigkeit, oder die vollkommene Freyheit selbst, und kraft derselben ist der Fürst nur den natürlichen oder den göttlichen Gesetzen unterworfen. Das Recht zu Krieg und Frieden der Fürsten betrifft nur ihre eigene Sache, und die Verbindlichkeit zur Hülfsleistung von Seiten der Unterthanen beruhet, wie jeder andere Dienst, auf blos moralischer Pflicht, auf eignem Interesse und auf besonderen Dienstverträgen. Daher absolutere Ungerechtigkeit der Conscription. Das Recht, Krieg zu führen, kann von allen andern Menschen ausgeführt werden, die auch in kleinen Truppen Waffen und Festungen halten. Die Beschützung der Unterthanen im Auslande ist eine moralische Pflicht, so wie die Hospitalität gegen Fremde. Die Verhältnisse der Staatsdiener zum Fürsten begründen sich auf den Dienstvertrag.

Das Gesetz ist eine verbindliche Willensäußerung, beruht theils auf ihrer Uebereinstimmung mit dem natürlichen Recht, theils auf der Macht, den Willen in Vollziehung zu bringen. Alle Menschen geben Gesetze, so weit ihr Recht und ihre Macht reicht, und die fürstlichen Gesetze sind von den Privatgesetzen nicht ihrer Natur, sondern nur dem Grade nach verschieden. Das Recht der Gesetzgebung ist wie die Macht und die Freyheit überhaupt, durch das natürliche Gesetz, d. h. durch fremde Rechte, beschränkt. Die fürstlichen Gesetze werden nach den Personen eingetheilt, denen sie gegeben werden, sie sind solche, welche der Fürst sich selbst giebt, oder seinen Dienern, oder den Unterthanen. Diese letztern sind die seltensten und auch die unnöthigsten von allen. Menschliche Gesetze

Digitized by Google

sind nicht wie die göttlichen allgemein und indispensable. Der Für
kann Privilegien von seinen eignen Gesetzen ertheilen, wenn da
Recht des Dritten nicht dadurch gekränkt wird. Die Gerichtsba
keit ist weiter nichts, als eine unpartheyische Hülfsleistung dene
welche Hülfe anrufen, sie ist kein ausschließendes Souverainitäts
recht, sie ist eine moralische Pflicht; jeder Mensch übt solche i
Kleinen aus, daher giebt es väterliche, herrliche, und Patrimonia
Gerichtsbarkeit. Der Fürst übt die oberste und höchste Gerichts
barkeit aus. Die dinglichen Rechte des Fürsten beruhen a
Domainen und Realien, worüber der Fürst frey disponiren kan
Sporteln und Taxen sind der Billigkeit angemessen, und gebüre
den Beamten als eine Belohnung ihrer außerordentlichen Arbei
Steuern beruhen auf moralischer Pflicht der Unterthanen, un
müssen daher bewilligt werden. Gemeinnützige Anstalten beruhe
auf der moralischen Pflicht der Fürsten. Die Schranken der fürs
lichen Gewalt bestehen in dem, was alle menschliche Freyheit b
gränzt, nämlich in fremden Rechten, die besonders aus Verträge
hervorgehen, und der Despotismus ist nichts weiter, als gewal
same Ueberschreitung des eigenen und Beleidigung des fremde
Rechts. Die Rechte der Unterthanen sind ihrer Quelle und ih
rem Wesen nach die nämlichen, wie die der Fürsten. Der Unte
schied besteht nicht in verschiedenen Befugnissen, sondern nur i
verschiedenen Mitteln gleiches Befugniß auszuüben, d. h. in un
gleichen Glücksgütern. Die Pflichten der Unterthanen sind eben
falls die nämlichen, wie die der Fürsten, und von den Pflichte
gegen alle andere Menschen durchaus nicht verschieden. Sie be
stehen in Rechtspflichten, Liebespflichten und Klugheits-Regeln
beyde letztere doch unter dem Vorbehalt, nie selbst Unrecht z
thun. Die Mittel zur Sicherung der Rechte der Unterthanen
setzt der Verf. wie schon im ersten Theil vorzüglich auf wohlge
gründete Vorstellungen, auf Trennung, auf Nothwehr, auf Ver
trauen, auf göttliche Hülfe. Die Rechte der Veräußerung des
Landes kann nur sich auf eigene Macht und eigenes Recht, nicht
aber auf die Unterthanen sich beziehen. Der einzige wahre Grun
der Erblichkeit des Landeshoheit-Rechts besteht in der Erblichke
der eigenthümlichen Güter und Besitzungen, welche wieder von de
Willen des Erblassers abhängt. Die Erweiterung der Grun
oder landesherrlichen Macht geschieht durch Einführung der Un
theilbarkeit und des Rechts der Erstgeburt; durch allerley rech
mäßige Erwerbungsarten — Käufe, Tausche, Schenkungen, He
rathen, Erbschaften u. s. w.; durch Eroberungen und darauf fo
gende Abtretungen. — Ihre Rechtmäßigkeit unter gewissen Um
ständen. In wie fern der Eroberer mehr Recht erwerben kan
als der vorige Besitzer ihm abzutreten befugt war; durch allerl
vortheilhafte Verträge ohne Erwerbung oder Territorial-Besitzu
gen, gleiche und ungleiche Bündnisse, unbedingte und bedingte U
terwerfungen, Reunions-Verträge, Infendationen, Schutz- un
Schirmherrschaften, Capitulationen u. s. w. Ihre rechtliche Mö
lichkeit, einzelne Servituten von Seiten anderer Staaten. Ih
Nützlichkeit unter gewissen Umständen. Daß die landesherrlic
Macht freylich auch durch Mißbrauch der Gewalt erweitert we

den kann. Incessionen, Spoliationen, Reunionen, Confiscationen, Sekularisationen, willkührliche Mediationen. Sie sind zwar immer unrecht, aber wie unter Privatpersonen nicht immer zu hindern möglich; einzelne Mißbräuche machen nicht alle übrigen Besitzungen unrechtmäßig; die Usurpation bezieht sich unmittelbar nur auf den vorigen Besitzer, nicht aber auf dessen Unterthanen. Letztere sind zum Widerstand gegen den Usurpator zwar berechtigt, aber nicht absolut verpflichtet; langer unwidersprochener Besitz macht zuletzt auch die Usurpation zum wirklichen Recht. Die Verjährung gilt auch zwischen Unabhängigen, wenn schon ohne bestimmten Zeitpunkt. Der Verlust der Unabhängigkeit und der Untergang der Staaten erfolgt überhaupt durch absolute oder relative Schwächungen der Macht; durch allzu viele Theilungen des freyen Grundeigenthums; durch freywillige Veräußerungen des Landes; durch gänzliche Auslöschung des natürlichen Fürstengeschlechts, ohne natürliche oder testamentlich eingesetzte Nachfolger; durch Streitigkeiten unglücklich geführter Kriege und nachtheiligen Friedensverträgen; durch bedingte oder unbedingte Unterwerfung; durch Uebernahme zu vieler einzelner Servituten; durch unrechtmäßige Gewalt; durch den Verlust der relativen Macht.

Dies ist denn nun das Hallersche System in der Theorie und in der Anwendung. Wir können ihm nicht ganz unsern Beyfall geben, da es das Wohl und Wehe der Staaten auf die physische Macht des Stärkern blos gründet, und zu wenig die Allgemeinheit des Vereins menschlicher Kräfte zur Vollziehung des Entwickelungsprozesses der Menschheit begünstigt. Wir vermissen ein summum imperium, welches über allen Gesetzen und Verträgen als ein unverletzbares Heiligthum schwebt, und den ganzen Staat, wie seine Einzelheiten nach dem ewigen Ziel der Menschheit hinrichtet: nach ihrer moralischen Entwickelung. Allerdings dient ihm dazu die höchste physische Macht, aber auch die moralische muß in dem Glauben der Völker an ihrer Heiligkeit begründet seyn. Nicht besser ist diese Idee verwirklicht worden, als durch das ehemalige Daseyn eines heiligen römischen Reichs und seines Kaisers, der in seiner allerhöchsten Majestät über allen deutschen Fürsten und Völkern und ihren wechselseitigen Verträgen als eine Gottheit schwebte. Diese Majestät war moralisch sehr groß, aber leider fehlte ihm die physische Macht, und darum ging sie unter.

Luther an unsere Zeit ꝛc.

Der Verf. hat aus Luthers Schriften alle solche Stellen ausgezogen, und in diesem Buche zusammen gezogen, welche sich auf Kirche und Staat, Fürsten, Adel und Volk beziehen, und besonders in unserem neuerungssüchtigen Zeitalter anwendbar sind. Dies ist ein sehr gemeinnütziges Unternehmen, und beweist klar, daß Luther eine sehr richtige Ansicht vom Staatsrecht hatte, und keineswegs die Reformation des christlichen Religionsbekenntnisses auf das Staatsrecht ausdehnen wollte. Luthers staatsrechtliches System ergiebt sich aus folgenden Hauptgrundsätzen:

Digitized by Google

1) An Regenten und Obrigkeit.

„Ihr Amt ist von Gott, darum sollen sie Gott fürchten. Dieser Text ist eine Wehr und Mauer der Regimente, und hat bisher Kaiser, Könige und Fürsten geschützt, sonst wären sie lange erschlagen."

(Unsere Jakobiner arbeiten seit 25 Jahren daran, diesen Spruch den Völkern auszureden, indem sie sagen, das Amt der Fürsten ist vom Volk, ihm sind sie verantwortlich, und es kann sie richten.)

„Daß weltliche Herrschaften, Kaiser- und Königthümer auf Erden stehen, und geben in ihrer Ordnung, das ist nicht menschlich Thun und Vermögen, sondern Gottes Regiment; denn das sehen wir vor Augen, daß allezeit der Haufen, der da regiert, ist dem andern Haufen viel zu klein und zu schwach, und wenn die Menge oder Pöbel toll und thöricht würde, so wäre da kaum einer gegen tausende und wären bald alle erschlagen."

(Das haben wir erfahren, giebt es aber nicht noch Nichtswürdige genug, die solche Bluthochzeit gern wiederholen sähen.)

„Die Fürsten sind Gotter der Erde, sollen aber auch göttlich handeln."

(Allerdings? confer. Hallers Restauration des Staatsrechts; aber es wäre zu wünschen, daß sie neben ihrer göttlichen Sanftmuth auch göttliche Gerechtigkeit und Strenge übten, damit sie nicht Ludwig des 16ten Schicksal haben mögen, der doch ein guter Christ war.)

„Sie sind um des Volks willen da ꝛc."

(Ey freylich, je mehr sie aber oft zu seinem Besten handeln, je mehr sind sie verschrieen. Was müssen Friedrichs Mahnen nicht jetzt von so vielen überklugen Volksrednern, Systematikern, Bonzen, Straßenpoeten und Narren dulden, welche den Leuten den Kopf verdrehen und keinen Hund aus dem Ofen locken können.)

„Sie sollen nicht durch Furcht herrschen, sondern in ihre Unterthanen Liebe ihre Sicherheit und ihr Glück suchen."

(Die Zeit haben wir gehabt, in Deutschland möchte dies noch auf der Zeit seyn, wenn die bösen Buben nicht wären, oder mit Ruthen gestrichen würden, aber in Frankreich, da geht es nicht mehr ohne Furcht.)

„Sie sollen sich des Regiments selbst annehmen ꝛc."

(Ja das will man ja nicht, constitutionel sollen sie seyn, so wie ein todter Stempel von Metall, womit man Dokumente unterfertigt.)

„Sie sollen Gnade und Recht handhaben ꝛc."

(Gott bewahre! Gnade nicht, nur das Recht durch Rechtsverständige nach dem Gesetz, dies weiß von keiner Gnade.)

„Fürsten sollen Friede lieben und Krieg meiden."

(Sie haben jetzt durch die heilige Allianz erklärt, daß sie dies thun wollen, ist es den bösen Buben nicht zum Gespött?)

Digitized by Google

Schilderung der Provinz Limousin und deren Bewohner. Aus dem Tagebuche eines preußischen Offiziers in französischer Kriegsgefangenschaft.

Wir haben poetische, empfindsame, romantische und unterhaltende Reisen in Frankreich in Menge dargestellt, gelesen, worin Paris und das Palais Royal oder das mittägige Frankreich die Hauptrolle spielen, seit Arthur Youngs agronomischen Reisebetrachtungen haben wir keine außer den vorliegenden gefunden, welche mit so vielem Fleiß und Scharfsinn die Statistik der Provinz, von der der Titel spricht, aufgefaßt und bekannt gemacht hätte. Niemand wird dies vortreffliche Buch unbefriedigt aus der Hand legen, und daraus ziemlich treffend auf ganz Frankreich die Anwendung machen können: Was hat die Revolution Limousin, was hat sie Frankreich hauptsächlich in seinem Entwickelungsprozeß genutzt? in diesem Buche findet jeder die Antwort: Zerstört ist viel, wieder aufgebaut nichts. Die Menschenrace hat sich verkleinert, die vortreffliche Pferderace hat sich zu Mauleseln herabgewürdigt, die Aecker sind mehr getheilt, aber schlechter cultivirt, die Forsten verwüstet, von Jagd ist keine Rede mehr, die Schaafzucht hat fast aufgehört; die Wölfe, der Wucher, Brantweinschenken, schlechte Sitten, Unreinlichkeit, Gewerke ohne Kapital, jüdischer Wucher, und Redensarten haben zugenommen.

(C'est tout comme chez nous.)

Theodor Körners Tod, oder das Gefecht bey Gadebusch, von Adolph v. Schaden.

Als theatralisches Kunstwerk kann hier die Rede nicht davon seyn, aber es gewährt eine frohe Rückerinnerung für jeden Preußen an die herrlichen Zeiten des Jahres 1813.

Friedrich II., König von Würtemberg.

Eine interessante Schilderung dieses großen Fürsten die, wenn sie auch Partheygegen ihn nimmt, doch Züge genug enthält, die ihm als einen wahrhaft selbstherrschenden Fürsten Gerechtigkeit wiederfahren lassen müssen.

S. 31 enthält eine Anzüglichkeit, die der Biograph wohl darzuthun angehalten werden möchte.

Reformations-Almanach.

Woher dies allseitige allgemeine Streben zur würdigen Feyer des Reformationsfestes unter den Gebildeten der evangelischen Kirche? Alle Zeitungen sind von Anzeigen der Gelegenheitsschriften, Auszügen aus Luthers Schriften, Vorschlägen zu Monumenten ꝛc. angefüllt worden. Die Studenten der ersten evangelischen Academien zogen aus, um das Reformationsfest zu feyern.

Es ist zwar wahr, daß im protestant. Deutschland der kalte Sinn für Religion, der noch vor 10 Jahren seit dem Hubertsbur-

Digitized by Google

ger Frieden bis zur Schlacht von Jena herrschte, seitdem durch das allgemeine Unglück, welches uns betraf, abgenommen, und unter den gebildeten Ständen wieder eine Annäherung zur Religion bewirkt hat, so gewaltig vorherrschend ist aber dieß wieder erwachte religiöse Gefühl nicht, daß solches ein Gegenstand der Buchhändler-Spekulation hätte werden können. Etwas anders liegt im Hintergrunde: Man glaubt nämlich, so wie vor 300 Jahren die Kirche für eine Reformation reif war, so seyen es jetzt die Staaten, besonders die Monarchien, und wenn Luther damals die evangelische Freyheit erstrebt, so sey jetzt die Zeit gekommen, die politische zu erringen, d. h. den deutschen Fürsten durch Landständschaft die Unumschränktheit zu begränzen.

Auch diesem Ref. Alm. liegt dies Strebenziel unter, und S. 8 heißt es:

„Wie es in der Geschichte der Bildung des Staates drey Hauptmomente giebt, zwischen welchen Uebergänge gedacht werden müssen — nämlich einen Despotismus; dann Despotismus vorherrschend mit Republicanismus vermischt; und hierauf Republicanismus vorherrschend mit Despotismus; und endlich republicanische Monarchie: so läßt sich derselbe Gang der Bildung auch in der Geschichte der Religionen nachweisen; und er muß sich nachweisen lassen, weil die Offenbarungen des menschlichen Geistes ja immer in aller Beziehung zusammenstimmen müssen."

Wahr ist aber, daß dieser Almanach, sowohl was seinen ästhetischen und historischen Werth anlangt, vorzüglich gelungen ist, besonders kann der Aufsatz von de Wette empfohlen werden:

Ueber den Verfall der protest. Kirche u. s. w.

Die Geschichte, das Wesen und der Werth der National-Repräsentation von Brendel.

Dies Werk ist ganz im Geist derer geschrieben, welche den jetzigen Standpunkt der gebildeten europäischen Staaten in dem Repräsentativsystem als begründet finden, dem ein Grundvertrag zwischen Völkern und Fürsten zur Waffe dient. Im Gefolge dieses Systems nimmt der Verf. die constitutionelle erbl. Monarchie als nothwendig an. Unter vielen andern gleichen Inhalts ist dies Buch sehr gemäßigt, und in dem, was von Preußen gesagt wird, viel Wahres.

Blicke auf Preußen.

§. 1.

Preußen ist seit anderthalb Jahrhunderten nach und nach zu einem selbstständigen, abgeschlossenen und größtentheils isolirten Staat in Europa herangewachsen. Das Streben nach Vergrößerung und Selbstständigkeit war mit der Idee einer Alleinherrschaft verbunden, um ungehindert die verschiedenen Bestandtheile, woraus das Reich erwuchs, zur kräftigen Einheit zu verbinden und allen Unterthanen das Gepräge eines besondern National-Charakters aufzudrücken. Wie die Könige der Vorzeit verschiedene

Digitized by Google

Bildung zu einem Volke bildeten, und das unmündige Volk bald mit Liebe, bald mit Strenge regierten, so Preußens Regenten. Slaven und Deutsche, Brandenburger und Schlesier, Franken und Westphalen, die Ostfriesen und Polen wurden demselben Ziele nach und nach entgegen geführt, Preußen hatte Stände, aber als Friedrich I. die Königs-Krone auf sein Haupt setzte, hob er sie auf, das Uebergewicht des dortigen Adels, welcher dem polnischen glich, der hohe Grad von Selbstständigkeit, welchen er genoß, mußte gemäßigt, dem kräftigen Gesetz der Monarchie gehorchen. Auch die ständische Verfassung in Brandenburg und in den übrigen deutschen Reichslanden wurde durch den mächtigen königlichen Arm allmälig gelähmt, es wurden zwar daselbst vom Volke Landräthe aus dem Adel gewählt, aber sie erschienen nicht als Sprecher des sie bevollmächtigenden Volks, sondern als königl. Diener. So verschieden sind die Zeiten, die Bedürfnisse und Denkungsart der Menschen und Völker, daß zu irgend einer Periode ohne Bedenken gewagt werden kann, was spöterhin zum Verderben gereichen würde. Eine Erklärung Ludwigs XVIII., wodurch er die Charte und die Repräsentation wieder vernichtete, würde in unsern Tagen durch die in Europa verbreitete Meinung schon allein hinreichen, ihn vom Throne zu stürzen. Dagegen konnten zu einer andern Zeit die Landstände in Preußen ausdrücklich aufgehoben, und die übrigen ohne großes Aufsehen umgangen werden. Es giebt mancherley Uebergangswege zur Erziehung, Ausbildung und endlichen organischen Gestaltung der Völker. Die Vorschule war hier die eigenthümlich preußische Regierungs-Weise. In keinem Lande wurde mehr regiert, als hier, bis in die Wohnungen drang die Gesetzgebung, Sicherheit, Wohlstand, selbst die Freuden des Lebens gingen von Regierungs-Anordnungen aus, was sonst in dem übrigen Deutschland gänzlich freygegeben, und durch das Herkommen geheiligt war, wurde hier durch Verordnungen umschlungen, weswegen auch bey allen neuen preußischen Unterthanen sich anfänglich ein Widerwille gegen das Regierungswesen zeigte, bis Gewohnheit und Nutzen sie zu Anhängern machte. Die möglichste Vervollkommnung der Staats-Maschine, schnelle Vollziehung der Gesetze, eine die Freyheit der Bürger durch allgemeine Regeln beschränkende Symmetrie der Verwaltung, gehörte zu den Aufgaben der Regierungskunst. Eine leitende Idee war ein haushälterisches System, das ganze Land galt als ein Erbgut, das der gewissenhaften und regsamen Verwaltung seiner Regenten überlassen war, die Kultur des Landes mit oft gewagten Versuchen und übertriebener Anstrengung, die Ermunterung der Gewerbe, Bildungsanstalten, die Freyheit zu sprechen, Verbesserung der Justiz, vor allem aber eine schlagfertige Armee mit spartanischer Einrichtung, Vermeidung von Schulden, Sammlung eines Staatsschatzes für unvorhergesehene Fälle sind unverkennbare Charaktere der preußischen Regierung. Friedrich II., welcher besonders gleich allen starken Naturen gern ordnete und gestaltend eingriff, versuchte es sogar, der Industrie durch Gesetze den Weg zu bahnen, er nannte sich zwar den ersten Diener des Staats, aber blos in dem Sinne, daß er demselben im vorzüglichsten

Digitized by Google

Grade seine Aufmerksamkeit schenkte. An eine öffentliche Verwa
tung, an Verantwortlichkeit der Staatsdiener vor einer National
Versammlung dachte er nicht. Vielmehr galt der Grundsatz
Alles für, nichts durch das Volk zu thun. Wenn Ge
gensätze sich am besten beleuchten, so giebt es keinen, welcher da
preußische System in ein helleres Licht setze, als die englische Ver
fassung und Verwaltung. Erstere ist im Laufe von Jahrhunder
ten in die öffentlichen und Privat-Verhältnisse so verwebt, da
der Charakter des englischen Volks selbst wieder als ein Spiege
der Verfassung erscheint, und hierin findet sich eine auffallend
Aehnlichkeit in der Wirkung beyder Verfassungen; desto verschie
dener ist aber die Art der Staats-Verwaltung selbst. Wenn i
Preußen Alles durch eine hierarchische Abstufung von Behörden be
stimmt wurde, die und verschreibende Regierungs-Gewalte
Alles leiten und regeln, und gewissermaßen nach Tabellen un
statistischen Kunstübungen ausmessen wollten, so ist in Englan
nicht nur der beschränkte Wirkungskreis der preußischen Mittel
Behörden, sondern auch ein großer Theil der Geschäfte der ober
Verwaltungs-Stellen, der Einsicht und Thätigkeit der Bewohne
überlassen. Die ersten Staatsdiener oder Minister wechseln wi
zufällige Personen, das Parlament verfaßt zwar allgemeine Ge
setze, es werden Verfassungs-Regeln vorgeschrieben, die Ausfüh
rung selbst aber ist auserwählten Bürgern überlassen, welche da
Geschäft als Nebensache besorgen, und beynahe einzig unter Auf
sicht und Controlle des Publikums stehen. Wo wir sonst eine Menge
gesetzlicher Beschränkungen finden, da handelt der Engländer frey
am sichtbarsten sind die Abgaben, sonst ist der Gang der Regie
rung, besonders auf dem Lande, leise und unsichtbar. Der Eng
länder darf über sein Vermögen frey schalten, er kann in keinen
Falle als Verschwender erklärt werden. Es giebt keinen Pflicht
theil, oder er besteht höchstens in einem Schilling. Die Wirkun
gen und Thätigkeit einer öffentlichen oder gar geheimen Polize
in dem ausgedehnten Sinne des Worts, wie auf dem Kontinent
die Censur, unsere Posteinrichtungen, unser Armen-Wesen, di
Straßen- und Brückenbau-Direction u. dergl sind unbekannt
Tausend Angelegenheiten, welche sonst eigens besoldeten Beamte
überlassen und handwerksmäßig betrieben werden, sind bürgerliche
Mittels-Personen überlassen. Nur Friedens-Beamte, aber kein
gewaffnete Macht wohnen den Volksfesten bey und erhalten Ruh
und Ordnung. Mit einem Worte, in England herrscht, selbs
unter den verwickeltsten Verhältnissen, bey der größten Gewerbs
thätigkeit, dem lebendigsten Verkehr der Menschen, eine der Re
gierungs-Hierarchie und Weitläuftigkeit in den meisten Ländern
des festen Landes, und bisher in Preußen entgegengesetzte ein
fache bürgerliche Verwaltung, welche selbst wieder in die Colonien
aller Erdtheile übertragen wurde.

Eine Alleinherrschaft und ein so geordnetes Regierungs-Sy
stem, wie in Preußen, ist aber nicht nothwendig ein Despotis
mus, vielmehr stellte sich dasselbe bey der persönlichen Gesinnun
und dem Geiste der Beherrscher in vieler Hinsicht als wohlthäti
dar, es hat als Uebergangsperiode große Dinge vorbereitet, dese

Digitized by Google

dern das Gefühl von Nationalität, von National-Ruhm erweckt, und die Gemüther an die regierende Dynastie fest angeknüpft. Ein Gesetzbuch, welches noch kaum übertroffen worden ist, sorgte für die Freyheit des Eigenthums und der Person, der Fiskus war den Gerichten unterworfen, eine aus bewährten Männern gebildete Commission hatte alle Gesetzvorschläge vorher zu würdigen und zu prüfen, ehe sie den Beamten zur Vollziehung übergeben wurden. Das Landrecht enthält viele Bestimmungen, worauf sich die Unterthanen im Falle eines Druckes und der Willkühr der Behörden berufen konnten. Aber Alles hat seine Zeit: ohne Theilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten muß nothwendig das Leben und jede freye Bewegung mit der Zeit und nach Verbreitung einer freyern Bildung erstarren, das Regieren wird handwerksmäßig, es erscheint den gebildeten Staatsbürgern als eine drückende Last, weil es gleichsam von einem fremdartigen Körper ausgeht, die Tabellen, Berichte und Schreibereyen, das Formenwesen, der beschwerliche und langsame Gang der Geschäfte erzeugen eine gewisse Unbehaglichkeit bey den Regierten, und können das lebendige Seyn und Streben des Volks weder anschaulich machen noch leiten. Bey allem dem befindet sich die Regierung in einer fortwährenden Anstrengung, die Staats-Maschine geht nur noch scheinbar, sie erschlafft besonders, wenn der sonst Alles belebende Geist erlosch, und die Zeit gekommen ist, wo der Stand der Gedanken und Gemüther größere und lebendigere Staatsformen erheischt, und selbst die Sicherheit der Person und des Eigenthums durch Justiz und Verwaltung nicht mehr hinreichend ist; denn Alles hat seine Zeit, daher beobachte man sie und richte sich darnach.

§. 2.

Alle europäische Staaten sind in unsern Tagen in so nahe Wechselwirkung getreten, daß die Grund-Veränderung in einem Staate vorgenommen, nicht ohne großen Einfluß auf die Nachbarstaaten seyn kann. Frankreich hatte die alten Staatsformen im Sturme der Revolution abgestreift, und sich neue lebendigere gegeben, die Völker hatten sie wenigstens gelesen, und viele ihren Nutzen kennen gelernt. Mit diesen Veränderungen waren die übrigen Staaten nicht ruhigen Schritts vorwärts gegangen, vorzüglich blieb auch in Preußen die Militär-Verfassung zurück. Freylich hätten die durch die französische Revolution gebildeten National-Heere und Landwehren schon gleich im Anfang der ungeheuern Coalition gegen Frankreich die Vertheidiger der stehenden und sogenannten disciplinirten Heere überzeugen sollen, daß man nur durch ein gleiches System dem verheerenden Strome einen Damm entgegensetzen könne, allein die Furcht vor Volkskraft, und die Gewohnheit siegte, es mußte daher der französischen Regierung gelingen, indem sie das System der Volksbewaffnung sorgfältig erhielt, und mit eben so viel Geschicklichkeit als Ungerechtigkeit benutzte, nicht nur Preußen, sondern alle Staaten, welche als Anhänger des alten Systems nur halbe Maaßregeln ergriffen, sich eine Zeitlang unterthänig zu machen. Man hatte nämlich sogar in Preußen vergessen, daß selbst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, Oesterreich und Frankreich, mit

dem größten Theil des deutschen Reichs, bald mit Rußland, endlich mit Spanien, Preußen nicht unterdrücken konnte, welches der Geist Friedrichs beseelte, und Großbrittanien unterstützte, daß derselbe Friedrich besonders späterhin durch Volksbewaffnung allen Trotz geboten, ihre Heere vernichtet und ihre Schatzkammern erschöpft hatte.

§. 3.

Leiden und Unglück sind die Bildungsschulen der Menschen und Völker, wenn sie, ihrer erhabenen Bestimmung eingedenk, sich nicht muthlos und stumm dem harten Schicksale unterwerfen. Der einzelne Mensch erscheint schon nach der Idee des Christenthums als der Streiter Gottes auf Erden. Der Geist von Moses entwickelte sich, als er sein Volk in der Dienstbarkeit Aegyptens schmachten sah, Theseus versammelte die zerstreuten Athenienser, um sie durch kräftige Ordnung der Plünderung und Willkühr zu entziehen, und einen blühenden Freystaat zu gründen. Die Kriege mit Schottland, Religions-Veränderungen, Erbfolge-Streitigkeiten, selbst Verbrecher waren in England Veranlassung, daß die gedrückten und kämpfenden Elemente in feyerlichen Verträgen ihre wechselseitigen Rechte und Pflichten fest bestimmten, die Verfassung wuchs, eine Frucht des Kampfes, der Anstrengung und des Unglücks mit dem Volke heran, und ein von allen Ständen gefühltes Interesse bewacht sie nun. Die religiöse Freyheit der Deutschen kostete Ströme von Blut. Jederzeit sind Verfassungen die Folgen gewaltsamer Staats-Ereignisse gewesen, wie selbst die Charte Ludwigs XVIII. beweist, welche der Anker ist, woran er das Schiff seiner Regierung mit der Krone befestigt. Auch aus dem Unglücke von Jena sollte eine neue Epoche für die preußische Staatsverwaltung und das Kriegs-System hervorgehen. Aber so gewaltig war damals das Unglück, daß die Mittel zur Rettung nicht öffentlich, sondern blos im Stillen erst vorbereitet werden mußten. Wie bey den alten Römern bey außerordentlichen Ereignissen die Diktatur nothwendig wurde, so mußte in einer Lage, wo öffentliche Verhandlungen der Staatsangelegenheiten nicht möglich waren, beynahe alles der Mäßigung der Regierung, und der stillen Vorbereitung und Unterstützung der Staatsbürger überlassen werden. Aber eine beynahe gänzliche Umkehrung des alten Systems schien nothwendig; dieß es vorher: Alles für, nichts durch das Volk, so mußte nun Alles durch Regierung und Volk geschehen. Das frühere System der Staatswirthschaft, welches die Ideen zur Bewirthschaftung eines kleinen Hauses auf den großen Staatskörper übertragen zu wollen schien, wurde geändert, eine neue Städteordnung sollte das Gefühl der Selbstständigkeit in den einzelnen Bürgern und Gemeinden erwecken, und sie ist, wenn auch ihre Idee nicht klar geworden, und noch zu künstlich und verwickelt ist, doch als der Anfang einer neuen Staatsverwaltung anzusehen. Der dritte Stand wurde gehoben, die Erb-Unterthänigkeit abgeändert, dem freyen Bürger wird ein freyes, sicheres und durch den Boden beglaubigtes Daseyn bereitet, ein neues im Geiste der Zeit gedachtes Kriegs-System angeordnet, dem persönlichen Verdienste gehuldigt, die

Ablösung der Natural-Leistungen eingeleitet, und die Gleichheit der Staatspflicht aufgestellt, nach Weise alter Gesetzgeber dem gedrückten Landmanne durch Indult-Gesetze Erleichterung verschafft, der höhern und der Volksbildung eine besondere Sorgfalt gewidmet — und in Zeiten, wo jede öffentliche Vereinigung des auflauernden Feindes wegen gefährlich war, unterstützte der geheime Tugendbund auf die mannigfaltigste Weise das System der Regierung, und bereitete die Rettung vor. Auch die Theilnahme der Nation an den öffentlichen Angelegenheiten blieb nicht unbeachtet. Im Jahre 1817 berief die Regierung zur Herstellung einer neuen Finanz-Einrichtung nicht nur unterrichtete Männer aus allen Ständen und Provinzen, sondern ließ auch die ständischen Deputirten der besonders belästigten Churmark in eine Berathung treten, ohne jedoch die eigentliche Form eines Landtags zu bewilligen. Ohne Wissen und Rath der Stände der Mark durften nämlich die alten Kurfürsten von Brandenburg weder neue Einrichtungen treffen, noch Gesetze ändern. Daher haben die Stände des lebusischen Kreises den unläugbaren Grundsatz aufgestellt: „Daß auch der Regent die Verträge heilig halten müsse, und daß alle bürgerliche Ordnung, die Majestät der Krone selbst, und die Erhaltung des Staats darauf beruhe, die Ueberzeugung zu befestigen, daß auch der König keine Willkühr übe, sondern alle Rechte der Bürger und der Klassen derselben, die natürlichen und die erworbenen unverbrüchlich halte.“ Aber es war in einer gewaltsamen Zeit noch nicht an der Stelle, Aufsehen zu machen, und diese Grundsätze zu verfolgen. Ein Dekret vom 20sten July 1810 hob deshalb die Landschaft in den Marken und Pommern bis auf die letzte Spur auf. Decretum ultimae necessitatis. Höheres mußte erst vollbracht werden. Der Tag der Rettung erschien. Das Unglück und die stillen Vorbereitungen nährten alle Stände, das aufgeregte Gefühl ging in einen politischen Haß über, und dieser entdeckte den Preußen seine unerschöpfliche Macht. Mit Ungestüm brachen sie zur gehörigen Zeit mit ihren Freunden hervor, der Gegendruck war mächtig, wie der Druck. Gerade wie in den schönen Tagen von Rom und Griechenland die freyen Bürger von Muth entflammt zum Schutze ihres Gemeinwesens fochten, so sehen wir das von einer unbeschränkt-herrschenden Regierung geleitete Volk die Werke eines Freyen verrichten, und siegend mit Andern zur Erlösung kämpfen; denn es erblickte im Hintergrunde wahre bürgerliche Freyheit, National-Ehre und Unabhängigkeit.

§. 4.

Nachdem das Werk vollbracht war, wurde es nun möglich, da offen und ungehindert die ordnende Hand anzulegen, wo man auf halbem Wege stehen geblieben war. Preußen besitzt bereits ein National-Heer, eine musterhafte Landesvertheidigung, und dadurch selbst wieder eine Stütze seiner künftigen Verfassung. In den Gefilden der Niederlande wurde eine rühmliche Probe bestanden und bewiesen, daß eine nationale Kriegsmacht, voll ächter Tapferkeit,

Digitized by Google

ihr Ziel eben so, als die Gefahr kennt und gegen die Rache und Ehrsucht des Feindes eine feste Brustwehr bildet. Hoffentlich ist jener Wahn auf immer verschwunden, als ob Gewöhnung zur sclavischen Unterwürfigkeit, oder etwa der Stock den Weg zum Muthe bahne, daß Strenge in langweiligen Kleinigkeiten die besten Kräfte des Gemüths aufrege. — So haben sich nun die preußischen, so wie überhaupt die deutschen Heeresabtheilungen, dem altdeutschen Vertheidigungs-System, und der Zusammensetzung der Krieger-Schaaren in den freyen Staaten des Alterthums auf eine noch vervollkommnete Weise genähert; mit einem Worte, wir besitzen wieder Landwehren. Wenn nun die Kriegsverfassung mit der Staatsverwaltung stets im gleichen Schritte vorwärts ging, beyde sich wechselseitig bedingen und schützen, im entgegengesetzten Falle ohne Nationalheere, die Freyheit leicht unterdrückt wird, so muß auch eine wahrhaft nationale Verfassung und Verwaltung beraestellt, das Alte die Bürger bevormundende System verbessert, beyde die Regierung und der energisch gebildete Stoff zur freyen Thätigkeit verschmolzen werden, der einseitige Satz, alles für, nichts durch das Volk, seine Ergänzung erhalten, da unläugbar ist, daß, wo nicht ganz, doch vorzüglich durch das Volk die Rettung geschah, und ein Nationalheer nur aus freyen Bürgern bestehen, und eine wahrhaft nationelle Verfassung nach Außen und Innen zu vertheidigen bestimmt seyn kann. —

Preußens Bemühungen zur Herstellung einer National-Repräsentation am Wiener Congreß.

§. 5.

Die Wahrheiten haben wie die Früchte ihre Jahreszeiten und Klimate. Freyheit und Weltordnung stehen höher als die gewöhnliche menschliche Regierungskunst. Durch Verordnen läßt sich nicht alles ordnen, durch Schwerd und Scepter läßt sich die öffentliche Meinung, die Tochter der Cultur, weder erreichen noch niederdrücken. Die deutschen Völker sind durch den bisherigen Entwickelungsgang majorenn geworden; diejenigen, welche noch selbst minorenn sind, mögen es läugnen. Wer jetzt herrscht, muß die Zeit und Menschen im Auge haben; dieses heißt naturgemäß handeln, was darauf gebaut ist, wird dagegen auch Dauer und Festigkeit erreichen. Die Völker verlangen aber durch Stellvertreter an den öffentlichen Angelegenheiten Antheil zu nehmen, eine deutliche Urkunde soll die wechselseitigen Pflichten und Rechte der Regierung und der Regierten darstellen, und daran sich die weitere Ausbildung sichernd anknüpfen; die begonnene Reformation soll nicht auf halbem Wege stehen bleiben, die Formen, welche die Zeit überlebt haben, und worüber bereits das Volk weggeschritten ist, nicht wieder in einer lästigen neuen Auflage erscheinen, nicht die sich stets verrechnende Politik, sondern die Volksstimme gehört werden. — Daß geschehen müsse, was aus tausend Stimmen wiederhallt, hat die preußische Regierung insbesondere frühzeitig und deutlich er-

Digitized by Google

kannt. Vor allem haben ihre Abgeordneten am Wiener Congreß gleichsam als Völker zu repräsentativen Verfassungen herausgefordert. Sie haben in Beziehung auf Deutschland gleich im Anfange der Verhandlungen erklärt, daß eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundes-Gericht und landständische durch den Bundesvertrag gesicherte Verfassungen der letzte und nothwendigste Schlußstein des deutschen Rechtsgebäudes sey. Diese Grund-Idee folgend, erklärte Preußen am 13ten Septbr. 1814 in seinem ersten Entwurf der deutschen Bundesacte, und hat wiederholt gemeinschaftlich mit Oesterreich und Hannover am 22ten Octbr. 1814, daß der Bundesvertrag die Nothwendigkeit einer landständischen Verfassung in jedem Bundesstaat festsetzen, bey er ein Minimum der ständischen Rechte bestimmen solle. In einem von Oesterreich überreichten Entwurfe der Bundesacte vom 26ten Febr. 1815 findet sich der Zusatz, daß die eingerichtete landständische Verfassung eines jeden Bundesstaates dem Bunde vorgelegen sey, und sich, wie dieses geschehen, unter dem Schutze desselben befinde, auch nicht ohne Zustimmung der Landstände, und neue Mittheilung an den Bund abgeändert und aufgehoben werden könne. Dasselbe gelte auch von allen nachher zwischen den Landesherrn und Landesständen geschlossenen Verträuen. In den Ende April's und May 1815 übergebenen Entwürfen wird hinzugefügt, die landständische Verfassung sey in jedem Bundesstaat so zu organisiren, daß alle Classen der Staatsbürger daran Antheil nehmen. Das Minimum der landständischen Rechte, welche alle deutschen Landstände unabhängig von der Verschiedenheit landständischer Verfassungen in den einzelnen Ländern haben müßten, wird von Preußen dahin bestimmt: Die Landstände haben a) das Recht der Mitberathung bey Ertheilung neuer allgemeiner, die persönlichen und Eigenthums-Rechte der Staatsbürger betreffender Gesetze; b) das Recht der Bewilligung bey Einführung neuer Steuern, oder bey Erhöhung der schon vorhandenen; c) das Recht der Beschwerdeführung über Mißbräuche oder Mängel in der Landes-Verwaltung, worauf ihnen die Regierung die nöthige Erklärung darüber nicht verweigern dürfe; d) das Recht, der Schützung und Vertretung der eingeführten Verfassung, und der durch dieselbe und den Bundesvertrag gesicherten Rechte der Einzelnen bey den Landesherren und dem Bunde.

Preußen bestand bis zum letzten Augenblick, wo die abermalige Erscheinung Bonaparte's dringend die Abschließung des deutschen Bundes forderte, und die Aufnahme des Minimums der landständischen Rechte namentlich von einigen süddeutschen Höfen so hartnäckigen Widerstand fand, darauf, daß wenigstens bestimmt würde, in jedem Bundesstaat müsse eine landständische Verfassung bestehen. Das Müssen ward freylich in ein Wird umgeändert; aber ohne kräftige Mitwirkung von Preußen mit Hannover und Oesterreich wäre wahrscheinlich der landständischen Verfassung in der Bundesacte nicht einmal gedacht worden.

Eine mißverstandene Idee von Regenten-Rechten oder Souveränität, aber hoffentlich nicht der Begriff von willkührlicher Herrschaft, wollte sich der Bestimmung der Rechte deutscher Un-

terthanen durch die Bundesacte entgegensetzen. Allein der König von Niederland hat seiner Souverainität unbeschadet die Verbindlichkeit der Herstellung einer National-Repräsentation übernommen. Die Regenten von Oesterreich, Rußland und Preußen haben ungeachtet ihrer Souverainität sich durch einen feyerlichen Vertrag verbindlich gemacht, in ihren Antheilen von Polen eine ständische Verfassung zu bilden. Verdienen etwa die deutschen Unterthanen weniger als die Pohlen und Niederländer durch die Bundesacte vertreten zu werden, als diese von dem Congresse? Auch der König von Sardinien hat sich zur Einführung einer Repräsentation in Genua verpflichtet. — Vermöge der deutschen Bundesacte wird die Errichtung einer wohlgeordneten Austrägal-Instanz zur Entscheidung der Streitigkeiten unter den Fürsten angeordnet, es ist dieses ein ewiges Kompromiß durch freywillige Vollmacht der Bundesglieder errichtet, dabey besteht aber unläugbar die Unabhängigkeit der deutschen Fürsten; oder sollte wirklich die Entsagung jeder Gewalt bey Rechtsstreitigkeiten, die Berufung auf eine selbst gewählte Gerichtsstelle, oder überhaupt eine offne Anerkennung des Rechts der Regierungs-Gewalt so verderblich seyn? Die Stifter des heiligen Bundes scheinen von andern Ansichten ausgegangen zu seyn! — Sie haben die Unveräußerlichkeit der von Gott selbst verliehenen Rechte des Volks anerkannt, dagegen stehen gewiß die Rechte der Regenten nicht minder heilig vor dem Volke da.

Vorläufige Erklärung über die landständische Verfassung in Preußen.

§. 6.

In einer Zeit, wo liberalen Anordnungen so vielfach in Worten, desto seltener aber in der That bisher gehuldigt ward, ist es nothwendig, daß bewährte Grundsätze so bald als möglich ins Leben übergehen. Daher erklärte der König von Preußen selbst von Wien aus, wo seine Abgeordneten so ruhmvoll die landständische Verfassung in den Schutz genommen hatten, am 22sten May 1815 den festen Entschluß, seinem Reiche eine ständische Verfassung zu geben. Eingedenk der Worte seines großen Ahnherrn Friedrichs II., daß die guten Könige sterben, aber die guten Gesetze (Verfassungen) bestehen, will er auch durch weise Anordnungen regieren. Er erklärte demnach: §. 1. Es soll eine Repräsentation des Volks gebildet werden. §. 2. Zu diesem Ende sind a) die Provinzialstände da, wo sie mit mehr oder minderer Wirksamkeit noch vorhanden sind, herzustellen, und dem Bedürfniß der Zeit gemäß einzurichten; b) wo gegenwärtig keine Provinzialstände sind, sind sie anzuordnen. §. 3. Aus den Provinzialständen wird die Versammlung von Landes-Repräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll. §. 4. Die Wirksamkeit der Landes-Repräsentanten erstreckt sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthums-Rechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung

Digitized by Google

betreffen. Eine aus einsichtsvollen Staats-Beamten und Eingesessenen der Provinzen bestehende Commission soll unter dem Vorsitze des Staatskanzlers sich mit der Organisation der Provinzialstände, der Landes-Repräsentation und mit Ausarbeitung einer Verfassungs-Urkunde nach den aufgestellten Grundsätzen beschäftigen.

Eine allgemeine Repräsentation des preußischen Volks, nicht getrennte landständische Versammlungen, soll also zur Einheit und Harmonie der verschiedenen Bestandtheile der Monarchie wirken. Dabey ist das Herkommen geachtet, die alten Provinzialstände sind, wo sie noch vorhanden, herzustellen; aber nicht in ihrer alten und durch die Zeit gebrechlichen Gestalt, sondern mit zweckmäßiger Verbesserung, und damit allen Provinzen ein gleiches Recht werde, so erhalten auch jene Provinzialstände, wo keine vorhanden sind. Da die Wirksamkeit einer allgemeinen Landes-Versammlung aus den verschiedenen Bedürfnissen der einzelnen Theile hervorgeht, so stehen die Provinzialstände mit den allgemeinen Landes-Repräsentanten in Verbindung, woraus sie gewählt werden. Von einer Pairs-Kammer ist aber keine Rede, denn diese schließt die freye Wahl aus. Würden nun durch eine neue Revision der Städte- und Gemeinde-Ordnung die Städte und Gemeinden mit den Provinzialständen in dieselbe Verbindung kommen, wie diese mit den allgemeinen Landständen, so könnte eine organische Verkettung aller Theile der Monarchie entstehen; die Städte- und Gemeindekorporationen werden die Schule für die Provinzial- und diese für die Reichs-Stände. In den Provinzialständen begegnen sich die Interessen, Bedürfnisse und Ansichten der einzelnen Gemeinden, um gegenseitig ausgeglichen zu werden, so wie in der Reichs-Versammlung die Angelegenheiten der einzelnen Provinzen. Die wichtigsten Zweige der Gesetzgebung, so wie die Besteuerung sind die Hauptgegenstände der Landes-Repräsentation. Wie Friedrich II. bey Entwerfung eines neuen Gesetzbuches die Erfahrung und Kenntnisse aller Gelehrten mit der Energie und Einheit eines Mannes verband, dem die Leitung des Ganzen übertragen war, welchem aber die ersten Geschäftsmänner im Fache des Rechts bey Seite standen, so steht der Staatskanzler an der Spitze der Commission, die mit Ausarbeitung einer Verfassungs-Urkunde beauftragt wird. Nur wenige, aber bedeutende Grundzüge sind angegeben, einsichtsvolle Staats-Beamte und Eingesessene der Provinzen bearbeiten das Werk. Es wird gewiß, der Kontrolle der ganzen Welt unterworfen, nach und nach seine Ergänzung und den möglichsten Grad von Vollkommenheit erhalten. —

§. 7.

Das königliche Wort, am 22sten May 1815 gesprochen, erhielt bey der Besitznahme des schwedischen Herzogthums Pommern und der Insel Rügen eine neue Bestätigung, obwohl es keiner mehr bedurfte. In dem Besitznahme-Patent vom 9ten Sept. 1815 heißt es unter andern: „Die ständische Verfassung werden wir erhalten, und sie an die allgemeine Verfassung anschließen, welche wir unsern

gesammten Staaten zu gewähren, beabsichtigen." Dann: „Was wir fernerhin in den Gesetzen und Formen zu ändern beschließen, wird nur durch die Rücksicht auf die Wohlfahrt des ganzen Landes und der Einwohner aller Classen begründet, auch sorgfältig mit Eingebornen, der Landes-Verfassung kundigen und patriotisch gesinnten Männern berathen werden." Aehnliche Erklärungen finden sich in den Besitzergreifungs-Patenten des Großherzogthums Sachsen und der Provinzen dieß- und jenseits des Rheins. In dem Patent vom 15. July 1816 wird den Bewohnern des Herzogthums Westphalen ausdrücklich wiederholt, daß gleichmäßig den übrigen Provinzen eine landständische Verfassung werde eingeführt werden. Den an Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt abgetretenen ehemaligen preußischen Unterthanen sind ausdrücklich jene Rechte vorbehalten worden, welche sie noch erlangt haben würden, wenn sie preußische Unterthanen geblieben wären. Eben so sind die Rechte und Privilegien der Ostfriesen bey der Abtretung an Hannover ausdrücklich vorbehalten worden. Schon beym Wiener Congreß hat sich Preußen zur Einführung des Repräsentativ-Systems in dem gebliebenen Antheil an Polen verbindlich gemacht.

Allgemeine Bemerkungen.

§. 8.

Preußen wird also ohne Zweifel eine repräsentative Verfassung erhalten. Es ist bekannt, daß unser Zeitalter, und namentlich auch der preußische Staat durch mancherley Erfahrungen herangereift ist, und daß passende Staatseinrichtungen den Bedürfnissen begegnen müssen. Des Königs Wort ist ergangen, und es wird erfüllt werden. Die gleich darauf erfolgten Begebenheiten in Frankreich, Gebiets-Veränderungen nach allen Seiten, der Blick auf die auswärtigen Angelegenheiten, verschoben zum Theil die Ausführung. Die Ungeduld der Menschen, die bisher so oft getäuschten Hoffnungen, das aufgeregte Gefühl sind dagegen im schroffen Widerspruche mit der langsamen Ausführung des nöthigen Werks. Der gewohnte Anblick rascher und entscheidender Kriegsereignisse, welche in solcher Schnelle und Menge auf einander folgten, bewirkte, daß auch viele in dem Gange der Staatsverfassung und der politischen Reformation das nämliche Fortschreiten erwarteten.

Werfen wir aber nur einigen Blick auf die Natur und die Schwierigkeiten des Verfassungs-Werks in Preußen, und wir werden finden, daß hier, so wie überhaupt in Deutschland, nicht etwa Furcht vor Ueberspannung, nicht das Treiben einer aristokratischen Parthey, nicht Mangel an gutem Willen von Seite jener, welche durch die neue Ordnung der Dinge von ihrer bisherigen Größe herabzustürzen drohen, sondern Rücksichten und Schwierigkeiten anderer Art vorzüglich im Wege standen.

Preußen ist aus einer mehr isolirten Stellung in eine ausgedehnte Verbindung und Berührung mit allen deutschen und europäischen Staaten getreten, die verschiedenartigsten Gebietstheile

Digitized by Google

ohne gegründeten Zusammenhang muß es in die organische Staatsbildung aufnehmen. Blos durch Steigerung geistiger Kräfte kann es den Mangel des physischen Zusammenhangs ersetzen und eine geistige Kette bilden. Es muß das Herz der Neu-Regierten dem Regenten zulenken, nachdem Manches vielleicht geschehen ist, um es abzulenken. Es muß daher sein Land nach allen Beziehungen zum Theil erst kennen lernen; was bey andern Regierungen wenigstens vorausgesetzt wird. Aber wie vielgliedrig ist der preußische Staat! aufgelöst sind viele Elemente, Trümmer der alten Verfassung liegen umher, eine neue Schöpfung ist nothwendig, verschieden ist die Verfassung und abweichend sind die Bedürfnisse, z. B. von Schwedisch-Pommern und der Lausitz, von Sachsen und Polen. In Sachsen und Preußen verdient der Adel noch eine besondere Rücksicht, wiewohl er auch hier viele Vorrechte aufgegeben, und sich mit dem dritten Stande vermischt hat. In den rheinischen Provinzen giebt kein Besitz persönliche Vorrechte, noch nimmt er sie, kein Bauernstand existirt als Stand. Alle Feudal- und grundherrliche Rechte sind aufgelöst. Alte Formen und Einrichtungen sind im Sturme der Revolution untergegangen. In den Ländern zwischen der Weser und dem Rhein herrscht Mißtrauen gegen den Adel, selbst durch die französische Herrschaft haben die Bauern eine andere, als die bisher gewohnte Idee von ihren staatsbürgerlichen Verhältnissen erhalten. Was an einem Orte Wohlthat ist, erscheint nicht so in einer andern Provinz. Oft einander nahe liegende Provinzen haben entgegengesetzte Bedürfnisse. Jülich und Cleve erzeugen Getreide über ihren Bedarf. Berg wird als das deutsche England angesehen, hier werden alle Zweige der Gewerbthätigkeit geübt — wie verschieden sind aber die Bedürfnisse jener, welche Natur- und anderer, welche Kunst-Produkte erzeugen. Im Ganzen sind die Rheinländer und Berg über ihre Produktion bevölkert, nicht so Preußen, am wenigsten Polen. Der bisherige Absatz nach dem Niederland und Frankreich ist gesperrt, man wünscht dagegen Sperrung des englischen Handels, weil nirgendswo die natürliche Freyheit hergestellt ist, und nur jene Stoffe frey aus England zu erhalten, welche zum Vortheil der Fabriken gereichen, wie z. B. Baumwollengarn. Die Rheinprovinzen sind überhaupt an Sitte, Gewohnheit, Stamm-Charakter ganz verschieden von den nördlichen. Ein regeres Leben ist dort sichtbar, eine allgemeinere Aufklärung und Verbreitung von Begriffen, durch das Daseyn so vieler Städte nicht zu verkennen. Im Norden giebt es weniger Städte, die Bevölkerung wohnt meistens auf dem Lande, und der Ackerbau ist vorzügliche Quelle des Wohlstandes. Hier giebt es große Landgüter, dort am Rhein ist das Grundeigenthum vielfach vertheilt. Es ist daher unmöglich alles auf maschinenmäßige Art zu generalisiren. Die Local-Eigenheiten müssen geschont und gehoben werden. Wie allenthalben, so muß sich das allgemeine Bedürfniß aus den besondern Umständen und Lagen herausbilden. Es ist aber deswegen nicht nothwendig, eine neue Verfassung etwa aus allen möglichen von Neufchatel bis Königsberg zusammen zu setzen. Eine fremde läßt sich eben so wenig vortheilhaft nachahmen, noch

Digitized by Google

weniger wird es zweckdienlich seyn, etwa von Berlin aus und von dem Standpunkte der Marken und des alten Preußens eine Verfassung zu diktiren. Dies hat die Regierung gleich Anfangs erkannt; denn, wie bemerkt, außer den Reichsständen will sie auch Provinzialstände, oder erstere sollen aus den zweyten hervorgehen: werden nun wirklich einmal die bereits errichteten Provinzial-Regierungen durch vorurtheilsfreye und uneigennützige Berathung der Landräthe unterstützt, so wird das Vertrauen geweckt, die Behörden sind im Stande, mit Rücksicht der Localitäten als Regierung aufzutreten. Viele Untugenden durch den Franzosen-Geist eingeschwärzt, müssen dann nach und nach verschwinden. Nicht Formen, sondern ein reges vielseitiges Leben wird dadurch geweckt, ein verwickelter und langsamer Geschäftsgang bekömmt durch die Klarheit, womit die Verhältnisse durchschaut werden, eine einfachere Richtung. Die Hauptregierung wird von unten herauf unterstützt, und den allgemeinen Landständen vorgearbeitet. Man organisire daher nur einmal nach dem einfachsten Leitfaden die Provinzialstände, vieles wird sich von selbst ergeben. Denn es ist ein Vorurtheil, und heißt die Schwierigkeiten vermehren, wenn man annimmt, daß eine höchst vollkommene und für Jahrhunderte berechnete Verfassung zu den Aufgaben unserer Zeit gehöre, man hat nur jene Bedürfnisse zu berücksichtigen, für welche unsere Zeit reif ist, man bedarf nur einfacher Grundzüge, woran sich der Gang der Staats-Verwaltung fortbildet. Vieles überlasse man der Zeit und dem guten Takt der Völker. Die Natur- und Staaten-Geschichte lehrt uns auch, daß die größten Dinge aus kleinen Anfängen entstehen, oder groß gezogen worden sind, man mag die Entstehung der Korallen-Inseln im Schooße des Weltmeeres, den Ursprung der nachher die Welt beherrschenden Roma, des Christenthums, der Befreyung der Schweiz, der Niederlande betrachten — überall gehen aus den leisesten Anfängen die wichtigsten Erscheinungen hervor. — Die heilende Kunst muß besonders auch die Gegenwart deutlich erkennen, um passende Heilmittel noch zur gehörigen Zeit anzuordnen — so auch die Staatskunst. Ein zu langes Zaudern, zu große Aengstlichkeit, ja das Rechte zu treffen, Furcht vor allerhand Schwierigkeiten benimmt Zutrauen, und macht oft die günstigsten Augenblicke unbenutzt verschwinden. Wenn bey den Verhandlungen des westphälischen Friedens der Einfluß und das System Frankreichs und Schwedens, Deutschland zu schwächen, ferner Religions-Haß, dem Abschluß des Friedens entgegen waren, und damals so viele auswärtige und einheimische Interessen und mächtige Intriguen noch feindselig gegenüber standen, so können nun die unabhängigen Fürsten Deutschlands ungehindert sich der politischen Verbesserung hingeben, sie finden Bereitwilligkeit von Seiten der Regierten, keine Ansprüche und Störungen von Außen stehen im Wege. Die Uebespannung, wenn sie vorhanden war, hat nachgelassen, das Verfassungswerk selbst ist bey der eigentlich regierenden Anzahl des Volks durchgearbeitet und vorbereitet. Alles sehnt sich darnach, aus einem provisorischen Zustande in einen festen zu treten. — Ein unabhängiger Staatsgeist, entfernt

Digitized by Google

von den Willensgebrechen und Thätigkeitsmangel, zeichnete die preußische Regierung von jeher aus, sie hat im Fache der Finanz-Kunst durch Herstellung des Staats-Credits in unsern Tagen Wunder gewirkt, weder der Hof noch die Minister brauchen Vorwürfe von der sonst so gefürchteten Landes-Versammlung zu besorgen; es müssen daher auch die untern Staatsdiener verstummen, und lernen ihr Amt zeitgemäß zu führen, oder vom Schauplatze abtreten; den gerechten Ansprüchen des Adels kann gehuldigt werden, allein der größte Theil der freyen Bürger setzt sich mit der Regierung gegen unzeitige Anforderungen, wenn von daher sich je eine gegenwirkende Kraft erheben sollte. Zeigt man Vertrauen und keine kleinliche Ideen und Formen, so erscheinen die Stände unmöglich als Opposition, obwohl diese selbst in der Stände-Versammlung das Leben nährt und reife Beschlüsse erzeugt. Schreitet daher Preußen zu einer Communal- und Städte-Verfassung mit repräsentativen Formen, treten diese Gemeinheiten mit den Provinzial-Ständen und Provinzialregierungen in offene Verbindung, bringen diese die Bedürfnisse der besondern Theile zur Untersuchung der Reichsstände und des Mittelpunkts der Regierung, so werden sich die heilsamsten Folgen zeigen; aber die Völker müssen irgend einen Anfang zur Repräsentation in einigen liberalen Grund-Ideen sehen, und der größte Theil wird mit Billigkeit und freudigem Muth die volle Entwicklung abwarten. Nichts wäre indeß mehr geeignet, selbst durch die Organisation der Repräsentation ein neues Mißtrauen in Preußen zu erwecken, als wenn man durch Bildung von 2 Kammern einen Theil der National-Repräsentation ausschlüssig in die Hände des Adels geben würde, welcher als Gutsbesitzer und gebildeter Stand zur Volks-Vertretung berufen, Mittel genug hat, seine Rechte zu vertheidigen. Die Rheinländer würden darin einen Rückfall ins alte Feudalwesen erblicken, mit Neid könnte der dritte Stand, durch dessen Anstrengung das Vaterland vorzüglich gerettet worden ist, darauf hinsehen. Wenn nach der erwähnten königlichen Verordnung die allgemeinen Landstände aus den Provinzialständen gewählt werden, so mag auch dieses der Fall seyn, wenn man für gut hält, aus der eigentlich einzigen Volks-Vertretung zu größerer Reife der Beschlüsse, 2 Kammern zu bilden, die freye Wahl bestimme wenigstens die Mitglieder des Oberhauses; aber alle Provinzen haben nach Verhältniß ihrer Bevölkerung und Wichtigkeit auch ein Recht, darein vertreten zu werden. Denn nicht einzelne Stände, sondern das Interesse aller Staatsbürger muß Staat und Verfassung aufrecht erhalten, aller künstlichen Abtheilung und Rücksichten ungeachtet, bleibt er ein zerrissener Körper, wenn die moralischen Kräfte eines ganzen Volks ihm nicht zu gut kommen, die physischen stehen nur alsdann erst der Regierung im vollsten Sinne zum Gebot, wenn sie über alle Classen von Unterthanen mit gleich freysinnigem Geiste herrscht. Ein anderer Umstand würde noch viel nachtheiliger wirken: wenn die Regierung auf eine allzu große Beschränkung der Landstände denken würde. Allein wenn wir erwägen, was Preussen bereits am Wiener Congreß als Minimum der landständischen

Rechte eingeräumt wünscht, so muß auch hier jede Besorgniß verschwinden. Landstände können unmöglich mehr als Figuranten, oder als unterthänige Räthe auftreten, dies würde in unserer Zeit selbst die Regierung gehässig machen, und so viel heißen, als alle, selbst unvermeidliche Uebel ihr zuschreiben wollen. Es ist eine in der Natur des Menschen gegründete Wahrheit, daß derjenige, welcher vertrauungsvoll und offen einer Versammlung ohne kasuistischen Vorbehalt entgegen kömmt, die scheinbar aufgeopferte Gewalt im vergrößerten Maaßstab zurück erhält und wem könnte auch ein Volk seine bürgerliche Freyheit besser anvertrauen, als einem Regenten, der dasjenige seinem Volke zu überlassen sich freywillig zeigt, was Andere als einen wesentlichen Theil der Herrschergewalt ansehen und noch zu vermehren streben? Wir schließen mit der Bemerkung, daß der Zuwachs an innerer Kraft, an Zusammenhang unberechenbar, und der Einfluß auf Deutschland und alle Nachbarstaaten entscheidend seyn wird, wenn es Preußen nach und nach gelungen seyn wird, der parlamentarischen Regierungs-Form und der damit verbundenen Publicität die größtmöglichste Wirksamkeit und den nöthigen Umfang zu geben — eine Erscheinung, welcher wir Ursache haben, in der kürzesten Zeit entgegen zu sehen, und wozu, wie bemerkt, ein in so mancherley Schulen gebildetes und herangereiftes Volk vielfach vorbereitet ist. —

Unter dem Titel:

Des trois derniers mois de l'Amérique meridionale et du Brésil, Paris 1817,

hat uns der bekannte politische Schriftsteller M. de Pradt in einer erst vor einigen Wochen erschienenen Broschüre ein höchst interessantes und wahres Gemälde von dem politischen Stande Südamerika's, vorzüglich aber Brasiliens, geliefert, ein Gemälde, welches jeden denkenden Beobachter ansprechen wird, dem die wichtigen Vorgänge in jenem Welttheile nicht fremd sind, und der scharfsinnig genug ist, die Folgen ermessen zu können, welche diese Ereignisse herbey führen können.

Die Hauptbegebenheiten, welchen der Verfasser seine vorzüglichste Aufmerksamkeit schenkt, und die er mit seiner politischen Leuchte erhellt, sind folgende:

1) Der Streit des Brasilischen Hofes mit Spanien, bey Gelegenheit der Besetzung von Monte-Video.
2) Die Unabhängigkeitserklärung von Fernambuck.
3) Die Unruhen in Portugall selbst.
4) Die Niederlage und der Tod des General Morillo, die Erneuerung der Feindseligkeit auf Terrafirma, und endlich
5) Der Sieg von Buenos-Ayres, nebst seinen Folgen.

„Nie," beginnt der Verfasser seine politischen Betrachtungen, „kann sich wohl ein Fürst in einer schwierigeren Lage befunden haben, als der Regent von Portugall, zu der Zeit, da Feinde seine Erblande überschwemmten. Sollte er in Lissabon bleiben; sollte er es für eine ehrenvolle Gefangenschaft wagen,

Digitized by Google

das schöne Brasilien auf immer zu verlieren? — auf eine oder die andere Art konnte oder mußte das letztere geschehen, entweder durch eine Unabhängigkeitserklärung der Brasilianer selbst, oder durch eine Landesbesitznahme der Engländer, welche zu versuchen in einem solchen Falle diese gewiß nicht unterlassen haben würden. Der Prinz Regent wählte die sicherste Parthie, d. i., er verließ seine Hauptstadt und schiffte sich nach Brasilien ein."

„Der Augenblick," äußert sich hier Hr. de Pradt, beynahe zu poetisch für einen politischen Schriftsteller, „der Augenblick, in welchem der Prinz an Bord stieg, um sich nach Brasilien zu begeben, war die Loosung neuer und großer Ereignisse für die Welt."

„Im Jahre 1814, nachdem Napoleons erster Sturz erfolgt war," fährt der Verfasser zu erzählen fort, „erwartete man des Prinz Regenten von Portugall Rückkehr aus Brasilien, allein sie erfolgte nicht. Hr. de Pradt läßt den wichtigen Gründen, welche den Prinzen damals bestimmten, in seinen südamerikanischen Besitzungen zu bleiben, volle Gerechtigkeit wiederfahren, tadelt aber dessen spätere Handlungsweise und vorzüglich das Unternehmen gegen Monte-Video bitter, weil der Prinz, nach des Verfassers Meinung, durch eine Expedition dieser Art seine Länder nicht nur Angriffen von Seiten der Spanier bloß stellte, sondern auch seine Streitkräfte zertheilte und verringerte, da die Besetzung der neuen Besitzungen, und der vorauszusehende Widerstand des Platzes Buenos-Ayres dieselben erforderten."

„Wenn man frägt," raisonnirt Hr. de Pradt weiter, „auf welche Art der Prinz bey dem stattgefundenen Verhältnisse seine Handlungsweise hätte einrichten sollen, so darf man, um gründlich zu antworten, nur sagen: er hätte alles thun müssen, was er unterlassen hatte, und alles unterlassen, was er gethan hat."

„Eine höhere Macht schien Brasiliens Beherrscher schnell genug für die Fehler züchtigen zu wollen, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen; denn während der Regent im Begriff war, in die spanischen Besitzungen, welche im Süden an sein Reich grenzten, einzufallen, fielen im Norden die ältern Unterthanen von ihm ab. Während der Prinz Monte-Video für sein Eigenthum erklärte, verkündete Fernambuk kühn und öffentlich, daß es frey, und nicht länger von seinem bisherigen Beherrscher abhängen wolle."

„Von den in Lissabon ausgebrochenen Unruhen," sagt de Pradt, „der Keim, welcher dieser Revolution ihr Daseyn gab, blieb nicht verborgen, die Unzufriedenheit der Portugiesen bezweckte keineswegs, in Zukunft keinen König mehr haben zu wollen, sondern gerade, weil sie ihren Herrscher nicht in ihrer Mitte sahen, fingen sie an zu murren. Daß die Verlegung der Residenz von Lissabon nach Rio-Janeiro von Seiten der Könige von Portugall dem Mutterlande nicht gleichgültig seyn kann, und daß dadurch demselben viele und bedeutende Vortheile entgehen, dieses liegt am Tage und bedarf keines weitern Beweises."

Digitized by Google

„Die Niederlage und der Tod Morillos, die Ereignisse auf Terra-Firma und bey Buenos-Ayres sind dem gebildeten Leser durch die öffentlichen Blätter noch in zu frischem Andenken, als daß ihre Wiederholung sehr reizen könnte, doch lieferte uns Hr. de Pradt bey Gelegenheit der Erzählung dieser bekannten Begebenheiten höchst interessante statistische und geographische Notizen von Terra-Firma, Buenos-Ayres, Chili und Perú."

Morillo's Individualität wird nur flüchtig berührt, doch läßt Hr. de Pradt den militärischen Talenten und dem Muthe dieses Generals volle Gerechtigkeit wiederfahren, indeß er dem politischen Blicke dieses Heerführers eben keine Lobrede hält.

Kein Leser wird Hrn. de Pradt's derniers mois de l'Amerique etc. aus den Händen legen, ohne einigermaßen befriediget zu seyn, nur hätten wir gewünscht, in dieser allerdings im Ganzen sehr interessanten Schrift weniger Reminiscenzen aus einem frühern Werke des Verfassers: des Colonies finden zu müssen.

Flugschriften.

Ueber Kirche und Staat, vom Freyherrn v. Droste, Domkapitular in Münster.

Der Verfasser sagt über den Zweck seines Buches in der Vorrede:

„Da ich von manchen Grundsätzen, Ideen und Vorschlägen völlig abweiche, welche den in den Zeitschriften und Zeitungsartikeln als helldenkend und hocherleuchtet gepriesenen Männern eigen sind, so werden mir die Namen eines Obscuranten, eines Mystikers, vielleicht auch wohl eines Curialisten zu Theil werden. Ich kann das gerne ertragen, weil ich zwar nichts Neues, aber Wahres zu sagen hoffe, und die tröstliche Ueberzeugung habe, daß der Wahrheit, bescheiden vorgetragen, ihr Segen nicht ausbleibe; daß nur an ihrer Hand Heil und Frieden zu finden seyen."

Das Ganze ist dann darauf gerichtet, die Nothwendigkeit der Selbstständigkeit der Kirche und ihre Unabhängigkeit vom Staate zu zeigen, da ihre Tendenz auf das Innere im Menschen, die des Staats auf sein Aeußeres gerichtet sey, nur in Fällen wird eine Gemeinschaft statuirt, bey der Ehe, Schule und milden Stiftungen.

Die freyen Städte im heiligen Bunde.

Es sind hierin alle nur möglichen Jakobinischen Wünsche als nothwendige Folgen aus dem heiligen Bunde aufgestellt.

Pudenda.

Eine oft recht treffende Satyre auf den Magnetismus. Wenn auch ohne Frage etwas an den Magnetismus ist, so wird er doch leider von Phantasten und Betrügern genug gemißbraucht werden; für diese können die Pudenda als Abkühlung sehr dienlich seyn.

Digitized by Google

Der Jesuitenfeind

kann als ein neuer Versuch gelten von jesuitischer Dialektik und beweisen, daß diese Wissenschaft von ihnen noch gehandhabt wird. Diese Schrift hat es vorzüglich mit der gründlichen Beweisführung zu thun,

daß die Monita secreta und Morelli amores erdichtet wären.

Betrachtungen über die verschiedenen Formen der bewaffneten Macht.

Der scharfsinnige und witzige Verf. versucht den Kopfbrand unsrer phantasirenden Zeitungsschreiber, Zeitgeistkrämer und pontifirenden Narren aller Art zu löschen, die den Staat durch einen volksthümlichen Landsturm ganz allein ohne stehendes oder vielmehr geübtes Heer vertheidigen wollen, indem sie, wie der Verf. meint, wenn es zur That kommt, schnell sich Uniform anlegen, den Bart wachsen lassen, sich mit einem Schwert umgürten, um als Freywillige eiligst zum schreibenden Hauptquartier zu eilen, oder zur Kriegspolizey überzugehen, nebenher auch Hühner- und Gänseställe zu befehden.

Herr Benzenberg (der muß es doch wissen, war ja im Gefolge und bey Tische des Gr. Gneisenaus) meint zwar:

„das breite Römerschwert und die mazedonische Phalanx würden ungeachtet des Feuergewehrs die Welt heute eben so wie vor 2000 Jahren besiegen.“ Das ist aber ein Satz, welcher des Beweises ausnehmend bedarf, um nur einigen Glauben zu verdienen; denn die beyden einzelnen Fälle, wo Infanterie durch den Angriff mit dem Degen (die Schotten 1745 bey Prestonpans und die Türken 1796 bey Chotzim) beträchtliche Vortheile erfocht, können als wahrhafte Ausnahmen von einer bewährten Regel wenig beweisen. Er nennt ferner die Armeen unsrer Tage wesentlich verschlechtert gegen die des Alterthums, weil unsere Schlachten verloren sind, ehe eine Niederlage in dem damaligen Sinne Statt findet; aber ist denn der Soldat darum schlechter, weil seine Thätigkeit nicht mehr durch die dreinschlagende Faust, sondern durch Grundsätze der Wissenschaft und Kunst bedingt wird; gehört mehr Muth, d. i. moralische Kraft, dazu, auf einen loszugehen, der mich tödtet, wenn ihn mein Schwert nicht trifft, oder im Kugelregen vielleicht Stunden lang ruhig auszuharren? Freylich läugnet er die große Wirkung der Feuerwaffen in dem Grade, daß er die Kanonen mehr als „furchtmachende, denn tödtende Maschinen“ betrachtet; dagegen läßt sich nichts als der Wunsch erwiedern, daß es ihm gefallen möge, das ganze Capitel, dessen Inhalt ihn stärken wird, im Strich einer gutbedienten Batterie ambulirend, laut und ohne einigen Anstoß abzulesen.“

Der Verfass. zeigt sodann aus der neuesten Kriegsgeschichte, daß die Linie stets den Kern der bewaffneten Macht bildet, denen östreichische, russische, preußische, spanische Landwehren sich nur

Digitized by Google

mehr oder weniger genähert und in so fern besser oder schlechter gewesen wären, und nennt die ganze bewaffnete Macht die vorzüglichste, welche die höchste Ausbildung und Schlagfertigkeit des Kriegers mit der mindestmöglichen Belästigung des Landes vereinigt. Ihm ist die Begeisterung einer Armee sehr viel werth, auf ihrer Disciplin aber könne man sicherer fußen. (Er scheint nicht zu den Herren zu gehören, welche die Armeen in Frankreich mit volksthümlicher Rache zu beseelen trachten, wohinter sie ihre eigene Habsucht zu verbergen hofften).

Daß der Verf. recht hat, wie er aber vor dem weimarschen Olymp der dreyeinigen heidnischen Gottheit bestehen wird, mag er zusehen, außerdem wird der Zeitgeist ihn derb ins Gesicht schlagen und auf unsern Turnplatz zerren, wo von Disciplin gar keine Rede ist.

Tagebuch der Belagerungen in Spanien von $\frac{1811}{1812}$, vom englischen Obrist-Lieutenant Jones.

Ein für Sachverständige interessantes Werk, das dem Layen auch in so fern etwas auffallen muß, da daraus hervorzugehen scheint, daß der große Feldherr Wellington kein eben so großer Ingenieur ist, da er Badajoz von der unrechten Seite angreifen läßt.

Ansichten über die Kriegsführung im Geiste der Zeit nach dem Französischen des Rogniat und nach Vorlesungen, welche im Winter 1816 — 1817 den Offizieren des Generalstabes in Berlin gehalten worden sind; bearbeitet von C. Decker, Major im Königl. Preuß. Generalstabe.

Neue Ideen scheint dies Werk nicht zu enthalten, sondern vielmehr eine Theorie, wie sie aus den Erfahrungen der neuesten Kriege geschöpft ist. Mißfällig wird bemerkt, daß der Verfasser nach Art anderer neuerer Schriftsteller über den Krieg an den Schriften des berühmten Bülow mancherley zu tadeln hat. So wird von excentrischen Rückzügen, welche dieser Schriftsteller vorgeschlagen, unter andern gesagt, daß sie deshalb unzweckmäßig wären, weil der Feldherr nicht im Stande wäre, das Ganze zu übersehen und zu leiten. Demohngeachtet hat doch die neueste Kriegsgeschichte diese Lehre als gut bestätigt, sonst würde nach der Schlacht von Waterloo keine Armee der Loire mehr existirt haben, welche ohne zu schlagen auf den Frieden von Paris einen großen Einfluß hatte, wie bekannt ist.

Preußen in den Jahren der Leiden und der Erhebung.

Eine aus den vorhandenen Geschichtsmaterialien verfaßte, sehr lesbare Zusammenstellung der Thatsachen unter der Regie-

Digitized by Google

rung Friedrich Wilhelm des 3ten, welche die Staats-Geschichte dieses Zeitraums ausmachen.

Dies Buch theilt den Mangel mit allem ihm ähnlichen, daß es bey Lebzeiten des Monarchen geschrieben ist, von dem es handelt, und daß, wenn man auch die Erfolge als richtig und wahr angegeben, erkennen muß, es doch mit den Ursachen nicht so steht. Manche derselben bedeckt noch ein Schleyer, und andere darf man nicht sagen, um nicht persönlich zu werden.

Kriegsgeschichtliche Monographieen seit 1792.

Diese reine Compilation enthält durchaus nichts Neues aus den Quellen, sondern ist aus den Zeitungsberichten und Bülletins oder aus andern Monatsschriften ausgeschrieben, wie die Darstellung des Uebergangs der Berezina.

Merkwürdig ist nur der Bericht des Gefechts bey Kobrye, da er von einem Augenzeugen und Sachkenner berührt.

Von der Schlacht bey Lützen ist durchaus nichts Neues, am allerwenigsten von dem verspäteten Angriff der Alliirten und dem Feststehen des Corps von Milradowiz, etwas gesagt, wodurch die Schlacht nachtheilig entschieden wurde.

Was zur Vertheidigung der Alliirten, wegen der Vorgänge am 15ten Juny 1815 in Belgien, gesagt wird: daß der kolossale Halbzirkel, der Frankreich umfassen solle, noch nicht vollendet, hält nicht Stich.

Staatswirthschaftslehre ꝛc. von Schmalz.

Der erste Theil enthält die Grundsätze, der zweyte die Anwendung. Jene sind rein physiocratisch.

Der Verf. giebt die 3 Systeme, das Mercantil-System nach Colbert, das Industrie-System nach Smidt, das physiocratische nach Quesnai durch, sagt, die Tendenz des ersten wären Geld, des zweyten Arbeitserzeugnisse, des dritten Landrente.

Geld könne nicht das letzte Ziel des Nationalreichthums seyn, denn es mache nur unter vielen rohen Naturerzeugnissen eines aus, alles andere an ihm sey idealischer Natur, das 2te verfehle den Zweck, da Arbeit nur erzeuge, was verzehrt werde und keinen Ueberschuß hervorbringe, das 3te sey das einzige wahre, weil die Landrente ganz allein einen reinen Ertrag gewähre. Auf diese falsche Theorie ist nun die Anwendung gebaut, und unter andern behauptet: der Grundeigenthümer müßte alle Staatsabgaben allein tragen.

Falsch ist die Theorie, weil Geld als Tendenz des Nationalreichthums im Mercantil-System nicht blos als Naturerzeugniß, sondern als Unterpfand aller Gegenstände betrachtet wird, die einen Tauschwerth haben. Es stellt daher alle Gegenstände des Naturreichs und der Arbeit vor, die in das Gebiet der Sachen gehören, und in so fern ein Staat mit dem andern Handel treibt über diese Gegenstände, und einer oder der andere hat ein Guthaben, so wird dieses mit Gelde ausgeglichen; dies Guthaben ist

Digitized by Google

Tendenz des Colbertischen Systems. Daß Arbeit niemals einen Ueberschuß des Verzehrens gewähre, ist unwahr, dieß ist im Einzelnen und im Allgemeinen der Fall. Im Einzelnen wird der Maler David am besten nachweisen können, wie groß sein Erwerb und wie unbedeutend das rohe Erzeugniß dabey ist; im allgemeinen müssen wohl Englands Machtmittel, die es durch Industrie und Handel gewann, seine Landrente weit übertreffen.

Nemesis 10ter Bd. 2tes St.

Unter der Aufschrift: Censure de Berlin, werden die Briefe mitgetheilt, welche der Ritter Liagno, Königl. Bibliothekar, mit dem Geh. Staatsrath Renfeer über den Abdruck eines Manuscripts gewechselt haben, welches gegen Hrn. Chateaubriand gerichtet gewesen, dessen Bekanntmachung Herr Renfeer nicht gewünscht, jedoch die Ertheilung des Druckerlaubes dem Staatskanzler unterworfen hat.

Nachdem Hr. Liagno hierüber an den König eine Vorstellung eingereicht, der sie dem Staatskanzler remittirt, hat dieser nichts gegen den Druck eingewendet.

Dann folgen Angriffe gegen die Freymüthigen Blätter, die ich, was mich anbelangt, verachte, nur was die Aufschrift des ersten Aufsatzes betrifft,

„Wider die Versorgung der Landwehrmänner,"

bemerke:

daß die Auszüge aus der Reisebeschreibung der Frfr. v. d. Reck nebst Bemerkungen eingesandt, und nicht von mir verfaßt sind.

Im übrigen dürfte das Kriegsministerium den Inhalt berücksichtigen.

Unter der Aufschrift:

Was soll nun in Würtemberg werden?

giebt der Verfasser zu erkennen, daß er selbst nicht recht weiß, wie diese Frage zu lösen, denn vom Könige soll die Verfassung nicht octroyirt, sondern mit dem Volke darüber Vertrag geschlossen werden, damit ein Recht hervortrete. Ein Recht ohne Richter!!!

Journale für Deutschland. 10tes Heft.

Ganz vorzüglich und werth den Gibbonschen Beobachtungen über die Römer an die Seite gestellt zu werden, sind die fortgesetzten Untersuchungen über diesen Gegenstand im vorliegenden Heft. Es wäre zu wünschen, der Verf. ließe sie in einem Bande zusammendrucken.

Die Briefe aus Rom behandeln drey wichtige Gegenstände: Verfassungen, heiliges Bündniß und Bibelgesellschaften aus zwey verschiedenen Gesichtspunkten, indem sie einen Carbonari und einen Jesuiten darüber urtheilen lassen.

Digitized by Google

Der Aufsatz über Kornhandelsfreyheit scheint von einem wissenschaftlich gebildeten preußischen Staatsdiener verfaßt zu seyn, der, indem er den jetzt in Untersuchung stehenden Lieferungscontrakt des Hrn. Kreisingerodt mit der Regierung tadelt, zugleich alles von der Getreidehandelsfreyheit erwartet, welche durch Einmischung der Regierung durch Magazine und Ankäufe gehindert würde. Nur im Preußischen soll der Militärbedarf durch Magazine gedeckt, im allgemeinen aber den armen Nothleidenden durch Geld-Verdienst im Tagelohn geholfen werden.

Wir können diese Grundsätze nicht in praxi als richtig anerkennen, da ein Staat nicht die Kornhandelsfreyheit proclamiren kann, wenn sie es nicht alle thun, oder wenn ein so reicher Staat, wie England, mit auf den Markt tritt, wo das Verhältniß der Sachen zum baaren Gelde in einem solchen verschiedenen Verhältniß wie bey uns stehen, oder wo 3 Thlr. so viel sind, wie bey uns 1 Thlr. Wenn nämlich England mit Preußen in den russischen Häfen zugleich aus gleichem Bedürfniß Getreide einkaufen will, und 3 Thlr. bietet, wo wir nur Einen besitzen, so müssen bey uns die armen Leute verhungern. Keine Geldspenden, keine Regierungsankäufe können helfen, wohl aber Kirchspielsmagazine, von denen Hülfsvereine nur eine Nachahmung im Kleinen sind, und daß der Staat sein Domainenzinsgutgetreide aufhebe und nicht verschleudere.

Isis. 10tes Heft.

Der Umschlag enthält 1) den geschlossenen Tauschverein der berühmtesten Universitäten über ihre Geistesprodukte an Lectionsverzeichnissen, Dissertationen und Programmen, die andern aber, welche Geld kosten, bleiben Gegenstand der baaren Zahlung (ist auch nicht viel). 2) Ein Lob und Tadel aus Hormayers Munde über die Geschichtschreiber des Tyroler Kriegs, jenes für Fürsten, dies für Bartholdi (audiatur et altera pars). 3) Eine Herausforderung Ockens an den Magistrat zu Frankfurt wegen Auslieferung Massenbachs (die Genueser haben ein dauerhaftes Denkmal an ihm, am Landgrafenberge, von der Auslieferung, die v. J. in Weimar geschah, schweigen sie).

Der Aufsatz:

Die Universität in den preußischen Rheinprovinzen,

der schon früher angedeutet worden, ist von dem Ministerio des Innern zu beherzigen. Er enthält die bitterste Satyre auf den Vorschlag, die Universität in ihren 4 Facultäten 3 nach Neuwied, Düsseldorf und Cleve, die philosophische aber auszusetzen.

Ferner ist ein Auszug des Berichts vom Zauber-Sabbath auf den Brocken eingeschaltet, der schon bekannt ist, und einige Invectiven für irgend einen ungenannten Pfarrherrn, der irgendwo von dem Herausgeber bey einem Gastmahle gesagt hat:

„Er sey ein frecher, kaum hinter den Ohren trocken gewordener Bube ꝛc.“

Dafür wird denn von einem geheimen Polizey-Beamten der Isis eine Geschichte von diesem Pfarrer berichtet, wie er für eine Heirathsdispenz 40 fl. genommen.

Digitized by Google

Zuletzt giebt Herr Ocken noch dem hiesigen Sprach- und Sittenanzeiger und der deutschen Sprachreinigungsgesellschaft eins ab. Ein Beweis, daß es ihm niemand recht macht.

Ueberlieferungen. No. 17.

Darstellungen aus der Schweiz.

Sehr interessant. Auch hier ist eine große Verschiedenheit der Meinungen und Partheyungen, wovon die eine das ganz Alte schlechterdings erhalten und die andere das Allerneueste blindlings einführen will. Im ganzen meint der Verfasser, daß der Schweiz doch überall am mehresten in Deutschland viel Unrecht geschähe, indem man behaupte, daß sie mehr am Neuen wie am Alten hinge. Als Beweis des Gegentheils wird angeführt, daß die Jesuiten, trotz ihrer vielfachen Bemühungen, in der Schweiz nicht wieder hergestellt worden wären.

Ursachen und Folgen des Mißlingens der Gesandtschaft nach China, unter Lord Armhorst.

Es wird hierin ausgeführt, daß Lord Armhorst Recht gehabt hätte, das ihm vorgeschriebene Ceremoniel bey der Audienz zu verweigern, indem dadurch weniger die bloße Form als ein Unterwerfungsact zu berücksichtigen gewesen sey.

London und die brittischen Reiche.

Es ist darin besonders das Wesen der Oppositionspartheyen auseinander gesetzt und gezeigt, daß solche drey Theile habe, als: 1) der Independenten, 2) des Ehrgeizes, 3) des Pöbels. Die ersteren wären nur von wahren Staatsinteressen beseelt, die 2ten lebten nur ihrem Egoismus, und der Pöbel sey hier, was er allenthalben stets gewesen und seyn werde, die Minister hielten sich deshalb, weil die Independenten sich mit dem Pöbel nicht vereinigen wollten, und unter den Ehrgeizigen sich kein großes Talent, um die jetzigen Minister zu ersetzen, zeige.

Flugschriften.

Frau v. Krüdener in der Schweiz.

Der Verfasser dieser Blätter ist entschieden gegen Frau v. Krüdener und ihr geistliches Wesen, nicht gegen die Lehren, welche sie vorbringt. Derer, die gegen sie sind, giebts noch Viele. Die Einen sind's aus Kaltsinn, weil überhaupt nichts Religiöses sie anspricht; Andere, weil sie blos ein Verstandeschristenthum wollen; noch Andere, weil sie Nachtheil für die Freuden der Gesellschaft befürchten: Vielleicht Manche, ohne selbst bestimmt zu wissen, warum? Aber eben so sind Viele für sie, weil ein predigendes

Digitized by Google

Weib etwas Neues ist, das Ganze ungewohnt seltsam; Manche in geistigem Siechthum, weil ihr Gewissen Beschwichtigung bedarf; die hier leicht gefunden wird; Andere aus Beyspiel, weil Solche gehen, die den Ton stimmen; aber auch hier Viele, ohne recht zu wissen, warum? Der Verfasser ist gegen sie aus kirchlicher „Orthodoxie," weil ein Weib nicht lehren soll, weil er die Einheit der Kirche bewahren will, in Glaube, Lehre und Dienst; weil ihm Spaltungen ein Gräuel sind; weil das wandernde Lehren ein Unfug ist; — aus religiöser, weil solche Art dem Heiligen mehr Schaden als Vortheil bringt, weil ihm alle Weihe fehlt, weil durchs Ganze zu viel Gewandtheit durchschimmert.

Aus dem Ganzen geht so viel hervor, daß die Frau v. Krüdener keineswegs das Organ eines geheimen Bundes oder der Jesuiten zu Verbreitung der katholischen Religion sey, oder daß sie eine neue Lehre aufstellen wolle, sondern sie zieht blos mit einem Haufen Schwärmer und liederlichen Gesindels, welches sie ernährt, in der Schweiz umher, und predigt das herannahende 1000jährige Reich nach der Lehre des Professor Jung.

S. 65 wird das Gerücht wiederholt: „Sie habe dem Kaiser Alexander in Paris das Evangelium gepredigt, er habe sie dort oft besucht, und sie habe Theil an der Stiftung des heiligen Bundes."

Chronik des 19ten Jahrhunderts.

Von Venturini.

Seit Bredow todt ist, hat diese Chronik schon verschiedentlich einen andern Geist geathmet; im Jahr 1812 war sie napoleonisch und jetzt ist sie revolutionair. Außerdem sind manche Geschichtsfacta unrichtig eingetragen und die Beurtheilung gänzlich verfehlt.

Nachdem Paris gefallen war, sagt er, und nun die Diplomatik die große Erndte des Schwertes ins Trockne bringen sollte, verhallte mehr und mehr jener Heere Klang, der die Völker im Innersten bewegt und entzückt hatte.

Er gründet die Einnahme von Paris vorzüglich auf den Verrath Talleyrands, der doch nur einen kleinen Antheil daran hatte.

Nach dem Verfasser ist die Lösung der großen Aufgabe, wie der Sieg über Frankreich zum Wohl Europens wohlthätig angewendet werden könne, von den hohen Staatskünstlern gänzlich verfehlt worden. Herr Venturini vergißt bey dieser Gelegenheit, daß er früher behauptet: Talleyrand's Verrath habe den Alliirten den Sieg vorzüglich verschafft; wenn nun dem so gewesen, wie sollte sie ihn denn besser, wie geschehen, benutzen? Die Wahrheit aber ist, daß die Streitkräfte der Alliirten, wodurch sie Napoleons Heer geschlagen und Paris genommen, nicht auslangten, Frankreich solche Gesetze zu geben, als vielleicht zum Wohl Europens nöthig gewesen wäre.

Digitized by Google

Ueber Napoleons Seitenbewegungen nach Lothringen heißt es S. 17: „Aber Schwarzenberg wußte, was er wußte, die Verschwörung in Paris war reif. Schwarzenberg wußte es aber nicht eher, bis der Courier aufgefangen war, den Napoleon an die Kaiserin Marie Louise gesandt hatte, dessen Depeschen seine Pläne verriethen.“

S. 26 wird den europäischen Cabinetten eine Sottise gesagt, weil Talleyrand beym Wiener Congreß in den schwachen europäischen Cabinettern die Zwietrachtsfurien wieder gegen einander gehetzt habe.

Von Deutschland heißt es daselbst: Sobald das Große und Herrliche durch Volkskraft und Volksbegeisterung geschehen, suchten List und kleinliche Aengstlichkeit der alten Volkstreiber die für gefährlich geachtete Kraft wieder einzufangen, und mit den alten Netzen zu umspannen.

S. 72 setzt der Verfasser Obigem hinzu: Ein Kaiser im Geschmack Otto des Großen, der allenfalls die Häuptlinge des deutschen Volks, wenn sie ihrer Pflicht vergaßen, zum Hunde tragen, verurtheilen konnte, wäre nun wohl zu Wiederherstellung des alten Glanzes des heiligen Reichs deutscher Nation eine ganz wünschenswürdige Sache gewesen.

S. 223 heißt es von der Restauration der Bourbons: die Mitglieder der provisorischen Regierung, und besonders Talleyrand boten alles auf, die Gefahr bemerklich zu machen, worin Europa unter einer solchen Regentschaft fortdauernd schweben werde. Graf Beurnonville wandte sich besonders an den König von Preußen, und wenn man Beauchamp glauben darf, so war es Friedrich Wilhelm hauptsächlich, der seinen Freund Alexander dahin brachte, jeden Gedanken an die Regentschaft der Kaiserin, unter deren Schutze Napoleon sein altes Spiel sogleich beginnen werde, aufzugeben.

So ist denn diese Chronik nichts weniger als etwas Vorzügliches, besonders wenn man solche mit der vom Jahr 1812 vergleicht.

Digitized by Google

Freimüthige Blätter

für

Deutſche.

SOCIETÄT SOCIETÄT

Wollte man dieſer kleinen Schrift noch eine Vorrede über das Woher und Wohin derſelben beyfügen, ſo würde ihr Körper, der ohnedem nur klein iſt, ſehr zuſammenſchrumpfen. Es ſey genug, zu ſagen, daß ſie aus zwey Aufſätzen entſtanden iſt, deren eigenthümliche Züge man möglichſt zu verwiſchen geſucht hat.

Digitized by Google

V.

Ueber Bibelgesellschaften und religiöse Vereine nebst Vorschlägen zur Vervollkommung ihrer Zwecke.

Wer einen Zweck will, muß auf die besten Mittel denken.

Die Urtheile der Theologen und Nichttheologen über die Bibelgesellschaften sind so mannigfaltig und entgegengesetzt, daß man allerdings der Unbefangenheit bedarf, um nicht auf der einen Seite allzuviel, und auf der andern allzuwenig von der Nutzbarkeit solcher Institute zu ihrem Zwecke, nämlich der Hebung der gesunkenen Religiosität, zu erwarten. Ich lasse mich nicht auf die Beleuchtung solcher Urtheile ein, ich bezeuge nur, daß ich bey meinem eigenen Urtheile meiner redlichen Liebe für alles Gute, und besonders für die Quelle alles Guten, die Bibel, mich innig bewußt bin.

Ich selbst bin kein Mitglied der Bibelgesellschaft, ob ich gleich den Zweck des Instituts ehre. Die Bibelgesellschaften haben sich zum Zweck der Beförderung der Religiosität, und namentlich zur mehrern Verbreitung der Bibel, als der Religionsurkunden, constituirt, aber ich glaube, daß ich diesen erhabenen Zweck auch außer der Gesellschaft befördern

könne, und — befördere ihn in der That nach allen meinen Kräften. Jeder christliche Religionslehrer hat diese Pflicht auf sich, und er erfüllt sie gewiß aus eigenem Triebe, wenn er ein ächter Religionslehrer ist, den Liebe zu Gott, zum Erlöser, zur Religion und zu ihren Urkunden in seinem Amte leitet. Wenn der Wille, diese Pflicht zu erfüllen, nicht bereits durch die tägliche ernsthafte und ihn selbst beglückende und veredelnde *) Beschäftigung mit den Wahrheiten der Religion und mit den Urkunden derselben in ihm geweckt worden ist, so hat man mit Recht Ursache zu zweifeln, ob auch der feyerlichste Eintritt in die Bibelgesellschaft diesen Willen in ihm erwecken werde.

Ich darf ohne Anmaßung erzählen, daß ich während meiner vieljährigen Amtsführung diesen Willen, die Bekanntschaft mit der Bibel in meiner Gemeinde zu befördern, gehabt, und selbst mit Aufopferungen geübt habe, denn wenn es dem Religionslehrer nur Ernst ist, so findet er auch wohl Mittel und Wege, gute Zwecke zu erreichen. Viele Jahre hindurch habe ich eine ansehnliche Zahl von Bibeln für einen geringen Preis mir zu verschaffen gewußt. In Halle befindet sich bekanntlich die Canstein'sche Bibelanstalt, und da ich weiß, daß die dortigen Antiquare viele Bibeln für wenige Groschen einkaufen, so wendete ich mich an einen dieser Männer, und ließ mir durch Frachtfuhrleute jährlich eine Anzahl solcher wohlfeilen Bibeln übersenden, die ich dann theils für einen geringen Preis in meiner Gemeinde verkauft, theils verschenkt habe. Ich darf die Anzahl dieser Bibeln mit Wahrheit auf 30 bis 40 ansetzen; eine Anzahl, welche vielleicht noch kein einzelnes Mitglied der Bibelgesellschaft, auch das vermögend-

*) Ego mihi ita conscius sum, non aliam umquam ob causam theologica tractasse, nisi ut emendarem vitam. Melanchth. Epp. L. IV. ep. 5.

Digitized by Google

ste und eifrigste nicht, zur Beförderung der Bekanntschaft mit der Bibel vertheilt hat; auch darf ich glauben, daß in meiner Gemeinde keine Familie sey, in welcher sich nicht eine Bibel finden sollte. Durch die Wohlthätigkeit einiger reichen Mitglieder meiner Gemeinde und — ich darf das sagen — durch meine Aufmerksamkeit, diese Wohlthätigkeit zu leiten, habe ich einen sogenannten Schulfonds errichtet, der aus einem Capitale von 50 Thlr. besteht, von dessen Zinsen theils kleinere Schulbücher, theils auch bisweilen Bibeln, für die Confirmanden aus den dürftigsten Familien angeschafft werden, und über welchen ich getreue Rechnung führe.

In dieser ungeschmückten und wahrhaften Erzählung liegen hoffentlich sichtbar genug die Gründe, warum ich kein Mitglied der Bibelgesellschaft bin.

Da ich aus eigenem Antriebe bereits lange für die Bekanntschaft mit der Bibel gewirkt habe und noch wirke, ohne gleichwohl mit irgend einer Bibelgesellschaft in näherer Verbindung zu stehen, so schafft jene Gesellschaft in pecuniärer Hinsicht meiner Gemeinde keinen Vortheil, sondern dieser Vortheil, wenn ich ihn so nennen wollte, entsteht für die dürftigen Mitglieder meiner Gemeinde eigentlich durch mich. Ich betrachte die Sache aber — wenn von Frucht und Vortheil für die Gemeinde durch die Bibelgesellschaft die Rede ist — von einer andern Seite, von welcher sie der Bibelgesellschaft vielleicht bisher selbst noch nicht erschienen ist.

Unsere geringen Leute auf dem Lande und in den Städten, auch selbst die dürftigen, sind nicht so arm, als die Armen in Wales, um derenwillen ihre Prediger zuerst eine Bibelgesellschaft stifteten; auch sind bey uns die Bibeln, so wie überhaupt die Bücher, nicht so theuer, als in England. Die Buchbinder, welche die Jahrmärkte bereisen, haben, besonders in den Herbstjahrmärkten, gegen den Anfang der

Digitized by Google

Winterschule und des Katechumenenunterrichts auf dem Lande, oft nicht so viele Bibeln vorräthig, als Käufer dazu da sind. Der Vater und die Mutter, welche ein erstes Kind konfirmiren lassen wollen, und selbst keine brauchbare Familienbibel aus ihrer Jugend her besitzen, haben mit Vergnügen das Geld aufgespart, welches zum Ankauf einer neuen Bibel für ihren geliebten Erstling erforderlich ist — vorausgesetzt, daß ihr Prediger, wie es seyn muß, darauf hält, daß jeder Confirmand eine Bibel zum Unterrichte in der Religion und zum Aufschlagen der Sprüche mitbringen müsse. Dringt man nun solchen Aeltern eine Bibel als Geschenk auf — und anders läßt sich das nicht nennen — so beraubt man sie, bey aller mit einem solchen Geschenke verbundenen guten Absicht, nicht nur der Freude, welche ihren Vater- und Mutterherzen der Ankauf einer Bibel für ihr Kind gewährt, die ein Familiengut zu werden bestimmt ist, sondern man giebt ihnen auch vielleicht durch das Geschenk der Bibel Veranlassung, das Geld, welches für die Bibel bestimmt war, zu unnöthigern Ausgaben zu verwenden, denn wer, wie der aufmerksame Landprediger, mit dem Geiste des Landvolks vertraut ist, der weiß recht gut, daß der geringe Landmann an Jahrmarktstagen, besonders wenn er im Herbste Lohn erhalten hat, gern Geld ausgiebt.

Ich lasse dieß jedoch auf sich beruhen, und wende mich nun zu dem moralischen Nutzen, den eine Bibelgesellschaft für den gemeinen Mann in den Städten und auf dem Lande beachsichtigt, und der darin bestehen soll, daß die Bekanntschaft mit der Bibel befördert werden möge.

Theils durch mein eigenes — und ich darf mit gutem Gewissen sagen — leidenschaftliches und vieljähriges Studium der Bibel, und besonders des N. T., theils durch eine während meiner Amtesführung erworbene vertraute Bekanntschaft mit den Fähigkeiten und Kenntnissen des gemeinen Mannes,

bin ich in den Stand gesetzt worden, zu urtheilen, daß der moralische Nutzen, welchen der gemeine Mann, der so vieler, auch der leichtesten Vorkenntnisse ermangelt, aus dem Bibellesen haben kann, wo nicht einzig und allein, doch hauptsächlich aus den Kernsprüchen und einigen ausgewählten Geschichten und Erzählungen herfließt, die er beym Jugendunterrichte, nachdem sie gehörig deutlich gemacht worden sind, ins Gedächtniß gefaßt hat, und die nachher, wenn sein Prediger biblisch predigt, d. h., wenn er die Wahrheiten, die er in der Kirche vorträgt, mit Aussprüchen der Bibel belegt, wieder ins Andenken zurückgerufen werden. Die Bibel — es kann hier nur von der Verdeutschung die Rede seyn — erfordert Leser, die mit vielen und mannigfaltigen Vorkenntnissen versehen seyn müssen, und man dürfte wohl manchen Bibelleser fragen: verstehest und — empfindest du auch, was du lieset? Was bedeuteten sonst die unsäglichen Bemühungen, die von gelehrten Männern zur Erklärung der Bibel angewendet worden sind, und noch fortdauernd angewendet werden? Wozu hätte man sich bemühet, die Bibel deutlicher zu übersetzen? Warum hätte man so mannigfaltige fruchtbare Auszüge aus dem Ganzen der Bibel gemacht? Soll der gemeine Mann moralischen Nutzen, d. h. Nutzen für seine Religiosität, für die Verbesserung seiner Einsichten in die Wahrheiten der Religion und die Veredelung seiner Gesinnungen und Empfindungen, aus dem Bibellesen ziehen, so muß er im Stande seyn, das zu verstehen und zu empfinden, was er liest, sein Lesen muß die Kraft haben, ihn zu erbauen. Wie verkehrt und ruhestörend aber bisweilen — und vielleicht oft — auch sehr deutliche Bibelstellen verstanden werden, davon sey es mir erlaubt, ein Beyspiel zu erzählen, welches ich im Laufe meiner Amtsführung erlebt habe.

In meiner Gemeinde lebte noch vor wenigen Jahren ein Handwerker, der, ob er gleich im Kirchdorfe wohnte, doch

Digitized by Google

nur höchst selten in die Kirche kam, dagegen aber die Bibel vom Anfange bis zum Ende drey Mal durchgelesen hatte, und sich in Gesellschaften darauf viel zu Gute that, übrigens jedoch ein recht guter Mann war. Er ward krank und ich besuchte ihn; es war im Spätherbst. Ich fand ihn sehr traurig und dennoch voll Sehnsucht nach dem Tode. Als ich ihm erklärte, er müsse das dem göttlichen Willen überlassen, ich urtheile vielmehr aus seinem Krankheitszustande, daß er dieß Mal wieder genesen werde, auch sey er ja noch in seinen besten Jahren und könne noch manches Gute stiften und sich dadurch noch größere Freude und Seligkeit in der Ewigkeit bereiten; so erwiederte er: „nein! nein! jetzt wünsch' ich, „daß der Tod kommen möge, denn jetzt sind die Tage „kurz!" Ich gerieth auf die sehr natürliche Vermuthung, daß er phantasire, fragte ihn jedoch, warum er denn so gern jetzt schon sterben wolle, da er durch Gottes Güte sein Brod habe, und da auch seine Frau und seine Kinder ihn gewiß gern noch länger bey sich behielten. „Ach!" sagte er endlich nach einer langen Pause, „ich fürchte, daß ich sonst nicht selig „werde, wenn ich nicht in kurzen Tagen sterbe, denn in der „Bibel steht: um der Auserwählten willen wer„den die Tage verkürzet!" Man denke sich mein Erstaunen, aber man urtheile auch aus diesem wahren Vorfalle, was für Schlüsse Bibelleser von dieser Art aus den Worten der Bibel ziehen, und ob aus solchen Schlüssen wahre Erbauung, Beförderung ächter Religiosität, Trost und Beruhigung für sie folgen könne! Eben derselbige Mann behauptete auch und ließ sichs nicht ausreden, ja er ward aufgebracht gegen die, welche ihm widersprachen und nannte sie Unchristen — er behauptete: er habe den Tod leibhaftig in das Haus eines Nachbarn, der in der Nacht starb, zur Abendzeit eingehen sehen, und der Tod sey, das stehe in der Bibel, eine Person, denn Christus habe mit dem Tode gekämpft und habe den Tod bezwungen.

Digitized by Google

Ich wiederhole demnach mein obiges Urtheil: der wahre Nutzen, die Frucht des Bibellesens, entsteht für den gemeinen Mann aus den Kernsprüchen und lehrreichen Geschichten und Erzählungen, die er beym Jugendunterrichte ins Gedächtniß faßt, und nachher in der Predigt oft hört. Diesen Nutzen muß jeder Religionslehrer, der es treu meint, zu bewirken suchen. Beym Jugendunterrichte muß eine große Anzahl solcher Kernsprüche in der Bibel aufgeschlagen, mit Rothstein angezeichnet, erklärt und von den Kindern memorirt werden; lehrreiche Geschichten, z. E. von Joseph, von Moses, vom verlornen Sohne, werden vom Prediger erzählt und von den Kindern gelesen und — wo möglich — durch Abfragen wiedererzählt. Den Kindern wird empfohlen, in der Zukunft, besonders am Sonntage, ihre Bibel vorzunehmen, die angezeichneten Sprüche nachzusuchen, sie sich selber zu verhören, und wenn sie ihnen aus dem Gedächtnisse entfallen seyn sollten, aufs Neue zu lernen. In der Kirche, wohin fleißig zu kommen sie dringend ermahnt werden, hören sie gelegentlich in der Predigt solche Sprüche, die sie bereits kennen, und lernen nun auch ihre Anwendung verstehen. O ich bemerke es oft mit großem Vergnügen, wie sich hie und da die Lippen eines aufmerksamen Zuhörers bewegen, wenn etwa in einer Communionvorbereitung oder in der Predigt ein solcher bekannter Spruch angeführt wird! Solche ausgewählte deutliche Sprüche, die sich dem jugendlichen Gedächtnisse eingeprägt haben, können in reifern Jahren Angelegenheiten des Verstandes und des Herzens des gemeinen Mannes werden, und werden es wirklich; sie fallen ihm ein, er übt an ihnen seine Denkkraft und seine Empfindung, und sie werden ihm — nach Maaßgabe der Lagen und Verhältnisse, in denen er sich eben befindet — Warner, Antreiber und Tröster, sie sind die Stimme Gottes in seinem Gemüthe, sie sind ein moralisches Capital, welches in seinem Geiste und in seiner Empfindung zu seiner Veredelung reiche Zinsen trägt.

Digitized by Google

Von einem Institute, wie das Institut der Bibelgesellschaft, welches eine sichtbar gute und edle Absicht hat, die Absicht, die Religiosität durch die Beförderung des Bibellesens zu heben, läßt sich — so weit man menschlicher Weise und auf den erster Anblick darüber zu urtheilen vermag, Gutes erwarten; aber es ist doch zu rathen, daß man jenes ewig denkwürdige Urtheil des jüdischen Weisen Gamaliel Apost. Gesch. 5, 38. 39., welches auf so viele Erscheinungen paßt, auch hier in Anwendung bringe: „Ist der Rath „oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; „ist es aber aus Gott, so wird es nicht gedämpft werden „können.“ Gott ist Beschützer alles wahrhaft Guten und Nützlichen, was die Menschen unternehmen.

Die Urtheile der denkenden und gelehrten Zeitgenossen unter den Theologen und Nichttheologen sind, wie theils die literarischen, theils die politischen öffentlichen Nachrichten lehren, äußerst verschieden. Die Freunde des Instituts der Bibelgesellschaft scheuen keine Mühe und Kosten zur Beförderung und Ausbreitung desselben; die Gegner beeifern sich, zu beweisen, die Bekanntschaft mit der Bibel sey für den gemeinen Mann nicht rathsam, weil er sie nicht richtig verstehen könne; wenn das Institut, sagen sie, weiter keinen Zweck habe, und weiter nichts bewirken könne, als die Bibel in viele Hände zu bringen, so werde sie auch nicht weiter kommen, als in die Hände, nicht in den Verstand und in die Empfindung.

Die Wahrheit liegt auch wohl hier, wie gewöhnlich bey allen Dingen, in der Mitte.

Die Bibel enthält die Urkunden des Christenthums, und sollten dem gemeinen Manne diese Urkunden seiner Religion — ich will nicht sagen: entzogen, aber doch unbekannt und verborgen gehalten werden, so würde man gegen ihn eben

Digitized by Google

so widerrechtlich handeln, als man im Pabstthum verfährt, wo doch bereits, wenigstens in einigen Gegenden Deutschlands, durch Brentano und seinem Nachfolger Derefer, eben so wie durch die katholischen Prediger van Es, sogar durch eine äußerst wohlfeile Stereotypenausgabe der Verdeutschung des N. T., jenes widerrechtliche Verfahren auf eine sehr würdige Art vergütet worden ist. Der ehrwürdige Brentano hat sogar — man lese seine Vorrede zum zweyten Bande seiner Uebersetzung des N. T., in welcher er sich als ein wahrhaft protestantischer Religionslehrer über sein Beginnen erklärt — er hat sogar seine Uebersetzung mit einer Paraphrase und mit kurzen Erläuterungen begleitet, um den Verstand und die Empfindung ungeübter Bibelleser zugleich zu beschäftigen.

Sollten nun wir Protestanten hinter diesen lobenswürdigen Vorschritten unserer katholischen Mitbrüder zurückbleiben und den gemeinen Mann von der Bekanntschaft mit den Urkunden seiner Religion ausschließen wollen? Das sey ferne! und in dieser Rücksicht haben die Gegner der Bibelgesellschaft Unrecht, wenn sie, wie ich oben erwähnte, urtheilen: die Bekanntschaft mit der Bibel sey für den gemeinen Mann nicht rathsam. Wir sind Protestanten, die das Recht haben, die Wahrheit zu suchen und zu erforschen, und wenn die Bibelgesellschaft, wie nicht zu bezweifeln ist, die Absicht und den Zweck hat, durch ihre Bemühungen, die Bekanntschaft mit der Bibel, als der Urkunde des Christenthums, zu verbreiten, jenes Suchen und Forschen nach Wahrheit zu befördern, und für die Erhebung der gesunkenen Religiosität, für die Erweckung aus der religiösen Lethargie zu wirken, so dürfte das Urtheil für sie wohl günstig, und wider ihre Gegner ausfallen.

Folgende Streitpunkte müßten jedoch erst festgestellt werden:

Digitized by Google

a) So viel ist gewiß: die Bekanntschaft mit den Urkunden des Christenthums darf dem gemeinen Manne, und überhaupt den Nichttheologen, nicht entzogen werden, wenn nicht die ewig preiswürdigen Bemühungen unsers großen Luther, durch seine Verdeutschung der Bibel ein eigenes Urtheil über die Wahrheiten der Religion auch unter den Nichttheologen zu befördern, beschimpft, und wenn unsere protestantischen Nichttheologen nicht unsern armen Brüdern in Spanien, in Portugall und in andern Ländern, wo das Lesen der Bibel verboten ist, gleichgestellt werden sollen.

b) Aber auch das ist gewiß, und die Bemühungen der Theologen, Erläuterungen, Commentare, Paraphrasen, Anweisungen, die Bibel zu lesen, und selbst neue Uebersetzungen der Bibel zu verfertigen, zeugen davon unwidersprechlich, daß das Lesen der Bibel selbst für Theologen, geschweige für Nichttheologen, denen die nöthigen gelehrten Kenntnisse dazu fehlen, eine schwere Sache sey.

c) Eben so gewiß und ausgemacht ist es, daß das Lesen biblischer Wahrheiten — so, wie alles Lesen überhaupt — nur dann ein nützliches und fruchtbares Lesen genannt zu werden verdiene, wenn der Inhalt der gelesenen Worte die Denkkraft und die Empfindung des Lesers richtig beschäftigt, und also klar und deutlich auf sein Gemüth wirkt, denn das Wort Gottes soll ja lebendig und kräftig seyn, es soll gute Gesinnungen wecken und zu ihrer Thatübung ermuntern und stärken. Sieht der Bibelleser den Inhalt der Worte nicht klar und deutlich ein, so wirken sie unrichtig auf sein Gemüth, und so entsteht das, was ich oben von jenem Manne erzählte, der in den kurzen Tagen der Jahrszeit zu sterben wünschte, weil er sonst nicht selig zu werden besorgte, und der den Tod leibhaftig gesehen haben wollte, weil er in der Bibel personificirt dargestellt ist. Empfindungen können nur dann wohlgeordnet, festgegründet, bleibend und fruchtbar seyn, wenn sie

aus richtiger Einsicht fließen, und darum verbindet das Christenthum beides, Einsicht und Empfindung, wenn es die wahre Verehrung Gottes als Geist und Wahrheit bestimmt. Beschäftigt das Lesen der Worte in der Bibel die Denkkraft nicht richtig, oder kann es die Denkkraft nicht richtig beschäftigen, weil dem Bibelleser die nöthigen Vorkenntnisse zum Verstehen des Inhalts der Worte fehlen, so beschäftigt es ausschließlich die Empfindung. In einer solchen Stimmung hält der Leser seine Empfindung für Weisheit, und er verdammt alle die, welche anders empfinden, als Er, weil ihr Verstand deutlicher einsieht, als der seinige, gleich jenem oben erwähnten Manne, der diejenigen als Unchristen verdammte, die nicht, wie Er, den Tod für eine Person halten wollten. Solche verdammungssüchtige Urtheile solcher Bibelleser können doch wohl unmöglich der Bibel zur Ehre gereichen?

Aus diesen drey Gewißheiten, die hier vorausgesendet werden mußten, ergiebt sich nun wohl folgendes Urtheil zwischen der Bibelgesellschaft und ihren Gegnern sehr deutlich. Die Nutzbarkeit des Zwecks der Bibelgesellschaft ist offenbar, soll er aber unbezweifelt nützlich und ein der Ehre der Bibel zuträglicher Zweck seyn, so schlage sie die Mittelstraße ein. Ich will mich erklären.

Bereits oben habe ich gezeigt, daß der wahre moralische Nutzen des Bibellesens, besonders für den gemeinen Mann, hauptsächlich aus der Bekanntschaft mit den deutlichen Kernsprüchen und lehrreichen Geschichten und Erzählungen herfließe, welche die Bibel enthält; das Institut wende also seine Bemühungen und seinen Fonds auf die Veranstaltung eines Auszuges, der diejenigen Stellen und Geschichten und Erzählungen aus dem gesammten Bibelwerke enthält, die dem gemeinen Manne theils zur Befestigung in seinem Glauben, theils zur Leitung in seinem Wandel dienen können, die deut-

Digitized by Google

lich und fruchtbar sind zu seiner Erbauung, und die nicht mißverstanden werden können. Ich weiß es wohl, daß es solcher weitläuftigere und kürzere Auszüge aus der Bibel genug giebt, aber mir schwebt von einem solchen Auszuge noch ein ganz anderes Ideal vor der Seele.

Soll ein solcher Auszug aus der Bibel nicht blos die Lesneugierde befriedigen, sondern soll er dem gemeinen Manne theils zur Befestigung in seinem Glauben, theils zur Leitung in seinem Wandel dienen, so müsse er so eingerichtet werden, daß er die deutlichsten und keinem Mißverstande ausgesetzten zerstreuten Stellen und Geschichten aus der gesammten Bibel über jede besondere Glaubens- und Pflichtenlehre zusammengestellt enthalte; nur müsse der Concipient eines solchen Auszuges sich wohl vorsehen, daß er nicht deswegen etwas für deutlich und keinem Mißverstande unterworfen halte, weil es Ihm, als Theologen und Sachkundigen, selbst deutlich ist! Er muß — eine schwere Forderung! — die große Kunst verstehen, sich selbst herabzustimmen und seine theologische Gelehrsamkeit zu verläugnen! Ein solcher durchaus deutlicher und fruchtbarer Auszug aus der Gesammtbibel würde mit Recht den Namen einer Handbibel für den gemeinen Mann verdienen, und würde dabey, könnte er stereotypisch gedruckt werden, desto wohlfeiler geliefert werden können, er würde in doppelter Rücksicht, in pecuniärer und in moralischer, den Zweck des Instituts weit sicherer befördern.

Man würde sehr unrecht thun, wenn man einen solchen deutlichen und fruchtbaren Auszug etwa eine Verstümmelung der Bibel nennen wollte. Die Bibel enthält die Urkunden und Documente des Christenthums, und eben so, wie man aus bürgerlichen Urkunden und Documenten gewisse passus concernentes als Beweise oder Belege dieses oder jenes Gegenstandes, der in Frage steht, herauszieht, eben so

kann das auch, dem göttlichen Ansehen der Gesammtbibel unbeschadet, bey der Bibel geschehen. Auch verfahren wir ja, wenn wir predigen oder unterrichten, ebenfalls nicht anders, indem wir für die Wahrheiten, die wir vortragen, Sprüche aus der Bibel zu Beweisen oder Belägen anführen. Der unschätzbaren protestantisch-christlichen Freyheit zufolge muß es übrigens einem jeden, auch dem Ungelehrtesten, der dazu Neigung und Trieb in sich spürt, unbenommen seyn, nicht blos jene deutlichen passus concernentes, sondern die ganze Urkunde zu lesen; hier ist nur von demjenigen Inhalte der Bibel die Rede, der dem gemeinen Manne, welcher nicht Alles richtig verstehen kann, wegen der Deutlichkeit, zur nähern Bekanntschaft zu empfehlen ist.

Wird also gefragt: was sich von dem Institute der Bibelgesellschaft weiterhin erwarten lasse? so antworte ich aus Ueberzeugung: es läßt sich vieles Gute erwarten, insofern das Institut nur seine Bemühungen dahin wendet, den gemeinen Mann, dessen Bekanntschaft mit der Bibel es befördern will, auch in den Stand zu setzen, daß er das verstehen und empfinden könne, was er liest, oder mit Einem Worte: insofern das Institut die besten Mittel zu seinem Zwecke wählt. Jeder ächte Religionslehrer wird dann diesen Zweck gern befördern helfen.

Der ächte Religionslehrer, dem es mit seinem Amte Ernst ist, sorgt für sich selbst schon dafür, daß in jeder Familie in seiner Gemeinde eine Bibel sey, er hält darauf, daß jeder Confirmand eine Bibel habe, und in seinem Jugendunterrichte sowohl, als in seinem Predigtunterrichte, läßt er sichs ernstlich angelegen seyn, die, welche seiner Sorgfalt anvertraut sind, mit möglichst vielen deutlichen und fruchtbaren Kernsprüchen und lehrreichen Geschichten und Erzählungen aus der Bibel bekannt zu machen; sollte er aber in seiner Gemeinde unter dem gemeinen Manne,

Digitized by Google

der mit dem Ganzen der Bibel unbekannt ist, die Bekanntschaft desselben mit dem Ganzen der Bibel unbedingt befördern, so stehen diesem „Unbedingt“ große und unübersteigliche Hindernisse im Wege.

Um Bekanntschaft mit der ganzen Bibel zu erlangen, dazu gehört

a) Zeit und Muße. Zeit und Muße fehlt in der Regel dem gemeinen Manne zum Lesen, denn er muß seine Zeit zur Arbeit und zum Broderwerb für sich und für seine Familie anwenden. Durch die in unsern Zeiten immer höher steigende Cultur des Feldbaues haben sich für den gemeinen Mann, besonders in Gegenden, wo die Volksmenge nicht überhäuft ist, die Arbeiten und Beschäftigungen so sehr vermehrt, daß auch selbst der Sonntag nur selten für ihn ein eigentlicher Ruhetag oder eine Zeit der Muße ist; denn ob er gleich am Sonntage nicht im Dienste arbeitet, so ist er doch durch die dringendste Noth gezwungen, seine eigenen kleinen häuslichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und zu erhalten, wenn er nicht zu Grunde gehen will. In Fabrikstädten und Fabrikländern, wo der emsigste Fleiß, besonders in theuern Zeiten, dem Arbeiter kaum den allernothdürftigsten Lebensunterhalt gewährt, findet unter veränderten Umständen eben das Statt. Wo soll nun der gemeine Mann Zeit und Muße hernehmen, die ganze Bibel durchzulesen, er, der kaum am Sonntage, wenn er ein Freund der öffentlichen Gottesverehrung ist, einige wenige Stunden erübrigen kann, und der alle übrigen freyen Stunden seines Sonntags, vorzüglich im Sommer und im Herbst, auf die Aufrechthaltung seines kleinen Nahrungsstandes verwenden muß, wenn er nicht über dem Bibellesen ein Bettler werden und der menschlichen Gesellschaft zur Last fallen will?

Aber gesetzt, es gäbe vielleicht einige Gegenden, wo dem gemeinen Manne, besonders auf dem Lande, an den Sonn-

Digitized by Google

tagen oder auch in den langen Winterabenden mehrere Zeit und Muße zu Gebote stünde; es gebräche ihm nicht an der zum Lesen erforderlichen hellen Erleuchtung seines Zimmers — ach! der größte Theil der Mitglieder der Bibelgesellschaft, die mehrentheils vornehme Leute sind, welche ihren Lesetisch mit mehrern Wachslichtern vielleicht und mit Argandschen Lampen erleuchten können, ist gewiß nicht im Stande, sich eine Vorstellung von der Stube eines gemeinen Mannes in den Winterabenden zu bilden, wo, wenn in holzreichen Gegenden Kaminfeuer gebrannt wird, Weib und Kinder es zum Spinnen benutzen, oder wo, wenn dergleichen in holzarmen Gegenden nicht Statt finden kann, im Finstern gegessen und dann zu Bett gegangen wird, weil das Oehl theuer ist! — so tritt

b) ein zweytes Hinderniß ein: es fehlt — im Ganzen — dem gemeinen Manne an Lust zu lesen; er hat keinen Sinn für das Lesen überhaupt, und noch weniger für das Bibellesen. Es giebt allerdings Ausnahmen, aber sie sind selten, und hier ist die Rede vom Allgemeinen. Diesen Sinn für das Bibellesen im gemeinen Manne zu wecken, möchte vielleicht eine noch schwerere Sache seyn, als ihm — unter den oben angeführten Umständen — Zeit und Muße zum Lesen zu verschaffen. Der Sinn für das Bibellesen entsteht aus einer gewissen Bildung des Geistes, eben so, wie das Bibellesen hernach auch wieder auf die geistige Bildung vortheilhaft zurückwirkt. Aber jeder aufmerksame und beobachtende Religionslehrer wird es wohl wissen, daß, so viele Sorgfalt er auch anwendet, diese geistige Bildung zu befördern, dennoch bey dem großen Haufen das, was religiöse Angelegenheiten betrifft, mehrentheils nur opus operatum sey.

Und wenn auch nun der gemeine Mann Zeit und Muße und dabey Lust zum Bibellesen hätte, und er setzte sich nun hin und läse in der Bibel, so tritt für ihn

Digitized by Google

c) das dritte und wichtigste Hinderniß ein: es fehlt ihm an den zum Lesen der ganzen Bibel unumgänglich nothwendigen Kenntnissen. Die unrichtig aufgefaßten Ideen wirken ins Leben, er wird vielleicht ein Schwärmer und intoleranter Mensch, der Andre verdammt und verfolgt, weil sie nicht so denken, als er; ein Separatist, der, weil er, wie ers nennt, in der Bibel Bescheid weiß, den Kirchenbesuch entbehren zu können glaubt; und nehmen diese unrichtig aufgefaßten Ideen in einem Kopfe Platz, der zum Zweifeln geneigt ist, so wird seine Ruhe gestört, er wird wohl gar ein Ungläubiger, weil er nicht Kenntnisse genug besitzt, die Zweifel zu Resultaten zu entwickeln, oder weil er nicht mit einem reinen Herzen liest, das Wahrheit wünscht und zu finden strebt, sondern aus Eitelkeit, in der Bibel bewandert zu seyn.

Unbedingt also vermag ein Religionslehrer, der das Alles überlegt, der Absicht des Instituts der Bibelgesellschaft, die Bekanntschaft mit der Bibel unter solchen Leuten, die mit dem Ganzen der Bibel unbekannt sind, zu befördern, nicht zu Hülfe zu kommen, denn ihm stehen jene unüberwindlichen Hindernisse im Wege: er kann dem gemeinen Manne eben so wenig Zeit und Muße, als Lust zum Bibellesen verschaffen, ohne zu veranlassen, daß er seine Berufsgeschäfte versäume, mit denen alle seine Zeit ausgefüllt ist; wohl aber kann und wird er — unter gewissen Bedingungen — auch ohngeachtet jener Hindernisse, die er zu umgehen suchen wird, gern und mit Freuden Alles thun, jene lobenswürdige Absicht der Bibelgesellschaft zu unterstützen.

Es giebt, meiner geringen Einsicht nach, Mittel und Wege, durch welche der Religionslehrer, ohne durch jene Hindernisse, die er umgeht und zur Seite liegen läßt, aufgehalten zu werden, in den erwünschten Stand gesetzt werden kann, die Absicht des Instituts, dem gemeinen Manne Bekanntschaft mit der Bibel zu verschaffen, zuerst auf eine

indirecte und entferntere, dann aber auch auf eine directe und bestimmte Art zu befördern. Sie sind keinesweges neu und unerhört, diese Mittel, sie haben unstreitig da, wo man sie bereits angewendet hat, großen Nutzen gestiftet, und sie sind eben deswegen der Aufmerksamkeit der Bibelgesellschaften nicht nur würdig, sondern auch den Bemühungen derselben zur Erreichung ihres Zwecks zu empfehlen.

Die evangelischen und epistolischen Pericopen *) sind wohl die einzigen Abschnitte aus der Bibel, mit welchen der gemeine Mann im Allgemeinen bis jetzt einige genauere Bekanntschaft hat. Er hat sie bereits in der Schule kennen gelernt; sie waren da seine jugendlichen Leseübungen, und er weiß sie größtentheils auswendig, weil er sie auch nachher in der Kirche jährlich wiederholen hört und — selbst in seinem Gesangbuche nachliest, als wozu er, als Katechumene, von seinem Religionslehrer ermahnt worden ist. Der gemeine Mann versteht vielleicht durch die öfter wiederholten Erklärungen einige davon, aber es ist nicht zu läugnen, daß es sehr viele unter diesen Pericopen giebt, die, aller wiederholten Erklärungen ohngeachtet, für ihn dennoch dunkel und unverständlich bleiben werden, und deren Stelle allerdings durch deutlichere und fruchtbarere Abschnitte aus der Bibel ersetzt werden könnte.

Man hat bereits hin und wieder einen löblichen Anfang dazu gemacht, eine solche Veränderung, die ganz im Geiste des Protestantismus ist, vorzunehmen, und hierin liegt, mei-

*) Der Gebrauch, Jahr aus Jahr ein gewisse bestimmte Abschnitte aus den vier Lebensbeschreibungen Jesu und aus den Sendschreiben der Apostel an die von ihnen gestifteten Gemeinden an den Sonn- und Festtagen zu verlesen und darüber zu predigen, ist, zufolge der Kirchengeschichte, im achten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung aufgekommen, er ist also ursprünglich römischkatholisch.

Digitized by Google

nes Erachtens, das sicherste und fruchtbarste Mittel, die Bekanntschaft des gemeinen Mannes mit der Bibel zu erweitern. Die oberste kirchliche Behörde in Sachsen hat der ganzen protestantischen Christenheit ein schönes Muster in dieser Rücksicht aufgestellt. Sie hat, anstatt der vormaligen gewöhnlichen, durchgängig neue Pericopen aus dem A. und N. T. zur kirchlichen Erläuterung gewählt, und dabey voraus angeordnet, daß eine solche Erneuerung der Pericopen aller drey Jahre Statt finden solle. In der holsteinschen neuen Kirchenordnung sind für jeden Sonntag drey Evangelien und Episteln verordnet; es steht dem Prediger frey, zu wählen, wofür sich seine Empfindung gerade am meisten erklärt; ja man hat ebenfalls versprochen, nach einigen Jahren abermals neue Evangelien und Episteln zur Erklärung vorzuschreiben, damit auf diese Art nach und nach alle schönen und lehrreichen Stellen des N. T. der öffentlichen Andacht geweihet werden mögen.

Selbst diese schönen Muster lassen sich, glaube ich, noch verschönern, wenn es der Bibelgesellschaft ernstlich darum zu thun ist, dem gemeinen Manne eine nähere Bekanntschaft mit der Bibel zu verschaffen, und dabey dennoch alle oben angeführten unübersteiglichen Hindernisse zu umgehen.

Das Institut sammelt einen Fonds, aus welchem es Gesammtbibeln anschafft; es beklagt sich, daß nur so wenige Theilnehmer sich finden; die hin und wieder bekanntgemachten Verzeichnisse der Mitglieder von Bibelgesellschaften sind Beweise davon. Diese Klagen würden aufhören, und der Fonds würde sich vermehren, wenn man folgenden Weg beträte.

Man vermöge die oberste kirchliche Behörde in irgend einem Lande, wo eine oder mehrere Bibelgesellschaften sich gebildet haben, zu einer der im Königreiche Sachsen bestehenden ähnlichen Verordnung, daß die Pericopen oder die Ab-

chnitte aus der Bibel zur kirchlichen Erläuterung und Erbauung aller drey oder fünf Jahre erneuert werden sollen, und treffe dann jedes Mal eine Auswahl deutlicher und fruchtbarer Stellen aus dem A. und N. T. Man verwende den Fonds — nicht auf die Anschaffung von Gesammtbibeln; jeder Katechumene muß dafür sorgen, daß er eine Bibel zum Aufschlagen der Sprüche besitze, und der Prediger muß darauf halten; sondern man verwende ihn auf den jedesmaligen Abdruck dieser Pericopen.

Man treffe die Veranstaltung, daß dieser Abdruck der Pericopen auch in die Schulen in den Städten sowohl, als auf dem Lande, wie das bis jetzt noch mehrentheils gewesen ist, ebenfalls als Lesebuch eingeführt werde.

Ich enthalte mich hier aller Bemerkungen über die geistigen Vortheile, welche selbst für die Religionslehrer und für die erneuerte Anstrengung ihrer Denkkraft aus einer solchen Veränderung der Pericopen herfließen würden, und beschränke mich blos darauf, zu zeigen, wie Bibelgesellschaften ihre Absicht, die Bekanntschaft des gemeinen Mannes mit der Bibel zu befördern, auf einem solchen Wege ungleich leichter und sicherer erreichen würden, und auf eine freudige Mitwirkung jedes denkenden und rechtschaffenen Religionslehrers rechnen dürften.

Der wichtigste Einwurf der Gegner der Bibelgesellschaften besteht bekanntlich darin, daß der gemeine Mann nicht im Stande sey, die ganze Bibel zu verstehen, und um dieses Einwurfs willen weigern sie sich, an diesem Institute, welches die Absicht hat, die Gesammtbibel in die Hände des gemeinen Mannes zu bringen, Antheil zu nehmen. Dieser Einwurf würde vollkommen beseitigt, wenn von Zeitraum zu Zeitraum nur deutliche, der Fassungskraft des gemeinen Mannes angemessene, und auf seine Empfindung fruchtbar wirkende Stellen zu seiner Bekanntschaft gebracht würden.

Digitized by Google

Durch die Einführung eines Abdrucks dieser Stellen zu Leseübungen in die Schulen würde diese Bekanntschaft mit denselben eine jugendliche, die sich eben darum, weil sie frühzeitig aufs Gedächtniß gewirkt hat, das ganze Leben hindurch in der Erinnerung erhalten und in reifern Jahren, ihrer Deutlichkeit wegen, auch auf Verstand und Empfindung wirksam zeigen würde. Zu einem solchen Zwecke würde jeder denkende und empfindende Nichttheolog gern und freudig mitwirken, und die Anzahl der Mitglieder der Bibelgesellschaft würde sich schnell vermehren. Der Fonds würde sich vergrößern, und das Institut würde in den Stand gesetzt werden, hunderttausende von Abdrücken theils für einen geringen Preis, theils als Geschenke von Zeitraum zu Zeitraum zu verbreiten. Dann würden auch die Religionslehrer der Absicht des Instituts freudig zu Hülfe kommen können. Directe und bestimmt: das Institut würde jeden Prediger mit einer ungemessenen Anzahl solcher Abdrücke versehen, die er in seinen Schulen theils verschenken, theils an seine Gemeindeglieder verkaufen und den Ertrag an den Fonds einsenden könnte. Indirecte und entfernt: durch die Erläuterung solcher Pericopen im kirchlichen Unterrichte. Ja ich getraue mich, zu behaupten, daß die Neuheit der Pericopen Manchen, der sonst nur selten in der Kirche sich sehen ließ, zur öftern Besuchung derselben reizen würde.

Jede menschliche Einrichtung reift nur durch Verbesserungen zur Vollkommenheit, insofern man das, was Menschen hervorzubringen vermögen, vollkommen nennen kann; und „große Wahrheiten gehen nur durch das gemeinschaftliche Wählen des gesammten Denkerpersonale hervor,“ sagt der geniale Jean Paul Friedr. Richter im Hesperus; das erhellt aus der Geschichte des Instituts der Bibelgesellschaft.

Digitized by Google

Mir ist von der Entstehung und von dem Geschichtlichen dieses Instituts nichts weiter bekannt, als was die literarischen öffentlichen Nachrichten davon mitgetheilt haben. In der engländischen Provinz Wales oder Wallis, wo noch große Unwissenheit herrscht, wo, wie in England überhaupt, die niedere Menschenklasse sehr arm ist, und wo die Bibel ein, wegen des theuern Preises der Bücher in England, unter dieser Menschenklasse sehr seltnes Buch war, kamen mehrere Predicer vor Jahren auf den Gedanken, sich in eine Gesellschaft zu vereinigen, und die fromme Wohlthätigkeit der Reichen zum Zweck des Ankaufs von Bibeln zu Geschenken an die Armen in Anspruch zu nehmen. Die Gesellschaft wuchs nach und nach an Mitgliedern, und verschaffte sich vorzüglich dadurch einen sehr ansehnlichen Fonds zur Bestreitung ihrer großen Ausgaben, daß sie sich an die zu London errichtete und durch alle Theile Großbrittaniens verbreitete Gesellschaft zur Beförderung der Bekanntmachung des Christenthums in entfernten Gegenden der Erde unter den sogenannten Wilden wendete. Auch war es wohl sehr natürlich und nothwendig, daß man zuvor in England selbst, im christlichen Vaterlande, der Wildheit durch Unterricht zu steuern suchen mußte, ehe man seine wohlthätigen Absichten auf die Wilden in entfernten Erdgegenden richten durfte. Es hätte sonst angewendet werden können, was Rousseau sagt: „Mancher liebt die Hottentotten und Neger, um eine Entschuldigung zu haben, daß „er seine Nebenmenschen in der nächsten Umgebung nicht „liebt.“ —

So wie es mehrern Unternehmungen geht, so fand auch diese an und für sich selbst nützliche Unternehmung — Widerspruch, und es ist auffallend merkwürdig, daß dieser Widerspruch gerade von Seiten der sogenannten orthodoxen bischöflichen oder anglikanischen Kirche am stärksten und fortdauernd ertönt. Diese bischöfliche Kirche nämlich ist die herrschende in England und wacht besonders darüber, daß der Katholi-

Digitized by Google

cismus dort nicht die Oberhand wieder bekomme. — In den öffentlichen Nachrichten (Hamburger Corresp. 1816. Num. 147. Wien vom 4. Sept.) haben wir gelesen: „der Agent der engländischen und fremden Bibel„gesellschaften, Herr Robert Pinkerton, ist wieder von hier „abgereist. Er scheint geringe Hoffnung zur Gründung einer „Gesellschaft in unsern (den österreichischen) Staaten mitge„nommen zu haben, welche selbst in England unter „den orthodoxen Bischöfen der anglikanischen „Kirche so großen Widerspruch gefunden hat.“ In einem der folgenden Stücke des Correspondenten wird die Aufklärung über diesen mißlungenen Versuch dahin mitgetheilt, daß „nach den Grundsätzen der katholischen Kirche das Lesen „der Bibel nicht erlaubt sey, und daß also der Versuch, in „einem katholischen Lande eine Bibelgesellschaft zu errichten, „habe mißlingen müssen.“ *)

Es läßt sich nicht deutlich einsehen, warum die bischöfliche orthodoxe Kirche in England, welche gegen den Katholicismus eifert, dennoch zugleich eine Gegnerin der Bibelgesellschaft ist, die doch den Zweck beabsichtigt, die Bekanntschaft mit der Bibel zu befördern, wodurch — nach allgemeinen protestantischen Begriffen — auch die urkundliche Kenntniß der Religionswahrheiten verbreitet werden soll. Die engländischen Bischöfe, als Staatsmänner und zum Theil Mitglieder

*) Cum experimento manifestum sit, si sacra biblia vulgari lingua *passim sine discrimine* permittantur, plus inde ob hominum temeritatem detrimenti, quam utilitatis hac in parte indicio eius capi aut inquisitoris *stetur*, ut cum consilio parochi vel confessionarii bibliorum a catholicis auctoribus versorum lectionem vulgari lingua eis concedere possint, quos intellexerint, ex huiusmodi lectione non damnum, sed fidei atque pietatis augmentum capere posse, quam facultatem in scriptis habeant. Acta conc. Trit. sess. 18.

Digitized by Google

des Oberhauses im Parlament, müssen allerdings zu ihrem Widerspruche einen sehr wichtigen Grund haben, der, wenn sie sich nicht selbst widersprechen und inkonsequent handeln wollen, aus ihrer vorher genannten ursprünglichen Tendenz herfließen muß, und der vielleicht in England, und durch literarische Nachrichten auch in Deutschland bekannt seyn mag, den aber, wie ich gern gestehe, ich nicht kenne und anzugeben vermag, wenn ich mich nicht auf Muthmaßungen einlassen will. Dieser Grund des Widerspruchs sey aber, welcher er wolle, so haben unsere Bibelgesellschaften im protestantischen Deutschland nicht Ursache darauf zu achten, insofern sie sich nur in ihrem Zwecke zu größerer Vollkommenheit erheben.

Ich habe bereits zu zeigen gesucht, daß die Bibelgesellschaft,

theils um den Einwurf der Gegner zu entkräften, daß die Bibel kein Lesebuch für den gemeinen Mann sey, der der Vorkenntnisse, sie richtig zu verstehen, ermangele, theils um die Anzahl ihrer Mitglieder zu vermehren, und sich einen größern Fonds zu verschaffen,

keine Gesammtbibeln verbreiten, sondern nur solche Abschnitte aus der Bibel abdrucken lassen möge, welche dem gemeinen Manne verständlich seyn können; und eben das ists, was ich unter der Vervollkommung des Zwecks der Bibelgesellschaft verstehe. Vielleicht hat selbst die Bibelgesellschaft in London das schon eingesehen, indem sie nach öffentlichen Berichten (Hamb. Corresp. 1816. Num. 184. Vom Main den 10. Nov.) einzelne Stücke aus der Bibel in fremden Sprachen der nicht christlichen Völkerschaften abdrucken läßt, wiewohl dieß dennoch nur halbe Maaßregeln sind.

Durch eine solche Vervollkommung des Zwecks würde dem gemeinen Manne wahrer Nutzen für seine Denkkraft und für seine Empfindung gestiftet werden. Unser gemeine Mann

ist kein Weiser, er ist in tausend Rücksichten schon weit in der Ausbildung seiner Denkkraft vorgeschritten; demohngeachtet aber besitzt er nicht die wissenschaftliche, und noch viel weniger die theologische Bildung, die zum richtigen und fruchtbaren Verstehen der Gesammtbibel erforderlich ist.

Ich habe — irgend wo — noch eine andere Erzählung über die Entstehung der Bibelgesellschaft in England gelesen, deren Richtigkeit ich aber, eben so wie die Richtigkeit der daraus hergeleiteten Folgerungen, dahin gestellt seyn lasse.

Die erste Bibelgesellschaft — hieß es da — formirte sich in England aus mehrern edeldenkenden Männern, welche gern Gutes wirken wollten. In England giebts nur Reiche und Arme. Die englandischen Gesetze verurtheilen den Schuldner zum Gefängniß, bis er bezahlen kann; wenn nun ein Armer etwas schuldig ist, so wird er gefangen gesetzt, und folglich hört sein Erwerb auf. Mancher Arme geht dann ganz zu Grunde, wenn er auch gern sich aus seinen Schulden hätte herausarbeiten wollen. Die Gesellschaft jener edeldenkenden reichen Männer hatte den Zweck, redliche Arme, die Schuldenhalber saßen, durch Bezahlung ihrer Schulden und durch Unterstützung zu retten und zu heben, und da ein solches Benehmen aus Grundsätzen der Bibel herfließt, so konnte sie sich keinen ehrwürdigern Namen beylegen, als den Namen der Bibelgesellschaft, d. h., einer Gesellschaft, die nach Grundsätzen der Bibel handelt. Nebenher suchte sie auch die Bibel unter den Armen bekannt zu machen, die, weil die Bücher in England sehr theuer sind, kein Geld hatten, sie anzukaufen, und also mit diesem Buche aller Bücher ganz unbekannt waren.

„Es ist lobenswürdig" — fährt nun der Urheber vorstehender Nachricht folgendermaßen fort — „es ist lobens„würdig, daß die Deutschen das Gute anderer Nationen nach„ahmen, denn so handelt der wahre Weise, er nimmt Alles,

„was er Gutes hört und sieht, in den Schatz seiner Kenntnisse „und Wirksamkeit auf, er ist ein Eklectiker; aber die Deut„schen haben bey der Nachahmung dieser löblichen engländi„schen Stiftung vergessen, das Locale zu prüfen und zu behe„rzigen. Sie haben den Hauptzweck jener Gesellschaft aus „der Acht gelassen, die Befreyung und Unterstützung redlicher „armer Schuldner, weil — sie dazu nicht so reich sind, als „die Engländer. Sie beschränken sich auf den Nebenzweck „jener englandischen Gesellschaft, auf die Austheilung von „Bibeln, die für ein geringes Geld angeschafft werden kön„nen.“ —

So weit jener Erzähler. Ich wiederhole, daß ich die Richtigkeit dieser Erzählung sowohl, als der damit verbundenen Folgerung, dahin gestellt seyn lasse, und gehe nun zu einem andern Gegenstande über, nämlich zu den religiösen oder evangelischen Vereinen, die sich in Deutschland hin und wieder gebildet haben.

Ohngeachtet ich gern zugebe, daß die Absicht der religiösen Vereine unstreitig eine gutgemeinte sey, so bin ich dennoch selbst weder ein actives, noch ein contribuirendes Mitglied irgend eines solchen Vereins, auch werde ich niemanden dazu bereden, es zu werden. Ich denke, „wir „sind allesammt Ein Leib in Christo Jesu,“ wir zählen uns zu dem großen Vereine, von welchem Christus das Oberhaupt ist, und befördern da, jeder in seiner Art und in seinem Wirkungskreise, Gutes in unserm Berufe, in unserm Umgange, in Freude und Leid. Um Gutes zu stiften, oder um gut zu werden, braucht man nicht erst in einen besondern Orden zu treten.

Von der Studirstube oder vom Betzimmer aus, wo man oft ein blos beschauliches Leben führt, sieht man die Welt ganz anders an, als sie wirklich ist, und es ist sehr deutlich zu bemerken, daß die Stifter der religiösen Vereine auf Mitglieder gerechnet haben, die sich einem beschaulichen Leben widmen

Digitized by Google

und mit Lesen beschäftigen können. Wer seine Zeit einer nützlichen Thätigkeit und Geschäftigkeit in seinem Berufe zutheilt, der wünscht oft bey dem Drange und bey der Anhäufung der Geschäfte, daß die Tagesstunden sich verlängern möchten, ja ich kenne selbst angesehene und gebildete Menschen, die mir öfter geäußert haben, sie fänden nicht einmal Muße, die Zeitung zu lesen, von denen also wohl nicht zu erwarten ist, daß die Empfehlung der von den religiösen Vereinen herausgegebenen Schriften, deren Character überdem ihrer geistigen Bildung nicht entspricht, Erfolg haben würde.

Auf den gemeinen Mann im Allgemeinen paßt der Zweck der religiösen Vereine, ihn durch Lesen der von ihnen bekannt gemachten Schriften zur Frömmigkeit zu bilden, vollends gar nicht, denn zum Lesen hat der gemeine Mann erstlich keine Zeit und Muße, weil er seine Zeit im Sommer wie im Winter zur Arbeit und zum Broderwerb für sich und für seine Familie anwenden muß; und zweytens fehlt es ihm — im Allgemeinen — zum Lesen an Lust und Trieb. Er hat keinen Sinn für das Lesen überhaupt, und noch weniger für das Lesen religiöser, und also, ihrem Character nach, ernsthafter Schriften. Es giebt Ausnahmen, aber sie sind selten, und hier ist die Rede vom Allgemeinen. Ich würde mich hier selbst wiederholen müssen, wenn ich diese beyden Umstände weitläuftiger erörtern wollte, denn das, was ich darüber zu sagen weiß, habe ich bereits oben bey meinen Bemerkungen über den Zweck der Bibelgesellschaften ausgesprochen, und darf mich deshalb darauf beziehen.

Wollte man sich zu religiösen Vereinen bilden, zu dem löblichen Zwecke, die Religiosität des gemeinen Mannes zu heben und zu befördern, so müßte man diesen Zweck nicht sowohl dadurch zu erreichen suchen, daß man dem gemeinen Manne Schriften in die Hände zu bringen trachtet, als vielmehr dadurch, daß man ihn anleitet, die sonntäglichen

Digitized by Google

öffentlichen Gottesverehrungen fleißig abzuwarten und die Stiftung des Abendmahls öfter zu feyern.

Zum Kirchengehen und zur Abendmahlsfeyer kann der gemeine Mann Zeit haben, wenn man ihm Zeit läßt; auch fehlt es ihm keinesweges an Sinn und Neigung zum Kirchengehen, nur muß dieser — erschlaffte Sinn, diese entschlafene Neigung wieder erweckt und gestärkt werden.

Es giebt nämlich Gegenden im deutschen Vaterlande — und die Gegend, in welcher der Verf. dieser kleinen Schrift wohnt, ist eine solche — wo der gemeine Mann, alt und jung, männlichen und weiblichen Geschlechts, im Sommer wie im Winter, unter dem Drucke eines unausgesetzten Hofedienstes schmachtet. Man könnte, wenn es gefordert würde, darthun, daß die in unsern Zeiten in solchen Gegenden erhöhete Kultur des Feldbaues den Verfall des Kirchengehens und der damit in Verbindung stehenden Abendmahlsfeyer nach sich gezogen hat. Besonders da, wo die Volksmenge nur gering ist, haben sich die Arbeiten und Beschäftigungen für den gemeinen Mann auf dem platten Lande, der sein Brod mit Handarbeit verdienen muß, so sehr vermehrt, daß auch selbst der Sonntag nur selten für ihn ein eigentlicher Ruhetag ist, denn er ist an diesem ihm einzig gehörenden Tage durch die dringendste Noth gezwungen, seine eigenen häuslichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, wenn er nicht zu Grunde gehen will; wozu noch kömmt, daß der Sonntag auch gewöhnlich der Zahl- und Lohntag ist, wo der Arbeiter, der des Lohns zu seiner Subsistens nicht entbehren kann, gegenwärtig seyn muß. Durch dieses unausgesetzte Treiben, durch diesen unaufhörlichen Druck der Last des Hofedienstes, der freylich dem Arbeiter Geldverdienst verschafft, der auch, wenn der Gutsherr oder der Pächter bestehen will, Statt finden muß, und der nur vielleicht erst in spätern Zeiten durch eine günstige große Vermehrung der Volksmenge, oder

durch eine andere Eintheilung, besonders der größern Landgüter gemildert werden wird, wird der gemeine Mann endlich ganz vom Kirchengehen und von der Abendmahlsfeyer entwöhnt; er ruhet, hat er keine eigenen Geschäfte, am Sonntage lieber aus, vorzüglich wenn er etwa weit nach der Kirche zu gehen hat, er verliert allmählig die Lust zum Kirchengehen und zur Abendmahlsfeyer.

Und man behauptet ja wohl nicht zu viel, wenn man sagt, es fehle in unsern Tagen einem sehr großen Theile der Mitglieder der christlich-protestantischen Religionsgesellschaft, auch selbst solchen, die nicht unter dem Zwange eines Hofedienstes stehen, an Lust zum Kirchengehen und zur Abendmahlsfeyer, denn die Klagen über leere Kirchen erschallen ja von allen Seiten, aus Städten so wie aus Dörfern. Ich kann mich nicht darauf einlassen, die Gründe dieses Mangels der Lust zu der öffentlichen Gottesverehrung und zur Abendmahlsfeyer auseinander zu setzen; nur das ist deutlich genug zu bemerken, daß Alt und Jung in den vornehmern und in den geringern Ständen sich vom Ernsthaften entwöhnt, und daß der Geist des Zeitalters Alles mit Frivolität angesteckt hat; ich kehre vielmehr zur Sache zurück, nämlich zu dem Zwecke, zu welchem man religiöse Vereine stiften sollte.

Jene durch Frivolität erstickte Neigung zum Ernsthaften wieder zu beleben, jene Lust zum Kirchengehen und zu der damit verbundenen Abendmahlsfeyer wieder anzufachen, das, das müßte der hehre Zweck derer seyn, die in einen besondern religiösen Verein zusammentreten wollen.

Die Großen, die Vornehmen und Angesehenen, die Gebildeten in einer Stadt — Männer und Frauen —, die Gutsherren und Pächter eines gewissen Kreises auf dem platten Lande — Männer und Frauen —, die Bürger und Hausväter und Hausmütter in den städtischen und ländlichen Familien müßten unter sich einen Bund machen: wir wollen

Digitized by Google

fleißig in die Kirche gehen, öfter das Abendmahl feyern, und unsere Kinder und unser Gesinde und diejenigen, auf welche wir wirken können, dazu anhalten. Das würde wirken. Wer alt genug dazu ist, der erinnere sich, wie es noch vor 40 bis 50 Jahren war. Damals gabs noch Väter und Mütter, Hausväter und Hausmütter, höhern und niedern Standes, die ihre erwachsenen Kinder und ihre Untergebenen zur Kirche anhielten und ihnen selbst das rühmliche Beyspiel dazu gaben. Dadurch wurden junge Leute aller Stände wenigstens gewöhnt, Gott und sein Wort wurde ihnen bekannt, und wenn es einem nur erst bekannt ist, so gewinnt man es bey reiferem Verstande lieb und immer lieber, je mehrern Nutzen man durch Befolgung aus eigner Erfahrung davon spürt. Jetzt ist das leider! anders, und wenn nicht die Neigung zum Ernsthaften und die Lust zum Kirchengehen und zur Abendmahlsfeyer wieder erweckt wird, so wird ein großer Theil der Mitglieder der protestantisch-christlichen Religionsgesellschaft endlich ganz verlernen, was Recht oder Unrecht ist, die Unwissenheit in Rücksicht auf Religionskenntnisse wird überhand nehmen und allgemein werden *), allen Lastern werden Thür und Thor offen stehen! Diese fürchterliche Perspective könnten religiöse Vereine verschließen, aber nicht durch die Beförderung des Lesens religiöser Schriften, denn es ist gezeigt, daß der größere Haufe dazu keine Zeit, dafür keinen Sinn hat; sondern durch Beyspiel und durch glimpfliche Vorstellungen zur Belebung der Lust zum Kirchengehen und zur Abendmahlsfeyer.

*) Ein vielseitig gebildeter Mann, der sogar den Namen eines Gelehrten hat, äußerte noch vor Kurzem im vollen Ernste die sonderbarsten Vorstellungen über Beichte, Abendmahlgeben und Sündenvergebung, wie man sie wohl kaum in Tetzels Zeitalter gehegt hat.

Digitized by Google

Zwischen Lesen und Hören, zwischen Lesen religiöser Schriften und Hören einer populären Predigt, ist für den gemeinen Mann, der in der Regel keine Lesebildung hat, ein Unterschied wie zwischen todt und lebendig. Was der gemeine Mann liest, das ist für ihn entweder todter Buchstabe, oder er versteht's auch verkehrt und unrichtig; aber eine populäre Predigt versteht er, sie ist ein lebendiges Wort voll Geist und Empfindung, und belebt auch ihn nach und nach zum Denken und Empfinden.

Und jenes herrliche Wort Quinctilians: excitat studium auditor! wie würde es an den Religionslehrern selbst seine Wahrheit bewähren! Wenn sie stets volle Versammlungen, auch von gebildeten Menschen, vom Lehrstuhle aus vor sich erblickten, so würden auch sie, die das Wort in diesen Versammlungen führen sollen, zu immer höherer Begeisterung angefeuert werden. Man darf sich wohl auf die Empfindung eines jeden rechtschaffenen Religionslehrers berufen: wie muß es ihn, wenn er sich gehörig zubereitet hat, und mit Interesse für irgend eine abzuhandelnde Religionswahrheit im Herzen den Lehrstuhl besteigt, wie muß es ihn kränken, wenn er nun ledigen Stühlen und Bänken, was er denkt und empfindet, vorsagen soll! Hat er sich darum so sorgfältig zubereitet? Freylich er hat für seinen Geist und für sein Herz gearbeitet, aber er wollte ja gern auch Andern für ihren Geist und für ihre Herzen nützlich seyn! Wenn es nur treu meint, so kann er allerdings auch getrost zu Gott hoffen, daß er auch vor wenigen und ungebildeten Zuhörern nicht ohne Nutzen redet, aber wahrlich! es bedarf, um in dieser Treue nicht nachlässig zu werden, einer großen Energie und eines zartempfindenden Gewissens!

Wollte sich nun ein religiöser Verein zum Zweck der Belebung der Lust zum Kirchengehen und zur Abendmahlsfeyer bilden, so müßte man diesen Zweck durch Beyspiel und durch Ermahnung zu erreichen suchen. Zwar vermag

Digitized by Google

ein gutes Beyspiel für sich selbst schon zu wirken, aber die Macht desselben wird ungemein verstärkt, wenn damit auch Ermahnungen verbunden werden; und umgekehrt: freylich werden die Mitglieder eines solchen Vereins ihren Ermahnungen auch durch ihr Beyspiel Nachdruck ertheilen müssen.

Wenn nun ein Mitglied eines solchen religiösen Vereins in der Stadt oder auf dem Lande, vornehmen oder geringen Standes, Gutsherr, Pächter Bürger, Meister, Hauswirth, selbst fleißig die öffentlichen Versammlungen zur Gottesverehrung besucht, und bey der Abendmahlsfeyer gern und oft erscheint, und also durch Beyspiel vorleuchtet, so müßte er etwa zu seinen Untergebenen, Taglöhnern, Gesellen, Dienstboten männlichen oder weiblichen Geschlechts, folgendermaßen liebreich und glimpflich sprechen, besonders wenn er sie in den Dienst nähme oder mit ihnen in Verbindung träte: „Ich „werde es gern sehen, wenn Ihr fleißig in die Kirche und „zum Abendmahl geht. Zwingen kann und will ich Euch „freylich nicht dazu, denn das Kirchen- und Abendmahlgehen „ist eine Verehrung Gottes, und diese soll etwas Freywilliges „seyn; der Mensch muß darüber mit seinem eigenen Gewissen „Rechnung halten; aber ich muß Euch doch gestehen, daß ich „von solchen Leuten, die nicht in die Kirche und zum Abend„mahl gehen, nicht viel halte, denn sie geben dadurch zu er„kennen, daß sie das Gute nicht lieben, und ich glaube, daß „sie nach und nach verwildern. In der Kirche wird man doch „an dieß und jenes, was recht oder unrecht ist, erinnert, „was man sonst ganz und gar vergessen würde; bey der Vor„bereitung zur Abendmahlsfeyer wird man auf sich selbst und „auf seinen Christenstand aufmerksam gemacht, und kömmt „zur Besinnung, wenn man etwa im Guten träge und nach„lässig geworden wäre. Es wird also Euer eigener Vortheil „seyn, wenn Ihr meinen Wunsch erfüllt, fleißig in die Kirche „und zum Abendmahl geht, und auch die Eurigen dazu an„haltet und ihnen ein gutes Beyspiel gebt; Ihr werdet nicht

Digitized by Google

„nur im Guten zunehmen und Gott wohlgefällig werden, „sondern auch ich werde Euch um deswillen lieb haben und „werthschätzen u. s. w.“ Mich dünkt, eine solche freundliche Vorstellung, wenn sie durch eigenes Beyspiel verstärkt wird, würde gewiß nicht fruchtlos seyn, denn viele von den Menschen aus den genannten Klassen, gegen welche ihre Herren doch Pflichten der Menschenliebe ausüben sollen, sind deswegen gleichgültig gegen das Kirchen- und Abendmahlgehen, weil niemand sich darum bekümmert, ob sie in die Kirche und zum Abendmahl gehen, oder nicht, und — weil sie keine guten Beyspiele sehen.

Es sey mir vergönnt, ein herzerhebendes Beyspiel zu erzählen, wie vieles Gute man in der angezeigten Art bewirken könne, wenn man wolle.

Als der sel. *** sein Gut ** in Besitz genommen hatte, so ließ er an einem Sonntage Nachmittags alle Hausväter, Unterthanen und Einwohner seines Guts zu sich auf den Hof in einen Saal bestellen. Sie hatten einen Kreis um ihn geschlossen, und er redete folgendermaßen zu ihnen: „Ich bin „durch die Fügung Gottes Besitzer von diesem Gute ** und „also Euer Gutsherr geworden; ich gelobe Euch vor Gott eine „herzliche Fürsorge für Euer Bestes, aber ich verspreche mir „auch von Euch Allen Gegenliebe, Zutrauen, Treue und „Gehorsam. Ich war heute Vormittag in der Kirche, und „habe da zu meinem Bedauern bemerkt, daß die Zahl der „Zuhörer nur klein war, da doch dieser Ort so volkreich ist. „Ich muß Euch sagen, daß ich ein Freund vom Kirchengehen „bin, und wünsche daher, daß Ihr es auch seyn möget. „Es kann freylich niemand dazu gezwungen werden, denn „Gott will nicht aus Zwang, sondern gern und freywillig verehrt seyn, aber ich gestehe doch, daß ich kein Zutrauen zu „einem Menschen haben kann, der darin nachlässig ist, und „daß ich glaube, er werde auch in der Abwartung seines Be„rufs sich nachlässig beweisen. Ich werde Euch mit meiner

„Familie immer ein gutes Beyspiel geben, und soll ich Zu„trauen zu Euch haben, so folgt meinem Beyspiele auch mit „Euern Familien. Unser Prediger hat heute für künftigen „Sonntag die Feyer des Abendmahls angekündigt, ich bin „gesonnen, mit den Meinigen an der Abendmahlsfeyer Theil „zu nehmen, und werde mich herzlich freuen, wenn ich recht „viele von Euch in meiner Gesellschaft dort finde. Heute „sollt Ihr fröhlich seyn, ich habe für die Unterhaltung einer „anständigen Lustbarkeit gesorgt, an welcher auch Eure Wei„ber und Kinder Theil nehmen können.“

Diese Anrede des wahrhaft religiösen Mannes hatte einen tiefen Eindruck gemacht; der folgende Sonntag war ein sehr feyerlicher Tag für mich, denn ich sahe nicht nur eine ungewöhnlich zahlreiche Versammlung in der Kirche, sondern auch diesen vortrefflichen tief geräheten Mann mit seiner ganzen Familie in der Mitte seiner Untergebenen am Tische des Herrn. Er hielt, was er versprochen hatte, er leuchtete mit seinem Beyspiele vor. So lange er lebte, hat er fast keine einzige öffentliche Gottesverehrung versäumt, auch die ungünstigste Witterung nicht, auch die größte Kälte nicht konnte ihn abhalten, mit den Seinigen in der Kirche zu erscheinen. Er mußte nach wenigen Jahren aus dem Erdenleben scheiden; ich blicke jedes Mal, wenn ich den Lehrstuhl besteige, wehmüthig nach der Stelle hin, wo er als aufmerksamer Zuhörer saß, ich vermisse den liebevollen Händedruck, durch welchen er mir seine Erkenntlichkeit für Erbauung bezeugte; aber sein schönes Beyspiel wirkt fort auf die Gemeinde, denn seine hinterlassene Familie wandelt in seinen Fußtapfen.

Männer von dieser Art — auf dem Lande und in den Städten — müßten sich zu religiösen Vereinen bilden. Und warum sollte das nicht möglich seyn? Man tritt ja, wie die öffentlichen Nachrichten melden, in Berlin, in Brüssel

Digitized by Google

in Vereine, keine englischen Manufacturwaaren zu gebrauchen, und dehnt diese Zusagen auch auf Familien und Hausgenossen aus; warum sollten Herren und Familienväter sich nicht auch zu dem moralischen Zwecke vereinigen können, das Kirchen- und Abendmahlgehen in ihren Wirkungskreisen zu befördern?

Ich weiß sehr wohl, daß der rohe Haufe, den glimpfliche Vorstellungen und Beyspiel auf die geschilderte Art in die Kirche und zum Abendmahl gleichsam hinziehen, das Kirchen- und Abendmahlgehen vielleicht anfänglich als ein bloßes opus operatum treiben wird, aber müssen rohe und verwilderte Menschen nicht erst zur Legalität gebildet werden, ehe sie zur Moralität erhoben werden können? muß nicht der rohe Marmorblock erst aus dem Erdboden bearbeitet werden, ehe der genialе Bildner ihn zur Minerva erheben kann? Wo soll bey dem rohen Haufen der gute Wille, sich durch die Religion zur Moralität bilden zu lassen, erweckt werden, wenn es nicht in der Kirche und bey der Vorbereitung zur Abendmahlsfeyer durch den Zuspruch und durch die Vorstellungen des Lehrers geschieht? Was für Gelegenheit haben diese Menschen sonst, zur Bildung ihres Verstandes und ihrer Empfindung, und also zur Religiosität und zum moralischen Handeln, angeleitet zu werden, als die Kirche, diese Sonntagsschule für die Erwachsenen, und die Feyer des Abendmahls? Ihr mögt ihnen ganze Bibliotheken von religiösen Schriften geben, sie werden nicht lesen, oder das Lesen wird ihnen wenig nützen, denn sie haben keine Zeit dazu und verstehen nicht zu lesen. Aber gebt ihnen nur, besonders auf dem Lande, durch glimpflichere Einrichtung ihrer Berufsgeschäfte und des Hofedienstes Zeit und Muße zum Kirchengehen, ermuntert sie durch Beyspiel und durch menschenfreundliche Vorstellungen, den öffentlichen Unterricht in der Religion zu besuchen, so wird, wie Jesus,

unser Herr, sagt, der Acker ihres Herzens nach und nach zubereitet werden, und manches Saamenkorn des Guten wird darin keimen, aufgehen, und im Berufe, im Umgange, in Freude und Leid hundertfältige Früchte tragen. Dann erst wird ihnen das Lesen guter religiöser Schriften nützlich werden können, wenn ihre anderweitigen Geschäfte ihnen Zeit dazu verstatten.

Ich habe öfter die Bemerkung gemacht, daß Herren von ihren Untergebenen Nachdenken und Ueberlegung verlangen; sie schelten und schmähen über Dummheit, Unverstand, Unempfindlichkeit, Mangel der Achtung und Liebe, des Zutrauens, der Dankbarkeit; sie klagen über Untreue, Pflichtvergessenheit in den angewiesenen Geschäften u. s. w. Sie nehmen ihre eigene Bildung und Moralität zum Maaßstabe der Bildung und Moralität dieser armen Menschen, und denken nicht daran, daß sie von Jugend auf ganz andere Gelegenheit hatten, an ihrem Verstande und an ihrem Herzen ausgebildet zu werden, — lassen ihnen auch wohl nicht einmal Zeit, oder treiben sie nicht durch Beyspiel und Vorstellung an, für ihre moralische Bildung zu sorgen. Sie glauben oft Wunder! wie besorgt sie für das Seelenheil und für die Seligkeit ihrer Unterthanen oder Untergebenen sind, wenn sie veranstalten, daß nach dem Prediger geschickt, oder daß der Prediger mit Pferden vom Hofgespann geholt werde, um einem Kranken, oder mehrentheils schon Sterbenden, der nicht mehr hören und sprechen kann das Abendmahl zu reichen, oder einem neugebornen schwächlichen Kinde die Nothtaufe zu geben. Oft geschieht das noch dazu zur unbequemsten Zeit — in der Nacht oder — was noch schlimmer ist — Sonntags früh, wohl gar mit der Begrüßung: die Predigt später angehen oder den Küster lesen zu lassen. — — Was für elende Begriffe solche Herren wohl von den Geschäften eines rechtschaffenen Religions

lehrers und vom Abendmahlsgenusse auf dem Krankenbette oder von der Taufe haben mögen! Und eben diese Herren bekümmern sich nicht im geringsten darum, ob ihre Untergebenen, Tagelöhner, Knechte, Mägde, in die Kirche und bey gesunden Tagen zum Abendmahl gehen oder nicht!

Mein Urtheil über religiöse Vereine geht also dahin: man stifte religiöse Vereine, nicht um das Lesen religiöser Schriften unter dem großen Haufen zu befördern, denn der große Haufe hat dazu keine Zeit und hat dafür keinen Sinn; sondern um durch Beyspiel und Vorstellung die fleißige Theilnahme an dem öffentlichen Religionsunterrichte und an der Feyer des Abendmahls wieder zu beleben.

Digitized by Google

VI.

Synodal-Bedenken

oder

Vorschläge, Wünsche und Bitten,

veranlaßt durch den Entwurf der neuen Synodal-Ordnung,
und am 24sten September 1817 vorgelesen
von einem Landpfarrer.

Da der höhere Wille uns erlaubt hat, den bereits mitgetheilten Entwurf der Synodal-Ordnung in weitere Berathung zu nehmen und unser Gutachten darüber abzugeben, sodann aber auch schon in dieser ersten Zusammenkunft zu verhandeln über Hindernisse und Beförderungsmittel des kirchlichen Lebens, um daraus Vorschläge für die hohe Provincial-Synode zu bilden: so erlaube ich mir, der hochw. Brüdersynode

A) über vorbenannten Entwurf,

B) über Hindernisse und Beförderungsmittel des kirchlichen Lebens

folgende Gedanken, zur vielleicht beliebten Anlage an das Protokoll des heutigen Tages, schriftlich mitzutheilen.

Digitized by Google

A) Ueber den Entwurf ꝛc.

Nachdem ich darüber einige, bereits erschienene Druckschriften gelesen, welche schon so vieles — vielleicht nur zu vieles — Problematische zum weiteren Bedenken aufgestellt haben, ist mir noch Folgendes — vorzüglich aus dem Gesichtspunkte des Landpfarrers — anzuführen übrig geblieben. Ehe ich jedoch die zu berührenden §§. der Reihenfolge nach erwähne, sey es mir erlaubt, über den eigentlichen Berathungs-Gang der Kreissynoden folgenden Wunsch vorzutragen.

Es ist der großmüthige Wille unsers guten Königes, daß die Kirche, die Schwester des Staates, im Schooße und Schutze ihres Bruders, ein durch sich selbst organisirtes Ganze werde; ihre Form und Farbe, entstellt und flech geworden durch der Zeiten Sündenhauch, soll sich neu bilden, und zwar durch sich selbst; aus dem Schooße der Synoden soll die neue Verfassung hervorgehen, und zwar keine monarchische, auch keine aristokratische, sondern — wenn das Wort gelten darf — eine pankratische; der Gesammtwille soll dem Könige als Oberbischofe vorgelegt, und entweder gebilligt zum Gesetze geweihet, oder als unstatthaft verworfen werden. Ist aber dieser Gesammtwille nicht vielen Gefahren der Umgestaltung und Entstellung ausgesetzt, bevor er zu den Stufen des Thrones gelangen mag? Andere Erörterer haben besonders von dem Uebergewichte der Superintendenten in Stimmen und Vorschlägen viel Nachtheiliges gefürchtet, und die niederschlagende Besorgniß geäußert, es könnte dadurch wohl mancher reiflich erdachte Vorschlag eines sogenannten niedrigern Geistlichen schon in der Geburt erstickt werden. Wohl ist's bisher an manchen Orten so geschehen; und dürfte dergleichen ferner zu fürchten stehen, wenn nicht die ausdrücklich fixirte Stellung dieses primi inter pares nach den Worten des Entwurfes, und

Digitized by Google

besonders folgendes, ganz einfache und natürliche, aber im Entwurfe nicht genau vorgeschriebene, sondern den Synoden selber zu ergreifen überlassene Gegenmittel alle solche Besorgniß verscheuchen müßte. Es heißt mit einem Worte: Stimmenmehrheit. Wenn die zu besprechenden Hauptgegenstände nach einer gleich anzugebenden Idee für jeden Versammlungstag bestimmt sind, so muß die Meinung eines jeden Synodalen — möge er sie nun mündlich oder schriftlich abgeben wollen — der Reihe nach abgehört werden, indem der Scriba die Hauptgründe dafür und dawider bemerkt; sodann wird durch schriftliche Scrutinien die Mehrheit der Stimmen herausgebracht, und nur bey Gleichheit derselben hat der Superintendent das votum decisivum. Geht dann auch der beygemeinte Vorschlag nicht durch, so hat doch der Proponent das seinige gethan; sein Wunsch ist nicht durch ein fruchtloses Hin- und Herreden matt gemacht, am Ende ganz niedergesprochen (um nicht zu sagen: geschrieen!); und der Superintendent hat bey der Vorlegung des Beschlusses vor die Provincialsynode keine Verantwortlichkeit zu fürchten; er referirt blos historisch die Mehrmeinung, und kann, wenn er es für gut findet, hinzufügen, ob auch die seinige darunter begriffen sey, oder ob sie zur Minderzahl gehört habe. Höchst wichtig ist dieses synodische Grundgesetz; möchte es entweder freywillig beliebt oder von höherem Willen geboten werden! —

Eben so wichtig ist zum andern die Festsetzung der zu besprechenden Gegenstände. Bleibt diese jeder Kreissynode allein überlassen, so kann dieselbe bey dem besten Willen doch leicht das Minderwichtige hervorziehen; oder, wenn auch alles, wovon zu reden noth thut, gleich wichtig gehalten würde, so ist es doch unvermeidlich, daß derselbe Gegenstand von einer Synode heute, von vielen anderen aber vielleicht erst nach Jahr und Tag zur Sprache gebracht

Digitized by Google

würde; und ein unabsehbar gemischtes Feld hätten die Provincialsynoden schon zu durchlaufen, der höheren Instanzen gar nicht einmal zu gedenken. Unstreitig muß aber diesen daran gelegen seyn, über einen und denselben Gegenstand die Meinungen und Vorschläge aller Kreissynoden auf einmal vorgelegt zu erhalten, um nicht durch später einlaufende Ansichten, vielleicht richtiger als die früheren und denselben widersprechend, in der weiteren Beurtheilung und Berichterstattung gestört und aufgehalten zu werden. Diese Vorlegung auf einmal ist aber nur dann möglich, wenn sämmtliche Kreissynoden — wenn gleich nicht an einem und demselben Tage, doch ohngefähr in demselben Monate — nur über dieselben Gegenstände sich zu berathen und zu protokolliren haben. Wie aber soll diese Einheit und Gleichzeitigkeit bewirkt werden? Unstreitig am besten durch die so zweckmäßig angekündigten Synodalblätter. Diese müßten bey guter Zeit im Voraus alle die Punkte aus dem Gebiete der Liturgie, der Kirchendisciplin, der Lehrmittel, besonders aus dem schwierigen Kapitel vom Verhältnisse der Kirche zum Staate, und wie die nöthigen Gegenstände weiter heißen, welche gleichzeitig besprochen werden sollen, am besten Frageweise aufstellen. Diese Fragen erhält jeder Synodale früh, überdenkt und bearbeitet sie bis zur nächsten Versammlung, giebt dann in der oben beschriebenen Form seine Meinung ab, u. s. w. Nur auf diese Art ist es möglich, daß eine Sache bis zu dem möglichst-kürzesten Termine gänzlich abgeschlossen der höheren Prüfung vorgelegt werden könne, ohne daß noch mehrere, vielleicht bedeutende Stimmen darüber rückständig bleiben müßten. Von wem aber diese Synodalfragen ausgegeben werden sollen? Mit Vertrauen dürfen wir sie wohl vom hochpreißlichen Departement, durchs hochw. Consistorium, erwarten; und mit der Zeit, wenn die Hauptpunkte werden beseitigt seyn, auch uns die Erlaubniß erbitten, dergleichen aufstellen zu dürfen nach örtlichen Ver-

Digitized by Google

hältnissen und Erfahrungen. So würde auch dem strengsten Synodalgeiste genügt; und vermieden würde der große Zeitverlust, der mit einem anderswo gethanen Vorschlage, die Beschlüsse und Wünsche jeder einzelnen Kreissynode erst auch allen andern mitzutheilen, bevor sie zur Provincialsynode gelangten, unvermeidlich und zum größten Schaden der guten Sache verbunden wäre. Diese unsere erste Zusammenkunft würde daher am besten als eine bloße Präliminar-Synode anzusehen seyn, für welche aber ebenfalls der zu besprechende Gegenstand allen gemeinsam und gleichzeitig vorgelegt ist, nämlich — der ganze Entwurf.

Indem ich nun die §§. desselben durchgehe, kann ich nicht unterlassen, den unbekannten hohen Abfassern desselben den aufrichtigsten Zoll des Dankes dafür zu entrichten, daß gleich §. 5. verheißen ist, Vorschläge über angemessen scheinende Abänderungen, nähere Bestimmungen ꝛc. vorurtheilsfrey auf- und anzunehmen. Den ersten Gebrauch von dieser apostolischen Erlaubniß mache ich bey den §§. 8—21, verbunden mit 29 und 35; und kann nicht unterlassen, dabey folgendes Bedenken vorzutragen. Mit der erfreulichen Erlaubniß, den Entwurf in Berathung nehmen und Vorschläge zu Abänderungen thun zu dürfen, scheint mir der bereits erlassene Befehl, die Presbyterien noch vor dieser ersten Synode einzuführen, im Widerspruche zu stehen: denn dadurch wird es ja unmöglich, die auch über dieses Kapitel vorzubringenden Bedenken zu berücksichtigen. Deren giebt es aber unstreitig mehrere, da jene, dem apostolischen Geiste so angemessene Idee, wegen ihrer Anwendbarkeit auf dem Lande in mancher Hinsicht Schwierigkeiten hat, am meisten bey Pfarren adeligen Patronates. Der Patron soll Mitglied des Presbyteriums seyn; wird er sich aber das Präsidium des von ihm in der Regel gering geachteten, und wenn auch geachteten, doch nicht beschützten und geliebten, ja leider! oft ohne allen Rückhalt verachteten, verkleinerten und verlästerten Pfarrers gefallen

lassen wollen? Wird er sich den Ort und die Zeit der monatlichen Zusammenkünfte wollen vorschreiben lassen? Wird der Pfarrer, auch durch das möglichste Entgegenkommen und Anbequemen so manche andre Vorurtheile niederkämpfen können? Ja, es haben sich bereits Mehrere dieses Standes dahin vernehmen lassen, daß die übrigen Glieder des Presb. — aber nicht als Mitglieder von ihnen zu betrachten — immerhin könnten gewählt werden; daß sie denselben jedoch nie Einfluß und Mitsprache bey der Verwaltung des Kirchenvermögens u. dergl. gestatten würden. Wir haben bisher Kirchenvorsteher gehabt; aber es hat viele Gemeinen gegeben, in denen sie zu nichts weiter gebraucht worden sind, als zu dem sogenannten Säckelträger-Amte; vergebens haben sie sich nach manchen mit dem Kirchenvermögen vorgenommenen Veränderungen oft erkundigt; der Patron hat eigenmächtig darüber geschaltet und gewaltet; ja es ist sogar der Fall vorgekommen, daß ein Kirchenpatron, ohne Prediger und Kirchenvorsteher zu fragen, die nur angemessene Versicherungssumme einer großen und schönen Dorfkirche in der Feuerkasse bis auf ein Sechstel herabgesetzt und dadurch jener Gemeine das Vermögen benommen hat, ihr durch eine Feuersbrunst eingeäschertes Gotteshaus wiederherzustellen; oder wenn sie auch wieder vier Wände erbauen sollte, so wird keine Glocke die Lebenden zum Gebete und die Entschlafenen zur Ruhestätte rufen; so wird kein Orgelton die Seele zum Himmel emportragen, kein Schmuck die Religion freundlich versinnlichen; mit Thränen nur werden sie einweihen das neue Heiligthum des Herrn, indem sie daran gedenken, was sie an dem verlornen besessen, und was sie wieder hätten erbauen können, wenn nicht——! Ja, wenn bald vor den Ohren der Bedienten, bald an den Tischen öffentlicher Gastgeber nicht nur Individuen, sondern auch das Ganze des geistlichen Standes von stachelichten Zungen verächtlich und lächerlich gemacht wird; wenn sogar über dasjenige, was der Prediger auf der Kanzel gesprochen, ohne

Digitized by Google

Anfrage bey der geistlichen Behörde, ein gerichtliches Verhör von dem Patrimonialrichter angestellt werden durfte, und dem Angefochtenen, dem nichts zur Last gelegt werden konnte, für diese Unbill, für dieses mehreren Beichtkindern gegebene Aergerniß nicht die geringste Genugthuung geworden: o dann ist von dieser Seite wohl wenig zu hoffen! Ein Mitglied des Presbyt. soll Armenpfleger seyn; wenn aber ein Patron über reichliche Armenkassen seiner Dörfer, von den Vorfahren gesammelt, eine solche Vorgewalt ausübt, daß nur er die Ausgaben bestimmt, wie kann da die gehoffte Wirksamkeit des Presbyt. zu Stande kommen? Bevor nicht den Gutsbesitzern, welche Kirchenpatrone sind, höhere und bindende Befehle hierüber zugetheilt werden können, müssen viele Landpfarrer sich in großer Verlegenheit wegen der Einrichtung des Presb. befinden: denn sie können voraussehen, daß sie ein Etwas stiften werden, welches schon vom Anfange an einen Widerspruch in sich enthält. Hierzu kommt noch dies: Mitglieder des Presb. sollen durch frommes Familienleben, durch fleißigen Kirchenbesuch, durch Theilnahme am Genusse des heiligen Mahles sich auszeichnen. Wie oft aber wird man bey den Patronen dieses alles vermissen! Wie manche Kirche ist leer geworden, seitdem der Oberherr nicht mehr erschienen! Wohl giebt es rühmliche Ausnahmen; wohl ist mancher Grund- und Oberherr ein wirklich edler Mann; aber, wenn hier und dort das unter Mooshütten hervorstrahlende Schloß ein Wohnplatz der Laster ist, die durchs Presbyt. unterdrückt werden sollen; wenn es geworden ist zum Tugendgrabe für manche Jungfrau der Gemeine; wenn dort gerade der Giftborn sprudelt, aus welchem sündige Ansteckung und moralische Entnervung in so viele andere Glieder des Gemeinekörpers hineinfließt — — wie sollte dann der Besitzer desselben ein würdiges Mitglied des Presbyt. abgeben können? ja, wie sollte ein solcher, der das Urtheil der Tugend nicht einmal so viel achtet, um ihr Huldigung wenigstens zu heucheln, es

je nur seyn wollen? Mit Betrübniß haben viele Patronatspfarrer die Aussicht vor sich, entweder in einen heißen, und doch vermuthlich fruchtlosen, Kampf einzugehen; oder einen Baum pflanzen zu müssen, der einen falschen Namen trägt und — nie Frucht bringen wird.

Auch die übrige Gestaltung des vorgeschriebenen Presb. kann selbst der größten Bescheidenheit zu mancherley Bedenken Veranlassung geben. Viel hat der geistliche Stand durch, doch mehr noch ohne seine Schuld an Kraft und Ansehen verloren; und Individuen, welche kein Ansehen der Person scheuend, nur der Wahrheit huldigend, nur der höheren Pflicht gehorchend, nur vor dem Erlöser sich beugend noch Kraft und Ansehen behaupten, entbehren dabey — wie ihr Herr und Meister — gewiß oft den Beyfall mehrerer Gemeinglieder, vor allen aber die Gunst des Patrones. Durch die Presb., dürfen sie fürchten, kann der schwache Ueberrest des sogenannten, nie ganz zu entbehrenden Nimbus, wie durch Sturmeshauch, gänzlich und auf immer vernichtet werden. Denn die Mitglieder sollen den Geistlichen, ihren Beichtvater und Seelsorger, selbst erinnern können; je freundlicher, desto kränkender für den Mann von Pflichteifer und Ehrgefühl, denn um so kleinlicher und unmündiger erscheint er dabey. Wie? derjenige, der aller Pflichten Summa kennen und lehren muß, sollte von seinen Schülern an seine Pflichten erinnert werden dürfen? Und wenn es nun auf dem Lande wirklich Gemeinen gäbe, in denen, wie ein Synodalschriftsteller schon gefürchtet, nicht 4 bis 6 Männer aufzufinden wären, die nur über das Geringste dem Prediger Vorstellungen und Vorwürfe zu machen je sich einfallen lassen dürften? Wenn bey denen, die nicht durch gewisse Untugenden und Lieblingsfehler schon berüchtigt wären, das Unvermögen hiezu in gänzlicher Beschränktheit läge? Dann wäre also im Grunde niemand da; und doch sollen

immer mehrere ein solches Recht haben; sie werden also oft nicht wissen, was sie damit anfangen sollen, und um doch etwas anzufangen, das Falsche und Verkehrte ergreifen. Wohl klingt es unbefangen und schön, wenn gesagt wird: „Wir Geistliche können, wenn es uns Ernst ist um eine „gesegnete Amtsführung, nichts sehnlicher und dringender „wünschen, als in einer wohleingerichteten, auf der freyen „Wahl der Gemeine ruhenden und nicht zu kleinen Aeltes„stenversammlung uns mit der Gemeine enger zu verbinden, „sie in den Zusammenhang unsrer ganzen Amtsführung tie„fer hineinschauen zu lassen ꝛc. ꝛc.“ Kann sie dies aber auf dem Lande wohl? hat sie die Augen dazu, oder wird sie solche noch erhalten? Lassen andere Stände sich in ihr Werk und Wesen so tief hineinschauen? Wohl ist das geistliche Amt das lauteste, aber auch das stillste; wohl ist's das öffentlichste, aber auch das zurückgezogenste und verborgenste; darf der Geistliche also wohl anders als geistlich gerichtet werden? Muß er nicht mit Paulus sprechen können: „Es „ist mir ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde, „oder von einem menschliche Tage überhaupt!“ Dürfen solche Schafe wohl den Hirten meistern? Wie oft werden sie dann die Weide, auf welche er sie führt, unschmackhaft finden! Oder ohne Bild: Wie begierig werden viele Gemeineglieder ihre Befugniß ergreifen, um bey jeder neuschreinenden Anordnung des Pfarrers, sey dieselbe auch noch so weise, sich in Gegenkampf zu stellen! Und wie viele Mißbräuche sind vollends bey den Visitationen zu befürchten, besonders, wenn der Superintendent oder dessen Stellvertreter aus vielfach möglichen Ursachen gegen den abtretenden Pfarrer eingenommen, wohl gar erbittert wäre! Zu einem Tummelplatze der unchristlichsten Leidenschaften würde oft das Gotteshaus entweihet werden. Der Prediger allein soll abtreten — umsichtige Superintendenten verlangten es bey den sonstigen Visitationen nie — nicht aber auch die übrigen

Digitized by Google

Glieder des Presb. nach einander? „Dies würde zu weitläuftig werden.“ Gut! So werde auch nur in Gegenwart des Pfarrers gefragt: Wer etwas zu erinnern habe, das ohne Zorn und Eifer dort an heiliger Stätte verhandelt werden könne; so erlaube und empfehle man immerhin dem Aeltesten, Vereine Wachsamkeit auch über des Geistlichen Wandel und Werk; aber Klagen über Amtsentehrungen, Ungerechtigkeiten, Ausschweifungen sollten am Altare nicht einmal ausgesprochen werden; mögen sie auf anderem Wege zum Superintendenten gelangen! Für das öffentliche Verhör wird der unwürdige Geistliche seine Censoren schon zu bestechen und zu gewinnen wissen; zwey fallen in die Grube der Versuchung, der dritte schweigt jenen beyden zu Gefallen auch; und der Tadelswerthe bleibt — ungetadelt. Aber einen stillen Gang zur Beschwerdeführung, zur Anklage, die der Pflichtruf und das Gewissen, nach langem Kampfe vielleicht, aber dann desto strenger gebietet, thut der Unwillige eher.

Auch die Wahl der Presbyterienglieder durch die ganze Gemeine scheint sehr schwierig, und vor Mißgriffen weniger zu sichern, als wenn der Prediger allein, oder mit Zuziehung einiger angesehenen und bewährten Gemeineglieder wählen dürfte. In einem gewissen Dorfe sind der Schulze und erste Gerichtsmann weltbekannte Trunkenbolde; jener aus mehrfachen Ursachen nicht abgesetzt, ungeachtet schon mancherley Klage geführt worden; dieser — schon in grauen Haaren — ein Kinderspott; dennoch sind beyde nicht nur Regenten der Ortschaft, sondern auch sogar Schulvorsteher, und der Prediger hat aller Anstrengung ungeachtet diesen letzte, Würde und Achtung fordernde, Amt ihnen doch nicht abnehmen können, da der schulvisitirende Superintendent ihm — schwer zu glauben und doch wahr!! — das Widerspiel gehalten!!! Werden nun diese Schlemmer, da sie einmal den Gemeindescepter in so festen Händen halten,

nicht auch gar noch zu Mitgliedern des Presbyteriums gewählt werden müssen? Könnte aber diese gute Sache wohl verächtlicher und lächerlicher gemacht werden, als durch solche Wahl? Der Geistliche, als Präses, wird doch gleichsam verantwortlich für seinen Kirchen- und Gemeinde-Rath bleiben müssen; sollte er also die Glieder desselben wohl leichtsinnig und unbedachtsam wählen? Man überlasse ihm daher die Wahl! Nicht einmal ihre Schullehrer, nicht einmal ihre Schöppen dürfe die Gemeine jetzt allein wählen — und dies ist gut, indem solche Republiken sich leicht und oft vergreifen müssen — aber die ehrwürdigsten Aemter, die der Wächter am Altare des Gottes- und des Familienhauses sollten von ihnen allein besetzt werden? Mit einem Schlage könnte da des erleuchtetern Geistlichen redlichster Eifer oft vernichtet werden. Möge daher ihm allein zu wählen erlaubt und dabey vorgeschrieben werden, daß er bey der Abkündigung die Gemeine auffordere, hinsichts der ihnen vorschläglich genannten Vorsteher, einzeln oder insgesammt, ihre Meinungen und etwanigen Einwendungen, aber privatim im Pfarrhause, abzugeben. Dann wird auch hier dem strengeren Synodalgeiste genügt, ohne das Ansehen des Pfarrers erschüttert zu haben. Daß die vorgeschriebenen allmonatlichen Zusammenkünfte ein der guten Sache leicht nachtheiliges Zuviel werden könnten, indem zu hohe Foderungen am ersten eine saumselige Erfüllung zur Folge haben, wie unter andern auch die monatlich vorgeschriebenen Conferenzen der Schulvorstände beweisen, ist bereits von einem Anderen sehr einsichtsvoll auseinandergesetzt worden. Eine halb-, höchstens vierteljährige ordentliche, und nur in besonderen Fällen eine öftere Zusammenkunft des Aeltesten-Rathes wird hinreichend seyn. In Stadtgemeinen kann dem allen anders seyn, auf dem Lande aber ist's also. Dort würde auch dadurch schon Mißtrauen gegen den Geistlichen erweckt werden können,

wenn die bisher von ihm allein geführte Kirchenkassenrechnung ihm abgenommen und einem besondern Rendanten übertragen würde. Ueberhaupt scheint es nicht gut möglich, daß das Presbyterium noch vor Erscheinung der versprochenen Kirchen-Ordnung erwählt werden könne. Denn, soll jeder Gewählte — wie bey Vormundschaften — gezwungen seyn, das neue Amt anzunehmen oder nicht? Im ersteren Falle würde von seiner Verwaltung desselben wohl nicht viel Heil zu hoffen stehen, und im letzteren könnte die Kirchen-Ordnung ihm hinterher Pflichten und Geschäfte zuführen, die derselbe — besonders der Kirchenpatron — zu erfüllen und zu übernehmen nie gesonnen seyn möchte. Wie verlassen, und in welchem unangenehmen Kampfe stände dann wieder der Geistliche als Präses da! Möchte daher die Wahl und Einführung der Presbyt. nach diesen Vorschlägen zu modificiren und bis zur Erscheinung der Kirchen-Ordnung aufzuschieben höheren Ortes erlaubt werden. Dann können die Glieder desselben in einem feyerlichen Akte der Gemeine vorgestellt, in ihr Amt eingeführt und dazu eingesegnet werden, nachdem beyden Theilen der Inhalt der Vorschriften umständlich vorgelesen, erläutert und eingeschärft worden. Dabey erlaube man uns dann auch, den alten, schon verstandenen und auch noch passenden Ausdruck: „Kirchen- und Gemeinde-Vorsteher“ zu gebrauchen. Nur möge auseinandergesetzt werden, daß dies neue Amt viel wichtiger, viel mehr umfassender als das der ehemaligen Kirchen-Vorsteher sey. Die Frage mit dem griechischen Worte: „Willst du Presbyter werden?“ könnte schon allein Manchen zurückschrecken.

ad §. 30. Nur dann, wenn ein Superintendent einen Ruf hat, der auf seinen ganzen Stand Schatten werfen muß, wäre zu wünschen, daß ihm das Vorrecht solcher Untersuchungen und Rügen durch die Synode vorweggenommen würde: denn fehlte er, welches freylich oft der Fall seyn kann, so mag der Angegriffene und ungerecht Behandelte sich beym General-

superintendenten beklagen. Wo aber werden unter den pares viele seyn, die es gern übernehmen möchten, einen Amtsbruder zur Rede zu stellen, zu tadeln und zurecht zu weisen, besonders bey ungleichem Alter?

ad §. 32. Der Assessor — vermuthlich wird an vielen Orten der, Ancienniät nach der sogenannte Senior, oder, wenn auch nach besseren Gründen, doch immer nur ein Prediger ohne anderen Titel dazu gewählt seyn — mög' nie statt des Superintendenten Kirchenvisitation, am wenigsten in einer benachbarten Parochie, halten! Denn schon dadurch, daß ein anderer, welchen die Gemeine auch nur als Prediger kennt, käme und gleichsam Gerichtstag über ihren Beichtvater hielte, würde dessen Ansehen abermals erschüttert und geschwächt werden. Man würde stutzen, und Nachtheiliges argwohnen, wenn man auch selber nichts wüßte. Wenn vollends der Ortsgeistliche sonst immer seinem Stande Ehre und seinem Werke Ruhm erhielt, nun aber ein Visitator von zweydeutigem Rufe erschiene, von dem schon manches Unrühmliche in den Gemeindehäusern nicht nur erzählt, sondern von einzelnen Mitgliedern in Erfahrung gebracht worden wäre: müßte da nicht der bessere Theil der Gemeineglieder unwillig werden? ja, müßte da der unbescholtene Pfarrer nicht gegen eine solche Visitation mit edlem Stolze und unerschütterlichem Apostelsinne förmlich protestiren? Solche Fälle sind aber sehr möglich! Besonders wenn nur nach dem Seniorat gewählt worden ist. Ganz anders erscheint die Sache, sobald aus der Kreisstadt kommend ein Mann mit höherem Titel, wenn gleich oft vielleicht von viel geringerem Werthe, als der Dorfpfarrer, aber dabey seiner Individualität nach den Dorfbewohnern unbekannt, diesen Nachfrage-Akt vornimmt, als Organ der höheren Behörde. Es ist daher zu wünschen, daß die Kirchenvisitationen nur von dem Superintendenten vorgenommen werden dürften; wogegen es nicht nur thünlich, sondern in vielen Fällen auch vortheilhaft und zweckmäßig seyn würde,

wenn derselbe, seiner überhäuften Geschäfte wegen, die Inspection der Schulen anderen Geistlichen, die für dieses Fach Kenntniß und Vorliebe besitzen — so lange bis die Anstellung von Kreis-Schul-Inspectoren ohne Pfarr-Aemter möglich werden möchte — abtreten wollte! Daß auch die Superintendenten als Pfarrer von den Assessoren visitirt würden, wie anderswo gewünscht worden, möchte zwar oft recht gut angehen, dem Laien aber doch zu großen Anstoß geben; bleibe also ja, dem Entwurfe gemäß, die Visitation der Superintendenten dem Generalsuperintendenten allein überlassen!

Ueber die Bedeutung der Worte: „vor der ganzen Synode“ §. 34. sind die Meinungen getheilt gefunden worden. Vermuthlich ist es der Zeit und nicht dem Orte nach zu verstehen. Denn wäre letzteres gemeint, und sollten dann auch die sonntäglichen Visitationen vor (in Gegenwart) der ganzen Synode gehalten werden, so würde dadurch eine zu oftmalige Abwesenheit der Geistlichen von ihren Gemeinen bewirkt werden; auch würde die Versammlung selten über die Hälfte stark seyn, da bald dieser bald jener unaufschiebbare Amtsgeschäfte haben dürfte; anderer Gründe dagegen gar nicht zu gedenken.

zu §. 40. Auf die Frage: ob mit dem Gottesdienste der Kreissynode auch jedesmal die Feyer des heiligen Abendmahles zu verbinden sey? möchte ich aus zweyen Ursachen nein antworten: 1) weil dadurch die zu den anderen wichtigen Berathungen nöthige Zeit zu sehr abgekürzt, und 2) dem Geistlichen, welcher Hausvater ist — der Ausnahmen wird es wenige geben — dadurch zu oft das heilige Bund- und Friedensmahl mit seiner Familie und selbst auch mit seiner Gemeine entzogen würde. Auch könnte es letztere befremden, wenn sie ihren Beichtvater nun gar nicht mehr oder doch seltner als sonst (das Allerheiligste und Höchste muß uns auch etwas Seltenes bleiben; und falsch scheint mir die Behauptung

eines Geistlichen, man könne es nicht oft genug genießen) in ihrer Mitte zum Tische des Herrn gehen sähe. Am besten möchte es daher seyn, wenn nur alle 6 bis 8 Jahre, wo der Superintendent die Synodalpredigt hat, so wie bey der Introduction eines neuen Synodal-Präses die ganze Diöcese kommunicirte.

Sollten die Kreissynoden künftig auch, wie dieses erstemal, alle an einem und demselben Tage statt finden, so dürfte dies schon deshalb nicht rathsam seyn, weil dann an einem und demselben Tage alle Gemeinen ihrer Pfarrer beraubt wären, so daß bey vorkommenden Nothfällen oder Feuersbrünsten nicht einmal die aus verschiedenen Diöcesen aneinander gränzenden Parochieen sich unterstützen könnten. Möchte daher der Generalsuperintendent in einer immerhin kurzen Zeit von wenigen Wochen jeder Kreissynode seiner Provinz einen andern Tag festsetzen; dadurch bliebe es manchem Geistlichen möglich, auch bey einer benachbarten und ihm befreundeten Synode als Gast und Zuhörer gegenwärtig zu seyn; eine zum Gedankenaustausche sehr heilsame und vor Einseitigkeit bewahrende Communication.

ad §. 48. Daß die Provincialsynoden nur aus den Superintendenten der Provinz bestehen sollen, hat auch schon bey Manchem Besorgniß erregt; indem der äußere Vorrang zwar in der Regel, aber doch nicht immer auch mit überlegener Einsicht begleitet ist; und dabey auch dies noch zu bedenken steht, daß die Superintendenten bey jenem Geschäfte immer mehr Organe und Diener der kirchlichen Staatsbehörde, denn unbefangene Pfarrer seyn werden. Großer Unterschied bleibt besonders immer zwischen Stadt- und Dorfkirchen, zwischen städtischen und Land-Gemeinen. Beyder Interesse und Bedürfniß muß auf den Provincial-Synoden zur Sprache, nicht blos zur Nachlesung in den Kreisprotokollen kommen; das des platten Landes aber, und besonders die vielfachen Beklemmungen der Patronatpfarren, wird der Superintendent,

welcher zur Zeit Stadtpfarrer ist, und vorher blos Feldprediger war, nie ganz kennen und durchschauen. Es scheint daher zu wünschen, daß zu jeder ausgeschriebenen Provincialsynode außer dem Superintendenten, der mit einem anderen Stadtprediger abwechseln könnte, auch noch ein Landpfarrer, bey größeren Diöcesen allenfalls auch noch ein dritter Geistliche, deputirt würde; nur müßte jedesmal von neuem gewählt werden, wenn auch dasselbe Individuum öfter getroffen würde. Möchte die hohe Behörde diesen Vorschlag genehmigen! Sollten Reise- und Aufenthaltskosten hiebey in Anregung gebracht werden, so haben darüber schon Andere gesprochen. Dieselbe Liberalität des Staates, welche den zu pädagogischen Conferenzen zusammengerufenen Geistlichen und Schullehrern so reichliche Unterstützungsgelder reicht, wird auch zu diesem hochwichtigen Zwecke Fonds auszumitteln wissen.

B) Einige Gedanken über Hindernisse und Beförderungsmittel des kirchlichen Lebens.

Abermals ausgehend von dem Standpunkte des Landpfarrers bieten sich mir folgende Wünsche dar:

I. Da das erstorbene Leben der seynsollenden Gemeinschaft der Heiligen nicht blos durch verbesserten und erhabenen Cultus, als welcher freylich manchen Fuß zum Gotteshause leiten mag, der sonst vorübergeschritten seyn würde, aber auch bey Manchem nur Ohr und Auge trifft, ohne den Verstand zu erleuchten und das Herz zu ergreifen; sondern unstreitig auch durch eine, der Schuderoffschen u. a. Ideen nachgebildete Kirchendisciplin wieder erweckt und veredelt werden muß; so sind beyde Hauptpunkte hier näher zu betrachten.

Digitized by Google

a) Was zur Erhebung der hier frostigen, dort verflachtgemeinen, hier veralteten, dort vereinfacht-trockenen oder künstlich vergriffenen Cultusformen alles dienen könne, ist vielfach gedruckt und schriftlich zu lesen; in Bezug auf Landkirchen behalte ich mir noch einen besonderen Aufsatz darüber vor. Zwey große Bedürfnisse sind für jetzt schon vorhanden:

α) eine neue (allgemeine) Agende, und

β) ein neu-altes (allgemeines) Gesangbuch.

Ueber die zu wünschende Beschaffenheit der ersteren sind auch bereits Stimmen genug abgegeben; hier sey nur noch der Vorschlag erlaubt, daß von der höheren Behörde die verschiedenen, in solcher Predigerhülfe nothwendig vorkommenden Rubriken und Kapitel, nebst allen kleineren Abzweigungen angegeben, sodann aber alle Geistliche des Landes aufgefordert würden, Beyträge zu Formularen, Liturgieen, Ritualien ꝛc., ein jeder für das ihm beliebige Fach, vorzüglich aber mit bestimmter Angabe einzelner Casualium, einzusenden. Die Sichtung und Auswahl dessen, was zuletzt in den Druck aufgenommen werden solle, bliebe zweyen Commissionen, Ausschüssen aus den Synoden, überlassen; einer, welche für gebildetere Auditorien, und einer, welche für die Fassungskraft und Bedürfnisse des Landvolkes musterte und auswählte. So könnte schon nach Verlauf einiger Jahre diesem dringenden Bedürfnisse abgeholfen seyn; jedoch mit dem Vorbehalte, daß bey jeder neuen Auflage — die erste müßte des Preises wegen sehr stark gemacht werden — eine, den Fortschritten des Zeitgeistes und der homiletischen Literatur entsprechende Revision vorgenommen werden solle. Eben so wäre zu wünschen, daß sobald als möglich eine Gesangbuchs-Commission, etwa nach dem Muster der weiland Stolzischen zu Bremen, angeordnet würde.

Digitized by Google

b) In Hinsicht der nöthigen Kirchendisciplin sind ebenfalls manche Bedenklichkeiten schon hinreichend gehoben durch Andere, die mit Recht auf die Urgestalt der Christuskirche den Blick aller Neuerungsscheuen und Zagenden hingewiesen haben. Betrachten wir aber unsere Landgemeinen, so steht wieder der Patron oben an; und vielleicht nur in wenigen Ausnahme-Fällen wird seine Person oder sein Haus von den kirchlichen Disciplinargesetzen nicht gerade am meisten getroffen werden. Wird er aber je sich Zwang gefallen lassen wollen? Oder, wenn er auch die ganze Einführung der Sache für alle übrigen Gemeineglieder, ja selbst vielleicht auch für sich und sein Haus dem Scheine nach billigte; wird die neue Ordnung der Dinge nicht bald lächerlich oder doch stumpf werden, wenn gerade dort, wohin die Augen aller anderer Gemeineglieder gerichtet sind, eine Uebertretung zu rügen dem bedrängten Pfarrer nicht möglich wäre? wenn er vielfache anderweitige Bedrückungen zu fürchten hätte, sobald er Anzeigen machte, oder bey den unerschrocken gewagten Anzeigen doch am Ende, ohne nachdrückliche Unterstützung bleibend, sich nur gelähmt und verlacht sehen müßte? Auch der beste Wille der Geistlichen vermag nichts, wenn nicht auch die sogenannten Hohen und Geehrteren durch höhere Weisungen dahin gebracht werden können, folgen und das Gute befördern zu müssen. Die wirklich Edlen leiden dadurch nichts, und werden selbst wünschen, daß ihren anders denkenden Standesgenossen ein kleiner Zwang zum allgemeinen Besten auferlegt werde. Gewiß ist dies vieler Prediger Privatpatronates Wunsch und Seufzer! Denn, es mag bemäntelt und übersehen werden so viel es will, geleugnet werden kann es durchaus nicht, daß es in dem Lande des durch Gottesfurcht gerechtesten, aus Menschenliebe edelsten Königes so viele kleinere Könige giebt, die zu keiner Verbesserung in kirchlichen und Schulsachen anders als gezwungen ihre Mitwirkung und Unterstützung geben wollen und werden. Bis jetzt ist ihr Gegen-

Digitized by Google

wille fast immer ungebeugt geblieben; und wenn die Zukunft nicht das Gegentheil verspricht, so dürfte der beste Synodalwille scheitern, und —— Alles beym Alten bleibt! Eine Aussicht, höchst betrübend für alle des Besseren harrende Gemüther! —

II. Zum Schlusse noch folgende disciplinarische Vorschläge und Bitten:

1) Die Presbyterien werden überall ohnmächtig in ihrem Wollen und Wirken bleiben, oder schon in der Geburt vergiftet werden, wie ich oben an einem Beyspiele gezeigt habe, wo andere Orts- und Gemeine-Beamte von anstößigem oder auch nur zweydeutigem Wandel, unmoralisch und lasterhaft sind. Man lasse daher so schnell als möglich untersuchen — durch wen, bleibe höherem Ermessen anheimgestellt — ob Schulzen und Gerichtsmänner oder gar Schulvorsteher und andere Beamte nicht auch als Spieler und Trunkenbolde, als Verschwender, Ehebrecher u. dergl. m. sich und zugleich ihr Amt entehreten, und in solchem Falle eine neue Wahl bewirken; man setze für künftig fest, daß keine Obrigkeit oder Cummune einen Gemeine-Beamten oder Geschäftsträger erwähle, ohne vorher über dessen Moralität und Würdigkeit bey dem Ortspfarrer Nachfrage gethan zu haben.

2) Es sey in der ganzen Gemeine keinem, weder dem Gutsbesitzer noch dem Schenkwirthe oder einem Einzelnen erlaubt, irgend eine Volkslustbarkeit, heiße sie nun Erntekranz, Kirmeßbier, Fastnachtsschmauß oder wie sie wolle, an einem solchen Sonntage zu veranstalten, an welchem heil. Abendmahl abgehalten worden. Es möge deshalb bey guter Zeit Anfrage darüber geschehen, damit beydes nicht in Collision komme, und der Einzelne nicht in Versuchung geführt werde, leichtsinnig und irreligiös zu werden.

Digitized by Google

3) Ueber anderweitige Entweihung der Sonn- und Festtage zu denunciren, ist für den Geistlichen ein unangenehm-peinlicher Auftrag. Möchte man ihn davon entbinden, und dagegen an die Gensd'armerie den strengsten Befehl erlassen, gerade an diesen Tagen am meisten umherzuspähen, und durch Beschlagnahme der Werkzeuge u. dergl. dem Gesetze größeren Nachdruck zu verschaffen, als es bis jetzt hat erhalten können.

4) Die Privilegien der sogenannten Puppenspieler — der größten Herzvergifter für die Jugend — lasse man mit den jetzigen Besitzern ganz aussterben, und theile künftig gar keine wieder aus: denn, wenn auch die aufzuführenden Stücke — obgleich etwas unpassend — die Censur des Geistlichen passiren sollten, so kann ihm ja etwas ganz anderes vorgelegt werden, als wirklich aufgeführt wird; und durch seine Gegenwart zu kontrolliren, wäre natürlich wider seine Würde.

5) Die sogenannten Spinnstuben müßten ganz und strenge verboten werden, oder unter der strengsten Aufsicht der Gemeinde-Aeltesten stehen, und diese für jede dadurch herbeygeführte Ausschweifung verantwortlich gemacht werden. Eine Spinn-Gesellschaft ohne solche Aufsicht müsse die Gensd'armerie auseinander jagen, und mit Confiscation der Rocken bestrafen können.

6) Eben solche, nur noch strengere, Aufsicht müsse bey jeder Tanzlustbarkeit statt haben. Etwa viermal im Jahre sey dem jüngeren Geschlechte ein frohes Tanzfest erlaubt; nur werde keinem Kinde vor der Confirmation die Theilnahme gestattet. Einige Kirchen- und Gemeinde-Vorsteher wachen als Aufseher über Anstand und Mäßigkeit; wer den einen verletzt oder die andere überschreitet, werde entfernt oder festgesetzt; im Sommer um 11 und im Winter um 10 Uhr müsse jede Musik verstummen. Die Auf-

Digitized by Google

seher kündigen diese Zeit an; dann geht zuerst die weibliche, eine Viertelstunde darauf die männliche Gesellschaft nach Hause; und wer später, an jedem andern Tage nach 9 oder 10 Uhr ohne erweisliches Geschäft auf der Straße betroffen wird, werde bestraft!

7) So wie in Städten alle Leihbibliotheken einer gänzlichen Revision und Reform bedürfen, wenn gleich vielleicht nach den Rechtsformen erst ein mehrjähriger Termin zu setzen seyn müsse, bis alles gesäubert seyn könne; eben so muß auch überall auf dem platten Lande über die feilgebotenen Bücher und Bilder gewacht werden. Jede Rede, die bey einer Feyerlichkeit, z. B. bey einer Hausrichtung, von einem Handwerker oder anderen Laien gehalten werden soll, müsse vorher schriftlich oder gedruckt dem Ortsgeistlichen zur Censur vorgelegt werden, damit sie nicht halb geistlich halb schmutzig und gemein sey. Der Ortsküster möge dann gegenwärtig seyn, und kontrolliren.

8) Ein großes Beförderungsmittel der Sittenverderbniß wird leider! oft auch ein Sakrament, die heilige Taufe nämlich, wenn sie blos dazu benutzt wird, um eine Gesellschaft junger Leute beyderley Geschlechts zu näherer Bekanntschaftung und — gewöhnlich sündlichen — Belustigung zusammenbitten. Möchte ein Gesetz ausgehen, daß die Taufzeugen nie aus blos unverheiratheten Personen bestehen dürften, sondern daß die Hälfte verheirathete seyn müßten.

9) Endlich noch ein, die Erhebung unseres Standes allein betreffender, dringender Herzenswunsch. Daß der Eid, von manchem Diener der Gerechtigkeit nur zu sehr entwichtiget und entwürdigt, feyerlicher, und künftig also vielleicht zu einer Presbyterial-Handlung gemacht werden müsse, ist schon oft gesagt worden. Ganz unnatürlich scheint es besonders, wenn ein Jurist demjenigen, ohne

Digitized by Google

dessen Zuziehung jener eigentlich keinen Menschen schwören lassen sollte, einen Eid abnimmt. Bringt der Lauf der bürgerlichen Gesetze es dahin, daß auch ein Geistlicher — wenn gleich nicht einen Reinigungseid, besonders in puncto sexti: denn dahin sollte die Wachsamkeit seiner Behörde, und nun also auch der Synode es nie kommen lassen — nothgedrungen oder auch von Gewissens wegen einen Zeugeneid ablegen müßte: wohlan, so werde der Fragepunkt der Synode mitgetheilt, und im Plane derselben lasse der Superintendent den Synodalen schwören! Besser aber wäre es, wenn des Predigers: Ja oder Nein immer eben so viel gälte! —

VII.

Reise

eines kaiserlich russischen Staatsbeamten von Tiflis *) nach Tauris **)

im Jahre 1812.

Frey nach dem Französischen bearbeitet

von

Adolph von Schaden.

Von jeher wurde das schöne Georgien durch seine Nachbarn beunruhiget; oft wurde es besiegt, aber nie überwunden. Die Perser waren unaufhörlich dieses Landes grimmigste und

*) Tiflis, Hauptstadt in Georgien.

**) Tauris, Hauptstadt in Persien.

Anmerk. In dem jetzigen an (dem Himmel sey Dank!) politischen Neuigkeiten so armen Zeiten, erregen die Rapporte der sich nun in Persien befindenden K. Russischen Gesandtschaft mit Recht das neugierige Interesse des gebildeten deutschen Publikums, welchem wir dadurch einen angenehmen Dienst zu erweisen hoffen, indem wir ihm den ausführlichen Bericht einer im J. 1812 nach Persien gesandten K. Russ. Gesandtschaft mittheilen. Es lassen sich zwischen dem hier vorliegenden Berichte und den jüngsten Rapporten der Gesandtschaft von 1817 spirituelle Vergleiche anstellen.

Der Uebersetzer.

Digitized by Google

unversöhnlichste Feinde. Sie betrachteten Georgien stets als eine ihnen untergeordnete Provinz, wollten ihm nie eine eigene Souverainetät zugestehen, und das unglückliche Land gewann nur von Zeit zu Zeit mit vieler Mühe so viel Ruhe, als ihm nöthig war, um sich zu neuen Kämpfen mit seinen Feinden zu bereiten. Unglück und Gefahr vermehren den wahren Muth. Unterstützt durch seine schützende Berge eint der brave Georgier mit angebornem Muth heiße Anhänglichkeit an Religion und Vaterland. Ein Volk, durch solche Empfindungen beseelt, kann zwar durch Tyrannen gedrückt, aber nie gänzlich unterjocht werden.

Der letzte Czaar von Georgien, keinen Augenblick vor neuen persischen Anfällen gesichert, fürchtete mit Recht, daß auch die erprobteste Tapferkeit in der Länge der Zeit der Gewalt und einer unverhältnißmäßigen Uebermacht würde unterliegen müssen, und hielt es daher auf jeden Fall für besser, sein Land einer Macht zu überlassen, welche dasselbe von jeher beschützt hatte, als es durch das leidige Recht der Waffen unter die Botmäßigkeit seiner größten Feinde der Perser fallen zu sehen. Dessen zufolge nahm Rußland im Jahre 1800 Besitz von Georgien, und dehnte bald darauf die Grenzen dieses Landes auf Unkosten der Perser aus. Seit dieser Zeit herrschte zwischen Rußland und Persien ein ununterbrochener Krieg.

Dieser Krieg ist zwar für Rußland ziemlich unbedeutend, und nichts weniger als folgereich, aber für jene Georgier, welche zunächst an der persischen Grenze wohnen, ist er sehr beschwerlich. Abtheilungen der leichten persischen Kavallerie fallen oft unvermuthet in Grenzdörfschaften, verheeren dort, so viel ihnen möglich ist, und führen Männer, Weiber, Kinder und Vieh mit sich fort.

Ein anderes feindliches Mittel, dessen sich die Perser gegen die russische Regierung in Georgien erlauben, ist, daß

Digitized by Google

sie in diesem Lande häufig Aufruhre bewirken. Zu diesem Zwecke gelangten sie einige mal durch die Hülfe eines gewissen georgischen Fürsten Alexander, der in Erivan seinen Wohnort aufgeschlagen hat, und die traurige Gabe in einem hohen Grade besitzt, durch Vorspiegelung falscher Hoffnungen seine Landsleute zu verführen und zum Aufstande zu reizen. Indessen bedarf es in solchen Fällen von russischer Seite nur einiger Kanonenschüsse, um die vorige Ordnung der Dinge zurückzuführen und die Aufrührer zu unterwerfen.

Die Hauptgeschicklichkeit der Perser besteht darin, daß sie ihrem Feinde verfängliche Hinterhalte zu legen und denselben durch den kleinen Krieg beständig zu beunruhigen und zu ermüden wissen, indeß sie es nicht wagen, ihn in Masse anzugreifen.

Die Franzosen und Engländer haben nach und nach den Persern ihre Infanterie organisirt, und sie mit dem zweckmäßigen Gebrauch der Artillerie näher bekannt gemacht, dessenohngeachtet bleiben die Perser doch immer ein Volk, daß sich im Kampfe mit Rußland nicht messen kann *).

S. M. der Kaiser von Rußland, dem die Ruhe aller Unterthanen seines ungeheuern Reiches so sehr am Herzen liegt, befahlen zwar öfters mit den Persern Friedensunterhandlungen einzuleiten, aber die Hinterlist, die Widerspenstigkeit und Bosheit dieser Völker vereitelte bisher alle Unternehmungen dieser Art.

Im Jahre 1812 wurde der bisherige K. russische Generalgouverneur Georgiens Marquis von Paulucci in seiner zeitherigen Funktion durch den General von Ritscheff abgelöst, und das erste Geschäft, welches der neue Herr Generalgouverneur unternehmen wollte, sollte in einem neuen Friedens-

*) Man vergesse nicht, daß es ein Russe ist, welcher hier spricht.

Anm. d. Uebers.

einleitungsversuche mit Persien bestehen; ich selbst wurde mit der Ausführung dieses Geschäftes beauftragt, und erhielt den Befehl, mich zu diesem Behufe unverzüglich zu dem Thronfolger Persiens Abaz Mirza nach Tauris zu begeben.

Den Leser mit dem Bemerkenswerthesten, das mir auf meiner Reise durch Persien und während meines Aufenthaltes in Tauris aufstieß, zu unterhalten, dies ist der Zweck des folgenden Aufsatzes.

In Begleitung eines Dollmetschers und einer aus mehreren Kosaken bestehenden Bedeckung verließ ich den 28sten April 1812 Tiflis. Wir waren alle zu Pferde, da es nicht angeht, die Reise auf eine andere Art zu machen.

Wir reisten frühzeitig ab, und ein herrlicher Frühlingsmorgen entzückte mich nicht wenig, die Tageshitze war nicht zu beschwerlich, und die Natur, unter diesem Himmelsstriche in ihrer Entwickelung schon zu einem hohen Grade vorgerückt, gewährte mir den Anblick seltner Schönheit und Annehmlichkeit.

Meine Geistesstimmung trug viel zu der Erhöhung meines Vergnügens bey. Der Gedanke, mich einem klassischen Boden zu nahen, und ein Land von so hohem Alterthume zu sehen, erfüllte mich mit einer Freude, welcher, ich gestehe es, ein wenig Eitelkeit beygemischt war. „Persien wirst du sehen," sagte ich jeden Augenblick zu mir selbst, und ich erinne mich nicht, daß mich auf meinen früheren Reisen durch Deutschland, Frankreich und die Türkey eine ähnliche Neugierde geplagt hätte, als auf diesem meinem Gesandtschaftszuge.

Wir legten den ersten Tag 64 Werste zurück und machten endlich in dem Dorfe Sadahly halt, um dort die Nacht zu passiren. In diesem Dorfe wurde meine Bedekkung durch zwanzig Kosaken verstärkt, denn obgleich in der Regel Abgesandte von den asiatischen Völkern respektirt

werden, so kann man sich doch gegen die Treulosigkeit dieser Menschen nicht genug sichern.

Den 29sten April mit Anbruch des Tages verließ ich Sadahly, um meine Reise fortzusetzen.

Die zwey Tagereisen, welche ich nun vor mir hatte, sind sehr beschwerlich, weil man unaufhörlich Berge und dichte Waldungen zu passiren hat, und sehr gefährlich, weil der Reisende, ohngeachtet seiner Bedeckung, jeden Augenblick befürchten muß, von Türken, Lesghiern oder Persern überfallen zu werden. Die Türken streifen von ihrer Festung Akalzik in diese Gegenden, die Lesghier leben ohnehin einzig und allein vom Raube und die Perser machen von Erivan aus das Land unsicher.

Usumlar, 35 Werste von Sadahly entfernt, war an diesem Tage das Ziel, das wir zu erreichen uns vorgenommen hatten.

Von Sadahly aus bietet die Gegend dem Reisenden einen wilden und doch zugleich sehr schönen und romantischen Anblick dar.

Wir passirten unterwegs den Bamback, einen sehr reißenden Strom, über welchen eine alte von gehauenen Steinen sehr schön erbauete Brücke führt. Sie besteht aus einem einzigen Bogen, an dessen Enden sich zwey aus Stein gehauene Sphinxen und mehrere Kreuze befinden. Diese letztern lassen vermuthen, daß diese Brücke, ein Meisterwerk der Kunst, von christlichen Griechen aufgeführt worden. Zwanzig Werste von Usumlar wird in beynahe ganz unzugänglichen Bergen viel Kupfer gegraben.

Den 30. April trat ich aus dem Gebiete von Bortschali in jenes von Bamback ein. In dem Maaße, als ich mich dem großen 45 Werste von Usumlar entlegenen Dorfe Karaklis nahete, wurde die Gegend noch gebirgichter. Die zusammenhängende Kette dieser Gebirge dehnt sich bis in die Provinz Erivan aus, von welcher sie die

Grenze bildet. Diese Berge tragen den Namen von dem höchsten ihrer Brüder, der Alget genannt wird, und sind den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt. In den Thälern dieser Berge giebt es viele Tieger und Hyänen.

Karaklis, ein befestigter Ort, liegt in einem Thale am Fuße des Berges Alget, und ist nicht weit von der Grenze der Provinz Erivan entfernt. Karaklis ist der Aufenthaltsort des in dieser Gegend kommandirenden russischen Generals.

Das Gebiet von Bambak ist durch hohe Berge eingeschlossen, und hat ein sehr kaltes Klima. Selbst der Sommer ist hier nicht warm. So lange ich mich dort aufhielt, hörte es nicht auf zu schneyen, und ein kalter Wind ließ mich im Monat May die Unannehmlichkeiten des Winters fühlen.

In Karaklis vernahm ich, daß die Perser gerade zwey benachbarte Dörfer überfallen und geplündert hätten. Mit einer Bedeckung von zwey Kompagnien Jägern, zwey Kanonen und 50 Kosaken reiste ich den zweyten May von Karaklis ab.

Ich traf erst gegen Abend in einem 35 Werste von Karaklis entfernten Dorfe ein, in welchem sich wieder einige der Einwohner in ihren Häusern eingefunden hatten, aus welchen sie der Ueberfall der Perser verscheucht hatte. Als diese Menschen hörten, daß ich als Friedensunterhändler nach Tauris reiste, beeiferten sie sich, mich mit allen möglichen Lebensbedürfnissen, die sie nur auftreiben konnten, zu beschenken, und ihre Blicke wünschten mir die beste Verrichtung.

Des andern Tages brach ich gegen Goumri auf. Der gerade Weg von Karaklis nach Erivan führt mitten durch die Berge, und obwohl er der kürzeste ist, so ist er doch des Schnees halber, der noch auf den Bergen liegt, auch sehr beschwerlich. Der kommandirende General in Karaklis rieth mir über Goumri zu reisen, und ich traf in

diesem Orte nach zurückgelegten 30 Werften ohne Unfall ein; allein die Truppen, die von Karaklis aus meine Bedekkung gebildet hatten, wurden auf dem Rückwege nach dieser ihrer Station von den Persern angegriffen. Die braven Russen schlugen zwar die Perser sogleich in die Flucht, verloren aber ihren Anführer. Hätten die Perser ihren Angriff ein Paar Stunden früher ausgeführt, so hätte ich vielleicht mit diesem Offiziere gleiches Schicksal getheilt, denn die Perser haben die Gewohnheit, beym Angriffe ihr Geschoß allezeit nach den Anführern ihrer Feinde zu richten *), und leider treffen sie nur zu gut; aber ihre gänzliche Unwissenheit in der Kunst des geregelten Kriegführens, und ihr Mangel an Disciplin ist die Ursache, daß sie aus diesem Umstande keine weitern Vortheile zu ziehen verstehen.

Goumri ist ein wohlbefestigtes Fort. Es lag in der Natur der Sache, diesen Punkt, der den beständigen Angriffen von Seiten der Türken und Perser ausgesetzt ist, so viel als möglich in guten vertheidigungsfähigen Stand zu setzen.

Der Weg nach Goumri kam mir sehr angenehm und kurzweilig vor. Man reist durch eine Ebene, welche durch den Bambeckstrom durchschnitten wird; die Gegend erhebt sich sanft und unbemerkbar, je mehr man sich dem Fort nähert, welches auf einer beträchtlichen Anhöhe liegt, von welcher aus man eine einzig schöne Aussicht genießt. Auf einer Seite stellt sich dem Auge eine lange Bergkette dar, welche sich bis in die Türkey ausdehnt, und an deren Fuße man die türkische Grenzfestung Akalzik bemerkt; mitten durch diese hohen Berge führt die große Heerstraße nach Konstantinopel. Von einer andern Seite präsentirt sich der

*) eine Gewohnheit, die sie mit den Spaniern und Tyrolern theilen.

Anmerk. d. Uebers.

Berg Alget, auch den Eingang nach Persien kann man deutlich unterscheiden, und im Hintergrunde sieht man die Strömung des Flusses Arpatchai, welcher die türkische Grenze bildet.

Einmal das persische Gebiet betretend hatte ich keine weitere Bedeckung nöthig, da die Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten, in welcher ich reiste, mich vor Angriffen auf meine Person schützen mußte. In Goumri erhielt ich nur noch funfzehn Tartaren, welche mich bis Erivan geleiten sollten, von wo aus mich der dort gebietende persische Satrap *) der gewöhnlichen Sitte gemäß nach Tauris zu befördern hatte.

Ich setzte mich den 4ten May früh Morgens mit meinen Leuten in Bewegung, und hatte bereits schon gegen Mittag die Bergkette erreicht, welche die Provinz Erivan von den russischen Besitzungen scheidet.

Auf den Gipfeln dieser Berge bemerkte ich in Granit gehauene Grabmäler, welche von einem hohen Alterthume zu seyn schienen.

Beym Herabsteigen von diesen Höhen sah ich die ungeheure und fruchtbare Ebene von Erivan, und das Araratsche Gebirge vor mir, welches aus zwey gigantischen Kolossen besteht, die sich majestätisch bis in die Wolken erheben. Auch ohne die Erinnerung an Noah und seine Arche würde der menschliche Geist beym Anblick des Araratschen Gebirges erhoben und mit Bewunderung durchdrungen werden.

---

*) In klein Asien, Persien und Jonien versteht man unter dem Worte Satrap einen Mann, der, ohne Souverain zu seyn, größere Rechte und Vollmachten als der gewöhnliche Gouverneur einer Provinz hat.

Anmerk. d. Uebers.

Digitized by Google

Ich hatte gehofft, diesen Tag noch das schöne und berühmte, ungefähr 100 Werste von Goumri entfernte Kloster Etchmiazin erreichen zu können; aber unsere Pferde waren durch die Gebirgsreise so ermüdet, daß ich darauf Verzicht leisten mußte, diesen Plan auszuführen. Es war schon Mitternacht, als ich in einem beiläufig noch zehn Werste von Etchmiazin entlegenen Dorfe ankam, in welchem ich den Rest der Nacht zuzubringen beschloß.

Mein erstes Zusammentreffen mit den Herrn Persern war nichts weniger als angenehm. Die Einwohner des Dorfes, aus dem ersten Schlafe aufgeschreckt, griffen zu den Waffen und wollten auf mich und meine Leute Feuer geben. Sie sagten, wenn ich wirklich ein ächter russischer Friedensbote wäre, so hätte ihnen mein Eintritt und Reise durchs Land durch die Grenzvedetten angezeigt werden müssen. Dies mochte nun freylich nicht geschehen seyn, aber wahrlich nicht aus meiner Schuld, denn die Grenzvedetten hatten aus Nachlässigkeit ihre Posten verlassen, und hatten mich also gar nicht einpassiren sehen. Nur durch starke und anhaltende Vorstellungen gelang es mir endlich, in diesem Dorfe für mich und meine Begleitung ein Nachtquartier zu erhalten, allein wir wurden die ganze Nacht hindurch durch eine Anzahl Bewaffneter bewacht, und es blieb mir nichts anderes zu thun übrig, als auch alle meine Leute unter den Waffen zu lassen, um die Perser in Respekt zu erhalten.

Nachdem ich meinen ungeschliffenen Wirthen, welche anfingen, ihren Irrthum einzusehen, für ihr Nachtquartier theuer genug hatte bezahlen müssen, schickte ich mich mit Tagesanbruch an nach Etchmiazin aufzubrechen, in welchem Orte ich bey dem Patriarchen, einem ehrwürdigen Alten, abstieg, von dem ich sehr zuvorkommend aufgenommen wurde. Nachdem ich mich ein wenig ausgeruhet hatte, wurde ich sehr glänzend bewirthet, worauf ich mir das Kloster und alles, was meine Neugierde reizte, besah.

Digitized by Google

Dieſes prächtige Gebäude, ungefähr 15 Werſte von Erivan entfernt, ſchließt drey Kirchen in ſeinen Umfang ein, und wird von den chriſtlichen Armeniern gleichſam für ihr Heiligthum gehalten; die Reichthümer dieſer Kirche ſind beträchtlich, doch haben ſie durch den Krieg viel gelitten.

Die Leute dieſer Gegend behaupten, daß der Platz, wo gegenwärtig die Kirchen ſtehen, ganz genau derſelbe ſey, auf welchem Noah nach der Sündfluth den Altar errichtet, und dem Allerhöchſten jenes Opfer gebracht habe, von welchem die heilige Schrift Meldung thut.

Die Ausſicht, die man aus dem Kloſter genießt, iſt durchaus reizend; jedoch iſt ſie nach der Seite des Ararat hin am vorzüglichſten.

Die zwey mächtigen Berge, welche den Namen Ararat führen, haben beyde ganz die Form eines Zuckerhutes; jedoch iſt der eine etwas größer, als der andere.

Der Ararat, einer der höchſten Berge der Welt, iſt zur Hälfte mit unvergänglichem Schnee bedeckt. Diejenigen, welche es bisher wagen wollten, dieſes Gebirge bis zum Gipfel zu erſteigen, wurden jedesmal, bevor ſie noch die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, durch die empfindlichſte Kälte an ihrem Vorhaben gehindert, und wurden daher immer in ihrer Hoffnung, auf der Spitze des Ararat Ueberreſte von Noah's Schifkaſten zu finden, betrogen.

Obgleich der Ararat wenigſtens noch 30 Werſte von Etchmiazin entfernt iſt, ſo ſcheint er doch durch einen optiſchen Betrug ganz nahe am Kloſter zu liegen. Eine große Ebene dehnt ſich bis zum Fuße des Gebirges aus, ein Theil dieſer Ebene iſt mit dichten Waldungen bedeckt, die reißenden Thieren zum Aufenthalte dienen.

Die Spitze des Gebirges ſieht man ſelten, da ſie ſich meiſtens hinter Wolken verſteckt. Der Himmel iſt in dieſer Gegend immer heiter, es regnet beynahe nie, und der Ausbruch eines Gewitters gehört unter die Seltenheiten; aber

Digitized by Google

der Ararat zieht alle gewitterschwangere Wolken an sich, und ist so zu sagen ein wahrer Gewitterthron. Hinter dem dunkeln Wolkenschleyer, der den Gipfel dieses Gebirges gewöhnlich verhüllt, sieht man beynahe täglich oben heftig blitzen, oder einen prächtigen Regenbogen strahlen. Ein erhabenes Schauspiel der Natur! —

Den andern Tag verfügte ich mich zum Satrapen der Provinz, welcher in der Nähe seiner Hauptstadt Erivan mit seinen ihm untergebenen Truppen ein großes Lager bezogen hatte. Als ich im Lager angekommen war, wurde mir vorerst ein herrliches Zelt zu meinem Gebrauche angewiesen, welches mit kostbaren Teppichen ausgeschmückt war; bald hierauf bewirthete man mich mit einem vortrefflichen Mittagsmahle. Mein Lager wurde mit Rosen bestreut.

Der Neffe des Satrapen, ein persischer Khan, war bestimmt, mich nach Tauris zu geleiten. Er kam zu mir, um mich im Namen seines Onkels zu bewillkommen, und zu bitten, den Tag meiner Ankunft ganz der Ruhe zu widmen: in der Folge wurde eine Art Lehnstuhl aus dem Kloster Etchmiazin herbeygeschafft, der mir des andern Tages während meiner Audienz beym Satrapen zum Sitze dienen sollte. Ich mußte diese Vorrichtung als eine ganz ungewöhnliche Aufmerksamkeit für meine Person vorzüglich würdigen. Vor mein Zelt wurde eine Ehrenwache gestellt, und um mich zu unterhalten, oder vielmehr zu imponiren, erhielt gegen Abend ein Regiment Perser den Befehl, vor mir militärische Bewegungen nach europäischer Art auszuführen.

Ueberdies ließ mir der Satrap auch noch zu wissen thun: „daß er, zu meiner Genugthuung, bereits den Befehl ertheilt habe, demjenigen Offizier die Ohren abzuschneiden, welcher die Grenzposten kommandirte, der meinen Eintritt ins persische Gebiet übersehen hätte.“ Ich bat dringend, aber vergebens um die Begnadigung des armen Offiziers.

Digitized by Google

Ich hatte in meinem Leben oft von der Prachtliebe und dem Aufwand der Morgenländer erzählen gehört, aber die Wirklichkeit übertraf meine Vorstellung, die ich mir von der Sache machte, weit. Selbst im Lager führen die Perser die üppigste Lebensart, und ihre angestellten Manövers schienen mir blos eine Erholung für sie zu seyn. Es läßt sich indeß nicht leugnen, daß die Natur selbst den Morgenländer in seinem Lande zu einer beständigen Ruhe einladet.

Der angenehme Eindruck, den der Anblick eines persischen Lagers dem Zuschauer einflößen muß, läßt sich schwer beschreiben. Alle Zelte waren schön, aber des Satrapen seines und das meine strotzten vor Pracht. Wenn man eine solche luftige Stadt, die aus lauter geschmackvollen Pavillons von allen möglichen Formen und Farben besteht, sieht, so geräth man in Versuchung, sich in Feengefilde versetzt zu glauben; die symmetrische Eintheilung der Zeltgassen erhebt das schöne Ganze um ein hohes. Die persischen Lager waren ehemals ein unordentliches Durcheinander, und die Regelmäßigkeit, die jetzt in demselben herrscht, verdanken sie dem französischen General von Gardane.

Des andern Tages wurde ich mit vielem Pomp beym Satrapen zur Audienz gelassen. Nachdem unsere politische Unterhaltung zu Ende war, kam mir der Satrap auf die freundlichste Art entgegen und überließ sich ganz dem guten Humor, welcher der hervorstechendste Grundzug seines Karakters ist.

Hussin-Konli, Satrap von Erivan, ist der Held Persiens. Seinem Muthe und seiner Kühnheit verdankt der jetzt regierende Schach den Thron. Krieg ist Hussins Element, und er hintertreibt den Frieden mit Rußland aus allen Kräften. Er ist brav wie sein Degen, und obwohl älter als 50 Jahr, ist er unstreitig der tollkühnste Krieger der persischen Armee, deren Chef er ist. Hussin besitzt das

Zutrauen seines Fürsten in vollem Grade; aber Muth ist auch das einzige Verdienst des persischen Generalissimus, dem eigentliche militärische Kenntnisse durchaus fehlen. Im Jahre 1800 wurde Hussin von dem russischen General Marquis von Pauluzzi bey Akalkalaky auf's Haupt geschlagen.

Uebrigens sind der Herr Satrap der Unmäßigkeit und der Schwelgerey sehr ergeben, und es ist gar keine Seltenheit, den hochgebietenden Herrn komplet betrunken zu sehen. Beym Abendessen schlummerte er, während des Gespräches, des zu viel genossenen Weines halber, sanft ein.

Das Armeekorps, welches der Satrap gegenwärtig befehliget, ist nicht bedeutend. Es besteht aus 8000 Reitern und 6000 Sarbazen (persischen Infanteristen), welche neulich erst von englischen Offizieren neu organisirt und eingeübt worden waren.

Der Satrap ließ alle seine Truppen vor mir manövriren, und schmeichelte sich, mir eine hohe Meinung von der Geschicklichkeit seiner Soldaten beygebracht zu haben, aber ich wurde nur noch mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß die persischen Truppen den russischen in gleichem Kampfe nicht gewachsen seyn würden.

Ich verließ das Lager, und kehrte aus demselben mit der Gewißheit nach der Stadt Erivan zurück, daß bey den Herren Persern die Demonstration, welche ihnen ein feindlicher General mit seinen Kanonen macht, mehr Eindruck hervorbringen dürfte, als das freundliche Zureden eines friedlichen Diplomaten.

Erivan, ungefähr 300 Werste von Tiflis entfernt, ist eine große Stadt, doch füllen schöne Gärten den bedeutendsten Theil ihres Umfanges. Zwey Flüsse, der Zengui und der Boulack bespülen ihre Mauern.

Die Festungswerke der Stadt sind vortrefflich, und schwer durch Sturm zu nehmen. Gegen Nord-Ost steht

Digitized by Google

die Citadelle am Rande eines mehr als 100 Klafter tiefen Abgrundes, in dessen Tiefe der Zengui sprudelt. Von dieser Seite ist der Festung durchaus nicht anzukommen, deren Werke von französischen, und in der Folge von englischen Offizieren sehr verbessert wurden. Im Jahre 1582 wurden die Türken Meister von Erivan, und fingen zuerst an, die Werke anzulegen, welche bis jetzt noch stehen. Im Jahre 1604 nahmen die Perser den Türken diese Festung wieder weg, und 1615 hielt dieselbe eine Belagerung von mehr als vier Monaten aus. Die Feinde waren genöthiget, sich zurückzuziehen, kamen aber nach dem Tode des großen Abaz wieder und bemeisterten sich des Platzes. Sefy nahm ihn im Jahr 1635, und seit dieser Zeit sah Erivan keine andern Belagerer, als die Russen.

Drey kleine Tagereisen von dieser Stadt findet man einen See, welchen die Perser Deria-Chirin nennen, welches Wort so viel als den süßen See bedeutet. Dieser See hat mehr als 100 Werste im Umfange und ist sehr fischreich. In ihm entspringt der Fluß Zengui, der einen Theil von Armenien durchschneidet, und sich in der Nähe des kaspischen Meeres mit dem Araxes vereiniget.

Die Armenier behaupten, daß die Provinz Erivan der am längsten bewohnte Theil der Erde sey. Nach ihrer Meinung lebte in derselben Noah mit seiner Familie vor und nach der Sündfluth, und einige Werste von der Stadt Erivan zeigt man noch den Platz, wo Noah den ersten Weinstock gepflanzt haben soll. Auch sind die Einwohner dieser Provinz fest überzeugt, daß die von ihnen jetzt bewohnte Gegend einst das irdische Paradieß gewesen sey.

Armenien ist einer der höchsten Theile von Asien, und wird in das größere und kleinere getheilt.

Digitized by Google

Das größere Armenien liegt dies-, und das kleinere jenseits des Euphrats.

Das größere wird vom schwarzen und kaspischen Meere, von Georgien und Mesopotamien eingeschlossen. Der Araxes theilt dieses Land in zwey Hälften, wovon die gegen Abend den Türken und jene gegen Morgen den Persern gehört. Es giebt in dem größern Armenien noch mehrere Provinzen, die bisher ihre Unabhängigkeit behauptet haben, und durch ihre eigne Oberhäupter regieret werden. Die Berge Ararat, Taurus und Gordin liegen in diesem Theile von Armenien. In jenem, den Türken gehörigen größern Theile von Armenien ist Erzeroum, und im persischen Armenien Erivan die Hauptstadt. Erzeroum ist in dem Handel der Türkey mit Indien der wichtigste Zwischenplatz. Das kleinere Armenien steht unausschließlich unter türkischer Bothmäßigkeit. Es ist in vier Provinzen eingetheilt, deren Hauptstädte Sebast, Tokat, Cesalee und Sis heißen.

Obwohl Armenien größtentheils Fürsten, die sich zur mahometanischen Lehre bekennen, unterworfen ist, so blieb dieses Land doch bis auf diese Stunde der christlichen Religion mit vieler Festigkeit getreu. Die älteste Geschichte dieses Landes verliert sich in dem Dunkel der Vorzeit; aber wie merkwürdig Armenien durch die Anwesenheit einer Semiramis, eines Mithridates, Hannibal und Alexander wurde, dieß ist jedem gebildeten Leser zu bekannt, als daß ich nicht fürchten müßte, durch eine Wiederholung langweilig zu werden. Ich habe schon oben gesagt, daß ein persischer Khan, — der Neffe des Satrapen von Erivan — den Auftrag erhalten hatte, mich nach Erivan zu geleiten. Ein solcher Mann, dessen Geschäft es ist, einen auswärtigen Gesandten oder eine andere Person von Wichtigkeit sicher durch das Land nach dem Orte seiner Be-

Digitized by Google

stimmung zu bringen, wird von den Persern Memandar genannt. Das Geschäft des Memandars besteht darin, für das Unterkommen, für Lebensmittel, Pferde, mit einem Worte für alle Nothwendigkeiten seines Reisenden zu sorgen und ihn aller Unbequemlichkeiten und Verdrusses zu überheben.

Der Memandar und seine Begleiter werden von der Regierung für ihre Dienste sehr gut bezahlt, daher die Perser dieses Geschäft gern übernehmen.

Die Dorfschaften, durch welche ein solcher Memandar mit seinem Gefolge reist, machen ihm Geschenke, daß er nicht mit zu großer Strenge die Herbeyschaffung der verschiedenen Artikel verlangt, die er zu fordern berechtiget ist. Kaufleute schließen sich an das Gefolge der Memandaren an, und begeben sich unter den Schutz derselben, wodurch sie nicht nur der Gefahr der Plünderung entgehen, sondern auch der Accise entschlüpfen. Diejenigen, welche durch Memändaren besonders begleitet werden, sind gehalten, denselben am Ende der Reise ein bedeutendes Geschenk zu machen.

Mein Memandar wurde von mehrern Persern zu Pferde begleitet, unter denen sich einer befand, dessen Geschäft es war, immer glühende Kohlen bey sich zu führen, und den Pfeifenkopf seines Herrn zu halten. Nichts ist possirlicher, als einen vornehmen Perser im Reiten rauchen zu sehen. Der Diener, der den brennenden Pfeifenkopf hält, reitet eine lange Strecke hinter seinem schmauchenden Herrn her, mit dem er durch ein ungeheuer langes elastisches Pfeifenrohr in Verbindung gesetzt ist. Die Perser pflegen auf diese Art auch im strengsten Galopp fort zu rauchen.

Wir verließen Erivan den 8. May (1812) in der Früh um 2 Uhr. Mein Memandar hatte vor unserer Abreise einen Expressen nach Diuli, einem kleinen, 50 Werste von

Erivan entfernten Orte, geschickt, um uns ein Absteigequartier und ein Mittagsmahl zu bestellen.

In Persien rechnet man nicht nach Werften, sondern nach Agatchen, und eine Agatche ist eine Strecke von ungefähr 7 Werften oder einer deutschen Meile. Es giebt indessen nichts Unzuverlässigeres, als die persische Berechnung der Entfernung von einem Orte zum andern, und ich werde mich daher gar nicht mit derselben einlassen, und begnüge mich damit, meinen Lesern blos überhaupt zu sagen, daß Tauris von Erivan ungefähr 400 Werste entfernt ist.

Die Gegend auf dem Wege von Erivan nach Diuli entzückte mich. Wir ritten durch eine große fruchtbare Ebene und ließen den Ararat rechts liegen. Obwohl wir uns beständig weiter von diesem Gebirge entfernten, so glaubte ich doch durch eine optische Illusion getäuscht, selbst in Diuli noch demselben ganz nahe zu seyn.

Das sehr bevölkerte Armenien ist Persiens große Vorrathskammer, besonders aber gedeiht hier der Reis ganz vorzüglich; dagegen findet man außer einigen Fruchtbäumen in der Nähe der Dörfer durchaus kein Holz. Ueberhaupt ist der Holzmangel in ganz Persien sehr groß, jene Provinzen ausgenommen, welche am Ufer des kaspischen Meeres oder am persischen Meerbusen liegen. Persien hat ein sehr trockenes Erdreich, weil Regenwetter in diesem Lande unter die seltenen Erscheinungen gehört, es giebt Gegenden, in welchen es mehrere Jahre nach einander oft nicht regnet, und der Himmel immer klar bleibt. Dieser Mangel an Regen würde sehr begreiflich, ohne ein Ersatzmittel zur Befeuchtung des Bodens, denselben für alle Kultur unempfänglich machen; daher die Perser in ihrem Lande beständig künstliche Ueberschwemmungen veranstalten, welche sie durch Kanäle bezwecken, die oft eine Ausdehnung von mehr als 100 Werften haben.

Diese Kanäle werden von den Bergströmen hergeleitet, und ihr Wasser befeuchtet nicht nur Felder, Gärten und Ge-

Digitized by Google

filde, sondern setzt auch die Mühlen in Gang. Ein sogenannter Emir-ab, welches Wort in der persischen Sprache so viel als Wasserfürst bedeutet, hat die Oberaufsicht über sämmtliche Wasserleitungen des Landes.

Nachdem wir acht Stunden unterwegs gewesen waren, langten wir endlich in Diuli an, welcher Ort eine sehr reizende Lage hat.

Ich wurde hier von meinem Memandar in ein sehr reizendes Gemach geführt, welches nur zur Aufnahme für Reisende von Stande bestimmt ist. Auf einer luftigen Terrasse ruhete nämlich auf Pfeilern ein plattes leichtes Dach, und Fruchtbäume voll Laub und Blüthen ersetzten die Stelle der Wände. Ich ließ mich in dieser großen herrlichen Laube auf einen für mich ausgebreiteten mit frischen Rosen bestreueten Teppiche nieder. Rosen, besonders gelbe, findet man in Persien im Ueberfluß. Man bediente mich hierauf mit Pillau, Früchten aller Art und mit Sorbet à la glace *). Der Gebrauch des Eises ist in Persien durchgehends sehr häufig, und man ist allenthalben besorgt, die Eiskeller mit Vorrath zu unterhalten, zu welchem Behufe die Gebirge im Winter des Stoffes genug liefern; in einem so heißen Klima ist dieser häufige Gebrauch des Eises sehr wohlthätig. Die Perser führen beständig Eisstücken bey sich, und keiner trinkt seinen Sorbet oder seinen Airan, ohne ihn vorher mit Eis versetzt zu haben, weil diese Getränke im hohen Sommer sonst gar nicht genießbar wären. Einer der alten Könige Armeniens hatte daher in seinem Staate einen Beamten, dem ausschließlich die Eintreibung und Erhaltung der Eisklötze anvertraut war.

Nachdem ich ein Paar Stunden geruht und geschlummert hatte, wurde ich durch eine sanfte persische Musik erweckt, welche mein gefälliger Memandar am Fuße der Ter-

*) Sorbet, mit Eis versetzt.

Digitized by Google

rasse spielen ließ, um mir eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Als ich die Augen aufschlug, sah ich zwey Perser vor mir, welche mir mit zwey großen Fächern während meines Schlummers Kühlung zugefächelt und die Mücken verscheucht hatten. Gegen Abend wurde ich mit einem herrlichen Mahle von wenigstens 30 Schüsseln bedient; um mich auch meinerseits gegen meine Wirthe artig zu benehmen, führte ich den vorgesetzten Pillau nach persischer Sitte mit den Fingern zum Munde. Ihr eigentliches Mittagsmahl nehmen die Perser erst nach Sonnenuntergang zu sich, weil ihnen die brennende Hitze des Tages nicht gestattet, früher viel zu essen.

Des andern Tages übernachteten wir in dem kleinen Eigenthume eines Khans, nachdem wir vorher einen reißenden Strom, den Arpatchai, hatten durchwaden müssen. Der Herr Khan empfing uns mit vielen Ceremonien, und die persischen Komplimente ermüdeten mich nicht minder, als die Beschwerlichkeiten der Reise; mich machten die Herren Perser nicht mehr irre, ich hatte sie bereits kennen lernen, in allen ihren Handlungen überschreiten sie den goldnen Mittelweg, und ihre Artigkeit ist eben so grenzenlos als ihre Grobheit.

Den folgenden Tag war Nahetchivan das Ziel unserer Reise. Unterwegs fesselte ein Berg meine Aufmerksamkeit, der von den Einwohnern der Schlangenberg genannt wird. Ich sah hier mehrere Schlangen von einer ungeheuren Länge, und so dick, wie ein Mannsarm; ihre Farbe war glänzend grün und sehr schön; ihr Biß soll sehr gefährlich seyn, nicht, weil er vergiftet, sondern weil er eine tiefe bedeutende Wunde verursacht.

Ich sah längs des Weges, den wir ritten, auch noch eine andere Art Schlangen, die ebenfalls furchtbar lang und dick, aber so gut geartet und unschädlich sind, daß ihnen Niemand etwas zu Leide thun mag.

Digitized by Google

Eine Strecke vor Nahetchivan kam uns ein Khan von großem Range, dem viele Einwohner der Stadt folgten, entgegen, um mich zu bewillkommen. Der Khan trug eine grüne Kleidung, ein Vorrecht der Abkömmlinge des Propheten.

Nahetchivan war eine sehr große Stadt, welche aber zu verschiedenen Zeiten große Zerstörungen zu erleiden hatte. Die Geschichtschreiber Persiens versichern, daß man einst im Umfange dieser Stadt nicht weniger als zehntausend Häuser habe zählen können. Nicht weit von der Stadt stand einst eine sehr bedeutende Citadelle, welche aber Abaz der Große selbst zerstören ließ, weil er sich zu schwach fühlte, sich in derselben zu halten, nachdem die Stadt bereits durch die Türken erobert und verheert worden war. Man sagt, Abaz habe so und nicht anders gehandelt, um die Türken zu verhindern, sich hier festzusetzen und die vorhandenen Lebensmittel aufzufinden.

Gegenwärtig bietet Nahetchivan dem Blicke nichts als traurige Reste seiner ehemaligen Größe dar. Die armenischen Schriftsteller behaupten, daß diese Stadt die Residenz des ersten armenischen Königes Haik gewesen sey, daher auch ihr Name Nahetchivan, welches in der armenischen Sprache so viel als erste Ansiedelung bedeutet.

Von Nahetchivan an dem großen Fluß Araxes hat man 30 Werste zu wandern. Die Nähe dieses Flusses macht die ganze Gegend fruchtbar, welche übrigens höchst kahl und einförmig ist.

Der Khan in Nahetchivan bat mich, der Heerschau über ein Korps Sarbazen beyzuwohnen, welches er selbst errichtet hatte. Man kann sich nichts Lächerlicheres und Linkischeres denken, als diese persischen Infanteristen, welche in Persien nur erst ganz kurze Zeit existiren. Wenn der asiatische Krieger je furchtbar werden kann, so kann es

sicher nur jener zu Pferde werden; denn gewiß würde ein einziger Kanonenschuß hinreichend seyn, eine Legion dieser Fußvölker zu zerstreuen.

Als wir an den Ufern des breiten und reißenden Araxes angekommen waren, wollten die Perser, welche uns auf einem Flosse übersetzen sollten, die Ueberfahrt, wegen des heftigen Windes, der sich erhoben hatte, nicht wagen, und es blieb uns daher nichts anderes übrig, als in den Ruinen eines alten verfallenen Thurmes am Gestade des Flusses die schickliche Zeit zur Ueberfahrt abzuwarten. Die Morgenländer nennen diesen Strom, so bekannt und berühmt im Alterthume wegen des Ueberganges Alexanders des Großen, Aras. Er entspringt in der Nähe des Araratschen Gebirges, und vielleicht hat er von demselben seinen Namen geborgt. Er stürzt in das kaspische Meer, nachdem er vorher viele Flösse aufgenommen hat. Man hat es verschiedentlich versucht, massive feste Brücken über den Araxes zu bauen, die es aber vergebens versuchten, der Wuth dieses Stromes zu trotzen.

Der Araxes scheidet Armenien von Medien. Das einst so mächtige und berühmte Königreich Medien bildet jetzt blos einen Theil von einer der größten Provinzen Persiens.

Die Perser erzählen, daß Medien in ihrer Sprache Azerbejan — Feuerland — genannt worden sey, weil die alten Bewohner dieses Landes in ihren großen berühmten Tempeln ein beständig brennendes Feuer als ein Emblem der Gottheit unterhielten.

Wir konnten unsere Ueberfahrt über den Araxes erst um drey Uhr Morgens bewerkstelligen, weil sich der Wind nicht früher legte.

Wir trafen bey guter Zeit in Gargari, einem kleinen annehmlich gelegenen Dörfchen, ein, wo wir beschlossen, Rasttag zu machen, um von den Beschwerlichkeiten der Reise etwas auszuruhen.

Digitized by Google

Die Umgebungen von Gargari bestehen aus ungeheuren Feldern, auf welchen der Baumwollenbaum sorgfältig gepflegt wird.

Neu gestärkt durch die genossene Ruhe verließen wir das angenehme Dörfchen, um unsere Reise fortzusetzen. In dem Maaße, in welchem wir vorwärts schritten, schien mir die Natur einladender, und der Duft der Pflanzen aromatischer zu werden.

In der kleinen Stadt Sofian oder Sopian wollten wir die Nacht vollbringen. Einige behaupten, daß dieses Städtchen das alte berühmte Sophia Mediens sey, andere widersprechen dieser Meinung.

Die Einwohner von Sofian beschenkten mich bey meinem Eintreffen in ihrem Städtchen mit Früchten und Blumenkränzen; hier muß ich aber bemerken, daß man in Persien das kleinste Geschenk, vorzüglich wenn es einem Fremden gereicht wird, mit Gold aufwiegen muß, und der Aufenthalt in Persien ist daher für einen Mann, der mit einem hohen Range begleitet reist, sehr kostspielig, zumal für einen Russen, denn die Russen stehen in Persien im Rufe großer Reichthümer und Freygebigkeit, und es wäre unklug, die Perser in diesem Punkte auf andere Gedanken zu bringen. Der Perser ist überhaupt sehr eigennützig; bey ihm geschieht alles aus Spekulation, und diese Anlage wurde durch die Engländer noch mehr bestärkt, so daß es nun so weit gekommen ist, daß man nun in Persien den kleinsten Dienst ungeheuer theuer bezahlen muß. Indeß ist die Gewohnheit bey den Morgenländern sehr alt, sich einem vornehmen Manne nicht anders, als mit einem kleinen Geschenke in der Hand zu nahen.

Marant ist die letzte Station vor Tauris. Jener Ort ist berühmt, weil man in demselben bessere Früchte als in ganz Medien findet. Die kleine Stadt Marant liegt am Fuße eines Hügels, von welchem aus man eine große, angenehme und fruchtbare Ebene übersieht.

Digitized by Google

Man vermuthet, daß Marant dieselbe Stadt ist, welche Ptolomäus Mandagarana nennt.

Den 14ten May (1812) hielt ich meinen Einzug in Tauris. Vor der Stadt erwarteten mich mehrere Khans vom ersten Range und einige englische Offiziere, um mich zu bewillkommen. Die Khans hatten eine starke Dienerschaft in ihrem Gefolge; auch trieb die Neugierde, einen europäischen Gesandten zu sehen, viele Einwohner aus den Thoren ihrer Stadt. Ich stieg bey einem englischen Artilleriemajor ab, der bey dem Erbprinzen Abaz Mirza die Stelle eines Kriegsministers versieht. Dieser Major ist zugleich der Leiter und Vorstand der Kanonengießerey in Tauris, und unterrichtet den Erbprinzen durch Hülfe eines jungen Persers, der ein wenig Englisch versteht, in militärischen Wissenschaften, denen sich der Prinz mit Leidenschaft widmet.

Kaum war ich in meiner Wohnung angekommen, so wurde ich schon durch Visiten bestürmt, unter welchen mir jene des Mirza Bizurk, ersten Ministers beym Erbprinzen, die wichtigste war. Dieser Bizurk ist auf eine gewisse Art der Mentor des Prinzen, denn er ist demselben von dem regierenden Schach beygegeben, um seine Handlungsweise zu leiten. Bizurk ist ein zwar schon bejahrter, aber feiner und durchtriebener Mann, der mich mit Freundschafts- und Hochachtungsversicherungen überhäufte.

Die angenehme Gesellschaft des Artilleriemajors und anderer englischer Offiziere entschädigte mich für die Beschwerlichkeiten des Tages.

Für die Zeit meines Aufenthaltes in Tauris wurde mir ein vornehmer Khan als Memandar, oder vielmehr als heimlicher politischer Beobachter beygegeben; — dies ist persische Sitte! —

Die persische Regierung setzte mir und meinem Gefolge für jeden Tag eine beträchtliche Summe zu unserm Unterhalte aus, welches Anerbieten ich aber höflich ablehnte.

Digitized by Google

Schon in der ersten Nacht, welche ich in Tauris zubrachte, wurde ich durch ein Erdbeben erweckt. Dieses Naturereigniß war mir etwas neues, und ich gestehe daß ich über Hals und Kopf in den Garten eilte, wohin man sich in solchen Fällen zu retten sucht. Erderschütterungen sind in Tauris sehr häufig, denn obwohl die Stadt eine äußerst reizende Lage hat, und die Luft ebenfalls sehr gesund ist, so machte doch die allzu große Nähe mehrerer Vulkane den Aufenthalt in derselben sehr unangenehm und gefährlich. Ein sehr starker Ausbruch dieser Feuerschlünde verwandelte vor 50 Jahren einen großen Theil der Stadt in Schutthaufen, und tödtete mehrere tausend Einwohner; denn selbst das Freye bleibt bey solchen Gelegenheiten immer noch ein sehr unsicherer Zufluchtsort, da man überall fürchten muß, von der Erde verschlungen, oder von dem glühendheißen Wasser, welches sie oft eine große Strecke weit ausströmt, versengt zu werden. Ich erlebte während meines Aufenthaltes in Tauris noch vier heftige Erderschütterungen, allein wie bey allen Uebeln, so benimmt auch bey diesem die Gewohnheit ihm viel von seinem Schrecklichen.

Zu der Zeit, als ich in Tauris ankam, war der Erbprinz Abaz Mirza gerade abwesend. Er hatte die Stadt verlassen, um sich einige Tage außer derselben in der umliegenden Gegend mit der Jagd zu belustigen. Den 16ten May kehrte der Prinz nach Tauris zurück. Bis dahin hatte mir die persische Etikette verboten gehabt, meine Wohnung zu verlassen, aber nun (den 17ten May 1812) wurde ich bey dem Erbprinzen zur Audienz gelassen.

Wenn in Persien eine Person von Rang eine Staatsvisite macht, so begiebt man sich zu Pferde nach der Wohnung desjenigen, dem man aufwarten will. Man läßt sich durch Bediente zu Pferde einige Handpferde nachführen, und eine Schaar Diener zu Fuß müssen den Zug begleiten. Da alle Botschafter der auswärtigen Höfe in Persien diesen Gebräuchen Genüge leisten, wenn sie bey dem Könige oder seinem

Sohne, dem Erbprinzen, zur Audienz gelassen werden, so fügte auch ich mich nach dem Ceremoniell des Landes.

Bey dem Schlosse des Erbprinzen angelangt, stieg ich vom Pferde und trat zuförderst in einen Vorhof ein, wo die Schloßwache unter dem Gewehre stand, und mir nach persischer Art die meinem Range zukommenden militärischen Ehrenbezeigungen erwies.

Hierauf nahm mich ein Garten auf, welcher in zwey Hälften getheilt war. In der ersten Abtheilung dieses Gartens waren in großer Galle alle Khans versammelt, welche den Hofstaat des Prinzen ausmachen; in der andern Hälfte des Gartens erwartete mich der Prinz auf einer Terrasse sitzend, die hart an seinen Palast stieß; ihm zur Seite stand sein Minister, der oben erwähnte Mirza Bizurk.

Der Schloßgarten war nichts weniger als prächtig; außer einigen schönen Springbrünnen und einer großen Allee von Fruchtbäumen, fand man darin durchaus keine Verzierungen oder Vorrichtungen zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen.

Nachdem ich von dem Ceremonienmeister mit lauter Stimme angemeldet worden war, nahete ich mich dem Prinzen und hatte bey demselben eine Audienz von einer Stunde. Ich unterhielt mich mit dem Prinzen vermittelst meines Dollmetschers, den ich bey mir hatte.

Hier muß ich noch eines Gebrauchs erwähnen, dessen Erfüllung im persischen Ceremonien- und Höflichkeitsregister einen Hauptartikel ausmacht. Wenn man nämlich in diesem Lande bey einer vornehmen Person einen Besuch abstattet, so ist man verbunden, an der Thür des Hauses die Schuhe mit Pantoffeln zu verwechseln. Die Perser halten sehr auf die Beachtung dieser Sitte, weil sie nicht nur uralt ist, sondern auch der Erhaltung der prächtigen Fußteppiche sehr günstig ist, welche in Persien den kostbarsten Theil des Hausrathes ausmachen.

Digitized by Google

Das Schuheausziehen bey solchen Gelegenheiten ist in Persien ungefähr die nämliche Höflichkeitsbezeigung, wie in Europa das Hutabnehmen.

Abaz Mirza, der Erbprinz von Persien, ist ein Jüngling von 26 Jahren. Seine Gesichtszüge sind edel und männlich. Kraft und Feuer heißen die Hauptbestandtheile seines Charakters. Ehrgeiz und Ruhm sind seine ersten Leidenschaften und der Krieg sein einziges Vergnügen. Er ist sehr unterrichtet, drückt sich mit vielem Anstande aus, und das Erhabene seines Ideenganges setzte mich in Erstaunen; kurz, er unterscheidet sich in allem auffallend und sehr zu seinem Vortheile von seinen übrigen Landsleuten.

Er hat sich vorgenommen, Persien einst eine andere Gestalt zu geben. Seine Ansprüche auf den Thron beruhen auf dem Umstande, daß seine Mutter aus dem Blute des Propheten entsprossen ist. Dieser Abaz Mirza hat aber noch einen ältern Bruder, einen muthigen, unternehmenden Prinzen, von dem es sich voraussehen läßt, daß er einst dem jüngern Bruder den Thron streitig machen wird, und eben diese Furcht ist die eigentliche Ursache, welche bey Abaz Mirza die Vorliebe für die Waffen erzeugt hat, da er wohl einsieht, daß sie allein es sind, die ihn in dem Besitze seiner Rechte erhalten können.

Fet-Ali, der regierende oder vielmehr nicht regierende Schach von Persien, obwohl noch ein Mann in den besten Jahren, ist sehr schwach, ohne alle Thatkraft und nicht im geringsten vom Ehrgeize beseelt; ganz in Wollüste, Ueppigkeit und Zerstreuungen versunken, hat dieser Mann einen unüberwindlichen Abscheu vor allen ernsthaften Arbeiten, und überläßt es daher ganz seinem Erbprinzen, dem Abaz Mirza, die politischen und militärischen Angelegenheiten des Staates nach Gutdünken zu schlichten. In welcher Eigenschaft Mirza-Bizurk dem Erbprinzen beygegeben ist, haben wir schon oben

Digitized by Google

erwähnt. Fet-Ali lebt meistens im Innern seines Harems, der 300 Weiber enthält, und kümmert sich nicht weiter um das Wohl oder Wehe seines Landes. Ich hatte mehrere Audienzen bey dem Prinzen, und beynahe täglich Gelegenheit, mit seinem Minister Bizurk zu sprechen, der mich oft zum Speisen einlud.

Nachdem in meinem Hauptgeschäfte in den ersten Tagen meines Aufenthaltes die nöthigsten Einleitungen gemacht worden waren, befriedigte ich zuförderst meine Neugierde durch nähere Beschauung der Stadt und ihrer Umgebungen.

Tauris ist zwar eine große Stadt, aber im ersten Augenblicke kann man kaum begreifen, daß es in Hinsicht der Größe, der Wohlhabenheit und des Handels den zweyten Rang in der Städtezahl Persiens einnimmt. Die Anzahl seiner Einwohner beläuft sich auf hunderttausend Seelen. Wenn Tauris nicht seinen prächtigen Markt und seine vielen Kirchen hätte, so würde man das unordentliche Gemenge seiner kleinen Häuser für nichts anderes, als für ein ungeheueres Dorf halten.

Tiflis und Tauris haben darin viele Aehnlichkeit mit einander, daß beyde gleichviel an Größe und ehemaligem Glanz verloren haben, und zwar das erstere durch die Einfälle der Perser, das andere aber durch die vielfältigen furchtbaren Erderschütterungen.

Die Straßen von Tauris sind eng und schief; die Häuser werden von Lehm aufgeführt und haben platte Dächer, die Fenster geben auf den Hof, aber beynahe jedes Haus hat einen Garten. Die Stadtmauer ist so schlecht, daß sie auch den geringsten feindlichen Anfällen nicht Widerstand leisten könnte.

Die Häuser in Persien sind erbärmlich; in großen Städten findet man aber doch ein eigenes abgesondertes Viertel, welches lange und breite Straßen hat, in denen von Holz aufgeführte Häuser, etwa 30 oder 40 Fuß hoch, stehen. Dieses Viertel wird der Markt genannt.

Digitized by Google

Der Markt in Tauris nimmt die Mitte der Stadt ein, und ist vielleicht der schönste in ganz Persien.

Der Palast des Abaz-Mirza ist weder groß noch schön gebaut.

Ein öffentlicher Platz der Stadt ist hingegen so geräumig, daß 30000 Mann Kavallerie auf demselben in Schlachtordnung stehen können.

Die Luft in Tauris ist gesund, obwohl die Kälte jedes Jahr ziemlich lange dauert, weil die Stadt gegen Norden liegt, und weil auf den Gipfeln der benachbarten Berge der Schnee sechs Monate liegen bleibt. In den Umgebungen von Tauris befinden sich viele weiße Marmorbrüche. Die vielen Seidenmanufakturen der Stadt sind vortrefflich, und der Handel geht mit diesem Artikel sehr lebhaft.

Ueber den wahren Ursprung von Tauris weiß man nichts Gewisses, jedoch ist die folgende Angabe die am meisten angenommene und die gewöhnlichste. Tauris soll seinen Namen von dem Worte Tebris erhalten haben, welches so viel als das geheilte Fieber heißt. Wenn man diese Meinung äußert, erzählt man sich zugleich dabey folgendes Geschichtchen:

Halacoukan, ein General des Harun Retschied, war zwey Jahre durch ein böses Fieber geplagt, und wurde endlich wunderbarerweise durch ein Kraut geheilt, welches er auf der Stelle fand, wo jetzt Tauris steht, welche Stadt zum Andenken an diese wunderbare Heilung erbaut worden seyn soll. So viel ist gewiß, daß die reine Luft um Tauris vor jenem Fieber einigermaßen sichert, von welchem man in Persien häufig überfallen wird.

Ich halte es nun für Zeit, dem Leser ein leichtes Gemälde von dem Klima, den Produkten und den Einwohnern Persiens darzustellen.

In Caramanien und längs des persischen Meerbusens ist die Luft trocken und heiß. Die Hitze wird in diesen Gegenden

während der vier wärmsten Monden so unerträglich, daß die Einwohner ihre Häuser verlassen und in die Berge flüchten müssen. In den Seegegenden ist die Luft nicht nur äußerst heiß, sondern auch höchst ungesund; die Fremden werden, wenn sie dahin kommen, entweder sehr krank, oder sterben gar. Die Gefilde am kaspischen Meere und das alte Hyrcanien gleichen einem Paradiese, aber gerade dieser Theil ist der aller ungesundeste in ganz Persien.

Das gemäßigste Klima in diesem Lande haben jene Provinzen, deren Lage die höchste ist, und es giebt sogar welche, in denen es vom December bis Ende Februar schneit, ja im Jahre 1812 war der Araxes so dick gefroren, daß man mit Kanonen über denselben fahren konnte.

Das Klima der Gegenden, von welchen ich jetzt sprach, macht jedoch eine große Ausnahme von jenem, welches in dem bey weitem größern Theile Persiens das herrschende ist. Dieses letztere ist das angenehmste, welches man sich vorstellen kann. Der Himmel ist zu allen Jahreszeiten hell und klar, und die Sterne funkeln so lebhaft, daß man bequem bey dem Schimmer, den sie verbreiten, lesen kann. Nichts gleicht der Feinheit und Leichtigkeit der Luft in den meisten Landesstrichen Persiens, und die Wirkung dieser so gearteten Luft bleibt in jeder Rücksicht unverkennbar. Aber bald verlieren die Reize dieses Klimas den Werth für denjenigen, der bestimmt ist, unter demselben zu wohnen. Nichts sagt der menschlichen Natur weniger zu, als Einförmigkeit, und wäre es auch eine noch so angenehme Einförmigkeit. Die Dichter singen zwar viel von dem Glücke eines ewigen Lenzes, aber in der Wirklichkeit erquicken die Reize des Frühlings nur Jenen, der die Stürme des Winters erduldet hat.

Frische Winde, die sich in Persien gegen Abend erheben und bis zum Aufgange der Sonne herrschen, kühlen die trockene und schwüle Luft ab, nöthigen aber die Bewohner zugleich, sich mit der Kleidungsart in acht zu nehmen.

Digitized by Google

An den Küsten des persischen Meerbusens wehet zuweilen ein ganz eigner Wind, der Bad-Samoum (Giftwind) genannt wird. Dieser Wind kündigt sich mit Geräusch an, und so lange er herrscht, scheint die Luft roth und entzündet. Diejenigen, welche dieser gefährliche Wind auf freyem Felde überrascht, werden durch ihn erstickt; die Körper dieser Unglücklichen scheinen ganz aufgelöst zu seyn, ohne daß dabey ihre Gestalt sehr entstellt wäre.

Ohngeachtet des herrlichen Klima's, dessen sich Persien erfreut, ist im Ganzen genommen das Land nicht fruchtbar. Kaum der zwölfte Theil desselben ist bebaut. Die Unruhen, die in der letzten Zeit nie aufhörten, mögen wohl die Hauptschuld an diesem Uebelstande tragen. Die Religion der alten Perser, welche Feueranbeter waren, verpflichtete sie, das Land zu bauen und urbar zu machen, dahingegen die Mahometische nur Genuß der Gegenwart lehrt.

In der Vorzeit grub man Kanäle, um die Felder zu bewässern, jetzt wird diese Arbeit sehr vernachlässiget, und der Feldbau ist im Verfall.

Die Perser des Alterthums wurden sanft beherrscht, die jetzige Regierungsform ist despotisch. Ohne diese vielen und wichtigen Hindernisse müßte Persien unstreitig eines der schönsten, reichsten und glücklichsten Länder seyn.

Bey Ispahan, welches das Herz von Persien genannt zu werden verdient, beginnt die Erndte im Monat Junius. Die gewöhnlichsten Getreidearten, welche in Persien gebaut werden, sind der Reis, der Weitzen, die Gerste und der Hirse. Der Reis ist das Hauptnahrungsmittel des Landes.

Unter den Bäumen sind der Ahorn, die Weide und der Kornelkirschbaum einheimisch.

Die Perser glauben, daß der Ahorn ein Gegenmittel gegen die Pest sey, weswegen man diesen Baum häufig in den Umgebungen der Städte und Dörfer anpflanzt.

Digitized by Google

Der Galläpfel-, der Mastix- und Weihrauch-Baum wächst in mehrern Gegenden Persiens.

Feine Pflanzen kommen vorzüglich gut in dem Boden dieses Landes fort und ihr Geruch ist auserlesen.

Die Mohnblume gedeiht in großer Menge, und ihr Saft, den die Perser Afione nennen, woher das Wort Opium kömmt, ist stark und vortrefflich.

Die Perser finden, daß der Saft der Mohnblume angenehme Visionen und eine Art Entzückung verursache. Dieser Zustand stellt sich eine Stunde nach dem Genusse des Saftes ein und dauert nach dem Maaße der eingenommenen Dosis oft mehrere Stunden; worauf aber eine vollkommene Erschlaffung des Körpers erfolgt.

Die Tabakspflanze wächst in ganz Persien, und der Perser würde lieber auf das Essen als auf das Rauchen Verzicht leisten.

Der persische Safran ist der beste, den es giebt.

Die Perser setzen einen sehr hohen Werth auf ein gewisses schwarzes flüssiges, sehr wohlriechendes Erdharz. Sie nennen dieses Harz Mumie, und es strömt äußerst sparsam aus einigen Gebirgen des Kermans. Dieses Harz ist durchaus kein Gegenstand des Handels, sondern das Auffassen desselben ist ein ausschließliches königliches Recht; die Quellen, aus welchen dieses Harz strömt, sind versiegelt, werden streng bewacht, und des Jahres nur einmal geöffnet. Man versichert in Persien, daß der Gebrauch dieses Erdharzes dem menschlichen Körper übernatürliche Kräfte verleihe, das Leben verlängere, und alle Wunden in kurzer Zeit heile.

Man pflanzt in Persien sehr häufig eine Blume, welche Hannah heißt, und aus der eine Farbe bereitet wird, mit welcher die eingebornen Männer und Weiber Hände, Füße und oft auch das Gesicht bestreichen. Die mit dieser Farbe belegten Theile des Körpers werden weniger durch die Sonne verbrannt, und können der Kälte besser trotzen.

Digitized by Google

Die Baumwolle wächst in Persien in großer Menge. Früchte aller und der besten Art sind in diesem Lande zu Hause. Unter den letztern gehört der Melone der erste Rang, dann kommen die Datteln und verschiedene Arten von Weintrauben. Kein Theil Persiens ist schöner als die Gegend um Schiras, in welcher die Sonne und das Klima alle Früchte, ganz vorzüglich aber die Weintrauben, begünstiget; der Wein, den man aus den letztern zieht, ist einzig in seiner Art und vielleicht der beste in der Welt.

Dann giebt es noch Abrikosen, welche Tschmchams (Sonnenepfel) genannt werden, eine wahrhaft göttliche Frucht! Das Fleisch dieser Abrikose ist sehr roth und hat den herrlichsten Geschmack, selbst ihr Kern ist sehr süß. Man nennt diese Abrikose auch Europäertod, weil schon viele derselben an den Folgen des unmäßigen Genusses dieser Frucht gestorben sind.

Ferner wachsen in Persien Granaten, Quitten, Kirschen, Feigen und Kastanien in Menge und von der besten Gattung. Pomeranzen gedeihen indeß beynahe nur an den Ufern des persischen Meerbusens. Auch eine Art Zwiebeln findet man in diesem Lande, die süß und so groß wie Aepfel sind, so daß man sie auch mit Recht unter die Früchte rechnen kann.

In Persien trifft man alle Blumen, welche die schönsten Länder Europas nur hervorbringen, und man kann annehmen, daß in Hinsicht der Lebhaftigkeit der Farben und des köstlichen Duftes die persischen Blumen die europäischen weit übertreffen.

In Mazaderan und in Medien wachsen selbst auf freyem Felde rothe, weiße und gelbe Rosen, Tulpen, Anemonen und Ranunkeln von den schönsten Farben. In der Gegend von Ispahan gedeihen die Jonquillien wild.

Wenn man sich indeß vorstellt, in Persien schöne Gärten anzutreffen, so findet man sich sehr betrogen. Der Garten der Perser hat keine ordentlichen Wege, und ist ohne allen Plan

angelegt; wenn es hoch kömmt, findet man in demselben eine Allee von Platanen, und einen Springbrunnen in der Mitte, und zwey kleinere auf den Seiten. In den übrigen Zwischenräumen stehen Bäume, Blumen und Rosengesträuche, alles wild durch einander. Der Perser geht, wie der Morgenländer überhaupt, nie spaziren, sondern begnügt sich damit, in seinem Garten sitzend frische Luft zu schöpfen.

Persien ist sehr gebirgigt und reich an Metallen und Mineralien, welche erst seit Abaz des Großen Zeiten gegraben werden. Die gewöhnlichsten Metalle, welche man darin findet, sind Eisen, Kupfer und Bley; Gold und Silber graben die Perser nicht, man vermuthet aber, daß in ihren Bergen diese Metalle wohl vorhanden seyn dürften; die Perser sind aber zu faul, mühsame Nachsuchungen anzustellen. Nahe bey Tauris findet man den Lasurstein, in der Gegend von Hamadan aber den Marmor, den Quader und den Schieferstein.

Die einträglichsten Bergwerke in Persien sind jene, in welchen die Türkise gegraben werden. Diese Edelsteine und die Perlen, welche im persischen Meerbusen gefischt werden, machen einen Hauptzweig des persischen Handels aus.

Unter den in Persien einheimischen Thieren setze ich das Pferd oben an. Wenn gleich wegen seiner ungeheuern Schnelligkeit das arabische Pferd mehr gesucht wird, als das persische, so übertrifft doch dieses jenes an Schönheit.

Das Kameel wird, seiner großen Nützlichkeit halber, sehr geschätzt. Schaafe und Ziegen giebt es in Persien im Ueberflusse. Wilde Thiere sind selten, weil es zu sehr an dichten Wäldern fehlt.

Das Trockene der Luft und des Klima's begünstiget die Insekten durchaus nicht, und man bemerkt deren wenige, wenn man die Heuschrecken ausnimmt, welche in einigen Provinzen in dichten Schaaren die Luft verfinstern.

Digitized by Google

Der Stich der Skorpionen und Taranteln ist in Persien sehr gefährlich und oft tödtlich.

Das kaspische Meer ist sehr fischreich, mehr aber noch der persische Meerbusen. Seine Flüsse, Seen und Kanäle versehen ganz Persien mit einem hinlänglichen Vorrathe von Fischen.

Unter den asiatischen Völkern gebührt unstreitig dem Perser der erste Rang, sowohl in Hinsicht der körperlichen Schönheit, als auch der geistigen Anlagen. Obwohl der Charakter des Persers nicht ohne Mackel ist, so erhebt er ihn doch über alle seine Nachbarn.

Ein Europäer, der nach Persien kömmt, wird durch die äußerste Höflichkeit der Einwohner, durch ihre Gastfreundschaft, Toleranz und Wißbegierde in Erstaunen gesetzt, aber dessen ohngeachtet vermögen es alle diese glänzenden Außenseiten nicht, die Falschheit des Persers ganz zu bedecken.

In Persien unterscheidet sich der Landmann vom Städter bey weitem nicht so auffallend, wie in Europa. Die beständigen Kriege, welche alle Einwohner ohne Ausnahme verpflichten, die Waffen zu tragen, die Aufrühre und Unruhen im Innern des Landes machen den Bürger etwas roher, so wie sie im Gegentheil den Bauer mit der feinern Lebensweise der Städtebewohner bekannter machen und zur Abschleifung seiner rüden Sitten beytragen.

In den Städten sind die Frauen beständig in ihre Harems eingesperrt, und gleichen Lebendigbegrabenen. Auf dem Lande aber genießen die Weiber einer größeren Freyheit; sie besorgen die Küche, spinnen Baumwolle, und trocknen Mist an der Sonne, welcher mit Stroh vermischt in Persien den Mangel des Holzes ersetzen muß.

Der Bauer hat in der Regel nur eine Frau, obwohl ihm seine Religion erlaubt, deren drey zu halten.

Digitized by Google

Man hat gewöhnlich den irrigen Glauben, daß der Charakter und die Sitten des Persers mit jenen der Türken viel gemein haben; aber diese beyden Nationen unterscheiden sich von einander in einem hohen Grade.

Der Türke begegnet dem Ausländer grob, der Perser aber behandelt ihn mit lästiger und übertriebener Höflichkeit; allein man hat die persischen Komplimente mehr als die türkische Heftigkeit und Grobheit zu fürchten. Die persische Art sich auszudrücken, ist im höchsten Grade übertrieben: im ersten Augenblicke geräth der Fremde in Persien in Versuchung, zu glauben, daß sein Wirth bereit sey, ihm alles, Vermögen und Leben zu opfern. Der vornehme wie der geringe Perser bietet seinem Gaste, wenn er nur Hoffnung hat, von ihm Nutzen zu ziehen, Haus und Kinder zum Geschenke an.

Von den Persern kann man wohl mit Recht sagen: Redensarten kosten nichts. — Lobt man die Schönheit eines Gartens, so erwiedert der Eigenthümer schnell: „der Garten gehört dein, wenn es dir gefällt, denn nur „dir zu Liebe hat Gott die Welt so schön erschaffen. Ich „bin ein erbärmlicher Sünder, du aber bist ein Günstling „des Himmels."

Der Perser geht so weit, seinem Gaste zu sagen: „Wenn Gott die Sonne nicht gemacht hätte, so würden „deine Augen ihre Stelle ersetzen, denn sie strahlen heller als die Sterne."

„Aristoteles," fährt der Perser fort, „war der „größte Sterbliche, du aber bist größer als Aristoteles."

Präsentirt mir mein Wirth Zucker, so versichert er, daß meine Worte süßer als selbst dieser Zucker seyen.

Im Gespräche halten die Perser ihre Zunge sehr ängstlich im Zaume, aus Furcht, sich wegen eines freyen Wortes von ihrer Regierung, vor welcher sie gewaltigen Respekt

Digitized by Google

haben, eine Rüge oder Strafe zuzuziehen. Daher das Kriechende in ihrer Handlungsweise.

Die Perser lieben schreinbildliche und ausgeschmückte Redensarten, und ihre reiche Sprache begünstigt diese Liebhaberey. Sie mischen oft Stellen aus Sadis oder Hafis, ihrer Lieblingsdichter, Werken ins Gespräche. Sie sind äußerst abergläubisch, glauben an die Kraft der Magie und des Talismans, und sind im höchsten Grade Fatalisten. Zur Verrichtung der geringsten Handlung wollen sie den günstigsten Augenblick erlauern, und verschieben oft wichtige Geschäfte, blos aus dem Grunde, weil ihnen die zur Verrichtung derselben bestimmte Zeit nicht günstig genug scheint.

Um sich vor dem giftigen Stiche der Scorpionen zu sichern, giebt es kein besseres Mittel, als die Haut mit Oel einzureiben; allein statt dieses einfache Mittel anzuwenden, rezitiren die Perser lieber Stoßgebetlein, denen sie die Kraft zutrauen, die Scorpionen abzuwehren. Hat der Perser erst ein solch Gebet hergemurmelt, so schlummert er ruhig ein, wenn ihn auch ein ganzes Scorpionenheer umschwärmt.

Die ungeheure Eifersucht der Perser läßt sich schwer beschreiben, sie übertrifft vielleicht noch jene der Türken. Wenn man ihnen sagt, daß in Europa die Frauen ohne Schleyer ausgehen, und mit Jedem sprechen dürfen, so vernehmen sie dieses mit einer Art von schreckvollem Erstaunen. Man geht in Persien so weit, es zu vermeiden, den Namen einer Frau auch nur auszusprechen.

Der Genuß des Weines ist zwar durch den Koran verboten, dessen ohngeachtet wird in Persien häufig und viel Wein, jedoch im Geheim, getrunken.

Der bekannte so schädliche Gebrauch des Opiums ist in Persien viel seltener als in der Türkey.

Die Türken verließen die Ufer des Faxartes und des Oxus, um in die schönen Gefilde Kleinasiens einzuwandern, und sich auf griechischen Boden niederzulassen; allein

Digitized by Google

sie behielten auch in diesen Gegenden die Rohheit bey, welche Nomaden- und Raubhorden so treffend charakterisiet. Die Perser, im Gegensatze umgeben und sogar oft unterjocht von Barbaren, haben bis auf diesen Augenblick ihre feinere Bildung und eine gewisse Vorliebe für Künste, Wissenschaften und Handel nicht abgelegt.

Der Koran ist das Evangelium beyder Völker, beyde werden nach den nämlichen Grundsätzen von Despoten beherrscht, und leben unter einem und demselben Klima; um desto mehr muß man sich aber darüber wundern, daß das eine dieser Völker roh, faul und unwissend ist, während dem andern Thätigkeit und Wißbegierde nicht abzusprechen sind.

Wenn die Perser so wie die Türken mit den Europäern in direkter Verbindung stünden, so würden sie ohne allen Zweifel in der Geistesbildung schnelle und große Fortschritte machen.

Die Türken verachten alle Menschen, die sich nicht zu ihrer Religion bekennen; die Perser hingegen lieben unterrichtete Menschen, wenn sie auch einem andern Glauben und einer andern Nation als der ihrigen angehören. Muthig und brav im Kampfe sind die Perser, im Frieden viel geselliger als die Türken.

In der Türkey findet man wenig Luxus, desto mehr aber in Persien. Der Luxus der Perser besteht in schönen Kleidern, in Teppichen, und in einer großen Anzahl Weiber, Sclaven und Pferde.

Die Wohnungen der Perser sind zusammenhängender als die türkischen, und sind den letztern sehr vorzuziehen. Den Bart halten die Perser so wie die Türken für die Hauptzierde des Mannes, und beyde Völker widmen demselben viele Sorgfalt und Aufmerksamkeit.

Handschuhe werden in Persien weder von Männern noch Frauen getragen.

Digitized by Google

Die persische Art die Speisen zu bereiten, ist sehr einfach. Während der Mahlzeit steht weder Salz noch Pfeffer und eben so wenig Essig oder Oel auf dem Tische.

Der Unterschied, wodurch sich die Religion der Perser von jener der Türken unterscheidet, ist sehr unbedeutend.

Die Mahommedaner beten sehr oft, nämlich fünf mal des Tages. Eigens dazu angestellte machen auf die gewöhnliche Betzeit aufmerksam. Wenn sich der Perser zum Beten anschickt, legt er Putz, Waffen und Schmuck ab, wäscht sich mit reinem Wasser, und langt einen Fußteppich hervor, in welchem mehrere zur Verrichtung seiner Andacht erforderliche Nothwendigkeiten eingewickelt sind; unter welchen der Koran, ein irdener Teller, ein Rosenkranz, ein kleiner Spiegel und ein Kamm gehören.

Wenn der Fußteppich ausgebreitet ist, setzt er sich auf den Rand desselben, nimmt den Spiegel und den Kamm, kämmt sich den Bart, setzt den irdenen Teller auf die Mitte des Teppichs gerade vor sich hin, und beginnt sein Gebet.

Der Rosenkranz ist von der heiligen Erde verfertiget, welche aus Mekka kömmt, und die Kugeln desselben, 99 an der Zahl, sind von der Größe einer Erbse. Der kleine Teller ist von derselben Erde, und dient dem Betenden zur Unterlage seiner Stirne, wenn er sich während des Gebetes mit dem Gesichte auf den Boden wirft. Auf der Oberfläche dieses Tellerchens sind die Namen Gottes und der Propheten, dann Stellen aus dem Koran eingegraben. Ihr Glaube verbindet die Perser, während ihres Lebens einmal eine Wallfahrt nach Mekka zu unternehmen; auch wandern hin und wieder einige zum Grabe der Propheten.

Leute von Stand und Erziehung müssen in Persien drey Sprachen verstehen, nämlich: die persische, die türkische und arabische.

Digitized by Google

Die persische ist die Volkssprache, deren sich auch die Dichter bedienen, sie ist sehr sanft; die türkische ist die Hof- und die arabische die Kirchen-Sprache.

Die Perser schreiben wie die Araber von der Rechten zur Linken. Ihr Papier ist so fein wie Seide, sie pflegen es mit etwas Seife zu bestreichen und es sodann mit einem Polirglase zu glätten. Ihre Tinte ist sehr schwarz und dick, und statt der Federn bedienen sie sich eines Schilfrohres, welches am persischen Meerbusen wächst.

Wenn die Perser schreiben, legen sie das Blatt nicht auf, sondern halten es frey; den Namen zu unterzeichnen, ist nicht gewöhnlich, statt dessen drückt der Morgenländer ein Petschaft an das Ende seiner Ausfertigungen, welches er in der Form eines Ringes am Finger trägt.

Dieses ist es, was ich über die Einwohner, die Producte und Thiere Persiens zu erinnern hatte; nun werde ich versuchen, den Leser noch über andere Gegenstände eines Landes zu unterhalten, welches gewiß in jeder Hinsicht verdient, die Aufmerksamkeit der denkenden Welt zu fesseln.

Die Arzneykunst liegt in Persien noch in der Kindheit, doch wird sie von den Einwohnern in demselben Grade wie die Sterndeuterey geachtet, deren Aussprüche für heilig gehalten werden.

Die Malerey hat in Persien noch keine großen Fortschritte gemacht, obwohl man in diesem Lande sehr schöne Farben findet, und diese Kunst selbst sehr hoch geschätzt wird. Der Ultzamarin (eine himmelblaue Farbe) kam aus Persien nach Europa. Der Lapis Lazuli, aus welchem man diese Farbe gewinnt, wird in Ueberfluß in einigen Gebirgen des Khorassan gefunden.

Die persische Musik, obwohl sie etwas besser als jene der Türken ist, verdient doch nichts weniger als gut genannt zu werden.

Digitized by Google

Die öffentlichen Gebäude in Persien, so wie die Paläste, sind von Backsteinen aufgeführt und hin und wieder auch von ächten Marmorsteinen.

Die Dächer der Moscheen und Paläste sind mit Hayenenstücken von verschiedenen bunten Farben gedeckt, welches einen schönen Anblick gewährt.

Um die Moscheen sind mehrere Thürme gebaut. Vor dem Haupteingange der Moschee findet man gewöhnlich einen viereckigten mit weißem Marmor gepflasterten Hof, in welchem sich die Bäder befinden, in welchen sich die Mahommedaner baden müssen, bevor sie in ihren Tempel eintreten dürfen. Statt der Betstühle sind Fußteppiche ausgebreitet, auf welchen die Kirchenbesucher Platz nehmen.

Die Moscheen selbst sind sehr einfach; außer Inschriften aus dem Koran an den Wänden findet man in denselben keine andern Verzierungen. Die Weiber dürfen nur unter den Eingang und nicht ins Innere der Moschee treten.

Die Industrie der Perser ist sehr lobenswerth. Vorzüglich zeichnen sie sich aber in der Fabrikation der Seiden-, Woll-, Gold- und Silberstoffe aus. Der persische Sammet wird sehr geschätzt.

Die Art ihre Stoffe zu färben ist vortrefflich.

In der Provinz Khoraſſan werden die schönsten Teppiche und die besten Säbelklingen verfertiget.

Die persischen Shawls sind sehr bekannt und gesucht, aber auch sehr theuer.

Rosenöl wird in Persien in großer Menge und von besonderer Güte gepreßt.

Persiens Handel war einst sehr blühend, aber er ist es nicht mehr. Wenn die Nachfolger des Schach Abaz den Verstand und die Talente dieses großen Fürsten geerbt hätten, so würde Persien der Mittelpunkt des Handels zwischen Europa und Indien geworden seyn.

Digitized by Google

Vermittelst der Schifffahrt auf dem schwarzen und kaspischen Meere könnte der Handel Rußlands mit Persien keine Schwierigkeiten haben, wenn die nach dem nördlichen Rußland bestimmten Artikel durch Astrachan, und die nach dem mittäglichen Theile des Reiches gehörigen durch Armenien und Georgien in die Häfen des schwarzen Meeres geliefert werden würden.

Allein nach dem schlechten Erfolge, welchen Versuche, einen Handel dieser Art einzuleiten, hervorbrachten, sollte man beynahe glauben, daß eine solche Einleitung unter die unausführbaren Chimären gehöre; ich aber bin der Meinung, daß es bisher nur in Anwendung der zweckmäßigsten Mittel versehen wurde.

Der Letzte, welcher diesen Handel einleiten wollte, aber mit seinem Projekte scheiterte, war der englische Kapitain Elton. Dieser Elton, in seinem Unternehmen durch Rußland und England unterstützt, verließ im Jahre 1738 Petersburg und führte seine Waaren über das schwarze Meer nach Persien. Er fand hier zwar einen sehr guten Absatz, aber unbeständig in seinem Charakter vernachlässigte er nur zu bald die eigentliche Absicht seiner Reise und den ihm anvertrauten Vortheil Rußlands, indem er als Schiffbaumeister in die Dienste des Schach Nadir trat. Elton erfreuete sich lange der Gunst des Schachs, als aber derselbe ermordet wurde, ging auch Elton in den Unruhen zu Grunde, welche dem Tode dieses Schachs folgten.

Der persische Meerbusen ist dem Handel sehr günstig, er hat mehrere Hafen, in welchen aber jetzt nur die Engländer allein Handel treiben.

Die Portugiesen bemächtigten sich im Jahre 1514 der Insel Ormus, dessen zufolge hierauf kein anderes Fahrzeug zum Handel in den persischen Meerbusen einlaufen konnte, als das von den Portugiesen hierzu Pässe und Erlaubniß erhielt.

Digitized by Google

Die Perser waren nicht im Stande, das portugiesische Joch abzuschütteln, bis die Holländer gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts und die Engländer im Jahre 1613 nach Morgenland kamen. Schach Maz versagte mit Hülfe der Engländer die Portugiesen endlich im Jahre 1622 von Ormus.

Der Handel im Innern von Persien selbst geht sehr gut von statten, da die Kameele vermöge ihrer natürlichen Eigenschaften ganz vorzüglich zur Weiterbringung beträchtlicher Lasten zu gebrauchen sind, und da überdies in diesem Lande in angemessenen Entfernungen allenthalben Karavanerien vorhanden sind.

Die Karavanerien sind Gebäude, welche ihre Existenz dem Staate oder frommen Stiftungen zu verdanken haben. Sie geben an Schönheit den Moscheen und königlichen Palästen nichts nach. Ihre Zahl beschränkt sich in Städten nach dem mehr oder weniger wichtigen Handel des Platzes; an den großen Landstraßen sind die Karavanerien an Stellen, wo man frische Quellen antrifft, gebaut. Man findet in diesen Häusern durchaus nichts von Meubeln, und der Reisende muß sich daher seiner eigenen Teppiche bedienen. Diese Gebäude haben eine viereckige Form, und in ihrer Mitte einen großen Hof, in ihrem Innern findet man gewöhnlich vierzig Stuben und zwanzig Stallungen.

Auf meiner Reise nach Tauris stieß ich auf zwey Karavanerien, welche noch unter Abaz dem Großen erbaut worden waren; diese Gebäude verdienten es, Meisterstücke der asiatischen Baukunst genannt zu werden. Alle zwey waren in ganz gleichem Geschmacke erbaut, wichen in Hinsicht der Form und Größe nicht von einander ab, und der Zahn der Zeit hatte wenig über ihre Haltbarkeit gesiegt. Vorzüglich bewunderte ich an diesen Häusern die kolossale Höhe ihrer Portale, deren kühne Sprengung die Zeit der alten Römer ins Gedächtniß zurück ruft.

Digitized by Google

Eine gewisse Anzahl Reisender, die sich der Sicherheit und Bequemlichkeit halber vereinigen, in Gesellschaft zusammen nach irgend einem weit entfernten Orte zu wandern, bilden ein Kalifeg oder Karavane. Die Karavane wird durch einen sogenannten Tchegarwadar geführt, welchem die Reisenden für die Besorgung des Gepäckes und der Lebensmittel etwas Gewisses zu entrichten haben. Dieser Mann hat seine Diener, welchen die Fütterung und Wartung der Kameele und die Auf- und Abladung des Gepäckes anvertraut ist. Die Karavane macht nur kleine Tagereisen, und die Passagiere sind gehalten, sich nicht zu weit von einander zu entfernen. Um 2 oder 3 Uhr Morgens pflegt die Gesellschaft gewöhnlich aufzubrechen, wozu die Glocken, die an den Hälsen der Kameele und Maulthiere hängen, das Zeichen geben; der Ton dieser Glocken gewährt noch überdies dem Reisenden den Vortheil, daß er unterwegs seine Gesellschaft nicht leicht verlieren kann.

Man kann nicht wohl unbequemer und beschwerlicher reisen als in Persien. Die Karavanerien sind von allen auch den nöthigsten Meubeln entblößt; die Nahrung sagt dem Europäer durchaus nicht zu, und für den Fall einer plötzlichen Unpäßlichkeit oder eines andern unvorhergesehenen Unfalles ist an gar keine Hülfe zu denken; überdies muß man beständig vor der Falschheit und den verrätherischen Gesinnungen der Eingebornen auf seiner Hut seyn. Persien ist im eigentlichsten Sinne des Wortes ein militärischer Staat.

Jeder Perser versteht meisterhaft sein Pferd zu lenken, und die Waffen zu führen; und nur der gänzliche Mangel aller Disciplin macht dieses Volk wenig furchtbar.

Nur erst seit der kurzen Zeit, als die Sarbazenkorps errichtet sind, giebt es in Persien ein mehr oder minder

Digitized by Google

starkes stehendes Heer. Sonst löste sich die Armee in Friedenszeit und selbst in der zum Kriegführen ungünstigen Jahreszeit auf.

Die Khans und Gouverneurs müssen beständig bereit seyn, auf den ersten Aufruf des Königs Truppenkorps zu errichten und mit denselben zu marschiren, welche Obliegenheit einer Art Lehensverpflichtung gleicht.

Die Hauptanführung der ganzen Armee ist dem Satrapen anvertraut. Die Khans, Sultane, Gouverneurs der Provinz und die Hauptgefälleintreiber sind seine Generale.

Schon unter Schach-Nadir hatten die Perser schwere Artillerie, sie vertauschten dieselbe gegen eine Art leichtes Geschütz, welches von dem Rücken der Kameele herab wirkte, und nun haben sie die Engländer und Franzosen mit dem Gebrauch der europäischen Kanonen bekannt gemacht. Gegenwärtig haben die Perser bereits ihre eigenen Kanonengießereyen. Eine Flotte besitzt Persien nicht. Einst hatte es eine in dem persischen Meerbusen, um die Araber in Respekt zu erhalten. Man fängt aber jetzt an, im kaspischen Meere einige Fahrzeuge zu erbauen, welches Unternehmen die beständigen bürgerlichen Unruhen lange verzögert hatten.

Persien kann einzig und allein blos am Ghilan und Mazanderan Holz fällen, welches zum Schiffbau tauglich ist, und es wird nie in einem andern Gewässer, als im kaspischen Meere, eine Flotte haben können.

Auch seine Schriftsteller hat Persien. Der älteste und berühmteste unter denselben ist Nassir von Thus gewesen, welcher vor ungefähr 600 Jahren lebte. Er war in Thus (jetzt Msched) geboren, von welchem Orte er den Namen führte. Er war ein vortrefflicher Astronom. Sogar gute Mathematiker findet man unter den Persern, und der Name des Philosophen Aristoteles ist in Persien sehr

Digitized by Google

bekannt und geschätzt. Seine Werke sind in die armenische und persische Sprache übertragen worden.

Die Philosophie ist bey den Persern in drey Theile eingetheilt, nämlich: in die Physik, Metaphysik und Logik. Zur Physik gehören Mathematik, Sterne und Arzneykunde; zur Metaphysik werden Theologie, Sittenlehre und Rechtsgelehrsamkeit und endlich zur Logik Redekunst und Sprachkunde gerechnet.

Selbst an Dichtern fehlt es den Persern nicht. Von Fredous, dem ältesten unter denselben, der vor mehrern Jahrhunderten lebte, hat man ein langes Gedicht auf die ersten Könige Persiens. Der berühmteste persische Dichter hieß Hafis, er besang die Liebe und den Wein. Seine im anakreontischen Geschmacke geschriebenen Gedichte sind bey den Persern sehr beliebt. Dieser Dichter liegt zwey Meilen von Schiras begraben. Unter dem Schatten belaubter Platanen erhebt sich ein Grabmal von weißem Marmor über der Asche des jovialen persischen Sängers. Hier versammelt sich bis auf den heutigen Tag noch die Jugend von Schiras, um Hafis Lieder abzusingen und den köstlichen Schirasischen Wein zu trinken, der nur um so besser schmeckt, weil er durch den Koran verboten ist.

Nicht weit von Schiras stehen die berühmten Ruinen von Persepolis.

Der jetzt regierende Schach von Persien, Fet Ali, residirt in Tesieran, einer ziemlich großen Stadt, in deren Gegend aber die Luft sehr ungesund ist. Hin und wieder hält sich der Schach auf einige Zeit in Sultanien auf, welches nach den persischen Geschichtsschreibern eine der ältesten Städte und einst die Residenz des parthischen Königreiches war. Die bedeutenden Ueberreste des ehemaligen Glanzes und der Größe dieses Ortes zeugen noch heutigen Tages von der Gründlichkeit dieser Traditionen.

Digitized by Google

Sultanien wurde zum öftern theils durch den berüchtigten Tamerlan, theils durch die Tataren und Türken arg mitgenommen.

Die ungeheure Stadt Ispahan war lange Zeit die Residenz der regierenden Schachs Persiens.

Nichts ist hochtrabender und zugleich lächerlicher, als die Titel, welche die Perser ihren Königen beyzulegen pflegen; zur Probe will ich hier einige anführen.

Erhabenster Sterblicher! Quelle der Majestät, der Größe, der Macht und des Ruhmes; Ebenbild der Sonne; Bruder des Mondes und der Sterne; Bothschafter des Himmels; Gegenstand aller menschlichen Blicke; Meister des Geschickes; Schatten Gottes; erster der Edlen aus dem ältesten Adel; Kaiser aller körperlichen Wesen! ꝛc. ꝛc.

In Persien kann jeder nach Willkühr die vornehmsten und sonderbarsten Beynamen annehmen, aber er muß dieselben hinter seinen eigentlichen Namen setzen, während nur der König das Recht hat, seine Titel vor seinem Namen zu setzen.

Der Hof in Tauris und die Engländer daselbst, welche beynahe täglich meine Gesellschaft bildeten, gaben sich alle mögliche Mühe, mir meinen Aufenthalt in dieser Stadt recht angenehm zu machen und die Feeten nahmen beynahe gar kein Ende.

Der Begler Beg (Gouverneur) von Tauris erhielt von Abaz Mirza den Auftrag, ein großes Fest, mir zur Ehre, anzustellen.

Der Begler Beg wählte sein nicht weit von Tauris entlegenes Landhaus zum Schauplatze dieses Festes. An dem festgesetzten Tage begab ich mich in der Frühe mit meinem liebenswürdigen Wirthe, dem Artilleriemajor, und mit mehrern englischen Offizieren nach dem Landsitze des Begler Begs, wo uns derselbe bereits erwartete.

Digitized by Google

Während des Mittagsmahles wurden zur Musik persischer Tonkünstler zur Feyerlichkeit des Tages passende Gedichte abgesungen, und ein berühmter Deklamator rezitirte einige der Hafischen Poesien.

Wir saßen noch beym Essen, als ein von Abaz Mirza abgeschickter Khan ankam, um mir im Namen seines Gebieters einen schönen Hirsch, den derselbe selbst auf der Jagd erlegt hatte, nebst einigen Hundert Pomeranzen, Granaten und andern auserlesenen Früchten zu verehren.

Es ist in solchen Fällen in Persien herkömmlich, daß der Beschenkte den Ueberbringer des Geschenkes reichlich lohnt.

Gegen Abend führte uns der Begler Beg in seinen Garten, wo Pistolen präsentirt wurden, um nach einem Ziele zu schießen. Verschiedene artige Sachen waren als Preise für die besten Schützen bestimmt.

In das Landhaus zurückkehrend nahmen wir auf einer Terrasse Platz, um eine persische Komödie mit anzusehen.

Die Handlung des Stückes selbst war sehr einfach. Es wurde nur durch zwey Schauspieler ausgeführt. Der eine hatte einen Topf geronnener Milch zu verkaufen, und wurde von dem andern, der den Käufer vorstellte, unter allerley Schnuren betrogen, und zuletzt über und über mit Milch begossen. Die persischen Zuschauer und selbst unser Herr Begler Beg wollten sich während des Lustspieles und vorzüglich bey der sinnreichen Entwickelung desselben beynahe todt lachen.

Einige Tage später wohnte ich einem persischen Kampfspiele bey. Große Herren halten in Persien eigene zu diesem Spiele abgerichtete Leute. Die Kämpfer haben während des Kampfes keine andere Kleidung, als enge lederne Beinkleider, die stark mit Fett eingerieben sind, damit sich der Gegner nicht anhalten kann. Ihre Fäuste sind ihre Waffen. Wenn die zwey Ringer den Kampfplatz betreten haben, giebt ein Trom-

Digitized by Google

melschläger auf der Trommel das Zeichen zum Angriff, und fährt fort, bis zum Ende des Kampfes die Trommel zu rühren. Die drohenden Gebehrden der Kämpfer, ihre Fäuste, und selbst die Schläge, die sie sich auf die Schenkel und Lenden geben, kurz alle ihre Bewegungen richten sich nach dem Takte, den der Tambour angiebt. Diese Bewegungen werden öfters wiederholt, und der Tambour schlägt immer schneller, bis sich die Ringer endlich ergreifen, und vollkommen handgemein werden. Um in diesem Kampfe Sieger zu bleiben, muß man seinen Gegner dahin bringen, daß er mit der ganzen Fläche seines Körpers auf den Boden fällt. Es wird übrigens zu diesem Kampfe mehr Gewandtheit als Stärke erfordert.

Bey einer andern Gelegenheit wohnte ich Tänzen nach persischer Art bey. Die Verrenkungen der Tänzer, und ihre unanständigen Stellungen konnten mir nichts weniger als Spaß machen.

Den 16ten Juny (1812) hielt der englische Gesandte, Sir Ouseley seinen feyerlichen Einzug in Tauris, mit dem ich bald darauf eine Unterredung hatte, und einen sehr liebenswürdigen Mann in ihm kennen lernte.

Mit nicht geringer Verwunderung hörte ich den Sir die persische Sprache fertig sprechen. Die Kenntniß der Landessprache ist ein zuverlässiges Mittel, das Zutrauen der persischen Regierung zu gewinnen, und ein Bothschafter, der diese Kenntniß besitzt, hat viel gewonnen, da er die Dollmetscher entbehren kann, welche nicht selten erkaufte Spitzbuben sind.

Sir Ouseley unterstützte mich mit vielem Eifer in meinen Friedensunterhandlungen bey dem Prinzen; aber Abaz Mirza, ermuthiget durch den Einfall der Franzosen in Rußland, wies alle friedlichen Anerbietungen des russischen Kabinets zurück; er wollte mit Gewalt noch einmal einen Einfall in Georgien wagen, weil er dadurch hoffte, einen für sich vortheilhafteren Frieden mit Rußland zu erlangen,

Digitized by Google

und weil er sich schmeichelte, sich durch eine Expedition nach Georgien einen großen militärischen Ruhm zu erwerben. Ich merkte wohl, der Prinz versprach sich viel von seinen Talenten, seinem Muthe und von seinen Sarbazen.

Nachdem ich, wiewohl vergebens, nichts unterlassen hatte, das mich hätte zu meinem Zwecke führen können, bat ich um meine Abschiedsaudienz, die mir auch bewilliget wurde.

Bey dieser letzten Audienz nahm ich Gelegenheit, von Abaz dem Großen zu sprechen. Der Erbprinz war entzückt, mich in der Geschichte seines Landes nicht unbewandert zu finden. „Ihre im Kriege erworbenen Verdienste," sprach er, „sind die Ursache, daß meine Voreltern selbst Euch nicht unbekannt sind."

„Ich kenne," erwiederte ich, „noch ein schwereres und verdienstlicheres Mittel, das jeden Fürsten seinen Unterthanen theuer machen, und ihm die Achtung und Bewunderung der Nachwelt verschaffen muß. Dieses Mittel, fuhr ich fort, liegt jedem Regenten sehr nahe; es besteht darin, seinem Volke das Glück eines dauerhaften Friedens zu verschaffen; und Künste und Wissenschaften zu beschützen."

Der Prinz gab mir recht, aber die Lust, sich an der Spitze seiner Sarbazen, die er für unüberwindlich hielt, zu sehen, hatte sich seiner zu sehr bemeistert, als daß er hätte andern Empfindungen Gehör geben können.

Der englische Bothschafter, um mit meiner Regierung in Verbindung zu verbleiben, beauftragte einen seiner jungen Diplomaten von vielen Verdiensten mit mir nach Tiflis zu reisen.

Wir verließen Tauris den 18ten Juny (1812) und erreichten glücklich und ohne weitere Abenteuer zu bestehen, Tiflis.

Digitized by Google

Freimüthige Blätter

für

Deutsche.

I.

Flüchtiger
aber wahrer und unpartheyischer

Beytrag zur biographischen Skizze

des

königlich baierschen Exministers

Grafen v. Montgelas.

Entworfen von einem seiner unbefangenen Landsleute, welcher lange beobachtend in seiner Nähe lebte.

Laudatur ab his, culpatur ab illis.

Steigen und fallen — heißt das unverbrüchliche Gesetz im großen Universum, und ihm sind Staaten, wie einzelne Menschen unterworfen. Baierns Geschichte liefert einen bewährten Beytrag zu der Richtigkeit dieses Gesetzes. Einige Male war dieses Land nicht eines der unbedeutendsten in Deutschland (wie z. B. unter Ludwig dem Baier), öfters aber sank es zu einem ganz kleinen Staate herab, der sich nicht einmal füglich im zweyten Range behaupten konnte.

Digitized by Google

In diesem Falle befand sich das Churfürstenthum Pfalzbaiern zu Ende des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, als Maximilian Joseph den Thron bestieg.

Die Fakta, daß ein Ländchen dieser Art in einem Zeitraume von zehn Jahren (nämlich von 1805—1815) seinen Flächeninhalt verdreyfachte, den königlichen Rang gewann, und sein Heer von 12000 auf die Zahl von 40000 und endlich zuletzt gar auf 100000 Mann steigerte, der Umstand vorzüglich, daß ein nicht sehr bedeutender Staat in einer so kurzen Reihe von Jahren sich seiner Unbedeutenheit mehr als entwinden konnte, ist zu wichtig, als daß er nicht die Aufmerksamkeit eines jeden deutschen Beobachters hätte erregen müssen.

Längst ist man darüber einig, daß die Haupttriebkraft der politischen Maschine jenes süddeutschen Staates, welche demselben eine so schnelle und große Ausdehnung verschaffte, Montgelas hieß, und es läßt sich daher sehr leicht erklären, daß die unverhoffte plötzliche Abdikation dieses Ministers in ganz Deutschland überhaupt eine große Sensation, eine noch größere aber in Baiern veranlassen mußte. Von einem großen Theile von Montgelas Landsleuten wird sein Andenken verflucht, von einem andern aber gesegnet; wir bescheiden uns mit Fontenelle auszurufen: „Vielleicht haben beyde Theile recht!“

Auf jeden Fall glauben wir unsern Lesern durch die Ueberlieferung der gegenwärtigen biographischen Skizze einen angenehmen Dienst zu erweisen, einer Skizze, welche füglich als ein Fragment aus der geheimen Geschichte des Grafen betrachtet werden kann, und wenigstens auf das Verdienst, frey und wahr zu seyn, Anspruch machen zu können glaubt.

Digitized by Google

Man ist im Auslande sehr häufig der irrigen Meinung, daß Montgelas Franzose sey. Diese Meinung ist grundfalsch. Schon sein Großvater verließ Frankreich, und wählte das Herzogthum Baiern zu seinem beständigen Aufenthaltsort. Montgelas selbst ist daher geborener Baier.

Er entwickelte bereits in seiner ersten Jugend seltene Geistesanlagen, welche er unter sorgfältiger Leitung ausbildete. Montgelas trat noch sehr jung in Staatsdienste, und war bereits unter des Churfürsten Carl Theodor's Regierung Rath eines Kollegiums.

Später trat Montgelas mit dem berühmten jetzt in Gotha lebenden Stifter des Illuminatenordens, Professor Weishaupt, in Verbindung, und als dieser Orden von der damaligen Regierung auf Mord und Tod verfolgt wurde, mußte auch Montgelas fliehen.

Carl Theodor starb, Maximilian Joseph, Prinz von Zweybrücken, folgte ihm in der Regierung, und Montgelas erschien mit ihm in München.

Prinz Max war ein aufgeklärter, humaner, witziger Mann und herrlicher Familienvater, allein sogenannte Regenteneigenschaften fehlten ihm bey seinem Regierungsantritte. Er war in seiner Jugend mit Leib und Seele Soldat gewesen *), hatte in jener Zeit durchaus nicht die entfernteste Hoffnung, je regierender Herr eines Staats zu werden, und es war daher sehr natürlich, daß seine intellectuelle Bildung sich größtentheils nur auf den Stand beschränkte, welchem er sich einmal gewidmet hatte. Indeß hatte Prinz Max genug gesunden Menschenverstand, um bey seiner Thronbesteigung wohl einzusehen, daß ihm bey den Regierungsgeschäften kräftige Stützen vonnöthen wären. Sein prüfendes Auge fiel auf Montgelas, welcher bis dahin

*) Prinz Max war vor der französischen Revolution Chef eines königl. franz. Regiments.

ein wenig beachteter Staatsdiener von nichts weniger als dem ersten Range gewesen war. Montgelas gewann sehr bald die Gunst und das volle Zutrauen des neuen Monarchen, und wußte sich in demselben immer fester zu setzen, und gar bald ganz freye Hand zu gewinnen.

Als Maximilian auf den baierschen Thron kam, sah es in diesem Lande wirklich noch traurig aus. Der Adel und die Pfaffen herrschten unbedingt, der menschliche Geist und die Aufklärung lagen in schweren Fesseln, und um die Erziehung, meistens in der Pfaffen Händen, stand es erbärmlich, kurz das Land seufzte unter dem schweren Joche des Obscurantismus und der Dummheit.

Montgelas schien es bey dem Antritte seiner Ministerial-Cariere wirklich Ernst zu seyn, vortheilhaft für das Land zu wirken. Von seinem aufgeklärten Fürsten hatte er keine Hindernisse, desto mehr aber vom Adel und vom Volke selbst zu erwarten.

Mit der Aufhebung der Klöster wurde der Anfang gemacht. Ein großes verdienstliches Werk! — nur schade, daß bey der Ausführung selbst ein großer Mißgriff geschah, und Montgelas zeigte dem denkenden Beobachter schon damals, daß von ihm alles, nur keine gute finanzielle Wirthschaft zu erwarten seyn würde. Mit dem unermeßlichen Vermögen der Klöster hätten sich, gut angewendet, große Dinge ausführen lassen, allein es wurde auf die leichtsinnigste Art gewirthschaftet, und die Summen wurden auf eine unverantwortliche Art versplittert. Die Kommissarien, welche allenthalben zur Aufhebung der Klöster und zur Einziehung des Vermögens derselben abgeschickt wurden, hatten viel zu freye Hand, handelten in ihrem Wirkungskreise wie ehemals die Prokonsulen der französischen Republik in den Provinzen, füllten mit dem größten Theile des Klostervermögens die eignen Säckel, und brachten durch ihre Unehr-

lichkeit und ihre Ignoranz den Staat größtentheils um den Besitz des noch übrigen Theiles.

Die Klöster waren aufgehoben, — Niemand wußte, wo das Vermögen derselben geblieben war, und der Staat hatte eine Legion Pfaffen auf dem Halse, welchen Pensionen bezahlt werden mußten.

Man schritt zur Reform der Schulen, aber ebenfalls auf die leidenschaftlichste Art. Bey der Ernennung der neuen Lehrer herrschte keine Auswahl, es wurden mitunter die unsittlichsten Menschen und gröbsten Ignoranten angestellt, die sich durch ein bischen Suade einzudringen vermochten. Das neue Studiensystem, von den Herren Pädagogen selbst oft mißverstanden, war nicht erprobt, und wollte nicht Stich halten. Die Resultate waren nach den ersten Paar Jahren nicht erfreulich, das in omnibus aliquid et in toto nihil — paßte ganz auf die neue Lehrmethode, und in derselben mußte, wie beynahe in aller neuen Einrichtung jener Zeit, beständig modificirt und leuterirt werden.

Der Gang der Regierungsgeschäfte wurde zuvörderst ganz verändert, und das leidige kostspielige Büreaussystem in Aufnahme gebracht, welches Hunderte von unwissenden Taugenichtsen fütterte.

Der neue Minister wollte sich des Volkes kräftig annehmen. Die Rechte des Adels wurden außerordentlich beschränkt, und es war bereits von Errichtung der Landstände die Rede. Damit stach der Graf in ein Wespennest, alles schien zwar über den Minister — Adel, Geistlichkeit und Volk. Die Ideen des Grafen in jenen Zeiten waren beynahe alle vortrefflich, aber die elende und mangelhafte Execution derselben verdarb immer das Beste.

Nun erschien das verhängnißvolle Jahr 1805, und die Spannung des französischen mit dem österreich. Kabinette setzte einen nahen Krieg zwischen beyden Mächten außer

Zweifel. Baiern mußte Parthie nehmen, aber welche? — dies war in Wahrheit eine kritische Frage!

Oesterreich *) hatte einen beständigen Zahn auf Baiern, es hatte seine Gesinnungen in dieser Hinsicht beym Erlöschen der Wittelsbachischen Linie hinlänglich entdeckt. Nun führte es eine hohe Sprache, und die Bedingungen, unter welchen der außerordentliche österreichische Bothschafter General S— Baiern zu einer Allianz mit seinem Hause einlud, waren so demüthigend, daß man leicht daraus abstrahiren konnte, aus welchem Tone der hohe Alliirte sprechen würde, wenn er Sieger bliebe. Auf der andern Seite konnte im Unterliegungsfall Baierns Loos nicht anders als höchst unglücklich seyn. Montgelas rieth leidenschaftlich eine Allianz mit Frankreich an, welche der Familie des Churfürsten und dem größten Theile der übrigen Großen des Reichs ein Greuel war. Des Churfürsten Zutrauen in seinem Minister siegte, er entschied für die französische Allianz.

Der Erfolg krönte den gefaßten Entschluß. Frankreich siegte, und sein Alliirter (Baiern) gewann die Königliche Würde und vielen Länderzuwachs. Der König hielt dies mit Recht alles für Montgelas Werk, und war nicht undankbar. Er setzte nun in des Ministers Takt und Talente unbedingtes Zutrauen, und übersah selbst viele Mißgriffe, welche in den innern Regierungsgeschäften vorfielen. So häufig diese auch waren, so läßt sich nicht läugnen, daß man auch in den Angelegenheiten des Innern dem Minister einiges zu verdanken hatte. Er benutzte zum Theil traurige Erfahrungen, die er bey den Reformen gemacht hatte, zu seinem Vortheile. Die Aufklärung breitete sich mit Riesenschritten aus, der Pfaffengeist krümmte sich in tödtlichen Konvulstonen, Künste und Wissenschaften eröffneten geschützt

*) Man vergesse nicht, von welcher Zeit wir sprechen.

Digitized by Google

ihre Hallen, kurz, das Licht brach ein über ein ſonſt ſo finſteres Land. Will man frey und wahr ſchreiben, ſo laſſe man den Verdienſte ſeine Kronen, und tadle — das Unrecht.

Eine zerrüttete Haushaltung und ein offenbares Mißverhältniß zwiſchen Einnahme und Ausgabe waren die gerechteſten Vorwürfe, welche man der Staatsverwaltung machen konnte. Der Finanzminiſter von Hombeſch wäre auf ſeinem rechten Flecke geſtanden, hätte er mehr Kraft und Macht gehabt, dem Premierminiſter zu widerſtehen, welcher bey allen ſeinen Unternehmungen immer zuletzt an die Koſten und deren Herbeyſchaffung dachte. Einer ſeiner Hauptfehler war es, daß er dem Wucher zu wenig Einhalt zu thun vermochte, — unter ſeiner Verwaltung blühte das Reich der Juden luſtig empor, an deren Spitze der Hofagent Seeligman ſtand.

Der Krieg von 1806 brach aus. Es iſt wahr, — ein Beyſpiel hoher Dankbarkeit und eines anzupreiſenden Edelmuthes gab das baierſche Kabinet dadurch nicht, daß es Preußen, ſeine Wohlthäter, bekriegen half; — aber Baierns Exiſtenz ſtand zum zweyten Mal mehr als auf dem Spiele. Politik hat kein Herz, und Selbſterhaltung geht vor allem — dies ſind Grundſätze, welche alle Staaten befolgen und leider befolgen müſſen.

Es iſt übrigens notoriſch erwieſen, daß der edle Max Joſeph mit blutendem Herzen ſeine Truppen gegen Preußen marſchiren ließ; einzelne Exceſſe, welche rüde Krieger in Feindesland ausüben, können nie auf des Regenten Rechnung geſetzt werden, auch ſtrafte der König von Baiern dergleichen Exceſſe, wenn ſie zu ſeiner Kunde kamen, ſcharf, wie denn auch um dieſe Zeit der Kav. General Mezianelli aus einer ſolchen Urſache ſeine Stelle verlor.

Die Beendigung des preußiſchen Feldzuges brachte für Baiern neue Vortheile hervor, welche aber zur Verbeſſerung

Digitized by Google

seiner Finanzen wenig beytrugen, denn die errungenen Vortheile mußten stets theuer genug bezahlt werden.

Der erste Minister fuhr fort in dem Geiste zu wirken, welchem er sich einmal hingegeben hatte. Zuweilen bemerkte man aber Inconsequenzen, welche schwer genug zu erklären seyn dürften. Unter die Inconsequenzen eines im höchsten Grade aufgeklärt und tolerant seyn wollenden Staates rechnen wir den sogenannten Maurereid, welcher bis auf diese Stunde unseres Wissens in Baiern noch nicht abgeschafft wurde. Dieser Maurereid besteht in einer eidlichen Versicherung, daß man weder Maçon sey, noch es je werden wolle; dieser Revers muß schriftlich von jedem neu angestellten Staatsdiener und Offizier bey seiner Verpflichtung ausgestellt werden, — und dessenungeachtet werden in Baiern Freymaurerlogen geduldet.

In diese Zeit fällt ein Ereigniß, welches die Periode der Montgelas'schen Verwaltung in Baierns Geschichte ewig schänden wird.

Ein excentrischer Plusmacher, Namens Freyherr v. Hartmann, stellte die Idee auf, das sämmtliche Vermögen der milden Stiftungen, so wie jenes der Kommunitäten im Königreiche zu centralisiren und es also zu verwalten, daß in Abhelfung der Bedürfnisse eine gewisse Gleichheit hergestellt würde, und — unbegreiflich genug — der Minister ging in Hartmann's Ideen ein.

Das Vermögen der im Lande existirenden milden Stiftungen für den Kultus, für den Unterricht und die Armuth belief sich auf mehrere Millionen Gulden, denn beynahe kein Land konnte sich so reich dotirter Stiftungen erfreuen, als Baiern; jedoch waren diese Stiftungen größtentheils für einzelne Familien, Städte und dergl. bestimmt. In den Stiftungsbriefen war überdies beynahe immer angegeben, von wem und auf welche Art die ausgesetzten Fonds administrirt werden sollten.

Digitized by Google

Die Anmaßung des Staates, über die Verwaltung dieses Vermögens disponiren und sich in dieselbe einmischen zu wollen, war also als ein offenbarer Eingriff in's Privateigenthum zu betrachten, und die Intention des Barons v. Hartmann, jenen Orten, welche an milden Stiftungen Mangel litten, mit dem Vermögen der Stiftungen anderer Orte und anderer Provinzen auszuhelfen, war ganz analog mit dem Unternehmen des heil. Krispinus, welcher ehrlichen Leuten ihr Leder stahl, um der Armuth aus demselben Schuhe verfertigen zu lassen, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß aus dem Leder, welches Hartmann zu diesem Behufe unter der Protection des Ministers stahl, auch andere als arme Leute Schuhe, ja wohl auch gar Stiefeln und Jacken erhielten.

Wenn schon die Idee der Centralisirung des Stiftungs- und Kommunalvermögens unsinnig war, so verdiente doch die Realisirung dieser korrupten Idee geradezu toll genannt zu werden. Zur Ausführung des schönen Planes wurde eine neue Behörde organisirt, welche den Titel erhielt: „Generaladministration der Stiftungen und Kommunen.“ Herr v. Hartmann wurde Chef dieser Generaladministration und zwar ausgerüstet mit der Vollmacht, nach Gutdünken zu schalten und zu walten. Nun nahm der eigentliche Unfug seinen Anfang. Nach allen vier Winden wurden Kommissarien ausgesendet, welche beordert waren, über Hals über Kopf das Vermögen der Stiftungen in die Hauptkasse der löbl. Generaladministration nach München zu spediren. Die Herren handelten so ziemlich in dem Geiste, wie einstens ihre Vorfahren die Klosterkommissarien, alle wollten sich bey ihrem alles vermögenden Verstande eine gute Note machen, man liquidirte, extradirte, und strich ein, — alles oberflächlich und in größter Eile. So konnte es nicht fehlen, die Hauptkasse mußte sich schnell und ansehnlich füllen, allein man wußte genug Kanäle zu eröffnen, um

Digitized by Google

den reichlichen Inhalt abzuleiten. Das große Lokale der Generaladministration wurde fürstlich meublirt, und der Herr Vorstand hatten eine solche Menge von Calculatoren, Kommissarien, Registratoren, Journalisten, Diurnisten, Koncipisten, Mimnalisten und wie die Männerchen alle genannt wurden, anzustellen, daß man aus den sämmtlichen Dienern am Sitze der Generaladministration füglich ein kleines Bataillon hätte formiren können; dabey waren die Herren nichts weniger als schlecht bezahlt; einem gewöhnlichen Abschreiber wurden z. B. 800 fl. Gehalt ausgeworfen, — der Herr Vorstand hatte gut auswerfen — auf Kosten der Armuth.

Bey der Anstellung dieser Subjekte herrschte auch diesmal nicht die geringste Auswahl. Eine gewisse Madame S—d—r, die Geliebte des freyherrl. Vorstandes, half bey dieser Gelegenheit manchem armen Teufel zu einer Versorgung, und daher kam es denn auch, daß man unter den Generalstiftungsadministrationsdienern ehemalige Bartscherer ꝛc. wahrnehmen konnte, welche sich in ihren reichen mit Gold gestickten Uniformen und den großen Stahldegen possirlich genug ausnahmen.

In München wurde ein großes Krankenhaus, ein botanischer Garten ꝛc. ꝛc. erbaut und angelegt, wozu die Centralstiftungskasse die Summen herzuschießen hatte; überhaupt wurde unter Montgelas Verwaltung ein Hauptfehler allgemein und häufig begangen, ein Fehler, in welchen so oft Gouvernements der alten und neuen Zeit verfielen, er besteht aus dem Bestreben: alles baare Geld, Pracht, Luxus, vermögende Einwohner, geschickte Künstler und Gewerbtreibende, kurz die Quintessenz der schaffenden und positiven Kraft des Landes zum Nachtheile der Provinzen in der Hauptstadt zu vereinigen, — ein heilloses Princip, welches immer früher oder später den größern oder kleinen Ruin

des Ganzen nach sich ziehen muß, wie sich nur gar zu leicht a posteriori demonstriren läßt.

Das Centralisiren des Stiftungsvermögens empörte die ganze Nation; dessenungeachtet trieb die Generaladministration ihr Wesen ein Jährchen lang lustig fort, — dann aber meldete sich der erste hinkende Bote. Die Hartmann'sche Administrationsmethode war ungefähr um 100 p. C. kostspieliger, als die vorige gewesen war. Bey der eiligen und beyspiellos unordentlichen Uebernahme des Stiftungsvermögens war alles in Verwirrung gerathen, vieles verloren und veruntreut worden, dazu rechne man nun die zu fremdartigen Zwecken verwandten Summen und man wird nicht sehr erstaunen, wenn man vernimmt, daß die armen Würmer in Findel- und Waisen-Häusern und hülflose alte Menschen in Hospitälern anfingen zu darben, während sich erbärmliche Abschreiber und Subtrahirmeister in dem Lokale der Generaladministration des Stiftungsvermögens zu München auf Fauteils von Magahoni mit Saffian überzogen dehnten, und aus Langerweile an den Federn kaueten.

Montgelas fing an einzusehen, daß er einen sehr unklugen Streich gemacht hatte, dem Herrn v. Hartmann je ein williges Ohr geliehen zu haben; der Minister griff nun, wiewohl spät genug, dem Herrn Centralisirmeister in die Zügel, und es erfolgten die gewöhnlichen Leutrationen und Modificationen; die löbl. Generaladministration mußte ihre Kompetenz immer mehr geschwächt sehen, und nach und nach erlosch sie wie eine Lampe, in welche man frisches Oel aufzugießen unterläßt. — Allein was konnte dieses helfen? — Der größte Theil jenes bedeutenden Vermögens, welches seit Jahrhunderten durch fromme Vermächtnisse gesammelt worden war, um die Jugend und das hülflose Alter kommender Generationen zu unterstützen, wurde in etlichen Jahren ungestraft von unbefugten Raubvöglein verzehrt, und manche Kommunität sah durch den Hartmann'schen Operationsplan ihre

Schuldenlast verdoppelt. Mit Recht wälzten sich alle Seufzer und Flüche der Betheiligten auf den Minister zurück, von dessen gepriesener tiefer Einsicht man solche grobe Schnitzer nicht erwartet hatte, allein — Montgelas war blos ein diplomatisches Genie. In diesem Fache hatte er umfassenden Scharfblick, aber zu einem Minister des Innern schien er zum Theil, und zu jenem der Finanzen ganz verdorben zu seyn; dessenungeachtet aber vereinigte er nach Hombeschen's Tod diese drey Ministerien alle in seiner Person.

Mit dem Jahre 1809 mußte des doppeltlarvigten Gottes Tempel aufs neue geöffnet werden. Die Oesterreicher fielen in Baiern ein, — die Tyroler revoltirten. Man erlaube uns, den Aufstand der Tyroler mit ein Paar Worten zu berühren, und man wird sich überzeugen, daß dieses Chapitre keineswegs ein Abstecher von unserm vorgesetzten Thema ist.

Als unpartheyische Historiographen des Exministers können wir nicht umhin, ihm geradezu in seiner Handlungsweise gegen die Provinz Tyrol viele Unklugheit und ein im höchsten Grade unpolitisches Benehmen vorzuwerfen.

Die Grafschaft Tyrol wurde durch Friedensschluß vom Kaiserhause Oesterreich förmlich an die Krone Baiern abgetreten. Die Stimmung und der Nationalcharakter der Tyroler konnte Niemanden ein Geheimniß seyn, und er gleicht in den meisten Theilen jenem der Spanier.

Fanatismus und Katholicismus, Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich und deßungeachtet leidenschaftlicher Hang zur Ungebundenheit und Freyheit, — auf einer Seite die grasseste Ignoranz, auf der andern wieder helle von natürlichem Verstande zeugende Funken — dieses sind die Grundzüge im Charakter des Tyroler, welche Niemandem entgehen können, der die nähere Bekanntschaft mit diesem

Digitized by Google

Völkchen macht. Und nun warf ſich die Frage auf: Wie ſollte der Tyroler von ſeiner neuen Landeshoheit behandelt werden, der er natürlicherweiſe von Haus aus abhold ſeyn mußte? Konnten wohl Strenge, Gewalt und Machtſprüche die Mittel ſeyn, ſich der Liebe, Treue und Anhänglichkeit ſolch' gearteter Menſchen zu verſichern? — Selbſt der allerprofanſte Laie wird nein antworten, und doch ſchien der baierſche Staatsminiſter anderer Meinung.

Es ſchien, daß man die Tyroler auf einmal mit Gewalt zu aufgeklärten Menſchen und zu eingefleiſchten Baiern machen wollte. Man ſchickte den Gebirgsbewohnern aufgeklärte Seelenhirten, die durch ihren liederlichen Lebenswandel ihren Schäflein ein Greuel wurden; die nach Tyrol detaſchirten groben und rohen altbaierſchen Staatsdiener behandelten die Eingebornen auf die despotiſchſte Art; ein gewiſſer Herr von Hofſtetten, welcher als Direktor bey dem Kreiskommiſſariate in Inſpruck angeſtellt war, pflegte die neu acquirirten Unterthanen ſeines Monarchen nicht anders als mit dem Worte: „Spitzbuben" zu bezeichnen. Die uralten Rechte der Tyroler, welche von der vorigen Landeshoheit ſtets reſpektirt worden waren, wurden von der neuen ohne weiters kaſſirt. Nie waren dieſe Menſchen militärpflichtig geweſen, ſie hatten ſich ſtets zur Vertheidigung ihres Landes anheiſchig gemacht und ſtellten freywillige Jäger aus ihrer Mitte. Baiern, oder vielmehr Montgelas führte die Konſcription ein. Die Jagd iſt bekanntlich des Tyroler angeborene unüberwindliche Hauptleidenſchaft, und ſeit undenklichen Zeiten war ſie in dieſem Gebirgslande frey; — Baiern hob die Jagdfreyheit auf. Es würde uns zu weit führen, alle Mißgriffe anzuführen, welche Montgelas in Behandlung dieſer neu acquirirten Provinz gemacht hatte.

Digitized by Google

Wohl soll es Männer gegeben haben, welche zu einer Zeit warnten, in welcher man noch füglich vieles zum Besten hätte ändern können. Aber Warnungen dieser Art wurden von dem Minister verlacht.

Er meinte auch, die Altbaiern seyen noch vor kurzem ein bigottes und sehr bornirtes Volk gewesen, und doch fange schon an die Fackel der Aufklärung unter ihnen zu leuchten, welche er nur erst seit kurzer Zeit angesteckt habe; „mein System dringt ohne Widerstand in den übrigen neu acquirirten Provinzen durch," soll Montgelas öfters geäußert haben, „es wird es auch in Tyrol, nur energisch zu Werke gegangen!"

Der Minister schien nicht zu erwägen, daß es eine ganz andere Sache ist, über Geist und Körper der Bewohner eines platten Landes, als über jene in steilen unzugänglichen Gebirgen zu dominiren; in den übrigen neu acquirirten Provinzen auf dem flachen Lande war überdies schon längst das „divide" in Anwendung gebracht worden, und man konnte daher mit desto größerer Zuverlässigkeit das „impera" ausüben. Mit einem Völkchen, welches seit Jahrhunderten mit solch' beynahe beyspielloser Anhänglichkeit einer und derselben Dynastie ergeben war wie die Altbaiern, hätte man es noch viel ärger treiben können, ohne schlimme Folgen befürchten zu dürfen — war aber dieses auch mit Tyrol der Fall? —

Es ist möglich (was wir indeß aus guten Gründen bezweifeln), daß die Revolution in Tyrol auch ausgebrochen wäre, wenn die vorsichtigste und weiseste Behandlung dieses Landes von Seite der baierschen Regierung vorausgegangen wäre, aber selbst in diesem Falle hätte man doch wenigstens die Beruhigung gehabt, das Seine gethan zu haben, und das Unternehmen der Tyroler wäre dann immer weniger zu vertheidigen gewesen, denn das Land war durch eine förmliche

Digitized by Google

Friedensakte von Oeſterreich an die Krone Baiern abgetreten worden, hatte derſelben gehuldiget und konnte alſo kein Recht haben, ſich eigenmächtig von ſeinen Unterthanspflichten frey zu machen.

Der Feldzug begann. Von franzöſiſchen Hülfsvölkern war außer einem unbedeutenden Korps unter dem General Oudinot nichts in Baiern, die Oeſterreicher hatten bereits München beſetzt, der König und mit ihm Montgelas waren nach Dillingen geflüchtet, und die Lage Baierns war in dieſem Augenblicke ſo kritiſch, daß ſelbſt der ſonſt immer kalt und gleichgültig ſcheinende Montgelas anfing unruhig zu werden. Bey Abensberg kam es zu einer entſcheidenden Schlacht; der Baier war von jeher ein guter Soldat, in der Schule der Franzoſen hatte er Gelegenheit gefunden, ſich zu vervollkommnen — kurz, dreyßigtauſend Baiern von Bonaparte ſelbſt angeführt, unter welchem der brave baierſche General Wrede *) kommandirte, ſchlugen den dreymal überlegenern Feind bey Abensberg auf's Haupt; wäre die Schlacht verloren gegangen, möchte es um das Land übel ausgeſehen haben. Die Oeſterreicher flohen, und — Montgelas ſchöpfte freyen Athem.

Der Premierminiſter war in der Regel kein Soldatenfreund, aber für diesmal hatten ihm dieſelben doch einen großen Dienſt erwieſen. Nach der Schlacht bey Abensberg wurden den Soldaten und Offizieren der baierſchen Armee und den Familien der auf dem Schlachtfelde Gebliebenen große Verſprechungen gemacht, aber es ging damit, wie es mit Verſprechen dieſer Art meiſtens zu gehen pflegt, — ſie wurden zum Theil nicht gehalten, zum Theil aber an Unwürdige verſchwendet.

---

*) Berthier ſagte einſt, als von Wrede die Rede war: C'est le plus excellent General, si — bien commandé.

Digitized by Google

Auch der Feldzug des Jahres 1809 hatte einen erwünschten Ausgang — und die Vorfälle in Tyrol hatten den Premierminister so in Respekt gesetzt, daß er anfing, wenigstens zum Theil ein klügeres Benehmen gegen diese Provinz zu beobachten.

Nun ist es Zeit, daß wir von einem persönlichen Verhältnisse Montgelas sprechen, welches nur einen gar zu großen Einfluß auf seine Verhältnisse als Premierminister behauptete, wir meinen Montgelas Verheyrathung mit einer Dame aus einem der ersten und ältesten Geschlechter Baierns, nämlich mit der Gräfin von Arko.

Ein witziger baierscher Kavalier soll, als er die erste Nachricht von dieser Heyrath vernahm, freudig ausgerufen haben: „Nun ist alles gut, da wir den Minister mit der Landschaft *) verheyrathen, wird er aus unserm grimmigsten Feinde unser bester Freund werden!“

Der Mann hatte wirklich einen prophetischen Geist. So lange Montgelas keine eigenen Güter und keine Frau mit sechszehn Ahnen hatte, war er für die sogenannten Rechte des Adels ein gefährlicher Gegner — nun standen die Sachen anders.

Es dauerte nicht lange, so erschienen Modifikationen und Leutrationen zu jenen Verordnungen, welche einst die Rechte der adelichen Gutsbesitzer geschmälert hatten, und es wurde so lange modificirt und leutrirt, bis beynahe alles wieder im alten Stande war, wie ehemals.

Der Minister hatte sich bisher sorgsam in Acht genommen, keinen Nepotismus auszuüben; diese Grundsätze schienen sich aber nun bey den vornehmen und wichtigen Vetterschaften nicht mehr recht anwenden zu lassen; kurz, mit der Verhey-

*) In dem Sinne des baierschen Edelmannes möchte ich das Wort „Landschaft“ beynahe mit Aristokratie übersetzen.

rathung des Miniſters nahmen die eigentlichen Greuel, welche von einer unbedingten Miniſterial-Regierung beynahe nicht zu trennen ſind, ihren Anfang.

Der Frau Gräfin wurde Geiz als ein Hauptgrundzug in ihrem Charakter vorgeworfen. Sie wurde beſchuldiget, zu wuchern, und am Courſe zu künſteln. Man kann denken, wie ſehr ſolche Gerüchte dem Miniſter in der öffentlichen Meinung ſchaden mußten.

Die Gräfin hatte dem Miniſter blos aus Politik ihre Hand gereicht, ihrer Neigung konnte er nicht genügen, für dieſelbe mußte ſie anderwärts Nahrung ſuchen.

Der Herr Miniſter verhielt ſich paſſiv, und blieb gegen die Frau Gräfin der gefällige artige Ehemann nach wie vor.

Der Feldzug in Rußland im Jahre 1812 und der darauf folgende des Jahres 1813 vernichtete das baierſche Heer beynahe ganz, und es begann eine neue höchſt kritiſche Periode für Baiern, ja ich möchte ſagen die kritiſchſte, in der es ſich je befunden hatte.

Von Oeſterreich bedroht, von ſeinem Alliirten, Frankreich, aus Noth aufgegeben, von den unruhigen, unzufriedenen Tyrolern einen neuen Aufſtand mit Recht befürchtend, ſtand das Land da ohne Schutz, ohne Truppen.

In dieſer unbeſchreiblichen Verlegenheit, in welcher gleich ſo mancher den Kopf verlor, wurde Montgelas Genie und richtiger Takt ſeinem Vaterlande neuerdings ein rettender Engel. Auf ſeinen Rath fing man an, den noch übrigen unbedeutenden Truppenreſt zurückzuziehen, ſich ganz paſſiv zu verhalten, und vor allem vor der Hand zu verſuchen, es mit keinem Theile zu verderben. Eine zwar ſchlaue, aber für den Augenblick richtig berechnete Politik! —

Die treuen Provinzen wurden durch paſſende Proklamationen haranguirt, und demnächſt an das ſchleunige Erwerben

einer neuen Armee gedacht. Es ist nicht zu leugnen, man fing dieses mit Verstand an. Die verabschiedeten, bereits eine Kapitulation durchgedienten Soldaten und junge Mannschaft wurden allenthalben zusammen gestoßen und aus ihnen unter dem Namen Nationalgarde II. Klasse eine Menge Bataillone errichtet. Pensionirte und verabschiedete Offiziere erhielten Bataillone und Kompagnien dieser Art, junge Leute aus guten, größtentheils bürgerlichen, Familien, Studenten ꝛc. wurden als Subalternoffiziere in diesem Korps angestellt, und die ganze neugeschaffene Armee in einem großen Lager bey München versammelt und mit beyspielloser Rastlosigkeit in den Waffen geübt. Der ganze Plan war so gut berechnet, daß man in wenigen Wochen eine wohl eingeübte herrliche Armee aus lauter kräftigen Menschen bestehend mit dem besten Geiste beseelt gleichsam aus einem Nichts hervorgerufen hatte.

Man kann in einem Staate alles möglich machen, wenn man nur die rechten Mittel zu treffen und gehörig auf den Geist der Menschen zu wirken versteht. Hätte sich das baiersche Kabinet in den wenigen Wochen, in denen es ihm vergönnt war zu balanziren, einer unseligen Indolenz hingegeben, so konnten die Endresultate nicht anders als im höchsten Grade unglücklich ausfallen. Daß dieses nicht geschah, war größtentheils Montgelas Werk.

Die baiersche Armee, welche Wrede en Chef kommandirte, bezog eine Stellung an der österreichischen Grenze, in der Gegend von Braunau, und die eigentlichen Unterhandlungen nahmen ihren Anfang. Die Bedingungen, welche Oesterreich Baiern im Falle einer Allianz anbot, lauteten diesmal ganz anders als im Jahre 1805, man hatte sich seit dieser Zeit näher kennen gelernt; Wrede drang heftig auf die schleunige Annahme der Allianz; das Münchner Kabinet oder vielmehr Montgelas schwankte und konnte zu keinem festen Entschlusse kommen. So schwer wird es selbst dem scharfsin-

nigen Menſchen, ſich auch bey der dringendſten Noth von einer Lieblingsidee zu trennen!

Wrede merkte, woran es fehlte, verließ unbemerkt die Armee, eilte mit Kourirpferden nach M—, traf dort incognito ein, und begab ſich ſogleich nach Bogenhauſen *) in das Schloß des Miniſters M—, dort hatte er mit dem Könige eine Unterredung, der geſunde Verſtand des Monarchen gab ſogleich den Ausſchlag. — Wrede reiſte, mit ausgedehnten Vollmachten verſehen, ſogleich wieder ſo ſchleunig als er gekommen war, zur Armee ab, und die Allianz wurde geſchloſſen.

Ueber dieſe Begebenheiten war bisher ein Schleyer gezogen, den wir aber Gelegenheit hatten genug zu lüften, um verſichern zu können, daß ſich die Sache ſo und nicht anders verhalte.

Ein Hamburger öffentliches Blatt behauptete bey Gelegenheit, als neulich Montgelas Abdikation laut wurde, folgendes: „Schon dazumal (nämlich 1813, als Baiern ſich mit Oeſterreich gegen Frankreich alliirte) hatte der Miniſter politiſch geendet, denn das Gebäude ſeines Syſtemes ſtürzte zuſammen; wäre er dazumal freywillig vom politiſchen Schauplatze abgetreten, ſo wäre er wenigſtens immer noch groß abgetreten.“

Wahrlich, der Verfaſſer jenes Urtheiles hat alſo ratiſonnirend ganz recht, und uns ſelbſt iſt es unbegreiflich, wie Montgelas noch ein Porteſeuille behalten mochte, das ſo wenig mehr für ihn paßte.

Die Rolle, die der Miniſter nun zu ſpielen anfing, war höchſt ſonderbar; er mußte nun gegen ſeine Ueberzeugung wirken, und ſank alſo zu einer Maſchine herab, wozu er auf keinen Fall paßte.

*) ein kleines, eine halbe Meile von München an der Iſar liegendes Dörfchen.

Außer dem Könige hatte er am baierschen Hofe durchaus keine Freunde, und namentlich war der Kronprinz allgemein als sein größter Antagonist bekannt. Dieser wahrhaft deutsche Prinz verdient, seiner Solidität, seiner Sparsamkeit, seiner wissenschaftlichen, seltenen Ausbildung und seiner ächt deutschen Gesinnungen halber, als ein Muster aufgestellt zu werden.

Des Ministers Politik wollte den Prinzen früher mit einer französischen sogenannten Prinzessin verbinden. Der Kronprinz verwarf bestimmt und verächtlich einen solchen Vorschlag; man gab ihm zu bedenken, daß eine hartnäckige Weigerung in dieser Sache ihn leicht um die Thronfolge bringen könne, worauf der edle Prinz erwiedert haben soll: „Wohl, es ist für einen deutschen Prinzen geziemender, einen Thron zu verlieren, als einer französischen Dirne die Hand zu reichen.“

Das Haus Oesterreich konnte dem Minister ebenfalls nicht hold seyn, und es ließ sich daher voraussehen, daß es ihm in der Folge unmöglich seyn dürfte, einen Platz zu behaupten, auf welchem ihn allein seines guten Königs Dankbarkeit noch erhielt.

Wie es uns scheint, hat des österreichischen Kaisers Vermählung mit einer baierschen Prinzessin in der Sache den Ausschlag gegeben.

Nach unserem Dafürhalten ist bey den obwaltenden Verhältnissen M— Sturz und die neue Ministerialverfassung für Baiern ein heilbringendes Ereigniß zu nennen.

Aus diesem Fragmente wird man sich zwar überzeugen, daß Montgelas's richtiger Takt in gewissen Perioden die jetzt regierende Dynastie in Baiern öfters vor großem Unheile wahrte, aber eben so wahr ist es, daß ein großer Theil der Nation dem Exminister Ach und Wehe

Digitized by Google

nachruft; — welches alles M— Hiſtoriograph einſt des Deutlichern ausführen mag.

Sollte Montgelas ſeine nunmehrige Muße zur Aufſetzung ſeiner Memoiren benutzen wollen, ſo würden wir ihm den Titel: Meine Verirrungen, unmaßgeblich anempfehlen.

II.

Ueber die verschiedenen Regierungs-Formen und die Pflichten der Fürsten.

Ein Versuch Friedrichs des Einzigen 1734 *).

Die ersten Völker, deren Andenken die Geschichte uns aufbewahrt, führten ein Hirtenleben ohne gesellschaftliche Vereinigung; dieß zeigt uns das entfernteste Alterthum, die Geschichte

*) Moritz Arndt und Benzenberg, der erste im Geist der Zeit, der letzte in seinen Beyträgen zum deutschen Beobachter, haben das Andenken an Friedrich den Weisen durch herben Tadel zu entweihen versucht, unterdeß sie alle beyde stets viel vom allmächtigen Geist der Zeit, und von Unwiderlegbarkeit der öffentlichen Meinung, als der Frucht jenes Geistes, geredet und geschrieben haben. In so fern sie jenen Tadel Friedrichs öffentlich aussprachen, und auch zugleich der öffentlichen Meinung huldigten, haben sie sich schon hinreichend widerlegt; denn wer wird zu leugnen wagen: Friedrich sey noch heute der Abgott seines Volks? Man gehe in die Hütte und in den Palast, die neuen Ideen der Zeit haben Friedrichs Bild so wenig aus den Herzen der Bewohner als aus ihren Stuben verdrängt, er nimmt dort noch immer den ersten Platz ein. Wer hat nicht seit zehn unglücklichen und glücklichen Jahren, seit der Schlacht von

der Patriarchen in der Geneſis. Schon lange vor dem iſraelitiſchen Volke wohnten die Aegypter zerſtreut in den vom Nil unerreichten Niederungen, doch verfloſſen wahrſcheinlich mehrere Jahrhunderte, ehe jener Fluß in ſein Bett zurückgedrängt werden konnte und ſeinen Anwohnern eine bleibende Anſiedelung erlaubte. Die griechiſche Geſchichte erzählt von Städtegründern und Geſetzgebern, welche zuerſt Gemeinheiten bildeten und Griechenlands rohe Bewohner zu ruhigen Bürgern umſchufen. Wüßten wir mehr von der Geſchichte der Etrusker, Sabiner, Samniter, ſo würden wir auch hier anfangs nur einzelnes Familienleben und erſt ſpäter größere Vereinigungen antreffen. Eben ſo waren, als Julius Cäſar die Gallier bekämpfte, dieſe ſchon in Gemeinheiten vereinigt: Großbritannien hingegen ſcheint noch nicht ſo weit vorgeſchritten geweſen zu ſeyn, als jener Eroberer dies Land mit ſeinen Truppen betrat. Noch weiter zurück waren die Deutſchen der damaligen Zeit, welche man nur mit den heutigen Irokeſen oder mit andern eben ſo rohen Nationen vergleichen kann; ſie lebten von der Jagd, dem Fiſchfang und dem Ertrage ihrer Heerden. Ein Deutſcher glaubte ſich damals durch den Landbau zu erniedrigen und überließ daher dieſe Arbeit den im Kriege gefangenen Sklaven. Nur nothdürftig wurde daher der Acker-

---

Jena bis zu der von Waterloo, den Bettler wie den Millionär oft, bey unglücklichen Ereigniſſen wie bey glücklichen, dort ſagen gehört: Ach, wäre der Alte nur noch da, hier, das haben ſie von Friedrich gelernt. Jetzt, wo der Hunger einige Provinzen durchzieht, wie mancher Greis erinnert ſich nicht wehmüthig an Friedrichs gefüllte Magazine 1771? die jetzt der eben geſchloſſene Krieg nicht füllen zu laſſen erlaubte.

Blos um den Freunden Friedrichs angenehme Rückerinnerungen zu wecken, habe ich dieſe vortreffliche Abhandlung über Regierungskunſt noch einmal überſetzt, keinesweges um die Genoſſenſchaft eines Arnd, Jahn und Benzenberg zu widerlegen, das ich für völlig überflüſſig halte.

bau betrieben und der große Landstrich, welcher das heutige Deutschland ausmacht, blieb lange mit dem ungeheuern Herzynischen Walde bedeckt; der Mangel an Lebensmitteln hinderte bedeutende Volksvermehrung und veranlaßte die merkwürdigen Wanderungen der nordischen Völker nach dem Süden, um einen freundlichern Himmel und glücklichere Wohnsitze zu suchen.

Mit Staunen betrachtet man den langen Zeitraum, während dessen das Menschengeschlecht in einem thierischen Zustande ohne Vereinigung lebte und begierig forscht man nach den Ursachen der endlichen gesellschaftlichen Verbindung. Ohne Zweifel machten zuerst Gewaltthätigkeiten und Räubereyen benachbarter Völkerschaften auf den Vortheil einer Vereinigung zum gegenseitigen Schutze aufmerksam und bewogen die sonst getrennten Familien zu einem Bündnisse. Jetzt entstanden Gesetze; das Wohl des ganzen Vereins wurde höher geachtet als der Nutzen der Einzelnen; doch auch das Privateigenthum blieb unverletzlich und der widerrechtliche Erwerb fremder Güter wurde mit Strafen bedroht; das Leben jedes Verbündenen und seiner Familie, sein Vermögen war unantastbar und wenn die Gesellschaft im Ganzen angegriffen wurde, mußten Alle zu ihrer Vertheidigung herbeyeilen. Die große Wahrheit: Jeder handle so gegen seinen Nächsten, wie er sich von ihm behandelt sehen will, wurde das erste Gesetz und die Grundlage des gesellschaftlichen Vertrags*); so entstand Liebe zum Vaterlande,

*) Man sieht, daß der große Friedrich das zu seiner Zeit blühende System vom gesellschaftlichen Vertrag annahm, welches Holdes und viele Nachbeter aufgestellt, Rousseau mit schönen Phrasen ausgeschmückt, Sieyes ins praktische Leben eingeführt und Napoleon mit dem Schwerdte wieder daraus verscheucht, Haller aber in seiner Restauration ꝛc. als gänzlich unhaltbar dargestellt hat. Hat Friedrich sich hierin geirrt, so klingt dieser Irrthum aus seinem Munde schön und weit uneigennütziger, als die Parole der

das man als den Schutz und Sicherungs-Ort seines Glückes betrachtete. Doch konnten diese Gesetze ohne einen Wächter eben so wenig wirksam seyn als aufrecht erhalten werden, und hiervon überzeugt, wählte das Volk Obrigkeiten, denen es sich unterwarf. Man merke wohl, Aufrechthaltung der Gesetze allein vermochte die Menschen, sich Jemandem zu unterwerfen, und daraus allein entstand Herrschaft und Regierung. Die Regierung ist die erste Dienerin des Staats; sie rief das Volk zu den Waffen und übernahm die Vertheidigung der Bürger, so lange die werdenden Vereine von mächtigern Nachbarn bedroht wurden.

Aus dem allgemeinen Streben nach höchstmöglichem Glück entstanden die verschiedensten Regierungsformen; einige setzten nämlich das Glück darein, wenigen weisen Männern unterworfen zu seyn, woraus Aristokratie entstand; andere hielten die Oligarchie für vorzüglicher; Athen und die meisten griechischen Staaten wählten sich demokratische Formen. Persien und das Morgenland ergab sich Despoten. Die Römer hatten nur kurze Zeit Könige, denn der erlittenen Gewaltthätigkeiten überdrüssig, vertrieben sie die Tarquinier und verwandelten das Königreich in Aristokratie. Aber auch diese Form währte nicht lange; die Bedrückungen der Patrizier bewogen das Volk zu einer Auswanderung und es kehrte nicht eher nach Rom zurück, als bis der Senat die Tribunen zur Aufrechthaltung der Volksrechte gegen die Anmaßungen der Großen genehmigt hatte. Nun erhielt das Volk die höchste Gewalt und der Name: Tyrann, wurde jedem ertheilt,

---

Zeitgeister: Constitution! welches Wort nach Fouché's Uebersetzung nichts anders heißt, als: Verlaßt eure Plätze, ihr Machthaber! wir wollen hin.

Dummheit, diese ein schlechtes Herz, beyde aber sind dem Staate gleich schädlich *).

Die Fürsten, Herrscher und Könige haben daher nicht das höchste Ansehen erhalten, um ungestraft in Verschwendung und Pracht ausschweifen zu können; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, um sich brüsten und mit Stolz und Verachtung auf die Einfachheit der Sitten, auf die Armuth und Noth der Bürger herabzublicken; sie sind nicht an der Spitze des Staats, um sich mit einer Menge von Müssiggängern zu umgeben; deren Faulheit und Unthätigkeit alle Laster erzeugt. Die schlechte Verwaltung monarchischer Staaten rührt von verschiedenen Ursachen her, die aber alle in dem Charakter des Fürsten ihren Grund haben. So wird ein Fürst, welcher das weibliche Geschlecht liebt, leicht von Buhlerinnen und Günstlingen beherrscht werden; diese mißbrauchen nur zu oft ihren Einfluß, begehren Ungerechtigkeiten, beschützen Taugenichtse, verkaufen Aemter und verüben andere Niederträchtigkeiten. Wenn der Fürst, aus Liebe zum Müssiggange, das Staatsruder den besoldeten Ministern überläßt, so zieht einer nach der linken, der andere nach der rechten Seite; der gemeinschaftliche Plan geht aber verloren; jeder Minister bemüht sich, auch die vortheilhaften Einrichtungen seines Vorgängers aufzuheben und etwas anderes zu verordnen, um nur für den Schöpfer von etwas Neuem zu gelten und seine Neigungen, wenn auch zum Nachtheile des Volks, zu befriedigen; doch bald folgen den jetzigen andere Minister, welche ebenfalls mit der größten Behendigkeit das Bestehende einreißen, um nur als Erfinder neuer Anordnungen aufzutreten. So kann beym beständigen Wechsel und Aendern keine Einrichtung Wur-

*) Dazu dienten zu Friedrichs Zeiten Beamte, die Land und Leute kannten; jetzt kennen sie nur die alten, neuen und neuesten staatswirthschaftlichen Systeme.

zel fassen, vielmehr nimmt Unordnung und Widerspruch in der Gesetzgebung überhand und alle Folgen einer schlechten Verwaltung zeigen sich im grellsten Lichte. Schlechte Beamten wissen sich immer durch einen gesetzlichen Vorwand sichet zu stellen; sie schützen sich bey ihrem strafbaren Beginnen durch die beständigen Aenderungen und haben von der Strenge der Minister nichts zu fürchten, da diese selbst jede Aufmerksamkeit vermeiden und nur dahin streben müssen, daß sie nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Die Menschen im Allgemeinen sorgen für das Ihrige; da aber der Staat nicht jenen Ministern gehört, so ist sein Wohl ihnen gleichgültig; alles geht einen schläfrigen Gang und bey der überhand nehmenden Sorglosigkeit geht die Gerechtigkeit, die Finanzen, das Militär, zu Grunde. Aus einer monarchischen Regierung wird eine aristokratische, wo Minister und Generale nach Willkühr herrschen; an einen allgemeinen Plan ist nicht mehr zu denken: jeder folgt seinen eigenen Ansichten und der Mittelpunkt, die Einheit, wird vernichtet. So wie alle Maschinerie einer Uhr nur Einen Zweck hat, die Zeit zu bestimmen, so müssen auch alle Regierungs-Gewalten, wie verschieden sie auch scheinen mögen, nur nach Einem Ziele, dem Wohle des Staats streben und diesen Gesichtspunkt nie aus dem Auge verlieren. Aber wie oft durchkreuzen sich die persönlichen Interessen der Minister und Generale; viele Staatsmänner widersprechen nicht selten der Ausführung eines heilsamen Grundsatzes blos deswegen, weil sie ihn nicht aufgestellt haben. Das Maaß des Unglücks wird aber erfüllt, wenn unverständige Männer den Fürsten zu der Ueberzeugung gebracht haben, sein Wohl sey verschieden von dem seines Volks; dann wird der Fürst der Feind seiner Untergebenen, ohne zu wissen, warum; er wird hartherzig, streng, unmenschlich aus falschen Ansichten, welche nur von den traurigsten Folgen begleitet seyn können. Unauflösbare Bande knüpfen den Fürsten an den Staat; alle Uebel, die diesen treffen, fühlt jener und das Unglück, das den Fürsten übereilt,

Digitized by Google

wird auch von seinem Volke empfunden. Nur das Wohl beyder bringt das Wohl des ganzen Staats-Vereins hervor. Verliert der Fürst Provinzen, so kann er nicht mehr in dem Maaße, wie früher, seinen Unterthanen aufhelfen; ist er durch Unglück in Schulden gerathen, so fallen diese den armen Bürgern zur Last; aber auch auf der andern Seite ist der Fürst von aller Hülfe entblößt, wenn das Volk klein ist oder im Elende verschmachtet. Das sind unumstößliche Wahrheiten, die keines weitern Beweises bedürfen.

Demnach wiederhole ich noch einmal: der Fürst stellt den Staat vor *); er und sein Volk bilden nur Einen Körper und beyde Theile sind nur dann glücklich, wenn Liebe und Zutrauen sie vereint. Der Fürst ist der Kopf der ganzen Gesellschaft; er muß für die Gemeinde sehen, denken und handeln, um ihr alle nur möglichen Vortheile zu verschaffen. Soll die monarchische Regierung vor der republikanischen den Vorzug verdienen, so muß der Fürst nicht nur thätig, sondern auch unbescholten seyn und alle seine Kräfte anstrengen, um die ihm bestimmte Laufbahn würdig zu vollenden.

Nach meinen Ansichten hat der Fürst vorzüglich folgende Pflichten zu erfüllen:

Er muß zuvörderst die Kraft oder Schwäche seines Landes ganz genau und ausführlich kennen, und sowohl mit den Geldquellen, der Bevölkerung, den Finanzen, Handlung, Gesetzen, als auch mit dem Geiste seines Volkes vertraut seyn.

*) Dies ist der wahre Grundsatz, keineswegs der: der Fürst sey Diener des Staats, und es giebt nur eine Macht, welche ihn in der rechten Bahn erhält: Seine innere Gesinnung. Ist sie schlecht, so kann der Volksgeist sie nur unschädlich machen, keineswegs eine Constitutionsurkunde; ist sie gut, so kann sie, die Constitution, dem Fürsten nur Hindernisse in den Weg legen, die er beseitigen muß, oft durch unmoralische Mittel: Bestechung ꝛc.

Digitized by Google

Gute und zweckmäßige Gesetze müssen deutlich und verständlich abgefaßt werden, so wenig der Chikane als dem Spott einen Spielraum verstatten, auch über die Glücksumstände der Bürger nie willkührlich entscheiden; das gerichtliche Verfahren sey so kurz als möglich und der Wohlhabenheit der Parthyen nicht gefährlich, so daß durch die Kosten das nicht verloren gehe, was durch richterlichen Spruch zuerkannt wird *). Auf diesen Theil der Verwaltung richte der Fürst sein vorzüglichstes Augenmerk; die Richter und Sachwalter kann er nie zu eng einschränken. Jedermann erfüllt auch dann seine Pflichten weit eifriger, wenn der Fürst sein Land oft durchreist; jeder Bevortheilte oder gesetzwidrig Verurtheilte tritt dann mit seinen Klagen hervor und der ungerechte Richter wird streng bestraft. Es ist wohl unnöthig, noch besonders zu bemerken, daß die Strafen den Vergehungen angemessen seyn und Gewalt nie statt der Gesetze entscheiden müsse, auch daß der Fürst in dieser Hinsicht eher zu nachsichtig als zu streng seyn dürfe. So wie jeder Privatmann, der sein Verfahren nicht nach bestimmten Grundsätzen regelt, oft in Inconsequenzen geräth, so kann auch der Fürst in diesen Fehler verfallen, und da diesem das Wohl ganzer Völker am Herzen liegen soll, so ist es für ihn heilige Pflicht, in der Politik, dem Kriege, den Finanzen, Handel und Gesetzen Ein System zu befolgen. Ein ruhiges Volk bedarf nicht strenger Gesetze, sondern muß passende, seinem Charakter angemessene haben. Allen Systemen aber, sie seyen noch so verschieden, muß das Prinzip des Nationalwohls **) zum Grunde liegen; die Ausführung hingegen möge sich nach der besondern Lage des Staats, nach gutem Herkommen, nach dem Charak-

*) Das ist jetzt nur zu oft der Fall.

**) Jetzt giebt es nur das System: Sich nicht um das Nationalwohl zu bekümmern, und einem Jeden das Seinige nach Gutbefinden suchen zu lassen.

Digitized by Google

ter der Nation richten. So ist es in der Politik ein ausgemachter Grundsatz, daß die Völker, deren Interesse mit dem unsrigen zusammenfällt, unsre besten Bundesgenossen sind, wenn sie nur nicht so nahe an uns grenzen, daß ein Streit über jenes Interesse zu befürchten steht. Manchmal reizen auch außerordentliche Begebenheiten zu ungewöhnlichen Verbindungen an. So waren Völker, seit Jahrhunderten auf einander eifersüchtig und feindlich gesinnt, in unsern Tagen unter demselben Panier vereinigt; aber diese Fälle sind so selten, daß man vergebens nach mehreren Beyspielen sucht. Uebrigens werden solche Verbindungen nie von so langer Dauer seyn, wie diejenigen, welche der gemeinschaftliche Vortheil anräth. Bey der jetzigen politischen Lage Europens, wo alle Fürsten bewaffnet sind und die Kräftigeren die Schwachen vernichten könnten, fordert die Klugheit Bündnisse mit andern Mächten, sowohl zum Schutz gegen jeden wirklichen Angriff, als auch, um mit Hülfe der Verbündeten gerechte Ansprüche geltend zu machen. Das ist aber nicht hinreichend; bey jeder benachbarten, bey jeder feindlichen Nation muß man Ohren und Augen haben, um von jedem Vorfall genaue Kenntniß zu erhalten. Niemand traue den Menschen: stets hüte man sich vor Ueberraschungen, damit kein künftiges Ereigniß unerwartet komme und wir zu jedem uns vorbereiten können. Die Europäische Staatskunst ist so betrügerisch, daß der klügste Staatsmann hintergangen werden kann, wenn er nicht stets aufmerksam und auf seiner Hut ist.

Das Militärsystem muß gleichfalls auf zweckmäßigen, erprobten Erfahrungs-Sätzen beruhen. Es muß aus dem Geiste des Volks hervorgehen *) und dieser überhaupt alle Unternehmungen gegen den Feind leiten. Die Kriegs-Gebräuche der Römer und Griechen sind heut zu Tage nicht mehr anwendbar, da mit der Erfindung des Pulvers die

*) Darum wurden 1813 die Franzosen besiegt.

Art Krieg zu führen, ganz geändert ist. Jetzt entscheiden Feuerschlünde und deren Mehrzahl über den Sieg; Uebungen, Befehle, die ganze Kriegskunst, ist nach dieser Einrichtung umgeändert und uns zwingt nun der außerordentliche Mißbrauch der Kanonen, wodurch unsre Armeen so schwerfällig werden, ebenfalls diese Mode nachzuahmen, um sowohl einen Posten zu behaupten, als auch den feindlichen anzugreifen und zu nehmen. Eine Anzahl neuer Entdeckungen hat die Kriegskunst so verändert, daß ein General unserer Zeiten seinen Ruf auf immer verlieren würde, wenn er nach der Anordnung eines Turenne, Condé, Luxenburg eine Schlacht wagen wollte. Sonst entschieden körperliche Kräfte und Tapferkeit die Schlacht, jetzt die Artillerie; der Feldherr muß jetzt nur darauf sehen, daß er seine Soldaten in die Nähe der Feinde führe, ihre Vernichtung vor dem Angriffe aber verhüte. Diesen Zweck kann er nur dadurch erlangen, daß er das Feuer des Feindes durch eine größere Menge von Kanonen zum Schweigen zu bringen sucht. Aber bey allen Veränderungen der ganzen Kriegskunst wird doch die Castrometrie immerfort vorzügliche Berücksichtigung verdienen, d. h. die Kunst, das Terrain möglichst vortheilhaft zu benutzen. Doch reicht sie allein nicht hin, vielmehr müssen die Generale alle neuen Erfindungen ausüben und die Kriegskunst immer mehr vervollkommnen.

Es giebt Staaten, welche nach ihrer Lage und Verfassung einer Seemacht nothwendig bedürfen: England, Holland, Frankreich, Spanien, Dänemark sind vom Meere umflossen, besitzen entfernte Colonieen und können nur durch Schiffe zwischen dem Mutter- und Neben-Lande Gemeinschaft und Handel erhalten. Andre Staaten, wie Oestreich, Polen, Preussen und selbst Rußland könnten theils einer Seemacht entbehren, um nicht ihre auf dem festen Lande nothwendigen Kräfte zu zertheilen, theils bedürfen sie derselben. Die Zahl der besoldeten Truppen muß sich nach der feindlichen richten. Der

Fürst muß nie zu sehr auf die Hülfe seiner Verbündeten rechnen, denn diese erfüllen nur selten ihre Versprechungen und man ist stets betrogen, wenn man andern mehr vertraut, als sich selbst. Können bey vortheilhafter Lage der Grenzen Festungen angelegt werden, so muß man sie für jeden Preis erbauen und zur größtmöglichsten Vollkommenheit bringen. Frankreich hat zu verschiedenen Zeiten ihren großen Nutzen erfahren.

Doch weder Politik noch Militär kann etwas leisten, wenn die Finanzen nicht in der größten Ordnung erhalten werden, wenn nicht der Fürst selbst mit Klugheit Sparsamkeit verbindet. Geld wirkt wie ein Zauberstab; beydes bringt Wunder hervor. Die größten Ideen des Politikers, so wie das löblichste Streben des Fürsten, seines Volkes Lasten zu mildern, bleiben unausgeführt, wenn Geld fehlt. Sparsamkeit des Fürsten ist aber in dem Staate doppelt nöthig, wo keine hinreichenden Summen zur Führung eines Kriegs oder zur Unterstützung in unglücklichen Jahren vorhanden sind. Keine Regierung, sie sey republikanisch oder monarchisch, kann ohne Auflagen bestehen, denn, da sie für das öffentliche Wohl zu sorgen hat, so muß sie doch leben können; die Richter müssen besoldet werden, um Bestechungen vorzubeugen; der Soldat muß hinreichenden Unterhalt haben, damit er nicht Gewaltthätigkeiten ausübe; eben so muß den Finanzbeamten ihr Auskommen gesichert werden, damit sie nicht in Versuchung kommen, öffentliche Gelder anzugreifen. Diese verschiedenen Ausgaben erfordern beträchtliche Summen, die durch das Sammeln für außerordentliche Fälle noch höher anwachsen. Und alles muß doch nothwendig vom Volke genommen werden; daher die größte Kunst darin besteht, die Summen zu erheben, ohne das Volk zu bedrücken. Um in die Taxen Gleichheit zu bringen, fertigt man Cataster an, welche bey genauer Abfassung die Abgaben nach dem Vermögen der Bürger bestim-

Digitized by Google

men; dies Verhältniß muß auch Statt finden, und es wäre unverzeihlich, wenn ungleich vertheilte Auflagen den Arbeiter von seiner Arbeit abhielten; dieser muß nach Zahlung der Abgaben mit seiner Familie noch in einem gewissen Wohlstande leben können. Niemals unterdrücke man die Ernährer des Staats; man muntere sie vielmehr stets zum Landbau auf, denn hierin allein besteht der wahre Reichthum des Landes. Die Erde bringt die nöthigsten Nahrungsmittel hervor und ihre Bebauer sind die wahren Erhalter des Staats-Vereins. Wollte man mir entgegnen, daß Holland auch ohne Ackerbau, der ihm nicht den hundertsten Theil seines Bedarfs liefert, bestehe, so erwiedere ich, daß nur bey einem kleinen Staate der Handel den Ackerbau ersetzen könne; dieser aber bedarf um so größere Aufmunterungen, je größer das Reich ist. Eine besondere Art Abgaben, die von den Städten erhoben wird, ist die Accise; sie erfordert viele Gewandtheit, um nicht die nöthigsten Lebensmittel, Brod, Bier, Fleisch und hierdurch Soldaten, Handwerker, Künstler zu belasten; hieraus würde zum Schaden des Volks Erhöhung des Arbeitslohns folgen und alle Waaren so sehr im Preise steigen, daß der fremde Absatz wegfiele. So ist es jetzt in Holland und England. Diese beyden Nationen hatten in den letzten Kriegen eine ungeheure Schuldenlast gehäuft und waren, um nur die Interessen bezahlen zu können, zu neuen Auflagen genöthigt. Da man aber hierbey nicht mit der nöthigen Vorsicht verfuhr, so wurden die Gewerbe niedergedrückt und beynahe alle Manufakturen zu Grunde gerichtet. Nun stieg der Preis aller Waaren in Holland und England verlor einen bedeutenden Theil seines auswärtigen Handels. Um solchen Mißgriffen vorzubeugen, muß sich der Fürst von dem Zustande der ärmern Volksklassen unterrichten; er muß sich in die Lage eines Bauers, Handwerkers versetzen und fragen: was würde ich an der Stelle des Bauers, Handwerkers, deren einziges Capital oft

in ihren Händen besteht, von dem Fürsten verlangen? Was die gesunde Vernunft ihm dann antwortet, muß er praktisch befolgen. In vielen Provinzen der europäischen Staaten sind die Bauern noch jetzt Sklaven ihrer Edelleute; und hierdurch in der unglücklichsten, empörendsten Lage. Denn es ist wahrlich kein Mensch geboren, um seines Mitmenschen Sklave zu seyn; solche Mißbräuche müssen verabscheut werden und man sollte wohl glauben, daß nur guter Wille dazu gehöre, sie zu vertilgen. Oft aber werden diesem rühmlichen Streben alle Verträge der Gutsherrn mit den Anbauern entgegenstehen; oft besteht der Ackerbau nur durch Dienste der Bauern, wollte man diese nun plötzlich unabhängig machen, so würde die ganze Bewirthschaftung des Landes über den Haufen geworfen werden und der Adel mit Recht auf Entschädigung Anspruch machen können.

Ferner verdienen Manufakturen und Handel nicht weniger die größte Aufmerksamkeit des Fürsten. Zum fortdauernden Flor des Landes gehört eine vortheilhafte Handels-Balance; zahle es hingegen mehr für Importen, als es durch Exporten gewinnt, so wird es ganz natürlich von Jahr zu Jahr ärmer. Zur Erläuterung stelle man sich eine Börse mit hundert Dukaten vor; nimmt man täglich ein Stück heraus, ohne etwas dafür hinein zu legen, so ist nach hundert Tagen die Börse geleert. Will man diesem ganz deutlichen Verluste vorbeugen, so muß man für Verarbeitung der rohen im Lande gewonnenen Materialien Sorge tragen, ausländische Produkte verarbeiten, um das Arbeitslohn zu gewinnen und die möglich wohlfeilsten Preise ansetzen, um ausländischen Absatz zu erhalten. Bey dem Handel sind drey Punkte zu berücksichtigen: Exportation der inländischen überflüssigen Waaren; vortheilhafter Verkauf der ausländischen; Einbringung fremder zum Unterhalt nothwendiger Waaren. Nur diese drey Gegenstände muß der Handel eines Staats umfassen. England, Holland, Frankreich,

Spanien, Portugal haben große Besitzungen in beyden Indien, und ausgebreitetere Hülfsquellen für ihre Seemacht, wie andere Staaten; wohl ihnen, wenn sie die gegenwärtigen Vortheile weislich benutzen, nichts aber unternehmen, was ihre Kräfte übersteigt.

Noch ist übrig, die Maaßregeln zu erwähnen, wodurch die Bedingung des Volks-Wohlstandes, ein Ueberfluß an nöthigen Lebensmitteln, aufgebracht werden kann. Hierbey muß die erste Sorge auf den Ackerbau gerichtet seyn; auf Urbarmachung aller Ländereyen; auf Vermehrung der Heerden, um Milch, Butter, Käse in größerer Menge zu erhalten; auf eine genaue Uebersicht der Erndten in guten, mittelmäßigen und schlechten Jahren; auf Berechnung der Consumtion; aus Allen diesen wird sich der Ueberfluß an Lebensmitteln, die ins Ausland gehen können, ergeben oder der Mangel, dessen Beseitigung nöthig ist. Jeder Souverain, dem das Wohl seines Staates am Herzen liegt, muß Magazine *) reichlich anfüllen lassen, um bey schlechten Erndten auszuhelfen und Hungersnoth zu verhindern. Noch ist aus den Jahren 1771 und 1772 das Unglück Sachsens und anderer deutscher Länder in frischem Andenken; das Volk ließ Brod backen aus Eichenrinde, um nur nicht zu verhungern und dennoch kamen viele Familien ohne Hülfe um, denn die Noth wuchs von Tage zu Tage; viele suchten bleich, entstellt, verzweifelnd im Auslande Hülfe; schon ihr Anblick erregte allgemeines Mitleiden, so daß nur ein ehernes Herz unfühlbar hätte bleiben können. Welche Vorwürfe mußten sich nicht wegen ihrer Sorglosigkeit die Staats-Behörden machen, da sie nun Zuschauer jenes Elends seyn mußten, ohne ihm steuern zu können!

Wir gehen nun zu einem eben so interessanten Artikel über. In wenigen Ländern bekennen sich alle Einwohner

*) Sie befinden sich jetzt in dem Geldbeutel des Lieferanten.

zu derselben Religion, vielmehr weichen sie oft in ihrem Glauben von einander ab und theilen sich in verschiedene Sekten; deswegen wirft man die Fragen auf: Müssen alle Bürger denselben Glauben haben, oder kann man jedem hierin freye Wahl gestatten? Vorurtheilsvolle Politiker werden nun allerdings antworten: Alle Bürger müssen sich zu demselben Glauben bekennen, um nie in Partheyen zu zerfallen. Der Theologe wird noch hinzu setzen: Wer nicht so denkt, wie ich, ist verdammt und es ist nicht zu entschuldigen, wenn mein König über Verdammte herrscht; er muß diese von der Welt vertilgen, um sie in der künftigen desto glücklicher zu sehen. Hierauf entgegnet man, daß eine Gesellschaft noch niemals gleiche Gedanken hatte; daß die Mehrzahl der Christen aus Anthropomorphiten, die Mehrzahl der Katholiken aus Götzendienern besteht, denn man wird mich nie überzeugen können, daß ein Bauer den Unterschied zwischen Latrie und Hyperdulie wisse; er verehrt in seiner Einfalt das Bild Gottes oder des Heiligen, zu dem er fleht. Daher giebt es auch in allen christlichen Sekten Ketzer, weil jeder nur glaubt, was ihm wahrscheinlich dünkt; und ob man gleich einen schwachen Menschen zwingen kann, gewisse Formeln herzubeten, so kann man doch seinem Innern keine andere Ueberzeugung aufdringen und dann hat der Verfolger doch nichts gewonnen. Geht man aber auf den Ursprung der menschlichen Gesellschaft zurück, so findet man, daß kein Herrscher über die Denkungsart und den Glauben der Bürger zu richten befugt ist. Wäre es nicht Wahnsinn, zu glauben, daß mehrere Menschen zu einem ihres Gleichen gesagt hätten: Wir erheben Dich über uns, weil wir die Sklaverey lieben und geben Dir hiermit freye Macht, unsere Gedanken nach Deinem Willen zu leiten. So sprachen sie wahrlich nicht, sondern vielmehr: Wir haben Deiner nöthig, um die Gesetze, denen wir gehorchen wollen, aufrecht zu erhalten, um uns weise zu beherrschen und tapfer zu

Digitized by Google

vertheidigen, aber wir fordern von Dir Achtung unserer Freyheit. Dies ist die allgemeine Stimme; sie ist unwiederruflich, denn Duldung selbst ist für den Staats-Verein nicht nur vortheilhaft, sondern sie allein macht sein Glück aus. Wo Gedanken- und Glaubens-Freyheit herrscht, da ist die ganze Welt ruhig; Verfolgung hingegen bringt bürgerliche Kriege hervor und diese sind die blutigsten, längsten, zerstörendsten. Das kleinste Uebel bey einer Verfolgung ist Auswanderung der Unterdrückten und schon hierdurch haben einige Provinzen Frankreichs bey dem Widerruf des Edikts von Nantes in solchem Grade an Bevölkerung verloren, daß sie sich davon bis jetzt noch nicht erholen konnten.

Das sind im Allgemeinen die Pflichten des Fürsten; immer muß er ihrer pünktlichsten Erfüllung nachstreben und daher sich oft erinnern, daß er eben so gut ein Mensch ist, wie sein geringster Unterthan; daß er alle die Würden des obersten Richters, obersten Befehlshaber im Kriege, höchsten Finanziers, ersten Staatsministers nur zu dem Zwecke bekleide, um die damit verbundenen Pflichten zu erfüllen. Er ist nur der erste Diener des Staats; er muß rechtschaffen, weise, uneigennützig handeln, als ob er jeden Augenblick seinen Bürgern Rechenschaft geben müßte. Demnach verdient er allen Tadel, wenn er des Volkes Reichthum verschwendet und Abgaben fordert, um sie in Ueppigkeit, Pracht, Ausschweifungen zu vergeuden; er muß vielmehr für Erhaltung guter Sitten sorgen, da durch diese allein die Gesetze Kraft bekommen; er muß die Volkserziehung vervollkommnen, ihr aber nie durch böse Beyspiele entgegenwirken. Erhaltung der Sittenreinheit ist eine seiner wichtigsten Pflichten; um ihr nachzukommen, muß er die tugendhaften Bürger auszeichnen und belohnen, die aber verachten, welche über ihren unordentlichen Lebenswandel nicht mehr erröthen.

Digitized by Google

Der Fürst muß jede unanständige Handlung öffentlich mißbilligen und unverbesserlichen Männern keine Auszeichnung ertheilen.

Noch einen wichtigen Gegenstand, durch dessen Vernachlässigung alle gute Sitten untergraben werden, darf der Fürst nie aus den Augen lassen: er darf niemals verdienstlose Personen blos deswegen auszeichnen, weil sie reich sind. Vergiebt er an solche Personen Ehrenstellen, so wird das Volk in seinem Vorurtheile bestärkt, daß man nur reich seyn dürfe, um geehrt zu werden. Eigennutz und Habsucht rütteln dann an dem Zügel, der sonst Ruhe erhielt: jeder will Reichthümer anhäufen, sey es auch durch unerlaubte Mittel; allgemeine Verdorbenheit nimmt überhand und wurzelt sich ein; talentvolle, tugendhafte Männer werden verachtet und das Volk, von großen Ausgaben und Aufwande geblendet, blickt nun nach den Bastarden des Midas. Um aber die Volkssitten nie so verderben zu lassen, muß der Fürst immerfort auf persönliches Verdienst sehen und nur dieses berücksichtigen; er muß Reichthum ohne Sittenreinheit und Tugend verachten. Endlich muß der Fürst als Haupt einer Bürgerfamilie, als Vater seines Volks, bey allen Gelegenheiten den Unglücklichen aufhelfen, für Waisen väterlich sorgen, die Wittwen unterstützen, ohne Ansehen der Person für den niedrigsten Verunglückten, wie für den ersten Höfling sorgen und freygebig seyn gegen alle, welche ohne Hülfe nur durch Wohlthaten ihr Leben fristen können.

Das Vorstehende enthält nun nach den anfänglich aufgestellten Grundsätzen eine umständliche Uebersicht der Pflichten eines Fürsten und der einzigen Art, einen monarchischen Staat gut zu regieren. Wenn viele Fürsten anderer Meinung sind, so kann man sicher schließen, daß sie über ihren Zweck und ihre Pflichten wenig nachgedacht haben; sie bekleiden ein Amt, dessen Wichtigkeit und schwierige Führung sie aus Mangel an Kenntnissen übersehen.

Dies Bild eines Souverains scheint vielleicht den Kritikern das Ideal der stoischen Philosophie, ein Weiser, der nie existirte und dem nur Mark Aurel sich näherte. Wenn dieser schwache Versuch Mark Aurele bilden könnte, so wäre dies sowohl für uns die herrlichste Belohnung, als auch fürs Wohl der Menschheit das größte Glück. Doch würde ein Fürst, der die von uns geschilderte, mühevolle Laufbahn betritt, auch bey den besten Vorsätzen nicht zu der gewünschten Vollkommenheit gelangen, wenn er in der Wahl seiner Rathgeber sich irrte; wenn diese ihm die Lage der Dinge aus einem falschen Gesichtspunkte vortrügen; wenn seine Befehle nicht pünktlich befolgt werden; wenn Ungerechtigkeiten nie zu seiner Kenntniß gelangen; wenn hartherzige und grobe Beamte mit Stolz und Härte ihre Geschäfte verrichten; wenn endlich das Land sehr groß ist und der Fürst daher nicht allenthalben seyn kann.

Das ist aber das Schicksal alles Irdischen; es wird nie den Grad der Vollkommenheit erreichen, welchen das Glück der Völker und der Regenten erheischt. Auch hier muß man, wie bey so vielem, mit dem am wenigsten Fehlerhaften zufrieden seyn.

Wir glauben uns unsre Leser zu verbinden, wenn wir dieser Uebersetzung das beyfügen, was Johannes Müller (Sämmtliche Werke Th. 10. S. 104 ff.) über diese Schrift urtheilt, welche er „ein goldenes Buch" nennt, wenn je eines, von Menschen geschrieben, verdient so zu heißen.

Er fährt folgendermaaßen fort;

„Nach mehr als 40 Jahren der thätigsten Verwaltung „und einem halben Jahrhundert Betrachtung des Ganges „der jetzigen und ehemaligen Staaten, zeichnet hier der Kö„nig die Pflichten des Monarchen. In so fern diese er-

Digitized by Google

„füllt werden, giebt er, wie unter dieser Voraussetzung jeder „thun wird, vor andern Formen allerdings der Monarchie „den Vorzug. Le gouvernement est le pire ou le meil„leur de tous selon qu'il est administré. Er zeigt la seule „manière, qui peut rendre bon et avantageux le gou„vernement monarchique. In dieser Billigkeit ist sein „vielumfassender Geist sichtbar, der diese Verfassung nicht „ausschließend nach dem schätzte, was sie durch ihn und eine „beyspiellose Reihe großer Vorfahren für seine Preußen ge„worden; so wenig er die republikanische nach der Verderb„niß und Schwäche beurtheilte, welche in diesem Augenblick „(1789) der Charakter bey weitem der meisten Republiken „ist. Wenn er sich tiefer eingelassen hätte, so ist wohl kein „Zweifel, der große Mann würde entschieden haben, daß „nach den Ländern, Völkern, Sitten und Zeiten auch die „Formen verschieden seyn müssen; daß es aber in der Haupt„sache auf den sie beseelenden Geist ankommt und nach dem „Maaße, sowohl der Freyheit als der Sicherheit eine Ver„fassung glücklich oder das Gegentheil ist."

„Es ist auf diese wenigen Bogen ein unglaublicher „Reichthum der Gedanken zusammengedrängt. Gleichwie „der Marschall von Sachsen das Werk Onosanders bey sich „zu tragen und sein Brevier zu nennen pflegte; so sollte „diese Abhandlung das tägliche Manual der Könige und „Fürsten seyn. Von allem sagt er etwas, immer das We„sentlichste und sichtbar das Resultat eigener Erfahrung. „Wie viel ist in diesen Worten vom Krieg: Aujourdhui „l'habileté du général consiste a faire ses troupes ap„procher de l'ennemi sans qu'elles soient détruites avant „de commencer à l'attaquer. Pour se procurer cet „avantage il faut qu'il fasse taire le feu de l'ennemi „par la superiorité de celui qu'il lui oppose; in dem, „was er von der Distribution der Auflagen (daß sie ja nicht „auf Lebensbedürfnisse gelegt werden) so weislich und väter-

Digitized by Google

„lich erinnert; wie er wider die Leibeigenschaft alles das „stärkste sagt, ohne zu vergessen, wie ungerecht und unweise „es seyn würde, sie auf einmal abzuschaffen; wie unwider„sprechlich er die so viel bearbeitete Frage der politischen „Oekonomie über die Freyheit oder Einschränkung der Korn„ausfuhr in wenigen Zeilen entscheidet; wie wohl er dar„thut, daß der Fürst gar kein Recht hat über die Den„kungsart seiner Bürger, hingegen aber für die Sitten „sorgen müsse.“

„Die ganze Schrift scheint eine Frucht weniger Stun„den, und ist ein Monument seiner Gesinnungen für Jahr„hunderte.“

III.

Bemerkungen
über das
Ungemach, welches die Provinzen von Caracas traf.

Von einem Engländer als Augenzeugen.

Fortsetzung.

Das Unglück, welches über die schöne Provinz Venezuela verhängt war, ist in diesem revolutionären Jahrhunderte beyspiellos. Was aus dem übrigen Amerika in Süden und aus Indien werden soll in der jetzigen Lage der Dinge, ist ebenfalls einer ernsten Ueberlegung von Seiten Englands würdig. Es ist noch nicht möglich gewesen, daß man einen genauen Bericht aus den bekannt gemachten Berichten hätte erhalten können, die von den feindlichen Partheyen bis auf heutigem Tage bekannt gemacht worden sind.

Die Spanier sehen die Amerikaner als eine rebellische Bande an und bedienen sich aller möglich strengen Maaßregeln, sie mögen noch so sehr von der Menschlichkeit abweichen, um sie zur Unterwürfigkeit zurückzuführen. Sie glauben, daß eine sanfte Maaßregel sich nicht mit der spanischen Würde verträgt. Wirklich haben die Barbaren auch diese Theorie in Anwendung gebracht, und nach der Aussage fremder Augenzeugen die schrecklichsten Scenen des Entsetzens verübt.

Digitized by Google

Die erſte Handlung der Treuloſigkeit und Grauſamkeit beging der General Monteverde, indem er die feyerliche Capitulation mit Miranda brach. Der Hauptpunkt der Capitulation war das Verſprechen: daß alle Perſonen Vergebung erhalten ſollten, die gegen die ſpaniſche Monarchie gefochten und im Dienſt der revolutionären Regierung geſtanden hätten. Kaum war Monteverde in dem Beſitz von Carracas, als er auch die Capitulation für ungültig erklärte. Er fing ſeine Wortbrüchigkeit damit an, daß er ſich des oberſten Creolen des Doctor Roscio bemächtigte, der Sekretair bey Miranda geweſen und ſich durch große Talente ausgezeichnet hatte, die er zum Nutzen ſeines Vaterlandes verwendete. Er wurde in Ketten gelegt und blieb 24 Stunden dem Hohn und der Beſchimpfungen der ſpaniſchen Amerikaner ausgeſetzt. Hierauf führte man ihn in ein Gefängniß, von wo er bey nächſter Gelegenheit mit andern Schlachtopfern nach Spanien geſendet werden ſollte.

Dieſe gefängliche Einziehung des Doctors war das Vorſpiel; denn bald ließ Monteverde faſt alle angeſehene Creolen gefänglich einziehen. Er ließ ſie 2 und 2 an Ketten ſchmieden und in die Gefängniſſe Guayra und Puerto Cavello führen, wo viele nach Verlauf einiger Wochen ſtarben. Die Zahl der Unglücklichen, welche in den Mauern des Kerkers eingeſchloſſen waren, belief ſich auf 500, ohne die, welche blos gefänglich eingezogen wurden, und die, welche weit aus der Hauptſtadt geflüchtet waren. Die Amerikaner, durch das Beyſpiel des Monteverde entſetzt, gebrauchten natürlich das Vergeltungsrecht in allen Städten und Dörfern der umliegenden Gegend. Die Strafen, welche die Spanier gebrauchten, alle aufzuführen, wäre zu beleidigend für das menſchliche Gefühl; meiſtens verſtümmelten ſie die Menſchen, indem ſie ihnen Naſen und Ohren abſchnitten.

Lange indeſſen duldeten die Amerikaner nicht dieſe Grauſamkeit, denn obgleich ſie ſchon mehrere Jahrhunderte im

Digitized by Google

Druck lebten, hatten sie dennoch wenigstens einige der Naturrechte genossen.

Die Symptome des Aufruhrs gegen Monteverde zeigten sich in mehrern Theilen der Provinz; täglich vermehrten sie sich; da sie gehört hatten, daß Bolivar, einer der Angesehensten in Caracas, mit einem beträchtlichen Theil der neuen Garde den Bürgern zu Hülfe kam.

Ehe Bolivar in Venezuela ankam, hatte Monteverde eine große Niederlage bey Cumana erlitten, durch einen kleinen Haufen Amerikaner, unter Anführung des jungen Marino. Nach dieser Niederlage hielt es Monteverde für rathsam, sich in Porto-Cambo einzuschließen, wo er Hülfe aus Spanien erwartete.

Bey seiner Abreise von Caracas hatte er einen Obrist Fiero zum General-Capitain ernannt. Dieser Niedrige hatte an Schändlichkeit wo möglich noch Vorrang vor Monteverde; denn er wollte eine ähnliche Capitulation, wie dieser mit Bolivar, schließen, aber dann aus Caracas fliehen, und 590 Spanier der opfernden Wuth der Einwohner von Caracas überlassen. Zu diesem Ende schickte er eine Gesandtschaft von vornehmen Spaniern an Bolivar. Dieser hegte keinen Argwohn, indem er ihrer persönlichen Würde traute und freute sich, einen Beweis von Großmuth geben zu können, der von einem siegenden Creolen-General schwer zu erwarten war. Bolivar unterzeichnete die Capitulation, und jetzt sollte sie dem Monteverde zur Unterschrift zugestellt werden. Indessen dieser hatte sich bereits mit Fiero abgeredet, und gab zur Antwort, daß er unter keiner Bedingung mit den Insurgenten unterhandeln würde. Ehe dieß dem Bolivar bekannt wurde, der unterdessen mit Freuden daran arbeitete, seinen Mitbürgern Verzeihung zu bewirken, beschloß Fiero mit einem Corps von Catalano von Bisenja zu entfliehen und alle öffentliche und Privatschätze mitzunehmen. An letzten Tage des Juli trat er seine Flucht

an, wendete sich nach Curaçai und ließ 500 Spanier zurück. Gleich nach seiner Abreise wurden die Kerker geöffnet und alle Gefangenen stürzten in die Arme der Ihrigen. Worte reichen nicht hin, die Freude zu schildern, die sich bey den Scenen des Wiedersehens aussprachen. Am 14ten August hielt Bolivar unter lautem Jubel des Volks seinen feyerlichen Einzug in Caracas; alles Leiden schien vergessen; jeder gab sich nur dem Eindruck der Freude hin. Kein Spanier verlor sein Leben; viele zeigten sich sogar auf der Straße, ohne beleidigt zu werden. Indessen bald zog man sie als Geißeln ein für die von Monteverde gefangenen Amerikaner, die in Puerto-Cavello saßen. Bolivar schickte sogleich einen Parlementair zu Monteverde, um ihm eine Auswechselung aller europäischer Spanier (500 an der Zahl) gegen die vornehmsten gefänglich eingezogenen Creolen (etwa 350) anzubieten. Obgleich dieser hierdurch das Leben von 500 Spaniern gerettet und im Ganzen gewonnen hätte, that er es doch nicht, sondern beharrte mit Halsstarrigkeit auf seinem Grundsatz, mit keinem Insurgenten zu unterhandeln. Der eigentliche Grund war der, daß Monteverde Hülfe erwartete und dann sich den Bolivar zu unterwerfen hoffte. Im Verlauf des Augusts waren 1200 Männer auch wirklich gelandet, allein durch Bolivar wiederholentlich geschlagen und getödtet worden. Monteverde selbst war verwundet und mußte den Oberbefehl einem gewissen Salomon übertragen. Allein Bolivar machte es mit ihm eben so wie mit seinem Nachfolger, bot ihm eine Auswechselung an, allein auch er schlug es ihm ab, legte den Parlementair wider alles Völkerrecht in Fesseln und schickte ihn nach Puerto-Cavello. Was noch mehr Niederträchtigkeit bey diesem Benehmen verräth, ist das, daß der Abgesandte ein europäisch-spanischer Priester war, der wegen seines Rufes und seiner Sitten allgemein bekannt war. Von diesem Augenblick hörten alle Unterhandlungen zwischen beyden Partheyen auf

und der Krieg gewann ein neues blutigeres Ansehen. Es wurde in Schlachten kein Pardon mehr gegeben, auch nicht mehr genommen. Die Truppen des Bolivar belagerten Puerto-Cavello zu Lande und zu Wasser. Ueberall wurden die Truppen Ferdinand des 7ten vernichtet, und allem Anschein nach mußten die Eingeborenen in wenigen Wochen große Kräfte gewinnen.

In dieser schrecklichen Lage bildeten die königlichen Chefs zu Puerto-Cavello und die spanische Regierung zu Guyana das hölliſche Projekt, die Sklaven gegen ihre Herrn aufzuwiegeln. Dieser Plan erhielt seinen Ursprung aus der barbarischen Idee, daß, wenn Venezuela für Spanien verloren wäre, dieses auch für die Eingeborenen verloren seyn sollte. Zu diesem Ende schickte man viele Spanier ins Innere, um die Sklaven aufzuwiegeln. Die bekanntesten unter ihnen sind: Boves, Rosette, Puy und Palomo. Die drey ersten sind europäische Spanier, der vierte ein Neger, die schon oft als Mörder und Diebe verschrieen sind.

Boves und Rosette wurden von dem Gouverneur von Guayra mit Waffen und Munition versehen. Puy und Palomo erhielten ihre Hülfe von Coro und Puerto-Cavello. Diese Verzweifelten hatten einen regelmäßigen Briefwechsel mit den andern spanischen Chefs, die in Coro, Maracaybo, Puerto-Cavello und Guyana waren. Einige dieser Artikel sind in der Zeitung von Caracas aufgezeichnet. Der ganze scheußliche Plan befindet sich in den Händen des Bolivar. Vergebens sagt nachher der spanische Chef, daß es ohne seine Bewilligung geschehen sey, denn ohne seine Zustimmung hätte es nicht fortwährend bestehen können. Es würde sich kein Leser finden, der die Greuelthaten anhörte, die Boves und Rosette auf dem Wege vom Oronocco-Strom bis zu den Thälern von Caracas verübt haben. Es ist wirklich unglaublich, daß sie auf einer Strecke von 400 Meilen keinen haben leben lassen, der sich nicht an ihre Bande anschloß.

Digitized by Google

Freyheit der Sklaven und die Plünderung von Caracas und Guayra, waren die Beweggründe, die Boves und Rosette den Unglücklichen vorspiegelten. So wie sie auf einer Plantage die Neger zaudernd fanden, zogen sie dieselben mit sich. Sie verheerten die fruchtbaren Thäler von Aragon, und von Ray zerstörten, und verbrannten alle Erzeugnisse.

Boves und Rosette kamen, an der Spitze ihrer verwüstenden Bande im Februar in die Gegend von Caracas. Ersterer setzte sich in den Besitz von Victoria, etwa 12 Meilen von Caracas, während Rosette die Stadt Occumar belagerte, die nur etwa 8 Meilen von Caracas entfernt ist. Beyde wurden zwar von Bolivar geschlagen; indessen die Verbündeten erlitten doch einen bedeutenden Verlust. Der Kampf war zu ungleich, und Bolivar mußte wenigstens ein Drittheil seiner Kräfte aufbieten, um die Schlacht zu gewinnen.

Die Mannschaft von Boves und Rosette bestand ganz und gar aus Kavallerie, welche die ausgesuchtesten Pferde und Maulesel, von den Plänen, die sich zwischen Calabuko und Caracas zeigen, hatten.

Boves und Rosette befehligten 7 bis 8000 Mann, die theils aus freyen Europäern und Amerikanern, theils aus Sklaven, Negern und Sambos bestanden. Diese Horde wurde immer stärker, da sie keinen plötzlichen und entscheidenden Anfall erlitten.

Bolivar brauchte indessen kräftige Gegenmittel, indem er alle Sklaven von Venezuela frey erklärte, und in den Genuß derselben Rechte setzte, welche die Weißen genießen. Dies war der Grund, daß fast kein Neger unter dem Banner Ferdinand des 7ten blieb, sondern bey einer natürlichen Zuneigung zu ihren Creolen blieben sie unter ihnen und trauten ihnen mehr als der spanischen Regierung.

Unter die traurigen Scenen, die zu Venezuela vollzogen wurden, gehört der mit kaltem Blute begangene Mord, der

an mehrern hundert Creolen durch die spanischen Chefs zu Puerto-Cavello und an 1300 Europäern auf Befehl des Bolivar verübt wurde. Es ist unentschieden, wer zuerst die Gegenrache gebraucht hat; kein Argument vermag darüber etwas zu bestimmen. Wer sollte indessen aus dem oben Erwähnten bemerken, daß Bolivar bey einer schicklichen Gelegenheit dieser schrecklichen Methode zuvorzukommen gesucht hat; und ich werde auch zu seiner Ehre die That nicht mit Stillschweigen übergehen, die sich nachher zugetragen hat. Mehrere male, im Lauf des Januar, machte er neue Versuche, daß mehrere Creolen-Offiziere frey gegeben würden. Sie waren zu Puerto-Cavello gefangen; und Bolivar schickte zum Abgesandten einen französischen Offizier, den er kurz zuvor gefangen hatte. Dieser wollte bey dem Vorgesetzten von Puerto-Cavello vorgelassen werden, allein er wurde abgewiesen; selbst da er dem Commandeur sagen ließ, daß sein Leben auf dem Spiel stände, erhielt er eine abschlägige Antwort, begleitet von einer beschimpfenden Wortbestellung an Bolivar.

Am folgenden Tage wurde ein fürchterliches Schauspiel eröffnet, indem 4 Creolen-Offiziere auf dem Walle von Puerto-Cavello erschossen wurden, und zwar vor den Augen Bolivars und seiner Armee.

Der Commandeur der Königlichgesinnten war mit diesem Mord unzufrieden, sprengte indessen aus, daß es Represalien wären, die er gebrauchte, und die er bey allen gefangenen Creolen in Anwendung bringen würde.

Um eben diese Zeit, als Bolivar diese Bekanntmachung erhielt, erfuhr er, daß Boves und Rosette sich in obig genannter Stellung befanden. Er hatte gerade 14000 Spanier im Gefängniß, die auf seinen Befehl so glücklich ermordet wurden, daß kaum 25 bis 30 durchkamen, die ihre elende Existenz fristeten.

Der, welcher dies schreibt, ist mit vielen Fremden unglücklicherweise Augenzeuge gewesen bey dem Tode von 300

Schlachtopfern. Sie wurden vor dem Thore erschossen, dann ihre Körper verbrannt. Auf diese Weise hat die Scene des Schreckens bis jetzt geendet.

Oeffentliche Depesche des General Moxo, General-Captain von Caracas, an Ureglulo, Gouverneur der Insel Margaretha.

Caracas, d. 18. Nov. 1816.

Ich füge hinzu, alle Menschlichkeit aus den Augen zu setzen. Alle Insurgenten, ihre Gönner oder Anhänger, bewaffnet oder unbewaffnet, alle die, welche an der Krisis Partey genommen haben, in der sie sich jetzt befinden, sollen todt geschossen werden, ohne Untersuchung, nur nach einem Wort Berathschlagung dreyer Offiziere.

Venezuela hat während seinem Kampfe für Freyheit viel Erfolg gehabt, auch viel Ungemach erduldet. Stets bewiesen die Bürger viel Hang zur Freyheit; indessen man entdeckte doch Verschwörungen, die keinen andern Zweck hatten, als die vereinigten Provinzen dem spanischen Joch zu unterwerfen. Deshalb schien eine Dictator-Würde nöthig; sie war dem Bolivar vertraut, der zu der Zeit, wo alles mit dem Feinde beschäftigt war, eine Armee aufrichtete. Nach vielen siegreichen Schlachten kam er nach Caracas zurück, mußte sich indessen auf die Insel Margaretha zurückziehen; indessen bald gewann er neue Kräfte, trieb die Spanier auf einen Punkt zusammen, aus dem sie nur bald darauf auch vollends verjagt werden.

Brief des General Piar an Seine Excellenz den General Bolivar, Ober-Chef der Republik von Venezuela.

Die Einwohner der Provinz Caroni haben den Augenblick ergriffen, wo sie das Joch der Tyranney haben abschütteln können; 21 Städte haben sich für die Sache der Freyheit entschieden.

Diese Gegend bietet einen freundlichen Anblick durch seine Fruchtbarkeit, seine Reichthümer und seine Unschuld dar. Seine Einrichtungen und seine Pläne sind in voller Kultur. Euer Glück in den Waffen läßt mich hoffen, daß es bald ganz frey seyn wird; ich selbst werde so lange hier bleiben; der Feind befindet sich in großer Noth, er ist in den Städten von Alt- und Neu-Guyana eingeschlossen und aller Hülfsquellen beraubt. Dergleichen Vortheile kommen nicht alle Tage, sie müssen deshalb nicht unbenutzt bleiben.

General-Quartier zu Atre-Gracia
d. 10. Febr. 1812.

Unterzeichnet Manl. Piar.

Von demselben an denselben.

Gestern den 23. sind wir in Punsch angekommen. Drey Gefangene gaben mir Nachricht von den Kräften und von der Lage der Stadt, zugleich berichteten sie, daß ihr Commandant, Toralba, sich mit 400 Menschen vor der Stadt befinde. Ich entschied mich gleich, um ihn zu zerstören, da er uns allein schädlich werden konnte. Meine Maaßregeln, ihn zu überraschen, gelangen aus Ursache der schlechten Straßen nicht ganz; indessen der Feind wurde deswegen nicht weniger zerstört; 7 Mann blieben ihm nur, mit denen er sich in die Stadt werfen konnte. Wir haben an 150 Gefangene gemacht und nahe an 150 stürzten sich in den See. Ich zweifle, daß sich mehr wie 50 gerettet haben. Viele sind verwundet, getödtet, und die übrigen in die Wälder geflohen, von wo es ihnen unmöglich ist, wieder zum Corps zu kommen. Wir haben 600 Pferde und ihr Zubehör gefangen. Von allen habe ich die Ehre Ew. Excellenz Rechenschaft abzulegen.

General-Quartier vor Alt-Guyana
d. 24. Febr. 1817.

Unterzeichnet Manl. Piar.

Digitized by Google

Brief des General Peaz, Commandanten in der Armee von Neu-Granada, der in der Provinz Venezuela beschäftigt war, an den General Bolivar, Ober-Chef der Republik.

Da ich hörte, daß Ew. Excellenz auf der Küste von Guyana mit vielen Hülfsquellen erschienen sind, um in dem Kriege gegen die Spanier fortzufahren, sind meine Hoffnungen aufgerichtet, daß Venezuela und Neu-Granada befreyt seyn wird; durch den Brief Ew. Excellenz vom 16. des vergangenen Monats sind sie bestätigt worden. Mein Wunsch, so wie der der ganzen Armee, ist: zur Befreyung dieser Gegend beyzutragen. Zu diesem Ende haben 4000 Krieger freywillig die Waffen ergriffen, um gegen den Unterdrücker zu kämpfen. Sie kämpfen muthig, diese Republikaner, weil es die Freyheit ihres Vaterlandes gilt. Sie sind der Achtung aller ihrer Waffenbrüder werth, und ich bin überzeugt, daß die meinem Commando untergebene Armee hinreichend ist, die Freyheit von Venezuela zu sichern, weil ich pünktlich Waffen und Munition erhalte. Ich bemächtige mich aller Pferde und entziehe sie dadurch dem Feinde, denn je mehr wir Cavallerie haben, desto mehr werden wir unbesiegbar werden; Boves ist es allein hierdurch gelungen, die Republik zu Grunde zu richten.

Die Umstände, die Ew. Excellenz bewegen, es für gut zu halten, daß ich meine jetzige Stellung verlassen sollte, um mit Ihrer Armee in Verbindung zu wirken, scheinen sich verändert zu haben. Das Aufsehen, welches die Spanier mit den ankommenden Truppen des Morillos machten, brachte Sie gewiß auf diesen Gedanken; aber dieser Barbar hat höchstens etwa 1000 Mann, meist Rekruten aus Neu-Granada, und 800 Cavalleristen mitgebracht. Die hochmüthige Aeußerung: er sey zu unserer Zerstörung erschienen, hat uns noch mehr Muth eingeflößt, und wir sind zur Vertheidigung bereit. Auf die Nachricht, daß die Brigade-Generale Latorre und Calzada

Quasquatito belagerten, und daß Morillos in eigener Person die Armee kommandirt, habe ich mich in Bewegung gesetzt. Ich habe die nöthigen Maaßregeln zu einer entscheidenden Schlacht genommen. Meine Truppen, die San Fernando d'Apure belagert hatten, folgten mir; mein rechter Flügel bestand aus 130 Mann Cavallerie; ich rückte darauf in die Plänie von Muritanien, wo er mit 1000 Mann Infanterie und 800 Cavalleristen eine Schlacht lieferte. Nach 7stündigem Gefecht zog sich der Feind in geschlossenen Colonnen, nachdem er starken Verlust erlitten hatte, in die Gebirge von Apure.

300 Pferde, 2 Munitionswagen, einige Flinten und Carabiner fielen in unsere Hände, eben so eine Menge von Piken und Gefangenen. Das Schlachtfeld war fast ganz und gar mit Todten bedeckt. Die Gefangenen sagen einstimmig aus, daß diese geschlagene Armee aus der von Neu-Granada gekommenen Mannschaft bestehe, und außer 40 Mann Garde, mit denen Morillos etwa 7 Lieus vom Schlachtfelde geblieben sey.

Zwey Tage nachher hat dieser Niederträchtige Apure passirt und ist seiner Armee bey Purse de Trio, von wo er seinen Marsch nach San Fernando gerichtet hat, längst dem Flusse Apure und Paparito, ohne daß sie meine aus Cavallerie bestehenden Truppen haben erreichen können. Dies ist der Erfolg des ersten Feldzuges der Morillos in Venezuela.

Ich habe diesen Städten versprochen, sie nicht zu verlassen, vielmehr sie mit Cavallerie zu vertheidigen, bis ich von Ew. Excellenz Hülfe bekomme.

Wir müssen Morillas, Calazada, Lotorro und Gorino abhalten, die Pferde zu bekommen, die auf dem andern Ufer der Apure sind, unweit Calabora, das wir unmittelbar belagern wollen. Von Ew. Excellenz Freyheitsliebe überzeugt, hoffe ich die erbetene Hülfe an Gewehren und Munition, weil ich dann gewiß den Feind in San Fernando zu zertrümmern denke, weil es der einzige Punkt ist, der ihm bleibt.

Digitized by Google

Der General-Capitain dieſer Armee, der Bürger Bi-nanzio Bicera iſt zu Ew. Excellenz geſendet, um Sie mündlich zu unterrichten von allem, was Ew. Excellenz zu wiſſen wünſchen wird.

General-Quartier Cano del Roſarro
d. 28. Febr. 1817.

Unterzeichnet von Joſ. Antonio Peaz.

Brief des General Salaza an den General Bolivar.

Geſtern bin ich Sr. Excellenz dem General Arismandi gefolgt; wir haben uns auf Befehl Ew. Excellenz vom 21. d. M. mit dem General Morillo vereinigt. Ich habe ein Corps zur Rekognoscirung auf Chaguaramus geſchickt, ein anderes in San Fernando und Cachicamos, um den Feind auf allen Seiten zu beunruhigen, und ihm die Zufuhr, von Guyana kommend, abzuſchneiden. Aus gleichem Zweck habe ich ein Corps auf dem Wege von Onoto, und ein Lager in der Front von Aragua aufgeſtellt.

Der Obriſt Lopez kommt mit Nachrichten von der Armee von der Nieder-Apure, und begiebt ſich ins Hauptquartier.

Habe ich die Freude, Ew. Excellenz in dem Innern der Provinzen zu ſehen, wie Sie mir eben anzeigen, ſo werde ich den großen Plan realiſirt ſehen, wozu wir ſo ſehr die Ankunft Ew. Excellenz wünſchen, und in dieſem Fall iſt niemand, der ſich nicht unter den Banner der Republik ſtellen wird.

General-Quartier zu Punſch
d. 10. März 1817.

Unterzeichnet Pedro Salaza.

Digitized by Google

IV.

Unabhängigkeits-Akte
der Provinz Caracas.

Im Namen des allmächtigen Gottes!

Wir, die Repräsentanten der vereinigten Provinzen von Caracas, Cumana, Barmas, Margarita, Barcelona, Merida und Truxillo, die amerikanische Conföderation von Venezuela auf dem südlichen festen Lande, zum Congreß versammelt:

Erwägend den vollkommenen und gänzlichen Besitz unsrer Rechte, welche wir auf legale Weise wieder errungen, in Folge der Vorgänge in Bayonne und der Beseitigung des Throns von Spanien, die auf die Eroberung des Landes folgte, so wie durch die Nachfolge einer neuen Dynastie, die ohne unsere Bewilligung eingesetzt wurde, wollen wir, ehe wir uns unserer Gerechtsame bedienen, deren uns seit mehr als dreyhundert Jahren Gewalt beraubt hatte, der Welt die Bewegungsgründe bekannt machen, welche, aus diesen nämlichen Ereignissen hergeleitet, uns zu dem freyen Gebrauch, den wir von unserer Souverainetät zu machen Willens sind, berechtigen.

Wir beginnen indessen nicht damit, die Rechte zu erörtern, die ein jedes eroberte Land hat, sich seine eigenthümliche Unabhängigkeit wieder zu verschaffen; großmüthig vergessen wir diese lange Folge von Unglücksfällen, Schmähungen und Entziehungen, welche diese Eroberung ohne Ausnahme allen Nachkommen derjenigen zugezogen hat, welche zuerst diese Länder entdeckt, erobert und angebaut haben, diese Länder, die in einen Zustand

versunken waren, welchen die Ursach, die sie hätte begünstigen sollen, noch unglücklicher machte. Indem wir auf die dreyhundertjährige Herrschaft der Spanier in Amerika den Schleyer werfen, wollen wir nur authentische und wohlbekannte Thatsachen darbieten, die, in Folge des Umsturzes, der Unordnung und der Eroberung, welche schon die spanische Nation aufgelöst hatten, der einen Welt ihre Rechte auf die Andre hätten entziehen sollen. Diese Unordnung hat Amerika's Unglück vergrößert, weil es seine Reklamationen und seine Gegenvorstellungen vereitelte; weil es die spanischen Statthalter in Stand setzte, diesen Theil der Nation zu unterdrücken und zu beschimpfen, und sie somit der Hülfe und Bürgschaft des Gesetzes entzog.

Der Ordnung ist es entgegen, der spanischen Regierung unmöglich, so wie dem Wohlstand Amerika's entgegen, daß dieses Land, von einem weit größeren Umfange als Spanien, und zugleich stärkerer Bevölkerung, abhängig von der Spitze einer Halbinsel des Continents und ihr unterworfen seyn sollte.

Die Sitzungen und Abdankungen, welche in Bayonne Statt fanden, die Revolutionen in Eskurial und in Aranjuez, und die Befehle der königl. Substituten, Herzogs von Berg, die nach Amerika gesendet worden, sind genügend den Gerechtsamen Kraft zu geben, welche bis dahin die Amerikaner der spanischen Einheit und Integrität aufgeopfert hatten.

Venezuela war die Erste, welche diese Integrität anerkannte und großmüthig vertheidigte, welche die Sache ihrer Brüder nicht ohne Stütze ließ, so lange sie noch irgend eine Hoffnung des Heils bewahrte.

Seit Amerika die Sorge für sein Geschick und für seine Vertheidigung über sich genommen, ist es zu einem neuen Daseyn berufen; seiner seits mag nun Spanien die Rechte eines Königs, der seine eigne Existenz der Würde einer seinem Scepter unterthänigen Nation vorzog, anerkennen, oder nicht.

Alle Bourbons (von Spanien) haben zu der invaliden Stipulation von Bayonne beygetragen, haben Spanien gegen

Digitized by Google

den Willen des Volks verlassen; die heiligen Pflichten, welche sie gegen die Spanier der zwey Welten hatten, haben sie übertreten, verhöhnt, mit Füßen getreten, während diese, ihr Blut und Schätze hinopfernd, sie trotz des östreichischen Hauses auf den Thron gesetzt hatten. Durch solch ein Betragen sind sie ihrer Ansprüche verlustig gegangen, und sind unfähig geworden, ein freyes Volk zu regieren, welches sie dahin gegeben haben, als wenn es eine Heerde Sklaven wäre.

Regierungen, welche sich die Nationalrepräsentation angemaßt haben, zogen Vortheil von den Gesinnungen, welche die Treuherzigkeit, die Bedrückung und die Unwissenheit in Amerika gegen die neue Dynastie erzeugt hatten, die mit Macht in Spanien eingedrungen war. Ihren eigenen Grundsätzen entgegen haben sie zu Gunsten Ferdinands die Täuschung bey uns verlängert; und dies, um uns zu verschlingen, um uns ungestraft zu erdrücken; sie verhießen uns auch die Freyheit, die Gleichheit, die Brüderlichkeit, in prunkenden, wohlstudirten Redensarten, und indem sie uns eine nur der Form nach bestehende unnütze abhängige Repräsentation anboten, deckten sie die Schlinge zu.

Sobald sie aufgelöst waren und die verschiedenen Regierungsformen Spaniens zwischen ihnen zerstört waren; sobald der Nothwendigkeit unabwendbares Gebot in Venezuela gedrungen, sich selbst zu retten, um das Recht ihres Königs zu erhalten und zu bewahren, und den europäischen Brüdern einen Zufluchtsort gegen die Leiden darzubieten, welche sie bedroheten, ist ihr früheres Verfahren zur öffentlichen Kunde gelangt; sie haben ihre Grundsätze verändert, und dieselben Handlungen, welche den Regierungen in Spanien zum Muster gedient hatten, mit dem Namen Insurrektion, Treubrüchigkeit und Undankbarkeit belegt. Dies ist aus dem Grunde geschehen, daß diese Handlungen dem Monopol der Administration, welches sie bereits waren, unter dem Namen eines imaginären Königs fortzupflanzen, den Weg versperrte.

Digitized by Google

Nicht beachtend unsre Gegenvorstellungen, unsre Mäßigung, unsre Großmuth, die Unbezwinglichkeit unsrer Grundsätze, und ganz den Wünschen unsrer europäischen Mitbrüder entgegen, sind wir für Rebellen erklärt, wir sind bloquirt worden, der Krieg ist uns erklärt worden. Agenten sind in unser Land gekommen und haben uns gegen einander aufgewiegelt, haben uns unsers Credits bey den andern europäischen Nationen verlustig gemacht, und man hat sie aufgerufen, uns unterdrücken zu helfen.

Ohne daß man irgend von unsern Beweggründen Kenntniß genommen, ohne daß diese dem unpartheyischen Urtheil der Welt dargelegt worden, ohne andre Richter, als unsre eignen Feinde, sind wir zu einer schmerzlichen Trennung von unsern Brüdern; und Verachtung zur Verläumdung gesellend, sind gegen unsern ausdrücklichen Willen Agenten für uns ernannt worden, und in den Cortes schalten diese Agenten unter dem Einfluß unsrer Feinde willkührlich mit unsern Angelegenheiten.

Damit die Wirkungen der uns gezwungener Weise bewilligten Repräsentation vernichtet und unterdrückt würden, sind wir einer kleinen und geringfügigen Stufenleiter untergeordnet worden; die Form der Wahl ist dem passiven Ausspruch der Municipal-Corps unterworfen worden, die schon vom Despotismus der Statthalter herabgewürdigt waren; und dies Benehmen war eher noch ein Schimpf, unsrer Offenheit angethan, wie unsre Treuherzigkeit, als eine Erwägung unsrer unbestreitbaren politischen Wichtigkeit.

Stets taub gegen unser Schreyen nach Gerechtigkeit haben die Regierungen in Spanien versucht, alle unsre Bestrebungen außer Credit zu bringen; verbrecherisch nannten sie, infam erklärten sie, mit Schaffot und Confiskation bestraften sie jeden Versuch, den Amerikaner in verschiedenen Zeiträumen für das Glück ihres Vaterlandes wagten. Durch diese scheußliche Politik sind sie dahin gelangt, das Mitleid unsrer Brüder

für unsre unglückliche Lage abzustumpfen, sie gegen uns zu bewaffen, den süßen Eindruck der Treue, der Blutsfreundschaft aus ihren Gemüthern zu tilgen, und einen Theil unsrer großen Familie zu unsern Feinden zu machen.

Zur Zeit, wo wir, getreu unsern Verheißungen, unsre bürgerliche Sicherheit und Würde aufopferten, um nicht von den Gerechtsamen zu weichen, die wir großmüthig Ferdinand von Bourbon bewahrt hatten, sahen wir, daß er zu seinen gezwungenen Verhältnissen mit Napoleon die Bande des Bluts und der Freundschaft hinzugefügt hatte, und schon hatten die spanischen Regierungen erklärt, daß sie Ferdinand nur bedingungsweise anerkennen würden.

Während dieser grausamen Alternation sind wir drey Jahre lang in einem Zustande der politischen Ungewißheit und Zweyseitigkeit verblieben, der so schmerzlich als gefahrvoll war; es wäre hieran genug gewesen, um den Entschluß geltend zu machen, den unsre Treue zu unsern Verheißungen und die Bande der Brüderschaft uns geneigt machten, so lange, bis die Noth uns zwingen würde, über unsre selbst gezogene Gränze weg zu schreiten, noch zu verschieben. Nun wurden wir durch das feindliche und nicht natürliche Benehmen der spanischen Regierungen, die uns unsers bedingungsmäßigen Eides entledigten, auf das Aeußerste getrieben; und dieser Umstand war es, der uns zur erhabenen Repräsentation aufrief, die wir heut ausüben.

Wir aber, die wir nach bessern Grundsätzen handeln, und unser Glück nicht auf das Unglück unserer Mitbrüder begründen wollen, wir betrachten unsre Schicksalsgefährten als Freunde, und behandeln sie so, wir wollen diejenigen, die uns durch die Bande des Blutes, der Sprache und der Religion verbunden sind, die in früherer Zeit einer andern Ordnung der Dinge gemäß dieselben Unglücksfälle erduldet, unsers Glückes theilhaftig machen. Es ist genügend, daß sie unsere vollkommene Unabhängigkeit von dieser Ordnung der Dinge anerken-

Digitized by Google

nen, so wie von jeder andern Gewalt, sie sey, welche sie wolle; daß sie uns behülflich seyn mit ihrem Leben, ihrem Vermögen, ihren Gesinnungen; wir erklären sie und erkennen sie, gleich jeder andern Nation, als Feinde im Krieg, und im Frieden als Freunde, Brüder und Landsleute.

In Folge aller politischen, öffentlichen, wohlbegründeten und unwiderleglichen Bewegungsgründe, die uns so mächtig angeregt, unsre angeborne Würde, die uns die Folge von Ereignissen wieder gab, zurück zu erheischen; allen Rechten gemäß, die der Buchstabe nicht giebt, die jede Nation hat, alle Verträge, Uebereinkünfte oder Verbindungen aufzulösen, die mit den Zwecken nicht übereinstimmen, zu welchen die Regierungen eingesetzt sind, halten wir dafür, daß wir die Bande, welche uns bis jetzt mit der Regierung Spaniens vereinigten, zerreißen sollen und müssen, und daß wir, wie jede andre Nation der Welt frey sind, und ermächtigt von keiner andern Gewalt als von der unsrigen abzuhängen, und unter den Mächten der Erde den Platz einzunehmen, den das höchste Wesen und die Natur uns anweisen, und zu welchem wir durch die Folge der Begebenheiten zu unserm Heil und Nutzen berufen sind.

Jedoch sehen wir die Schwierigkeiten voraus, die auf uns harren, und die Verpflichtungen, die uns der Rang auflegt, den wir in der politischen Welt einnehmen werden; wir erkennen den mächtigen Einfluß der Formen und Gewohnheiten, die uns so viele Jahre hindurch unglücklicher Weise zu eigen geworden sind: auch wissen wir, daß eine schimpfliche Unterwerfung unter diese Formen und Gewohnheiten, die wir von uns wegstoßen können, uns und unsern Nachkommen größere Schmach bringen würde, als selbst unsre lange peinliche Sklaverey es gekonnt, und daß es eine unerläßliche Pflicht ist, für unsre Erhaltung zu sorgen, für unsre Sicherheit, für unser Heil, indem wir alle Formen unsrer frühern Constitution wesentlich ändern.

Digitized by Google

In Erwägung, daß wir durch die eben dargelegten Beweggründe der Hochachtung Genüge geleistet haben, die wir der Meinung der Menschen schuldig sind, so wie der Würde der andern Nationen, in die Zahl derselben wir eintreten, und auf deren Gemeinschaft und Freundschaft wir rechnen, rufen wir, die Repräsentanten der vereinigten Provinzen von Venezuela, das höchste Wesen zum Zeugen der Gerechtigkeit unsrer Handlungen und der Rechtlichkeit unsrer Gesinnungen an, wir flehen um seinen göttlichen und himmlischen Beystand; und im Augenblick, wo wir uns zur Würde, welche die Vorsehung uns wieder giebt, berufen sehen, bestätigen wir unser Verlangen, frey zu leben, und die heilige katholische und apostolische Religion Jesu Christi auszuüben und zu vertheidigen; wir also, kraft der Macht, die wir vom tugendhaften Volk von Venezuela erhalten, erklären feyerlich der Welt, daß die vereinten Provinzen von diesem Tage an in That und Recht freye, souveraine, unabhängige Staaten sind und seyn sollen, und daß sie von aller Unterwürfigkeit und Unabhängigkeit des Throns von Spanien frey sind; auch erklären wir, daß wir berufen sind, ihre Agenten und Repräsentanten zu seyn, daß ein auf diese Weise konstituirter freyer und unabhängiger Staat die volle Gewalt hat, diejenige Regierungsform anzunehmen, welche dem allgemeinen Wunsch des Volkes entspricht, den Krieg zu erklären, den Frieden zu schließen, Bündnisse einzugehen, Handelstraktate, Gränzen, Schifffahrt und alle andere Akten und Transaktionen, die jeder andre freye und unabhängige Staat abschließen darf. Auf daß nun dies, welches unsre feyerliche Erklärung ist, für gültig, fest und dauerhaft angenommen werde, knüpfen wir gegenseitig das Band, welches die Provinzen vereint, und setzen unser Leben, unsere Güter, und das heilige Band unsrer National-Ehre zum Pfande.

Im Föderal-Schloß zu Caracas.

Folgen die Unterschriften.

Digitized by Google

Isidorus Antonius Lopez Mendoza, Deputirter der Stadt Caracas. — Juan German Roscio für den Distrikt der Stadt Calabozo. — Philipp Fiesnim Paul, für den Distrikt St. Sebastian. — Franz Xaver Uzlardy, item. — Nikolas von Castro, Deputirter von Caracas. — Juan Antonio Rodriguez Dominguez, Präsident und Deputirter von Nerbis in Barinas. — Ignaz Ludwig Mendoza, Vicepräsident und Deputirter von Obispo in Barinos. — Ferdinand von Penalver, Deput. von Valencia. — Gabriel Perez von Pagola, Deput. von Obispo. — Salvator Belgado, Deputirter von Nirgua. — Der Marques del Toro, Deput. von Tomyo. — Juan Antonio Dios Argote, Deput. der Stadt Cara. — Gabriel de Ponte, Deput. von Caracas. — Juan Joze de Maya, Deput. von St. Philippo. — Louis Joze de la Zorla, Dep. von Valencia. — F. P. Ortiz, Dep. von San Diego. — Für Borinas Johann Nepomucen von Quintana, Dep. von Achaguas. — Ignaz Fernandez, Dep. der Hauptstadt Pedraza. — Jose de Sara y Bussy, Dep. v. Guanarito. — Roman Ignaz Menfen, Dep. von Guasdalito. — Manuel Palacio, Dep. von Mijagual. — Für Margarita Manuel Placido Maneyro. — Für Merida Antonio Nicolas Briceno. — Manuel Sicento da Maya, Dep. der Grita. — Für Truxillo Juan Pablo Pacheco. — Für die Stadt Aragua in der Provinz Barcelona Jos. Maria Raminez.

(Siegel) Francesko Isnardy, Sekretarius.

Dekret
der obern machthabenden Gewalt.

Föderal-Palast zu Caracas
den 8. Juli 1811.

Im Namen der Conföderation von Venezuela, befiehlt die machthabende Gewalt, daß die vorstehende Akte öffentlich gemacht, in Ausübung gebracht, und durch das Siegel des Staats und der Conföderation gültig gemacht werde.

Christoph v. Mendoza, Präsident.
Johann v. Eskalona.
Balthasar Padron.
Carlos Machado, Canzler.
Joseph Thomas Santana, Sekretair des Dekrets.

Artikel, welche in der Erklärung der gesetzgebenden Sitzung vom 1sten Juli 1811 mit inbegriffen, sanktionirt und zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden sind:

Art. XXV.

Alle Fremden, von welcher Nation sie seyn mögen, werden in der Provinz zu Caracas aufgenommen.

Art. XXVI.

Die Personen und Güter der Fremden genießen der nämlichen Sicherheit, wie die der andern Bewohner, so wie sie jene Souverainetät und Unabhängigkeit des Landes anerkennen, und der katholischen Religion, welche die Einzige des Landes ist, Achtung bezeigen.

Digitized by Google

Art. XXVII.

Die Fremden, welche die Provinz Caracas bewohnen wollen, werden, so wie sie naturalisirt sind und das nöthige Eigenthum haben, alle Rechte der Bürger genießen.

Bemerkungen.

Die unzählige Menge der Hayden in der Provinz Caracas, die Ueberfülle von Quellen, welche sie fruchtbar machen, die Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse des Bodens und ihre Fülle bieten dem betriebsamen Menschen für den Ackerbau die größten Vortheile dar. Die geographische Lage einer großen Strecke der Küsten, welche den Antillen und andern Inseln gegenüber liegen, die große Konsumtion der Staaten von Venezuela, mit denen von Cundimarka oder von Santa Fe konföderirt, eröffnen und erleichtern einen Handel, der der vortheilhafteste auf dem Erdboden ist. Der friedfertige Charakter der Einwohner, ihre Sanftmuth, ihre Achtung für Fremde, dazu noch die Milde des Klima's, die ein ewiger Frühling ist, laden den Fremdling ein, sich in der Provinz Caracas als Landanbauer, Handwerker oder Kaufmann niederzulassen. Die Regierung, die es sich angelegen seyn läßt, Jedermann Schutz zu gewähren, wird allen denen, die Land anbauen wollen, welches geben, und wird alle diejenigen, welche sich den Künsten, der Industrie, der Handlung ergeben, Sicherheit und Erleichterung schaffen. Nur die Unruhstifter und Müssiggänger, welche sich anließen, die Ruhe der fleißigen Menschen zu stören, wird sie aus dem Lande stoßen. Betriebsame und friedliche Bewohner sollen in Venezuela des Schutzes der Regierung und der Achtung des Volkes genießen.

Noch ist zu bemerken, daß, obgleich die Einfuhr der Schwarzen in Venezuela verboten ist, diejenigen Fremden, welche mit ihren Sklaven ein Land anzubauen kommen, oder

irgend ein Gewerke sonst treiben wollen, ungehindert Schwarze mitbringen dürfen.

Michael Joseph Sanz,
Staatssekretarius.

Manifest.

Der Welt gegeben durch die Conföderation von Venezuela im südlichen Amerika.

Die Beweggründe enthaltend, nach welchen sie ihre volle Unabhängigkeit von Spanien und jeder andern fremden Provinz erklärt hat.

Auf Befehl des General-Congresses der vereinigten Staaten aufgesetzt und publicirt:

Nunc quid sit agendum considerate.

Das spanische Amerika, seit mehr als 300 Jahren zum Schicksal verdammt, keine andere Existenz zu haben, als die, dem politischen Uebergewicht Spaniens zum Zuwachs zu dienen, hatte an der Würde jenes Landes auch nicht den geringsten Antheil; nur die Folge der Ereignisse, bey denen Amerika auch nur von Spaniens Leiden seinen Antheil bekommen, hätte es endlich dahin gebracht, das Opfer der Unordnungen, der Verderbniß, und des Ueberwinders zu werden, der Spanien desorganisirte; doch durch das Interesse für ihre eigene Sicherheit sind die Spanier belehrt worden, daß der Augenblick zu handeln nun da sey, und daß es Zeit sey, die Frucht von dreyhundert Jahren des stillen Duldens zu pflücken.

Ist die Entdeckung der neuen Welt eines der wichtigsten Ereignisse, welche das Menschengeschlecht erlebt hat, gewesen, so wird die Regeneration dieser neuen Welt, welche seit jenem Zeitpunkte herabgewürdigt durch Druck und Sklaverey war, es nicht minder seyn. Amerika, sich aus eigner Kraft aus

dem Staub erhebend, seine Ketten abschüttelnd, wird auch über die alte Welt triumphiren, ohne seinen Triumph mit Blut zu beflecken, ohne die alte Welt zur Sklaverey und viehischen Blödsinnigkeit herabzubringen.

Eine der nützlichsten Staatsumwälzungen für die Menschheit wird die von Amerika seyn, wenn es in eigner Verfassung und Regierung seine Arme öffnen wird, um die Einwohner Europa's, welche, durch die Politik mit Füßen getreten, zu ihm hinflüchten, zu empfangen. Dann werden die Einwohner der alten Welt über den Ozean herbeyschiffen, nicht aber, um treulos, wie die Helden des 16ten Jahrhunderts, zu handeln, sondern als unsre Freunde, und nicht als unsre Tyrannen; als Bedürftige, nicht als Gebieter; nicht zerstören, aufbauen werden sie; nicht Tiger werden es seyn, sondern Menschen, welche, von Entsetzen über unser erlittenes Mißgeschick ergriffen, und vom Gedanken an eigenes Elend durchdrungen, ihre Vernunft nicht der Bosheit zu Statten werden kommen lassen, und es nicht dahin bringen werden, daß unsre Jahrbücher noch einmal Jahrbücher des Blutes und des Unglücks werden. Mithin werden durch die Entdeckung von Amerika Schifffahrt, Geographie, Astronomie, Industrie und Handel vervollkommnet werden, und diese Entdeckung, einst für Amerika so unheilbringend, wird nun Ursache seyn, daß eine Menge Triebräder zur Beschleunigung, Befestigung und Vervollkommnung des Glücks beyder Welten in Bewegung gesetzt werden können.

Und dies ist nicht ein schmeichelnder Traum, dies ist eine Huldigung, von der Vernunft der göttlichen Vorsehung dargebracht. In ihren nie auszulöschenden Rathschlüssen steht es geschrieben, daß die eine Hälfte des Menschengeschlechts nicht unter der Tyranney der Andern seufzen soll; nicht minder ist es nicht vorauszusetzen, daß die Auflösung der Welt erfolgen werde, ehe noch ein Theil der Geschöpfe Gottes aller seiner ihm angehörigen Rechte genossen hätte.

Alles ist für diesen Zeitpunkt der Glückseligkeit und der Tröstungen bereitet worden. In Europa sehen wir die Erschütterung und Gährung der Meinungen, die Verachtung der Gesetze und ihren Umsturz, die Entweihung der Verpflichtungen, welche das Band der Völker knüpfen, den Luxus der Höfe, die Unfruchtbarkeit der Gefilde, das Stocken der Industrie, den Triumph des Lasters und die Bedrückung der Tugend. In Amerika sehen wir hingegen die Volksmasse sich vermehren, die Fremden durch ihr Bedürfniß in Abhängigkeit erhalten, die Entwickelung des Ackerbaues auf einem frischen kraftvollen Boden, den Keim der Industrie unter einem wohlthätigen Himmelsstrich, die Elemente der Wissenschaften mit einer privilegirten Organisation, alle Mittel eines reichen blühenden Handels, und die Kraft eines aufblühenden Staats. Man darf also sagen, daß sich Alles vereinigt hat, um in der einen Welt die Fortschritte des Bösen, in der andern die des Guten zu befördern.

Dies war die vortheilhafte Alternative, welche das unterfochte Amerika jenseits des Ozeans dem herrschenden Spanien darbot. Spanien, erliegend unter der Last des Mißgeschicks, und untergraben in moralischer Hinsicht, rief um Hülfe, seine Fesseln zu zerbrechen; Amerika konnte ihm zu Hülfe eilen, unglücklicher Weise hat das Vorurtheil gesiegt. Der Genius des Bösen hat sich der Regierung Spaniens bemächtigt, der Hochmuth die Stelle der kalten Klugheit usurpirt, Verrath und Treulosigkeit sind der Großmuth und Treue untergeschoben worden. Gegen uns sind dieselben Waffen gekehrt worden, welche wir in einer Zeit gebraucht, wo wir, angeregt durch unsere Treue, vermeinten, daß Spanien in sich selbst Mittel hätte, seinen Feinden zu widerstehen, unter dem Banner eines präsumtiven Königs, der außer Stand war, zu regieren, und keine Ansprüche sonst hatte, als das großmuthvolle Mitleid des Volkes, und sein eignes Mißgeschick.

Digitized by Google

Venezuela war das erste Land, welches edlen Beystand leistete, den es als eine nothwendige Huldigung ansah. In seiner Betrübniß war Venezuela zuerst bereit, den Balsam der Freundschaft und Brüderlichkeit auf Spaniens Wunden zu gießen; auch war Venezuela zuerst aufmerksam auf die Unordnungen, welche Spanien mit Zerstörung bedroheten. Es sorgte für seine eigne Sicherheit, allein es zerbrach nicht die Bande, die es an das Mutterland fesselten. Auch durchschaute Venezuela zuerst die Wirkungen von Spaniens ehrsüchtiger Undankbarkeit; auch der Krieg wurde Venezuela zuerst von seinen Brüdern erklärt, und wiederum war es der erste Staat in der neuen Welt, der seine Unabhängigkeit und seine volksthümliche Würde wieder gewann. Um diese von der Nothwendigkeit und von der Gerechtigkeit gebotene Maaßregel zu rechtfertigen, hält es Venezuela für Pflicht, die Gründe seines Betragens der Welt darzulegen. Ehre und Grundsätze dürfen nicht in zweifelhaftem Licht erscheinen, wenn Amerika in Begriff steht, den ihm von der Vorsehung angewiesenen erhabenen Standpunkt zu betreten.

Alle diejenigen, denen unser Entschluß zur Kenntniß gelangt, werden ohne Zweifel von unserm früheren Schicksal unterrichtet seyn. Nur die neuen Begebenheiten konnten unsre Verpflichtungen gegen Spanien aufheben, welche über Billigkeit und Gerechtigkeit hinausgingen. Es wäre überflüssig, vor dem unpartheyischen Europa die Unglücksfälle und Erpressungen aufzustellen, die es oft zu einer Zeit beseufzt hat, wo es uns nicht vergönnt war, sie zu schildern. Es ist eben so unnöthig, über die Ungerechtigkeit unsrer Abhängigkeit und Erniedrigung zu sprechen. Alle Nationen sehen es für einen der politischen Gerechtigkeit zugefügten Schimpf an, daß das entvölkerte, verderbte Spanien, in die Willkühr einer despotischen Regierung verfallen, in seiner Unthätigkeit und Trägheit zum Nachtheil der Industrie und Thätigkeit des übrigen Theils vom festen Lande, die köstlichen, nie zu be-

Digitized by Google

rechnenden Hülfsquellen eines Welttheils usurpirt habe, der auf diese Weise dem Monopol eines Winkels von Europa unterworfen war.

Europa's Interesse verliert nicht bey der Freyheit eines Welttheils, welcher sich selbst für das Wohl der drey andern darbietet. Die einzige Halbinsel im Süden stellt das Interesse ihrer Regierung dem der Nation entgegen, um die alte Hämisphäre gegen die neue Welt aufzuwiegeln, jetzt, wo das Gouvernement entdeckt hat, daß sie sie nicht länger zu unterdrücken vermag. In der Absicht, diesen Plänen, die unserm Ruhme noch nachtheiliger sind, als unserm Glück, entgegen zu arbeiten, sind wir bereit, die Ursachen zu erörtern, welche seit den 15. Julius 1808 uns dem Entschluß vom 19. April 1810 abgedrungen haben, wie auch den vom 5. Juli 1811; Zeitpunkte, von welchen der erste Zeitraum des Ruhmes des wiedergeborenen Venezuela sich herschreiben wird, wenn einst die unpartheyische Feder der Geschichte den Anbeginn der politischen Existenz des südlichen Amerika schildert.

Der größte Theil der Beweggründe, welche auf unsre Entschlüsse und Plane Einfluß ausgeübt haben, ist in unsern Manifesten und in unsern öffentlichen Blättern entwickelt: es geschah denn eben so mit den gerechten und ehrenvollen Mitteln, welche wir angewandt haben, unsre Plane in Ausführung zu bringen. So können wir denn voraussetzen, daß die genaue und richtig gezogene Parallele zwischen unserm Betragen, und dem Spaniens hinreichend seyn wird, um nicht blos unsere Sicherheitsmaaßregeln zu rechtfertigen, nicht blos unsere Unabhängigkeit, sondern auch die Erklärung eines unversöhnlichen Hasses gegen alle, welche, direkt oder indirekt, zu dem so widernatürlichen System, welches nun gegen uns angenommen worden ist, beygetragen haben.

Wären Treue und Redlichkeit der Hebel der Bedrückung gegen die Freyheit gewesen, so wäre uns nichts übrig

gebliehen zu thun; aber es ist das Uebermaaß unsrer Leiden, daß wir aus dem Zustand der Sklaverey uns nicht empor schwingen können, ohne durch die Verläumdung mit dem Namen Undankbare und Rebellen belegt zu werden!

So hören sie uns doch erst an, und richten! Sie, die keinen Theil an unserm Unglück haben, sie, die jetzt keinen an unsern Streitigkeiten nehmen wollen, um die Vorurtheile unsrer Feinde nicht zu vermehren, so wenden sie doch vom feyerlichen Aktus unsrer billigen, nothwendigen und bescheidenen Wagniß nicht die Augen weg!

Venezuela war dem alten Könige von Spanien treu, als Murat den Thron bestieg, mehreren spanischen Granden, welche dem neuen König huldigen wollten, muthig entgegen stehend. Ueberrascht von unsrer Großmuth schickte uns die Central-Junta von Spanien zum Lohn Richter, die in dem neuen System der Bedrückung unsres Landes eingeweiht waren. Doppelzüngigkeit, Kunstgriffe, Unordnung waren die einzigen Triebfedern der Handlungen dieser schwankenden kurzen Administration. Als ihre Mitglieder sich in Gefahr sahen, ihrer Gewalt auf das schleunigste verlustig zu gehen, suchten sie in einem Tage zu erpressen, was ihre Vorfahren erst in Jahren errungen hatten. Parasiten gaben sich zu Stützen ihrer Gewalt her, unser Wahn, unsre Treue sollte dazu helfen, die Welt in Schranken zu halten; kein diesen Planen entgegenstehendes Gesetz that hier Wirkung, alle Maaßregeln, welche diesen neuen Orden politischer Maurerey begünstigen konnten, erlangten gesetzliche Kraft, wenn sie gleich dem Gesetz und der Billigkeit zuwider waren. Der Generalhauptmann Emparas hat gesagt, vor der Audienz gesagt, daß in Caracas kein anderes Gesetz herrsche, als sein Wille! und viele willkührliche und empörende Handlungen waren die Folge dieser Erklärung. In Civil- und Criminal-Sachen wurde der Fiskus auf den Sitz des Oidors (Hörers) gestellt, die von Peter Gonzales der Central-Junta adressir-

ten Depeschen wurden erbrochen und untergeschlagen, ihn selbst verbannte man, so wie den Capitain Rodriguez, den Assessor des Commerz-Büreau, Don Michel Joseph Sanz, und sie wurden nach Cadix und Porto-Ricco eingeschifft. Ohne weiters wurden ehrenwerthe Männer wie Vagabonden aufgegriffen und zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt. Jede Willkühr, jede List wurde gegen uns ins Werk gerichtet. Aktenstücke geben den Beweis einer Menge solcher Gewaltthaten.

Unter solchen Aspekten wurden Spaniens unglückliche Niederlagen uns verhelt. Wegen angeblich erfochtener Siege wurden Kanonen abgefeuert, Glocken geläutet, Tedeum's gesungen, in falschen Danksagungen wurde die Religion prostituirt, als wollte man mit der Dauer unsrer Mißgeschicke die göttliche Vorsehung schmähen! Vorspiegelungen von Verschwörungen und Gefahren wurden uns gemacht, alle, die nicht im Komplott waren, wurden verläumdet. Franzosen sollten auf dem Meere seyn und feindlich nahen, unsre Verbindungen mit benachbarten Colönieen wurden abgebrochen, unserm Handel wurden Fesseln angelegt, auf alle Weise hielt man uns durch Gaukeleyen in einem Zustande dauernder Bekümmerniß, um unsre Aufmerksamkeit von unserm eigentlichsten und wahren Interesse abzulenken.

Wir haben zuerst leise Zweifel empfunden, dann nach und nach das Gewebe durchschaut. Wir sahen, welche gräßliche Zukunft uns bedrohte. Wir sahen Spaniens wahres Geschick. In unsern Wohnungen gefangen, von Spionen umgeben, mit Infamie und Verbannung bedroht, durften wir kaum über unsre Lage klagen; gegen unsre wachsamen, behutsamen Feinde konnten wir nur leise Seufzer erheben. Die Uebereinstimmung in unsere Seufzer in den Stunden der Leiden und des Druckes brachte Einklang in unsre Empfindungen und Meinungen. Während wir aller Gemeinschaft mit unsern Mitbürgern beraubt waren, gab es in Ca-

Digitized by Google

racas nicht ein einziges Individuum, welches nicht überzeugt war, daß die Stunde der Freyheit geschlagen habe, oder daß man sich entschließen müsse, einer neuen gräßlichen Sklaverey unwiederruflich sich zu ergeben.

Die Lage der Dinge enthüllte sich uns klar. Wir sahen im Voraus die Schätze unsrer Goldgruben in den bodenlosen Abgrund der Zerrüttungen Spaniens hinabgerissen; wir wehklagten, indem wir uns vorstellten, wie nun amerikanisches Blut neben dem unsrer Feinde vergossen werden würde, um unsre Fesseln noch fester zu schmieden. Die Wachsamkeit unsrer Tyrannen konnte unsere Blicke nicht hindern in das Innere Spaniens zu dringen, es bot nur Schrecken, Verderbniß, Faktionen, Niederlagen, Unglücksfälle, Verrätherey, zerstreute Heere, ganze Provinzen in des Feindes Hand, zahlreiche Phalangen der Franzosen, und eine schwache, tumultuarische Regierung, von unvereinbaren Elementen gebildet, unsern Blicken dar.

Diesen allgemeinen gleichmäßigen Eindruck bemerkten die Agenten der Tyrannei, die auf gut Glück gesendet waren, um die schlechte Sache ihrer Committenten zu unterstützen auf allen Gesichtern in Venezuela. Jedes Wort wurde mit Proskription bestraft, jede Rede mit Verbannung, und wenn nicht jedes Bestreben, jeder Versuch in Amerika, zu thun, was in Spanien geschehen war, das Blut der Einwohner kostete, so war es doch hinreichend, edle Familien zu Grunde zu richten, Infamie und Trauer über sie zu bringen!

So mußte denn die Rückwirkung beym Volk erfolgen, so mußte der entzündbare Stoff sich bereiten, so daß ein einziger Funken hinreichte, eine verheerende Flamme zu erzeugen. Spanien, arm und in Betrübniß, dessen Schicksal von der Großmuth der Amerikaner abhing, Spanien, nahe daran, aus dem Verzeichniß der Nationen ausgelöscht zu werden, sprach, als wollte es, wie einst im 16 und 17ten Jahrhundert, noch einmal Amerika erobern, und mit schrecklichern

Digitized by Google

Waffen als Kugel und Schwerdt. Jeder Tag bewies es uns aufs Neue, welch ein Loos unsrer harrte, wir hatten die Alternative vor uns: an eine fremde Macht verkauft zu werden, oder auf ewig unter einer grausamen unwiederruflichen Sklaverey zu seufzen. Nichts blieb uns übrig, als den glücklichen Augenblick zum Handeln abzuwarten.

Zwischen die Seufzer und Flüche allgemeinen Unwillens und Schmerzes hindurch gelangte das Gerücht des Einbruchs der Franzosen in Andalusien, der Auflösung der Central-Junta, welche der Abscheu des Volkes bewerkstelligt hatte, und die verunglückte Geburt einer andern Regierung unter dem Namen Regentschaft zu unsrer Kenntniß. Anfangs schien jene neue Regierung liberalern Grundsätzen folgen zu wollen, sie hatte Amerika's Bestrebungen bemerkt, und suchte uns einzuwiegen, uns in unsrer Täuschung durch glänzende Verheißungen und durch unfruchtbare Theorien einer Reform zu bestärken. Nicht länger, so wurde uns verkündigt, sollte unser Geschick der Willkühr von Vicekönigen, Ministern und Statthaltern anheimgegeben seyn; zugleich empfingen die Agenten die strengsten Befehle, über uns zu wachen, uns unsre Meinungen abzulauschen; wir sollten nicht denken.

Zu jeder andern Zeit hätte dies Verfahren Erfolg haben können, aber schon hatte die Junta von Sevilla und die Central-Junta zu viel gethan, die Binde war von unsern Augen gefallen. Neue Mittel, uns durch Redensarten, Floskeln und Hyperbeln zu unterjochen, halfen nur dazu, uns wachsamer, unsre Meinungen übereinstimmender, unsre Entschließungen fester zu machen, wir wollten untergehen, oder nicht länger Opfer der Kabale und der Treulosigkeit seyn. Der heilige Tag, an welchem die Welt das Mysterium der göttlichen Erlösung feyert, der Charfreytag, war von der Vorsehung erlesen, um die politische Erlösung Amerika's zu beginnen. Am 19. April wurde in

Digitized by Google

Venezuela der Coloß des Despotismus hinabgestürzt und die Herrschaft der Gesetze proklamirt; glücklich, mäßig, ruhig war das Volk beym Verjagen seiner Tyrannen, sie selbst haben unsre Großmuth anerkannt, und die Bewunderung und das Wohlwollen der übrigen Nationen haben wir dadurch errungen.

Venezuela, seinen Verheißungen getreu, setzte den Namen Ferdinand des VII. an die Spitze seiner neuen Regierungsform, es hatte sich begnügt, seine Bedrücker von sich zu entfernen. Venezuela schwor, Ferdinands Rechte aufrecht zu halten, verhieß, die Einheit und Integrität der spanischen Nation anzuerkennen, es öffnete seinen europäischen Brüdern die Arme und bot ihnen eine Zuflucht im Unglück an. Nicht minder als Spanien dessen Feinde hassend, suchte es Englands großmüthige Freundschaft nach, und war bereit, an dem Heil oder an dem Unglück der Nation mit Antheil zu nehmen, von welcher es auf ewig getrennt seyn konnte und mußte!

Das war aber nicht Spaniens Zweck. Es erklärte uns in der Theorie für selbstständig und frey, und in der Praxis setzte es uns die Schranken einer geringen und unbedeutenden Repräsentation: es glaubte, wir müßten alles hinnehmen, was unsre Gebieter uns bewilligten. Nach einer so liberalen Berechnung projektirte die Regentschaft uns im Wahn zu erhalten, uns mit Worten zu bezahlen, mit Versprechungen und Inschriften, unsre lange Dienstbarkeit, unsre Schätze, unser Blut, in Spanien vergossen, sollten diesen Lohn erhalten! Wenig hatten wir von den Agenten und der Politik Ferdinands zu erwarten, wir wußten, daß wir, wenn wir nicht von Statthaltern und Vicekönigen abhängen sollten, noch minder einem gefangenen Könitz ohne Recht und Gewalt unterthan seyn könnten, einem nichtigen, unrechtmäßigen Gouvernement, einer Nation, die selbst fast durchgängig unter fremder Botmäßigkeit stand. Da wir

indeß unsre Freyheit durch Großmuth, Mäßigung und Bürgertugend erringen wollten, erkannten wir die eingebildeten Rechte von Marie Louisens Sohn an; wir trugen Achtung für das Unglück der Spanier, und durch eine offizielle Note, derselben Regentschaft zugesendet, die wir uns weigerten anzuerkennen, boten wir an, uns nicht von Spanien loszureißen, so lange Spanien eine gesetzliche Regierung aufrecht zu erhalten vermöchte, die der Wille der Nation eingesetzt habe, und an welcher Amerika einen Antheil hätte, den Billigkeit, Nothwendigkeit und die politische Wichtigkeit seines Gebiets ihm zusichern müßten.

Hätten uns nicht die Qualen von drey Jahrhunderten erlittener Schmach und Sklaverey zu einer Staatsumwälzung berechtigt, so hätte es in diesen Zeiten Spaniens Aufführung gethan. Es maaßte sich über uns die Herrschaft an, und erklärte uns für einen integrenten Theil der Nation, indeß es den Versuch machte, uns in eine Eroberung mit zu verwickeln. Wären spanische Statthalter von spanischen Feinden bestochen gewesen, sie hätten nicht mehr gegen das Glück der Nation wirken können, welches von der innigen Vereinigung und Freundschaft derselben mit Amerika abhing! Wenn sie uns den Schein einer Repräsentation nicht versagen durften, so unterwarfen sie diese dem despotischen Einfluß ihrer Agenten über die Municipalitäten, denen die Wahl anheimgestellt war. Während sie in Spanien selbst den Provinzen, die schon den Franzosen unterworfen waren, auf 50,000 Einwohner einen freywillig erwählten Repräsentanten zugestanden, so hatte in Amerika kaum eine ganze Million Einwohner das Recht, einen Repräsentanten zu haben, und diesen hatten noch Vicekönige, oder der General-Hauptmann auf Empfehlung der Municipalität gewählt.

Wir ließen es uns angelegen seyn, Spanien und der Welt zu beweisen, daß unsre Entschlüsse aus der Nothwendigkeit hervorgingen, daß unser Wille gerecht und edel war, und

Digitized by Google

daß unsre Wohlthaten sich nicht auf unfruchtbare Redensarten beschränkten. Die unpartheyische Welt wird erfahren, daß Venezuela während des 19. April 1810 bis zum 6. Juli 1811 in einer peinlichen grausamen Alternative von Undank, Schimpf und Feindseligkeiten von Spaniens Seite, und von Edelmuth, Mäßigung und Geduld von der unsrigen zubrachte. Dieser Zeitpunkt ist der interessanteste unsrer Revolution, seine Vorgänge bieten einen unsrer Sache so vortheilhaften Kontrast dar, daß die Welt uns zu Gunsten ihr Urtheil abfassen wird.

Jeder Tag führte einen neuen Grund zur Umwälzung herbey, jedes Schiff brachte uns neue Tyrannen. Den Offizieren und andern Europäern wurde die Freyheit verweigert, nach Spanien zurückzukehren, wenn sie schon erklärten, sie wollten gegen die Franzosen fechten. Die öffentlichen Unterrichtsanstalten wurden geschlossen, Amerika sollte in eine noch tiefere Unwissenheit herab sinken, als es schon während drey Jahrhunderten Sklaverey gethan hatte. Auch wurde beschlossen, Amerika's Rechten kein Gehör mehr zu geben, und daß Spanien nichts mehr thun würde, als von Amerika Gold, Menschen, Lebensmittel, Kolonial-Produkte, Unterwürfigkeit und Gehorsam empfangen. Bald waren die öffentlichen Blätter angefüllt mit Triumphen, Siegen, Geschenken und Danksagungen, welche der Despotismus Völkern entriß, denen unser Entschluß unbekannt geblieben war. Eine politische Inquisition mit all ihren Scheußlichkeiten wurde gegen diejenigen eingesetzt, welche öffentliche fremde Zeitschriften und selbst diejenigen spanischen Blätter lasen, die nicht aus der Fabrik der Regentschaft waren. Zu den Aemtern über Meer wurden nur solche Menschen eingesetzt, welche zu unsrer Täuschung sich erkaufen ließen, und sogar unsre Briefe, empfangene und abgeschickte, wurden geöffnet!

Venezuela dachte dazumal an nichts minder, als daran, Reprälalien zu üben. Es ging in Allen mit einer Milde, Güte und Offenheit zu Werke, die bald sehr traurige Folgen

für uns hatten! Großmüthig öffneten wir unsre Schatzkasten, um unsern Tyrannen, wenn sie von uns gingen, alle mögliche Bequemlichkeiten zu verschaffen, und in öffentlichen Aufrufen luden wir noch die Völker ein, Spanien in Bedrängnissen beyzustehen, die es nicht mehr verbergen konnte.

Nach einem höllischen System Machiavellischer Politik war Alles unter sich einverstanden zu unserm Sturz. Portoriko wurde die Raubhöhle aller Agenten der Regenze, der Equipirungs-Platz für alle Expeditionen, das Hauptquartier aller unsrer Gegner, die Fabrik aller Betrüger, Verläumdungen, Triumphe und Drohungen der Regentschaft, der Zufluchtsort aller Schlechtgesinnten, das Rendezvous einer neuen Vereinigung von Flibustiaren, und man hoffte, alle Trauerspiele des 16ten Jahrhunderts bey Amerika's erster Einnahme sollten im 19ten bey seiner Wiedereinnahme wieder aufgeführt werden. Die Amerikaner von Portoriko, bedroht mit Bayonetten und Kanonen, Eisen und Galgen, wurden gezwungen, die Waffen gegen uns zu führen.

Inzwischen hörte Venezuela nicht auf, der Tyranney, der Schmach, dem Blutvergießen, den schimpflichsten und frechsten Erpressungen Ruhe und Milde entgegen zu stellen; die erhabene Akte ihrer Nationalrepräsentation wurde in Ferdinands VII. Namen proklamirt, und alle Akten unsrer Administration wurden nun mit dem Namen seiner eingebildeten Autorität gestempelt, wiewohl sie nichts sonst, als der Zustimmung des Volks bedurften. Eine gräßliche blutige Verschwörung von Europäern gegen uns wurde nur nach spanischen Gesetzen gestraft; ja, man überschritt diese Gesetze, um den Strafbaren ihr Leben zu erhalten, damit unsre denkwürdige Revolution unbefleckt von Blut auf die Erinnerung unsrer Nachkommen überginge.

Der Geist Carl des Vten, das Angedenken von Cortez, Pizarro, die Manen Montezuma's und Atahualpa's sind uns wieder erschienen, als wir die Adelantados, die Pesquisidores,

Digitized by Google

und die Encomendores wieder sahen *), in einem Lande, welches nach 300 Jahren der Unterwürfigkeit und Aufopferungen Treue verheißen hatte, und nur frey seyn wollte, damit sein Zustand der Sklaverey nicht dem Verdienst seiner Treue seinen Glanz nähme.

Viel neue Kunstgriffe wurden geschmiedet, damit List und Zweyzüngigkeit den blutdürstigen Heeren der Chefs von Coro, von Maracaybo und von Portoriko den Weg bahnen konnten. Die Cortes überzeugten sich endlich, daß Ferdinands Betragen, seine Verbindungen mit Napoleon, und dieses letztern Einfluß auf seine Familie, schon die Eindrücke zu schwächen begannen, welche Täuschungen in den Gemüthern der Amerikaner hervorgebracht hatten. Sie nahmen Vorsichtsmaaßregeln, mit deren Hülfe sie hofften, die Fortschritte der schon entzündeten Flamme zu löschen, und sie in die Gränzen zurückzudrängen, welche sie, ihren großen komplizirten und geheimen Planen gemäß für nothwendig hielten. Deshalb erschien am 9. Januar 1811 das beredte Manifest der Cortes gegen die Amerikaner, in einem Styl geschrieben, der einer bessern Sache würdig war. Wir sahen doch durch die brillante Diktion die Seichtigkeit der Gründe hervorschauen, die Cortes, fürchtend, daß wir im Voraus gegen die Richtigkeit der uns dargelegten Gründe protestiren möchten, fingen von dem, was schon bekannt war, zu berechnen an, daß sie nicht wagen müßten, was noch verborgen war. Ferdinands Unglücksfälle nach den Ereignissen zu Bayonne waren der Vorwand, unter welchem seine Pseudo-Repräsentanten Schätze und Unterwürfigkeit von Amerika erlangt hatten; und Ferdinand, verführt, gemißbraucht und prostituirt durch die Plane Napoleons, ist jetzt die letzte Hülfsquelle, zu welcher sie Zuflucht nehmen, um die empor-

*) Funktionen, die den ersten in Amerika eingesetzten Regierungen der Spanier eigen waren.

Digitized by Google

lodernden Flammen der Freyheit, die Venezuela auf dem südlichen festen Lande entzündet, wieder zu löschen.

Folgendes kann als der genaue Commentar der Handlungen der Cortes angesehen werden. — „Amerika ist bedroht, das Opfer einer fremden Macht zu werden, oder in Sklaverey, von uns abhängig zu bleiben: seine Rechte wieder zu erlangen, und sich von jeder Abhängigkeit zu befreyen, hat es erwogen, daß es nothwendig sey, die Bande, die es an Spanien knüpfen, aufzulösen, jedoch ohne Gewalt. Ferdinand war das Signal der Vereinigung der neuen Welt. Man beargwohnt Ferdinand des Einverständnisses mit Napoleon; lassen wir uns dahin bringen, ihn blindlings anzuerkennen, so liefern wir den Amerikanern einen Vorwand, zu glauben, daß wir stets seine Repräsentanten sind; laßt uns öffentlich diesen Titel von uns ablehnen, laßt uns erklären, daß wir Ferdinand nur unter gewissen Bedingungen anerkennen; diese werden nie Wirksamkeit haben, und während er unser König weder dem Rechte nach, noch in der That seyn wird, werden wir im Stande seyn, über Amerika zu herrschen; dann wird dies von uns so heiß begehrte Land, das so schwer in Sklaverey zu halten ist, so leicht nicht unsern Händen entgehen *)!“

*) Mercure de Venezuela, fevrier 1811.

(Der Beschluß folgt.)

I.

Rückblicke
auf die neueste politische Literatur.

Die beleuchtete Sarsena, oder freymüthige Bemerkungen über die erschienene Schrift: Sarsena.

Ist blos eine Sammlung von Auszügen aus Streitschriften über Freymaurerey und hat in sofern wenigen Werth. Höchst interessant ist aber die am Ende beygefügte Lebensbeschreibung Feßlers, der jetzt in der Herrnhuter Kolonie in Sarepta in Rußland in sehr dürftigen Umständen sich aufhält, und ihm sein Gehalt von 500 Reichsthaler in Rußland entzogen worden ist.

Das Heer von Inner-Oestreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809.

Dies in Oesterreich confiscirte interessante Buch scheint aus authentischen Quellen geflossen zu seyn. Es enthält ausführlich den ganzen Operationsplan zu dem Feldzug 1809, die Widersprüche, welche in dem Generalstabe zwischen der leitenden Köpfe, Steinmetz, Mayer und Wimpffel statt fanden, wodurch der ganze Feldzug verfehlt wurde, die Zwistigkeiten zwischen den beyden Erzherzogen Carl und Johann, die Ursachen des Ausbleibens der Armee des Erzherzogs Johann in den Tagen bey Wagram, und die wichtigsten Aufschlüsse über den Tyroler Volksbrief, worin Hormayr die wichtigste Rolle spielt.

Beyträge zur Kenntniß Rußlands ꝛc.

Diese Beyträge sollen fortgesetzt werden und sind rein statistisch. Wahrscheinlich sind sie vielen schon bekannt und ich erspare mir daher eine weitere Kritik. Gewiß ist hier manches dem Ausländer Neue vorgetragen, besonders erhält er einen günstigern Begriff von dem Zustande des russischen Bauers.

Digitized by Google

Geheime Vorschriften der Väter der Gesellschaft Jesu.

Die bekannten Monita secreta sind hier übersetzt.

Es scheint eine unnütze Mühe. Rom herrscht nicht mehr über die Geister, also werden seine Trabanten leeres Stroh dreschen. Verdienstlicher wäre es, die geheimen Intrignen derer aufzudecken, welche das Reich der Vernunft und des Rechts auf den Thron und die Fürsten davon herunter setzen wollen.

Beyträge zur Kunde Preußen. 1s und 2s Heft.

Die im ersten Heft enthaltene Biographie des berühmten Dombardt, vom Oberforstmeister Jester, dem ehemaligen Secretair des Verewigten, ist so anziehend, so lehrreich und für jeden Preußen so herzerhebend, daß sie jeder mit Vergnügen lesen wird.

Es wird darin Dombardt's kluges patriotisches Benehmen während der russischen Besitznahme im siebenjährigen Kriege geschildert, wo er unter den Augen des Feindes den König mit Geld und Proviant unterstützte. Es sind alle Streitigkeiten mit dem großen König erzählt, wobey dieser, wie der Geschilderte, als Menschen, aber doch groß und originell erscheinen. Der König beleidigte oft seinen Oberpräsidenten sehr hart, wirft zuletzt einen von ihm vorgelegten Meliorationsplan ins Feuer, macht aber am Ende wieder alles gut.

Vielleicht wird die Geschichte einst aus der französischen Uebergiebungs-Periode Lehrliches erzählen, als Dombardt im siebenjährigen Kriege ausübte, wenigstens ist Schreibern dieses bekannt, daß das kleine Corps des Grafen Gotzen in Slaz 1807 durch die Klugheit und den Patriotismus eines G. G. Hrn. v. Massow und Praes. Kieckhöfer erhalten wurde, die sich in derselben Lage wie Dombardt befanden.

Darstellung der National-Oeconomie oder der Staatswirthschaft, enthaltend eine einfache Entwickelung, wie die Reichthümer des Privatmanns, der Völker und Regierungen erzeugt, vertheilt und consumirt werden, von Johann Baptist Say, übersetzt von C. E. Morstadt. 1ster Band. Heidelberg bey August Oswalds.

Endlich, aber immer noch zur rechten Zeit erscheint der erste Band dieses wichtigen Werks in der deutschen Uebersetzung, welches wir allen Staatswirthen, besonders die es werden wollen, angelegentlichst empfehlen, da es mit einer sehr großen Klarheit alle so vielfach in der Staatswirthschaftslehre bisher statt gefundene Irrthümer aufdeckt, berichtigt und einen Schritt weiter in der Wissenschaft thut. In der Einleitung sind alle früheren Systeme abgehandelt und die Mängel eines jeden gezeigt. Im Buche selbst zeigt der Verf. abweichend von den Physiocraten und von Adam Smidt, daß der Nationalreichthum weder allein in rohen Erzeugnissen, noch in Arbeitsresultaten nach Smidt, noch im baaren

Digitized by Google

Gelde, sondern in der Anhäufung von Sachen und Gegenständen bestände, die einen Werth hätten, dessen Maaß den Gebrauch und die Brauchbarkeit bestimmt und welche drey Quellen hätten, die Naturkräfte, die Industrie und die Capitale. Es wird den geistigen Produkten hier sowohl als denen der Hände ein Werth beygelegt und gezeigt, daß sowohl die Lehre der Physiocraten irrig sey, welche annahmen, daß der Mensch dem rohen Erzeugniß durch Ausbildung keinen höhern Werth beylege, indem er denselben bey der Fabrication bereits wieder verzehrt hätte; als die Behauptung Adam Smidts, daß die Produktion vorzüglich von der vermehrten Theilung der Arbeit abhinge. Er zeigt dagegen, daß die Theilung der Arbeit zwar die Produkte vermehre, aber auch die Talente eines jeden Menschen verschlechtere.

Die Einführung der Rechtsverfassung von Deyn.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung. Der Verfasser behauptet nichts weniger, als daß die Monarchen von Rußland, Oestreich und Preußen aus einer von ihm 1814 herausgegebenen Druckschrift unter dem Titel: „Die nothwendigen Erfordernisse zu einer schnellen und dauerhaften Friedensstiftung," die Grundlagen zum ersten Pariser Frieden und zur heiligen Allianz entnommen. Er habe diese Schrift allen dreyen Monarchen in einer Prachtausgabe zugesandt, jedoch keine Antwort erhalten, weshalb er vermuthe, daß sie solche nicht gelesen. Dennoch entsprächen die Grundsätze dieser beyden Tractaten den in jenem Buche vorgetragenen Ideen. Diese Ideen begründen sich nun vorzüglich auf den Grundsatz, daß in allen äußeren und innern Staatsverhältnissen das Rechtsprinzip vorwalten müsse. Der Zweck dieser Schrift geht nun dahin, die drey großen Monarchen zu bestimmen, dem Verfasser den Auftrag zu ertheilen, für ihre Staaten eine Rechtsverfassung auszuarbeiten; sie sollen ihn daher in ihren Dienst nehmen ꝛc.

Da dies Buch in Jena gedruckt ist, wo jetzt so mancherley erscheint, so befremdet uns dies Werk nicht, doch scheint uns der Verfasser für Eulenburg reif, wohin er deshalb gehört, da er in Jena aus seinem Hirnkasten für Rußland, Oestreich und Preussen eine Verfassung entwerfen will, ohne von den dortigen Eigenthümlichkeiten unterrichtet zu seyn.

Archiv für den thierischen Magnetismus.
2ter Band 2tes Stück.

Es enthält, wie die früheren Hefte, Thatsachen und Raisonnements über Magnetismus und Somnambulismus.

Pfaf, über den thierischen Magnetismus.

Sollte eigentlich heißen: gegen den Somnambulismus.

Der Verfasser, ein bejahrter Praktiker, der, wie er behauptet, schon in den 80er Jahren, wo die Lehre vom Magnetismus entstand, seine Erscheinungen beobachtet hat, erklärt sich hier ganz

Digitized by Google

gegen die Uebertreibungen deſſelben, gegen die dabey obwaltenden Betrügereyen, Aberglauben, Täuſchung und Myſticismus. Er greift vorzüglich die in dem Archiv ꝛc. erzählten Geſchichtserzählungen der Wundercur an, die Doctor Nick in Stuttgardt an der Krämmerin geübt haben will, und hält ſie für eine Betrügerey, beſonders bezweifelt er die eingetroffene Prophezeihung des Todes des Königs von Würtemberg. Beſonders lächerlich wird S. 102 eine Cur gemacht, die ein liefländiſcher Landprediger geübt haben will, wobey die Somnambule neue anatomiſche Entdeckungen gemacht, und durch die Naſe ihres Magnetiſeurs gerochen hat.

Ueber den thieriſchen Magnetismus ſelbſt aber äußert der Verfaſſer:

Es würde vermeſſen von ihm ſeyn, wenn er durchaus alle Beobachtungen über die beſondere Wirkſamkeit des Magnetismus durch die beſtimmte Art der Berührung und Beſtreichung eines Menſchen durch einen andern als verdächtig erklären wollen. Die Maſſe der Thatſachen, welche dafür zu ſprechen ſchienen, wäre zu groß, der Beobachter wären zu viele und darunter zu achtungswerthe Männer, endlich viele der beobachteten Fälle zu einfach, um Täuſchung veranlaſſen zu können. Völlig beglaubigt ſey aber nur dadurch, daß durch beſtimmte Berührung in beſtimmten Richtungen von beſonders kraftvollen Menſchen aus, in andere Menſchen von beſtimmter Empfänglichkeit, die durch krankhafte Nervenzuſtände gegeben iſt, Phänomen der Vertheilung, Entziehung und Mittheilung jener Kraft veranlaßt würde, welche in den Nerven thätig ſey.

Denkwürdigkeiten für die Kriegskunſt.
16 Heft. Berlin.

Ein neues hier erſchienenes militairiſches Journal.

Dies Heft enthält ein vom General Lauriſton verloren gegangenes militairiſches Tagebuch, über den erſten Theil des Feldzugs 1813, welches ſtückweiſe auf dem Schlachtfelde an der Katzbach gefunden wurde, wovon leider die Hauptſache, die Thatſachen von der Schlacht bey Lützen, fehlen.

Die folgende ſkizzirte Beſchreibung der ſächſiſch böhmiſchen Gränze iſt für den Geographen und Strategen ſehr wichtig, in einem Journal aber ein zu trockener Beytrag.

Der dritte und vierte Aufſatz ſind Beyträge aus der alten und älteren Kriegsgeſchichte über die franzöſiſche Armee während des Kriegsminiſterii des General Bernadotte und über den Feldzug des General Schulenburg in den Jahren 1703—1706.

Predigten des alten Herrn Magiſters Matheſius.

Sind darum intereſſant, da ſie eine pragmatiſche Lebensbeſchreibung des Doctor Luther von einem Zeitgenoſſen enthalten.

Digitized by Google

Historische Diplomatik von Demjar.

Der Verfasser hat darin über das Steigen und Fallen der preußischen Monarchen an Land und Leuten Rechenschaft gegeben.

Durch Friedrich II. stiegen beyde
an Flächeninhalt um 1329 □ Meilen, an Menschen um 2,043,140.

Durch Friedrich Wilhelm II.
an Flächeninhalt um 1934 □ Meilen, an Menschen um 2,768,430.

Durch Friedrich Wilhelm III.
an Flächeninhalt um 562 □ Meilen, an Menschen um 1,570,000.

Durch den Tilsiter Frieden verlor Preußen
an Flächeninhalt 2657 □ Meilen, an Menschen 5,736,480, incl. Hannover.

Durch die Wiener Congreß-Acte gewann Preußen alles Verlorene und noch mehr wieder, so daß jetzt der Flächeninhalt 4897 □ Meilen beträgt und die Bevölkerung 10,054,972 Seelen.

Magazin der Biographien denkwürdiger Personen. 6tes, 7tes, 8tes Heft.

Das 6te Heft enthält die sehr anziehende und richtige Biographie Carl Wilhelm Ferdinand's, Herzog von Braunschweig und Lüneburg.

Seine Jugendjahre, seine zweckmäßige Erziehung durch den Abt Jerusalem, sein erster Feldzug und bewiesenes Feldherrn-Talent in der Schlacht bey Hastenbeck, seine standhafte Weigerung, mit der Braunschweigschen Armee nach der Convention vom Kloster Seeven sich den Franzosen anzuschließen, wie der regierende Herzog es wollte, Friedrichs Urtheil über ihn, unter Ludwig den 15ten würde er ein deutscher Turenne geworden seyn. Seine weise Staatsverwaltung, der rasche holländische Feldzug 1787, der verfehlte französische Feldzug 1792, und seine Fehler endlich, die Schlacht bey Auerstädt, sind gehörig gewürdigt. Merkwürdig ist folgende Stelle S. 475:

„Eine Schlacht, welche man eigentlich für das kommende Frühjahr sich vorbehalten hatte, war jetzt nothwendig. In dem preußischen Feldlager wurde jetzt Kriegesrath gehalten, und drey Pläne zu der Operation wurden entworfen. Daß diese Pläne dem französischen Kaiser verrathen wurden, liegt in der italienisch-französischen Intrigue, und man bezüchtigt eine Französin, welche die Armee begleitet hatte, und welche nachher von dem Schauplatz schnell verschwunden ist, der geheimen Mittheilung dieser Pläne. Nur durch eine sehr genaue Vertraulichkeit konnte sie Verrätherin werden. Napoleon soll, als er die Pläne sah, gesagt haben: „wenn der Plan des Königs von Preußen durchgeht, dann sind wir verloren *); wenn der Plan des alten Möllendorf durch-

*) Er nannte schon das Davoustsche und Bernadottsche Corps, die auf Naumburg sich warfen, les enfans perdus.

geht, dann haben wir einen schweren Stand; geht aber der Plan des Herzogs von Braunschweig durch, so glaube ich die preußische Armee in der Tasche zu haben."

Im 3ten Hefte ist nur die Biographie des Professor Beireis anziehend, der zu seiner Zeit nicht nur Deutschland, sondern man möchte wohl sagen ganz Europa von seinem Ruf erschollen machte. Er stand in dem Rufe eines Herenmeisters, Tausendkünstlers und Goldmachers; er war ohne allen Fond zu großem Reichthum gelangt und Fürsten drängten sich nach seiner Bekanntschaft. Er spielte den Allwisser und war auch wirklich in der Physik und Chemie zu Hause. Alle diese Merkwürdigkeiten werden in dieser Biographie genügend erklärt und gezeigt, daß er zwar nicht Gold, aber kostbare Farben zu machen verstanden, die das Gold im Werth aufhoben. Besonders merkwürdig ist die große Mäßigkeit, welche er in seinem Leben, welches 80 Jahr dauerte, geübt hat. Er aß selten Fleisch, sondern lebte nur von Obst, leicht verdaulicher Gemüse, feinem Backwerk und Wein. Kartoffeln aß er niemals und hielt sie für giftig, und als er einst, ohne es zu wissen, in einer Gesellschaft von einer Kartoffelpastete gegessen hatte, nahm er sogleich ein Brechmittel, um sich ihrer wieder zu entledigen. Er hatte so ganz die Kunst der Farbenmischung in seiner Gewalt, daß er sich einst mit einem blauen Rock an die Tafel des Herzogs setzte und mit einem rothen wieder aufstand.

Geschichte Estlands, von Willigorod.

Sie erstreckt sich auf die ältesten Zeiten bis auf die russische Oberherrschaft, welcher sie große Lobreden von S. 157 an hält, sich aber nur sehr kurz darüber, und in allgemeinen Ausdrücken äußert, ohne speciell anzugeben, was die russische Regierung zur Beförderung der Cultur des Landes gethan hat.

Systematische Darstellung zu einer neuen Kriegslehre für Infanterie, Cavallerie und Artillerie, von W. L. Leißnig.

Diese kleine Schrift ist aus der Erfahrung der letzten Kriege größtentheils geschöpft und daher für Offiziere sehr brauchbar, auch geht der Verfasser von sehr richtigen Ideen aus, und will alles dem Zeitgeist anpassen. Manche seiner Behauptungen dürften aber nicht allgemeinen Beyfall finden, als z. B. wenn er nur den Sieg von einer stehenden Armee erwartet, welche nur für die Offensive geschaffen, die Landwehr aber nur für die Defensive im Innern des Landes brauchbar sey. Bey der Verpflegung wird das Requisitionssystem im weitesten Umfange dem Magazinsystem vorgezogen, selbst im Frieden soll der Soldat mit dem Bürger an seinem Tisch essen. Bey der Bewaffnung wird das Bajonett verworfen und der Pieke der Vorzug eingeräumt; außerdem soll der Infanterist einen langen krummen Säbel zu seiner Vertheidigung haben. Bey der Artillerie wird die Fußartillerie allen übrigen Arten und die 12pfündige Batterie den leichteren vorgesetzt. Bey

der Cavallerie wird der Lanze der Vorzug vor allen andern Waffen eingeräumt. Die vorgeschlagene Kleidung ist der jetzt üblichen ziemlich gleich, die Tzacots sollen aber hinten Regendeckel haben, die Cavallerie Helme.

Journale.

Minerva. November-Heft. 1817.

Dieses Heft ist blos interessant wegen des Beweises der für die Aechtheit des Manuscrit de H. Hèlena geführt wird. Dieser Beweis soll in einer Note liegen, welche der General Dumas im 4ten Bande seiner Précis des evènemens militaires gemacht hat, worin er sich wegen der Schlacht von Marengo auf jenes Manuscript bezieht. So wenig wie dies als ein Beweis gelten möchte, so ist doch das höchst interessant, was der General Dumas bey dieser Gelegenheit dem General Kellermann über den unerwarteten Gewinn von der Schlacht von Marengo sagen läßt. Es ist folgendes:

„Die Schlacht beginnt, Desair drängt die feindliche Tirailleur-Linie bis auf ihr Hauptcorps zurück; allein bey dem Anblick der furchtbaren Colonne von 6000 ungarischen Grenadieren halten unsere Truppen inne. Ich zog auf einer Höhe mit ihnen, rechts der Straße, in Schlachtordnung auf, etwas von den Weinpflanzungen versteckt, Alles beobachtend. In diesem Augenblick fiel ohne Zweifel Desair. Denn nach einem erschrecklichen Feuer sah ich unsere Linie wanken; sie zieht sich zurück, sie flieht; die Oesterreicher verfolgen sie laufend, sie befinden sich in der Unordnung und der Sicherheit des Sieges; ich werde es gewahr, bin mitten unter ihnen, sie strecken das Gewehr. Alles dies geschieht geschwinder, als ich Zeit brauche, diese Zeilen niederzuschreiben."

Diese so deutliche, so lebhafte Erzählung ist so feurig wie die Handlung selbst. Mit solchen Materialien sollte man die Geschichte seiner Zeit schreiben. Wir wollen unsern Lesern nicht einige Bemerkungen des Generals entziehen, die uns aufbewahrt zu werden würdig schienen.

„Diese Colonne Infanterie," sagt er, „wurde auf ihrem linken Flügel von einer zwölfhundert Pferde starken Linie flankirt, und sie blieben, als wären sie mit Stumpfsinn geschlagen, unbeweglich und untheilnehmender Zeuge eines Unheils, dem sie auf der Stelle abhelfen konnten. Ich sah es, und, die Hälfte meiner Colonne anhaltend, setzte ich sie wieder in Schlachtordnung, bevor sie mitten unter den Feinden war, und führte sie gegen diese Cavallerie, die durch dieses Manöver in Zaume gehalten ward. So haben blos zweyhundert Mann sechstausend Grenadiere das Gewehr zu strecken vermocht."

„. . . . Noch jetzt kann ich einen so außerordentlichen Erfolg nicht begreifen; wahr aber ist es, daß ich das allein und wie durch Inspiration gethan habe, und daß in dem Augenblicke selbst, als ich mich mitten unter den Feind warf, ich nichts als die Gefahr meiner Kameraden, die Nothwendigkeit, sie zu retten, und die

Digitized by Google

Leichtigkeit sah, einen in Unordnung befindlichen, von einem Feuer entblößten Feind zu besiegen, der sich selbst in die Unmöglichkeit versetzt hat, Widerstand zu leisten. Auch hat mir dieser Erfolg nicht zwanzig Mann an Todten und Verwundeten gekostet."

Annalen. 96 Heft. 1817.

Schilderung des Feldzugs im Spätjahr 1813 in Deutschland, vom russischen General Jomini.

(Fortsetzung.)

Als die alliirte Armee im Centro bey dem Vorwerk Auenheim durch die französische Cavallerie, durch Infanteriecolonnen unterstützt, durchbrochen zu werden Gefahr lief, eilte der Kaiser Alexander mit dem Regiment Garde-Kosaken herbey, und ließ durch sie die französische Kavallerie angreifen. Der Angriff glückte durch die Tapferkeit dieser Schaar, welche bey dieser Gelegenheit 26 Kanonen eroberte und das Schicksal dieses Tages entschied.

Eine zweyte Crise der Schlacht ergab sich Nachmittags um 5 Uhr, wo die Franzosen das Dorf Gossa erobert und die Russen daraus vertrieben hatten, sie wurden aber durch Pirchs preußische Brigade wieder daraus verjagt.

Ueber die Aufgebung des Dorfes Lindenau des österreichischen General Gyulay sagt der Verf. folgendes: „Die schnelle Wiedereinnahme des Dorfes Lindenau durch die Franzosen hat die Vermuthung erzeugt, daß Gyulay Befehl gehabt haben würde, keine Hartnäckigkeit in dessen Vertheidigung zu setzen, hauptsächlich aber die Brücken nicht abzubrechen. Wir wissen nicht, in wie fern diese Vermuthung gegründet seyn mag, beachten aber, daß die Klugheit gerathen habe, die französische Armee nicht zur einzigen Wahl zwischen Sieg oder Tod zu zwingen."

Der Verf. behauptet, daß am 16ten von der alliirten Haupt-Armee nur 75000 Mann, von den Franzosen aber 90000 Mann im Treffen sich befunden hätten, und macht Napoleon den Vorwurf, daß er, statt der wirkungslosen Anstrengung im Centro und in der linken Flanque der Alliirten, ihre rechte lieber hätte angreifen sollen, die keinen Widerstand hätte leisten können.

S. 280 heißt es: Diese Kämpfe, die der Tapferkeit der französischen Armee so viel Ehre bringen, gereichen nicht eben so zu derjenigen der Geschicklichkeit ihres Anführers. In der That, nichts rechtfertigt ihn, nicht die Nacht vom 16ten auf den 17ten, oder wenigstens vom 17ten auf den 18ten angewendet zu haben, seinen Rückzug zu bewerkstelligen. Welchen Erfolg durfte er sich von seiner Vertheidigung vom 18ten versprechen? Vermochte er am 16ten den Sieg nicht festzuhalten, wie konnte er hoffen, jetzt, wo seine Gegner ihre Massen nun über 100,000 Mann frischer Truppen vergrößert sahen, ihn unter seine Adler zurückzuführen? Wollte er indessen noch einmal das Schicksal der Waffen versuchen, so mußte er wenigstens am 17ten selbst angreifen, um die letzten Glückswechsel zu benutzen, die ihm die Entfernung der Verstärkungen, die die Alliirten erwarteten, noch bot. Statt des-

Digitized by Google

sen verblieb er in einer unverzeihlichen Unthätigkeit, die den Generalen der Alliirten vergönnte, ruhig ihre letzten Verfügungen gegen ihn zu treffen. Letztere verdienen dagegen das vollste Lob, sich entschlossen zu haben, auf den 17ten ein allgemeines Gefecht zu beginnen.

Von der Schlacht bey Hanau heißt es: Die Schlacht von Hanau hat eine große Aehnlichkeit mit derjenigen an der Beresina. Wrede hatte sich dasselbe Ziel gesteckt, wie Tschitschagow; beyde hofften Napoleon den Durchweg zu verschließen, und die französische Armee zu zwingen, das Gewehr zu strecken; beyde scheiterten und mußten scheitern. Schon bey gleichen Kräften ist es ein Wagestück, sich auf die einzige Rückzugs-Linie des Feindes zu stellen; die Verzweiflung ertheilt dessen Anstrengungen eine schwer zu bändigende Kraft; um so mehr muß man an kein solches Manöver gedenken, wenn man der Schwächere ist. Und doch ist zu bemerken, daß Tschitschagow mehr zu entschuldigen ist; er hatte sich durch die Beresina gedeckt, einem schwer zu passirenden Fluß, was ihn zu hoffen befugte, daß dieses Natur-Hinderniß den Feind aufhalten würde. Wrede im Gegentheil hatte keine schützende Schranken vor sich, die seine Verwegenheit zu entschuldigen vermöchten. Hätte er sich in diesem Augenblick des schönen, von Kutusow bey Krasnoy gegebenen, Beyspiels entsonnen, so ließ er die französische Armee ruhig vorbeyziehen und überschritt die Kinzig nur erst, um sich zwischen die Haupt-Armee und Mortier's Nachtrab zu stellen, welcher, gänzlich abgeschnitten, Ney's Schicksal bey Krasnoy erfahren hätte. Noch erleidet Wrede den Vorwurf, seine Kräfte zu viel zersplittert zu haben; die unnöthig nach Frankfurt abgeschickte Division Rechberg wäre viel besser in der Linie bey Hanau verwandt gewesen; allein der Grundfehler, der seine ganze Armee Preis gab, war, die Kinzig in seinen Rücken gesetzt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Politisches Journal. 10tes Stück.

Enthält einen interessanten Aufsatz über den Geist des neuen Kriegssystems, worin auf der einen Seite die Unzulänglichkeit der alten Feldheere und auf der andern die Nothwendigkeit der Gediegenheit und Ordnung der neuen Volksheere gezeigt wird, welche zur Erhaltung des Siegs nöthiger sey, als eine zahlreiche Artillerie, die nur unter 20 einen träfe.

Carnots Schilderung ist nicht neu, und der Aufsatz über die Pariser Jugend und ihre Verdorbenheit ist zu grell.

Was von dem Streit der Meinung in Preußen, und der zu großen Herrschaft der verschiedenen Theorien gesagt wird, ist nicht ganz unwahr.

Die Zeiten. 10tes Stück. 1817.

Enthalten weiter nichts Interessantes, als den Aufsatz: über den eingeführten preußischen Staatsrath, der nach

dem Verfasser das erste Hauptstück der neuen preußischen Constitution ausmachen wird. Der Verfasser fragt: welches das künftige Verhältniß des Staatsraths zu der Nationalrepräsentation seyn werde? Er scheint zu glauben, daß die Nationalrepräsentation keine berathende, sondern eine gesetzgebende Behörde werden würde, woraus denn folgen dürfte, daß der Staatsrath die Gesetze zu berathen und zu verfassen haben solle, welche der Nationalrepräsentation würden vorgelegt werden.

Nemesis. 10ten Bandes 1tes Heft.

Der erste Aufsatz des Herrn v. Berlepsch enthält eine weitläuftige Deduktion über einen von ihm im Königreiche Hannover geführten Prozeß; merkwürdig ist der Schluß, welcher hier wörtlich wieder gegeben wird:

„Nach dieser treuen Erzählung mag die öffentliche Meinung über die aufgestellte Frage: 1) Wie die Gerechtigkeit im Hannöverschen und im Hessen-Casselschen durch eine versteckte Cabinetsjustiz, nach welcher wirkliches Unrecht in dem Schmelztigel des Regenten zum förmlichen Recht umgegossen seyn soll, gegenwärtig verwaltet wird; ferner 2) über das Benehmen zweyer Juristenfacultäten auf zwey berühmten deutschen Universitäten und 3) über die hohe Nothwendigkeit der Anordnung eines kräftigen und unabhängigen Bundesgerichts urtheilen, ohne welches der Zustand der Selbsthülfe proclamirt wird, weil die öffentliche Meinung den Entscheidungen der zum Congreß in Frankfurt Abgeordneten der deutschen Fürsten — Bundestag genannt — nicht günstig ist, und dieser in dem politischen Barometer immer tiefer zu sinken anfängt. Die Reichsgerichte waren das Surrogat der Selbsthülfe und wenn sie nicht mehr, wegen der Souverainität, Statt finden sollten, so tritt der Dreschflegel für sie ein. Diese Flagellirung möchte das künftige Schicksal seyn, welches aus der Leipziger Völkerschlacht entstehen wird, wenn gleich der Freyherr von Gagern sich über die aufgeworfene Frage entrüstet:

„Was haben wir denn gewonnen?"

„Wenn sich das Wort Wir auf die regierenden Dynastien und auf einen großen Theil ihrer hohen Staatsdienerschaft, die keine Freunde der ehemaligen höchsten Reichsgerichte waren und daher einem Bundesgerichte mit strafender Hülfsvollstreckung stets zuwider seyn werden, weil dieses das Grab der Minister- und Afterminister-Willkühr — neumodischer Souverainität — ist, beziehet, so antwortet man richtig: Wir haben Alles gewonnen, wornach wir beyde, seit dem Westphälischen Frieden, stets getrachtet haben und wozu der Freyheitsmörder Napoleon uns trefflich geholfen hat. Bezieht sich das Wort Wir aber auf die Unterthanen, so antworte ich und beweise meine Antwort sofort:

„Wir haben nichts gewonnen, sondern alles dasjenige verloren, was dem freyen Manne lieb und werth ist. Diese Antwort ertheile ich auf die von Gagernsche Frage, ohne eben übler Laune zu seyn, oder eine böse Absicht zu haben, weil ich Kennt-

nisse und philosophischen Geist genug besitze, um über die Zukunft aus der Gegenwart richtig zu urtheilen, die gewiß für denjenigen nicht rosenfarbig ist, der in die gegenwärtigen innern Verhältnisse deutscher Staaten mittler und kleiner Größe zu schauen, die Gelegenheit und etwas zu verlieren hat."

„Erfurt, den 20. August 1817."

„Friedrich Ludwig v. Berlepsch."

Zu der Rede des Frhrn. v. Gagern, gehalten in der 44sten Sitzung der Bundesversammlung, macht der Herausgeber hier Noten, die sämmtlich darauf hindeuten, daß weder von der Bundesversammlung noch von den deutschen Fürsten etwas für Deutschlands Freyheit und Einheit zu erwarten sey. Merkwürdig ist der Schluß, worin der Verf. aufführt, was die Deutschen alles verloren haben, woraus denn hervorgeht, daß das nicht weniger als Alles sey. In der 8ten Note zu dem Text, wo von unkundigen Händen die Rede ist, welche sich in die Organisirung der Staaten mischten, sagt der Verfasser: nur soll man nicht wähnen, daß die üblen oder unkundigen Hände etwa unter den Schriftstellern wären; sie sind nicht selten unter den Räthen der Fürsten, die gewiß vom Geiste der Geschichte nicht angesprochen werden, und seine Rede nicht verstehen können, weil sie die Geschichte nicht kennen, oder ihren Geist — wie verschroben er seyn mag — für den Geist der Geschichte halten.

(Die unkundigen Hände mögen sich wohl eben so gut unter den Schriftstellern befinden als unter den Staatsdienern, denn wenn diese die Geschichte weniger kennen als jene, so kommen sie doch mehr unter das Volk und lernen hier seine Bedürfnisse, seine Wünsche und seine Empfänglichkeit für seine Freyheit mehr kennen, statt daß alle Schriftsteller dies aus ihrem Kopfe und ihrer Phantasie entlehnen, und wenn sie das Wort Volk aussprechen, sich selbst oder Gleichgebildete darunter denken.)

Der Aufsatz: über den Unterschied zwischen dem Bürger und Soldatenstand in Preußen, sollte in einem Journal, welches der Wahrheit und der Gerechtigkeit lieb ist, nicht stehen, da er die größte Unwahrheit und Unwissenheit ausspricht; es ist nämlich darin eine Parallele gezogen zwischen zwey Brüdern, wovon der eine sich dem Offizierstande, der andere dem Civildienst gewidmet hat. Jener soll nun während seiner ganzen Laufbahn große Vorzüge vor diesem haben; um diese Behauptung durchzuführen, ist angenommen worden, daß jener Offizier als Cadet auf königl. Kosten erhalten werde, und vermöge der Beförderung nach dem Alter zuletzt General mit 6000 Thlr. Gehalt werden müsse; dagegen müsse der Civilist mit großen Kosten auf Schulen und Academien und als Referendarius erhalten werden, um zuletzt als Stadtrichter mit 400 Thlr. Gehalt im 30sten Jahre versorgt zu werden.

Die Lächerlichkeit dieser Parallele leuchtet jedem Preußen in die Augen, da die wenigsten Offiziere Cadet waren, und unter Hunderten vielleicht Einer General wird. Es wird in jedem Theil der Fall seyn, daß die Verschuldung des preußischen Adels zum

Digitized by Google

Theil von dem Aufwande herrührt, den er im Militairstande gemacht hat. Uebrigens haben die wenigsten Civilisten studirt, die Subalternen höchst selten, und es ist eine bekannte Sache, daß der preußische Civilbeamte der bestbezahlteste in Deutschland ist.

Journal für Deutschland. 11tes Heft.

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser setzt mit gleichem Fleiß diese scharfsinnigen Untersuchungen fort, welche den successiven Verfall des Römerreichs anschaulich machen. Da zu hoffen ist, daß der Verf. diese Untersuchungen zusammenhängend besonders abdrucken lassen werde, so behalten wir uns die Abfassung eines vollständigen Auszugs bevor, der ungemein lehrreich seyn muß, wenn man ihn mit der heutigen Lage von Europa vergleicht; nur eine Bemerkung des Verf. wollen wir hier wörtlich niederschreiben, da sie so ganz auf die jetzige Zeit paßt:

„So endigte Attila und seine Herrschaft. Das Römerreich würde sich von den Anstrengungen, in welche es durch die Erscheinung der Hunnen war geworfen worden, leicht erholt haben, wenn es den Keim des Todes nicht in sich selbst getragen hätte: einen Keim, der sich von Tage zu Tage nur mehr entwickeln konnte. Dies Verhängnißvolle in den Schicksalen der Reiche läßt sich eben so wenig leugnen, als das Verhängnißvolle in den Schicksalen einzelner Menschen; und wenn irgend etwas im Stande ist, das Daseyn einer höheren Ordnung zu beweisen, so ist es die Unvermeidlichkeit der Begebenheiten; nur, daß diese uns unaufhörlich antreiben muß, die Gesetze kennen zu lernen, nach welchen sie erfolgen. Ohne diese Kenntniß wird alles Zufall und blindes Geschick, und der Mensch verliert das Recht, sich selbst zu bestimmen, d. h. vernünftig zu seyn."

An diese richtige Bemerkung schließt sich eine andere, die der Verfasser in dem Aufsatz: über Amerika's künftiges Verhältniß zu Europa, macht:

„Wenn Herr von Chateaubriant der Meinung ist, Europa werde von Amerika aus republikanisirt werden, so ist diese Voraussetzung gerade so gegründet, wie die entgegengesetzte, daß Amerika von Europa aus werde monarchisirt werden. Wahrlich, es stände sehr schlecht um die Monarchie und um die erblichen Throne, wenn sie keine bessere Grundlage hätten, als den guten Willen, oder die Trägheit, oder auch den Unverstand des menschlichen Geschlechts; wenn nicht etwas da wäre, was sie ewig nothwendig macht; wenn dieses Etwas nicht in der Natur der Gesellschaft aufgesucht werden müßte, welche, um zu bestehen, Institutionen erfordert, die dem allgemeinen, d. h. dem den Vortheil Aller umfassenden Willen, den Triumph über jeden besonderen Willen sichern. Wer in

Digitized by Google

der Monarchie nur die Person des Monarchen anschaut, und wer, wie Herr v. Chateaubriant, nur davor warnen kann, daß dem Interesse dieser Person kein Abbruch geschehe, der hat von der Monarchie sehr wenig begriffen, weil er nicht einsieht, wie das Interesse dieser Person durch das Interesse der Gesellschaft selbst aufrecht erhalten wird. Von Verirrungen ist hier nicht die Rede; wohl aber von Grundsätzen und von dem, was in den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens ewig ist. Und hiernach ist man berechtigt zu der Behauptung, daß die Monarchie sich den Amerikanern weit eher aufdringen werde, als die Anti-Monarchie den Europäern."

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit. No. 18. 19.

Enthalten eben keine besondern interessanten neuern Gegenstände. Wir heben davon folgende Notizen aus, welche in No. 18. von Lord North, Rodney, Joseph I. König von Portugall und Pombal stehen.

„Lord North, zwar nur von mittlerer Größe, war ein schwerfälliger, beynahe plumper, beleibter Herr; gleichmüthig aus Phlegma; immer guten Humors, den nichts aus dem Tact brachte; in seinen Geberden, in seiner ganzen Haltung ohne Würde; im Reden schwer und ohne Anmuth der Aussprache; linkisch in seinem Thun; dabey, als er nun hoch in den vierzigen war, schläfrig, daß er oft in Gesellschaften einnickte. Selbst in Geschäften zeigte er sich langsam, gern aufschiebend, fahrlässig und vergeßlich. Das hätte man um so weniger von ihm erwarten sollen, da ihn Viele für ein Kind der Liebe hielten, und Kinder der Liebe sonst eben nicht die biedernsten zu seyn pflegen. Man kannte wenigstens die enge Vertraulichkeit, in welcher der damalige Prinz von Wales, Friedrich, mit der Gräfin Guilford, des Lords Mutter, gelebt hatte. Und wirklich hätte man den Lord für einen Angehörigen der königlichen Familie halten sollen, so ganz hatte er die derselben eignen Züge, hellbraunen Haarwuchs, reine Gesichtsfarbe, große vorstechende Augen und starke Augenbraunen."

Höfische oder staatsmännische Gewandtheit mangelte ihm nun ganz. Kurzsichtig war er dazu. Ein arger Streich begegnete ihm einst im Parlament. Nicht weit von ihm saß am äußersten Ende der Schatzkammerbank der siebenzigjährige Schatzmeister des Seewesens Ellis, in mächtiger Perücke. Lord North, im Begriff, fortzugehen, erhob sich und stämmte dabey gemächlich seine Hand vorn auf den Degengriff, daß hinten die Spitze der Scheide in die Höhe ging, dem alten Schatzmeister, der sich eben grüßend bückte, die Perücke vom Kopf abspießte und in die Luft führte. Sehr gravitätisch wanderte der Lord, unter lautem Gelächter des ganzen Hauses, mit seinem Raube davon, bis man ihm denselben abnahm. Das brachte den edlen Lord aber nicht aus der Fassung. Er entschuldigte sich bey Meister Welborn Ellis ganz phlegmatisch, der seinerseits die treulose Haarwulst eben so gelassen wieder aufsetzte."

Digitized by Google

Rodney hingegen, welcher dem Admiral Byron im Seebefehl folgte, war ein schöner, freundlicher, feiner, gewandter, zierlicher Mann; putzte sich gern, doch lag in seinem Anzug immer eine gewisse liebenswürdige Nachlässigkeit. So weich, wie die Züge seines Gesichts, war, fast ans Weibische gränzend, seine Gestalt, sein Wesen. Er war leichtsinnig, selten bey Geld, gern in lustigen Gesellschaften, am liebsten am Spieltisch, und daher immer in Schulden. Eben so leidenschaftlich macht' er den Weibern den Hof; immer hatte er Liebschaften. Man sagte sogar, in seiner ersten Jugend habe ihm die Prinzessin Amalie, Georgs II. königliche Tochter, ihre Gunst geschenkt gehabt. Rodney war zwar ein Mann von wissenschaftlicher Bildung, durchaus aber kein hervorstechender Geist; ja, was man am wenigsten glauben sollte, ohne natürlichen angeborenen Muth. Er selbst gestand es unter Freunden, daß er von der Natur kein Herz empfangen habe, welches die Furcht nicht kenne. Stand er aber im Donner des Treffens, so war es durch den Gedanken an Ehre und Pflicht ihm leicht, sich selbst zu überwinden, und hatte er einmal die ersten Schauer überwunden, dann ging er ruhig in die Gefahren, denen er nicht ausweichen konnte, und die er mit glücklich berechnendem Blick seinen Gegnern vorbereitet hatte.

Dennoch leisteten Rodney und North ihrem Vaterlande große Dienste. Der Letztere, als Minister, war neben dem, daß er sich den Ruf eines streng redlichen Mannes erworben, ein leutseliger, gesprächiger Mann, von rosenfarbener Laune, der ohne Ansprüche, nur ungern die Amtsmiene annahm und den Minister spielen mochte. Das machte ihn populär und beliebt; seine Geistesgegenwart, seine oft treffenden Antworten, gaben ihm gegen die, welche ihn in den Verhandlungen leidenschaftlich angriffen, ein gewisses Uebergewicht. Er war nicht beredtsam, aber in seinen Darstellungen lichtvoll, und in dem, was zu sagen und nicht zu sagen war, wohl eingeübt. Dabey genoß er den großen Vortheil, welchen eine durch Reisen und Lesung der Alten erworbene Kraft und Vielseitigkeit der Ansichten und Kenntnisse gewähren. Daher gelang es ihm, lange Zeit im Parlament eine der ersten Rollen zu spielen; und daher ward er auch dem Könige so herzlich lieb, fast unentbehrlich. Kein liebenswerter Mann im vertraulichen Kreise, als North! da war er geistreich, witzig, alles ermunternd durch seine frohen Einfälle. Da fand man selbst seine Schwächen angenehm, als recht zur Vollkommenheit des Ganzen gehörend. Wenn er vergeßlich und zerstreut war, sogar Staatspapiere verlegte, man konnte es ihm kaum übel nehmen. Einmal hatte er einen Brief des Königs von höchster Wichtigkeit hingethan und wußte nicht wo. Lange war alles Suchen umsonst; endlich wurde er im Badzimmer gefunden, wo er ganz offen lag.

Rodney dagegen besaß, neben seinem Leichtsinn, Eigenschaften, die ihm eine glänzende Laufbahn eröffneten; ein rastloses, bewegliches Wesen, das immer Beschäftigung wollte; viel Erfahrung und Kenntniß im Seedienst; großer Durst nach Ruhm. Er konnte wochenlang unausgesetzt Tag und Nacht arbeiten, wenn ihn eine Idee

Digitized by Google

ergriffen hatte. Was er als Befehlshaber unternahm, war überdacht. Im Kriege hatte er Glück, das ihm oft als Verdienst galt. Dies machte ihn zuversichtlich, entschlossen, und bey seinem natürlichen Feuer im Augenblik der Entscheidung verwegen. Weil das Glück mit ihm war, hatten Matrosen und Soldaten blindes Vertrauen zu ihm; das bahnte neue Erfolge an. Er selbst sprach von sich immer, als könne es ihm nie fehlen, und er sprach gern und mit Selbstgefälligkeit von sich. Unmäßig im Strafen und Belohnen, schreckte er seine Untergebenen eben so sehr, als er sie an sich fesselte.

Joseph I. König von Portugal, des jetzigen Königs (den 7. Januar 1781 verstorbener) Großvater. Er war eigentlich durch seinen Minister Pombal berühmt geworden, aber von der Geistesüberlegenheit desselben so ganz verdunkelt, daß man wirklich nur noch diesen, den König fast gar nicht mehr kennt. Pombal war König im Amt, Joseph der König von Geburt. Man kann sich kein seltsameres Hofleben eines europäischen Fürsten und keine nichtswürdigeren Zeitverspliterungen vom Oberhaupt einer civilisirten Nation vorstellen, als man damals bey Joseph antraf.

Schon seinem Aeußern nach würde man ihn kaum für einen Monarchen gehalten haben. Er war ein untersetzter, starker Mann; gemeiniglich ganz schlicht im Jagdrock; das Gesicht von der Sonne schwarz gebrannt, auf den Wangen fast beständig ausgeschlagen und überkrustet; eben so die Hände grob und braun. Sprach er nicht, so stand er doch immer mit halboffenem Mund, was ihm, ungeachtet seiner lebhaften Augen, ein etwas geistloses Ansehen gab. Bey dem Allen war seine Gemahlin auf ihn höchst eifersüchtig. Sie bewachte ihn mit Argusblicken in der Oper, wie auf der Reitbahn, im Konzert wie auf der Jagd, beym Spieltisch wie beym Stiergefecht; denn dies waren die Plätze und der Kreis, worin er sich einen Tag und alle Tage herumbewegte. Auf der Jagd ritt sie, im Tressenhut und schwarzen ledernen Hosen, Stiefeln und Wamms rüstig, als geübte Schützin, neben ihm; auf dem Theater mußten Männer die weiblichen Rollen spielen. Wo und wie sie kamen, nahm sie Bedacht, ihm die hübschen Mädchengesichter aus den Augen zu rücken. Vermuthlich hatte er, als junger Mensch, wohl Anlaß genug zur Eifersucht gegeben; denn trotz der königlichen Argusblicke seiner Gemahlin, unterhielt er noch in spätern Jahren Liebschaften; aber, versteht sich, ganz heimlich.

Seit dem Erdbeben von Lissabon im Jahr 1755 hatte König Joseph fast nie wieder in einem Palast, aus Steinen gebaut, wohnen und schlafen mögen. So groß war der Schrecken, welchen er noch lange Zeit nicht überwinden konnte. Wohin er kam, mußten für ihn Zelte oder hölzerne Buden aufgeschlagen werden. Zu Belem wohnte er mit seiner Gemahlin, seinen drey Töchtern, dem jungen Prinzen von Beyra und seinem kleinen Hofstaat beständig in einem langen, schlichten, leichten Holzgebäude, die Wände von Bretern.

Neben der Furcht vor Erdbeben hatte der gute Mann noch die Furcht, ermordet zu werden. Fuhr er aus, mußten immer vierzig

Digitized by Google

Mann Cavallerie seinen mit zwey Maulthieren bespannten, offenen Wagen begleiten. In der italienischen Oper ging er immer aus seiner königlichen Loge in eine Nebenloge, um die Ballets zu sehen, durch einen schmalen Gang, der absichtlich und mit großer Vorsicht dazu gebaut worden. Er war ein wohlwollender Mann, hatte nichts weniger um sein Volk als dessen Haß verdient, und doch war er mehrmals in Gefahr seines Lebens gerathen.

Das Andenken von dem großen Minister Sebastian Joseph Carvalho, Grafen von Oeyras, nachmaligen Marquis von Pombal, wird in den portugiesischen Geschichten unvertilgbar leben, wiewohl von seinen Werken nichts blieb, als er im J. 1777 von seiner Höhe herabgestürzt ward. Er wollte in dem verwahrloseten Portugall Licht, Gewerbfleiß, Handel, weise Gesetzgebung, Polizey, Denkfreyheit herstellen, kurz Alles, was — fehlte. Er wollte Portugall wieder in den Rang der Mächte erheben. Er wußte, was, und wie es seyn sollte. Was er wollte, das setzte er durch, mit Güte oder alles zermalmender Gewalt. Die furchtbare Adelsherrschaft, die noch fürchterlichere Jesuitenherrschaft zertrat er siegreich, unter dem Fluch seiner Nation siegte er. Was halfs? Er konnte die trägen, pfaffengläubigen, genügsamen, lockern Portugiesen zu nichts anderm machen, als was sie waren — träge, pfaffengläubige, genügsame, lockere Portugiesen. Ein Volk entwickelt sich auch unter den glücklichsten Verhältnissen nur langsam. Man muß, wo Besseres gegeben werden soll, immer die lebende Generation verloren geben. Was durch Kunst und Gewalt in der Eil von zwanzig Jahren aufgebaut wird, stürzt beym Abschied des Baumeisters oft schon binnen zwanzig Wochen wieder ein. Ein Reformator muß nicht der Zeit in ihrem gemächlichen Wirken helfen wollen; die Zeit muß dem Reformator helfen, wenns recht gehen und bestehen soll.

Noch als Greis von mehr denn siebenzig Jahren war der Marquis von Pombal ein rühriger, immer strebsamer, Alles überschauender, Alles selbst prüfender und angreifender Mann, von ehrwürdiger Gestalt, groß und hager; das Gesicht freylich eingefallen, blaß, aber geistvoll und beredt. Er lebte im Hause äußerst einfach, ohne Prunk. Aber wenn er öffentlich erschien, hatten ihn seine lieben Portugiesen dazu gewöhnt, von einer wachsamen Leibgarde umgeben zu seyn, oder neben seinem Wagen eine Abtheilung Reiterey mit bloßem Säbel reiten zu lassen. Denn an den Mordanschlägen seiner Gegner und ihrem besten Willen fehlte es nicht, daß er ein so hohes Alter erreichte.

Europäische Annalen. 10tes Stück.

Schilderung des Feldzugs im Spätjahr 1813 in Deutschland.

(Schluß.)

Der Verfasser schließt diesen interessanten Aufsatz mit den Worten:

„Der Feldzug, den wir geschildert haben, wird in den Kriegs-Annalen ein höchst denkwürdiger bleiben. Er entriß vollends den

Franzosen den Zauber der Unüberwindlichkeit, der die Augen Europa's so manche Jahre überblendete. Es war nun nicht mehr möglich, diese neuen Unfälle der Strenge eines unbekannten Klima's zuzuschreiben, wie sich Napoleon des Vorwands bediente, die Unfälle des Feldzugs von 1812 zu bemänteln. Von den 9 Schlachten, die seit dem Bruch des Waffenstillstands geliefert worden sind, mit Inbegriff des Treffens von Kulm, welches wegen der Wichtigkeit seiner Folgen zur Zahl der Schlachten gerechnet werden kann, gewannen die Franzosen nur zwey, die von Dresden und die von Hanau. Zu Wachau blieb der Sieg unentschieden; während er sich zu Groß-Beeren, an der Katzbach, zu Kulm, Dennewitz, Möckern und Leipzig vollkommen für die Alliirten erklärte. Im Monat August behielt Napoleon noch eine drohende Stellung jenseits der Elbe inne; zu Ende October floh er mit 80,000 Mann über den Rhein, den traurigen Ueberbleibseln einer Armee, die bey Wiedereröffnung der Feindseligkeiten nahe an 300,000 Mann zählte.

Gestehen muß man, daß seit 20 Jahren die Franzosen keine, sowohl durch Zahl, als den Geist, der sie belebte, so furchtbare Heer zu bekämpfen gehabt hatten. Die Begeisterung, die Erstere bey der Morgenröthe der Revolution belebte, war in die Seele der Russen und Deutschen übergegangen. Sie hatten die Waffen für ihre Unabhängigkeit und zur Rache ihrer National-Ehre ergriffen; solche Soldaten mußten unüberwindlich seyn. Füge man bey, daß die Generale der Alliirten sich in der Schule der Erfahrung und des Unglücks gebildet, und auf das verderbliche System verzichtet hatten, das früher den Verlust so vieler Schlachten herbeyführte, um dasjenige in Anwendung zu bringen, dem ihre Gegner so viele Triumphe verdankten. Endlich blieb Napoleon, dieser große Feldherr, in diesem Feldzug unter seinem Ruf. Alle seine Manövers tragen das Gepräge einer Unentschlossenheit und eines Umhertastens, das um so mehr Staunen erregt, als von jeher Kühnheit und Thätigkeit seine bezeichneten Eigenschaften gewesen waren; überall ließ er sich die Vortheil der Bewegungen entreißen; er benutzte die Vortheile nicht, die ihm seine Centralstellung bot, und erkaufte seine Fehlgriffe durch keine jener schönen Berechnungen, die den Ruhm eines Generals bilden, und eben den, welchem er ursprünglich seinen Ruhm und die kaiserliche Krone verdankte. Hauptsächlich aber ist er in den die Schlacht von Leipzig vorbereitenden Bewegungen, von seiner Abreise von Dresden bis zum Tag vom 16. Oct., unentschuldbar. Ein insgeheim der Sache der Alliirten ergebener General hätte nicht vermocht, besser zu ihren Gunsten zu handeln. Wer von ihm nur den Spätjahr-Feldzug 1813 kennte, möchte mit Recht seine großen militairischen Talente bezweifeln, und ihn in die Reihe der Daun, Soubise und Koburg stellen. Man dürfte sagen, sein militairisches Genie sey durch eine höhere Gewalt, vor der er sich beugen müssen, gefesselt gewesen. Von ihm vorzüglich gilt es, daß Gott jenen Geist der Bethörung und des Wahns auf ihn senkte, der den Sturz der Tyrannen verkündet.

Digitized by Google

Deutsches Volksthum von Jahn. Neuere verbesserte Ausgabe.

Die Haupt-Idee des ganzen Buchs ist:

Deutschland zu einem Staat und die Deutschen noch mehr zu einem, von allen andern sich auszeichnenden und ausscheidenden, Volke umzuschaffen, und dadurch das erstere, den einen einigen deutschen Staat ins Daseyn zu rufen.

Es ist gegen diese Idee, welche Jahn durch deutsches Volksthum ausdrückt, nichts Erhebliches einzuwenden, jedoch gegen die Uebertreibung wohl: besonders löblich ist es auch, daß er die Unarten rügt, welche den Deutschen undeutsch machen und zu andern Völkern hinüber ziehen, aber nicht durchgängig ist die Art und Weise zu billigen, wie Jahn sein Volksthum aufrichten will.

Dem Buche fehlt übrigens aller Zusammenhang, vieles ist nur angedeutet und es mangelt die Vollständigkeit, es ist mit Allegaten fremder Bücher überladen, und es fehlt nicht an Widersprüchen.

Es ist ein Wirrwarr voll schöner, ächt deutscher, origineller, aber auch verwerflicher, irriger Ideen. Der Verfasser nennt sein Werk selbst (S. XVII) ein Gerippe, und will das, was er ausfüllte, verloren haben. Wahrscheinlich hat er es aus Furcht vor Napoleon 1809, wo die erste Auflage erschien, im Sinne behalten. Aber was hat ihn denn gehindert, es jetzt vollständig abdrucken zu lassen? Er hatte doch 8 Jahr Zeit dazu. Es gereicht jedoch dem Buch und dem Verfasser zum großen Lobe, daß es, wie es ist, 1809 unter Napoleons Augen erschien, und manches deutsche Gemüth aufrichtete.

S. XII sagt der Verf.: Er hätte sein Buch nie drucken lassen, sondern es den höchsten Behörden im Manuscript vorlegen wollen; denn Wunden müsse man nur aufreißen, wenn man sie heilen wollte und nicht anders könnte, aber dann bliebe Verschwiegenseyn des Arztes Pflicht, wer seine Nase abschnitte, schände sein Angesicht. Hierauf kommt der Verf. noch einmal im Kapitel von unvolksthümlichen Schriften zurück.

Warum hat aber denn der Verf. sein Buch herausgegeben, worin er den Begriff vom Preußenthum sogar auslöscht, das im Deutschthum untergehen soll, und Friedrich II. S. 14 so hart angreift, den Stifter des Preußenthums, woraus der Verf. wieder an andern Stellen das Deutschthum, als aus dem Saamenkorn die Frucht aufziehen will? Wahrlich, es giebt nicht blos Nasenschnitte in diesem Buche, viele gehen bis ins innerste Mark, und oft mit Recht.

Jener Grundsatz ist überdem falsch.

Wo der Patriot Mißbräuche in seiner Staatsverfassung findet, muß er sie rügen, ja ausbrennen, wenn die Wunde nur so zu reinigen ist, er thue es öffentlich, wenn er zuvor die Machthaber vergebens dazu in der Stille aufgefordert hat, wenn er seiner Sache gewiß und des Volkes Stimme auf seiner Seite ist. Hat aber sogar schon die That entschieden und den Staat in Trüm-

Digitized by Google

mern gelegt und es ist noch eine Möglichkeit seiner Wiederaufleb̃ung da, dann kann ein wahres Wort nichts schaden, sondern nur nützen.

Unter den Irrthümern des Verf. scheint mir zu liegen, daß er in den Deutschen nur dann ein Volk sieht, wenn alle seine Landsmannschaften vertilgt sind und es dadurch zu einem Staate erwachse; wenn er dann wieder S. 39 Völker und Staaten scheiden will, und nach den Höhenzügen feststellt.

Trotz aller Landsmannschaften sind die Deutschen doch ein Volk, das seinen eigenthümlichen Charakter seit Jahrtausenden behauptet hat; nicht an seiner mangelhaften Volksthümlichkeit scheint es mir zu liegen, daß es so oft die Beute seiner Nachbaren würde, sondern hauptsächlich an seiner geographischen Lage und an der Mangelhaftigkeit seines Staatsbaues, der keine Spitze in einem kräftigen Monarchen hat.

Um dahin zu gelangen, dürfte wohl zweckmäßig seyn, ein Preußenthum eher zu verstärken, als es herabzuwürdigen und es im Deutschthum jetzt schon aufzulösen. Dies kömmt mir so vor, als jemand, der im Winter Hemd, Weste Rock und Mantel trägt, den Rath zu ertheilen, Hemd, Weste und Rock abzulegen und im Mantel umher zu gehen.

Die Geschichte hat übrigens die Völker jetzt schon geschieden, ohne auf Höhenzüge Rücksicht zu nehmen, und es möchte wohl natürlicher seyn, die Groß-Staaten nach den vorhandenen Völkern zu vertheilen, als da sind Spanier, Italiener, Engländer Deutsche, als Staaten und Völker in gewisse geographische Abschnitte einzuschachteln. In diesem Fall würde Deutschland in Nord und Süd zerfallen müssen, da der Main es trennt, und die Donau ein anderes Meer sucht, als die übrigen deutschen Ströme.

Politisches Journal. 11tes Stück.

Hat diesmal nur 2 sehr interessante Nachrichten. Die erste betrifft Frankreich und die Entdeckungen, welche die dortige Regierung gemacht hat, daß die geheime revolutionaire Committee plötzlich aufgehört hat, ihre Agenten zu bezahlen. Die regelmäßigen Gaben, welche von ihnen in der Hauptstadt und in den Departements vertheilt wurden, waren so beträchtlich, daß ein simpler Lieutenant z. B. monatlich 250 Livres außer Diäten auf Reisen erhielt. Es ist auch keinem Zweifel mehr unterworfen, daß ein großer Theil dieser Summen, über welche der Ausschuß disponiren konnte, dazu verwendet ward, die Kornpreise in die Höhe zu treiben, und so auf ränkevolle Weise Theurung und Hungersnoth in Frankreich zu Wege zu bringen; hierdurch sollte der Ausbruch einer allgemeinen Insurrektion gegen die Regierung befördert werden. Lange war es ein Räthsel, woher die Revolutions-Committee das Geld erhielte, welches sie so freygebig vertheilte, und was die Ursache der plötzlichen Veränderung ihrer Pläne seyn möchte. Ueber dies alles hat man nun hinreichende Aufschlüsse. Der Grund der Stockung in den Zahlungen

konnte nicht der Mangel an Fonds seyn, denn es war bekannt, so groß auch die Auslage war, wurde sie doch vollkommen durch den Gewinn bey dem Getraidewucher ersetzt. Allein der Aufkauf in Odessa gab einen Profit von 24 Millionen Franken, und auf das amerikanische Mehl wurde sicher eben so viel gewonnen. Die nach Amerika ausgewanderten Bonapartisten, besonders Joseph Bonaparte, besaßen noch beimlich in Frankreich große Capitalien, über welche der revolutionairen Committee die freye Disposition zustand; daher waren auch alle Nachforschungen der Regierung, ob dies Geld aus Amerika komme, fruchtlos, denn von dort kam nichts. Nach dem nun veränderten Plane sind aber ungeheure Summen aus Frankreich an amerikanische Handelshäuser geschickt, und noch kürzlich ganze Tonnen spanischer Dublonen und Piaster aus niederländischen Häfen dahin abgegangen. Außer dieser Committee existirt noch in Frankreich eine geheime Verbindung, welche dem deutschen Tugendbunde gleicht, nämlich eine Verbindung von Gleichgesinnten, um die Schmach zu rächen, welche seit der Schlacht von Belle Alliance auf Frankreich ruht. Zu diesem gehört eine zahlreiche Faction von 400,000 Kriegern, die unter Bonaparte fochten. Noch immer stehen beyde Partheyen wie in Schlachtordnung einander gerüstet gegenüber und die Regierung, von der einen verrathen, von der andern mit Mißtrauen betrachtet, fast wehrlos in der Mitte.

Die zweyte betrifft die Existenz eines ächten Ludwigs des XVII., wo unter mehreren Individuen sich eines befindet, welches sich für den Sohn Ludwigs XVI. ausgiebt und mehr als die übrigen die öffentliche Aufmerksamkeit verdient. Dieses wurde 1815 den 15. September in St. Malo verhaftet, unter starker Eskorte von Brigade zu Brigade geführt und am 29. Januar 1816 in Rouen in das Strafgefängniß Bicetre eingesperrt. Hierbey ist die wichtige Frage aufzuwerfen: warum wird er nicht vor Gericht gezogen, wenn er wirklich ein Betrüger ist, sondern sogleich ohne Urtheil in das Strafgefängniß abgeführt? Er giebt umständlich folgende Thatsachen an, deren Wahrheit oder Unwahrheit sich sehr leicht aufklären läßt. Er sey Louis Charles Bourbon, Herzog der Normandie, Sohn von Ludwig XVI. und Marie Antoinette von Oestreich, geboren 1785; den 27. März 1792 in den Tempel eingesperrt, im Anfange des Junius 1795 durch die Herren Frotte und Guerville aus demselben gerettet, indem ein Kind seines Alters an seine Stelle gebracht ward. Nachher sey er zu dem Hauptquartier von Charette geführt, dort eingeweiht und habe sich an mehreren Stellen der Vendee, obwohl im strengsten Inkognito, gezeigt. Demnächst sey er nach England geführt, dort von dem Könige in seinem Palaste 8 Tage lang mit Gunstbezeugungen überhäuft und wieder zur Vendee-Armee mit allen Papieren zu seiner Legitimation gesandt, vom Pabste Pius VI. in Gegenwart von Madame Viktoire und 30 Cardinälen feyerlich gesalbt, dann in Spanien von der verwittweten Herzogin von Orleans anerkannt. Die Polizey-Präfektur in Paris habe ihn unter einem falschen Namen nach dem Hospital von

Digitized by Google

St. Denys geschickt, wo ihn Fouche, als damaliger Polizey-Minister, erkannt und gerettet hätte. Hierauf sey er in amerikanische Dienste getreten und Capitain geworden, und von dort ins Brasilianische getreten, wo er bis zum Obersten in der Cavallerie gestiegen sey. Am 22. Januar 1815 habe er in Rio-Janeiro die Wiederherstellung der Bourbons erfahren, und sich am 23. nach Frankreich eingeschifft. Er giebt viele natürliche und künstliche Kennzeichen an und beruft sich auf das leicht aufklärende Zeugniß der Herzogin von Angouleme und vieler anderer Personen, welche noch leben. Um so auffallender bleibt es daher, daß man nicht den geringsten Versuch gemacht, irgend einen dieser Umstände aufzuklären und ihn seit 2 Jahren allen Gesetzen zuwider ohne richterlichen Spruch in einem Strafgefängnisse eingeschlossen hat.

Die Zeiten. 11tes Stück.

Enthalten wieder mehrere tadelnde Bemerkungen des Organisations-Edikts des preußischen Staatsraths, welche sämmtlich darauf hinausgehen, zu zeigen, daß dieser Staatsrath ohne den Einfluß des Cabinets und des Präsidenten eine wahre Null sey. Der Verfasser scheint in dem Staatsrath einen gesetzgebenden vollständigen Areopag zu wünschen, der sich mit dem monarchischen Prinzip nicht wohl vereinigen läßt.

Auszüge aus dem interessanten Werk der Beschreibung von Spanien, oder Sitten, Gebräuche, Trachten und Denkmäler der Spanier.

Interessant dürfte vielleicht folgende historische Uebersicht der Volksmenge Spaniens in verschiedenen Zeitpunkten seyn. Unter Ferdinand dem Katholischen 20 Millionen. Zu Ende des 14ten Jahrhunderts 16 Millionen. Zu Ende des 15ten Jahrhunderts 24 Millionen. Im Jahre 1688: 10 Millionen. Bey Carls II. Tode 1700: 8 Millionen. Unter Philipp V. 1715: 6 Millionen. Unter Carl III. 1768: 9,307,804. Im letzten Regierungsjahre Carls III. 1788: 10,143,975. Im Jahre 1802: 10,409,879. Im Jahre 1805: 11,500,000.

Dauerhaft und brauchbar angelegt sind die gebahnten Straßen — caminoreal — wenn auch nicht immer schön und unverbesserlich. So ist die Hauptstraße von Jonqueras über Barcelona und Valencia nach Madrid vortrefflich; weniger vorzüglich, obgleich Poststraße, ist dagegen jene von Barcelona über Saragoza nach Madrid. Oft können hier an mehreren Orten 7 Maulthiere mit allem Kraftaufwande kaum eine Kutsche mit 4 Personen fortschleppen; vernachlässigt liegen Strecken von ganzen Tagereisen, und nur mit Mühe wird der Reisende ohne Führer, zuweilen aus dem Labyrinthe von Wagengeleisen den Weg herausfinden können. Im allgemeinen aber sind die spanischen Kunststraßen vortrefflich,

Digitized by Google

breite, schnurgerade Wege, Einfassungsmauern bey der geringsten Tiefe, Meilenzeiger u. s. w., nichts wird vermißt. Unzählige Schwierigkeiten sind für die innere Verbindung, in dieser Hinsicht von der früheren Regierung, vorzüglich unter dem Ministerium des weisen Aranda, überwunden worden, und bevor Napoleons Horden mit Raub, Mord und ausgelernter Verwüstung das unglückliche Land verheerten, besaß der größte Theil Spaniens Straßen, welche die deutschen und neufranzösischen vieler Gegenden weit übertrafen.

Herr Dr. Laborde erzählt in seinem Itineraire descriptif de l'Espagne T I. p cxxxv folgenden Vorfall. Ich war mit meinem Reitknecht zu Pferde nach Antequera, einem auf halben Wege zwischen Grenada und Malaga gelegenen Flecken gekommen. In Strömen hatte sich den ganzen Tag der Regen ergossen, und ungeachtet aller Vorsicht waren unsre Waffen durchnäßt, und daher unsre erste Sorge bey der Ankunft im Wirthshause, sie zu reinigen und wieder in Stand zu setzen. Zwey gut gekleidete Männer, welche ihr Abendessen zurichteten, befanden sich beym Feuer. Ich frug, ob sie uns nicht erlauben wollten, in ihrem Kessel eine gleiche Quantität Reis, Saffran und Fett nebst einem Kaninchen zu geben, da wir uns mit dem Kochen nicht abgeben könnten. Wir speisten zusammen und trennten uns am andern Morgen nach genommener Chocolade, nachdem wir unsere Cigarren mit einander angesteckt. Wie sehr war ich bey meiner Ankunft in Malaga erstaunt, zu hören, daß diese nämlichen beyden Männer (denn es war unmöglich, sich nach der Beschreibung, welche man mir von ihnen machte, zu irren) einen reichen Handelsmann beraubt hatten, der unbewaffnet gereiset war. Sie hatten ihn gezwungen, die Straße zu verlassen, und ihn in eine Gebirgsschlucht geführt. Unbewaffnet hätte uns vielleicht das nämliche Loos getroffen.

Nur von Madrid nach Cadix, und auf den verschiedenen nach den königlichen Schlössern führenden Straßen trifft man fahrende Extraposten; nach allen anderen Richtungen des Reichs trifft der Reisende, dessen körperliche Beschaffenheit es erlaubt, Courierpferde. Die spanischen sind die besten, und 150 Stunden werden in drey Tagen in kurzem Galopp zurückgelegt, während man noch jede Nacht einige Stunden schläft. Jede Legua (ungefähr 1¼ Stunde) kann man mit Trinkgeld und Zehrung auf 1 fl. anschlagen. Ein Postpaß und eigenes Sattelzeug sind erforderlich, dann geht es aber auch unaufgehalten in 7 Tagen von einem Ende des Königreichs zum andern; denn in einer halben Stunde muß man von den Postmeistern, die im Grunde nur Venteros oder Wirthe einzelner Wirthshäuser sind, abgefertigt, oder durch den Augenschein von dem Mangel der Pferde überzeugt seyn. In einer kurzen Jacke, deren Ellbogen und Leib mit wollenen, bunten Borten besetzt ist, den kleinen runden Hut mit einem Schnupftuche unter dem Kinn zusammengebunden, jagt der Postillon voraus. Starke festgeschnallte lederne Kniescheiben schützen die dockledernen Bein-

Digitized by Google

kleider gegen das Reiben des Sattels, dessen gewöhnliche Bauart in Spanien schwer, plump und sehr hoch ist, und viel Aehnlichkeit mit dem deutschen Packsattel hat. Die Schenkel des Reiters sind darin gewissermaaßen in einem hölzernen Futteral eingefaßt. Die Steigbiegel sind von Holz, mit Eisen beschlagen. Schon in der Ferne verkündet der Schall der Schellen, mit denen das Hinterzeug besetzt ist, die Ankunft des Postillons, der, sobald er Depeschen der Regierung oder die gewöhnliche Briefpost hat, solche in lederne, hinten am Sattel hängende Säcke steckt. Gewöhnlich geben diese Postpferde einen sehr schnellen Paß, kommt aber der Spanier durch eine Stadt, so geht es in vollem Galopp, und nach Möglichkeit wird denn durch lautes Klatschen versucht, der Bewohner Neugierde zu erregen.

Venta oder Posata ist der gewöhnliche Name des Wirthshauses, zuweilen noch mit einem besonderen Zusatz begleitet, als z. B. Venta del Puael, Venta del Campo, Gasthof zum Dolch, des Feldes u. s. w. Aber diese Herbergen stehen in den unbevölkerten Provinzen Spaniens oft ganz einzeln und halbe Tagereisen von einander entfernt. Mag folgende Schilderung einer Venta in dem unbewohnten Theile Neucastiliens als Versuch betrachtet werden, dem deutschen Leser das lebende Bild eines solchen gewöhnlichen Landwirthshauses vor Augen zu stellen.

Seit 7 Stunden ist die Gegend menschenleer, in dem rothen Lehmfelde schwindet jede Spur gebahnter Straßen, das müde Auge gewahrt nur in der Breite einer Achtelmeile den Einschnitt neben tiefer Gleise, und bald ein niederes Gestrippe, bald die öde Fläche einer dürren Haide. Ein klosterähnliches Gebäude steht allein — allein, so weit das Auge reicht. Der breitgewölbte Thorweg führt in einen großen Hof, auf dessen einer Seite Stallung, auf der andern Küche und Bewohnung liegen; da erscheint kein Wirth, kein Stallknecht, kein Stubenmädchen; der Führer spannt seine Maulthiere aus und bringt sie unter; der Reisende nimmt seinen Bündel in den Arm und sucht die Küche, in Spanien der Sammelplatz der Gäste und häuslichen Bewohner. Ein großer Feuerherd steht in der Mitte und speyt Rauch- und Flammenwolken in die achteckspyramidenförmige Höhle des Schornsteinschlundes; ringsum sitzen Weiber, Kinder, Catalaner, Arragonier und Kohlenbrenner, Mönche und Maulthiertreiber; kurz Repräsentanten fast aus jedem Theile des Königreiches, wie des Zufalls Laune sie bunt zusammenbringt.

Unbekümmert um den Neuling, läßt sich niemand stören, und gravitätisch kalt wird ihm sein „buenas tardes" erwiedert. Jeder kocht für sich selbst in einem kleinen irdenen Topfe, oder bratet sich ein Repphuhn, ein Kaninchen, das er mit bringt. Höchstens Wein und Brod und Speck und Eyer liefert auf Begehren die Ventera, wenn man höflichst ist, aber alles riecht nach Knoblauch. Der Fuhrmann schläft auf seinem Schaafpelz in der Küche, und die Herrschaft eine Treppe höher in dem Saal — so heißt ein Gemach mit Ziegelböden, kahlen Mauerwänden, Gnadenbildern,

Digitized by Google

Fensterlöchern ohne Glas und Rahmen, und mit einigen der übrigen Umgebung entsprechenden Alkovenbetten. Dennoch werden die Kosten eines solchen Nachtquartiers 4 bis 5 Pezeta oder einen Piaster betragen (2 fl.)

Für die öffentliche Sicherheit sorgt Hermandad, d. h. die heilige Brüderschaft bildet ein Corps von Polizeywächtern in Castilien, welche für Polizey und Sicherheit auf dem platten Lande Sorge trägt. Demungeachtet durchstreichen ganze Räuberbanden und Horden von Bettlern das Reich, so daß Compomanes die Zahl der Landstreicher auf 140,000, und der wahren Bettler auf 300,000 berechnet.

Ungeachtet der mannigfaltigen Verbesserungen, welche in neueren Zeiten das spanische Finanzwesen erfahren hat, ist solches dennoch wegen der großen Menge und Verschiedenheit der Abgaben in den verschiedenen Provinzen äußerst verwickelt, und kein einziger Etat vorhanden, der mit einiger Zuverlässigkeit den Gesammtbetrag der Einkünfte des Staats darstellte. Man hat blos ältere Angaben.

Die sämmtlichen Staatseinkünfte betrugen 1787 nach der Angabe des Finanzministers Lerena auf 55,466,804 Gulden, und späterhin sollen sie auch auf 60 Millionen gestiegen seyn. — Die Nettoeinkünfte aus den Colonien, welche Humbold auf 16 Millionen schätzt, sind darunter mitbegriffen. Die Ausgaben betrugen nach Liston im Jahr 1778: 46,996,726 Gulden, neueren zuverlässiger Angaben von 1784 zu Folge stieg die Ausgabe auf 685,068,068 Realen. In eben diesem Jahre machte die Staatsschuld eine Summe von 1,543,906,944 Realen oder 144,741,276 Gulden aus. Diese Schuldenmasse des Staats, wozu Karls V. Kriege den ersten Grund legten, vermehrte sich mit jedem Jahre, so daß sie 1790 bereits auf 154 und 1800 auf 254 Millionen Piaster angewachsen war, und 1809: 431,636,008 Gulden betrug. Dabey ist das Reich mit vielen Millionen Papiergeld oder vales reales überschwemmt. Kein Staat in Europa münzt so viel Geld aus, als Spanien, jährlich gegen 75 Millionen Gulden, und doch sind wenige so arm; im Ganzen schätzt man das im Umlauf sich befindende baare Geld auf etwa 180 Millionen Gulden, Ustariz berechnet, daß von 1492 — 1725 auf den Registerschiffen allein 10,000 Millionen Gulden an Gold und Silber eingeführt, und daß vielleicht eben so viel nicht angegeben und eingegangen sind; aber das Wenigste hiervon bleibt im Lande, es durchläuft blos das Reich, um zu jenen Völkern zu wandern, welche das industriearme Spanien mit den Erzeugnissen ihres Fleißes versorgen. Bey allen Schätzen Peru's und Mexico's ist und bleibt Spanien arm!

Schwach an Regimentern, unvollzählig, in allen Zweigen des Kriegsdienstes vernachlässiget, und wenig mehr von ihrem Stande als Rock und Namen tragend, fand der durch die Revolution herbeygeführte Krieg der Neufranken die spanische Landmacht. Zwar ward beynahe der ganze erste Feldzug der Spanier (1793)

Digitized by Google

von ihrem mitentscheidenden Glücke geführt, aber das spanische Heer war fast 30,000 Mann stark, da die Franzosen höchstens 8000 Mann zählten, denen es an allem gebrach; jene hatten bereits die höchsten Uebergänge besetzt, als diese sich kaum zusammenzogen, und mit Mühe einzelne Stellen gegen die von allen Seiten vordringenden Spanier vertheidigten.

Nach dem im Jahr 1808 gedruckten und bekannt gewordenen Estado militair war folgendes der Stand der spanischen Landmacht:

Die königlichen Haustruppen Tropa de Casa Real. Sie bestehen aus drey Compagnien Leibgarden (Guardias de Corps) und einer Compagnie amerikanischer Garden. Letztere ward 1793 zu Gunsten der Unterthanen des spanischen Amerika's errichtet. Die ersteren 1704. Die Hauptleute haben Generalsrang, die Leibgarden sämmtlich den eines Unterlieutenants — alferez. Ein guter alter Adel und die römisch-katholische Religion sind die ersten Erfordernisse, um in dieselbe einzutreten. Sie haben in dem Quartal de Guardias de Corps ihre eigenen Wohnungen, bekommen die nöthigen Meubeln, Matratzen u. s. w., überdieß Licht und des Winters Kohlen zu einem Brassero, auch wird jedem ein eigener Knecht für ein Pferd gehalten. Diese Leibwache unterscheidet sich gleich der des Königs von Frankreich durch die Farbe ihrer Bandeliers, in die spanische mit rothen, die amerikanische mit ponceaufarbenen, die italienische mit grünen, und die flamändische mit gelben Wehrgehängen. Ihre Uniform ist blau mit rothen Aufschlägen, Kragen und Klappen, besetzt mit breiten silbernen Borden. Unter die flamändische Compagnie werden auch Franzosen, vorzüglich wenn solche aus dem vormals zu Spanien gehörenden Roussillon gebürtig sind, genommen. Ihr Dienst geschieht zu Fuß und zu Pferd, wenn der Hof ausfährt.

Diesem Corps ist eine Brigade reitender Artillerie zugetheilt, deren Befehlshaber Oberst oder Oberstlieutenant ist; sie tragen kurze blaue Röcke, mit rothen Klappen, Kragen, Aufschlägen und Westen. Die Offiziers haben silberne, die Gemeinen weiße wollene Borden auf den Aufschlägen.

Eine Compagnie Hellebardiergarden — Guardas Allabarderos — 1707 errichtet. Diese sind nicht von Adel, sondern gewöhnlich gut gewachsene, aus den Regimentern ausgehobene brave Unteroffiziers. Die Leibgarden hatten in den oberen Zimmern des Palastes die Wache, in den untern Theilen die Hellebardiers. Nie begleiten sie, wie jene, den König zu Pferde, ihr ganzer Dienst beschränkt sich bloß auf das königliche Schloß. So wie sie anfangen alt zu werden, versorgt man sie zu anderen Aemtern, und in ihre Stellen treten wieder jüngere.

Zwey Garderegimenter, ein spanisches — Guardias de Infanteria espannola — und ein flamändisches — Guardias de Infanteria walloua. — Letztere stammt noch aus jenen Zeiten her, wo auch die Niederlande zur Krone Spaniens gehörten; gegenwärtig werden auch Ausländer genommen, vorzüglich Franzosen

aus Roussillon. Die Hauptleute haben Obersten-Rang, die Oberlieutenants Oberstlieutenants-Rang ꝛc.

Ein Regiment königliche Karabiniers aus 4 schweren und 2 leichten Escadrons, welche letztere vordem die Ehrenwache des Friedensfürsten bildeten. Die Uniform ist wie jene der Leibgarden, nur daß die Aufschläge blau sind. Ungeachtet sie zu den königlichen Haustruppen gehören, sind sie dennoch nie zu Madrid, ihre Garnison ist in la Mancha. Generalissimus der ganzen Armee ist der Infant Don Carlos.

Unter ihm stehen und sind angestellt: 9 Generals en Chef, 120 Generallieutenants, 200 Marechaux de Camps, 360 Brigadiers. Dann 5 General-Inspektoren der Armee, 11 Intendanten (und eine beträchtliche Anzahl ohne Anstellung), 21 Provinzial-Intendanten. Die Infanterie besteht aus 68 spanischen Linienregimentern, jedes von einem Bataillon, welche gegenwärtig in Regimenter zu 3 Bataillons zusammengezogen werden und 24 Regimenter bilden sollen; jedes Regiment hatte einen Obersten, einen Oberstlieutenant, einen Major, 3 Schweizerregimenter, 56 Regimenter leichte Infanterie zu einem Bataillon, 30 Regimenter Miliz, 30,000 Mann Artillerie, 5 Regimenter zu Fuß, 5 Schwadronen reitender. Alles zusammen 158,000 Mann Reiterey, 16 Regimenter Linien, 8 Regimenter Dragoner, 3 Regimenter Jäger, 3 Regimenter Husaren, zusammen 13,056 Mann; in Summa 161,056 Mann.

Aeußerst fein und reizbar ist der Nervenbau des Spaniers — beynahe eine Aeolsharfe, die der Windhauch in Bewegung setzt — ihm entgegen wirkte die Erhalterin, durch ein vollkommen reifes Hirn in allen Lebenswesen jener Zone so weit, daß selbst Julius- und Augusthitze, die in Monaten kein Wassertropfen kühlt, auch nicht einmal Hundstollheit bewirkt. Das Blut des Spaniers, das zum Theil als Folge seiner vielen Sommerschläfe und einer weniger gereizten körperlichen Thätigkeit träger durch die Adern rollt, als jenseits Pyrenäenblut — schließt sich an dieses Hirn, an diese Nerven an, und bildet Menschen tiefen, stillen Lebens, selbst genügsam, und voll hohen ruhigen Gefühls — geborne Dichter der ersten Classe.

Spanien ist ein irdisches Paradies an des Bodens Fruchtbarkeit, der Erzeugnisse Mannigfaltigkeit und Menge. Alles, was der Mensch als Erdgeschöpf zum Leben braucht, entfällt hier gleichsam der Natur aus offener Hand, und selbst in den wildern Provinzen ist die Arbeit, welche der Boden fordert, im Vergleich mit dem Ertrage nichts. Die Sonne düngt und zwingt die öfters karge Mutter Erde zur Verschwenderin, sie zwingt die Felsen an der Meeresküste, von Barcelona weg bis Malaga, daß sie Trauben tragen müssen, und Valencia's Sümpfe, daß ihnen Reis entwachse. Ganze Dörfer stehen dort, von Pomeranzenhainen umwölbt, leichte Sommerhütten eines milden Klima's — Feigenblätter Ebens. Von Gewild, Hasen, Hühnern und Kaninchen wimmeln die mittleren Provinzen; von 3 Seiten schwemmt das Meer

Digitized by Google

aus seiner Tiefe einen nie erschöpfenden Speisevorrath zu, — auch die Eichel wird in Spanien eßbar, und in Catalonien lebt das Maulthier vom Johannisbrod, das in andern Ländern oft den Nachtisch ziert. Diese Mischung, woraus der Genius des Menschen den Spanier bildete, das frohe leichte Loos, welches er ihm für sein Erdendaseyn anwies, befördert ungemein das innere Leben, und zieht vom äußern ab, — von seinen Mühen, Sorgen und Beschwerden, also auch von seinen Künsten, diesen kühn gewölbten Brücken, durch welche der unbeünstigtere Sterbliche sich unter minder sanftem Himmel seine rauhere Laufbahn ebnet.

Sie that mehr, sie führte bald den Spanier zu dem stillen schönen Glauben hin, *er stehe von Natur auf einer höhern vollendeteren Daseynsstufe, als jedes andere Volk; sey eine von dem Himmel auserwählte Nation.* Einmal lebt ein Glaube dieser Art in jedem Spanier denkbar, und deutlicher spricht sich in jedem das Bewußtseyn eines angebornen Erdenbürgeradels aus, der ihn als Spanier ziert.

Vom Throne weg bis in die Kohlenbrennerhütte nennt der Klügste wie der Dümmste sich und sein Volk mit gleicher Ueberzeugung nobles Espagnoles. Wenn in Andalusien ein Straßenräuber, beritten wie ein Tartarfürst, eine Batterie Pistolen im Gürtel, dem Reisenden den Beutel abgenommen hat, fragt er ihn um sein Reiseziel, giebt ungefordert das Drittel, auch die Hälfte des Geraubten wieder, und sagt mit einem großen Blick: „Ich bin ein Spanier." — Der Wasserträger zankt sich mit dem Eselstreiber eine Stunde lang, und „si Senor" und „no Senor" ziehen stets den Kreis der Wohlanständigkeit und Selbstachtung um jede Periode. Der niedrigste Bauer nimmt ungerochen keinen Schlag hin, und nur mit dem Degen kann der spanische Soldat gezüchtigt werden. Es ist ein Höhenzug, der allgemein durch alle Classen geht, der sich bald ernsthaft, bald komisch ausspricht, aber ewig auf dergleichen angeführten Basis ruht! —

Aeußerst verschlossen und zurückhaltend ist des Spaniers Charakter. Kalt, ernsthaft, fast zurückstoßend empfängt er den Fremden. Jene trügliche glatte Freundlichkeit, jenes geschmeidige glänzende Aeußere des Franzosen kennt er nicht. Erst nach sorgfältiger Prüfung wird er mittheilend, doch ohne der Vorsicht Regel je aus den Augen zu verlieren. Dennoch gebricht es seiner Unterhaltung weder an Scharfsinn noch an Geist; treffende Antworten, beißende Laune, Wortspiele voll Lebhaftigkeit und Witz würzen des Spaniers Umgang. Wer der Sprache Schönheiten und seine Wendung kennt, wird oft über Aeußerungen des Scherzes erstaunen, deren Feinheit und kraftvollen Sinn er in des gemeinen Mannes Mund nicht erwartet hätte.

Ein hohes Ehrgefühl glüht in des Spaniers Brust. Nie, selbst im Scherz nicht, erlaubt er sich eine Lüge, nie bricht er sein einmal gegebenes Wort, sollte ihm auch das Erfüllen seiner Zusage selbst in die größte Verlegenheit bringen, aber eben deßhalb versichert er nicht so leicht, und mit Recht sagt bey ihnen ein Sprichwort: Ein Spanier redet keine Unwahrheit. Von des

Spaniers Gutherzigkeit und Wohlthätigkeit zeugen des Landes zahlreiche und ansehnlich begüterte Hospitäler, die Mildthätigkeit gegen ein Heer von Bettlern, ihre Pflege für Kranke, ihre Legionen von Pensionären, von denen die Großen bald aufgezehrt werden. Viele Beyspiele giebt die Geschichte von der Spanier Großmuth. Selbst bey Beleidigungen bleiben sie zum Bewundern kaltblütig, ist nur ihre Ehre nicht gekränkt. Doch oft raubt auch des Spaniers Stolz, Eitelkeit und Bigotterie ihrer Handlung den Werth, den ihr Edelmuth und ihre Gutthätigkeit versprechen.

Oft schon ist des Spaniers Mäßigkeit erwähnt worden. Barracho — Trunkenbold — ist des Spaniers empfindlichstes Sprichwort, wer sich jemals betrunken, ist unfähig vor Gericht zu erscheinen, und außer unter Fuhrleuten und Maulthiertreibern findet man selten einen Betrunkenen.

Der Deutschen starkes Essen und Trinken ist bey den Spaniern fast zum Sprichwort geworden. Im Jahr 1526 ließ der Magistrat zu Cervera den durchreisenden Pfalzgrafen Friedrich am Rhein, dessen Gefolge nur aus 20 Personen bestand, ersuchen, die Stadt zu verlassen, damit nicht alles aufgezehrt werde. —

Wenn jedes Volk seine Gebrechen und Flecken hat, kann auch der Spanier nicht frey davon seyn. Leicht artet sein Stolz in Hochmuth und Eitelkeit aus. Kein Adel kann anmaaßender seyn als der spanische, in keinem Lande hat er mehr Werth wie hier; doch hat der Neuadelige weniger in Spanien von Vorzügen zu leiden, die der Altadelige vor ihm zu haben wähnt, als in andern Ländern. Auch fehlt es nicht an Männern, welche ihrer Nation das Schädliche vermeintlicher Ansprüche enthüllt und dessen Nachtheil für den Gewerbsfleiß erkannt haben. So der Oberst Cadahalso, der keinen Fehler seines Volks ungerügt läßt. „Erbadel," sagt er, „ist eine Eitelkeit, daß 800 Jahre vor mir einer gestorben, der sich nannte, wie ich mich nenne, und welcher ein nützlicher Bürger war, wenn ich gleich ein Taugenichts bin." Auch läßt er es nicht an der Lächerlichkeit Waffe fehlen. „Vor einigen Tagen," erzählt er, „fragte ich, ob mein Wagen angespannt sey, da ich einen meiner Freunde, welcher krank war, besuchen wollte. Nein! war die Antwort. Nach einer halben Stunde erfolgte die nämliche Antwort auf die gleiche Frage. Kurz darauf sagte man mir, zwar sey der Wagen angespannt, aber der Kutscher beschäftigt. Voll Ungeduld gehe ich hinab, um selbst den Grund dieser Verzögerung zu untersuchen. Mein Kutscher kam mir entgegen und gab mir mit folgenden Worten die Erklärung: obgleich ein Kutscher, bin ich doch ein Edelmann, und da sind so eben einige meiner Unterthanen gekommen, welche mit der Zufriedenheit, mir die Hand geküßt zu haben, nach Hause kehren wollten. Dies hat mich aufgehalten, doch jetzt bin ich fertig: wo wollen Sie hinfahren? — und damit bestieg er seinen Kutschersitz." —

Auch ist in den niedern Ständen die Neigung zur Unreinlichkeit nur zu oft zu bemerken, indeß herrscht in den großen Städten so wie in allen öffentlichen Anstalten ein hoher Grad

Digitized by Google

von Reinlichkeit. Der Spanier ist ein sehr guter Wirth, oft geizig, soll aber ein Gotteshaus oder ein Heiliger neu geschmückt werden, dann giebt er mit vollen Händen und achtet kein Geld.

Wahr ist es, des beleidigten Spaniers Zorn entflammt ihn zur fürchterlichsten Rache, aber die allgemeiner werdende Cultur der Sitten hat auch hier früherer Zeiten Gebrechen so viel gemildert, daß selbst des Volkes Bigotterie nicht mehr zum verfolgenden Fanatismus emporgereizt werden kann, und nur unter dem gemeinen rohen Pöbel finden sich noch jene Züge einer blutigen Rachbegierde, wo Meuchelmord nicht selten war.

Einst war des Spaniers Eifersucht zum Sprichwort geworden, jetzt scheinen die Geschlechter dort die Rollen getauscht zu haben, nicht die Männer, wohl aber die Frauen herrschen hier, und nur in den niedrigen Ständen lodert noch jene wilde Glut. Jene von Duenas bewachten Kerker haben sich geöffnet, der Männer Argwohn hat nachgelassen, und mit der Eifersucht schwanden die Laster. Beyde Theile konnten dabey nur gewinnen, weniger düster wurden die Männer, offner und liebenswürdiger die Frauen. Mit einem Wort, der Spanier Tugenden überwiegen weit ihre Fehler.

Der Charakter der Spanierinnen ist gleich dem der Männer. Ihr Anstand edel, bescheiden ihr Betragen, ungezwungen ihr Umgang. Nie sind sie verlegen, sich auszudrücken, ein unbeschreiblicher Zauber liegt über ihrem ganzen Wesen; eine eigene Munterkeit belebt ihre Unterhaltung. Wer vermag einer feurigen Spanierin mit dem glühenden Auge, mit der einschmeichelnden Götterſprache zu widerstehen? Jener holden Mischung von Temperament und Zurückhaltung, von Verschämtheit und Leichtfertigkeit. Selbst in reiferen Jahren geben ihnen ein unerschöpflicher Witz, ihre unnachahmliche Lebhaftigkeit, die feinen Formen ihres schönen Körperbaues einen unendlichen Reiz.

In Spanien ist Amors Thron; dort ist Liebe Leidenschaft, ein tiefes Gefühl, nicht wie in andern Ländern, der Eigenliebe, Eitelkeit, Gefallsucht oder gesellschaftlicher Nebenbuhlereyen Frucht. Innig und treu liebt die Spanierin, mit gränzenloser Hingebung hängt sie an dem Gegenstand ihres Herzens, aber sie fordert auch gleiche Ergebung und Treue: wer ihre Gunst erhalten will, muß sich jeder ihrer Launen fügen. So feurig und zärtlich sie aber auch immer sind, so schlau sie auch ihre Abenteuer ausführen, so wird sie dennoch stets ihr hohes Ehrgefühl, ihr Stolz vor niedrigen Handlungen sichern. Jeder Aufopferung fähig, verlangen auch sie das Gleiche; aber dann zeigt sich auch die ganze Stärke ihres Charakters, und kein weibliches Geschöpf einer andern Nation kommt ihnen hierin gleich.

Der Fremde muß, um die Spanierin schön zu finden, sich erst an den südlichen Charakter gewöhnen. Man darf diese Feuerglut des Auges, diese gelbliche Blässe, diese Feinheit des Baues, dieses Feuer der Bewegung, nicht mehr mit den Rosen und Lilien, der üppigen Fülle, der Sanftheit nördlicher Schönen vergli-

Digitized by Google

chen. Aber dann wird man auch der schwärmerischen, glühenden, wollustathmenden Spanierin volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Doch sind ihre bezaubernden Eigenschaften mit einer Heftigkeit, mit einer Selbstsucht, mit einer Herrschsucht verschmolzen, die dem Charakter holder Weiblichkeit völlig entgegen stehet. Keine Mäßigung kennend, alles oder nichts zum Wahlspruch, scheinen sie eine eigene Gattung männlich-weiblicher Wesen zu bilden.

Viel Zärtlichkeit und Sorgfalt zeigen die Spanierinnen für ihre Kinder; weniger Neigung für Arbeit, gewohnt, sich bedienen zu lassen, wird ein Theil des Morgens im Bette zugebracht, der Rest des Tages verstreicht unter dem Besuch der Kirchen, unter Gesang, Saitenspiel, Tanz, den sie leidenschaftlich lieben, und am Fenster. Für alles, was Pracht ist, vorzüglich für Edelsteine, haben sie große Vorliebe.

Was die Spanierin ist, hat sie sich selbst zu verdanken, wenig der Erziehung; denn diese ist fast ganz vernachläßiget. Würden ihre natürlichen Anlagen entwickelt und ausgebildet, sie würden im höchsten Grade verführerisch seyn.

Der Kriegsrath von Cölln an den Herrn Professor Görres in Coblenz.

Sie sprechen in Ihrer Schrift über die dem Fürsten Staatskanzler überaebene Adresse S. 42 von einer Reaction, welche in Preußen seitdem sich begeben hätte, als die, welche unter der französischen Herrschaft feurige Kohlen auf ihren Häuptern gesammelt, das Mährchen von geheimen Verbindungen ersonnen hätten.

Da ich einer von den Schriftstellern gewesen bin, der über jenen Gegenstand in den Ereignissen der Zeit einer bey Maurer 1815 erschienenen Schrift sich ausgesprochen hat, deßfalls auch in manchen Zeitschriften getadelt worden bin, so giebt dieser Umstand mir gerechte Veranlassung, mit Ihnen ein Wort über jenen Vorwurf zu sprechen. Sie haben in jenem Satz eine doppelte Unwahrheit ausgesprochen: einmal, daß jene Schriftsteller gelogen und es mit den Franzosen gehalten hätten, zum andern, daß Ihre Behauptung eine Reaction veranlaßt. Ihre Adresse ist selbst der beste Gegenbeweis. Hätte die Regierung ihre Grundsätze geändert, so würden Sie wohl keine solche Adresse dem Staatskanzler übergeben haben dürfen. Was die geheimen Verbindungen anlanat, so ist darüber zu schreiben hier bey Leibesstrafe verboten worden; Sie haben dies Gesetz ungestraft gebrochen, dies ist wieder ein Beweis, daß keine Reaction statt gefunden. So viel muß ich aber, dem Gesetz unbeschadet, hier wiederholen:

daß ich vor zwey Jahren in dem Hamburg'schen Correspondenten gerichtliche Beweise versprochen, worauf sich niemand gemeldet.

Sonderbar habe ich es gefunden, daß dieselben Leute, welche über Preßzwang geschrieen, niemals die preußische Regierung wegen des Verbots aller Schriften über geheime Verbindungen getadelt haben.

Was nun endlich die feurigen Kohlen anbelangt, so begreife ich nicht, wie Sie, mein Herr, zu solchem harten lieblosen Vorwurf ein Recht sich anmaßen können? Sind Sie denn nicht derselbe Görres, der unter der französischen Herrschaft den Riedezahl und das rothe Blatt geschrieben und darin alle altdeutschen ehrwürdigen Rechtsformen lächerlich gemacht, die Fürsten beschimpft hat und 17 Jahr lang ein Unterthan und Diener Napoleons gewesen ist? Ich habe dagegen niemals nur feurige Kohlen unter den Franzosen auf meinem Haupte gesammelt, ihnen nie Eide geschworen, gedient und defirt oder für sie geschrieben, sondern ich habe $\frac{1807}{1813}$ auf die gefährlichste Weise im Dienst gegen sie meine Pflicht erfüllt, mithin bitte ich die feurigen Kohlen für sich zu behalten und zu löschen, denn ich kann mich nicht überzeugen: daß Sie durch bloße Sinnesänderung beym Abzug der Franzosen und einem, von Herrn von Gruner erhaltenen, jährigen Sold von 7000 Fr., alle dem französischen Wesen gehaltenen Lobreden, wieder gut gemacht hätten, besonders da sie als cinquieme puissance, (wie Benzenberg Ihren Merkur getauft hat) doch auch ansehnliche Subsidiengelder an Honorar bezogen haben. Dies geht mich alles weiter nichts an, sagen Sie künftig aber nicht von Männern, die nicht an Ihre 5te Macht geglaubt haben, so viel Böses, oder beweisen es gefälligst. Mögen die Beleidigten und die dadurch geschmähte Regierung dazu schweigen, ich beuge mich vor Ihrer schriftstellerischen Puissance nicht, besonders wenn sie einen so schwankenden diplomatischen Charakter gezeigt hat, wie die Ihrige.

An den Herrn Doctor Wieland in Jena von dem Kriegsrath von Cölln.

Ihre, im Patrioten (No. 9) enthaltene, Gegenrede, auf meine Behauptung: Preußen könne mit entscheidenden, gesetzgebenden, steuerbewilligenden Ständen nicht bestehen, wogegen rathgebende ihm sehr nothwendig wären, ist voll von Persönlichkeiten und leer an Gründen, deshalb, weil Sie, der nie unsere hiesigen eigenthümlichen Staatsverhältnisse in der Nähe angesehen, am wenigsten sie viele Jahre hindurch bearbeitet hat, wie ich, solche mit ihrer Staatsrechtstheorie nicht in Uebereinstimmung bringen können, verdammen Sie mich, der ich diese Verhältnisse berücksichtigt wissen will, zur persönlichen Verkehrtheit, und meine Behauptung zur Absurdität. Darauf wäre eigentlich ganz anders zu antworten, als hier geschieht, wenn die Sache, um welche der Streit geht, etwas dabey gewönne.

Ohne meine, aus der Eigenthümlichkeit der preußischen Staatsverhältnisse und den von einander abweichenden Bildungsgraden,

Digitized by Google

die preuß. Volksstämme hergeleiteten, Gründe zu obiger Behauptung zu widerlegen, drehen Sie solche um, und setzten das Gegentheil entgegen:

„Wenn Preußen mit gewählten Ständen einen Vertrag über eine Verfassung eingeht ꝛc., so wird Preußen durch die dadurch erlangte moralische politische Einheit jedem Angriff seiner Nachbaren siegreich widerstehen ꝛc.“

Die dafür aufgestellten Gründe sind rein theoretisch, wie wir sie seit 25 Jahren oft genug lehren und anpreisen gehört, und Versuche darnach machen gesehen haben.

Diese Theorie trennt nun die gesetzgebende und vollziehende Gewalt, und stellt sie gegen einander über, ohne einen höher stehenden entscheidenden Richter einzusetzen. Ich sehe daher nicht ein, wo bey solcher Trennung die Einheit herkommen soll, von der Sie in Ihrer obigen Behauptung ausgehen? Auch haben Sie kein Wort darauf geantwortet, wo ich gesagt, und Sie in Ihrer Gegenrede angeführt: daß eine dritte richtende höchste Macht über den zwey, das Staatswohl bezweckenden, Gewalten, der Staatsdienerschaft und der Stände, stehen müsse, weil sonst keine Einigkeit und Friede, sondern nur Krieg, Trennung und Gewalt, auf einer oder der andern Seite zu erwarten sey.

Wenn das Ideal Ihrer geschilderten Verfassung verwirklicht werden soll, wo ist denn die Garantie, daß die durch verschiedenes Interesse getrennten Stände und der Fürst in ihren gesetzlichen Schranken bleiben werden? Wo ist die Gewalt, welche über die Haltung des Vertrags zwischen dem Fürsten und dem Volke wacht? Bleiben Sie selbst doch niemals in den Schranken der Bescheidenheit, sondern treten beständig, den Gegner persönlich beleidigend, mit großer Anmaßung daraus hervor.

Doch was streite ich mich mit Ihnen über einen Gegenstand, worüber Geschichte und Erfahrung längst entschieden haben. Als in Brandenburg die Stände eine entscheidende Gesetzgebung übten und die Steuern bewilligten bis zum großen Churfürsten, war es die Beute seiner Nachbaren; als seine Fürsten unumschränkt wurden, erhob es sich zu einem Staat, wie er jetzt dasteht. Widerlegen Sie diese Thatsachen. Wollen Sie entgegnen: Es hätte keine gewählten, sondern Feudalstände gehabt, so ist auch damit nichts gewonnen, denn auch die Wahl wird durch das mächtigste Interesse geleitet und dies ist bey uns immer noch der Ackerbesitz. Die Folge wird es lehren.

Damit sey es genug als Antwort auf Ihre unhöfliche Gegenrede.

Digitized by Google

Freimüthige Blätter

für

Deutsche.

I.

Ideen

über das Preußenthum,

in abhandelnden, geschichtlichen, dramatischen, romantischen und auch satyrischen Formen ausgesprochen.

Von

Julius von Voß.

Drittes Bändchen.

(Beschluß.)

Der Staat läßt sich — (und thut wohl daran) — nicht durch junge Erfahrungen über alte irre machen, und hält ein Kunstheer.

In so manchen Rückwirkungen auf das Gemeinwesen steht es aber bei weitem nachtheiliger da, als das alte, und das ist nicht wenig zu beklagen.

Man nimmt zu Soldaten jetzt in der Regel nur Einländer. Einseitig betrachtet, giebt es da viel zu loben. Der vaterländische Sinn, die Anhänglichkeit lassen sich hier ja am meisten voraussetzen. Die fremde Werbung lieferte ehedem eine Menge von vagabondirendem Gesindel, das Sittenverderb mitbrachte, bei nächster Gelegenheit doch entlief u. s. w.

Alles wahr, nur hat die Sache auch ihre zweite Seite nicht minder einer genauen Beachtung werth, und es reden hier wieder viele Erfahrungen anders, wie der nächste Gedanke.

Niemand wird doch Vaterlandsliebe, Anhänglichkeit u. s. w. in Athen vermissen. Demungeachtet rief man dort Fremdlinge zu Land- und Seesoldaten herbei, namentlich in späteren Zeiten der Republik, wo die Kunst immer mehr entwickelt hatte. Man stellte sie nicht in die Phalangen, ließ aber die Kriegsmaschinen durch sie bedienen, das Fuhrwesen, bisweilen aber verrichteten sie auch manchen leichten Truppen- und hauptsächlich Meerkriegsdienst.

Denn man wollte nicht zu sehr aus des Landes Mark schöpfen, lieber auf diesem Wege noch Bevölkerung hereinziehn. Darauf hielt man so: daß Attika einst auf einigen dreißig Quadratmeilen, und etlichen kleinen Inseln, über Fünfmalhunderttausend Seelen zählte; nehmlich 20,000 Bürger, 10,000 Fremde *) das Uebrige Weiber, Kinder und Sklaven.

*) Athen brauchte Fremde ungemein staatsklug. Man nahm sie auf, nützte sie, der Staat gab sich ihnen aber nicht zum Benutzen hin. Ihre guten Ideen wurden angewandt, nicht Einem hingegen der Ideenimpuls vertraut, um im Staate zu ändern was ihnen beliebte. Mit ihrem Pfund konnten sie wuchern, ihre Talente gültig machen, im Fall

Digitized by Google

Diejenigen römischen Imperatoren, die wirklich kriegerisch waren, richteten mit Fremdlingen genug aus, so wie wahrlich auch Napoleon, wenn man gleich die französischen Regimenter — bei den Reichthum an Menschen — nur aus Einländern bildete.

Nimmt man nun alle Soldaten aus dem Vaterlande, entziehen sich den übrigen Gewerben doch empfindlich viele Arme, und die Klage darüber ist beim Landbau schon laut genug.

Friedrich II. nahm sie nur zur Hälfte, und drei Viertheile davon, gingen, beim Frieden, zehn Monate im Jahre, als Beurlaubte wieder zu den bürgerlichen Gewerben. Jetzt beurlaubt man wenig, und das statistische Ergebniß kann nicht erfreulich seyn.

Ehedem behielt man die Soldaten bis zum funfzigsten, wohl sechzigsten Jahre in Reih und Glied. Die ältern taktischen Bewegungen konnten sie immer noch vollziehn, im Kriege hatten sie weniger Beschwerden zu tragen, man schlief unter Zelten, nahm meistens Winterquartiere. Nunmehr hat sich das geändert, man ist genöthigt auf regsame Jugendlichkeit zu halten, desto mehr Nachtheil aber auch für bürgerliches Gewerbe und Bevölkerung, bei den immer frischen Aushebungen.

In voriger Zeit gab man die Zierrathen der gemeinen Krieger nicht allein zu, beförderte sie wohl noch.

---

großer Auszeichnung wurden sie den Bürgern gleich gestellt, und empfingen ein Stimmrecht; zu hohen Staatsämtern blieb ihnen der Zugang aber gesetzlich versagt. So konnten sie durch gutes Beispiel, den Nationalgeist schärfen helfen, nicht aber seine Enthaltung im Beispiel ihres Vorzugs bewirken. Sie heißen ἀστρατεῖς — Wie gescheut man in England über den Punkt denkt, ist bekannt.

Hier kam einmal die Bevölkerungsrücksicht in Anschlag, und bei Ausländern der Umstand: daß man sie durch Weib und Kind vom Entlaufen abzuhalten suchte.

Jetzt werden diese Ehen erschwert, auch meistens unthunlich, bei dem öfteren Wechseln der Standquartiere.

Einseitig läßt sich gegen sie genug sagen, und man verschweigt denn — wie in Tausend solchen Fällen — beim Gegen das Für.

Der verheirathete Soldat denkt an Weib und Kind, sagt man, und geht dem Tode nicht so muthig entgegen.

Weshalb thaten es denn aber Friedrichs verheirathete Soldaten, und neuerlich unsre Landwehrmänner? Ein Schriftsteller, der hier auch anderer Meinung war, als Andere, berief sich mit gutem Fug auf die dreihundert Spartaner von Thermopilä, die insgesammt Frauen daheim hatten.

Daß aber, bei seiner geringen Einnahme, eine schlechte Hauswirthschaft des Soldaten, und eben solche Kinderzucht entstehe, ist nicht abzuläugnen, wie wohl auch nicht unbedingt nothwendig. Es gab deren, welche Nebenarbeit trieben, die Frau auch, und so standen sie nach ihrer Art sich recht gut, und erzogen dem Staate wieder Soldaten.

Das einst auf diesem Wege erlangte Gute künftig verloren gehn zu lassen, wäre gegen die Staatstendenz, dem mit untergelaufenen Uebel hingegen, durch Erfahrungen darüber belehrt, mächtig entgegen zu arbeiten, das würde sie bedingen.

Den meisten Zeitmeinungen, wie sie über den Gegenstand jetzt umlaufen, ist platterdings zu widersprechen, weil ihre Einseitigkeit immer die Kehrseite betrachtet, und immer die jüngsten Erfahrungen, wovon sie,

mit Shakespear zu reden, hängt wie Vogelleim an einen Friesrock, sich klar machen will, vor eitel Gemüthlichkeit und Eigenliebe.

Uebertreiben und nicht genug thun, sind zweierlei. Man kann die ausländischen Werbungen schmählich übertreiben, wenn man, wie vor dem siebenjährigen Kriege, unmäßiges Handgeld zahlt, sich allerhand List- und Gewaltmitteln dabei hingiebt, was den Staat geflohn und gehaßt macht; daneben ohne Wahl alles Gesindel aufnimmt. Als höchste Uebertreibung konnte im siebenjährigen Kriege das Pressen der Gefangenen gelten, die denn auch zu ganzen Compagnien und Bataillonen Reißaus nahmen.

Nicht genug thut aber ein Staat: von geringem Umfang — hielt das volkreiche Frankreich ehedem doch Schweitzer- Deutsche- Irrländerregimenter — wenn er hier nur immer aus eignen Mitteln schöpft. Ein mäßiges Handgeld von zehn bis zwanzig Thalern, ist ja wohl das, für den eingestellten Fremdling, bei seinem Gewerb erhaltene, Landeskind werth. Man kann es im Kriege dennoch ausheben, und hat an Jenem einen Streiter mehr. Wie hätte sich Friedrich wohl ohne Ausländer vom Untergang retten wollen. Man kann eine Wahl treffen; Tausende jener alten Ausländer wurden uns gar sehr nützlich. Verheirathet, entlaufen sie auch so leicht nicht. Die unsichersten sind zum Vertheidigen der Festungen bequem zu gebrauchen, und die sonst hier nöthigen Einländer können meistens dann ins offene Feld ziehn. Wo nicht mehr zur Hälfte, könnte doch ein Viertheil, wenigstens ein Sechstheil der Soldaten aus Fremdlingen bestehn. Das würde den Sinn der Uebrigen doch nicht verderben.

Denn vom Sinn her, gehn da auch so viele Einwendungen aus. Sinn und wieder Sinn thun es ihm.

Wollte man doch unbefangen untersuchen, welchen Sinn für den Sinn mancher Landmann aus Pommern und den Marken hat, haben kann. Oder sich nicht verhehlen, wie der Sinn in Oberschlesien, in manchen Rheingegenden u. s. w. im tiefen Herzensgrunde eigentlich seyn mag, und nicht immer an bewirkte Wunder durch gewaltige Worte glauben, wo andere Ursachen im Hintergrunde wohnen. Es giebt nur zu viele lautredende Belspiele über dergleichen. Noch im Jahre 1794 sahe man die Regimenter Bonin und Hollwede bei Warschau auch Wunder der Tapferkeit vollziehn. Sie bestanden zur Hälfte aus Reichsgeworbenen, zur andern aus westpreußischen Einländern, die weit mehr an Polen als an unsern Staat hingen. Sie schlugen eigne ältere Landsleute und katholische Glaubensgenossen, bei denen wahrhaftig der Sinn tüchtig entzündet und beflügelt worden. Denn Kosziusko verstand sich auf politische Redekunst, die Priester auf Religion, man trug Kruzifixe vor den Streithaufen her. Was bewirkte denn jenen Regimentern Sieg? Gute Anführung, überlegne Kriegskunst, Disciplin.

Man kann es mit dem Beurlaubten und Freiwächterwesen, in einem langen Frieden so übertreiben: daß die Soldaten endlich den spätern Prätorianern, Janitscharen, oder Hamburger Stadtsoldaten, ziemlich ähnlich werden. Solche Uebertreibung gab es ehedem bei uns, wo man nur an die Musterungsplätze dachte, und zu wenig von dem geschah, was den Soldaten im Frieden eigentlich auf den Krieg vorbereitet.

Aber nicht genug thut ein Staat von geringem Umfang, wenn nicht bei den Tausend und tausend jugendlichen Armen, welche das Heer von andern nützlichen und nöthigen Geschäften ruft, auch berücksichtigt wird, daß sie, neben ihrer Kriegstheorie, den ursprüng-

Digitized by Google

lichen Beruf doch einigermaßen noch vollziehen könnten. Da würden sich also mehr Beurlaubungen als jetzt empfehlen.

Hierdurch würde sich der Soldat schon dem Bürger wieder nähern. Das wäre aber noch nicht genug. Auch die zum Friedensdienst beisammen gehaltenen könnten es. Oft hat man da schon auf Roms Beispiel verwiesen, obschon es überhört wurde.

Hier aber könnte man grade in einer löblichen, selbst geschaffenen, Zeitentwickelung auftreten, über etwas eine Bestimmung aussprechen, daß in Friedrichs Zeiten noch wankte, mit einem dunkeln, gegen sich selbst widersprüchlichen, Wahn im Kampfe lag.

Denn hätte Jemand damal gerathen; es den römischen Legionen im Frieden nachzuthun, die Krieger Wege bauen, Sümpfe urbaren, Wälder auslichten zu lassen, würde ihm entgegnet worden seyn: die Zeit für so was könne man den Waffenübungen nicht abmüßigen.

Demungeachtet beurlaubte man die Mehrheit der Soldaten zehn Monate von den Waffenübungen.

Oder man hätte solche Beschäftigungen der Ehre der Soldaten nicht angemessen erklärt.

Bei dem Allen gab man zu: daß er pflügte, Holz spaltete, den Packträger und Karrenschieber machte, bei den Garden war das nicht erlaubt, die waren hingegen angewiesen auf — Wollespinnen.

Also eitel Widerspruch. Ueber den können wir nun hinaus seyn, auch wohl schließen: daß, was Rom ehrenwerth hielt, nehmlich auch außer den Waffenübungen dem Staate zu nützen wir auch getrost, und der militärischen Ehre unbeschadet, zu thun vermögen. Was wäre es denn um Fortgang, wenn wir nicht oft klarer schauten, als die Väter.

Kunstwege im ganzen Lande, sind für Binnenhan-

Digitized by Google

del, Fremdhandel und Transitohandel — demnächst für Transporte im Kriege — von großer Bedeutung. Im Ganzen sind die preußischen Landstraßen im Auslande — ihrer Schlechtigkeit willen berühmt, unser Postwesen hat manchem Satyrenschreiber einen sehr brauchbaren Stoff geliefert. Wer nicht im preußischen Staate reisen muß, thut es so leicht nicht, manche Fremde würden zu uns kommen, und hier Geld verzehren, die abschreckenden Gemälde der Reiseunbequemlichkeiten halten sie ab, wie auch der Transitohandel, wo es angeht, andere Richtungen sucht. Das ist leider wahr.

Man hat an Verbesserungen gedacht, einige Kunstwege gebildet, andere begonnen, aber das schleicht träge, kann auch nicht anders. Guten Wegen kann ein besseres Postwesen folgen. Man scheut unsere langsamen Extraposten, weit mehr aber noch die gewöhnlichen, wo es auf schlimmen Wegen gar unsanfte Stöße giebt, und man bei Nachtzeit so leicht umwirft, und die Poststücke nicht alle Beine und Arme ganz lassen *).

Viel rascher müßte der Kunststraßenbau vorschreiten, wenn die Soldaten jährlich vier oder fünf Monate damit beschäftigt würden. Jede Woche könnte immer

*) Selbst jetzt schon würde der Staat mehr Gewinn von diesen Posten ziehen können, wenn man sie nur von vier Uhr Morgens bis Abends um zehn Uhr fahren ließe. Die ihren Schlaf zu Nachtzeit lieben, würden sich ihrer denn öfter bedienen. Die Postbeamten gewännen auch sehr dabei. Die sechs verlorenen Stunden müßten jedoch im schnelleren Fahren am Tage eingebracht werden. Und das könnte auch füglich. Bei Nacht werden die Pferde am meisten abgetrieben, ihnen Ruhe, und sie können mehr leisten. Gar wohl ließe das Postgeld sich um etwas erhöhen, die Reisenden würden es auf diese Bedingung gerne zahlen. Dann wären die Pferde besser zu füttern.

Digitized by Google

ein Tag noch den Waffenübungen bestimmt bleiben. Welche treffliche, gesunde, kraftübende Arbeit in freier Luft, wie aneignend zu Kriegsbeschwerden.

Dafür müßte das Einkommen von den Kunstwegen den Soldaten auch gehören, die Landstraßen könnten überhaupt ein Eigenthum des Heeres, und ihm eine mehrseitige Benutzung seyn.

Einmal, indem alle Chaussee-Einnehmerstellen seinen Invaliden anheim fielen.

Zweitens, indem der Gewinn über die Unterhaltungskosten zum Nutzen der Soldaten verwandt bliebe.

Drittens, indem man zugleich neben allen Wegen *doppelte* Reihen von Obstbäumen pflanzte, deren Ertrag *die nehmliche* Bestimmung hätte.

Das gäbe eine ungeheuer weitgetriebene, und im Durchschnitt ohne Zweifel gewinnreiche Obstkultur, nach den verschiedenen Provinzen verschieden in der Gattung.

Mit Obsthandel nach den Nordländern wäre noch etwas für unsere Ausfuhr zu thun, wir senden dagegen noch Geld für Obst — im natürlichen Zustande und geschält, gebacken u. s. w. — aus.

Es käme hauptsächlich nur auf das erste Pflanzen an. Das Raupen, Ernten u. s. w. forderte denn jährlich nur einige Wochen, die Frauen und Kinder der Beweibten könnten hier auch zu thun finden und den Anlagen beim Kriege vorstehen.

Beim Obste giebt es oft Mißwachs, doch kann auch ein Birn- Apfel- Pflaum- Kirschbaum in einem guten Jahre drei, vier, fünf Thaler einbringen. Mit einem Durchschnitt von jährlichen vier Groschen hätten die Soldaten schon einen ansehnlichen Gewinn. Denn man könnte zehn Meilenlängen — in verschiednen Richtungen, wie sichs träfe — auf ein Regiment geben. Alle sechs Schritte ein Baum, zwei doppelte Reihen, so

Digitized by Google

enthielte eine deutsche Meile Achttausend Bäume, zehn Meilen Achtzigtausend, mit 13,333 Thaler Ertrag. Vielleicht ließe sich mit einem bedeutenden Kunstfleiß ein Durchschnitt von acht Groschen erzielen, also 26,666 Thaler. Wir haben über diesen Gegenstand in einem anderen Buche schon geredet.

Daneben wäre jedoch vortrefflich, wenn jedes Regiment sich eine nach und nach steigende Zahl kleiner Meiereien, von zwölf bis sechszehn Morgen oder Scheffel-Saat in gutem, von zwanzig bis fünfundzwanzig in sandigen Boden, erwürbe.

Hätte ein Soldat sechs Jahre unsträflich gedient, würde ihm eine solche Meierei auf lebelang gegeben; sie zu bebauen, und ein Weib zu nehmen. Neun Monate wohnte er dort, die übrige Zeit verfügte er sich zu seinem Regimente. Doch muß auf seinem Gütchen es auch nicht ganz an Uebungen im Schießen u. s. w. fehlen, man könnte bisweilen Sonntags die Bewohner von mehreren Meiereien nach einen Punkt versammeln. Offiziere bereiseten den Canton, es wohneten deren selbst dort, oder wie man das nun einrichtete, um mehr als ehedem die Soldaten geübt zu erhalten.

Das hätte etwas von den römischen Aeckervertheilungen etwas von schwedischer Landmiliz, wäre aber in manchem Betracht vollkommener, und alle Einrichtungen hier müssen das schon einmal Gewesene oder Fremde übertreffen.

Welche Vortheile gewönne der Staat!

Einmal an Bevölkerung. Seine beste Jugend zeugte doch wieder, und nicht Bastarde in Unzucht, für deren Erziehung keine Mittel da sind, nicht Kasernengeschmeiß, das selten gedeiht, sondern gesunde Landkinder.

Zweitens sparte er neun Monate den Sold dieser Krieger, weil sie als Landleute so lange sich nährten,

und nicht wie sonst an Stubenluft gekettet, oder Bauern als Knechte dienend. So ein unabhängig Eigenthum würde ihnen einen freieren, stolzeren Sinn und Muth geben. Es müßte aber auch gesorgt werden, daß sie bestehen könnten, Fleiß und Mäßigkeit vorausgesetzt. Also Unterrichtsanstalten über die bestmögliche Feldwirthschaft. Wäre so ein Antheil nicht groß genug, einige Morgen mehr. Daneben Hütungsrechte, Holz, wie es nun anginge. Doch müßten die kleinen Wirthschaften andern Landleuten wahre Muster guter Verwaltung aufstellen, es müßte schier so weit damit getrieben werden wie in China.

Drittens wären diese Soldaten gewiß eigentliche und treffliche Krieger. Landleben und Feldarbeit stählen den Leib. Wo man selbst Land hat, erkennt man ein Vaterland auch am meisten, wogegen das Wort sonst viel hohlen Klang hat. Wie getrost könnten diese Streiter ins Feld ziehn, hätten Weib und Kind daheim doch zu leben. Welch Interesse, den Feind von den Gränzen abzuhalten, damit er den Wohnplätzen nicht nahe käme, wo ihr und der Kameraden Weib und Kind, hauseten. Wie muthig dürften sie dem Tode ins Antlitz sehn, weil die Lieben versorgt blieben. Denn eine Soldatenwittwe bliebe lebelang auf dem Gütchen, und dann sowohl, als im Kriege überhaupt, würde ihr aus den nächsten Dorfschaften einige Hülfe geleistet, ihr Land gepflügt, gemäht, kurz, das gethan was sie mit ihren Kindern nicht vermöchte. Stürbe sie auch, ginge es in die Hand eines anderen Soldaten über, man sorgte jedoch für die Kinder. Die Knaben würden wieder zu Soldaten erzogen, die Mädchen in eine solche Erwerb- und Sittlichkeitsanstalt gebracht, wovon schon die Rede war, und die man den Herrnhuthern nachzubilden hätte. Das bloße Nachbilden widerspricht

der Staatstendenz, die Anstalten müßten noch besser seyn. Sie wären es aber schon dadurch, daß überflüssiger Pietismus davon wegbliebe, und daß man nicht einen Theil des Erwerbs dazu bestimmte, Heiden in fernen Welttheilen bekehren zu lassen.

Wo aber sollten all das Land, die zu bauenden Häuschen, die kleinen Inventarien u. s. w. zu den Meiereien herkommen?

Und man brauchte viel Land, die Zahl der Meiereien würde nach und nach auf Hunderttausend und darüber steigen müssen. Die würden etwa 100 Geviertemeilen Land erfordern, rechnen wir auch 150.

Krug sprach — nach dem alten Länderbesitz des preußischen Staates — von mehreren Hundert Geviertemeilen, die no. mit überflüssigem Holz bestanden wären, das, zu weit von schiffbaren Strömen entlegen, nicht zum Verkauf gebracht werden könne, und meistens unnütz verkäme. Dieser gründliche Schriftsteller erklärt die Furcht vor Holzmangel, trotz allem Anschein, für eitel, und ihm würde um desto mehr zu glaubenseyn, wenn man es mit der Holzsparkunst ernstlicher meinte, als bisher.

Jetzt hat sich daran nun wohl viel geändert. Neuostpreußen und ein Theil des ehemaligen Westpreußen, sind verschwunden, und die Waldungen im Kriege viel mitgenommen worden. Doch findet jener Satz in Preußen, Pommern, Oberschlesien und in einigen westphälischen Gegenden doch wohl noch Anwendung.

Und Holz-Ausfahren bringt zwar Geld ins Land, daß aber eine Geviertemeile Wald, in solche Meiereien vertheilt, sich weit besser nützen würde, leuchtet wohl eben so ein, als daß ein Morgen Gartenland einen gleichen Umfang Kornland weit an Ergiebigkeit übertrifft. Und bei den Meiereien hätte man obenein die Absicht, den Kornbau so gartenhaft wie möglich zu treiben.

Digitized by Google

Vielleicht ließen sich noch hundert Geviertemeilen nutze, oder auf Ausfuhr berechnete Waldungen ausmitteln. Wo es noch Sümpfe zu urbaren gäbe, gehörten die auch hieher, und so viele Arme könnten in einer Reihe von Jahren schon ein erhebliches hauen, roden, graben, dämmen u. s. w.

Bauholz zu den Wohnungen gewänne sich auch im Ueberfluß.

In vielen Gegenden, namentlich den sandigen, giebt es bei uns übermäßig, breite Landstraßen, und Nebenwege über die Aecker hin, die schädlich sind. Durch Kunstwege, die nur so breit seyn dürfen, daß zwei Wagen einander bequem ausweichen können, gewänne sich da oft Land, und das käme in einigen Anschlag, wo man von Ortschaften zum Behuf der Meiereien kaufte. Das würde freilich immer noch geschehen müssen, und um so mehr, als bei den Waldungen eine Fehlrechnung bestehen könnte.

Man kaufte vorzüglich da, wo die Ortschaften zu viel Land haben, und es sorgfältig genug bauen zu können. Dies ist noch häufig der Fall, wenn schon nicht in den fruchtbaren Gegenden.

Auf billigen Verkauf wäre bei einer so gemeinnützigen Angelegenheit auch billig zu dringen.

Aus Staatsforsten und Domänen könnte man getrost das Land umsonst geben. Es entstände ja eine indirekte, aber ansehnliche Pacht in dem künftig ersparten Solde. Wenigstens könnte der Staat hier Kredit geben, und anderweitig mit dem seinigen aushelfen. Dasselbe könnten auch Landschaften thun *).

Nehmen wir rund an, so eine Meierei kostete —

*) N. d. R. Da sind durchweg diese Meiereien nicht anzubringen, sehr wohl aber auf gemeine Hüthung und Dorfauen.

nach allen Begünstigungen vom Staat, und eigen daran geleisteter Arbeit — 500 Thaler. Das gäbe auf 100,000 Meiereien 50 Millionen Thaler.

Im Anfang schwindelt man freilich bei dem Gedanken, wie die ungeheure Summe je sollte bezahlt werden können. Demungeachtet würden Regierung und landschaftliche Vereine gar wohl ihren Kredit für sie aufbieten, und zinsliche Schuldscheine darüber aufstellen dürfen.

Denn einst, wenn 100,000 Soldaten auf den Meiereien wohnten, sparte die Regierung an jeden jährlich gegen dreißig, in allem drei Millionen Thaler davon könnten zwei — zu vier vom Hundert — an Zinsen, und eine auf allmählige Abzahlung des Kapitals verwandt werden. In dem Maas, als die Zinsen abnähmen, mehrte sich die Abzahlungssumme. Käme auch die oben genannte Obstkultur in guten Flor, trüge das Heer selbst bei. Und nach einer — freilich nicht kurzen — Reihe von Jahren, würde endlich das Kapital abgelöset seyn, wodurch der Staat in Ersparungen einen reichen Geldgewinn, und an Bevölkerung, Güte der Soldaten, vermehrte Hervorbringung von Ländererzeugnissen einen gar nicht zu berechnenden Vortheil ziehen müßte.

Eins würde aus dem Anderen folgen, man würde dahin kommen, auch größere Offizziermeiereien anzulegen u. s. w. doch Alles nach und nach.

Zum Theil würden ganze Dörfer solcher Meiereien entstehn, zum Theil würden sie neben alten Dörfern gestiftet werden, Alles nach den Umständen.

Geringfügige Einwendungen entkräften sich bald. Es ist jetzt System: die Regimenter ihre Standquartiere wechseln zu lassen. Es hat sein Gutes und seine Nachtheile, ist übrigens rein-französische und österreichische Nachahmung. Das alle Vergarnisonirenlassen ist

nicht zu empfehlen, man kann aber auch in den Provinzen wechseln, mindestens ein Bataillon im nahen Bereich der Meiereien bleiben, das die Beurlaubten jährlich übt. Denn freilich wäre nicht zu verlangen: daß ein Soldat, dessen Meierei in Lithauen läge, seinem Regimente nach Bonn zur Exerzierzeit folgen sollte. Ob man übrigens hier oder da Obstkultur triebe, wäre gleich.

Alles das gilt vom Fußvolk, die Reuterei könnte solchen Beschäftigungen sich nicht hingeben, wohl eben anderen, bei großen Stutereien, und der Pferdezucht für ihren Gebrauch.

Es ist noch eine Uebereilung beim Heere geschehn, welche dem Patrioten, der sich hier alter Zeiten entsinnt, tief in der Seele schmerzt. Daß man nehmlich die alten Regimenter meistens aufgelöset hat, wogegen die, welche ehedem bei Landshut und Maxen in Gefangenschaft kamen, stets wieder aufgerichtet wurden.

Viele herrliche Ideen hingen am Alter eines Regiments, und seinen Thaten der Vorzeit. Der Verfasser gegenwärtiger Schrift stand in seinen frühesten Dienstjahren bei dem Regiment Nr. 12, 1688 gestiftet. Er fand einen alten Stabsoffizier, mit Namen Planitz, der seit 1740 bei dem Regimente gedient, und bereits der Schlacht von Mollwitz beigewohnt hatte. Dieser erzählte von einem Major, den er 1740 im Regiment gefunden, und der ihm einst in den italienischen Feldzügen, und in die Schlacht von Malplaquet gefolgt war. Das hatte viel Erhebendes für die in ein solches Regiment tretenden Jünglinge. Wer sonst im Regiment Nr. 1. — zuletzt Kunheim — stand, konnte sich sagen: Schon bei Warschau hat mein Regiment unter Friedrich Wilhelm dem Großen gefochten.

Diese heroische Weihe brauchte dennoch nicht der-

Digitized by Google

loren zu gehn. Nach den Aushebekreisen der neuen Regimenter könnte man die hohen Erinnerungen an das, was die Altväter dieser Enkel gethan haben, wieder anfleben lassen, und sie bezeichnen, z. B. auf den Fahnen. Wer da läse Fehrbellin — Hochstädt — Cassano — Belgrad u. s. w. u. s. w. bis auf Leipzig und belle alliance würde doch nicht kalt bleiben. Das wäre eine gar schöne Rücksicht auf Gemüthlichkeit.

Adel und Majorate.

Wenn die preußische Staatstendenz immer sieht, wie Vorzeit, Gegenwart und Zukunft auszugleichen sind, flieht sie doch Uebereilungen, und stellt in verwikkelten Gegenständen auch manches späteren Tagen anheim. Dahin könnte das Adelswesen gehören.

Die Geschichte häuft dabei nur widersprüchliche Erfahrungen. Der Adel in Griechenland und Rom hat oft wichtig genützt im Vertreten des Gemeinwesens, und oft wieder in angezettelter Zwietracht empfindlich geschadet. Es hat im Mittelalter ein edles Ritterthum gegeben, aber auch unedlen Straßenräuberadel. Maltheser, Kreuzherren u. s. w. erwarben einst hohen Ruhm, und späterhin verlief sich ihr Wesen meistens in Pfaffenpfründeschaft, wo Ahnen zum müssigen Schlemmen, Prassen und Buhlen auf Kosten des Gemeinwesens, berechtigten. Es ist ein herrlich Ding um ächtes Adelsehrgefühl, aber ein lächerliches um den Colibradoswahn und Hochmuth.

Der Adel soll, nach Montesquieu den Thron umstellen, schmücken, dem Staate würdige Feldherren und andere Großbeamte erziehen. Das ist bisweilen auch wirklich geschehn, oft hingegen waren auch die ehrenreichen Höflinge die größten Narren, nicht selten Erz-

Erzbösewichte, Frankreich hatte vortreffliche Minister, die nicht von Adel waren — Mazarin, Necker — und die besten Feldherren, die es je hatte, schwangen sich aus dem Staube herauf. Ein Staat soll ohne Adel nicht bestehen können, sagen Viele, und berufen sich, ihre Behauptung desto mehr für die Monarchien zu erhärten, auf die Republiken. Aber die französische Republik war nie stärker, als nachdem eben der Adel entfernt war, die natürliche Monarchie langt ohne Adel aus, Rußland ist ohne eigentlichen Adel groß geworden, seine alten Knäsen hatten nicht einmal Wappen.

Da sind mithin eitel Widersprüche. Die preußische Staatstendenz mag keine Hauptlinien in der Verfassung austilgen, und empfiehlt auch, den Adel darum fortbestehn zu lassen, weil Erinnerung an die Vorderen des Geschlechts Nutzen bringen kann, und indem Jemand, der Schwerin, Ziethen, Winterfeld, Seidlitz u. s. w. heißt, in seinem Namen eine Aufforderung mehr hat, um ehrenvolle That zu streben. Die Aufforderung kann sie nicht missen wollen, da sie der Mittel zu gutem Zweck so viele als möglich bedingt. Mit dem Namen und der Bezeichnung eines Adlichen ist es aber auch genug, und genug für den, der Sinn dafür hat, edlen Aufforderungen zu gehorchen. Weitere Privilegien, besonders solche, die auf andere Stände nachtheilig und drückend wirkten, müßte sie jetzt sehr ungerecht erkennen, da, in den zunächst vergangenen Kriegen, alle Stände so eifrig zur Vertheidigung der Monarchie beitrugen. Nur wenn der Adel dies allein, oder doch hauptsächlich, mit großem Aufwand von Kosten thut, haben dergleichen Privilegien einen billigen Grund. So ist in Schweden — das sich auch manche Jahrhunderte ohne Adel behalf — die Frälse entstanden, aus der polnischen Reuterei die Ritterschaft. In älte-

ren Zeiten entstand in Deutschland die Ritterschaft auch aus Reuterei, doch aber nur zum Theil, und es giebt gar alte hochangesehene Familien, deren Adel nur gekauft, und sonst durch Fürstengunst erlangt worden ist, und die Obliegenheit: auf eigne Kosten mit Reisigen zur Vertheidigung des Staates zu erscheinen, hatte lange schon aufgehört; und die Privilegien, die auch nun hätten enden sollen, bestanden noch fort, weil der Partikularvortheil sich an den Thronen gültig zu machen wußte.

Gut, daß die Zeit — aber nicht in Folge ihrer Ueberzeugungen, sondern ihrer drängenden Noth — die unbilligsten Privilegien des Adels abstellte, wohin besonders die Johanniterkomthureien, und — ganz lutherthumswidrigen — protestantischen Domstifte gehörten, wo Ahnen zum Ernten ohne gesäet zu haben, führten.

Wozu sollte dieser Tendenz denn aber auf Beförderung von Majoratsstiftungen denken? wovon man dermalen so viel spricht, nicht minder von geborner Pairschaft, die ein ungeheuer weitgetriebenes, und platterdings vernunftwidriges Privilegium ist? Zur Erhaltung des Adels? Es giebt Gründe in Menge, nach denen man diese Erhaltung gar nicht als nothwendig ansehen darf, und zweitens wird der Adel ja schon erhalten in den Geschlechtsnamen. Veredle sich der Adel immer mehr durch gute Erziehung; daß Geld aber nicht veredle, wenn es schon ein Mittel zu guter Erziehung und weiterer eigner Bildung mehr ist — obwohl auch Armuth bisweilen recht gut erzieht — darüber sind wir doch einverstanden.

Nichts, gar nichts von dem, was der Vernunft widerspricht, kann die preußische Staatstendenz wollen, und das Ungerechte widerspricht ihr auch, weil sie Nothwendigkeit empfehlen muß.

Digitized by Google

Was die Geschichte über sehr reiche Adliche, Pairs und derlei, zur Vernunft spricht, ist nur ein Für und Wider, das Wider leuchtet aber noch mehr ein. Oefter war ein mittelmäßig begüterter, den Besitz wechselnder, und ärmerer Adel den Staaten nützlicher, als einzelne Geschlechter, die Reichthum häuften, und an sich banden. Die sonstige Bedeutung, noch im Verein mit großen Glücksgütern, führt leicht zum Anmaaßenden. Um Roms innere Ruhe stand es gut, so lange aus den Patriziern nicht überreiche Männer hervortraten. Mit ihnen spannen sich gleich bürgerliche Kriege — daneben auch fürchterlicher Sittenverderb — an, und die Freiheit ging endlich darüber verloren. Wie viele blutige innere Händel italienische, französische, englische, polnische, ungarische u. s. w. Magnaten angestiftet haben, ist bekannt genug. Oesterreich besitzt einen sogenannten hohen Adel, eine gute Zahl ungemein reicher Majoratsherren, konnte es darum gegen Frankreich Widerstand leisten, das eben alle Majorate und den ganzen Adel abgeschaft hatte?

Was soll der Staat sich denn eigentlich aus Majoratsherren, und was dahin einschlägt, erziehen? Hofmarschälle und Kammerherren, dem Hofe Glanz zu verleihn? Bekommen sie aber zufällig einen Höcker, oder krumme Beine passen sie doch so wenig dazu, wie ein geborner Pair zum Rathgeben im Regiment, wenn es Gott gefällt, ihm ein Einfaltspinselsgehirn zu erschaffen. Feldherrn? Frankreich nennt einen Condé — obwohl bei Prinzen vom Königsgeblüt, und Fürsten selbst die Dinge wieder ganz anders liegen — der ein reicher Magnat war, aber Dutzende nebenbei, wo der entgegengesetzte Fall bestand. Cäsar, obwohl Patrizier, steckte in tiefen Schulden, dem reichen Lucullus glückte es mit den Waffen nicht. Tilly, Wallenstein, Laudon,

Kosziusko, Suwarow, waren ursprünglich unbemittelte Leute, man frage bei den preußischen berühmten Feldherrn — solche vom Königsstamme ausgenommen — von Blücher bis nach Dörfling zurück, ob denn Einer ein reicher Majoratsherr war. Herzog Ferdinand von Braunschweig und Fürst Leopold sind durchaus auch nicht in eine solche Klasse zu rechnen, ihre Antriebe waren anders. Eines Majoratsherren Antrieb wird eben nicht seyn, die schwere Mühe, im Kunstkriege große Wissenschaft zu sammeln, zu leisten.

Von reichen Edelleuten, die mit großem Aufwand von Kräften für den Staat eingetreten sind, spricht eigentlich die Geschichte der vormaligen Republiken Genua und Venedig am meisten. In Venedig rüsteten die Justiniani und andere ganze Flotten auf eigne Kosten aus. Aber wenn ein solcher das that, handelte er mehr als Kaufmann wie als Nobile, weil er theils das große Vermögen im Handel erworben hatte, theils im Gedeihen des Staats neuen Gewinn für sich hoffen konnte; wie man sie denn auch zu Königen eroberter Inseln im Archipelagus machte u. s. w. Da hätten wir aber einen reichen, patriotischen, und höchst uneigennützigen Kaufmann in der preußischen Geschichte aufzuweisen, Gotskowski, der im siebenjährigen Kriege sein ganzes Vermögen dem Staat opferte. Hat das je ein Majoratsherr bei uns gethan?

Der natürlichen Gerechtigkeit nach müssen alle Kinder vom Vater in gleichen Theilen erben *). Soll

*) Auch die Töchter, nach dem reinen Ausspruch dieser Gerechtigkeit. Billig wäre es aber noch, daß sie einen Theil mehr empfingen, als die Söhne, weil diesen im Gemeinwesen Aemter und Tausend andere Erwerbmittel zu-

Hans Alles empfangen, Peter und Jürgen mögen dagegen zusehn, wie sie fortkommen, umgeht man sie offenbar. Es ist kein Uebel in den viel gespaltenen Theilungen zu sehn, durchaus nicht. Kömmt es endlich so weit damit, daß die Portionen zu klein werden, um ihren Mann nähren zu können, müssen alle Theile des Geschlechts ihre Kräfte aufbieten und entwickeln, um leben zu können, und der Staat gewinnt sie alle, wogegen er im andern Fall nur die des Peter und Jürgen empfängt, in Hans aber einen müssigen Verzehrer. Zwar sind das mehr und weniger alle Reiche, und es läßt sich nicht hindern, wozu aber noch Erstgeborne recht zum müßigen Verzehren authorisiren und constituiren? Wanderte lieber der Reichthum im Lande von Geschlecht zu Geschlecht, wie es im Lauf der Dinge kömmt, als daß man Geschlechtsstaaten im Staate bilde. Erstgeborne Söhne die sich einschmeichelten, und ungerecht partheiische Väter haben das System ersonnen, eitler Wahn hat sich daran gefallen, und ihm das Wort geredet. Es ist alles nichtig, was man dafür sagt. Heißt es: ein reicher Edelmann kann mit seinem Gelde wichtige Unternehmungen zum Verbessern seiner Güter zu Stande bringen, so giebt es ja ohnehin reiche Güterbesitzer, wird deren es immer geben, weil die Anhäufung des Vermögens in eine Hand sich nicht ab-

gänglich sind. Das Gesetz der Salter ist vernünftig, wenn es die Frauen vom Regieren ausschließt, weil die Schwäche nicht dahin paßt, wo Kraft nöthig ist, doch ein Anderes im Erben von Geld, das Kraft überhoben macht, wovon die Schwäche also billig ein Mehrtheil zukäme. Nur Gewohnheit laßt uns hierüber gleichgültig hinsehn, und eine Usurpation noch mit sophistischen Wortkram vertheidigen.

wenden läßt. Mögen sie das Verbessern sich dann wacker angelegen seyn lassen, damit von mehreren Kindern Jedem eine höhere Wohlhabenheit zufalle. Sie haben im Theilungssystem mehr Aufforderung dazu, als ein Majoratsbesitzer, welcher denkt: mein Erstgeborner empfängt ohnehin genug, und die Uebrigen lehrt ihn das Gesetz gleichgültig ansehn. Sein Schloß, den Park, und anderes Eitle wird er verschönen, den Landbau hingegen selten bessern, denn auf Kenntnisse dazu hat er sich nicht gelegt. Spricht man bei Majoraten von Ehre und Ansehn, worin eine Familie bleiben soll, kann die preußische Staatstendenz unmöglich in Bestimmungen darüber eingehn, daß Geld Ehre und und Ansehn gäben.

Die alte, neu aufgewärmte Loosung: der Adel macht die Stütze des Thrones — wenigstens die Hauptstützen — commentirt Napoleons Beispiel übrigens. So lange die französische Republik das Genie ihre Stütze seyn ließ, überwand sie mit geringen Kräften alle ihre Feinde. Es geschah auch, so lange Napoleon in diesem Geist waltete. Späterhin ergriff er allerhand alte Wähne, machte sich einen Adel, mit allen möglichen Anhängseln von Würden, Titeln, Majoraten, den Ueberfluß an Ritterorden nicht zu vergessen. In dem Maas aber, wie die Förmlichkeit zunahm, wurde das Genie vernachläßigt, wie der Moskauzug bewiesen hat. Wie Napoleons Adel im Unglück seinen Thron fügte, erlebte man.

Wir reden nicht von dem was ist, und seyn wird, sondern von unserer Tendenz. Sie ist das Evangelium, dessen Text hier ausgelegt wird. Nach ihr läßt man den Adel fortbestehn, sucht ihn aber — wie Alles im Staat — für und für zu veredeln. Von Majoraten und gebornen Pairschaften kann hingegen die Rede nicht

seyn*). Ungeborne hohe Rechte und Primogenitur gelten allein beim Königshause, indem es die Hauptlinie in der ganzen Verfassung darstellt. Bei ihr gewinnen Alle, weil die Festigkeit der Form, die Untheilbarkeit des Staates ihm Kraft geben, und man schlimmen möglichen Uebeln dadurch entflieht. Sonst ist natürlicherweise das gesamte Volk die Stütze des Throns, und insbesondre das Genie. Vor der Hand ist genug beim Adel durch Abstellung von Mißbräuchen geschehen.

Elf Worte über eine neue organische Verfassung.

Sie sind von Jean Paul, und heißen:

1) Habt 2) nur 3) erst 4) recht 5) viel 6) Genie, 7) so 8) wird 9) Alles 10) schon 11) gehen.

Allerlei.

Nikolai sagte vom Minister Herzberg: er habe eine ziemliche Portion Lob ins Gesicht vertragen können.

Edler Schatten, steh herab, wie unendlich man dich übertrifft.

Da ein gewisses Zeitungsblatt einst mit obengenannten Artikel den Markt unglaublich überfüllt hatte, machte ein guter Freund des Verfassers dieser Schrift einen Apostroph an die Gelobten, im Styl der homerischen Uebersetzung:

Lieft ihr mitsammen denn einmal euch recht durchräuchert und schmäuchern,
Dampf auf Dampf in die noch immer gern schnuppernde Nas'?
Mögt euch als Rauchfleisch verkaufen, so wohl durchbrodent und odet,
Daß man euch speise zur Erbs', zur Linf' und zum säurlichen Kraut.

---

*) N. d. R. Und doch! sie sind vorhanden, und haben zu respektirende Rechte.

In einem mit Swifts Laune geschriebnes Büchlein, Triporage genannt, wird bemerkt: es sey doch eine ganz eigne Wahlverwandschaft gewesen, daß jene erste Kanonenkugel, welche die Kosaken 1813 nach Berlin hereingesandt, grade den berühmtesten Branntweinsladen getroffen habe.

Man könnte aber auch sagen: das war ein gutes Omen, eine Deutung auf Geist, nur kosakisch ausgedrückt. Sie hieß: ein guter Vertheidigungsgeist würde uns nun beseelen. Im Jahre 1806 erlebten wir dagegen ein schlimmeres Omen, der Bellona auf dem Zeughause fiel der Kopf herunter. Am Ende läßt sich da eine gute Lehre entwickeln, Bellonen einen Kopf, der Menge ein Kosakenhurrah.

Tadelten wir Unwortthum, Göthethum und derlei — nicht an sich, nur in seinen schädlichen Einwirkungen auf das Preußenthum — verkennen wir deshalb so manche in diesen Zeiten erschienene praktische staatswissenschaftliche Schriften gar nicht. Herr von Cölln hat einen Entwurf zu einer preussischen organischen Verfassung gemacht, den man schon darum loben kann, weil er bei einem Gegenstande, der Alle angeht, allverständlich redet, und nicht sich dergestalt aufs poetische Pferd setzt, daß man selbst einen Pegasus zu satteln hat, um nach den Ideenhöhen mit hinanzureiten. Herr von Cölln spricht einfach und wahr, mit vielen seiner Ansichten und Meinungen kann das Preussenthum vollkommen einverstanden seyn, nur mit den gebornen Pairschaften nicht. Mag es deren in Frankreich und England geben, das braucht uns kein Gesetz zu seyn. Wer kann einem Kinde im Mutterleib schon Weisheit beilegen wollen?

Das Buch: der Bauernstand — Arndt zugeschrieben — behandelt den einfachen Vorwurf keineswegs einfach, aber demungeachtet vortrefflich. Einrichtungen, wie die hier empfohlnen, würden dem Geiste unserer Staatstendenz sehr angeeignet seyn, und sich auch vollbringen lassen, wenn schon nur nach und nach. Was hingegen das deutsche Volksthum will, klingt gar schön, ist aber nicht zu vollbringen. Das Preussenthum stelle sich nur so: daß Deutschland so sich freue und geehrt halte, daß Preussen zu ihm gehört, wie Griechenland auf Athen stolz seyn durfte. Und dann hat es wahrlich für das deutsche Volksthum gar viel gethan.

In dem Buche, Preußens Zukunft genannt, das vor neun Jahren erschien, athmet Ueberall die edelste hochsinnigste Vaterlandsliebe, und es giebt eine Fülle von Winken zu ihrer Beförderung. Dagegen stellt es Allenthalben die Tugend über das Genie hinaus. Das geht einmal nicht, wo mit Artillerie und congreveschen Feuer gekriegt wird. Man halte möglichst auf Tugend, das Genie muß aber ganz Oben stehen. Man rühme Numantia, daß seine Einwohner — wenn es wahr ist, nach Vegez nicht — in die Flammen sprangen. Hätten sie dagegen Kriegswerkzeuge und Methoden erfunden, die bei tapferen Ausfällen Scipios Heer vernichten können, wäre es doch noch besser gewesen, als ein dinamischer allgemeiner Selbstmord.

In der vor kurzem ans Licht gestellten Schrift Welt und Zeit offenbaren sich eine Tiefe, eine Ideenklarheit, eine Eindringekraft ohne Gleichen. Und wenn man bei manchen anderen, in neuen Zeiten erschienenen Schriften, oft hätte glauben mögen: die deutsche Vernunft wolle sich platterdings ihr eignes Grab bauen, findet man hier sie in lichter Verklärung wieder. Aber

Digitized by Google

das Preußenthum kann diese Schrift wenig brauchen, sie verlangt nur Deutschthum, und kömmt — ohne es zu ahnen — darüber zum Weltthum.

In letztgenannter Schrift heißt es unter andern: wenn manche hochgeistige Republikaner des Alterthums aufständen, würden ihnen die Seher und Redner im Gebiet neuer Staatskunst vorkommen, wie Trödeljuden, die buntes Lappenwerk feilbieten. Hilf Himmel, wie muß dies Wort einige unserer politischen Schriftsteller verwundet haben, die im guten Ernst glauben: Demosthenes, Cato, Cicero, Tacitus u. s. w. würden anbetend vor ihnen niederfallen.

Wie schneidend die Zeitmeinungen in dem engen Raume einiger zwanzig Jahre sich widersprechen können, beweisen unter andern die Ehrenzeichen. Mirabeau eiferte einst so: „Alle Orden haben einen eiteln, oder lächerlichen, oder niedrigen, oder aberglaubenhaften Ursprung. „Sie sind eine neue fruchtbare Quelle der Ungleichheit, „ziehen neue Scheidewände und Gränzen unter den „Staatsbürgern, bilden einen neuen Adel im Adel, einen „neuen Hochmuth im Hochmuth u. s. w" Alle Denker stimmten damal ein, jetzt meinen die Denker: man handle klug, das Verdienst zu kaufen. Besser freilich, wenn es umsonst zu haben wäre. Die französische Republik hatte es wirklich einige Jahre umsonst.

Lessing sagte: Meine ersten Gedanken sind wie die von Jedermann, aber ich bleibe nicht dabei stehn. Sieht man ein Heer, worin außerordentlich viele Orden, Kreuze, Ehrendenkmünzen u. s. w. erscheinen, ist der erste Gedanke: doch herrlich, freudig, zu bewundern, daß so

Digitized by Google

außerordentlich viele Personen Verdienst erwarben. Der nächste leitet jedoch auf die Frage: War es den Umständen nach möglich, daß so viele erwerben konnten, was eigentlich Verdienst zu nennen ist? Wenn man aber die Schuldigkeit bereits auszeichnete — da ohnehin es für Jeden Schuldigkeit ist, sich auszuzeichnen, wenn sich eine Gelegenheit darbietet — zu welchen Schlüssen muß das führen, welche Folgen haben? Doch wollen wir nicht tiefer in diesen Text gehen.

Man schrieb so viel über den Tugendbund. Möge seine eigentliche Bewandniß dahinstehen. Wie aber, wenn sich beim langen Frieden ein Geniebund vereinte, um späten Gefahren für den Staat zeitig abwendend entgegen treten zu helfen. Wenn seine Stiftungs-Urkunde darauf lautete: Ueberall mitzuwirken, daß Genie erkannt, in besten Pfad geleitet, auf seinen rechten Platz gestellt würde, damit es säen und der Staat die edlere Frucht ernten könne? Wenn der Bund, dem Verbot heimlicher Gesellschaften nicht entgegen zu handeln, vom Monarchen Erlaubniß und Bestätigung zu erbitten, den ersten Minister zu bewegen suchte, als Chef an seine Spitze zu treten, und demnächst von seinem Thun und Walten die offenste Rechenschaft ablegte?

Wer behauptete: das Genie wäre selten — oder gar in dem und dem Lande nicht — würde nicht richtiger sprechen, als ob er sagte: es giebt höchst spärlich gesunde Menschen, und da und dort gar nicht. Nur eine bedeutende Entwicklung des Genies ist nicht oft vorhanden, und gäbe es nur nicht so viele Anstalten, seinen Strom einzudämmen, seine Fittige zu beschneiden. Selbst in der Literatur, wo ihm die freisten Bahnen

Digitized by Google

winken sollten, kämpfen Maniersucht, Schulgebote, Partheiwuth, Zeitmode unaufhörlich dagegen.

Eine Dorfzeitung ließe für den preußischen Staat sich wünschen, um den Landmann über die Gesetze, Bürgerverhältnisse, feldwirthschaftliche Gegenstände, auch menschen- und thierarzneiliche, und die wichtigsten neuen Zeitbegebenheiten zu unterrichten. Auch Erheiterndes eingemengt, damit sie Leser fände. Sie müßte höchst wohlfeil, doch jedes Dorf gehalten seyn, einen Abdruck zu nehmen. Wöchentlich ein Blatt, zu einem Bogen, wäre genug, das ließe jährlich für einen halben Thaler sich darstellen. Bei einer Gemeine von vierundzwanzig Hausvätern entrichtete Jeder also nur sechs Pfennige.

Polybius, Montesquieu, Buffon, Bailli, Herder und Andere, haben vom Nationalcharakter behauptet: ihn zeuge das Klima. Gatterer läugnet ihn dagegen ab. Alles unrichtig. Wer könnte den alten Griechen, und den neuen Ottomannen ihn streitig machen wollen. Und doch wieder solche Verschiedenheit unter demselben Himmel. Am treffendsten spricht Helvetius über den Vorwurf, und giebt wohl an, wo man die Quellen dieser Erscheinung zu suchen habe. Es frägt sich: Ist ein deutscher Nationalcharakter da? Ist er wahrzunehmen in äußerer Haltung, Denkart, Gefühlsweise u. s. w.? Wir können das selbst weniger sehn, als Fremde. Diese aber merken uns leicht unsre Deutschheit an, wenn wir auch ihre Sprache reden. In England, Frankreich, Italien, Polen, Rußland, erkennt man einen Deutschen, verbindlich klingt aber das Wie und Woran nicht. Steife und Eckigkeit in Außendingen, Breite, Schwerfälliges, Vorgemeintes im Urtheil, neben sonst guten Kenntnissen,

Digitized by Google

wollte man — Ehedem wenigstens — als Zeichen nennen. Mangel an heitern geselligen Frohsinn werfen uns besonders manche Nationen noch vor. Helvetius spricht am treffendsten, hätte er aber genau recht, müßte sich ja — bei den so unendlich verschiednen Regierungseinflüssen — durchaus nichts Allgemeines von einem deutschen Nationalcharakter haben ausprägen können. In der That sind auch physiognomische Abweichungen in Menge da, und wir sagten schon einmal in diesem Buche: daß sich nicht angeben lasse, wo eigentliche Deutschheit in Deutschland zu finden sey. Wenn gleichwohl der Fremde uns noch etwas abmerkt, das wir selbst nicht finden können, ist wieder nicht an klimatische Ursachen zu denken, denn wie kämen Polen und Russen, selbst Schweden, unter ihrem viel kälteren Himmel, dazu, Beweglichkeit an uns zu vermissen. Es läßt sich am Ende wohl annehmen: daß jene alte deutsche Reichsverfassung, in den Zeiten, wo sie Alles noch durchdrang, und die einzelnen Unterregierungen sich mehr als späterhin ihr anschmiegten, den Vätern einen gewissen Stempel von Schwere und Förmlichkeit aufdrückte, den wir noch als Uebertragung empfingen. Ob mehr eine Austilgung, oder sein Erneuen zu wünschen bliebe, stehe dahin. So viel ist aber gewiß: daß unter den Regierungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrich II. sich ein preußischer Nationalcharakter zu bilden angefangen hatte. Man sah und hörte den Preußen — namentlich den Soldaten — die Heimath in der Fremde an. Es war nur noch ein Beginn, die Züge hätten weniger Anmuth als Schärfe, das Eigenthümliche darin würde jedoch einer Entwicklung zum Anmuthigeren gar sehr fähig gewesen seyn. Die äußere Haltung war stolz, nicht ohne Steife, doch in einzelnen Bewegungen wieder ungemein lebendig und regsam. Ein preußischer Offizier in Friedrich II.

Digitized by Google

Zeiten drückte sich wenig zierlich aus, doch höchst kurz, energisch bestimmt. Darauf mußten sie gerichtet seyn, in dieser Art ihre Untergebenen anweisen; die möglichst enge Zeit war da ihnen so gut aufgelegt, als Ehedem griechischen Rednern. Und wenn der König Einen etwas fragte, oder die ihn hier abspiegelnden Generale, wurde eher eine angemessene Lüge verziehen, als eine nicht schnelle, dreiste, kurze, oder gar schuldig gebliebene Antwort. Sie mußten folglich um Geistesgegenwart und Klarheit der Idee sich bemühn. Dies galt auch von den Civilbeamten, die wissen mußten, was sie wollten. Ein preußischer Kriegsrath, oder Geheimrath, hatte eine ganz andere Physiognomie und Sprache, denn jetzt, und die alljährliche sogenannte Ministerrevue gab den Impuls, der sich weiter bis zum Thorschreiber fortpflanzte. Seit 1786 sind diese Züge — meistens — rein verloren gegangen. Es ließe sich ein Buch darüber schreiben, warum, und ob das gut sey, und was sich vom guten Verlornen noch aufnehmen lasse.

„Das Alte muß vergangen seyn, das Neue werden." So tönt die Losung bei so vielen neuen Schriftmännern. Nur schlimm, wenn auch alte Herrlichkeit zum Untergang verdammt bliebe, und neue Thorheit dafür heraufkäme. Ohnehin gilt bei den Theilmeinungen oft, was Lessing von einem gewissen Buche sagte. Sie enthalten viel Wahres und Neues, das Wahre ist aber nicht neu, und das Neue nicht wahr.

Im Rheinischen Merkur wurden Frankreichs Eroberungen Diebstähle genannt. Erst ein Tribunal des Völkerrechtes gestiftet, dann kann man zu so einer Benennung übergehn. Bis dahin muß man sie fliehn, na-

Digitized by Google

mentlich in einem Staat, der künftig oft in die Nothwendigkeit gerathen wird — entweder zu erobern, oder sich erobert zu sehn.

II.

Selbstvertheidigung des Hofrath Fries,

über die ihm öffentlich gemachten Beschuldigungen in Rücksicht der Theilnahme an der auf der Wartburg in und bei Eisenach begangenen Feyer des 18ten Octobers 1817 *).

Schmerzlich müßte es mir sein, wenn meine gute Absicht und mein Eifer für die gute Sache in Rücksicht der Feyer auf der Wartburg von denen verkannt werden und verkannt bleiben sollte, denen ich in meinem hiesigen Berufe verantwortlich bin, und vor denen ich mich so willig verantworte. Vor allen schmerzlich müßte es mir seyn, so von Sr. Königl. Hoheit dem allverehrten Großherzog, dessen edle und freisinnige Gesinnungen wir bei dieser Gelegenheit wieder so besonders zu verehren hatten, meines Fürsten, dessen Güte ich so vieles zu verdanken habe, — ohne Rechtfertigung zu bleiben.

Eifrig ergreife ich daher die erste sich mir anbietende Gelegenheit, um bei den vielen mir öffentlich gemachten Anschuldigungen, mich vor den Augen Sr. Königl. Hoheit und der ganzen hohen Regentenfamilie in Rücksicht meiner Theilnahme an der in und um Ei-

---

*) N. d. R. Anonym eingesandt.

senach begangenen Feyer des 18ten Octobers 1817 zu rechtfertigen *).

Ich werde dabey auf alles Rücksicht nehmen, was ich als einen scheinbar mir zu machenden Vorwurf ahnden kann. Die Punkte nun über die ich öffentlich oder sonst dem Vernehmen nach angeklagt worden bin, und über die ich allein meine, daß rücksichtlich meines Benehmens ein Zweifel erregt sein könne, sind folgende drey:

1) Der Sinn meiner in Druck ausgetheilten Rede.
2) Das Vorwissen um die Bücher-Verbrennung.
3) Die Durchsicht der von den Studenten zum Druck beförderten Beschreibung und Reden **).

Ich will von jedem besonders sprechen.

I.

Dem Vernehmen nach und auch gemäß einzelner Mißdeutungen in öffentlichen Blättern, haben vorzüglich die Worte, welche ich gedruckt in Eisenach vertheilen ließ, viele Mißdeutungen erfahren, und manchen Argwohn gegen mich angeregt. Dies macht es mir wichtig, mich darüber freiwillig vor denen zu verantworten, vor denen ich mich gern verantworte.

Geknüpft an die großen Erinnerungen des Tages, habe ich in dem Gedanken wie die Kirchenverbesserung mit

*) Noten der Redaction. Warum nicht auch vor den Augen des Publikums!

**) Der Vierte Hauptvorwurf ist gänzlich leider übergangen, daß Herr Fries nähmlich ohne Fug und Recht 36 Individuen in öffentlichen Blättern mit dem Schimpfnahmen Schmalzgesellen und bonapartische Schildknappen belegte. Hätte Herr Fries nicht wohlgethan, auch hierauf seine Vertheidigung zu richten, oder um Verzeihung zu bitten?

Digitized by Google

mit deutſchem Sinn, mit deutſcher Kraft, mit deutſcher Frömmigkeit geſchehen ſey, ein Wort der Ermahnung zu Frieden und Freundſchaft unter den Studierenden geſprochen, und darüber, daß es Jünglingen zieme die in wenigen Jahren in den Dienſt ihres Vaterlandes zu treten denken, ſich im Geiſt und in der Wahrheit lebhaft intereſſiren zu lernen, für des Vaterlandes wichtigſte Angelegenheiten.

Ich ſprach zu ſolchen, die meinen Gedankengang ſchon länger kennen. Hätte mir freilich nur irgend geahndet, daß dieſes Blatt ſo ſehr die Aufmerkſamkeit derer erregen würde, welche mit meinem Gedankengange unbekannt ſind, ſo hätte ich manches anders ausgeſprochen.

Eine lebendige, kurze, abgebrochene Rede, wird für den Unbekannten leicht räthſelhaft, dunkel, myſtiſch, und wenn gar Argwohn angeregt iſt, auf Gott weiß was alles zu deuten ſcheinen. Auf dieſe Weiſe habe ich vielleicht ſelbſt, auch ohne Einmiſchung von Verläumdung, Anlaß zu Mißverſtändniſſen und Verdacht gegen mich gegeben.

Mir war aber die Vorherſehung nicht zuzumuthen, daß meine politiſchen Grundſätze und der Geiſt meiner Lehre aus einen fliegendem Blatt beurtheilt werden würden, da ich ſchon ſeit 14 Jahren unter ſo verſchiedenen Conjuncturen, ſelbſt in ſo verſchiedener Lage über den Staat öffentlich geredet habe. Ich habe geredet, als die Schmeichler ſchwiegen, als die Schmeichler Napoleon rühmten; dann auch als die Schmeichler aufwieglerisch redeten, und jetzt wieder in der letzten Zeit.

Ich kann ſtolz auf dieſe meine Rede zurückweiſen, ich habe keinen Fürſten geläſtert, und keinen gefeiert, als Friedrich von Preußen zu einer Zeit, in der ich damit nicht in der Mode war. Aber ich bin den

Grundsätzen des frohen Ernstes, der Mäßigung und der Kraft eines gerechten Gemeingeistes immer treu gewesen und geblieben.

Ich habe schon im Jahre 1803 in Rücksicht der transcendentalen Grundlagen meiner Lehre, eine vollständige Uebersicht unter dem Titel: System der Philosophie, als evidente Wissenschaft gegeben. Alle öffentliche Blätter, die darauf und auf ähnliche meiner Schriften Rücksicht nahmen, besonders die allgemeine Litteratur-Zeitung, haben mir dieses Lob ertheilt, wer mich tadelte, fand mich nur allzu nüchtern.

Ich habe zu derselben Zeit einen ersten Versuch meiner politischen Ansichten gegeben, in meiner philosophischen Rechtslehre. Er fand eine günstige Aufnahme, besonders in der damahligen allgemeinen Litteratur-Zeitung. Ich berufe mich, da die Kürze das Ganze minder verständlich macht, nur auf das was S. 122. 123 über die Anforderungen der gesetzlichen Gleichheit der Bürger auf den Unterschied der Stände gesagt ist.

Ich habe nachher zur Zeit von Napoleons Uebermacht über Deutschland, in mehreren Anzeigen in den Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur, in demselben Geiste gesprochen.

Als eben im Jahr 1813, zur Zeit der Schlacht bei Leipzig, uns so viel heftige Worte gesagt wurden, als die allgemeine Unruhe der enthusiastischen Gedanken gewiß am leichtesten zum Ueberschäumen bringen konnte, da schrieb ich eine Flugschrift mit dem Titel: Bekehrt Euch.

Ich bitte deren Rede zu vergleichen und zu sehen, ob ich wohl zu den politischen Enthusiasten gerechnet werden könne.

Mein Hauptsatz ist S. 25. — Mäßigung, Mäßigung in allen Dingen des öffentlichen Lebens. Nie ge-

lingt unmittelbar eine rasch unternommene Umwälzung der Staaten, sondern höchstens nach vielen harten Erfahrungen bey wiederkommender Besinnung. Und S. 29. Unser ist das deutsche Reich mit seiner Theilung in mehrere Staaten, doch unter dem Reichsverband. Dieß heilige römische Reich ließ uns ins Verderben stürzen; doch hütet Euch, es frech zu schmähen.

Sein Bundesgeist ist deutscher Geist, — uns aber war der Geist entwichen. Einzig unter solcher Eidesgenossenschaft des deutschen Bundes, vermag der deutsche Geist neu zu erstarken, und in fröhlicher Jugend wieder aufgelebt neu zu gedeihen. Diese Theilung in kleinere Gebiethe spendete die Bildung unter uns an alles Volk, gab uns unsern eigenthümlichen republicanischen Sinn, unsere Publicität, unsere Vorurtheilsfreiheit. Ich will Euch hier unsere Form nicht loben, weil sie besser sey, als englische, gallische, italienische oder welche sonst, sondern weil sie gut ist und deutsch. — Wollt ihr theoretisch schwärmen, so werdet ihr nach fremden Formen einem Mittelpunkt der Gewalt suchen, werdet vielleicht größere Gleichheit aussinnen, unsere Theilungen und Unterordnungen tilgen wollen, das Volk republicanisch vereinigend und ausgleichend. Ich sage Euch: folgt solchen Ideen nicht! Formen sind gleichgültig, nur der Geist entscheidet; aber schonet die Form welche ihr habt, damit der Geist regieren könne. Gerade die Theilung in die Kurfürstenthümer und Fürstenthümer war die dem Republicanismus dienende, uns eigenthümliche Form des Staates. Einige größere, viele kleine Fürstenthümer, dann unabhängige Städte bildeten zusammen Euer deutsches Reich, wundervoll in Mannichfaltigkeit und Reichthum der Gestalten Euers bürgerlichen Lebens. Seht nun, wie jetzt ein jeder sich seine alte Form wieder wünscht, jeder sich für das Seine wafnet. Ich bitte

Euch: dabey bleibt im Großen! Aendert, aber ändert nicht gewaltthätig. *).

So habe ich seitdem gelehrt im Dienste des kräftigen und gesunden Geistes der Mäßigung unserer Jugend. Wohl nicht ohne Erfolg!

Oder änderte ich vielleicht später meine Ansichten?

Ich habe gleichsam jetzt erst öffentlich gesprochen. Ich lege meine ganze Schrift: vom deutschen Bunde und deutscher Staatsverfassung vor. Ich bitte zu vergleichen, was ich über den Zweck der Schrift in der Vorrede sage. Ferner wie ich Schlözers Spruch: Reformen aber keine Revolutionen, als den einzig heilsamen von S. 41. an vertheidigt habe.

Ich bitte zu vergleichen, was ich S. 72. 75. und sonst oft über die nähere Bedeutung der Ideen von Freiheit und Gleichheit, und was ich besonders S. 38. 39. über ihren Einfluß auf unsere Geschichte sage.

Oder sollte ich etwa meinen, jetzt sey ein solcher Nothstand in Deutschland, daß uns eine Revolution wünschenswerth werden sollte?

Wie wäre es möglich, daß jemand nach meinen Ansichten dafür entscheide?

Ich bitte nun zu vergleichen, was ich von S. 99 an, über die lehnsherrlichen Rechte, von S. 146 an, über landständische Verfassung und von S. 162 an, über Deutsche Angelegenheiten sage.

Also endlich, wie stimmt nun aber mit dieser Ruhe und Mäßigung die angefochtene Rede?

Ich schreibe sie ab, stelle ihr eine Erläuterung an die Seite und frage, ob ich nicht einzig Wahrheiten in

*) Das unterschreibe ich mit ganzem Herzen und verzeihe deshalb Herrn Frieß alles andere. Was werden aber die Deutschthümler dazu sagen.

Digitized by Google

ihr ausgesprochen, und auf den Frieden und vaterländischen Ernst in Burschenleben angewandt habe, welche wir an den großen Gedächtnißtagen hundertmal von deutschen Canzeln vernommen haben.

An die Teutschen Burschen.

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers
Und Gotte, was Gottes ist.

Teutsche Jünglinge*)! Ihr stehet auf dem Boden der Weihe!

Welcher Weihe? Von hier aus gab Luther, der *Mann Gottes*, das Teutsche Wort der ewigen Wahrheit dem Teutschen Volk: — Und entzündete den Kampf, den blutigen Kampf um Geistesfreiheit und Bürgergleichheit!

---

*) Noten des ꝛc. Fries. Ich spreche hier zu Studierenden, also zu gebildeten Jünglingen.

Es kam nicht darauf an, dem gemeinen Mann oder dem Kinde verständlich zu werden, oder auch weibliches Gemüth sanft zu berühren, sondern anregend der gesunden Kraft des gebildeten männlichen Geistes gegen über zu treten.

Der Zweck meiner Worte war für eine Freundschaft durch Vaterlandsliebe unter allen Studierenden zu sprechen, und gegen die unter ihnen zum Theil bestehenden Spaltungen in Landsmannschaften. Hier scheint mir ein Hauptgrund des Mißverständnisses meiner Worte darin zu liegen, daß das, was ich bloß in Beziehung auf Burschenleben gesagt, auf einen allgemeinen politischen Zweck gedeutet wurde.

Ich vereinige den Gedanken der Erinnerung an die Reformation der Kirche, welche Luther herbeiführte, mit der Gedächtnißfeier der Leipziger Schlacht.

Die Verbindung dieser beiden Erinnerungen führt leicht auf die Betrachtung, daß das Gute unter den Men-

Digitized by Google

Wie deuten wir uns dieses Zeichen? Zur Warnung oder zur Ermunterung? Dem Dienst des Geistes der Wahrheit deuten wir es! Der Geist der Wahrheit aber ist nicht nur der Besänftiger, er ist zugleich der Rächer und Retter! Auch wir harren seines Dienstes; so seyen die Zeichen der Vorzeit uns Zeichen der Ermunterung!

Jesus Christus unser Herr und Meister lehrte die entschleierte ewige Wahrheit, die Lehren des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, — Kindern und Greisen vernehmlich. Ehe er aber, Zeuge der Wahrheit seiner Lehre, ans Kreuz geschlagen ward, da sagte er seinen Jüngern: Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, was wollte ich lieber, denn es brennete schon! Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe, und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde! Meinet ihr, daß ich hergekommen bin, Friede zu bringen auf Erden? Ich sage, Nein! sondern Zwietracht! — — Ich will den Vater bitten, und er soll euch einen andern Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich, — den Geist der Wahrheit! — Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Der selbige wird mich verklären, denn von dem Meinen wird ers nehmen und euch verkündigen. Alles, was der Vater hat, das ist mein, darum habe ich gesagt, er wirds von dem Meinen nehmen und euch verkündigen! —

---

schen oft nur im heißesten Kampfe herbeigeführt wird, wie dieses die Wirkungen des Christenthums in der Geschichte von Europa so oft bestätigen. Der Geist der Wahrheit ist nicht nur der Besänftiger der Menschen, sondern zugleich der Rächer und Retter, das heißt der, der den Rettungskampf des Guten führt, zur Ueberwältigung des Irrthums und des Bösen — wie Christus in den Lehren der Liebe selbst schon sagt.

Digitized by Google

Besänftigend *) hat dieser Verkündiger auch unsrer Vorfahren rauhe doch gesunde Kraft ergriffen und zum Glauben geführt. Aber an die Stelle himmlischer Wahrheit und irdischer Gerechtigkeit und Liebe trat bald Römische Mönchsherrschaft, verhüllte die Wahrheit in ihre todte Sprache, und verkaufte Glaubenstrost um Geld. Viel Zeugen Gottes, über die der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit ausgegossen wurde, kämpften gegen die Macht der Finsterniß und unterlagen, bis endlich der Geist der Wahrheit unsre hohen Schulen von der Macht der Mönche befreiete, und so dem Sieger den Weg bahnte, der zu Wittenberg der Mönche Recht, der Mönche Entsündigungskram verfluchte und dem *Volke* in seiner lebendigen Sprache Andacht und *Weisheit* brachte. — Und wohin Luthers siegender *Ruf* erscholl, da erwachte freies Geistesleben im Dienste der **Wahrheit** und Gerechtigkeit! Der Verkündiger, der ihn trieb, trieb durch ihn alle Volkskraft der letzten Jahrhunderte zu Teutscher Geistesbildung und zu aller Entfesselung des Gedankens, aller Ausgleichung der Bürgerrechte, von dem an, was in den Niederlanden geschah, bis zu den Freistaaten von Nordamerika!

So ließ der Verkündiger des heiligen Feuers Flammen brennen **) — oft in heißer verzehrender Gluth!

*) Denn so hat die Reformation die fürchterlich zerstörenden Kriege über Deutschland, Verfolgung über Europa gebracht, nicht durch den Geist der Wahrheit, der in ihr wirkte, sondern durch den Kampf des Irrthums mit ihm.

Der Geist der Wahrheit in ihr, brachte alle die herrlichen Folgen der edlern Geistesbildung der Europäer, die drei letzten Jahrhunderte hierdurch.

**) An solchen harten und zerstörenden Kampf erinnert uns denn auch die Gedächtnißfeier der Schlacht bei Leipzig. Wir haben mit Jesaias zu reden, einen Tag der Woche des Herrn erlebt, in der Zeit der Verbrennung von Mos-

Digitized by Google

denn er ist der Kämpfer für die Gerechtigkeit, von dem Jesaias nach Luthers Verteutschung singt: „Wer ist der, so von Edom kommt, mit röthlichen Kleidern von Bazra? der so geschmückt ist in seinen Kleidern und einher tritt in seiner großen Kraft?"

„Ich bins, der Gerechtigkeit lehret, und ein Meister bin zu helfen!"

„Warum ist denn dein Gewand so rothfarb und dein Kleid wie eines Keltertreters?"

Ich trete die Kelter alleine, und ist Niemand unter den Völkern mit mir. Ich habe sie gekeltert in meinem Zorne und zertreten in meinem Grimme. Daher ist ihr Vermögen auf meine Kleider gespritzt, und ich habe alle mein Gewand besudelt. Denn ich habe einen Tag der Rache mir vorgenommen; das Jahr, die Meinen zu erlösen, ist gekommen."

Unterthan diesem Kämpfer für Wahrheit und Recht, tretet Ihr, Teutsche Jünglinge, an die Flammen der Erinnerung, der Erinnerung an die Leipziger Schlacht, und der andern Tage des Teutschen Sieges, die vor ihr her gingen, ihr folgten; der Erinnerungen Teutscher Siegerkraft.

Jünglinge! Euch lehrten Eures Lebens Morgenträume den fröhlichen Waffentanz üben und lieben! Euch klingt es im entfesselten Teutschland wieder:

Wir kühnes Volk, wir haben Jünglinge
Mit leichten Blumenschilden und schönen Wunden,
Die lieber sterben als leben

---

kan, der fürchterlichen Verwüstungen durch Rußland, Pohlen, Preußen, nach Dresden, Leipzig, an den Rhein, nach Paris. — Aber im harten Kampfe siegte das Gute. Uns gilt die Feyer Deutschlands Befreiung von fremder Gewalt. Uns Deutschen gab dieser Kampf einen neuen und frischen Muth, ein erneuertes Gefühl der Tapferkeit in unserm Volk.

Digitized by Google

Wenns gilt für die Freiheit!
Wir kühnes Volk, wir haben Männer und Greise
Mit schönen großen Narben der Schlacht.
Die lieber sterben als leben,
Wenns gilt für die Freiheit!

So stärkte Euch der, der die Tage der Rache ordnet, im Gefühl eigener Tapferkeit!

Nun forschet: Wie sollen wir uns seinem Dienste ferner weihen? Wie zu seinem Dienste verbinden. *)

Geist heischt der Ueberwinder; Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit! Ehre und Keuschheit ist der Weihespruch seiner Priester und Krieger! Denen aber, die diese Weihe empfingen, wirbelt mahnend die Lohe empor, mahnend an den heiligen Ernst der Gesinnungen für Teutschen Gemeingeist, Teutsche Einigkeit und Einheit; mahnend unserm Volke vereinigte Kräfte zu weihen.

Wie gilts uns nun diesen Dienst? Lasset Euch sagen: Teutsche Jünglinge! Ihr stehet auf dem freißen Boden der Teutschen!

Dasselbe Fürstenhaus, welches Luthern einst auf der Wartburg schützte, als er Teutsche teutsch die heilige Wahrheit lehrte, schützte uns Fürstentreue, Teutsches Fürstenwort! Kehret wieder zu den Eurigen und sagt: Ihr wartet im Lande Teutscher Volksfreiheit, Teutscher Gedankenfreiheit!

---

*) Wie sollen wir uns mit diesem frischen Muth dem Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit dienen?

In Ehren und Keuschheit ein Jeder und der gebildete deutsche Jüngling darin, daß er lerne an dem Gemeingeist des deutschen Volks und seinen öffentlichen Angelegenheiten lebendigen Antheil nehmen.

Hier habe ich nun die glückliche Lage des Weimarschen Landes unter seinem Fürsten zum Beispiel genommen, aber dieselben Ideen gelten für ganz Deutschland.

Digitized by Google

Hier wirken entfesselnd Volks- und Fürstenwille!

Hier ist die Rede frei über jede öffentliche Angelegenheit!

Hier erkennen Fürst und Volk Volkssache und Regierungssache als öffentliche Angelegenheit an!

Hier sorgen Fürst und Volk, daß Teutsches Gesetz und Recht besser geordnet werde!

Hier lasten keine stehende Heere!

Ein kleines Land zeigt Euch die Ziele! *)

Aber alle Teutsche Fürsten haben dasselbe Wort gegeben!

Ihr Jünglinge! Ihr stehet jetzt am Scheideweg; wählet zum Guten! Jünglingsleben ist dem lautersten Dienst des Geistes, der Wahrheit geweiht; von da aus soll er ausgegossen werden über die Zukunft unsers Volks! Jünglinge! Was des Jünglings Herz erkohr,

*) Ein kleines Land zeigt Euch die Ziele! Aber alle deutsche Fürsten haben dasselbe Wort gegeben.

Dessen Wahrheit brauche ich wohl nicht zu erweisen. Wer kennt nicht die Note vieler Abgeordneten zum Wiener-Congreß vom 16ten November 1814, wer kennt nicht den Artikel 13. der Bundesacte? Ich bemerke nur noch, daß in einer Kaiserlich Russischen Note vom 11ten November 1814 an Oestreich und Preußen ebenfalls vorzüglich in Bezug auf die, in dem innern der deutschen Staaten einzuführenden, und unter die Garantie des Bundes zu stellenden landständischen Verfassungen — Etats provinciaux tutélaires de la liberté et de la propriété des individus, garantie par la fédération — die Intervention und kräftige Beiwirkung Seiner Majestät des Kaisers von Rußland im Nothfall förmlich verheißen wird.

Oder habe ich diese Wahrheit falsch angewendet?

Ich bin wahrlich nicht klug genug, um eine Art von Unordnung im Studentenleben zu ersinnen, welche etwa im vermeintlichen Dienst für diese großen öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes entstehen könnten.

Digitized by Google

dem wird treu bleiben der Mann! Jünglinge! Was des Jünglings Mund beschwor, dem soll treu bleiben der Mann.

Und so verbündet Euch, daß im Geiste Eins und Einig werde das Teutsche Vaterland; daß es in regem Gemeingeist gedeihe zum öffentlichen Leben. Hier ist Euer Dienst an dem Geist der Wahrheit!

Wenn aber eines Volkes Geist zu ächtem Gemeingeist gediehen wäre: so würde in diesem Volke Gerechtigkeit, Keuschheit und sich aufopfernde Vaterlandsliebe herrschen, dabei aber würde in diesem Volke jedem Geschäft der öffentlichen Angelegenheiten das Leben von unten aus dem Volke kommen. Nicht die Form des Gesetzes und der Oberaufsicht allein, nicht nur Privatzwang der Amtspflicht, sondern der Geist der Untergebenen würde den Einzelnen treiben; Wißbegierde und Streben des Schülers den Lehrer zum Eifer; der Geist des Volkes den Richter zur Gerechtigkeit. — Und in diesem Volke würde jedem einzelnen Werk der Volksbildung und des volksthümlichen Dienstes sich lebendige Gesellschaften weihen, durch die heilige Kette der Freundschaft unverbrüchlich vereinigt. Fest würden der Freundschaft heilige Rechte im geselligen Leben anerkannt werden; jedes edle Werk des öffentlichen Lebens würde, wie im Kreise Jahnischer Freunde, seinen Freundschaftsbund erhalten, seine heilige Zunftvereinigung, die nur Geistesverwandtschaft schließt, aus der nur Geistesfeindschaft bannt.

Möge dem Teutschen Vaterlande ein solcher Bund seiner gebildeten Jugend gedeihen! Mögen gleichsam im geheimem Bunde alle künftig wallenden und selbstdenkenden mit dem Geiste der Jugend zusammentreten, verehrend als ihren Herrn und Meister den dreimal größten — den Geist der Wahrheit, der als Rächer und Retter unter den Völkern waltet, und dessen heili-

Digitized by Google

ger Fehm endlich jedes Werk der Ungerechtigkeit unterliegt, so der Geist im Völkerleben nicht erstirbt.

Teutsche Jünglinge, traun wir so dem Worte der Wahrheit!

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein'n Dank darzu haben;
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie uns den Leib,
Ehr; Kind und Weib
Laß fahren dahin,
Sie haben kein'n Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Aber in guter Ordnung, im Geiste und in der Wahrheit können und sollen diese Jünglinge den öffentlichen Angelegenheiten unsers Vaterlandes dienen, nicht nur in dem fleißigen Einlernen ihrer Geschäftswissenschaften, sondern auch in der Stärkung und Bildung eines gesunden Patriotismus, wozu eine freundschaftliche, engere, gesellige Vereinigung im Burschenleben so schöne Gelegenheit giebt.

Dies war eigentlich der einzig beabsichtigte lebendige Gedanke meiner Rede, und ich habe noch nicht die leiseste Spur, daß ich hier von einem Studenten falsch verstanden worden wäre.

Im Jünglingsalter entscheidet der Mensch seinen Character. Einem ganzen Volk wird durch diese Entscheidung seine Zukunft bestimmt; so erhält der Geist des Burschenlebens, wenn er der gesundre ist, für das ganze Volk eine große Bedeutung, nicht nur ihm jetzt gleich seine Verfassung zu bestimmen, oder umzuändern, sondern damit es im Geist Eins und Einig werde. Diese Geisteseinigkeit ist es, für die dem Jünglingsleben, wel-

Digitized by Google

ches zur That noch nicht reif ist, der reine Dienst der Wahrheit vorgeschrieben ist *).

Ich behaupte dreist, daß meine Worte genau bedacht, schlecht hin gar keinen Sinn geben, wenn nicht diesen.

Formen und Verfassungen helfen nichts, wenn der Geist fehlt. Daher muß durch Volksbildung von unten aus dem Volke dem Guten seine rechte Stütze und Sicherheit kommen. Form des Gesetzes, Polizeizwang, Controllirsystem und Vorschrift für die Geschäftsführung, wehrt der Gewaltthat, dem Unterschleif, der Bestechung nicht eher *ab*, sondern auf den durch allgemeine Volksbildung *gewonnenen* Geist der Rechtlichkeit kommt *alles an*.

Dies zur Erläuterung des Satzes, das Gute müsse von unten aus dem Volke kommen.

Für dieses Güte nun, wünsche ich dem Studentenleben einen Freundschaftsbund, der nur Geistesverwandtschaft (und nicht Form und Constitution und Landsmannschaft) schließt.

Einen solchen Freundschaftsbund wird mir doch wohl niemand tadeln. Verbindungen die spalten, sind vom Uebel, das öffentliche aber, welches alle einigt, ist das gute und rechte.

Das Leben aber soll einen solchen Bunde krönen, durch Treue an das Wort der Wahrheit. Nicht auf äußere Gewalt, nicht auf den Arm ist zu trauen, son-

*) Note der Redaktion. Ja! Sehr wahr! Aber war es nicht eine schlechte Anwendung dieser Lehre, daß diese Jugend sogleich nach Ihrer Anhörung 36 Büchertitel verbrannte, deren Inhalt sie weder gelesen, noch zu beurtheilen reif war, ihre viel älteren Lehrer dadurch beschimpfte, deutschen Regierungen Hohn sprach und dieß alles von den Herrn Professoren gut geheißen wurde?

dern auf den Geist der Wahrheit, der wird der Sieger bleiben.

Dies ist Sinn und Zweck meiner Rede. Wer die Lage der Dinge kennt, wird mir zugeben, daß der Zweck wenigstens wichtig genug war.

Allbekannt sind die schädlichen Folgen, welche die Spaltungen der Burschen in Landsmannschaften seit so langer Zeit gehabt haben. Zeitverderb, gesellschaftliche gegenseitige Beschimpfungen, Nährung der Rachsucht, welche die Menschen oft über die Jugendzeit weit hinaus ins Leben verfolgte, Gewaltthat, Unruhe auf den Universitäten, waren die Folgen dieser Spaltungen. Sie wurden lange von den Gesetzen verfolgt, aber mit wenig Glück.

Der Geist der Vaterlandsliebe hat sie endlich hier in Jena seit einigen Jahren friedlich aufgehoben, und jedermann, der Jena kennt, weiß wie seitdem der Ton und die Sitte unter den hiesigen Burschen milder und edler wurde und wie sie sich noch fortwährend bessern.

Es war ein schöner Wunsch der Jünglinge, diesen Geist durch die Feier auf der Wartburg zu stärken und weiter zu verbreiten. Dafür hielt ich es sehr der Mühe werth, freundschaftlich mitzuwürken.

Doch war hier auch Vorschrift nothwendig. In Jena und Kiel sind die Bursche wohl alle einig, auf den meisten andern hohen Schulen bestehen aber die Spaltungen noch, und auf einigen machten die Freunde der Vereinigung nur eine von andern heftig angefeindete Parthey.

Die von Jena hatten nun ihren guten Geist wohl sehr darin bewährt, daß sie nicht nur ihre Freunde, sondern auch deren Gegner friedlich zur Feier eingeladen hatten, so daß Burschen von allen Partheien auf der Wartburg vereinigt waren.

Unter diesen Umständen wäre Streit durchaus nicht

zu vermeiden gewesen, wenn sie nicht alle von einer gemeinschaftlichen Begeisterung ergriffen wurden, und diese mußte die des Patriotismus seyn.

Ueber diesen Geist der Einigkeit haben sie alles minder Wichtige vergessen, und er selbst wurde ihnen von Stunde zu Stunde lebhafter, zeigte sich zum Abschied am schönsten.

Was kann dem deutschen Manne herzerhebender seyn, als diese Vereinigung der gebildeten deutschen Jugend, im heiligen Ernst der Vaterlandsliebe. Ist nicht Mangel an Patriotismus ein Gegenstand lauter Klage in Deutschland.

Der Particularismus einzelner Staaten (Sachsen, Preußen, Bayern u. s. w.) ist bei den Bewohnern mehr, als bei den Regierungen zu erblicken. Laßt jetzt nur einige Jahre hindurch diesen heiligen Ernst der Vaterlandsliebe in unsrer gebildeten Jugend belebend wirken, und ihr werdet denselben Lebenshauch bald im ganzen Volke spüren.

Gegen diesen hohen Ernst der Feyer ist wirklich das Bücherverbrennen mit seinen Nebenumständen, wie man diesen auch beurtheile, eine unbedeutende Nebensache. Doch ich will, was dabei mich betrifft, ebenfalls mehr zu erläutern suchen.

2.

Mir schien das einzige wichtige bei unserer Gegenwart in Eisenach, den Frieden unter den Studenten zu erhalten, und darauf hinzuwürken, daß dort alles mit möglichster Offenheit und Oeffentlichkeit, ohne heimliche Umtriebe geschähe.

Ich hatte einzig das Interesse unserer Universitäten im Auge, und dachte nicht daran, daß Hypochondrie, Verläumdung oder irgend eine andere Art Argwohn,

Digitized by Google

hinter der Feyer politische Geheimnisse vermuthen würde. So unter Gottes freiem Himmel, oder bei, für alle Jugend, offnen Thüren, macht man keine geheime Verabredungen.

Meinen Wünschen ist alles gemäß erfolgt. Der Friede ist durchaus erhalten worden, und sollten einzelne Beleidigungen Abwesender bei der Bücherverbrennung vorgefallen seyn, so ist namentlich durch die von mir begünstigte naive Oeffentlichkeit, mit der nicht nur alles geschehen, sondern auch nachher bekannt gemacht worden ist, einem Jeden sehr erleichtert, sein Recht zu finden.

Der Schleier des Geheimnisses schien mir das Einzige wichtige, wogegen zu wirken war.

Unabhängig von meiner Theilnahme an der Sache, ist der mannichfache Verdacht und das verläumderische Geschrei auswärts entstanden. Ohne meine Sorge für diese Oeffentlichkeit, welche mir jetzt allein diese Unannehmlichkeiten bringt, würden die auswärtigen Gerüchte verworrne Menge von Verhören nothwendig gemacht haben, aus denen am Ende doch keine klare Entscheidung gegen solche Gerüchte hätten hervorgehen können.

Jetzt hingegen sieht jeder Unbefangene leicht, daß nichts irgend bedeutendes vorgefallen ist, worüber Klage geführt werden könnte.

Was mich betrifft, so muß ich offen gestehen, daß ich es unter meiner Würde hielt, vorauszusetzen, daß mich persönlich bei meiner Regierung irgend der Verdacht treffen könne, bei dieser Sache etwas widerrechtliches, oder sonst unerlaubtes beabsichtigt zu haben. Ich habe auch deswegen bei meinen Zeugnissen in dieser Sache auf eine unjuristische Weise, gar nicht für nothwendig erachtet, mit abgemessener Vorsicht zu handeln. Denn da mir die ganze Sache genau bekannt ist, so

weiß

weiß ich, daß wenn alles bis ins kleinſte verfolgt würde, nichts zur Klage übrig bliebe, als wenn dieſe es der Mühe werth finden, die Beſchwerden einiger Schriftſteller gegen einzelne, ich weiß nicht welche, Studierende, für mehrere gefallene harte Worte.

Ich habe nun mein Zeugniß für die Studenten abzulegen, daß auch beim Bücherverbrennen keine öffentliche Beleidigungen vorgekommen ſeyn, — ſelbſt angenommen, daß ich um dieſes Verbrennen, ſogar bis auf die Auswahl der Bücher, voraus gewußt habe.

Ich bitte in dieſe Worte nicht mehr Sinn zu legen, als der Wahrheit gemäß iſt.

Ich habe gelegentlich einmal das Blatt mit den Titeln geſehen, habe aber auf keine Weiſe die Verbrennung veranlaßt, nicht gewußt, in welcher Art ſie ausgeführt werde, und an der Ausführung ſchlechthin gar keinen Theil genommen *).

Dabei gebe ich nun zu bedenken, daß ich ſchlechterdings gar keine Verbindlichkeit hatte, in Eiſenach für die Ordnung zu ſorgen, daß mir alſo allerdings zur Laſt fällt, wenn ich etwas unbefugtes gethan habe, aber nicht, wenn ich etwas zu thun unterlaſſen habe.

Ich bin alſo durchaus nicht dafür verantwortlich daß ich das Verbrennen nicht verhindert habe, will ſedoch freiwillig einen Jeden, der academiſche Verhältniſſe näher kennt, deutlich machen, warum ich es für beſſer hielt, nicht dagegen zu würken, und warum ich meine, es gar nicht verhindern zu können. Auch muß ich zur Erläuterung des früher zu Protokoll gegebenen, noch

*) Warum ſolche aber nicht widerrathen? Deutſche Eintracht, welche das Feſt bezwecken ſollte, wurde doch wahrlich nicht dadurch hervorgebracht, ſondern ſchon vorhandene verderbliche Zwietracht noch vermehrt.

näher anführen, daß wenn ich dort mein Urtheil über die verbrannten Titel, mit dem der Studenten übereinstimmend erkläre, ich meiner Seits bloß das litterarische Urtheil der Mißbilligung verstehen kann, und in Rücksicht des Code Napoleon und des Codex der Gensd'armerie, meinen subjectiven Widerwillen gegen die Einführung des französischen Rechtes und französischer Polizei-Anordnungen in Deutschland meine, den Inhalt des von Kamptzschen Werks sonst aber gar nicht näher kannte. *)

Was besonders die Verbrennung dieses Titels von diesem Kamptzschen Buche betrifft, so wird doch wohl Niemand behaupten wollen, darin, daß man sich an einen solchen Privat-Sammlung von Gesetzen ergreift, liege eine öffentliche Beleidigung. Oder wollen wir Luthern etwa der Gotteslästerung anklagen, weil er im corpus juris canonici, eine große Zahl von Bibelstellen mit verbrannt hat? In Weimar würde diese Verwünschung endlich am wenigsten auf sich haben, da nach den gedruckten Landtagsacten von diesem Jahr, die Großherzogl. Regierung selbst an Aufhebung der Gensd'armerie-Anstalt gedacht hat.

Ferner werde ich auf die Flüchtigkeit der Durchsicht der von den Studenten in Druck gegebenen Beschreibung und Reden, Rücksicht zu nehmen haben.

Dabei bemerke ich voraus, daß ich rechtlich auch dafür nicht verantwortlich bin, denn nach dem Gesetz vom 2. Novbr. d. J. bedurfte der Verfasser keiner

*) Hierin liegt ein großer Widerspruch. War das Urtheil des Herrn Fries über die verbrannten Titel mit dem der Studenten übereinstimmend, wie wäre es denn möglich, daß derselbe den Inhalt des Gensd'armerie-Codex nicht kannte. Kann ein Philosoph denn Schriften nach dem Titel billigen oder mißbilligen?

censirenden Aufsicht, meine Theilnahme beruhte auf freundschaftlichem Einverständniß mit dem Verfasser, und hatte von meiner Seite die Absicht, jede Veranlassung zu Streitigkeiten unter den Studierenden zu beseitigen. Ich will nun aber gelegentlich für den Verfasser und dem Drucker mit sprechen.

Dem Vernehmen nach wird an der Beschreibung getadelt, daß ihr Titel nahmenlos sey. Ich kenne kein Gesetz, welches das verbietet; sollte aber auch eins gegeben seyn, so war doch in unserm Fall von gar keiner Vetheimlichung die Rede, da hier jedermann der Nahme des Verfassers, und mein Mitwissen um den Druck bekannt war.

Bei der Durchsicht selbst, habe ich allerdings manches einzelne übersehen. Mir scheint zwar nur eine schädliche Aengstlichkeit, von der durch das Beispiel unserer hohen Regierung, das übrige Deutschland erst noch geheilt werden muß, *) es bedeutend finden zu können, daß solche Meinungen junger Leute, die einen edlen und kräftigen Geist zeigen, auch in Aeußerungen öffentlich erscheinen, welche einzelne Uebertreibungen enthalten.

An sich ist das etwas ganz unbedeutendes.

Allein neben dem stehen noch manche auf andere Art unpassende Stellen in der Beschreibung.

Ich erwähne nur die Erzählung von der Bücherverbrennung.

Dabei bitte ich zu bedenken, daß dem hiesigen Abdruck die Schimpfreden und Verläumdungen in Berliner, Hamburger und Königsberger Blättern vorhergegangen wären. In dieser Lage der Sache schien es dem

*) Gott behüte uns davor, daß allenthalben wie im Weimarschen Lande unbescholtene Leute an ihrer Ehre durch Druckschriften und Carricaturen beschimpft werden dürfen.

Verfasser gerathener, die nackte Erzählung der Wahrheit unverändert zu geben. Bei einer Begebenheit, die sich vor einigen hundert Zeugen zutrug, kann dafür dem Erzähler kein Vorwurf treffen, noch weniger mich, der ich nur der Rede eines Andern nicht abgewehrt habe.

Sollte ich aber selbst irgendwo in dieser Sache ein zu hartes Wort gesprochen haben, so sage ich frei, daß ich die Verunglimpfungen und lügenhaften Gerüchte, bei einer so edlen und ernsten Sache, im Anfang ein wenig ungeduldig gemacht haben *).

Ich darf endlich diese Bemerkungen ohne Anmaßung mit der Aeußerung schließen: Ich war so glücklich hier bald das Vertrauen der Studierenden zu gewinnen, ich habe mir viele Mühe gegeben, durch dieses mit zum Guten zu wirken; eine Art der Bemühung, deren sich wenige von uns unterziehen mögen. Man wird mir zugeben müssen, daß einzig diese gute Absicht mir jetzt Unannehmlichkeiten zugezogen hat.

J. F. Fries.

Nachwort des Redakteur.

Jene Vertheidigung des Herrn Hofrath Fries ist mir zum Abdruck in den Freimüthigen Blättern ohne Namen eingesandt worden. Ich trug — Anfangs Bedenken sie aufzunehmen, nicht wegen des Inhalts, sondern wegen der Art und Weise, wie solche in meine Hände gekommen war. Ist sie ächt, oder unächt? ist sie in guter Absicht, oder böswillig mitgetheilt worden? Mit oder ohne Zustimmung des Verfassers? Diese Fragen habe ich mir selbst gethan, und ich hätte sie viel-

*) So! Aber hätten Sie doch nicht beleidigend machen sollen.

leicht dem Herrn Verfaſſer erſt zur Genehmigung des Abdrucks vorgelegt, wäre mir nicht der Volksfreund und die Nemeſis zu gleicher Zeit in die Hände gefallen, worin das, dem Herrn v. Kotzebue auf eine unerlaubte Weiſe abhanden gekommen, Bülletin für den ruſſiſchen Kaiſer, theils abgedruckt worden, theils als ein Belag zu einer Anklage gegen ihn benutzt, theils behauptet wird: daß man alles mit vollem Recht abdrucken laſſen könne, was einem geſandt worden ſey, es gehöre zum geheimſten Briefwechſel anderer Leute, oder zu gerichtlichen Actenſtücken, ſey geſtohlen oder auf andere unerlaubte Art in fremde Hände gekommen.

Wenn das iſt, ſagte ich nun zu mir ſelbſt, (und die berühmte philoſophiſche und juriſtiſche Fakultät in Jena, beſonders aber der ſo ſcharfſinnige Doctor Wieland müſſen es doch wiſſen) ſo darfſt du weiter kein Bedenken tragen, eine fremde dir anonym eingeſandte Schrift, welche eine Vertheidigung iſt, abdrucken zu laſſen, da ja die Allesbeſſerwiſſenden Gelehrten in Jena ehrenrührige Anklagen gegen Herrn v. Kotzebue aufgeſtohlene Depeſchen an den Kaiſer von Rußland begründen und ins Publikum bringen.

Ich thue es um ſo mehr, als ich die boshafte Abſicht nicht dabei habe, dem Herrn Fries in den hinzugeſetzten Noten ehrenrührige Seitenhiebe zu verſetzen, oder ihn zu verſpotten und zu beſchimpfen, oder mich an ihm zu rächen, der mich doch ſo gröblich beleidigt, indem er mich in öffentlichen Blättern einen Schmalzgeſellen oder bonapartiſchen Schildknappen genannt hat, ſo wie alle 35 von ihm geächteten Schriftſteller.

Ich will wegen dieſer Schmähungen ihn hierdurch noch einmal öffentlich fragen, wie ich es ſchon vergebens privatim gethan habe: Wie er dieſe Schmähung verantworten könne? Ein Schmalzgeſelle kann ich nicht ſein, denn ich war im Tugendbunde, habe nicht gegen, ſon-

Digitized by Google

dern für ihn gestritten so lange er staatsrechtlich da war. Bonapartischer Schildknappe kann ich nicht sein, denn ich habe ihm niemals Eyde geschworen und gedient, stets gegen ihn gehandelt und 1807 — 1808, 1810 — 1813 mehrmals mein Leben aufs Spiel gesetzt für Deutschlands Sache. Bonaparte hat mich in seinen Zeitungen 1809 für vogelfrei erklärt, und ich war nahe daran im Jahr 1811 seinen Schergen, die sich Deutsche nannten, nicht weit von Jena ausgeliefert zu werden, wo ich aus französischen und rheinbundischen Staaten für Preußen Waffen und Munition aufkaufte, worauf die Todesstrafe stand. Dies soll hier nicht als etwas Großes gelten, denn Andere thaten viel mehr oder ähnliches, aber es muß mich gegen die Schmähung eines bonapartischen Schildknappen schützen.

Ich thue es in der aufrichtigen Absicht, daß des Herrn Fries Vertheidigung ihn mit seinen Gegnern im Publikum aussöhnen möge, da ich die philosophischen Schriften dieses Mannes hoch schätze, besonders seine Theorie über Verfassungen gern gelesen, daraus viel gelernt und mir Mühe gegeben habe, solche vollständig in den Freimüthigen Blättern, die ebenfalls auf der Wartburg verbrannt worden, auszuziehen.

Ich thue es endlich deshalb, weil selbst in dieser Schrift Stellen enthalten sind, die mir gefallen und dem wahren Heil Deutschlands entsprechend sind.

Digitized by Google

III.

Eingesandtes Schreiben an die Redaction.

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr Regierungsrath.

Ew. Hochwohlgeborn werden diesen Brief eines Ihnen unbekannten Mannes, und die Bitte, welche er enthält, gewiß gütig entschuldigen wegen ihres Gegenstandes. Sie haben in einer Schrift, die Sie in Betreff der Arbeiten der von des Königs Majestät angeordnet gewesenen Commission zur Verbesserung des Cultus und der Liturgie, herausgegeben, und die so großen Beifall erhalten hat, der evangelischen Welt gezeigt, daß Sie an die Religion und den Cultus ein warmes Interesse nehmen. Dieses Werk, und was mir der Herr Prediger N. N., Ihr gewesener Contanens auf der Universität, und jetzt mein Nachbar und Freund, von Ihrer Individualität gerühmt hat, hat mich bewogen, jenes Ihr Interesse noch für einen andern, nahen Bezug darauf habenden, Gegenstand in Anspruch zu nehmen.

Unsere Synoden sind allgemein im Gange; und es läßt sich von ihrer vereinten Wirksamkeit wohl mit der Zeit ein guter Erfolg für die evangelische Kirche hoffen. Nach meiner Ansicht fehlt ihnen aber etwas wesentliches, um solchen Einfluß bedeutender und sicherer zu machen; nämlich der Zutritt von so genannten Layen.

Digitized by Google

Die Synoden bestehen jetzt aus lauter Geistlichen. Aber nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche, besteht diese nicht aus den Geistlichen ausschließlich, wie die römisch-katholische; sondern die Layen gehören wesentlich zu ihr. Es scheint mir aber, daß Arbeiten von Synoden, die aus lauter Geistlichen bestehen, bei den Gemeinen kein großes Interesse erwecken werden, und daher wenig fruchten mögen. Es liegt auch, dünkt mich, eine offenbare Ungerechtigkeit darin, daß Layen von Gesellschaften ausgeschlossen seyn sollen, welche sich über die wichtige Angelegenheit der Religion berathen wollen; da nach dem Geist des Protestantismus ein jeder Christ in Angelegenheiten dieser Art, so viel möglich, mit eigenen Augen sehen soll.

Was Synoden, die aus Geistlichen und Layen zusammengesetzt sind, für einen mächtigen Einfluß auf die Gemeinen äußern können, dafür giebt es eine Erfahrung, die alle Gegengründe, wenn welche aufgestellt würden, widerlegen könnte. Ehe ich sie anführe, muß ich mich Ew. Hochwohlgeb. näher zu erkennen geben.

Ich bin Prediger an einer Gemeine, die aus Nachkommen von ehemaligen, so genannten französischen refugiés bestehet. Die Gemeinen dieser Art heißen noch französische, wenn gleich, wie hier, und in den meisten übrigen, kein Französisch mehr gesprochen, noch verstanden wird, sondern die deutsche Sprache, im Gottesdienst, wie im gemeinen Leben, allein gebraucht wird; und ihre wenigen Synoden bestehen auch noch, nach der alten Verfassung, aus Predigern und Kirchen-Aeltesten.

Und eben aus der Geschichte der protestantischen Gemeinen in Frankreich, von denen die noch vorhandenen französischen Gemeinen in der Preußischen Monarchie ausgegangen sind, will ich die Erfahrung hernehmen. Die protestantische Kirche in Frankreich hat, während

einem Zeitraum von hundert Jahren, ihre Kreis-Provinzial- und General-Synoden gehabt; sie hatte die Genehmigung der Regierung dazu, welche ihr dieselbe, wegen der Stärke ihrer Parthei, freilich nicht wohl verweigern konnte; die einzige Bedingung war, daß der General-Synode ein königlicher Commissarius beiwohnen konnte, um alle politische Erörterungen zu hindern. Der mächtige Richelieu machte den Synoden, und damit dem blühenden Zustande jener Kirche ein Ende.

Wie erstaunend war aber die Wirkung dieser Synoden, da sie in dem langen Zeitraume, unter wiederholten Religions-Kriegen, versteckten Verfolgungen und allen verführerischen Künsten der Proselytenmacherei, doch die Kirche zusammen hielten, und ihren Eifer nie erkalten ließen; so daß sie sich nicht nur allen kirchlichen Anordnungen der Synoden willig unterwarfen, sondern auch stets bereit waren, für ihren Glauben Blut und Habe zu opfern.

Aber in diesen Synoden waren eben so viel, oder noch mehr weltliche, als geistliche Mitglieder; und unter den erstern die bedeutendsten und angesehensten Männer: und ein Beschluß der Synode, wozu ein Rohan, ein Colligni, ein Mornai du Plessis, gestimmt hatten, galt so viel, als ein königliches Gesetz. Nimmermehr würde dies der Fall haben seyn können, wenn bloße Geistliche die Synoden ausgemacht hätten.

Ew. Hochwohlgeb. wollen nicht meinen, daß ich die Weise der Protestanten in Frankreich aus Vorliebe rühme, oder überhaupt noch Vorliebe für das Vaterland meiner Vorfahren habe; nein, ich bin von Herzen ein Deutscher und ein Preuße. In so fern aber gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervorbringen, kann, dünkt mich, jeder Unbefangene schließen, daß auch die Synoden unsers Vaterlandes, mutatis mutandis, eine weit

größere Wirksamkeit zum Heil der Kirche haben werden, wenn ihnen eine angemessene Anzahl weltlicher Mitglieder beiwohnt, als wenn sie aus lauter Geistlichen bestehen.

Nun ist meine Bitte an Ew. Hochwohlgeb., daß Sie in einer öffentlichen Schrift Ihr Urtheil über unsere Synoden abgeben wollen, und auf den Zutritt weltlicher Mitglieder zu denselben dringen; wenn Sie nämlich meine Ansicht g gründet finden.

Ich bin ein alter Mann, am Abend meines Lebens; doch habe ich mich über die Anordnung der Synoden gefreuet, als über ein Mittel, Kraft in den Gemüthern aufzuregen, und für Staat und Kirche Gutes zu wirken; daher wünsche ich sehr, daß ihnen nichts fehle, was sie recht wirksam machen kann. Die heilsamen Früchte davon werde ich nicht mehr erleben; denn sie wachsen und gedeihen langsam: aber das kräftige Gedeihen meines Vaterlandes, so fern es auf Religiosität beruhet, und der evangelischen Kirche, wird mich auch in Hoffnung freuen; und diese Freude werde ich in ein Besseres mit mir nehmen. Ich verbleibe mit hoher Achtung

Ew. Hochwohlgeborn

S..... ergebenster Diener

den 18. Jan. 1818. Th.....

Nachschrift an den Herausgeber.

Der Gegenstand, den dieser Brief betrift, eignet sich seiner Wichtigkeit wegen allerdings zu einer besondern Abhandlung. Mir aber fehlt in der gegenwärtigen Zeit, so manches Erforderniß, besonders die Zeit, um der ehrenwerthen Aufforderung zu genügen. Darum übersende ich Ihnen diesen Brief, um Sie mir zu substituiren, so wie ich den würdigen Herrn Prediger Th..... selbst gebeten habe, den Gegenstand mit der

jenigen Innigkeit und Herzlichkeit zu bearbeiten, welche aus seinem Briefe spricht*). Denn in der Sache bin ich mit demselben ganz einverstanden. Auch hat sich bereits die Synode zu Ham für incompetent erklärt, weil ihr die Gemeinde-Aeltesten abgingen, welche nach der Constitution der ältesten christlichen Kirche wesentliche Bestandtheile rechtmäßiger Synoden waren, und ohne welche keine gültigen Schlüsse gefaßt werden konnten. Die Kirchengeschichte ergiebt, daß die älteste Einrichtung der christlichen Kirche diese Vereinigung der Cleriker und Layen als allgemein nothwendig dargestellt hat, und wenn wir zu dem religiösen, einfach wahren und frommen Sinne zurückkehren wollen, der von den Stiftern der christlichen Gemeinden ausging und in diesen sich die ersten Jahrhunderte hindurch erhielt; so müssen wir nothwendig auch zu denjenigen Formen zurückkehren, in welchen jener Geist sich äußerte. Die Kirchengeschichte lehrt, daß geistliche Hierarchie, Priestergewalt, Menschensatzungen und Aberglauben in dem Verhältnisse in der christlichen Kirche zugenommen haben, als die Layen von den kirchlichen Angelegenheiten ausgeschlossen worden sind und die Geistlichkeit allein in Concilien schaltete.

Merseburg,
den 14. Februar 1818. Grävell.

---

*) Note der Redaction. Dieß wollen wir erwarten.

IV.

Etwas
zur Beleuchtung und Berichtigung der Schrift:
Schreiben eines Landgeiſtlichen an einen Staatsrath über Synoden und Synodalverfaſſung.

Obgleich der angebliche Herr Verfaſſer in dem, zur Sache nicht recht gehörigen und ſchon deshalb verdächtigen Eingange ſeine Abſtammung, ſeine Familienverhältniſſe und Hausmaximen als Sohn und Nachfolger eines Dorfpfarrers weitläuftig genug auseinander ſetzt, und ſelber ſchon dreißig Jahre — nicht Hirte (pastor) — denn dagegen proteſtirt er dringend, ohne darzuthun, warum? ſondern Freund einer Landgemeine geweſen ſein will: ſo iſt es doch faſt unglaublich, daß dieſe Schrift (man könnte ſie wol eine Schmähſchrift nennen) aus der Feder eines Geiſtlichen gefloſſen ſein könne. Denn wenn es auch nach dem Sprüchworte ſo viele Sinne als Köpfe in der Welt geht, ſo iſt es doch nicht möglich, daß eines Geiſtlichen Kopf und Sinn ſo von dem Geiſt ſeines Standes und — der Wahrheit abweichen können, um eine ſolche Menge von falſchen Anſichten, verkehrten Meinungen, grundloſen Behauptungen, Widerſprüchen und Lächerlichkeiten in die Welt hineinzuſchicken;

ja — um mit Wehmuth den rechten Ausdruck zu nehmen — den Stand, dessen Mitglied er sein will, sie zu verschreien, zu verleumden und zu verunglimpfen, denn dies ist wirklich geschehen. Nur ein Verächter der Religion und Feind ihrer Diener konnte solchen Versuch machen, um uns die Freudehoffnung, deren Morgenroth schon schimmerte, zu trüben; um unser Brodt uns — wenn auch nicht ganz zu nehmen, doch zu schmälern und zu verkennen. Jetzt zur näheren Beleuchtung; aus ihr wird die Wahrheit des bisher Gesagten mehr als zur Genüge erhellen.

Der Verf. erklärt sich für einen „Feind jeder geistlichen Macht, die im Gegensatze der sogenannten weltlichen bestehen soll."

So ists auch gar nicht gemeint mit der in diesen Tagen versuchten Erhebung der Kirche (welcher Ausdruck weislich nicht gebraucht wird) zu dem, was sie einst gewesen, und immer seyn sollte. Sie ist nicht Dienerin, sondern Schwester des Staates, neben, aber nicht unter, welchem sie bestehen, blühen und wirken soll; mit welchem Hand in Hand sie die Menschheit, die die Brüder beschützt und nährt, bildend und innerlich beglückend, dem Ziele ewiger Vollendung zuführen will. Wohl hat von der Schöpfung an ein Dualismus geherrscht, im Geistigen wie im Körperlichen, hier zur Liebe, dort zum Hasse, hier als anziehende, dort als abstoßende Kraft: so möge er auch hier seine Anwendung finden; und im Gegensatze von der sogenannten weltlichen Macht wird die geistliche nur dann da stehen, wenn erstere sich selber für ein böses Princip erklärt. Dazu wird sie sich aber doch nicht verstehen wollen; ja, nachdem die Sonne des heiligen Bundes aufgegangen, darf sie ohne Schaamröthe gar nicht mehr behaupten, daß die sogenannten Staatsmaximen mit den Grund-

sätzen und Vorschriften der Kirche (nicht immer „Geistlichkeit" gesagt) nicht übereinstimmen könnten. — O, sie werden es können, sobald man der Schwester Lehre nur anhört, annimmt und befolgt, und daß dies geschehen möge, ist Wunsch und Wille eines frommen Königes! Er will, daß auch die innere Regierung seiner Lande eine christliche werde. — Ist sie denn aber eine solche bisher nicht gewesen? — Nein! Herr Verf.! sie war es nicht! Wie könnte sonst das entschiedenste Recht nach dem Buche des weltlichen Richters so oft mit dem Buche des Gewissens, mit dem Ausspruche der Liebe und Billigkeit in Widerspruch stehen? Wie viel läßt der weltliche Arm unangefochten dahinziehen, ob es schon alle fühlenden Herzen empört, alle billigdenkenden Gemüther unzufrieden macht! Wer fordert den undankbaren Sohn, der des Vaters grauen Haare spottet? die leichtsinnige Tochter, die der Mutter Thränen nicht achtet? Wer schlichtet den herzzerreißenden, lebentödtenden Zwist in Ehestand und Familien? Wer bezüchtigt den Verleumder, wer entlarvt den Heuchler? Wer straft den Unfriedsamen und Zänker, der eine Hölle mitbringt, so oft er nach Hause kehrt, für Weib und Kind? Wer den Verschwender, den Trunkenbold und Spieler, der sie nackt und blos in Thränen zurücklässt? Wer beugt den Knecht, der seine Pflicht nicht thut; die Magd, deren Unordnung und Untreue Schaden über Schaden bringt? den Nachbar, der nicht Friede hält? Wer stellt an den Pranger den Vater, der das der Herrschaft entwendete Gut sich zutragen läßt von dem dienenden Kinde? oder die Mutter, die sich nicht schämt, wohl gar sich freuet über der Tochter unzüchtiges Leben? Wer brandmarkt den Unredlichen, der von schwachen Alten ungerechte Testamente erschleicht, und übervortheilt selbst den Bruder im Handel? Und wie sie weiter hei

sen, die unchristlichen Christen alle; wer straft sie jetzt? O, ehe die Gerichtsstube sie fodert, können sie unnennbaren Kummer bereiten, können sie unzählige Thränen weinen machen. Dies soll — so will der Gerechte auf Preußens Thron es — dies soll anders werden. Eine christliche Aufsicht soll künftig wachen über alle Stände und Verhältnisse der Menschen; soll Recht und Ruhe schaffen allen Betrogenen und Gekränkten, allen Bedrängten und Bedrückten, allen Trauernden und Weinenden. — Großer, schöner Gedanke! Heiliger, Segen versprechender Wunsch! O möchtest du kein Traum bleiben! — Wehe über alle pseudonyme Verkleinerer desselben! —

Der Verf. fährt fort: „Er habe nie begreifen können die Nothwendigkeit einer kirchlichen Gesetzgebung, „und ihrer Unterstützung durch eine besondere Gewalt?" Wenn die weltliche Macht alles thut, was vonnöthen ist, um den Unterricht der geistlichen nicht fruchtlos verfliegen, um ihrer Leitung nicht unbesiegbare Hindernisse entgegenstreben zu lassen, dann wird die geistliche ihr das Strafamt gern überlassen; möge sie es nur nicht weltlich allein, sondern auch fromm, auch von Religionswegen verwalten, wie der heilige Bund es will. Doch dessen Paragraphen wird der weltliche Herr Verfasser auch wohl verspotten, wie so viele thun sollen.

Für die Deduktionen Seite 6 und 7 „über Freiheit „im Staate" ꝛc. bedarf es keiner weitern Entgegnungen, da der Verf. sich selber fängt in den Worten: „Besondere Gesetze für die kirchliche Gemeine — was werden sie fruchten, wenn es an einer Gewalt fehlt, die „ihnen den Nachdruck giebt?" Vor Widersprüchen muß man sich hüten, wenn man etwas beweisen will."

Seite 8: „Liebe darf keine Gesetze geben." fordert denn ein Vater, in dessen Herzen ein Brennpunkt der

„zärtlichsten Liebe ist, nicht auch Gehorsam mit Ernst „und Strenge? nicht auch Unterwerfung durch Gewalt?" Ich gebe sie zurück die Frage: „Wo würde alsdann „die Liebe bleiben?" — alsdann, wenn sie keine Kraft, keinen Nachdruck hätte! Was von der Welt der kleinen Kinder wahr ist, gilt auch von dem Haufen der großen. — Die Macht der katholischen Kirche ist nur durch Mißbräuche eine Quelle von Gräueln geworden; vor solchen wird aber ein Staat unter evangelischem Oberhaupte sich eher zu bewahren wissen. — Welche Thränen hat dagegen schon oft die Kirche weinen müssen über den Mißbrauch mancher Staatsgewalt! —

Seite 9: „Man denke sich ein Consistorium, wel„ches aus lauter Geistlichen besteht, und einen geistli„chen Präsidenten an seiner Spitze hat — und das „Papstthum ist mehr oder weniger fertig: denn in einem „solchen Consist. kann nur (2) die Rede davon seyn, „wie man die geistliche Macht feststellen und befestigen „will." Abgesehen von der liebloſen Bitterkeit, die in den Worten liegt, frage ich nur: Aber, warum ist denn dies nothwendige Folge, wenn es Geistliche und nicht Pfaffen sind? Nimmt man denn immer an, wenn in einem Büreau eine Session gehalten wird, daß die Berathung, die Bereicherung und Begünstigung der einzelnen Glieder zum Gegenstande haben könne und müsse? Doch, von den Geistlichen soll man stets das Schlimmste fürchten. ... „Und die Vo kommen, „heit der bürgerlichen Gesetzgebung zu hindern" (!!!) Der Verf. muß lauter Jesuiten vor Augen haben.

Seite 10: „Sobald es erst ein rein geistli„ches Interesse giebt, wir des auch eine rein geistliche „Macht geben." — Richtig, und dieses wird eben die weltliche selber werden; der ganze Staat wird alsdann ein christlicher sein, wird die Religion zur Verwaltungsnorm

norm, die Bibel zum höchsten Codex nehmen, und nicht bloß daran denken, seine Bürger durch ihre Existenz-Zeit auf diesem Sterne so irdisch begütert als möglich hindurch zu führen, sondern auch dahin streben, sie mit Gütern für eine andre Welt auszustatten; nie aber wird zu papistischem Obscurantismus zurückgeführt werden.

Daß der Geistlichkeit sonst nie ein bestimmter Rang in der bürgerlichen Gesellschaft angewiesen sei, wird der Verfasser schwerlich beweisen können; und obgleich wir desselben auch nicht bedürfen, so ist das doch eine dankenswerthe Anerkennung unserer Verdienste von Seiten des Thrones. — „Daß Orden und Titel den „Geistlichen zu sehr verweltlichen können" (wie alles gute gemißbraucht werden kann) ist höchstens nur zur Hälfte wahr. Denn die Titel bleiben doch immer geistliche, und sollten sie auch bis zum Erzbischofe hinaufgehen, die Orden freilich, welche Geistliche tragen, mögten lieber keine weltliche sein. Auch mir gefiele ein, aus mehreren Klassen bestehender „Prediger-Orden" z. B. „des heiligen Kreuzes", welcher blos das Verdienst der Geistlichen untereinander auszeichnete und belohnte, und dieselben mit keiner andren Klasse von Landesbürgern in Parallele stellte, besser doch wird des guten Königes Großmuth den Verfasser fragen können: „Siehst du darum scheel, daß ich so gütig bin?" —

Seite 111: „Der Finanzminister bestimmt den „Grad der Sittigkeit unendlich mehr, als die gesammte „Geistlichkeit zusammengenommen. Darum sei es künftig „umgekehrt! darum mögen — — —

Seite 112: „Wo das Bürgerliche in Ordnung ist, „da findet sich das Uebrige von selbst." Ist es denn aber so ausgemacht in unverbesserlicher Ordnung? Bedarf es nicht der Religion, um diese Ordnung zu vollen-

den? Hat schon irgend ein Gesetz-Codex so lange sich behaupten können, als das Evangelium?

Ueber die „Steuerfreiheit der Geistlichen" möge der Verfasser und jeder, etwa ihm beistimmende Leser bei Schuderoff sich Rath und Aufklärung holen, dann werden ihre Gewissen ruhig werden können. Freilich können Immunitäten nur auf Kosten andrer erworben werden, aber leben denn nicht überhaupt alle Geistliche auf Kosten andrer, ihre Einkünfte mögen bestehen, worin sie wollen? — Der Verfasser mißbilligt es, daß dergleichen nachgesucht werden; er tadelt also denjenigen, der da bittet, daß man ihm das bei seiner Anstellung zugesagte Gehalt ungekränkt und unvermindert beilassen möge; und Gehalt ist auch der Nießbrauch von Grund und Boden, von Gärten und Feldern. Wohl weiß ich, daß nach neueren — und mir richtig scheinenden — Grundsätzen kein Eigenthum weniger unbedingt sey, als die Erdscholle, die jemand besitzt; aber davon, sowie von allen Immobilien, deren Nießbrauch und Benutzung dem Geistlichen nur auf Lebenszeit, ohne auf Erben Rücksicht zu nehmen, überlassen ist, müssen die Steuern und Lasten übertragen werden durch die Gemeinen, welche jene als ihre Lehrer unterhalten. Cf. Schuderoff. Wohl — oder vielmehr wehe dem Herrn Verfasser, wenn ihn keine Einquartirung je gestört hat in seinen Arbeiten fürs Heilige; wenn er nie etwas Anstößiges und Entehrendes darin gefunden hat, vom Schulzen oder Gerichtsdiener sich bald diese bald jene Steuer abfodern, und mit dem benachbarten Kossäthen gleich messen zu lassen. Sollen und müssen Geistliche beisteuern zur Unterstützung des Staates, so lasse man ihre Beiträge höhern Ortes bestimmen und einfodern, sie aber nicht in die Willkühr und Behandlung ihrer Beichtkinder hingeben.

Digitized by Google

„Hat sich ihr Einkommen vermehrt, so hat sich ihr „Einfluß vermindert." Welche Logik! Warum denn? Doch, der Beweis fehlt auch. Durch nichts wird des (Land-) Geistlichen Einfluß mehr befördert werden können, als wenn sein Vermögen ihm erlaubt, voranzugehen bei Collecten und Almosen mit seinem Scherflein, zu erlassen den Armen die jura stolae, zu unterstützen die Kinder der dürftigen und Wittwen beim Schul- und Konfirmandenunterricht, zu speisen manchen Hungernden, zu kleiden manchen Nackten. Doch der angebliche Verfasser mag sich wohl nie in solcher beklommenen Lage befunden haben, wo es wehe thut, das einzufodern, was doch die eigene Familie nothwendig gebraucht. Der ärmere Landpfarrer erlebt solche Momente öfter. Oder hat er auf dieser Seite vergessen, seine Mutterlehre: „Geben ist seeliger als nehmen"?

Seite 13: „Was kann man mehr sein als Bür„ger und Christ?" — Sollte heißen: als christlicher Bürger, Bürger sonder Tadel durchs Christenthum. Dies aber lehrt eben der Geistliche, und wenn es nicht befolgt wird, so muß er Machtnachdruck haben. Daß er Empörung predigen könne, ist nach dem Ev. unmöglich. Sonst aber kommt auch das Bürgerthum bei ihm gar nicht in Betracht; ob in Preußen oder Dänemark, in Wirtemberg oder Baiern, am Rheine oder in der Schweiz. — Der Bürger ist sehr verschieden, der Geistliche aber immer derselbe. Ja „Lehrer der christlichen Kirche" und weiter nichts, nicht Bürger sondern das Bürgerthum leitende, veredelnde Religionslehrer hat man in ihnen zu suchen.

Der angebliche Verfasser muß eine von den wenigen guten Pfarren inne haben, da er das spärliche Einkommen der meisten Geistlichen, aller Erfahrung zuwider, wegleugnet.

Seite 14: „Andere Gesetze soll die Kirche „nicht haben als der Staat", sondern die Gesetze des Staates sollen kirchlich werden, von der Religion sanctionirt sein.

„Einen besondern Gerichtsstand." Nun natürlich! Nur geistlich kann und muß der Geistliche gewählet werden. Es kann nichts Unnatürlicheres, nichts Widersprechenderes und Widrigeres gedacht werden, als wenn ein (weltlicher) Justitiar einen Geistlichen schwören läßt; sei es auch nicht ein Reinigungseid, wie in puncto lexti — denn dahin wird hoffentlich eine bessere Synodalaufsicht es künftig gar nicht kommen lassen — doch auch selbst einen nöthigen und löblichen Zeugeneid zum Beistande gekränkten Rechtes oder verleumdeter Unschuld. Da die Gerichtsperson eigentlich nie allein, sondern immer nur mit Zuziehung des Geistlichen einen Eid abnehmen sollte, so folgt: daß er den Geistlichen selber nie vor sich hintreten lassen, und ihm von Gott, dessen Diener er ist, etwas vorsagen dürfe. Will der Staat in solchen Fällen sich nicht mit dem Ja als ja, oder Nein als nein begnügen, sondern fodert die Form einen Eid: nun wohlan, so werde der Fragpunkt der nächsten geistlichen Behörde mitgetheilt, und im Pleno der Synode lasse der Superintendent den Geistlichen schwören. Zeit dazu wird der Gang des Prozesses ja wohl erlauben.

„Und kirchliche Vergehungen an Laien nach „kirchlichen Gesetzen zu bestrafen." — oder bestrafen zu lassen, welches uns lieber ist, wenn es nur — geschieht. „Als Gesetzgeberin wird die Geistlichkeit schon dafür „sorgen, daß dasjenige als allgemeine Verhaltungsre„gel dastehe, wovon sie glaubt, daß es ihrem Vor„theile am meisten entspreche; und da sie immer so un„glücklich gewesen ist, den Vortheil der Gesellschaft zu

„verkennen (??): so hat diese wohl Ursache, sich „auf das Schlimmste gefaßt zu machen." — Es fehlt diesen bitteren Sätzen wieder an Beweisen. Der Verf. mögte am liebsten den ganzen Stand vernichten, vermuthlich, damit auch ihm kein Sittenrichter auf die Finger (und Feder) sehen könne. Doch diese Freude wird er nicht haben. Machiavell ist durch den heiligen Bund zu Grabe gesungen; und kein christlicher Fürst wird ihn wieder aufwecken wollen. Darum gehe hin Du, der dies geschrieben, und traure an diesem Grabe! Traure mit Zerknirschung über den fehlgeschlagenen Versuch, unter der Larve eines Geistlichen unserm Stande weltliches Gift einzuschenken, um ihn zu lähmen und dem Tode näher zu bringen in dem Augenblicke, da er gerade neues Leben zu athmen hofft. Oder sollte doch ein Amtsgenosse diesen Verrath an seinem Stande begangen haben: nun so beweise er erst, was er gesagt, oder bekenne seinen Irrthum!

Seite 15: „Die Gemeine (die ganze bürgerliche „Gesellschaft soll ja nichts andres seyn) tritt durch jeden „Ungehorsam in den Zustand der Empörung gegen das „göttliche Gesetz." Gut; sollte aber das göttliche Gesetz nicht auch für die Menschen als Bürger Gesetz zu seyn verdienen? Zu finden ist jenes alles sehr gut; leset nur die Bibel! — Wenn das bürgerliche Gesetz nur das bestrafen will, „was gegen die Bedingungen ihrer Fort„dauer läuft," so hat sie dies ja mit den Statuten jeder Räuberhorde gemein. Worauf kommt es aber mehr an, auf die Fortdauer überhaupt, oder auf die Beschaffenheit derselben? Wo man bloß für jene gesorgt und gewacht, aber keine moralisch-gute Existenz zu begründen gesucht hat — haben da nicht Empörungen, Umwälzungen und Zerrüttungen aller Gesetzesforgfalt gespottet? Nur, wo von christlichen Monarchen der christ-

liche Unterthan christlich beherrscht wird, ist keine Revolution zu fürchten. Denn dann wird dem Regenten gegeben was sein, und Gotte was Gottes ist.

Da nun keine geistliche Macht seyn soll, so will der Verf. auch keine Synoden, weil diese dahin führen, und seiner Meinung nach weiter gar keinen Zweck haben können. Er kennt aber das eigentliche Wesen derselben nicht, und scheint manchmal recht zu haben, weil er das über den Staat einst hinausgewachsene Papstthum mit dem evangelischen Kirchenthume unaufhörlich verwechselt. Natürlich verwirren dann seine Begriffe und Sätze sich von einer Seite zur andern.

Seite 17: Nicht durch „Verbesserung der bürgerlichen Gesetze" ist das (alte) Papstthum gesunken, sondern durch Uebermuth hat es sich selber sein Grab gegraben.

Seite 19: Daß es unmöglich sey, auf die innere Vervollkommnung des Lehrstandes durch Synoden zu wirken, ist wieder petitio principii; so wie es dem Verf. auch schwer seyn möchte, zu beweisen, daß alle Berathung zur Verbesserung der staatsbürgerlichen Lage für den Geistlichen ohne Erfolg bleiben müsse. Fast scheint der Verf. im Finanzministerio zu sitzen, oder — in einem gewissen Auftrage geschrieben zu haben.

Seite 20: „Aberglaube und Wahnbegriffe" werden freilich keine Kirchen mehr erbauen und verschönern; aber Enthusiasmus, frommer Enthusiasmus kann und wird es thun, und hat es bereits gethan.

Wohin der Verf. mit den Ausdrücken: „Verfinsterung des Geistes, asketische Schriften, metaphysische „Katechismen" deuten wolle, ist dem Ref. nicht recht klar da ein vernünftiger Mann einige, im Finstern schleichende, Mißbräuche nicht mit dem Wesen und Streben des bessern Ganzen verwechseln sollte.

„Hat die Geistlichkeit bisher gesellschaftliche Zumutungen nicht hintertreiben können," so kam es daher,

Digitized by Google

weil es ihr an Macht zum Nachdrucke fehlte, versagt von der weltlichen. Man gebe ihr eine Macht, das Emporkommen „der Leidenschaften" zu unterdrücken, und es wird — besser werden.

Seite 21 ist entweder durchaus unverständlich, oder Halbphilosophie eines mit der Religion ganz Unbekannten, oder — nur mir zu hoch. Soll die Liturgie nicht von dem „Hergebrachten und Alterthümlichen" abweichen, so ist jetzt grade Vieles zu ändern; denn davon eben ist sie in dem Zeitalter der moralischen Kälte durchaus abgewichen.

Seite 22 streitet alles gegen die Erfahrung; und wenn auch der Verf. nicht zur Hälfte ein Sinnenwesen, sondern ganz vergeistigt seyn sollte, so möge er doch erlauben, daß alle übrige Adamskinder fortbleiben dürfen, was sie bisher gewesen, und daß sie also auch sinnliche Anschauung durch Ohr und Auge zur Erhebung, Erweckung, Tröstung und Himmelanstrebung gebrauchen dürfen. Die Gemeinen sollen in ihren Gewohnheiten nicht gestört, sondern nur aus dem Erstarrungsschlummer aufgeweckt werden. Möchte der Verf. lesen die „Betrachtungen eines (man könnte fast sagen: „reformirten) Katholiken am 31. Oktober 1817." Leipz. bei Rein und Comp. Vielleicht bekäme er dann auch noch einen heilig-inneren Antrieb, zu knieen vor dem Kreuze seines Erlösers.

Seite 23. 24. Ueber die „Kirchenzucht" verweise ich wieder auf Schuderoff, v. Schubert u. a., die sich auch für den Ehrentitel „unmenschliche Dominikaner „und Franziskaner" bedanken mögen. — Uebrigens sagt die heil. Schrift nicht bloß: „Richtet nicht" (d. h. nicht voreilig, unberufen, lieblos!!) sondern auch: „Wehe „denen, die Böses gut und Gutes böse heißen; die aus sauer süß und aus süß sauer machen!!"

Digitized by Google

Seite 24. 25. Ueber das Verdammungsurtheil gegen die Missionsgesellschaften würde den Verf. ein hochwürdiger Knapp zurechtweisen, wenn er auf so unbedeutende Zeilen Rücksicht nehmen könnte.

Den Entwurf der Synodalordnung mag der Verf. ziemlich richtig geschildert haben, denn mehreres stimmt fast wörtlich mit Dr. Schleiermacher überein. Wohl aber uns, daß wir von den unbekannten Abfassern dieses Entwurfes annehmen können, derselbe sei von ihnen ehrlicher gemeint, als weshalb dieser Beurtheiler ihn billiget und belobt. Denn daß sie denselben noch nicht als getroffen und vollendet hinstellen wollten beweiset schon die anspruchslose redliche Auffoderung, man solle denselben in Berathung nehmen, und Vorschläge zu Abänderungen einreichen, sicherlich aber wollten sie keine Hemmkette der „geistlichen Anmaßung," damit gegeben haben. Dafür kann nur derjenige ihn ansehen, der den Triumphwagen des heil. Kreuzes schon bergan rollen hört und mit seinem Atheismus oder Indifferentismus überfahren zu werden fürchtet.

Seite 29. Wozu der Verf. sich den Kopf zerbricht über den Erfolg, welcher sichtbar werden würde, wenn es mehr Feyertage und weniger Arbeitstage gäbe, ist nicht recht abzusehen, da noch niemand daran gedacht hat, dergleichen vorzuschlagen. Nur diese Bemerkung sei hier erlaubt: Wenn der Staat zugiebt, daß der einzelne Grundherr seine Tagelöhner, (Mann und Weib und Kind) sechs volle Tage zu arbeiten dadurch zwingen dürfe, daß er den Lohn jedes Tages um so spärlicher zumißt: so ist eine solche Familie gezwungen, auch den Feiertag zu entheiligen. Denn sie muß an demselben, auf dem Lande wenigstens, für sich arbeiten, muß backen, waschen, zur Stadt gehen, muß ver- und einkaufen, graben, pflanzen ꝛc. Hier muß nun die Kirche sprechen können: dies darf nicht sein; der sie-

bente Tag gehört dem Herrn und der Ruhe. Auch wenn dein Arbeiter will — Du darfst ihn nicht jede Stunde der sechs Werktage beschäftigen; und kann er die Löhnung des sechsten (Erntezeiten müssen Ausnahmen machen) nicht entbehren, so mußt Du an den anderen fünf Tagen um so mehr geben. Dies ist ein Beispiel aus der Sphäre eines Landgeistlichen, woran sichtbar wird, wie die Kirche dem Staate nicht eingreife, sondern nur helfe. — Etwas ähnliches scheint der Verf. nachher sagen zu wollen; aber als Widersacher der Geistlichen klagt er über Lasten, die gar noch nicht da gewesen sind und vermuthlich auch nie kommen werden. Wie aber durch vermehrte Fuhren die Sittlichkeit zu Grunde gerichtet werden könne, ist wieder nicht zu begreifen. Ueberhaupt scheint der Verf. mit Arbeit und Sittlichkeit hier einige Verwirrung gemacht zu haben. Zum Schlusse noch einen Trost für ihn.

Wenn die Geistlichen auf den Synodalversammlungen sich zu Seraphinen ausbilden werden, so haben sie ja auch Flügel, und brauchen keine Fuhren, keine Diäten mehr! —

Noch einmal: Dies hat kein Geistlicher geschrieben, und so wie jeder andere Stand es übel nehmen würde, wenn man einen seiner Mitglieder Verkleinerung seiner selbst in den Mund legte: so ist auch diese Schrift eine wahre Beleidigung für unsern Stand. Darum — ist der Verf. ein Geistlicher, so scheue er auch das Licht nicht, dessen Beförderer er sein will, sondern nenne sich, wie Schreiber dieses alsdann ebenfalls die Anonymität ablegen wird, die er jetzt deshalb angenommen, weil er mit einem Ungenannten streitet.

Alethophilos,
ein Diener des Herrn.

Digitized by Google

V.

Unabhängigkeits-Akte der Provinz Caracas.

(Beschluß.)

Dies ist der Schlüssel zu dem Betragen der Spanier, man wollte Bewegungen unter uns erregen, um einen Vorwand zur Strafe und Unterjochung zu haben; jede Art der Gerechtigkeit ist uns von den Cortes versagt worden, unsre Bestrebungen sind mißgeleitet, unsre Entschlüsse verhöhnt, unsre Feinde unterstützt, die Stimmen unsrer sogenannten Repräsentanten unterdrückt worden. Gegen sie ist die Inquisition wieder eingesetzt, zur nähmlichen Zeit, wo Preßfreiheit proklamirt wurde! und man streitet darüber, ob die Regentschaft uns für einen freien und integranten Theil der Nation erklären sollte, oder nicht. Als in Portoricco ein Amerikaner, dieses Namens würdig, gegen die Mißbräuche der Regentschaft seine Stimme erhebt, will man seine gerechten, energischen und lauten Zurückforderungen, die ihn von Satelliten des Despotismus auszeichnen, zum Schweigen bringen. Ein kurzes, treuloses verächtliches Dekret stößt alle Schranken des Gesetzes über den Haufen. Melendez, von der Regentschaft zum König von Portoricco ernannt, bleibt von den Cortes in derselben Gewalt, unter dem Titel eines Statthalters eingesetzt; und dies thut man blos, weil es ungeheuer schien in

einer kleinen Insel der spanischen Antillen zwei Könige zu haben. Cortaria blieb in Portoricco, gegen Venezuela zu handeln ermächtigt von der Regentschaft, mit den ungewöhnlichsten und empörendsten Vollmachten versehen.

Nach diesem Dekret der Cortes war es, als die Wirkungen der Zwietracht, die durch das Unheilbringende Observatorium von Portoricco erregt, unterhalten und gelenkt wurden, grausamer fühlbar sich darthaten. Nach diesem Dekret wurden Fischer und Küstenbewohner in Ocumara von den Piraten Ortavaria's unmenschlich gemeuchelmordet; und auch nach der Publication dieses Dekrets wurden Barcelona und Cumana bloquirt und aufgefordert sich zu ergeben. Ein elender Geheimbote brachte eine neue blutdürstige Verschwörung gegen Venezuela zu Stande, ein Mensch, der treulos in den Schoos seines friedlichen Vaterlandes eindrang, um es zu verheeren; die unschuldigen arbeitsamen Colonisten von Venezuela (die größtentheils aus Emigranten von den Canarischen Inseln bestehen) wurden verrätherischer Weise als Unruhstifter angegeben. Valencia wurde aufgewiegelt, auch die andern Städte im Innern des Landes sollten es werden, ein falscher Ausruf wurde nach Cumana gesendet, am nähmlichen Tag sollte Venezuela mit Blut überschwemmt, und in trostlosen Jammer gestürzt werden. Man schmeichelte sich, es würde auf allen Punkten angegriffen werden, von den Verschwornen, welche die nähmliche Regierung, von der das Dekret zu Gunsten Portoricco's und ganz Amerika's eben noch ausgegangen war, in den Schoos des Landes zu bringen gewußt hatte. Der Name Ferdinand des VII. ist der Vorwand unter welchem die neue Welt verheert werden muß, wenn nicht Venezuela's Beispiel das Banner der Freiheit emporhebt, fest entschieden sich von einer geheuchelten Treue loszusagen.

Digitized by Google

Die peinliche Pflicht uns selbst zu rächen hätte uns weiter geführt, wenn wir nicht befürchtet hätten an denselben Klippen zu scheitern, an welchen die Regierungen in Spanien zerschellt sind; wir blieben gerecht und milde, und konnten jenem Lande den Vorwurf von drei Jahrhunderten der Bedrückung machen, denen wir bereits drei Jahre gesetzmäßiger Bestrebungen, edler, menschenfreundlicher Bemühungen entgegensetzten, die wir anwendten um das zu erlangen, wovon wir nicht ablassen können! Wären Gift und Galle die Haupt-Triebfedern unsers feyerlichen wahren und aufrichtigen Manifestes gewesen, so hätten wir damit begonnen Ferdinands Rechte zu zertreten! —

Aber Recht und Sitte sind die Lorbeeren unsrer Handlungen gewesen.

Wären die Rechte der Bourbonenen nicht zu bestreiten, und wäre der Eid unauslöschlich, der rechtmäßig einst beschworen worden, weil Ungerechtigkeit, Gewalt und Verrath ihn uns entrissen, so verliert er seine Wirkung von dem Augenblick an, wo wir entdecken, daß er unsrer Freiheit entgegen, unserm Interesse gefährlich, unsrer Ruhe Unheilbringend ist. Doch ach! nicht nur in Spanien, auch in unsrer Mitte haben wir die Meinung zu bekämpfen! Die Excommunication ist über das Volk von Caracas ausgesprochen worden, weil es seine Regierung verändert hat, und die Herzensreinheit und Frömmigkeit vieler Amerikaner, welche solch Blendwerk zu täuschen vermag, gewährt unsern Feinden Vortheile gegen uns durch die Gewissensangst der Betrogenen! Diese vor allen, müssen dieser Stimmung entrissen werden, und die Hülle muß von ihren Augen sinken, sie müssen fühlen, wie gut, gerecht und heilig unsre Sache sey!

Die Begebenheiten, die in Europa so schnell sich

drängten, um Amerika's Sclaverei zu enden, sind gewiß ein Wort der göttlichen Vorsehung. Auf 2000 Meilen über dem Atlantischen Meere hin verheerend, haben wir während der drei Jahren, in denen wir frei werden sollten, bis zum Augenblick, wo wir es geworden sind, alles gelitten. Durch alle grausame Qualen der Räuber-Verschwörungen, Beschimpfungen, Feindseligkeiten, Verhöhnungen einer Nation, die wir einluden an unsrer Wiedergeburt Antheil zu nehmen, da wir die Thore der neuen Welt, der alten, bis dahin verschlossen, öffnen wollten, haben wir hindurch gemußt. Drei deutlich bezeichnete Olicharchen haben uns den Krieg erklärt, haben unter uns bürgerliche Zwiste erregt, Saamen der Zwietracht und des Mißtrauens in unsre große Familie ausgestreut, drey gräßliche Verschwörungen gegen unsre Freiheit eingeleitet, unsre Handel unterbrochen, unsern Ackerbau erstickt, und eine Macht Europa's gegen uns aufzuwiegeln gesucht. Derselbe Pavillon, dieselbe Religion und dieselben Gesetze hatten bis dahin die Parthei der Freiheit mit der der Tyranney verschmolzen. Ferdinand der VII. als Befreier, wird Ferdinand dem VII. als Unterdrücker entgegengestellt; und hätten wir nicht den Entschluß gefaßt von einem Namen loszusagen, der ein Synonim des Lasters und der Tugend zugleich darbot, so wäre Amerika durch dieselbe Gewalt, die für Spaniens Unabhängigkeit kämpft zur Sclaverey hinuntergebracht worden.

Dies war die Natur der unwiderstehlichen Ueberzeugung, welche uns die Augen öffnen mußte, und Venezuela dahin brachte, sich auf ewig von einem so schrecklichen heillosen Namen loszusagen. Da wir zwischen der Alternative Feinde oder Sclaven unsrer Brüder zu seyn keine Wahl hatten, so zogen wir es vor unsre Freiheit auf Kosten der Freundschaft zu erkämpfen, ohne

jedoch einer möglichen und erwünschten Versöhnung entgegen zu arbeiten. Die mächtigsten Beweggründe, die ernstesten Nachforschungen, lange Discussionen, Debatten, die reiflichste Zergliederung der Umstände, schreckliche Ereignisse, die gräßlichsten Gefahren, und die öffentliche Meinung klar ausgesprochen, standhaft emporgehalten; dies waren die Vorboten der feierlichen Erklärung, die der General-Congreß von Venezuela über die Unabhängigkeit dieses Theils vom südlichen Amerika am 5. Julius zu Stand brachte. Dieser Aktus ist vom Volk dieser Hauptstadt unterschrieben und mit Beifall aufgenommen, sanktionirt durch die Mächte der Confederation, anerkannt durch die Repräsentanten der Provinzen, beschworen und mit günstigen Blick betrachtet vom Oberhaupt der Kirche von Venezuela; seine Grundstützen sind: Leben, Glück und Ehre aller Bürger Venezuela's!

Freie Menschen, Mitgefährten unsers Schicksals, die ihr vom hohen Standpunkt aus, zu welchem eure Tugenden erhoben, Hoffnung und Furcht aus eurem Herzen zu verbannen wißt, gebt dieser Schilderung einen Blick der Uneigennützigkeit und Unpartheilichkeit! Venezuela macht euch zu Richtern ihres Zwistes mit Spanien und seiner neuen Schicksale. Wenn unser Unglück euch lieb ist, so vereinigt euch unsern Bestrebungen, damit mit länger die Kunstgriffe der Ehrsucht über Liberalität und Gerechtigkeit siegen! Euch kommt es zuzugeben, daß eine unglückliche Moralität es außer jedem möglichen Verhältniß mit Amerika bringen. Zerstreut den Wahn, der sich seiner Regierung bemächtigt hat; enthält ihn die wechselseitigen Vortheile unsrer Widergeburt; zeigt ihr das Bild der herrlichen Zukunft deren es durch das Monopol, welches sein Herz verhärtet in Amerika verlustig geht! Belehrt Spanien über

das Schicksal, welches ihn in Europa droht, und über das, welches es von der neuen Welt erwerben kann, die in Frieden, unverdorben, und schon mit Segnungen der errungenen Freiheit überschüttet ist; schwört Spanien in unseren Namen das Venezuela seinen Brüdern die Arme öffnet, und sonst kein Opfer von ihnen heischt als das des Vorurtheils, des Stolzes, der Ehrsucht, die seit drei Jahrhunderten beide Lande in das Verderben gestürzt hatten.

Federal-Pallast von Caracas 30. Julius 1811.

Juvan Antonio Rodriguez Donimguez, Präsident. Francesco Isnardi, Sekretarius.

VI.

Auszüge aus der Reise eines Gallo-Amerikaners (M. Simond's) durch Großbrittannien,

in den Jahren 1810—1811.

Ein mächtiges Fuhrwerk kommt um die Ecke der Gasse es ist ganz voll Reisender und wenigstens ein Dutzend sitzt auf dem Himmel, auf dem Bock neben dem Kutscher und auf andern Sitzen hinten, und diese ganze Last ruht auf vier hohen, dünnen, zitternden Rädern in vollem Trabe über ein rauhes unebnes Pflaster dahin rollen lassen.

Unsern Fenstern gegenüber ist ein halb offnen Laden; zwei Männer mit Borte auf den Röcken und mit Hüten so aufgeschlagen, wie man sie vor 100 Jahren trug, schließen ihn mit Gewalt. Der Kaufmann, der ein Quäker zu sein scheint, läßt sie machen; aber kaum sind sie fort, so öffnet er ihn wieder. Man sagt uns, daß es beadles oder Gerichtsdiener, welche das Sonntags-Gesetz einschärfen.

Ein Englischer Koch kann nichts als sieden und braten. Es ist aber alles gut: Tisch, Wäsche, Bediente, alles außerordentlich reinlich und in guter Ordnung

nung. Zum Nachtisch leidlicher Käse, schlechte Aepfel, so groß wie Nüsse. Man sagt uns, daß es die besten sind, die hier zu Lande gebaut werden.

Die politischen Neuigkeiten sind nicht mehr, was sie ehedem waren. Seit der französischen Revolution haben sie ein ganz anderes Interesse erhalten. Die Staatsangelegenheiten sind jetzt Familienangelegenheiten.

Der Pallast St. James, welcher einen der Parks, der von ihm den Namen führt, zum Eingange dient, ist ein altes, halb abgebranntes Nest. Man kann sich unmöglich etwas armseligeres, schmutzigeres und dürftigeres denken. Gegenstände von welchen man hat sprechen hören, ohne sie gesehen zu haben, denkt man sich nothwendig mit einer gewissen Gestalt und Farbe; und ich gestehe, daß ich mir ein ganz anderes Bild von dem Pallaste des so reichen und so stolzen Hofes von St. James gemacht hatte. Heinrich VIII. hat ihn erbaut.

Der Morgen ist vor zehn Uhr ganz ruhig, not a mouse stirring (kein Mäuschen rührt sich); dann fangen die Läden an sich zu öffnen. Die Milchweiber mit ihren vollkommen reinlichen, an beiden Enden eines künstlich an die Schultern passenden Jochs hängenden und mit kleinen Rahmfäßern rund herum gekrönten Eimern, klopfen von Thür zu Thür, Schlag auf Schlag, um die Mägde in Trab zu setzen, welche noch halb schlafend kommen, um ein Mäßchen, so groß wie ein Ei, in Empfang zu nehmen, woran eine ganze Familie genug hat; denn ich muß hinzusetzen, daß die Milch hier weder Getränk noch Nahrung, sondern eine Tinctur, ein Elixir ist, wovon man vorsichtig einige Tropfen 5 höchstens 6, früh und Abends in jede Schale Thee gießt. Es ist schwer zu sagen, welchen Geschmack oder welche Beschaffenheit diese Tropfen geben können; aber

man kann sie nicht entbehren; es ist ein Gebrauch, dessen Nutzen sich niemand mehr in Erwägung zu ziehen erlaubt. Indeß noch immer kein Wagen, kein Karren, nichts geht vorüber.

Den ersten beträchtlichen Lärm machen die Trommel und die Feldmusik der Leibwache, welche aus den Kasernen kommt, um in Hyde-Park ihre Uebungen vorzunehmen, drei oder vier schwarze Riesen voran mit ihren schallenden Zimbeln. Gegen 3 oder 4 Uhr giebt die große Welt erst Lebenszeichen. Besuche machen, oder vielmehr eine Karte an der Thür seiner Freunde abgeben, die man nie anders als im Gewühl der Gesellschaften sieht, in den Läden herumlaufen, modische Neuigkeiten sehen, (lounges, d. h. Müßiggängereien nennt man sie) in einer häßlichen Gasse, Bondstreet, auf- und abfahren, noch einmal auf- und abfahren, endlich um 5 Uhr nach Hause kommen, um sich anzukleiden. Da habt ihr einen Londner Vormittag.

Nun fangen die Gassen an von einem Ende bis zum andern erluchtet, oder vielmehr mit zwei langen Reihen kleiner Pünktchen, welche Licht andeuten und sehr wenig verbreiten, eingefaßt zu werden — das sind die Laternen. Sie sind nicht wie in Paris, mitten in der Gasse aufgehangen, sondern auf einem eisernen 8 — 9 Fuß hohen Pfahl befestigt, einer immer 10 Klaftern vom andern entfernt, auf beiden Seiten der Gasse. Ists die Schuld der Scheinwerfer oder sonst etwas, genug diese Laternen geben sehr wenig Licht. Von 6 — 8 Uhr nimmt der Lärm zu, denn man geht zum Mittagsessen. Die Kutschen mit zwei strahlenden Augen bewaffnet, erschüttern das Pflaster von allen Seiten her, folgen einander, durchkreuzen sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Plötzlich halten sie, ein Bedienter springt herab, läuft an die Thür, hebt den schweren Klöpfel

Digitized by Google

auf, thut einen ſtarken Schlag, hebt ihn wieder auf, thut kleine ſchnelle Schläge, dann trommelt er aus Leibeskräften mit einer gewiſſen Kunſt, nach einer Weiſe und einer Feinheit der Berührung, wodurch Stand, Rang und Vermögen ſeiner Herrſchaft angezeigt wird.

Zwei Stunden ungefähr läßt es nach. Um 9 oder 10 Uhr verdoppelt es ſich. Es tritt die große Kriſis des Lärmens, des Putzens, der Eilfertigkeit ein. Man unterſcheidet nichts mehr, als ein eintöniges, allgemeines Raſſeln wie eine große Mühle von 50 Paar Stampfen und ihrem Gerinne. Wenn ich nicht fürchten müßte, der Uebertreibung beſchuldigt zu werden, ſo würde ich geſtehen, daß wir dieſen Lärm dem Rauſchen des Waſſerfalls von Niagara, das man zwei Meilen weit hört, ähnlich gefunden haben. Dieſe große Kriſis dauert ohne Unterbrechung bis Mitternacht oder 1 Uhr, nimmt dann den übrigen Theil der Nacht hindurch ab, bis man endlich bei Annäherung des Tages immer ferner und ferner nur noch einen einzelnen Wagen hört.

Die großen Geſellſchaften nennt man routs, ſo daß man ſagt, der oder jener hat a rout oder a party gegeben, aber der, welcher die Geſellſchaft giebt, nennt ſie nicht ſelbſt bei dieſem Namen. Die Einladungen beſagen, daß man den und den Tag zu Hauſe ſey (at home) und zwar einige Wochen zuvor. Das Haus, worin ein rout iſt, wird von oben bis unten ausgeräumt, um Platz zu machen. Betten, Kleiderſchränke, überflüſſiges Geräth, alles wird in einen Winkel zuſammengeſchichtet, und alles füllt ſich mit einem Haufen wohlgekleideter Leute, welche an der Thür des Hauptzimmers von der Frau vom Hauſe empfangen werden. Sie ſteht ſo wie alle andere, und lächelt jeden Neuangekommenen mit der Miene einer guten Bekannten an.

Man spricht nicht, man spielt nicht Karten, man macht nicht Musik, man thut nichts, als sich mit den Ellbogen stoßen, sich schieben, umdrehen, sich von Zimmer zu Zimmer schleichen, nach einer Viertelstunde entwischen, um am Thor seinen Wagen zu erwarten, wo man an der Schwelle unter den Bedienten länger bleibt, als man oben bei der Herrschaft geblieben war. Von da fährt man in größter Schnelligkeit in einen andern rout, und nachdem man gewartet hat, bis man an die Thüre fahren konnte, welches bisweilen eine halbe Stunde dauert, da die Gasse voll Wagen steht, geht man hinauf und fängt die nämliche Runde wieder von vorn an. Daß in einem Hause ein rout ist, erkennt man an zwei Zeichen: erstlich an der Menge Kutschen in der Gasse, zweitens daran, daß die Vorhänge und Fensterläden offen sind, so daß man in die Zimmer voll Lichter und in denselben ein Gewimmel weißer und schwarzer, gepuderter und ungepuderter Köpfe sehen kann, die sich unaufhörlich bewegen. Dieser Gebrauch ist so allgemein, daß, als neulich 5 oder 6 Personen den Abend bei uns zubrachten, der Bediente, in der Meinung, es sei ein rout nach unserer Art, die Vorhänge auch so offen gelassen hatte.

Bekanntlich ist eine englische Mahlzeit sehr verschieden von einer französischen, doch jetzt weniger als ehedem; die Küche ist halb französisch. Offenbar verdankt England in diesem Betracht seinen Nachbarn sehr viel; denn fast alle Namen von Gegenstände der Küche sind französisch, so wie die tactischen Wörter. Merkwürdig ist, daß das nämliche Thier lebend einen englischen, und sobald es todt ist, einen französischen Namen hat. Ein Hammel auf der Weide heißt a sheep, sobald er durch die Hände des Metzgers gegangen ist, mutton; so wird ein ox (Ochs) zu einem beef, und ein hog

(Schwein) zu einem pork. Neulich hörte ich einen alten Franzosen, welcher dreißig Jahre unter Engländern gelebt hat, zu einem seiner Kinder sagen, welches schmutzige Hände hat: Go, you are a little pork (Geh, du bist ein kleines Schweinefleisch). Nichts ist lächerlicher, als eine solche Verwechselung; die Ungereimtheiten im Gebrauche der Wörter sind wie die Dissonanzen in der Musik, wie halb gemischte Farben, die das Auge um so mehr beleidigen, jemehr sie sich einander nähern, ohne sich wirklich ganz ähnlich zu sein.

Herr und Frau vom Hause sitzen an beiden Enden der Tafel, welche schmäler und länger als eine französische ist. Die Frau sitzt am obern Ende, die Plätze neben ihr sind Ehrenplätze. Gewöhnlich hat man zwei Gänge und den Nachtisch *). Die Suppe ist immer

*) Hier ist ein Küchenzettel, und obwohl meine Zeitgenossen darüber lachen möchten, so schmeichle ich mir doch, der Wißbegierde künftiger Jahrhunderte, in denen man mein Buch lesen wird, einen Dienst zu thun — denn

„Dies Werk, daß nimmer soll vergehen,
Soll als mein Denkmal ewig stehen!"

Mittagessen für zehn oder zwölf Personen:

Erster Gang.

Brühe oder Austernragout,	Geflügel, Suppe,	Gemüse, Gebratenes oder gesottenes Rindfleisch,
Fisch, Spinat.	Eingesalznes Fleisch.	Gemüse.

Zweiter Gang.

Crêmes,	Gebackenes,	Blumenkohl,
Franz. Ragout,	Crêmes,	Wildpret,
Sellerie.	Macaroni.	Gebackenes.

Nachtisch.

Nüsse,	Rosinen u. Mandeln,
Aepfel,	Birnen,
Rosinen,	Orangen.
Mandeln,	
Kuchen.	

Digitized by Google

eine sehr gewürzte, sehr nahrhafte Kraftbrühe, hingegen die Gemüse werden auch in der ganzen schönen Einfalt der Natur vorgesetzt, wie das Heu den Pferden, nur ein wenig gesotten, statt daß dies getrocknet ist. Diese Mahlzeit ist eine der mittlern Klasse; in Häusern, die auf Ton Anspruch machen, sitzen Herr und Frau nicht unten noch oben an der Tafel, die oft rund ist. Hier giebt es keine Ragoûts à la française, die Schüsseln kommen einzeln nach einander, die Gemüse erscheinen nicht ganz in puris naturalibus. Ist man in einer guten altenglischen Familie, so wird man keine Suppe finden, sondern nur gekochtes und gebratenes Fleisch.

Selon leurs goûts, leurs moeurs et leurs besoins,
Un gros roast beef que le beurre assaisonne,
Des Plum-puddings *), des vins de la Garonne;

sagt Voltaire.

Die deutschen Mineralogen haben einen gewissen Stein, der eine Zusammensetzung verschiedener Bruchstücke ist, die durch ein gemeinschaftliches Bindemittel zusammenhalten werden, den Puddingstein genannt. Ich weiß nicht, ob der Kloß vom Steine oder der Stein vom Kloße den Namen geborgt hat. Genug das Nationalgericht ist vortrefflich.

Man trinkt hier allgemein den schweren, rothen, scharfen und starken Portwein, Madera oder Sherez. Der Wein von Bourdeaux, hier Claret genannt, Burgunder, Champagner und die andern französischen Weine gehören zum Luxus. Fast kommt kein Wein nach England, der nicht einen Zusatz von Branntwein hätte.

Man genießt hier nicht von so viel verschiedenen Gerichten, als in Frankreich. Gewöhnlich ißt jeder von einem oder zweien, wieviel auch auf dem Tische stehen

mögen. Man nöthigt nicht zum Essen noch zum Trinken; das gewöhnliche Getränk während der Mahlzeit ist Bier (table beer), Porter (ein Doppelbier) und Ale, ein perlendes Bier, das in Champagnergläsern gegeben wird, und ein durch Kohlengas gesäuertes Wasser. Niemand trinkt Wein mit Wasser. Der Wein wird in Karafinen von schönem, weißen Glase aufgesetzt. Sonst konnten immer nur zwei mit einander trinken, und obwohl dieser Gebrauch nicht mehr allgemein herrscht, so ist er doch noch lange nicht abgeschafft. Man fordert einen der Tischgenossen, Manns- oder Frauenspersonen, förmlich heraus (challange), ein Glas Wein mit zu trinken. Ist die Aufforderung durch ein leichtes Kopfnicken angenommen; so schenkt man gegenseitig ein, dann ergreift man das Glas — zweites Kopfnicken —; in dieser läßt man seine Blicke nun die ganze Tafel herumgehen, nennt jeden der Tischgenossen der Reihe nach dem Namen; ist diese Ceremonie (welche jedoch altert und außer Gewohnheit kommt) vorüber, so sehen sich die beiden Kämpfer lebhaft an, führen das Glas zum Munde und trinken zu gleicher Zeit aus. Da man aber mit seiner Ausforderung nicht wartet, bis die vorhergegangene erledigt ist, sondern jeder für sich seine Partie machen kann, ohne sich um das zu bekümmern, was am andern Ende der Tafel vorgeht, so entsteht dadurch ein Lauffeuer von Winken Nicken, Aufrufungen, daß sich in allen Richtungen durchkreuzt, um die Tafel herum. Ehedem verfehlten die Gäste, welche sich vorher nicht kannten, nie, sich einander vorzustellen, indem sie gegenseitig ihre Namen nannten. Nun lag es ihnen ob, diesen Namen zu merken, bei Strafe, entweder gar nicht, oder doch als ein Unhöflicher zu trinken. Diese Gewohnheit des Vorstellens verliert sich täglich mehr; der große Zweck der guten

Digitized by Google

Lebensart nach der heutigen Mode ist, allen Zwang alle Cerimonie zu verbannen. Unstreitig ist dies das Bessere; aber man geht zu weit, und unter dem Vorwande, sichs bequem zu machen, alle Förmlichkeiten der alten Höflichkeit zu vermeiden, schließt man auch jeden Schein des gegenseitigen Wohlwollens aus. Voltaire sagt irgendwo: wer bloß gerecht ist, der ist hart; und ich möchte hinzusetzen: wer bloß aufrichtig ist, der ist grob. Die wahre Höflichkeit besteht in einem Wohlwollen, das sich in kleinen Dingen äußert, und dies kostet so wenig, fodert so wenig Aufopferungen, daß es kaum der Mühe werth ist, sich derselben zu überheben. Und sie weiter nichts verspricht, ist auch keine Falschheit darin. Leute, welch diese Höflichkeit haben, sind, sich in allen Ländern sehr gleich; die, welche nur die Höflichkeit willkürlicher Manieren, wie man es nennt, Wit haben, sind mehr national. Die englische Unhöflichkeit ist grob, die französische unbescheiden, jene riecht nach Hochmuth, diese nach Eitelkeit.

Ganz kurz nach aufgehobener Tafel entfernen sich die Frauenzimmer, und die Frau vom Hause steht zuerst vom Tische auf. Während dieser Bewegung stehen die Männer; sobald sie allein sind, setzen sie sich wieder und offenbar scheint ihnen wohler zu sein; die Unterhaltung nimmt einen etwas anderen Charakter an, nämlich, sie wird weniger abgemessen, entweder ernsthafter oder ausgelassener.

Einige Gebräuche giebt es hier, die in einem Lande sehr auffallen müssen, wo man Anspruch auf die ausgesuchteste Reinlichkeit macht. Am Ende der Mahlzeit, und noch ehe die Frauenzimmer den Tisch verlassen, wird vor jeden Tischgenossen ein kleiner Napf von buntem Glase voll Wasser gestellt. Manns- und Frauenspersonen tauchen den Mund hinein, schütten ein, spru-

Digitized by Google

dern heraus, fassen noch einmal den Mund voll, geben's wieder von sich, und gurgeln und räuspern sich mit großem Geräusch, ohne alle Zurückhaltung; oft helfen sie sich noch mit dem Finger, den sie frei im Munde herum drehen. Hierauf trocknet man sich Mund und Hände an dem Tischtuche, wenn man keine Tellertücher hat. Dieser Gebrauch ist neu und noch nicht ganz allgemein. Doch das ist Kleinigkeit gegen das, was ich noch sagen will! Man trinkt so viel und so lange, daß Folgen daraus entstehen, denen man nachgeben muß. Wird man es glauben, daß in einem Winkel des Zimmers ein Gefäß steht, dem die Gäste reihum sehr gravitätisch ihren Besuch machen, ohne daß das Geräusch, die Gebehrde, die Stellung das Gespräch unterbrechen? Ich habe gefragt, warum dieser Artikel erster Nothwendigkeit nicht außer dem Zimmer in irgend ein nahes Gemach gestellt würde: und man hat mir geantwortt, weil frühere Erfahrungen gelehrt hätten, daß dies denen, welche so unglücklich wären, nicht gern trinken, oder es doch nicht ungestraft thun zu können, zum Vorwand gedient habe, zu entwischen, ehe sie die volle Ladung gehabt, und daß ihre Voraltern einem so schreienden Mißbrauche durch die Einführung dieser lächerlichen Unreinlichkeit weislich vorgebeugt hätten.

Fox, Burke und Pitt waren Männer von völlig verschiedenen Gaben und Gemüthern und Windham, eins der großen Lichter aus diesem glänzenden Sternbilde, ist von jedem derselben fast gleicher Weise verschieden. Darin sind sie einander gleich, daß sie meistens ihre Laufbahn in der Opposition begannen und mehr oder weniger Reformatoren waren; zwei unter ihnen versuchten, ehe sie selbst mächtig wurden, dem Parlamente eine reinere, mehr populäre Stellvertretung zur Grundlage zu geben; keiner aber that, was er ge-

sagt hatte, und alle, den einzigen Fox ausgenommen, schworen mehr oder weniger förmlich den Glauben ihrer Jugend ab.

Ich möchte keine vortheilhafte Meinung von einem jungen Mann fassen, der wenig Liebe zur Freiheit hat, und von einem bejahrten Manne, der ihrer viel hat; aber Pitt änderte seine Gesinnung, ehe es erlaubt ist, sie zu ändern. Die furchtbaren Folgen der französischen Staatsumwälzung, die Burke, mehr vermöge seiner starken Einbildungskraft, als seiner Weisheit, von ihrem Anfange an vorausgesehen hat, trieben ihn in das der Freiheit entgegengesetzte Aeußerste, und gegen das Ende seines Lebens schien er nirgend mehr Heil für die Menschenkinder zu erblicken, als im Despotismus. Aber dies verzogene Kind des Genies würde wahrscheinlich seine neue Klapper zerbrochen, und die alte wieder hervorgesucht haben. Fox hatte das Verdienst, beharrlich in seiner Meinung zu sein, er war immer der Freund einer gemäßigten Freiheit, hat sich stets den Eingriffen der ministeriellen Partei in England widersetzt, und ist immer ein guter Whig geblieben. Von der französischen Revolution scheint er mir zu günstig gedacht, und ihren Einfluß auf England zu wenig gefürchtet zu haben, den Pitt zu sehr fürchtete oder zu fürchten vorgab. Fox hat in der kurzen Zeit seines Ministeriums für das, was er immer Freiheit nannte, nicht nur wenig gethan, sondern auch nicht viel Neigung verrathen, dem Frieden ein Opfer zu bringen, nachdem er so sehr gegen den Krieg geschrien hatte. Dies konnte aber sein, weil es ihm an Macht, nicht weil es ihm an Unfrichtigkeit fehlte. Seine Beredsamkeit scheint die ächt englische gewesen zu sein, mehr einfach, stark, kräftig, zum Ziele gehend als fein und einschmeichelnd; wenn er mit Wärme redete, wurde seine

Stimme scharf und kreischend. Sonderbar, daß dieser große Mann, der so vortrefflich zu sprechen verstand, nicht schreiben konnte. Das Bruchstück einer kaum angefangenen Geschichte ist nach seinem Tode erschienen; die Schreibart ringt mühselig nach Einfalt, und die Sittenlehre wird vor lauter Liberalität ein wenig schlaff.

Pitt, in Allen das Gegentheil von Fox, besaß mehr Kunst und Logik, eine Wahl in den Ausdrücken, die nie ihres Gleichen hatte, zerfleischenden Spott; aber die überzeugende Beredsamkeit Foxens gesteht man ihm nicht zu. Burke war ganz Einbildungskraft; aber nach dem zu urtheilen, was er über die französische Revolution geschrieben hat, war es eine regellose Einbildungskraft, deren Ueberströmen und Kraft gefallen und blenden konnten; aber von der man hätte sagen können: was beweis't dies Alles? und wen überzeugt es? Man sagt, daß zu einer gewissen Zeit seiner parlamentarischen Laufbahn die Bänke leer wurden, sobald er aufstand, um zu reden, und er davon den Spottnamen der Mittagsglocke (dinner-bell) erhielt. Witz belustigt die, welche ihn machen, mehr und länger, als die, welche ihn hören. Burke war sehr gelehrt und liebenswürdig, im Umgange sehr angenehm.

Herr Windham, der einzige noch Uebrige, gleicht mehr Burken, als den beiden andern; aber seine Beredtsamkeit scheint einfacher, obwohl nicht minder glänzend und kräftig. Das Paradoxe ist seine Schwäche, er liebt außerordentliche Gedanken, bahnt sich gern einen neuen Weg über die Meinungen und Grundsätze anderer Menschen fürweg, wenn es neumodische Grundsätze und Meinungen sind; denn seine Neuerungen bestehen darin, nur zu thun, was man immer gethan hat. Wer dem Strome nicht folgen will, muß entweder schneller sein als der Strom, oder zurück-

bleiben, und ihn vorbeilassen; es kommt auf eins heraus. Man sagt Sheridan habe folgenden Witz auf ihn gemacht. Gewöhnlich sieht der große Haufe der Menschen an einer jeden Sache zwei Seiten; aber Herr Windham, sagte er, sieht immer eine dritte und vergleicht sie dann mit sich selbst (pairs off.*)

Die Preßfreiheit wird in England als das Palladium der Volksfreiheit betrachtet. Unstreitig ist sie auf der andern Seite die Geißel derselben. Ein geistreicher Mann hat gesagt: „Dies ist die einzige Plage, womit Moses Aegypten zu schlagen vergessen hat." Diese neuere Plage dringt wie ein Gewürm ins Innere der Familien und verbreitet dort Verleumdung und Unglück. Sie theilt über öffentliche Angelegenheiten eben so viel Lügen als Wahrheiten mit, und ob sie gleich das Mittel einer eben so öffentlichen Widerlegung darbietet, und man hoffen sollte, daß aus Stoß und Gegenstoß der Funke der Wahrheit endlich hervorspringen müßte: so muß man doch gestehen, daß es eine ganz einseitige Gegenseitigkeit ist. Denn ich bin überzeugt, daß jeder nur die Blätter seiner Parthei liest, so daß er sich in seinen Irrthümern und Vorurtheilen bestärkt, anstatt sich zu belehren. Die Verfassung läßt jedem Einzelnen den Gebrauch seines Degens und seiner Feder auf seine Gefahr, und man wird für eine Schmähschrift sowohl gestraft, als für einen Mord; aber das

*) Um diesen Ausdruck pairs off zu verstehen, muß man wissen, daß wenn es über eine Frage zum Abstimmen kommt, und ein Mitglied genöthigt ist hinauszugehen, so kommt es mit einem der entgegengesetzten Parthei überein, zugleich, ein Paar, hinauszugehen, so daß das Resultat der Stimmen nicht verändert wird.

Digitized by Google

eine dieser Verbrechen ist viel schwerer zu beweisen, als das andere, es findet in so viel verschiedenen Graden Statt, und nimmt so viel verschiedene Formen an, daß es gemeiniglich der Harpune des Gesetzes entgeht. Man kann nicht ein wenig tödten, wie ein wenig verleumden nach und nach stückweise, sei es einen Einzelnen, oder die Regierung oder die Verfassung selbst. Dies ist das Uebel; aber was giebt es für ein Mittel dagegen? Unstreitig ist das schwer zu finden; denn es kann gar nicht mehr die Rede davon sein, die Preßfreiheit zu unterdrücken, welche dergestalt in die englischen Sitten verflochten ist, daß sie nicht mehr aus ihnen herausgenommen werden kann, ohne das ganze Gewebe zu zerreißen. Und ungeachtet ihrer ungeheuern Nachtheile kann unmöglich in Abrede gestellt werden, daß das englische Volk ihr viel verdankt; es hat vom Baume der Erkenntniß gegessen, und kann in den alten Zustand der Unschuld und Unwissenheit nicht mehr zurückkehren.

Aus dieser Freiheit, alles zu drucken, entsteht eine Art von Durchsichtigkeit, welche in dem Staatskörper viel ekelhafte Verrichtungen zeigt, die ganze Arbeit des Magens und der Eingeweide, das durstige Saugen so vieler Gefäße, mancher um das Leben zu erhalten, mancher es mitzutheilen, das Spiel der von zähen, schleimigen Säften gehinderten Lungen, die Verunreinigung und Verderbniß der edlen Theile durch Berührung der unedelsten und alles dessen, was unsere Natur Gebrechliches und Ekelhaftes hat. Aber zugleich welche Mittel zur Widergeburt! Wer könnte aber so sein Inneres ganz entblößt sehen, ohne Anfalle von großem Schrekken und eine beständige Unruhe zu haben, und ohne jene Gewohnheit des Murrens, des Klagens, des Seufzens anzunehmen, die man sehr häufig in England fin-

Digitized by Google

bet? Ich lasse dahingestellt, ob die Existenz eines solchen Körpers sehr wünschenswürdig wäre; aber gewiß würde er von langer Dauer seyn.

Die entgegengesetztesten Arten der Regierungen nähern sich einander, sagt Hume. Bei der willkürlichen ganz befestigten Regierung fürchtet der Herr sein Volk nicht und läßt ihm viel Freiheit; in einem Freistaate fürchtet das Volk seine Obrigkeit nicht, und erlaubt ihr, nach der ganzen Strenge des Gesetzes über seine Handlungen zu herrschen. In einer gemischten Regierung, wie die englische, beobachten und fürchten sich Obrigkeit und Volk gegenseitig. Die erstere sucht ihre Macht zu erweitern, und letzteres sie einzuschränken. Die Freiheit zu schreiben und zu reden wird unter einer solchen Regierung bis zur Frechheit getrieben werden, und nur bei dem stehen bleiben, was im Gesetz mit Empörung und Schmähschrift bezeichnet ist. Dies ist die Schranke zwischen der Macht der Obrigkeit und den Rechten des Volkes, die von beiden Seiten so weit als möglich hinausgerückt werden wird. — Ich habe einen Einfall gehabt. Wenn jede Zeitung gezwungen wäre, die Hälfte ihrer Spalten jeder der beiden großen Partheien zu widmen, welche die öffentliche Meinung theilen; wenn z. B. ein ministerieller Zeitungsschreiber sein erst auf einer Seite bedrucktes Blatt an einen Zeitungstungsschreiber der Opposition zuschickte, der dann die andere Hälfte bedrucken ließe, so daß man Gift und Gegengift in einem Glase darreichte: so würde das Volk schwerlich so grob betrogen werden, als es geschieht. Eine Schwierigkeit aber bliebe, nämlich die neue dritte Parthei, die unbedingten Reformatoren, welche nie mit den Whigs Hand in Hand gehen wollen und genöthigt sein würden, wie Herr Windham, pair off mit sich selbst zu machen.

Digitized by Google

Das höchste und glänzendste Fach der englischen Regierung, nämlich der Thron, verwickelt sich mit seiner Würde nicht in diesen allgemeinenn Kampf, und wenn er, wie alle andern, den Blicken der Nation bloßgestellt ist, so geschieht es doch nur von unten, an seinem hohen Fußgestell hinan; denn die Person des Königs ist hier eine schön hohle Bildsäule, in welcher die Priester des Tempels stecken, um von da aus ihre Orakelsprüche zu ertheilen. Der König handelt nur durch seine Minister, sie vertreten das Ganze und das Parlament kann ihnen durch öffentliche Anklage (impeachment) den Prozeß machen; der König selbst can do no wrong, d. h. kann nicht Unrecht thun, nicht Unrecht haben, — und wirklich kann er es auch nicht, sogar nicht einmal sein königliches Siegel aufdrücken, weil dies in den Händen des Kanzlers ist. Der König ist der oberste Beamte aber er spricht nicht Recht, er kann sich durchaus nicht in bürgerliche und peinliche Rechtshändel mischen. Als Jacob I. der Entscheidung eines berühmten Prozesses beiwohnte, erinnerte ihn der Richter, daß er weder seine Meinung noch sich im geringsten in die Sache mischen könne. Der König ernennt die Richter; aber er kann sie nicht absetzen, ohne ihnen den Prozeß zu machen, und auch dies nicht ohne ausdrückliches Verlangen beider Häuser des Parlaments. Ihre Besoldung ist festgesetzt, sie hängen bloß von ihrer Pflicht ab, so lange sie dieselbe erfüllen, d. h. so lange sie die treuen und genauen Dolmetscher des Gesetzes sind; sie sind vom Könige und seinen Ministern eben so unabhängig, als diese es von ihnen sind.

Der König hat den Oberbefehl über die Land- und Seemacht; aber ohne ausdrückliche Einwilligung des Parlaments kann er die Truppen nicht unter ihre Fahnen versammelt halten, und diese Einwilligung muß

von einem Jahre zum andern erneuert werden, so daß ipso facto aufgelöſ't iſt, wenn das Parlament die Bill dazu nicht in jeder Sitzung erneuert. Eben so bedarf es auch alljährlich eines ausdrücklichen Geſetzes zum Anwerben der Matroſen, und ohne das Parlament fehlen die Mittel, Soldaten und Matroſen zu bezahlen.

(Die Fortſetzung folgt.)

I. Rückblicke.

Digitized by Google

I.

Rückblicke auf die neueste politische Literatur.

1. Etwas was Herr Adam Müller gesagt hat über Etwas was Göthe gesagt hat und noch Etwas was Luther gesagt hat. von Krug.

2. Betrachtungen eines Katholiken am 31. Oktober 1817.

3. Unpartheyische Anmerkungen zu des Hrn. Archidiakonus Claus Harms 95 Sätzen.

Drei Streitschriften über das Reformationsfest für und gegen Luther und ob die römisch-katholische Religion, die wie Nr. 2 eingesteht, einer Reinigung noch heute bedürfe, nicht ohne Luther, im sanfteren Geist des Erasmus, eher zum Ziele gekommen sein würde, ohne Spaltung.

Ob diese neuen Religionsfehden die deutsche Nation zur ersehnten Einheit bringen werden, ist sehr zu zweifeln.

Neue Gründe zur Bestätigung der Vorzüge der öffentlichen Rechtspflege in Civil Sachen von dem rein schriftlichen Verfahren ꝛc.

Eine interessante Erscheinung die viel Aufklärung über den so vielfach besprochenen Gegenstand und die öffentliche Rechtspflege giebt, und dafür entscheidet.

Digitized by Google

Steins preußisch. brandenburgische Geschichte. 1. 2. Theil.

Eine sehr kurz gefaßte Geschichte des preußischen Staats, welche sich sehr gut lesen läßt, bei den letzten Perioden über die neueste preußische Geschichte mangelhaft ist und sein muß, da es keinesweges jetzt schon an der Zeit ist, diese Geschichte vollständig zu schreiben.

Journal für Deutschland. 12tes Heft.

Außer den fortgesetzten philosophischen Betrachtungen über die Römer, enthält dieses Heft zwei sehr interessante Beiträge, einen historischen und einen politischen. Jener erzählt (ein Beschluß des früheren Aufsatzes) die Erhebung und den Sturz des englischen Canzlers Clarendon, welches sehr anziehend ist; dieser setzt die Gründe auseinander, weshalb unsere neue evangelischen Synoden nicht an der Zeit sind, wenn sie sich mit der Zeit der Aufsicht der Consistorien und des Ministerii des Cultus entziehen, von neuen eine der weltlichen Gewalt gegenüberstehende geistliche Gewalt über die Lehre ꝛc. anmaßen, eine neue in sich abgeschlossene Kirche bilden und einen privilegirten Gerichtshof erhalten sollten, da die evangelische Geistlichkeit, ihrer Bestimmung durch Luther gemäß, sich gerade dadurch vortheilhaft von der papistischen unterschieden hätte, daß sie ihren ganzen Einfluß auf die Lehre und durchaus nicht auf eine Zwingherrschaft in Sachen der Meinung und Sitten begründet hätte.

Nemesis. 10r Band, 4s Stück.

Betrachtungen über die Verfassung des vormahligen Königreichs Westphalen.

Enthält eine Apologie dieser Verfassung wodurch dies Land glücklich geworden ley, wenn es von Napoleons Einfluß frei geblieben wäre. Alles wird als vortrefflich geschildert, Gesetzgebung, Justiz, Communalverwaltung, Verantwortlichkeit der Minister ꝛc.; bei den Finanzen die Grund- Personal- und Patentsteuer. Von der geheimen Polizei steht kein Wort darin. Wir sehen es noch kommen, daß die Weimarschen Journale und Zeitungen Napoleon versöhnlich von St. Helene reclamiren werden, um ihre vortreffliche Formen und Constitutionen in Ausübung zu bringen und wir werden alsdann den Herrn Luden, Ocken, Fries, Wieland als seine ersten Staatsräthe erblicken, welche die Rede eines Fontanes, Jean d'Angely ꝛc. wiederholen und das Glück verkünden werden, welches Deutschland unter solcher Constitution genießen wird.

Warum waren denn sämmtliche Bewohner des Königreichs

Westphalen so unzufrieden mit ihrer Regierung, wenn sie jene Constitution so glücklich gemacht hat? Warum saß denn das Castell zu Cassel so voll von Staatsgefangenen? doch wozu daran zurückerinnern? Der Verfasser dieser Apologie zeigt zwar nur die Idee, an welche dieser vortrefflichen Constitution zum Grunde gelegen haben. Was nützt aber eine Constitution in der Idee für ein Volk oder überhaupt für ein Geschlecht, dessen Subjectivität derselben widerspricht?

Preußen, Frankfurth und Massenbach.

Eine Wiederholung aller Vertheidigungsgründe, welche bereits der Rheinische Merkur lang und breit vorgetragen hat, die hier wieder gekäut und durch den bekannten Brief von Massenbach, welcher in der Bremer Zeitung gestanden hat, vermehrt werden. Die Nemesis kommt mit dieser Vertheidigung viel zu spät; seitdem der Oberst Massenbach durch sein Schreiben an die Redaction des Rheinischen Merkur sich für schuldig und seine Commission für gut erklärt hat.

Ueber die polnischen Legionen in Italien.

Eine Apologie des Strebens in Pohlen nach Nationalität.

Ein Brief an den König von Würtemberg.

Von einem bekannten Verfasser, der von dem Rechts-Grundsatz ausgeht: daß die neue würtembergische Constitution ein Werk der Willkühr sein würde, wenn die nach der alten Constitution berechtigten Repräsentanten nicht über ihre Annahme oder Verwerfung abstimmten. Dies scheint uns ganz unrichtig zu seyn, weil dadurch Neuwürtemberg seines Stimmrechts verlustig würde.

Geschichte der letzten 200 Tage englischer Freiheit von Cobett.

Ist schon aus andern Journalen bekannt und enthält weiter nichts als das alte Lied über Parlementsreform.

Der lebendige Glaube des Evangeliums dargestellt in dem öffentlichen Leben der Frau von Krüdner.

Einer ihrer Anhänger beschreibt hier ihr Streben und ihre Lebensart, woraus hervorgeht, daß sie durch den christlichen Glauben und die christliche Liebe alle Sünder bekehrt und Wunder verrichtet. Auf alle Fälle ist diese Frau eine merkwürdige Erscheinung der Zeit, und giebt den Beweis ab, daß auch noch heute die Welt für den Mysticismus oder Aberglauben empfänglich ist.

Digitized by Google

Unterricht in der Landwirthschaft und Viehzucht von Koppe.

Ein sehr nützliches, in einer faßlichen Sprache geschriebenes Handbuch für den Landmann, das in den Schulen eingeführt werden sollte, als zweckmäßiges Lesebuch, damit der Bauerknabe bei Zeiten über seine künftige Bestimmung nachzudenken veranlaßt, und dafür gebildet werde.

Helm und Schild, und Juda ꝛc.

Zwei von Israeliten, zu ihrer Vertheidigung und Aussöhnung mit den Christen abgefaßte Schriften, die aber ihren Zweck verfehlen werden, da ihre christliche Verfolger nicht bekehrt sein wollen, sondern absichtlich aus politischen Gründen den Streit, mit Recht oder Unrecht, angefangen haben, darauf kommt ihnen nichts an, es gelüstet ihnen aber nach den Fleischtöpfen Egyptens.

Kriegsgeschichtliche Monographien. 2ter Theil.

Hierin stehen 2 Aufsätze die auf Rußland Bezug haben:
1) Fragmente über Moskau's Einäscherung ꝛc.
2) Fragmente über Rußland's gegenwärtige Grenzen.

In dem ersten Aufsatz ist eine Thatsache behauptet: die im Jahr 1812 angenommene Defensive sey Plan gewesen, Moskau aber vom Pöbel aus Rache wegen geplünderten Kirchen angezündet worden, um die Franzosen zu verbrennen.

Der erste Aufsatz ist rein militairisch und scheint höchst unvollständig zu sein.

Die Turnfehde, von W. Scheerer.

Eine Zusammenstellung alles Guten und Bösen, welches darüber gedruckt erschienen, das sein Gutes hat, und die das Ministerium veranlassen sollte, die Sache noch ernstlicher wie bis jetzt zu untersuchen.

Minerva Dezemberheft.

Skizze der militairischen und politischen Macht Rußlands aus dem englischen Werk vom General Wilson.

Es ist nur ein Auszug daraus gegeben, und es liegt eine französische Uebersetzung zugleich vor uns die ebenfalls nur Auszüge enthält.

Digitized by Google

Das ganze Buch ist darauf berechnet zu zeigen: Wie sehr Rußlands politisches Uebergewicht in 2 Welttheilen gestiegen, durch den Pariser Frieden noch verstärkt sey, und wie durch die Unfähigkeit der englischen Minister dieser Frieden England drei mächtige Feinde, statt einen Napoleon aufgeladen worden seyn: Rußland, das immer noch gefährliche Frankreich und das schnell wachsende Nordamerika. Durch jenen Frieden sey Europas Ruhe schlecht gesichert und alle Völker getäuscht und darin des Stoffs zu den blutigsten Kriegen genug übrig geblieben.

Der Verfasser hat aber keine bessere Friedensbasis vorgeschlagen.

Um Rußlands seit einem Jahrhundert gewachsene Macht darzustellen, geht der Verfasser bis auf Peter I. zurück, und schildert dann zuletzt die neuesten Feldzüge und Alexanders kluges Benehmen, der niemahls die politische Vergrößerungstendenz Rußlands aus den Augen verloren habe. Zugleich enthält diese geschichtliche Darstellung der letzten Feldzüge deren Hauptmomente, und das Lob der Feldherrentalente Napoleons und der Vortrefflichkeit seiner Armee.

Indem der Verfasser versichert, er huldige nur der Wahrheit, entstellt er dermaßen die Thatsachen und verunreinigt die Geschichte so sehr durch Lüge und Irrthum, daß man kaum beim Lesen seinen Augen traut, und das Ganze verwirft. Man findet zuletzt nur das Resultat, daß Herr Wilson ein verkappter Jakobiner und Anhänger Napoleons sey.

Um dieß darzuthun, wollen wir nur einiges offenbar Erdichtetes und Entstelltes aufführen:

S. 444. „Der König von Preußen unterzeichnete endlich den Bund mit Rußland, und zwar nur erst dann, als man ihm zu verstehen gab, es sey Möglichkeit, daß im Fall seiner Weigerung eine provisorische Regierung eingeführt werden würde. Napoleon, dem dieß bekannt wurde, sprach seitdem in seinen Bülletins allemal mit vieler Achtung von des Königs Treue und Glauben."

Elendes Geschmätz! Wer und durch Wen sollte denn diese provisorische Regierung eingeführt werden? durch Rußland? S. 439 versichert der Verfasser:

„Man war über die Weichsel gegangen und die russische Hauptarmee noch mehr zusammengeschmolzen, konnte nur noch 18,000 Mann unter die Waffen stellen, als der Feldzug durch die Besetzung von Kalisch geendigt wurde."

Waren die Russen nicht stärker, und versichert der Verfasser früher, das Yorcksche Corps sey 14,000 Mann stark gewesen, Murat hätte, wenn solches nicht capitulirt, leicht 40,000 Mann den Russen entgegenstellen und sie über den Niemen treiben können, hatte der König von Preußen, wie bekannt, außerdem noch 20,000 Mann Kerntruppen in Schlesien, wie wollte denn der russische Kaiser die preußischen Lande provisorisch besetzen können, wenn der König in der französischen Allianz blieb?

Digitized by Google

S. 447. wird die Schlacht an der Katzbach übergangen und gesagt:

„Die Franzosen erlitten auf ihrem Rückmarsch durch das Austreten eines Flusses bedeutenden Verlust."

S. 448. heißt es weiter von der Schlacht bei Leipzig am 16ten;

„An diesem Tage wurden die Alliirten mit einem Verlust von mehr als 30,000 Mann völlig zurückgeschlagen."

„Napoleon befahl den Rückzug als er Baierns Abfall erfuhr."

„180,000 Alliirte griffen 120,000 Franzosen an."

Es scheint als wenn der Verfasser nur die französischen Bülletins gelesen hat, und doch war er bei der Schlacht zugegen, er ist also ein absichtlicher Lügner.

Die tollsten Verdrehungen finden sich S. 462 A. b. wo von dem Congreß zu Chatillon und der Einnahme von Paris die Rede ist. Hier wird alles auf Mürats Abfall und Talleyrands Verrätherey geschoben und Ludwig wurde (so heißt es) durch 2 fremde Souverains, einen Feldmarschall und einen Exminister zum König von Frankreich erwählt, und Napoleon, immer noch Kaiser, gestürzt aber nicht besiegt, begab sich in seinen Zufluchtsort.

Wir übergehen alles Uebrige, da es an Obigem genug seyn mag um eine elende Schrift zu würdigen.

Grundsätze nach welchen Volksvertretungen in deutschen Staaten überhaupt und im Königreiche Sachsen besonders einzuführen sein dürften von Hering.

Enthält allgemeine und besondere, auf Sachsen anwendbare, Verfassungs-Grundsätze.

Jene sind aus den jetzt fast allgemeinen Theorien entlehnt, welche die Staaten auf einen Vertrag zwischen Regenten und Volk bauen, nach welchem jener der Diener, dieses der Herr, jener der Beauftragte dieses der Auftrager ist, und eine Gleichheit der Rechte unter den Staatsbürgern statt findet, Amt, Ehre und Würde nur vom Verdienst abhängen, und das Volk durch Stellvertreter dargestellt wird, die solches frey erwählt, welche aber nach geschehener Wahl vom Volke unabhängig nach eignem besten Wissen und Gewissen sein Wohl durch Gesetze bestimmen, die Landesabgaben bewilligen und die Kronbeamten wegen deren Verwendung zur Rechenschaft ziehen. Diese constitutionellen Gelehrten und Layen theilen sich in mehrere Classen, der Gemäßigten und Strengen. Jene statuiren noch die Erblichkeit und Unverantwortlich- auch Heiligkeit der Regenten, diese beugen sie unter das Gesetz und ziehen sie zur Verantwortung vor den Volksareopag.

Digitized by Google

Jene räumen dem Erbadel einen besondern Platz in einer Pairskammer ein, diese werfen allen heterogenen Stoff in ein Collegium unter einander.

Wenn die wahre bürgerliche Freiheit darin bestehen soll, daß kein Freier andern Gesetzen gehorcht, als solchen die er selbst hat geben helfen, so ist ein gewählter unabhängiger Gesetzgeberhaufen dieser Freiheits-Idee schon ganz zuwider, und er selbst hängt so sehr vom blinden Zufall seiner Wahl und der Stimmenmehrheit, die vielleicht ein Erzschelm oder Dummkopf entscheidet, ab, wie irgend die Geburt eines Thronerben, der über Wohl und Weh seiner künftigen Unterthanen entscheidet.

Dieß ist seit der französischen Revolution schon hundertmal gesagt, und in derselben die traurige Erfahrung von der Anwendung jener Lehre so oft gemacht worden, daß man endlich glauben sollte, die Verfassungstollheit würde sich legen, aber von neuem muß man sie in Deutschland wieder aufleben sehen, bis eine blutige Revolution sie bey uns auch vertilgt, oder wie in England und Frankreich auf eitel Redensarten und einen nichts sagenden Schein und Gaukelspiel herabgebracht hat, wobey einer den andern betrügt und das Volk die Kosten und ein Eintrittsgeld in die gesetzgebenden Collegia bezahlt, um zu sehen und zu hören, wie zierlich oder trivial seine Herrn Repräsentanten sein Wohl verarbeiten.

Das geschworne Gericht, die Mängel und Nachtheile desselben, nach der bestehenden Anordnung im Criminal-Prozesse von G. F. v. d. Leyen.

Dem, der diese elende, nichtswürdige, französische Jesuiten-Anstalt kennen lernen will, eine Fundgrube für hungrige, habsüchtige Advokaten, dem empfehlen wir dieses Buch,

Puissance politique et militaire de la Russie, en 1817.

da bereits in dem Auszug aus der Minerva pro December ein Ueberblick dieses Buches gegeben worden ist, so wird solches hier übergangen.

Ueber Vermögen und Reichthum von A. W.

Ein sehr lehrreiches Buch, das in der Staatswirthschaftslehre sich desbalb vortheilhaft vor so vielen alten und neueren Systemen unterscheidet, als es klare Begriffe von so vielen da-

Digitized by Google

rin üblichen Worten giebt, als vom Reichthum, Habe, Vermögen, Werth, Preis, Naturpreis, Marktpreis, Geld und Capital. Auch giebt der Verfasser darin von den Irrthümern früherer Systeme und zwar des Mercantil-, Industrie und physiokratischen Systems ab, daß er Talente und Geschicklichkeit mit unter die Quellen des Vermögens aufnimmt, und das was Gelehrte und Künstler hervorbringen, nicht unproduktiv nennt.

Von Rußland sagt der Verfasser S. 63:

„Als Kaiser Alexander in einem bedeuten Theile von Rußland die Leibeigenschaft abschaffte, da erhoben sich viele Stimmen, welche dieß für eine unnütze Maaßregel erklärten, und sich besonders darauf stützten, daß die Freygelassenen nicht einmal von ihrer Freiheit Gebrauch machen könnten, daß sie vorher eine Existenz gehabt, welche ihnen nun genommen ware. Oberflächlich genommen schien dieß ganz war; wenn man aber tiefer in die Sache eindringt, so findet sich, daß die Bauern ihre Existenz gar nicht verloren, daß ihre Herren ihre Dienste immerfort nöthig hatten, daß sie jedoch für sich erwerben, und nach Gefallen bey eintretender Ueberfüllung andre Erwerbszweige ergreifen könnten, woran es grade in Rußland fehlt. Die häufige Ausführung roher Produkte zeigt, daß Künste und Gewerbe dort noch sehr zurück sind. Ein Land, welches seine rohen Produkte ausführt, und verarbeitete dafür eintauscht, muß ungeheure Anstrengungen machen, weil alle gewonnenen Ueberschüsse der Produkte für Arbeitslohn ins Ausland gehn, und daher dem innern Nationalwohlstand mächtige Fesseln anlegen. Große Grundeigenthümer haben auch gewöhnlich viel Einkünfte, und lassen daher ohne große Anstrengungen ihre Bedürfnisse aus dem Auslande kommen. Sie haben daher kein Interesse, von dieser Seite etwas für die Gesammtheit zu thun; denn nur die Noth zwingt zu Verbesserungen. Es konnte daher von Seiten der russischen Regierung nichts besseres geschehen, um Hände für andre Arbeiten zu gewinnen, als die Freylassung der Leibeignen. Und wenn dies von einer Seite dem Herzen des Regenten Ehre macht, so ist es auch auf der andern ein Beweis von tiefer Einsicht in den Staatsorganismus; denn nun werden sich die gewonnenen oder ersparten Produktüberschüsse im Lande vertheilen, und erst Habe, dann Wohlstand erzeugen. Daß diese Maaßregel sich nicht über das ganze Reich verbreite, und dieß die Krone größtentheils blos durch das Beyspiel wirken konnte, liegt in der Natur der Sache. Daß die Wirkungen davon nicht gleich eintreten, und erst von künftigen Geschlechtern ganz übersehen und geschätzt werden können, nimmt der Sache nichts an ihrem Werthe. Es ist ohnedieß besser, den Dingen ihren natürlichen Gang zu lassen, als erzwingen zu wollen, was die Zeit nur zur Reife bringen kann.

Digitized by Google

Mittheilungen aus dem russischen Feldzuge von Bomsdorf. 2ter Theil.

S. 2—3. Der Verfasser macht den russischen Feldherrn Vorwürfe, daß sie Smolensk viel zu zeitig verlassen und die Schiffsbrücke vor Vollendung des Rückzugs vernichtet hätten, da doch Smolensk Rußlands Bollwerk, die heilige Pforte und der Schlüssel zu Moskwa genannt wurde.

Diese Erscheinung wird dadurch erklärt, daß zwischen den obersten Anführern Uneinigkeit entstanden, die Bestürzung der Russen allgemein gewesen und ganze Haufen der Armee sich abgesondert und sich freiwillig in die Hände der Feinde geliefert hätten.

S. 9 wird die Schlacht von Valentina zum Vortheil der Russen beschrieben und gezeigt daß die Franzosen sie ohne große Aufopferung durch einen Flankenmarsch hätten gewinnen können und daß sie durch einen unnützen Frontalangriff 3000 Mann an Todten, die Russen nur 1600 Mann verlohren hätten, endlich daß die Schlacht durch die Umgehung der Russen gewonnen worden sey.

S. 12—21. befindet sich eine interessante Darstellung der fehlerhaften Operationen der westphälischen Armee unter Abrantes und eine ungünstige Critik dieses Feldherrn.

S. 22. A. 1. ist eine höchst interessante Darstellung gegeben, von der Art und Weise wie der Feldzug von den Ufern des Niemen bis zu denen des Dniepers reinstrategisch, von Smolensk an aber reintaktisch geführt worden, die Russen in dem erstern den kürzern gezogen in dem letztern aber die Franzosen völlig übertroffen hätten.

S. 35—38. sieht eine Anekdote von einem Greis, der sich lebendig in einem Keller hatte einmauern lassen, um die Feinde nicht zu sehen, die höchst interessant ist, indem sie die große Vaterlandsliebe der Russen beweis't.

S. 42. A. 1. befindet sich eine Critik der Operation des Fürsten Bagration die nicht ganz zu seinem Lobe gereicht.

S. 86. wird Kutusow trotz seines 70jährigen Alters als ein vortrefflicher Feldherr und Diplomatiker gerühmt.

S. 92—109. ist die Schlacht von Borodino beschrieben und behauptet worden, General Thielemann habe durch Wegnahme der großen russischen Redoute die Schlacht zum Vortheil der Franzosen entschieden.

S. 110. wird der denkwürdige Flankenmarsch Kutusows nach Kaluga, wie er es verdient, gerühmt, wodurch Rußland von der französischen Tyrannei befreit wurde.

S. 114. Hier wird wieder dem Graf Rostopschin die absichtliche Verbrennung Moskau's zugeschrieben.

S. 117. enthält die Beschreibung der Schlacht, welche Bennigsen gegen die Franzosen und Murat gewann.

S. 156. A. 1. ist der Uebergang der Beresina beschrieben und mehrere Berichte der französischen Generale darüber beigefügt.

Digitized by Google

S. 192. A. l. wird der Herzog von Bassano und seine Administration in Wilna im Schatten gestellt.

Das Ganze ist als ein höchst interessanter Beitrag zur Geschichte des Feldzugs 1812 zu betrachten.

Der Mensch vom R. R. Grävell.

Ein sehr gemeinnütziges Buch für alle gebildete, besonders solche Leser, die entweder in den höheren Schulen die verschiedenen philosophischen Systeme und deren Resultate sich wenig angeeignet und keine klare Begriffe davon gefaßt, oder vieles wieder vergessen haben; denn es ist mit Klarheit und Bestimmtheit geschrieben, um von den trocknesten Materien einen Begriff sich machen zu können.

Die Laren. 18 Heft.

Ein Unterhaltungsblatt, das wegen der Chronik von Berlin von einer städtischen Polizey beachtet werden dürfte, worin diesmal die, bei den öffentlichen Bauten gemachten großen Versehen sehr freimüthig gerügt sind.

Ein Wort über den preußischen Adel vom General-Lieutenant v. Dierecke.

Eine Schrift die nicht die öffentliche Meinung für sich haben wird, welche den Adel, wenigstens wie er sich darstellt, verwirft, der hier in der Idee wie im Leben besonders in Preußen, als vortrefflich geschildert wird, wo er seit dem großen Churfürsten fast alles allein gethan, und sich 1806 nichts vorzuwerfen gehabt haben soll, sondern damals als Sühnopfer dem Volke von habsüchtigen, boshaften Schriftstellern hingegeben wurde.

Merkwürdig ist, daß diese Schrift doppelt so viele Beilagen enthält, als Text.

Ueberlieferungen. No. 21.

Ein Auszug aus Lady Morgans bekannter Schrift über la Fayette und sein stilles häusliches Landleben und Familienglück ist anziehend geschrieben, und enthält eine Apologie dieses redlichen Schwärmers. Das Gemählde des Blumen Feldzugs worin der alte Herr commandirt hat, um die Mittagstafel zu zieren, ist entweder ein boshafter Einfall der petulanten Verfasserin, oder beweißt, daß der Greis ein Kind geworden ist.

Trotz der edlen Absichten dieses berühmten Mannes, hat er Frankreich doch mehr geschadet als Robespierre, da seine

Rechtlichkeit für viele ein Stempel zu den Akten der Revolution war, Robespierres Nichtswürdigkeit aber solche in ihr wahres Licht stellte.

Miszellen. 12s Heft.

Ist von hohem Interesse.

1. Nachtrag zur Geschichte der französischen Invasion in Rußland.

Ein anziehendes Gemählde einer Reise von Petersburg nach Moskau, den Ruinen dieser Stadt und des Brandes derselben. Der Verfasser widerspricht sich aber, wenn er S. 298 A. l. die russischen Bauern als gefühllose Wilde darstellt, die nur durch Schläge und Geld zu beleben wären und dann wieder S. 301 A. l. von Napoleons Täuschung: das russische Volk würde für ihn und seine Freiheit sich erheben, spricht, und Beweise von Vaterlandsliebe eben dieses Volks anführt, der Spartaner bei Termophylä würdig z. B. S. 306 wo erzählt wird: die Bauern des Fürsten Gallizin 3000 an der Zahl hätten Waffen verlangt, um gegen den Feind ziehen zu können, und 10,000 Mann des aus dem Norden kommenden Landsturms, welche ohne Unterstützung von Linientruppen dem Feinde zu nahe gekommen waren und zum Rückzug Befehl erhalten, hätten nicht Folge geleistet, indem sie versichert: sie hätten ihrem Vater dem Kaiser das Versprechen geleistet vor dem Feinde nicht zu fliehen, sie wären (8000 Mann) gefallen. Ob wohl wilde gefühllose Sclaven so handeln?

Der Brand von Moskau wird hier übrigens wieder als ein Theil des russischen Vertheidigungsplans angegeben. (S. 317 — 318.)

2. Ein Auszug aus dem englischen Werk: France by Lady Morgan.

Wird viele Leser finden, da es mit der höchsten Freimüthigkeit, aber auch durch eine englische Brille geschrieben ist. Es enthält viele treffende Beobachtungen, viel Wahres, ungemein beißenden Witz, aber auch viel Entstelltes, Uebertriebenes, Widersprechendes und Unwahres.

Wenn es unter andern darin heißt:

„Die Grausamkeiten der Revolutionsperiode wurden durch constitutionelle Tugenden dieses Zeitraums aufgehoben."

„Die Nation hatte in dieser Zeit sichtbare Fortschritte in der Moral gemacht."

„Napoleon hätte sich jene milde Politik angeeignet, wodurch Heinrich der 4te den Zwiespalt der Ligue in Vergessenheit gebracht, seinen persönlichen Feinden habe er verziehen, seine Freunde nicht vergessen;"

so ist dies eben so geschichtlich unwahr, als S. 354 die Behauptung:

„Sein ungeheurer Sturz wäre von allen jenen Symptomen des Irrthums und der Schwäche vorher verkündigt, welche von jeher der Besitz unumschränkter Macht begleitet und die republicanischen Gefühle der Nation hätten jenen Sturz hervorgebracht;"

jenen gerühmten Tugenden des Exkaisers widerspricht und aller Wahrheit Hohn spricht. Nicht die republikanischen Gesinnungen der Franzosen haben Napoleon gestürzt, sondern Napoleons Uebertreibungen, 26 Grad Kälte und die Einigkeit und zweckmäßigen Operationen der russischen und alliirten Cabinette und ihrer Feldherrn.

Einen frechen Witz muß man es nennen, wenn es von Ludwig XVIII. S. 350 heißt:

La Majesté de la France est placé dans la cuisine.

Friedrich der Große aß auch gern und gut und wenn Ludwig kein Friedrich ist, so dürften doch wenige an seiner Stelle sich so klug und weise nehmen, als er.

Ueber die Verhaftung des Freiherrn von Massenbach.

Eine Wiederholung der verkehrten Ansichten und vielen Irrthümer dieser bereits in vielen Zeitungen behandelten Angelegenheit, welche die öffentliche Meinung jetzt zu Gunsten des Herrn von Massenbach nicht berichtigen wird, da derselbe sodterhin in seinen Briefen an den Hofrath Martin, abgedruckt im rheinischen Merkur, seine Schuld öffentlich anerkannt hat.

Ueber Freiheit und Beschränkung des Handels.

Ein Praktiker erscheint hier auf dem Kampfplatz mit der Theorie sehr vertraut, um die Dozenten des freien Handels, wenn sie sich aus der Wissenschaft ins Leben verirren, durch geschichtliche Thatsachen zurecht zu weisen, da ihre Theorie wohl auf den Zustand des allgemeinen Friedens aber nicht des Unfriedens paßt.

Ueber das jetzige Verhältniß der jüdischen Nation.

Eine ganz leidenschaftslose staatsrechtliche Untersuchung:

In wie fern die Juden als solche ehrlichen Staaten gefährlich sind oder nicht, wie sie unschädlich gemacht und ihnen hiernächst volle Bürgerrechte ertheilt werden können.

Das erstere wird so gründlich als gelehrt aus dem Talmud dargethan und in der letzten Hinsicht der zweckmäßige Vorschlag gemacht:

Digitized by Google

die Juden nach und nach durch Erziehung und durch eine von jüdischen Gelehrten bewürkte Revision und Reinigung ihres Systems, für bürgerliche Freiheit empfänglich und als Juden den Christen unschädlich zu machen.

II.

La France et les Français par le Sur.

Ein sehr lehrreiches Buch unter dem großen Bücherballast der neuesten französischen Literatur. Der Verfasser hat in der Einleitung eine sehr gehaltreiche Uebersicht der Revolution gegeben, die wir hier unsern Lesern mittheilen wollen, dann folgt Frankreichs neueste Statistik nebst tabellarischen Uebersichten, und nachher werden in einzelnen Capiteln die organischen Staatsinstitute dargestellt. Das Ganze giebt ein umfassendes Bild des neuen Frankreichs.

In der Einleitung heißt es:

Der eine sucht die Revolution in der Vernichtung des Lehnswesens, ein anderer in der Reformation und neueren Philosophie, ein dritter in den verwirrten Finanzen. Von allem dem ist etwas als Gährungsstoff darin enthalten, da, nach Bossuet, niemals ein großes Ereigniß erfolgt, das nicht in der früheren Geschichte erzeugt und allmählig entwickelt worden wäre. Eine Ursache der Revolution steigt aber bis ins Zeitalter der Erschaffung der Welt hinauf, dieß ist der allen Menschen eingepflanzte Trieb, seinen Geist immer mehr zu entwickeln, seine Fähigkeiten auszubilden und seine Genußmittel zu verfeinern. Dem leichtsinnigen und veränderlichen Menschen wurde die Bestimmung einen Kreis von Wahrheit und Irrthum zu durchlaufen, von Rohheit zur Verbildung überzugehen, bis die Einbrüche der Barbaren von neuen die Staaten über den Haufen würfen, und das gebildete Menschengeschlecht den Entwickelungsprozeß von neuen zu beginnen hat. Die Geschichte bietet nur, sich nach und nach bildende, und nach und nach vernichtete Schöpfungen dar.

Das was die französische Revolution von ähnlichen früheren unterscheidet ist ihre schnelle Entwickelung und daß die Franzosen in 25 Jahren bewirkten, was sonst oft in 20 Jahrhunderten erfolgt war.

Man kann sich nicht verhelen, daß das französische Volk 1789 in ein Zeitalter trat, worin es die Gesetze den veränderten Sitten anpassen mußte. Dieß Zeitalter war von Ideen voll, welche die Philosophie, eine nach der andern, erzeugt hatte, und zwar bey allen Völkern in allen früheren Zeitabschnitten und die selbst die katholische Kirche durchdrungen hatten.

Wahrlich kein Fürst war mehr würdig, die Bestimmung des nach Freiheit dürstenden Volks zu leiten als Ludwig der 16te. Er war der Bekenner einer religiösen Philosophie auf dem Thron. Er fing seine Laufbahn unter dem Beyfallzuruf der Menge an und fand sich bald in der allerbedenklichsten gefährlichsten Stellung zurecht.

Weniger mit den Begünstigungen der Krone als mit dem Volksglück beschäftigt, hatte er vor Carl dem 1sten eine viel gerechtere Sache und unverschuldeteres Unglück voraus, und man erschrickt anietzt, daß die freisinnigen Ideen, die er bey Eröffnung der Nationalversammlung aussprach, dieß hitzige Fieber, welches den gesellschaftlichen Körper befallen hatte, nicht zu heilen vermochten. Aber die revolutionairen Interessen waren schon erwacht und standen auf dem Spiel, Gewaltthätigkeiten waren schon vorgekommen, die Partheyen lagen sich schon auf eine Art in den Haaren, die sie glauben machte, sie mußten siegen oder untergehen.

Der König versuchte fruchtlos ihre Versöhnung.

Sie vereinigten sich nur in dem einzigen für sein Ansehen gefährlichen Gesichtspunkt, daß sie seine großmüthigen Opfer als Früchte ansahen, welche ihre Anmaßung seiner Schwäche entrissen hätte. So glaubte die eine Parthey ihm zu dienen, indem sie seinen Befehlen sich widersetzte und die andere stützte sich auf das Volswohl, indem sie verlangte, was sie damals Garantie nannte; so zerfiel die königliche Gewalt täglich mehr in Nichts, selbst mit Hülfe der Anstrengungen um sie zu erhalten *).

Nichts entschied mehr den Sturz des Throns als die Kriegserklärung 1792. So lange kein feindlicher Kanonenschuß gefallen war, blieb noch Hoffnung einer Ausführung der verschiedenen Partheien, und daß sie von ihren überspannten Forderungen nachlassen würden. Der große Haufe der noch keinen Theil an den Interessen der Faktionisten genommen hatte, würde sich ihnen nicht angeschlossen haben und die Faktionen selbst hätten des Stoffs entbehrt, auch die große Feuersbrunst zu entzünden.

Wenn der Vendeekrieg früher wie der auswärtige entstanden wäre, ein größeres Terrain gewonnen hätte und auf bessern Plänen begründet gewesen wäre, so konnte er die National-Ehre retten.

Dahin mußten die Königlichen sich wenden.

Es ist traurig, anerkennen zu müssen, daß dieser Parthey niemals der eigentliche Kampfplatz gefehlt hat, sie hat sich aber stets ihm entgegen und ihre Streitkräfte am unrechten Ort vergeudet, indem, besonders der französische Adel vielweniger klug wie seine Ahnen, der auswärtigen Krieg hitzig herbeyführte, indem er seinen Untergang gefunden hat.

Von dem Ausbruch des auswärtigen Kriegs an, konnten

*) Note der Redaction.
An diese Crisis erinnert auch die jetzige Zeit, wo so viele Staatsrechtslehrer den so oft schon widerlegten Grundsatz, des gesellschaftlichen Vertrags und der Volkssouverainität auf die Beine gebracht und der jungen Welt eingeprägt haben, wonach die Könige dem Gesetz unterworfen und nicht über dasselbe gestellt seyn sollen.

die Beförderer der Revolution alles wagen im Namen des heiligen Namen des Vaterlandes und der Freiheit.

Die Auswanderungen hatten auch noch den üblen Erfolg, daß sie die Begierde nach dem Besitz des verlassenen Eigenthums erregten.

Kaum war das Kirchengut spoliirt, als die Kriegserklärung die Confiscationen rechtfertigte, welche die Leute die nichts besaßen zu ihrer Versteigerung herbeygezogen, sich täglich mehrten, ausarteten, sich ausbreiteten und vertheilten, zuletzt war das ganze Volk bey dem Sturz einiger Einzelnen ins Interesse gezogen. Dieß ist in wenigen Worten die Geschichte des Verkaufs der Domainen-Nationalgüter genannt.

Durch den guten Erfolg angeregt hatten die Volksführer 1793 nicht wenig Lust, eine allgemeine Eigenthumsversetzung zu bewirken, die Armen reich, die Reichen arm zu machen. Es ist nicht zu berechnen, welchen Erfolg dieß gehabt haben würde, aber für die verbrecherischen Versuche jener war dieß nur ein Stützpunkt, um sich daran zu halten.

Nach dem 9ten Termidor war eine gänzliche Sittenänderung auffallend: der Luxus, die Sucht nach Vergnügen und der Sinnenkitzel kannten keine Grenzen, in dem umgekehrten Verhältniß als früher der Druck auf ihnen gelastet.

Da die republicanischen Ideen abgenutzt waren, sah man verschiedene Brandstätten und bluttriefende Schaffotte. Das öffentliche Wohl, welches die Volksredner stets im Munde führten, hatte für sie selbst keinen Sinn. Man wußte nicht mehr was Recht was Unrecht war, alle Begriffe liefen in einander, wie alle Stände. Da zuletzt das Gemüth nichts Edles mehr hatte, um sich daran zu halten, so wendete es sich an den Reichthum als das einzige Unterscheidungszeichen. Da die Reichen der Adel waren, wurde Verschwendung Mode.

Daher denn der schnelle Glückswechsel, die Banquerotte als eine Art von Speculation, dieser kalte Egoismus, der die edelsten Herzen ergriff, dieser unersättliche Durst nach Vergnügen, diese vereinigten Saturnalien, worin sich alle Stände untereinander mengten.

Konnte wohl etwas günstiger für eine neue Staatsgewalt seyn, als diese auf reiner Sinnlichkeit begründete Volksstimmung? Sie die aller Verbrechen zu vergessen und für Gewinnsucht und gemeinen Ehrgeiz eine neue Laufbahn zu eröffnen versprach?

Der 18te Brümaire schloß lediglich das den 18ten Frätidor angefangene Werk. Schon den andern Morgen sah man die Folgen.

Trotz der Versprechungen die den Revolutionsmachern so wenig kosten, beschäftigte man sich doch weit weniger mit der besten Gesetzgebung, als mit Ausgleichungen der Interessen der vorzüglichsten Häupter, welche diese Catastrophe herbeygeführt.

Diejenigen, denen man die höchste Gewalt anvertraut hatte, glaubten nur das versagen zu müssen was ihre Macht schwächte. Daher entstanden denn der so verschwenderisch aus-

gestaltete Senat, das Tribunat und der gesetzgebende Körper, deren Geschäftsbereich aber so gestaltet wurde, daß sie ohne Hinterhalt und Opposition leicht unterdrückt oder stumm gemacht werden konnten.

Als Bonaparte einige Tribunen, die von ihrem Amte eine zu hohe Idee hatten, verdrängte, machte es ein klein wenig Aufsehen, als er aber das ganze Tribunat aufhob, merkte man es kaum.

Berufen um die Freiheit zu vertheidigen, hatten sie statt dessen, wie Prätorianer, den General auf den Schild gesetzt. Die neuen Stützen dieser Revolution waren voraus bezahlt, sie kosteten ihnen nur den Wechsel der Kleider.

Man vergesse alle übrigen und staune nicht über ihre Geduld und Entmuthigung. Bonaparte hatte sie alle in eine Lage versetzt, wo sie seiner, er nicht ihrer bedurfte.

Unabhängige stolze Seelen in den Strudel der Begebenheiten geschleudert freuten sich, daß einige erhaltene constitutionelle Formen, die Pläne ihres Privat Ehrgeizes beschatteten. Sie vergaßen oder stellten sich zu vergessen, daß die römischen Kaiser nicht so mächtig geworden waren, daß sie im Namen der Republik, allerhöchste Staatsgewalten in ihrer Person vereinigen dürften.

Dann wenn die höchste Gewalt im Namen des Vaterlands handelt, wenn jede Maaßregel als der Volkswille ausgebracht wird, so bleibt dem Einzelnen zum Widerstand nichts übrig. Darum ist denn Volkstyrannei drückender und gräßlicher als jede andere, und daher hat der Gewaltige der sie für sich in Beschlag nimmt mehr Gewalt als der erbliche Monarch *). Dann ist jedes Gegengewicht gelähmt, und wenn Gesetze die bürgerliche Freiheit mehr beschützen, die Rechte nur durch die Gewalt geregelt werden, so muß die Kraft Sicherheit zurückführen, und man findet nur einen Ruhepunkt in einem systematischen Despotismus. Auf diesem Punkt standen wir damals. Man hörte stets sagen:

„Die französische Ehrliebe hat sich in die Armeen geflüchtet."

Dieß heißt nicht, daß der Armee die Sache fremd war, für welche sie focht, denn da hätte sie aus Maschienen bestanden, welches dem Nationalcharakter widerspricht.

Sie diente für eine edle Sache, für die Vertheidigung des Vaterlands.

Aber die Geschichte belehrt uns, daß nur zu oft der Muth, welcher uns von den Feinden des Vaterlands befreite, dasselbe nur zu oft andern Ketten überlieferte. Helden im Kriege sind manchmal schlechte Bürger zu Hause im Frieden. Die Gewohn-

*) Note der Redaction.

In der Monarchie giebt es König und Volk, und was jener in seinem Namen verfügt, muß stets das letztere berücksichtigen.

wöhnheit an einem leidenden Gehorsam, das gemeinschaftliche der Gefahr und des glücklichen Erfolgs kämpfen mit unauflösbaren Ketten den Soldaten an seinen General.

Ist es wohl eine Aufopferung dem etwas abzuschlagen, auf dessen Befehl man hundertmal sein Leben wagte? Welche Tugend kann man höher anschlagen als Todesverachtung? und welchen Ruhm kann man glänzender finden als den, mit einem Feldherrn es zu halten, der die Könige zu seinen Füßen sieht und große Reiche vertheilt.

Cäsar, dem das murrende Rom vorwarf, er beförderte nur Soldaten zu den höchsten Staatsämtern, sagte laut:

„Wenn Schelme und Diebe wie sie, zu meiner Erhebung gedient hätten, so würde ich sie eben so belohnt haben."

Das Institut der Ehrenlegion muß man unter den Geisteserzeugnissen Napoleons für seinen Ruhm zuerst nennen, da es so ganz den französischen Sitten entsprach, mit den soldatischen Wünschen so ganz übereinstimmte und die beste Bürgschaft enthält, auch von weiten andeutete, was daraus noch werden könnte.

Mit den republikanischen Farben geziert, glänzte es sogleich als ein Symbolum der Monarchie. Indem es die Ritter verpflichtete dem Lehnwesen abzuwehren, gab es den Geistern dennoch eine, einem neuen Lehnwesen entgegen eilende, Richtung.

Anstatt die Armee in der Nation aufgehen zu lassen, rief sie die Auswahl der Volksjugend zur Armee, sie verbarg die Schande des drückenden bürgerlichen Jochs durch militairische Ehrenzeichen, ein Gut, das zuweilen den Preis der Rechtswürdigkeit ausmachte, schien es stets der Sold des Verdienstes zu seyn. Das Lächerliche das allen republikanischen Schöpfungen anklebte, konnte keine Gewalt darüber ausüben. Wo dieses Ehrenzeichen erschien, es möchte sich auf der Brust des Soldaten oder des Hofmanns zeigen, zog es aller Blicke auf sich und erregte aller Wünsche nach seinem Besitz, es verdunkelte fast alle andere europäischen Orden. Archymedes suchte einen Stützpunkt um die Welt aus ihren Angeln zu heben.

Bis hieher war Bonaparte nur als die erste Magistratsperson und Feldherr erschienen, und er hatte in den ersten Jahren alles erschöpft, womit die Natur ihn an Geschmeidigkeit und List ausgestattet hatte. Man hat nicht genug seine Geschicklichkeit und Geduld anerkannt die er gebrauchte, um ihm den Weg zu seinem großen Ziel zu bahnen.

Nachdem er bald die Stellen eines Cäsar, dann eines Monk, eines Cromwell und Washington gespielt, alle Furcht verscheucht, alle Hofnungen angeregt, die Nation zur Moral, Gerechtigkeit und Religion zurückgeführt hatte, ließ er zufällig die Ideen von einem Adel und einem Reich der Gallier verbreiten, und stets diese Sagen ableugnend, bereitete er die Meinung vor, beides könne statt finden.

Diese Erhebung eines glücklichen Soldaten auf den Thron, bey einer so hohen Nationalbildung und einem Volke, dessen Einbildungskraft so lange von dem Werth alter Namen ge-

täuscht worden war, in der Mitte so vieler königlichen Familien von hoher Berühmtheit, war gewiß eine neue Erscheinung in der jüngsten Geschichte.

Auf gewisse Weise konnte man dieselbe als einen Triumph über die revolutionairen Ideen ansehen, sie war aber nichts anders, als der letzte Stempel derselben. Sie weihte das Recht nach dem Maaßstab, die Gewalt zu erheben und einzustürzen, und brachte den Grundsatz von Hobbes in Anwendung:

„daß die Ehrgeitzigen, welche sich gegen willkührliche Gewalt aufstehnen, sich nicht deshalb so sehr anstrengen um sie zu vernichten, sondern nur um sie auf andere zu bringen oder zu ihren Vortheil zu verwenden."

Sie berief sich stets auf den National-Ehrgeiz, wenn sie gegen die Souveraine ankämpfte. Aber das Gespenst der verächtlichsten aller Republiken hatte diese mehr erschreckt als die Regierung eines glücklichen Soldaten, sie konnten nicht theuer genug den Umsturz jener Republik erkaufen, und sahen nur dann erst Gefahr, als der Sieger auf dem Schlachtfelde an der Spitze aller Streitkräfte erschien, welche die Revolution gebahr und gegen sie selbst des Rechts sich bediente, welches die ersten Könige machte.

Im Innern Frankreichs schien es, als wenn dieß kühne Wagestück mehr Widerstand finden würde, es vereinigte 2 Partheyen, die sich nebeneinander auf einer Bahn zu finden, erschracken, aber es bot den einen eine Art von Genugthuung, den andern eine feste Garantie an.

Den geschwächten Rückerinnerungen, den durch Leiden ermüdeten Lieblingsmeinungen, den durch die soldatische Regierung zerstörten Aussichten, stellte es neue Interessen, Aussichten und ehrgeitzige Hofnungen gegenüber.

Wenn es in der Revolution noch eine Erscheinung giebt, die noch befremdender ist als Napoleons Krönung, so ist es die Aufstellung eines neuen Adels. Diese Idee erzeugte sich in Napoleons Gehirn zugleich mit der, welche ihm die Errichtung der Ehrenlegion eingab. Es bedurfte aber noch mehrere Siege um den Zwischenraum, der beyder Ausführung trennte, auszufüllen.

Nach so vielen Redensarten die wir über eitle Titelsucht und Standesverschiedenheit angehört hatten, wurde das feudalistische Gebäude derselben, von denselben Händen wieder aufgerichtet, die es eigerissen hatten, und gab hinreichenden Stoff zur Würdigung der Gesinnungen und des Geists der Revolutionsmacher *).

---

*) Note der Redaction.

Möchten sich unsere demagogischen Schreier in Berlin und Weimar daran spiegeln, wenn sie unsere alten Einrichtungen, die Legitimität ꝛc. verspotten, sie sind noch verächtlicher und lächerlicher als ihre französischen Vorgänger, denn diese hatten noch keine französische Revolution erlebt und

Digitized by Google

Unter unsern Augen geschah die Ziehung der Lotterie der Ordenskreuze, Titel- und Güterspendungen, nach der sie alle ungestüm hindrängten. So oft auch das kaiserliche Glücksrad sich umdrehte, so ermüdete es doch keineswegs die Geduld und den Hochmuth den eifrigsten Gleichheitsprediger.

Je mehr Napoleon, der die Bestimmung Frankreichs auf seinen Schultern trug, sich den Grenzen seines Ehrgeitzes näherte, je mehr brachte ihn seine Stellung in Verlegenheit. Er hatte sehr viel für seine Macht gethan, aber wenig oder nichts für ihre Erhaltung. Bey dem ersten Aufbau seiner neuen Regierung waren ihm alle Umstände günstig, die, welche nichts besitzen, nähren desto mehr Wünsche, die welche haben, wollen immer mehr erwerben. Jeder versprach ihm seine Ergebenheit unter der stillschweigenden Bedingung eines Kaufpreises, den der Thronninhaber nicht immer zu zahlen vermochte.

Es verschwanden auch in einigen Tagen alle diese schönen Blendwerke. Eine neue Regierung muß zwischen Krieg und Frieden wählen, jener zerstört die angenehmsten Hoffnungen, dieser macht alle die murren, die sich auszeichnen wollen.

Ein legitimer Monarch, wenn er auf den Thron steigt, darf sich nicht anstrengen um seine Neider zu beschwichtigen, den Gehorsam zu erhalten und seine Achtung zu erzwingen, er darf nichts weiter als gerecht seyn. Die öffentliche Meinung fordert nicht Rechenschaft von ihm und er darf die Macht nicht verkaufen die er durch die Geburt erhielt.

Aber ein neuer Monarch im Sinn Machiavells, muß die Ehrerbietung gegen sich, die täglich nachläßt, stets erfrischen und alle Hoffnungen befriedigen, die sich nie erschöpfen. Er muß auf seine niedrige Herkunft den glänzenden Mantel eines täglich wachsenden Ruhms werfen. Er muß stets siegen und seine Nachbaren sind ihm stets noch zu mächtig, so wie er stets in Gefahr schwebt, muß er stets von neuem etwas wagen und erobern um sich zu erhalten. Daher denn das Eroberungssystem und eine militairische Regierung, darum sagt Machiavell mit Grund, er müsse sich stets Feinde erschaffen um sie besiegen zu können.

Wenn wir Napoleons Laufbahn betrachten müssen wir anerkennen, daß er seine gefährliche Stellung durchschaut, auch ihre Vortheile begriffen hatte, so wie er den eigenthümlichen französischen Nationalcharakter nicht verkannte, wenn er sich in Unternehmungen einließ, worin der große Haufe seinen Untergang erblickte, aus denen er aber immer neue Gewinnste zog und worin er zuletzt nur deshalb unterging, da er einen

---

ihre Folgen beobachtet. Wir haben seit 12 Jahren dieselbe Erscheinung gehabt, und diejenigen, nach Ordensdecorationen und Adelsdiplomen sich die Beine ablaufen gesehen, die früher darauf schmäheten und sie zu verachten schienen, als sie noch nicht in ihrem Besitz waren und keine Hoffnung hineinzukommen, in ihrer eitlen Brust nährten.

unvernünftigen Mißbrauch von denselben Mitteln machte, durch die er so hoch gestellt worden war. Er sagte stets zu sich selbst:

„Versichere nur deine Soldaten und du kannst die Welt verspotten und in die Tasche stecken."

Er begründet das Dotationssystem, ohne welches seine Ehrenlegion eine Theaterdekoration geworden wäre.

Wo aber so viele Dotationen hernehmen?

Die Verbannungen bey den Römern, und die während der französischen Revolution üblich waren, standen mit seiner Politik nicht im Einklange. Er mußte außerhalb aufsuchen was er zu Hause vermißte, um das militairische Feuer zu nähren, welches die Nation ergriffen hatte. Da er aber nur Belohnungen für neue Verdienste ertheilte, so verewigte er die Last der Unterdrückung.

Ohne Unterlaß fordernd und ohne Maaß verschwendend, mußte er stets einen feindlichen Bund gegen sich überstellen und besiegen, und einen einzigen Soldaten zu belohnen, Eroberungen durch neue Siege und einen Raub durch den andern decken.

Der Soldatengeist, der so großen Ehrgeiz im Innern nährte und so tiefen Haß im Auslande erschuf, war nicht bloß der Armee, er war auch der Administration, ja selbst der Geistlichkeit eingeimpft, er hatte allenthalben seine Grade, seine Ehren und Dotationen.

Folgerecht gab die kaiserliche Regierung stets der Jugend den Vorzug, in der Administration der eroberten Provinzen und selbst französischer Departements. Hier fanden nur Ausnahmen zum besten des Militairs statt. Dahin gehörte das Institut der Auditeurs, des Staatsraths. Aber bald nach seiner Errichtung verdarb es in demselben Maaße, als der Staatsrath sich täglich mehr verdarb, und der Mißbrauch, die unerfahrene Jugend in der Verwaltung anzustellen, vermehrte die Hindernisse, die man zu besiegen und den Despotismus, den man auszuüben beschlossen hatte.

Dieß konnte nur dem zusagen, der ohne Unterlaß und ohne Aufschub Maaß und Ziel bedient seyn wollte. Derjenige durfte nicht nachlassen und bedenklich seyn, der mit Napoleon Schritt halten wollte und von ihm ein Glück erwartete, weder in seinen gefährlichen Verhältnissen, noch im Mißbrauch der Gewalt.

Diese Jugend hatte keinen Begriff von einer friedlich väterlichen Regierung unserer Könige *). Erzogen in der Revolution, hatte sie nur so viel von den republicanischen Ideen eingesogen, als einem Militairchef dienen konnte. Der Enthusiasmus für den Ruhm, die Wohlthaten der Freiheit nicht kennend, war sie nur für Siegerglanz empfänglich, sie besaß einen vaterländischen Stolz aber keine Liebe.

---

*) Note der Redaction.
Den Unsrigen sucht man diese Begriffe zu verleiden.

Selten schmähleite eine Betrachtung der Ursachen unsers Unglücks die Ehrfurcht und Ergebenheit vor ihn, den sie sich als einen Götzen aufgestellt hatte. Daher kam es, daß sie, von militairischen Eigenschaften ausgerüstet, die eroberten Provinzen ohne Schonung verwalteten und bey uns durch die Conscription jede aufgehende Generation vergiftete.

So lange Napoleon den Krieg gegen Könige führte war er im Vortheil, wie er ihn den Völkern machte ging er unter *).

Eine 25 Jahre lang dauernde Revolution hat uns die gefährlichsten Blendwerke entschleiert **). Man hatte im Namen des Volks die Volkskraft gemißbraucht, es war vielleicht nützlich geworden, daß man im Namen der Monarchie die höchste Gewalt mißbrauchte, es schien auch von der Vorsehung beschlossen zu seyn, daß das Bourbonsche Regiment nicht unmittelbar auf die Gräuel der Revolution folgen sollte. Die Bourbons erschienen dann als Vermittler im Streit Frankreichs, mit dem übrigen Europa. Aber in einem so vielfach erregten Volk war die Stellung der friedlichen Bourbons nur zu gefährlich, wo so viele Leidenschaften abzuspannen und so viele Herzen zu ändern waren. Der militairische Geist, dem wir so viel Ruhm und Unglück zu verdanken haben, die Nacheiferung allen Classen eigen, welche Talente erzeugt, die Tugenden, so viele schöne Handlungen und im Gegensatz so gräßliche Verbrechen, dieß alles mußte man eins ums andere erregen oder unterdrücken, weil sie entweder ein Mittel zum allgemeinen Wohl oder zum Verderben abgaben.

Wenn auf einer Seite es nicht mehr erlaubt schien, sich etwas auf die Siege einzubilden, welche man für die Republik und für das Reich davon getragen; so durfte kein einziger Franzose mitten im Unglück und der Anwesenheit siegender Feinde darauf sich etwas zu gute thun, die Monarchie hergestellt zu haben und allenthalben mußte man geleistete Dienste anerkennen, ehren und bezahlen.

Das alte Frankreich zog wieder in das revolutionirte neue ein, nach einem so langwierigen Unglück, so verschieden an Interessen, war es weise zu vergessen und zu versöhnen, die Monarchie mit kaiserlichen Materialien wieder aufzubauen und das königliche Genie ließ dieß Wunder hoffen. Man schmeichelte sich, daß eine constitutionelle Regierung allen Ansprüchen, Hoffnungen und Befürchtungen Stillschweigen gebieten werde, als eine neue Catastrophe so unerwartet wie ein Comet

---

Noten der Redaction.

*) Muß heißen:
So lange er mit den stehenden Heeren aller Art Krieg führte, siegte er, als die Völker zutraten, wurde er geschlagen.

**) Die Deutschen sind noch nicht von dieser Blindheit geheilt, sie nimmt täglich sogar zu.

erschien. Eine schreckliche Catastrophe, die den französischen Soldaten überraschte.

Ist es noch nöthig, diese traurige Periode sich ins Gedächtniß zurückrufen? Man nannte sie ein Rückfall der Revolution.

Unter so vielen in Thätigkeit gesetzten Leidenschaften wußte man nicht, wie Frankreich den Forderungen des Auslands genügen könne, wenn es noch das alte gewesen wäre, es glich aber jetzt einer Brandstelle die durch Sturm erobert und der Plünderung preiß gegeben worden war und woraus jeder mit irgend einem gerettet n Kleinod zu fliehen beabsichtigte.

Endlich hat Weisheit im Rathe der Könige entschieden, die, Staaten erhaltende, Grundsätze siegten über Partheywuth. Es ist erlaubt in die Zukunft zu blicken und daher haben wir es versucht, Frankreich so darzustellen, wie es die Revolution geschaffen hat.

Unter dem Titel:

Rechtliche Erörterung über öffentliche Verbrennung von Druckschriften, ein besonderer Abdruck der, im XIX. Heft der Jahrbücher der Preußischen Gesetzgebung enthaltenen Abhandlung, mit einer Vorrede, Berlin, bey A. Rücker 1817,

ist so eben eine kleine Broschüre erschienen, dessen Verfasser der Herausgeber der preußischen Annalen seyn soll.

Das der Abhandlung vorgedruckte Motto: Preßfreiheit wollen sie für ihre Werke, für Andre eigene Censur, im Burschenton liegt ihre einzige Stärke, im End der Ordnung ihre Absicht nur" läßt auf den Augenblick keinen Zweifel übrig, zu welcher Fahne der Autor gehöre.

Die erwähnte Abhandlung verdient, obwohl auch sie nicht ganz ohne Leidenschaft geschrieben zu seyn scheint, doch beachtende Aufmerksamkeit in einem Zeitpunkte, in welchem das abgehandelte Thema nicht nur das Tagesgespräch in Deutschland, sondern selbst im Auslande geworden ist.

Ref. hält die Vorrede für den interessantesten Theil des Werkchens, da dieselbe in mancher Hinsicht Winke giebt und Aufschlüsse ertheilt, welche auf richtige Beurtheilung des auf der Wartburg statt gefundenen Bücher Auto da fe hinleiten, Aufschlüsse — welche nicht allgemein bekannt sind.

Der Verfasser wendet mit Recht in der Hauptsache seine Pfeile nicht gegen die irregeleitete Jugend, sondern gegen ihre in Amt und Würden stehende Verführer, denen verdächtige Absichten und Inconsequenz darzuthun ihm freilich nicht schwer fallen konnte.

Der Berliner Student M . . . . (Maßmann) wird (wir glauben nicht grundlos) ein vorgeschobener Redner, — ein Mannequin genannt.

Als eine allerdings seltene Erscheinung wird angeführt, „daß die beiden Großherzogl. Weimarischen Gen-

d'armerie-Edicte im Großherzogl. Weimarischen eigener Lande, und: das Preußische Gend'armerie-Edict von 1812 von einem Preußischen Unterthane öffentlich verbrannt worden."

Von den Turnanstalten urtheilt der Verfasser unter andern: „der große und ausgezeichnete Einfluß derselben auf die Wartburgsfeyer geht für jedes unbefangene Auge sonnenklar hervor. Dieses fest mit allen seinen Nüanzen war daher recht eigentlich ein Central-Turnfest und ein höchst sprechender Beweiß, wie vortrefflich es mit deutscher Cultur stehen, welche altkluge, bescheidene und regierungsfähige Kinder Deutschlands wird, wenn die Turnkunst nur erst in vollem Gange und als die einzige Wissenschaft, deren die Welt bedarf, recht allgemein anerkannt seyn. Wer kann dem Jüngling es verargen, daß er auf der Wartburg die Schrift eines, die Mißbräuche des Turnwesens aufdeckenden, würdigen, und schon allein wegen dieser Aufdeckung verdienstvollen, Mannes (des Professs. B—k) verbrennt, wenn nach einem, für sein Gemälde angenommenen Kopfe am nämlichen Tage auf einem gewissen Turnplatze (dem K——er) öffentlich und ungestraft von Knaben mit Wurfspießen geworfen ward. (daß dieses wirklich geschah überzeugte sich Ref. mit eigenen Augen) so wie durch diejenigen Karaiben schon mit ihrem 11ten Jahre angelernt werden, mit Wurfspießen Köpfe von feindlichen Völkern in effigie zu treffen. Dies heißt gewiß sehr mit Recht die hohe Schule der Humanität, Toleranz und ächt-menschlichen und christlichen Gesinnungen: eine Schule, denen Disciplin es allerdings entsprach, wenn die Beschreibung des großen Kirchenfestes, ob sie gleich eine wahre Anleitung zu sansculottischen Grundsätzen und zur Pasquillantenkunst ist, gleich nach ihrer Erscheinung, aus rechtchen Buchläden mit Indignation zurückgewiesen, von jungen Turnern und Primanern geführt, gelesen, vertheilt und gleichsam colportirt worden! Wenn dieses Turnwesen nicht so raschen Schrittes der allgemeinen Verachtung, mithin seinem Ende, entgegen eilte; so ließe sich wirklich noch einmal recht viel von ihm erwarten oder richtiger befürchten. Aber jeder Krug geht bekanntlich so lange zu Wasser, bis er zerbricht! An einer andern Stelle heißt es: „Mit Herrn Fries selbst und seinen Complizen haben wir nichts zu sprechen; der Staat mag über sie richten und bestimmen, ob fortan die deutsche Jugend und der Name rechtlicher Männer solchen untreuen Hirten und Pasquillanten Preiß gegeben werden soll? ihr Frevel übersteigt ohnehin alle Privatverhältnisse. —

Die eigentliche Abhandlung beschäftiget sich mit der Beantwortung der Frage: „wird einem Schriftsteller durch öffentliche Verbrennung seiner Druckschrift eine Injurie zugefügt? — Es wird erwiesen, daß eine solche Verbrennung allerdings ein Merkmal der Verachtung, und eine grobe symbolische Injurie, auch nach dem Preußischen Rechte, ist.

Digitized by Google

Wenn diese Abhandlung selbst, auch nicht in dem Grade wie ihre Vorrede das allgemeine Interesse ansprechen wird, so kann ihr doch auf der anderen Seite die billfällige Aufmerksamkeit des gelehrten, vorzüglich aber des juristischen Publikums nicht entgehen, da sie planmäßig und gründlich abgefaßt und mit schätzbaren Citaten ausgeschmückt ist.

Dialogen des Abbé Galiani ꝛc.

Bey den vielfachen noch fortwährenden Unternehmungen, welche der Mangel und die Theurung des Getreides in den letzten Jahren veranlaßt hat, muß ein Werk, welches den Getreidehandel aus jedem Gesichtspunkte im angemessensten Vortrage darstellt, von großem Interesse seyn. Wir machen auf ein solches hierdurch aufmerksam, indem wir anzeigen, daß die vielfältig auf das vortheilhafteste empfohlnen:

Dialogen des Abbé Galiani über den Getreidehandel, ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von D. C. W. Beicht, 2 Theile. 8. 1802.

für 1 Thlr. 8 gr. Courant durch alle Buchhandlungen noch zu bekommen sind.

Die Zeiten 12tes Stück.

Enthält dießmal einen merkwürdigen Beitrag zur Tendenz des berüchtigten Burschenfests S. 453 A. h. da heißt es unter andern:

„Derwegen verübter, durch die Teutonia veranlaßten, Excesse in Halle religirte Rädelsführer, sey in Folge eines Cabinetsbefehls des Großherzogs von Weimar, gegen den unter den Academien geschlossenen Vertrag relegirte, Studenten nicht aufzunehmen, in Jena aufgenommen worden, und die in Eisenach am 18ten October versammelt gewesenen Studenten hätten decretirt: daß Halle als Universität nicht mehr existire."

Gespräch unter vier Augen mit Frau v. Krüdener.

Ein neuer Versuch des Herrn Professor Krug, trotz aller anscheinenden Demuth die Persönlichkeit der Monarchen, welche den heiligen Bund stifteten bloß zu stellen: Alexander unterwirft sein Concept der Durchsicht der Frau von Krüdener, einer alten Bettschwester; ein anderer unterzeichnet die Urkunde ohne viel darauf zu geben; der dritte will seinen Minister erst zu Rath ziehen, auch erhalten die gottlosen Diplomatiker ihren Theil und dieß alles schreibt Herr Krug einer in der Mystik delirirenden Frau nach die besser im Irrhause wie auf Reisen sich befände.

Digitized by Google

Politisches Journal 1stes Stück.

1) Uebersicht der Geschichte sämmtlicher Außereuropäischen Staaten und ihrer Verhältnisse zu Europa im Jahre 1817.

a) Asien.

Wir haben schon in mehreren frühern Artikeln den mächtigen Einfluß von Rußland auf seine südlichen Nachbaren entwickelt und der Fortschritte erwähnt, welche die Cultur durch Alexanders wohlthätige Fürsorge und äußern Umstände, unter andern durch die Ansiedelung von Kriegsgefangenen begründet, im nördlichen Asien gemacht hat, welche bis zu seinen äußersten Grenzen ja jenseits derselben über die Alutischen und Kurilischen Inseln bis nach Unalaschka und dem nordwestlichen Amerika hin dem russischen Scepter huldigt. Die Bevölkerung und der Anbau des Landes nehmen mit dem Flor der Städte im gleichen Grade zu; Tobolsk, die Hauptstadt von Siberier, besitzt, wie Astrachan, alle Erfindungen des raffinirtesten Europäischen Luxus; im Innern des nördlichen Asiens befinden sich Lankastersche Schulen und die Unterstützung, welche die Bibelgesellschaft und patriotischen Unternehmungen unter Völker fanden, die man bisher noch zu den Wilden zählte, zeigt, wie viel Theilnahme auch dort schon ein allgemeines National-Interesse fand. Auch in den von Persien eroberten Provinzen am Caucasus, in Georgien und Grusinien macht die Cultur begünstigt durch die Fürsorge der Regierung, die Ansiedelungen vieler Europäer in Tiflis, den Besuch der Gesundbrunnen am Caucasus, die Nationirung einer regulären Kriegsmacht und manche andere Umstände nicht minder Fortschritte. Von neuen Versuchen zur Entdeckung eines sechsten Welttheils nördlich von Siberien, der den Namen Neu-Siberien erhalten sollte, hat man in diesem Jahre nichts vernommen, dagegen wurde die Hoffnung wieder bestärkt, das westlich von diesem belegene verlorene Ostgrönland (welches wie Island, eher zu Amerika wie zu Europa zu rechnen ist) wieder aufzufinden.

b) Afrika.

Alle menschenfreundlichen Bemühungen der Sclavenhandel in Afrika abzuschaffen sind vergeblich gewesen; denn ungeachtet wenigere Neger seit der Abolitionsakte Sclaven werden mögen, haben diese Akten doch nur den Erfolg gehabt, den Sclavenhandel ganz in die Hände der Portugiesen und Spanier, welche ihn mit vielfacher Grausamkeit treiben, zu bringen. Kürzlich ward die Portugiesische Brigg San Antonio von 120 Kanonen mit 600 Sclaven aufgebracht, von denen über 30 auf den ersten 20 Meilen starben und die übrigen mitten unter den faulenden Körpern zum Theil dem Tode nahe waren. Ein aufgebrachtes Portugiesisches Schiff hatte 22 Ladundungen von Sclaven weggeführt, und ward erst das dreyund-

Digitized by Google

zwanzigste Mal aufgebracht. Ihr Vortheil ist so enorm, daß sie für den Sclaven nur 5 Pfund und 10 Schilling geben, und und dagegen 160 Pfund in Brasilien wieder erhalten. Eine partielle Abschaffung des Sclavenhandels ist bey diesem lockenden Gewinn, den Spec. Lamen aller Nationen die daran Theil nehmen und der Unterstützung derselben durch die Afrikanischen Fürsten, also ohne allen Erfolg, den nur eine totale Abschaffung bewirken kann.

c) Amerika.

Hier werden Rußlands Anstrengungen, die wenig bekannten Nordwestküsten, besonders wegen des kostbaren Pelzwerkhandels nach China zu cultiviren gewürdigt. In Betreff der Insurektion im südlichen Amerika wird hier berichtigt: daß Mexico seit es einen milderen Vicekönig erhielt, bis auf die Fortdauer einzelner Querillas so ziemlich beruhigt sey. Außerdem hätte aber die Insurektion in Venezuela ꝛc. siegreichen Fortgang inne, wenn auch einige feste Plätze von Morillos königlichen Truppen noch besetzt wären. Am la Plata Strom, Buenos Ayres, Chili wären für die Königlichen ganz verloren.

2) Rußland.

Die totale Aufhebung der Leibeigenschaft wird vorbereitet. Der Kaiser hat selbst das Beyspiel gegeben, welches, wie man hofft, der Adel auf seinen Gütern befolgen wird. Ein Hauptzweck seines Aufenthalts in Moskau und seiner beabsichtigten Reisen durch die innern Provinzen ist dieser große, für die Menschheit und das Wohl des colossalen Reichs gleich wichtige Zweck des menschenfreundlichen Alexanders. Freilich hat die Leibeigenschaft den Menschen im eigentlichen Rußland nicht so tief von seiner Würde herabgestürzt, wie es der Esthe, der Lette war und zum Theil noch mehr der Pohle und Littbauer jetzt ist. Alle Frohndienste fallen nach der neuen Organisation weg und der Leibeigene hat seinem Herrn nichts zu entrichten, als der Obrock, der sich jährlich auf 5, 10 oder mehrere Rubel beläuft. Diesen aber kann er verdienen wo er will und erhält dazu von seinem Herrn einen Paß. Auf diese Weise sieht man ganze Schaaren von Bauern, die zum Theil von den Ufern der Wolga her nach Liefland wandern, um sich den Sommer über als Handlanger, Drescher oder Handwerker ein kleines Capital zu verdienen, mit welchem sie dann im Winter nach Hause zurückkehren. Doch bleibt die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft äußerst wünschenswerth. Ein Machtspruch liegt aber nicht in dem Charakter des gegenwärtigen Beherrschers, diese Verbesserung kann daher nur von dem freien Willen kommen, welcher sich durch keine Ukase befehlen, aber wohl durch die persönliche Anwesenheit eines Alexanders und seine Allgewalt auf das Herz hervorlocken läßt. Der patriotische Kanzler Sergey Romanzow, der so viel für sein Vaterland that

hat den ersten Anfang gemacht, freye Russische Bauern zu schaffen und der Kaiser hat diese Operation für gerecht und nützlich erklärt, und allen Gutsbesitzern erlaubt, seinem Beyspiele zu folgen. In Curland hat jedoch das Beyspiel, welches Alexander selbst gab, noch nicht die volle Wirkung gehabt, welche man so sicher davon erwartete. Zwar sind die Formen der Leibeigenschaft hier und dort gemildert worden, aber ihrer totalen Aufhebung, welche einige Zeitungen als schon geschehen ankündigten, stellen die Gesinnungen und Berechnungen mancher Gutsbesitzer noch große Schwierigkeiten entgegen. Wir haben schon früher erwähnt, mit welchem Erfolge sich die Cultur im ganzen Umfange des russischen Reichs erweitert; ein Hauptmittel dazu sind die Landschulen, welche jetzt von jungen, in England unterrichteten Russen nach dem Lancasterschen Plane angelegt worden, denn mit Recht heißt es in den Russischen Miscellen: die Errichtung von Landschulen ist ohne Vergleich nützlicher als alle Lyceen, indem jene wahre National-Instituten die ächten Grundlagen der National-Aufklärung sind. Aber in welchem andern Lande, etwa England ausgenommen, fände man eine so überaus reiche und patriotische Unterstützung aller auf das Gemeinwohl abzweckenden Anstalten. Nicht allein die Großmuth des Kaisers trägt mehr wie in jedem andern Staate dazu bey und die Kaiserin Mutter, welche die Beschützerin der meisten wohlthätigen Anstalten ist, gewinnt durch musterhafte Oekonomie immer neue Summen zur Anlegung von Wittwen Cassen, Krankenhäusern und ähnlichen Anstalten, auch Privatmänner thun hiefür mehr als manche der größten Fürsten; wir nennen nur als einzelne Beyspiele den Bergrath Demidow, der der Universität Moskau 100,000 Rubel, eben so viel nebst ansehnlichen Ländereien der Universität und dem Gymnasium in Jaroslaw schenkte, den Grafen Schermetiew welcher auf einmal 2½ Millionen zu einer Versorgungsanstalt in Moskau herabb, den Kanzler Romanzow, der zugleich eine Menge Lancasterschen Schulen anlegen, 4 Kirchen für verschiedene Glaubensgenossen erbauen und die Erde auf seine Kosten umsegeln läßt, das Geschenk von 12 silbernen Aposteln in Lebensgröße von den Kosacken die Kasansche Frauenkirche in Petersburg, die überaus reiche Unterstützung der Bibelgesellschaft und anderer patriotischer Vereine, selbst von den entferntesten Horden Siberiens und den Khanen am Kaukasus, wenn nicht statt aller Beyspiele die heldenmüthige Aufopferung der Bürger von Moskau diente. Die gegenwärtige Lage von Europa und das ehrfurchtgebietende Ansehe von Rußland erlauben Alexandern sich allein der Beförderung des innern Wohls seines Reichs zu weihen, ohne um dessen äußere Sicherheit bekümmert zu seyn.

Rußland erstreckt seinen Einfluß nicht allein auf die benachbarten oder auch nur auf die mit ihm in näherer Beziehung stehenden Staaten, sondern umfaßt mit demselben die ganze Erdkugel, auch selbst da, wo kein unmittelbares Interesse seine Einwirkung zu motiviren scheint, wie es bey der auf

merkantilischen Gründen hervorgehenden Theilnahme der Engländer an den Begebenheiten in allen Theilen der Welt nothwendig der Fall seyn muß.

Noch während des Napoleonischen Krieges äußerte sich diese Tendenz in den Friedensvermittelungen zwischen England und Nord-Amerika und den Einfluß, den Rußland in dieser letzten Republik zu erringen suchte, wie gegenwärtig durch den wichtigen Einfluß, den es im entgegengesetzten südwestlichen Pole des Europäischen Staaten-Systems zu erhalten gewußt hat.

3) Italien.

Die von Buonaparte usurpirte unumschränkte Gewalt verlieh ihm Mittel, so viel Gutes zu thun, wenn er nur die Neigung dazu gehabt hätte, daß man innig bedauern muß, da er so wenig für dieß Volk that. Er legte neue Landstraßen an, aber nur um den Transport von Truppen, welche dieß Land unter dem Joche halten sollten, zu erleichtern; er errichtete einige Institute unter dem Vorwande, die Künste zu begünstigen, aber ich habe nicht vernommen, daß er irgend eine dauernd nützliche Anstalt gegründet habe. Die Taxen wurden auf das vierfache ihres Belaufs vor der Revolution erhöht, jedes Freiheitsgefühl ward erstickt und die Preßfreiheit gänzlich vernichtet. Dagegen schmeichelte auf der andern Seite den Mayländern die Gegenwart eines prächtigen und verschwenderischen Hofes, und Geld circulirte unter ihnen wegen mancher nützlichund in die Augen fallenden Arbeiten zum Schmucke der Stadt.

Die Oestereichische Regierung hat die jährlichen Prämien bis auf 30,000 Franken herabgesetzt. — Die Künstler murren im Stillen, und ihre Mitbürger beschweren sich darüber, daß sie dessen ungeachtet die nähmlichen Abgaben wie unter den Franzosen bezahlen. Eine andere Ursache der Beschwerde ist: der Mangel eines Vicekönigl. Hofes, an den man immer gewöhnt war, und der seit 2 Jahren versprochen seyn soll (auch jetzt wirklich eingesetzt ist). Im Ganzen haben die Oestereicher nicht die Meinung des Volks noch nicht für sich gewonnen. Die Gelehrten wurden neulich dadurch gestoßen, daß ein Böhme statt des als Physikers so berühmten Scarpa eine vacante Professur erhält. Freylich machen Blindheit und hohes Alter Scarpa untüchtig, aber man hätte gewünscht, einen andern Italiäner ernannt zu sehen, dessen Namen auch der hiesige Gouverneur nach Wien sandte. Als ich die Münze besuchte, bemerkte ich mit Verwunderung, daß sie noch dasselbe Gepräge wie unter Buonaparte beybehält. Ich sah, daß sie goldene Vierzig- und silberne Fünf-Frankenstücke mit Napoleons Kopfe, der Ueberschrift Imperatore e Re und der Jahrszahl 1814 schlugen. Ist das nicht seltsam? Drey Jahre ist dieß Land in Besitz der Oestreicher, und sie haben noch kein neues Gepräge eingeführt.

Digitized by Google

4) Auszug eines Briefes aus St. Helena.

Die Amerikaner und viele Franzosen verbreitend fortdauernd Gerüchte von Buonapartes Entkommen, welche eben so widersinnig sind, als die angeblichen Declarationen von Oestreich, Rußland oder gar Pius den Siebenten zu dessen Gunsten. Nicht allein ist die Wachsamkeit des Gouverneurs unbeschreiblich und wird durch persönliche Feindschaft zwischen ihm und den Weltgefangenen verdoppelt, sondern die dreyfache Linie, welches ihn umschlingt, ist undurchdringlich.

Niemand von Buonapartes Gefolge, selbst kein Bedienter darf sich ohne Wache nach James-Town begeben. Bertrand und seine Gattin pflegen Sir Hutson Lowe jeden Morgen ihren Besuch abzustatten. Bertrand wurde hier anfangs mit besonderer Achtung behandelt, bis man erfuhr, daß auch er Ludwig geduldigt und seinen Eid gebrochen habe, und jetzt wieder Buonaparte zu verlassen denke. Außer ihm befindet sich bey Napoleon der General Gourgon, ein junger Mann von 25 bis 26 Jahren. Buonapartes Ansehn ist höchst nachlässig, selbst schmutzig; er trägt das Haar kurz abgeschnitten, Uniform mit Stern und Kreutz, und immer eine goldene Dose in der Hand, dabey weiße seidene Strümpfe und Schuhe. Er spielt einen großen Theil des Tages Billard und hat eine schöne Bibliothek. Der wachthabende Officier kann ihn nur durch das Fenster sehn, da er äußerst selten ausgeht. Man sagt, daß er gewöhnlich schreibt und liefet, aber ich weiß nicht, auf welche Autorität sich diese Behauptung stützt. Als der Arzt ihm Bewegung empfahl, weil er sonst sein Leben in Gefahr setze, erwiederte er: tant mieux! Als Herr Balcomb ihm erzählte, daß seine Tochter Eliza sehr gefährlich krank sey, erwiederte er ebenfalls: desto besser, sie ist ein sehr lärmendes Mädchen ꝛc.

Zeitgenossen IX St. 1818.

Heinrich v. Krosigk.

Derselbe der auf seinem Guthe Popelwitz bey Halle lebend 1811 von der westphälischen Regierung des Aufruhrs Verdächtig gefangen genommen, und da nichts ausgemittelt werden konnte, gegen Bürgschaft in Freyheit gesetzt wurde.

In dieser Biographie sind alle die geheimen Bemühungen Krosigks und seiner Freunde in Halle aufgedeckt, um die Franzosen zu vertreiben, und wie solche von einem Eingeweihten Namens Martens verrathen worden.

Es ist so interessant als merkwürdig, daß hier etwas unumwunden anerkannt wird, was vor 2 Jahren beharrlich, (ich weiß heute noch nicht warum?) geleugnet wurde.

Erzherzog Carl.

Alle Hauptmomente seines merkwürdigen Lebens, die Schlachten von Amberg und Caldiero, der Feldzug 1800, 1805

und 1809 sind gewürdigt, aber bey dem letzten wird etwas leicht hingeeilt.

Die germanische Edda oder die deutsche Götterlehre von Steckling. Prenzlow 1817.

Ein Versuch die alten Sagen der deutschen heidnischen Götterlehre an einander zu reihen und zu ordnen, damit wir gleich den Griechen eine vaterländische Mythologie für unsere volksthümliche Dichtkunst erhalten.

Auch etwas über den Feldzug im Jahre 1796. Gegen die Bemerkungen eines deutschen Offiziers. Leipzig 1817.

Im Januarheft der Europäischen Annalen 1817 hat ein deutscher Officier den Feldzug des Erzherzogs Carl von jenem Jahr und den glücklichen Erfolg der Schlacht von Amberg, wo Jourdan aufs Haupt geschlagen wurde, bitter getadelt, indem derselbe durch seine rückziehenden Bewegungen zwar die französischen Generale irre geführt, und zu weit vorgelockt, den Kern von Deutschland aber Preis gegeben und dennoch wohl im Stande gewesen wäre, sowohl of- als defensiv die Franzosen vom deutschen Boden abzuhalten.

Hier tritt nun ein Oestreicher als Vertheidiger sowohl des erwähnten Feldzugs als überhaupt der östreichischen Regierung auf, zeigt das Lächerliche jener Behauptungen und an manchen Stellen S. 12. 19. 20. 25. 26. 28—31. eine tiefe Kenntniß der tief liegenden damaligen bewegenden Ursachen des damaligen Kriegslaufs, und wie die Siege der Franzosen größtentheils in jener Zeit auf den Spaltungen der Gesinnungen deutscher Fürsten, ihrer großen Begierde nach Unabhängigkeit vom Kaiser und Reich und nach Verschlingung der Kirchen-Güter, welche Frankreich beugte und befriedigte, beruhten.

Als daher Dahlberg, Kurfürst von Mainz die Diktatur unter dem Erzherzog Carl vorschlug für Deutschland, da erregte diese Idee in der Reichsversammlung einen panischen Schrecken und man warf lieber sich dem Reichsfeind in die Arme, als dies heroische Mittel zu ergreifen, denn der Kaiser schien nur deshalb als Oberhaupt erwählt zu seyn um ihm täglich beweisen zu können, daß er im Grunde nichts zu befehlen habe.

Am Schluß beklagt sich der Verfasser darüber, daß man Oestreichs Verdienste um Deutschland viel zu gering schätze, welches besonders eine gewisse Parthey thue und wirft folgende Fragen auf:

1) Was wäre aus den Armeen der Russen und Preußen, aus der National-Streit-Masse des Deutschthums 1813 nach den Schlachten von Lützen und Bautzen geworden, ohne den Beitritt Oestreichs zu der Coalition?

2) Wie, wo und wie schnell würde sich der Feldzug von 1813 geendet haben, wenn Oestreich statt mit seinen Armeen aus Böhmen gegen Sachsen und aus Steiermark gegen Illyrien mit gesammter Kraft von Krakau gegen Warschau vorgedrungen wäre, um Polen wieder herzustellen.

3) Wie viele Zeit würden Baiern und Würtemberg wohl gebraucht haben, um ihre Kontingente, deren Ueberbleibsel die französische Armee blos durch die Parthey, welche Oestreich exariffen hatte, verlassen mußten, wieder vollzählig herzustellen?

Wenn diese Fragen ganz ausführlich beantwortet sind, so wünscht er einen Schluß mit logischer Strenge zu lesen, was der dermalige Zustand von Europa denn eigentlich der Hülfe Oestreichs zu verdanken habe? Wie viel Oestreich denn dazu beygetragen, um den Pariser Frieden herbeyzuführen? Oder mit einem Worte: Wer denn eigentlich wohl die Sache entschieden und beendiget habe.

Wenn die verehrlichste Zunft diese Bitte erfüllet, so verspricht er dagegen alle gemüthlichen Werke des Deutschthums, die Hälfte jener des Judenthums und ein Drittel der erscheinenden mystischen Schriften durch sechs Monathe lang fleißig durchzulesen, und wenn er auch kein Wort davon verstehen sollte.

Deutsche Staats-Anzeigen. Januar und Februar Heft 1818.

Darin hat uns nur ein Aufsatz vom Grafen Friedrich Leopold zu Stollberg angezogen, mit dem Titel: über den Zeitgeist, da er gerade allen denen und zwar mit vollem Recht widerspricht, die diesen Götzen, der nur zu oft ein Knecht Ruprecht ist, anbeten. Die übrigen Aufsätze über getadelte Vereinigung der protestantischen Kirchen, eine Uebersetzung aus Montlosiers Werk über die französische Revolution und über die Vortrefflichkeit und ökonomischen Werth des geistlichen Grundeigenthums in christlichen Staaten, werden wenig Beyfall erndten, und es ist zu bedauern, daß die Verfasser so ganz in dem andern Extrem revolutionairen Ideen sich festsetzen.

Graf Stollberg sagt aber über den Zeitgeist und den Mißbrauch der mit ihm getrieben wird sehr viel Wahres und Treffendes.

Digitized by Google

Das Burschenfest auf der Wartburg von Fromman in Jena.

Der Verfasser, ein berlinischer Student, hat diese Wiederholung drucken lassen, wie er in der Vorrede sagt, aus Unwillen über die schiefe Art, wie dies herrliche Fest von Wohlmeinenden und Schlechtgesinnten dargestellt worden sey, er wolle es in rein geschichtlicher Erzählung schildern.

Er hat nur die bisher nicht abgedruckte Rede, dem schon bekannten hinzugefügt, das Verbrennen der Bücher bekannter Schriftsteller verschwiegen. Welchen Geist jene Rede enthält, zeigen S. 33. 34. 35. 36. 38., worin die deutschen Fürsten vorgenommen werden.

Dieser neue Abdruck scheint das einzige Resultat zu seyn, welches die Zusammenkunft des Fürsten Hardenberg und Grafen Zichy mit dem Großherzog von Weimar gehabt hat.

Freimüthige Blätter

für

Deutsche.

I.

Ueber

das immer mehr um sich greifende Streben,

französische Gesetze und Einrichtungen

nach

Deutschland zu verpflanzen.

Es ist eine auffallende Erscheinung *), daß jetzt in Deutschland so viele Lobredner französischer Einrichtungen und Gesetze auftreten; und sich hin und wieder Stimmen vernehmen lassen, welche alles Vaterländische verachten, und laut die Annahme französischer Institute verlangen.

Wenn dem Sieger das Wort geredet wird, wenn Furcht oder Hoffnung auf das freye Urtheil einwirkt;

*) Note der Redaktion. Uns gar nicht, denn eine große Zahl deutscher sogenannter Patrioten haben nicht das französische revolutionaire Prinzip, sondern nur das napoleonische bekämpft, und nun dieß besiegt ist, kommen sie wieder zu jenem zurück.

wenn das Gefühl der Schwäche Mißtrauen gegen sich selbst einflößt, — dann ist eine solche Erscheinung weniger befremdend. Allein sie ist es jetzt, wo wir in der französischen Nation ein besiegtes Volk erblicken, ein Volk, das mit Recht für den gegen unser Vaterland verübten Uebermuth büßen mußte; denn seine Spur bezeichnet noch jetzt Verwüstung, und Wehklagen und Verwünschung folgen ihm nach.

Wenn wir derer erwähnen, welche jetzt die französischen Einrichtungen vor andern loben, so meinen wir nicht, die verwahrloßten Deutschen, welche aus Mode-Thorheit französische Erzieher und Erzieherinnen hatten, die mit solchen frembartigen Begriffen aufgewachsen waren, und zu deutsch-französischen Zwittern gestempelt wurden. Solche verkrüpelte Menschen, welche in ihrem Vaterland fremd bleiben, während sie nur von dem schönen Frankreich hörten, die noch dreust behaupten: Deutschland habe keinen tragischen Dichter, keinen Historiker — weil sie keinen kennen gelernt haben — solche meinen wir nicht. Ihre Stimme wird nicht gezählt. Auch meinen wir die nicht, welche zu der Classe der Unzufriednen gehören, deren Stamm nie ausstirbt, die unter jedem Himmelsstrich gedeihen, und die auch in Platos Republik nicht gefehlt haben würden. Diesen kann man es nie recht machen; denn immer haben sie nur ihr Ich im Auge, und diese hohe Instanz sieht sich nie nach Würden anerkannt. Auch meinen wir nicht die gutmüthigen Schwärmer *), welche ein Ideal schaffen wollen, in dem sie so viel Glück sehen, daß sie alles das Elend nicht bemerken, welches nothwendig zur Grundlage ihrer

*) **Note der Redaktion.** Diese Träumer sind eigentlich die wahre Pestilenz der Zeit; denn sie gewinnen die Jugend, der immer das Gefühl mehr zusagt als der Verstand, und es wäre nichts ersprießlicher, als für sie ein eignes Narrenhaus zu erbauen.

Digitized by Google

erträumten Herrlichkeit dienen muß. Noch weniger meinen wir die Feuerköpfe, welche — weil eine unbekannte innre Unruhe sie treibt, oder die Revolutionairs, welche — aus strafbaren Absichten, eine gänzliche Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse verlangen. Alle diese sind theils aus vorgefaßter Meinung für die französischen Institute eingenommen, theils halten sie dieselben für Mittel zu ihrem Zweck — einerlei, ob seine Beweggründe gut oder schlecht sind. Bey allen diesen kann das Lobpreisen französischer Einrichtungen nicht auffallen.

Auffallen dagegen muß es von Männern *), welche noch vor Kurzem darin ein Zeichen deutscher Erniedrigung fanden, daß uns wälsche Gesetze aufgedrungen wurden, und behaupteten: Wer des andern Gesetze annehme, sey dessen Sklave: von Männern, welche alles Ungemach des Krieges, alle Plünderungen und Vexationen der Franzosen mit Geduld ertrugen; aber als der Eroberer uns seine Gesetze aufdrängen wollte, mit Heldenmuth, auf Gefahr, Freyheit und Leben zu verlieren, dagegen ankämpften. Am allermeisten aber muß es uns befremden, wenn wir jetzt unter den Lobrednern französischer Gesetze und Einrichtungen Männer bemerken, welche unter dem Druck derselben, damals nicht nur durch die Gewalt der Rede den stillen Ingrimm gegen die übermüthigen Unterdrücker zur hellen Flamme anfachten, und Deutschlands Jünglinge anfeuerten, das Joch der Knechtschaft zu zerbrechen; ja solche, die selbst muthig die Hand mit anlegten, und ihr Leben daran setzten, als es galt, und die ruhmvoll bluteten, als die Franzosen die Flucht ergreifen mußten.

*) Note d. Red. Uns auch nicht, denn diese Männer hatten sich unter Napoleon nur maskirt. Jetzt nehmen sie die Maske ab.

Digitized by Google

Wenn solche Männer, die es auch jetzt noch mit der guten Sache gut meinen, nunmehr sich ganz, oder auch nur zum Theil für die Gesetze und Einrichtungen unsrer Todfeinde erklären; so müssen sie entweder sehr wichtige Gründe dafür haben, oder sie irren aus Unbekanntschaft mit dem, was sie loben und preisen.

Was zuförderst die wichtigen Gründe betrifft, welche manche haben können, in den französischen Einrichtungen jetzt mehr Gutes zu finden, als vormals; so kann nicht geläugnet werden, daß die Aussichten für Deutschland sich jetzt wirklich einigermaßen geändert haben.

In der Zeit der größten Erniedrigung wurde vorausgesetzt, daß nur ein allgemeines Aufstehen der Nation in Masse, und ein allgemeines Ermannen von der fremden Gewalt befreyen könne. Ganz Deutschland würde dann nur ein Interesse, nur einen Willen gehabt haben, und hätte dem Fürsten gefolgt, der am Befreyungs-Werk am thätigsten gearbeitet, der die meiste Kraft und Ausdauer gezeigt haben würde. Ein neues Deutschland wäre entstanden, und die von fremder Gewalt einmal aufgehobenen alten Verhältnisse würden nie wieder aufgelebt seyn.

Die Vermessenheit Napoleons, den Donner seines Geschützes an den Gränzen Asiens erschallen zu lassen, beschleunigte das große Befreyungswerk, und vermochte mehrere Fürsten dazu mitzuwirken, auf die wegen ihrer innigen Verbindung mit dem Usurpator nicht zu rechnen gewesen war, — und sie erhielten sich in ihrer Integrität.

In sofern hat sich jetzt der damalige Standpunkt wirklich verändert.

Doch auch in andrer Beziehung.

Die Fürsten hatten hin und wieder sich fester an das Volk angeschlossen; wo sich vorher ein privilegirter Stand in die Mitte drängte, — welches immer die Macht des Staates schwächt; — und eine Volksvertretung wenigstens

eingeleitet, welche dem Staat die größte Kraft verleiht, — weil dann jedes Mitglied desselben das nähmliche Interesse hat, wie der Regent — denn auf diesem Wege kommt jeder Staatsbürger am besten zur Ueberzeugung, daß alles, was geschieht, zu seinem eignen Besten geschieht. Die Völker hatten hieraus Veranlassung genommen, zu glauben, daß eine liberale Verfassung ihnen die Segnungen, die ein gerechter Fürst ohne dieselbe verbreitet, auch für künftige Zeiten erhalten werde; und daß die Reste des Feudal-Wesens, des Faust-Rechts und der Rohheit bald ganz verschwinden würden.

Diese Hoffnungen sind nicht überall in Erfüllung gegangen. Dagegen werden die liberalen Ideen, welche die Vertreter des Volkes in Spanien in einer verhängnißvollen Zeit ausgesprochen hatten, verworfen; die Inquisition wird wieder hergestellt und den Jahrhunderten der Barbarei mächtig wieder rückwärts zugeschritten.

In Deutschland suchten Fürsten Rechte, welche ihre Vorfahren ihrem souverainen Kaiser entrissen hatten, wieder hervor, ihrem Beyspiel folgten kleinere Herren, welche in jener Zeit den freien Landmann ihrer Burg dienstbar machten; und es bildete sich eine Kette solcher Freunde der finstern Jahrhunderte, die bey vielen die Besorgniß erregte, daß Deutschland des vergossnen Blutes ohnerachtet, noch nicht befreyt sey; und daß die gemachten Erfahrungen fruchtlos seyn könnten.

Der Zeitgeist läßt sich nicht bannen. In Frankreich hatte er Altäre umgestürzt, Kirchen zerstört, Könige gemordet, Tausende dahin gewürgt, Städte verbrannt und ganze Länder verwüstet, und alles dies hatte damit geendet, daß ein einziger kraftvoller Mensch unumschränkt regierte.

Allein dennoch war die blutige Saat nicht verloren gegangen. Zwar, ein Herr schaltete im Lande nach Gefallen, allein es war befreit von Tausenden von Feudal-Herren, es hatte seine vollständige Wahlversammlungen, wo

jeder Staatsbürger Theil nahm an den öffentlichen Angelegenheiten, und die Verfassung sicherte das Glück des Volkes, sobald nur kein Napoleon regierte; und mit einem solchen eisernen Willen zum Bösen rüstet die Natur nur nach Jahrhunderten wieder einmal einen Menschen aus.

Das Gute, was die französische Revolution hatte, kann nicht geläugnet werden. Wir waren auf dem Wege, ohne solche französische Blutscenen und Umwälzungen dieselben Vortheile zu erreichen *). Die Fürsten selbst begünstigten diese Angelegenheit, weil es ihre eigne wahre Macht vermehrte. Weimar hat schon dies schöne Ziel erreicht **), Preußen nähert sich ihm mit starken Schritten, nebst andern Staaten. Wenn aber die oben bemerkten Zeitereignisse die Besorgniß verbreiten: die Ströme vergoßnen Blutes, die Anstrengungen edler Menschen und die Erfahrungen einer vielbewegten Zeit hätten umsonst seyn sollen; so kann es allerdings kommen, daß selbst der Mann, der es gut meint, seinen Blick nach Frankreich wendet, um von dort die Resultate der theuer erkauften Erfahrungen zu entlehnen.

In sofern sind allerdings wichtige Gründe vorhanden, daß der deutschgesinnte Mann eben solche Gesetze und Einrichtungen selbst von dort her zu erhalten wünschen könne.

Allein hierbey mag nicht vernachlässigt werden, zu bemerken, welche gewaltsame Erschütterungen dort alle jene Erscheinungen herbeygeführt haben; daß dagegen bey uns

---

*) Note d. Red. Allerdings! aber da würden die Jacobiner ja nicht reich!

**) N. d. R. Aber die proclamirte Preßfreiheit zurücknehmen müssen; warum? Wegen der Ungebührlichkeiten der Schriftsteller.

Digitized by Google

bereits die Hoffnung vorhanden ist, wie dieselben Wirkungen auch bey uns auf einem ruhigern Wege zu erhalten seyn dürften. Die vereinigten Monarchen Europens haben uns dies auf dem Congreß in Wien zugesichert, und in den meisten Staaten sehen wir schon Vorbereitungen dazu.

Freilich, je größer ein Gut ist, das man erwartet, desto natürlicher ist die Ungeduld, es bald zu besitzen. Allein wann übrigens gut und deutschgesinnte Männer aus Ungeduld sich auf einmal zur gesammten französischen Legislation hingezogen fühlen, und sie laut anpreisen, so thun sie offenbar Unrecht. Ist der Deutsche nur allein der Tapferste in der Feld-Schlacht, — wie die Flucht der Feinde und unsre Siegs-Trophäen zeigen — und ist er dagegen gar nicht zu Hause im Rath? Ist er ohne Bildung, Kenntniß und Verstand, sich selbst zu versehen mit dem, was Noth thut? Müssen wir darum die Gesetzbücher unsrer Feinde ganz annehmen, weil gute Dispositionen darinnen enthalten sind? Können wir an die Sache uns nicht halten?

Es ist wahr aus den französischen Gesetzen sind alle Reste roher Jahrhunderte, und des Faustrechts verbannt, und die Gleichheit vor dem Gesetz festgestellt, die persönliche Freyheit gesichert, auch eine größere Festigkeit der im Staat bestehenden Einrichtungen garantirt; denn wo in andern Staaten Verfügungen von Behörden hinreichen, bedarf es dort eines Gesetzes vom Landesherrn; und wer wird sich nicht lieber der Entscheidung seines Fürsten als der seiner Diener unterwerfen. Ueberdieß ist in der Regel jeder Fürst besser, als seine Beamten; denn er steht da von Gottes Gnaden; ein Beamter aber thut oft etwas, um sich in seiner Stelle zu erhalten, um selbst weiter zu kommen, oder um den Seinigen fortzuhelfen, was eben nicht zum Vortheil des ihm anvertrauten Verwalteten ist.

Digitized by Google

Wir erkennen gewiß eben so gern das an, was die franz. Gesetze Gutes haben; allein daß Deutschlands bessere Köpfe verzweifeln, wie aus ihnen selbst solche Gesetze hervorgehen dürften; muß allerdings befremden. Doch auch dafür haben sie ihre Gründe. Sie meinen nehmlich, die Erfahrung habe gezeigt, daß Commissionen, die zu einem solchen Behuf niedergesetzt würden, zu langsam arbeiteten, daß hohe Staatsbeamte, denen vielleicht solche Arbeiten aufgetragen würden, zuviel zu thun hätten, daß das Leben in der Hauptstadt mit zu vielen Zerstreuungen und wirklichen Störungen verbunden sey, um bald ein günstiges Resultat erwarten zu dürfen. Das französische Gesetz sey einmal fertig, und so schlimm es auch sey, von unsern Todfeinden etwas annehmen zu müssen, so unerwartet es sey, von einem besiegten Volke Gesetze zu entlehnen, — so bleibe doch keine andere Wahl.

Dies Urtheil ist um so schmerzlicher, da es selbst von wohlmeinenden deutschen Männern gefällt wird; von Männern, welche in der Zeit der Gefahr ihren Muth, und ihren deutschen Sinn durch Rede und That an den Tag gelegt haben.

Allein wir können nicht umhin, zu bemerken, daß dabey doch ein Mangel an klarer Absonderung der Begriffe ersichtlich ist. Wir wollen versuchen, die Begriffe näher zu entwickeln *).

Zuförderst müssen wir auf die organischen Grundgesetze der Verfassung Rücksicht nehmen.

Diese aber waren in Frankreich eben nicht sehr vollkommen, denn Napoleon führte den Staat, den gesetzgeben-

*) N. d. R. Uns scheint die Entscheidung, ob im Großherzogthum Niederrhein französisches oder preußisches Recht und Rechtsordnung gelten solle, gar keinem Bedenken zu unterliegen: Man sammle die Stimmen der Einwohner und halte darnach das Urtheil: Beneficia non obtruduntur.

Digitized by Google

den Körper, alle Stellvertreter des Volks und das Volk selbst am Gängelbande nach seinem Gefallen, und nach seinen Zwecken. Diese organischen Gesetze also, deren Erfolg wir kennen, ohne weiteres anzunehmen; dürften selbst die nicht anrathen, welche verzweifeln, daß wir je dergleichen zu Stande bringen werden. Dagegen ist die Art der Wahlversammlungen in den Cantonen, unter Leitung der Cantonal-Präsidenten, in den Colleges electoreaux in den Kreisen, und so immer höher herauf sehr beachtungswerth.

Sehr viele, die in das laute Geschrey für französische *Institute* einstimmen, fallen selbst in den Fehler, den sie *andern* vorwerfen. Warum entwerfen sie nicht Grundlinien zu einer vaterländischen Verfassung, worin sie aufnehmen, was die Erfahrung des Auslandes als zweckmäßig bewährt hat? Eine solche Arbeit bliebe keine politische Träumerey, sondern die Nation würde darüber urtheilen, die zu berufenden Volksvertreter wären vorbereitet, und den Redactoren der zu entwerfenden Verfassungsurkunde wäre die Arbeit erleichtert.

Ferner müssen wir unterscheiden, was reinadministrative Verfügungen sind. Darin freilich haben die Franzosen oft einen richtigern Takt und einen mehr praktischen Sinn; während dem Deutschen die Theorie der Schule anklebt. Wir haben Leute gesehen, die die einfachste, zufälligste Erscheinung auf einen allgemeinen Grundsatz zurückführen konnten; alles aus einem System herleiteten; und doch als Verwaltungsbeamten in den gewöhnlichsten Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wenn es zur Ausführung kam, keinen Rath wußten. Unser Hang zum Dogma verführt uns zum vielen Regieren, überall hin wollen wir System und Schulregel bringen; um unter 1000 Menschen einen vor Schaden zu behüten — wofür er lieber selbst sorgt — *beschränken* wir oft die natürliche Freiheit der andern 999;

Digitized by Google

ohne zu bedenken, daß das Wohl und selbst nur das eingebildete Glück der letztern das doch am Ende selbst verschuldete Unglück des einen, bey weitem überwiegt. Dazu kommt noch, daß wir in unserm Regierungs-Eifer das System lieber haben, als die Ausführung im Einzelnen, und das Gute lieber auf analytischem, als auf synthetischem Wege suchen. Daher kommt es, daß wir den Forstrath eifrig Befehle geben sehen, die Waldstreu nicht zu benutzen; daß er aber einige Augenblicke darauf, wenn er aus der Session geht, und einem Wagen mit Waldstreu begegnet, nichts mehr davon weiß. Daher kommt es, daß der Rath der Polizey-Abtheilung die gemessensten Befehle giebt, jeden Bettler aufzugreifen, und in die Landarmenhäuser einzustekken, und kaum ist das Decret abgefaßt, so reicht er ganz geduldig einem starken Bettler ein Almosen hin, der an der Thür des Regierungs-Pallastes Posto gefaßt hat. Bey dieser Art zu handeln würde es uns wenig helfen, wenn wir auch alle Forst- und Armen-Reglements aus Frankreich kommen ließen. Friedrich der zweite mochte so etwas merken; darum ließ er die Kolonie von Mauth- Zoll- Accise- und Douanen-Beamten aus Frankreich kommen. Wollen diejenigen, welche die französischen Einrichtungen aus voller Brust loben, auch diese Maßregel nachahmen? wo dem ehrlichen Mann eine Stelle entzogen wurde, wozu ihn alles berechtigte, um sie einem Ausländer zu geben, der bey seinem Haß gegen alles Deutsche, nur deshalb sein Vaterland verließ, weil er dort nichts taugte; eine Maßregel, welche den Saamen der Sittenlosigkeit, der Religions-Verachtung, des Unglaubens und aller Laster bis in die kleinsten Städte verbreitete? Gewiß nicht. Dagegen könnten sie — was nützlicher wäre, als in allgemeinen Tiraden die Vorzüge unsrer Todfeinde zu rühmen, — dem Publikum, und vielleicht auch den Staatsmännern zur Benutzung Pläne entwerfen, wie die Beamten außer der

Controlle ihrer Vorgesetzten auch unter die der Nation selbst gestellt werden.

Freilich ist es dann schwerer, Beamter zu seyn; allein man wird ja dazu nicht gezwungen; vielmehr giebt dann die allgemeine Stimme, die laute Zufriedenheit der Nation, dem Beamten einen höhern Lohn, als die höchsten Auszeichnungen durch Orden und Standeserhöhungen geben können; und diese wahre Auszeichnung kann es in der Folge dahin bringen, daß es bald beynah gar keiner besoldeten Beamten bedarf, wie in England, wo der Friedensrichter, die Aldermanns, und die niedern Mitglieder der mannichfaltigen Commissionen zur Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten diese Aemter als Ehrenstellen unentgeldlich bekleiden. Dem Franzosen geht Geld über die Ehre, daher dort weniger Aemter ohne Gehalt. Zwar soll der Burgemeister in Frankreich und der Friedensrichter seine Stelle als Ehrenamt ansehen; allein wir haben beynah überall gefunden, — die guten Städte des Reichs etwa ausgenommen, — daß diese Stellen ambirt wurden von Leuten, denen es um die paar Hundert Franken Bureau oder Entschädigungskosten zu thun war, und die auch diese Stellen erhielten. Dagegen ist in Frankreich neben jedem Beamten eine aufsehende Behörde aus dem Volk selbst, vom Volke gewählt, und so, daß sie sehr viel Gutes thun kann, organisirt; wenn die einzelnen Mitglieder nur den Willen dazu haben. Stadt und Dorf macht keinen Unterschied; warum sollte auch der Ackersmann, der Handwerker, der Kaufmann, anders behandelt werden, wo ihn eine Mauer umschließt, als da, wo dies nicht der Fall ist? Jede Stadt und jedes Dorf, oder wo diese klein sind, mehrere zusammen, stehen unter einem Burgemeister, als Verwaltungsbeamten, nebst dem andern erforderlichen Personal. Er steht zwar unter dem Kreisdirektor oder Unterpräfekten, allein zugleich auch unter dem Municipal-Rath, dem Conseil

des echevins, oder Schöffen, welche mit der Verwaltung nichts zu thun haben, die aber über wichtige Sachen ihren Beschluß fassen, und denen die Verwaltungsbeamten Rechnung abzulegen, und Auskunft zu geben verpflichtet sind. Der Kreisdirector kann nicht überall seyn, allein der Municipalrath, die Schöffen, waren im Stande, beständige Aufmerksamkeit auf die Verwaltung ihres Burgemeisters zu richten. Unsere Stadtverordneten nach der Preußischen Städteordnung haben einige der Funktionen der französischen Schöffen-Collegien; in manchen Punkten ist unsre Stadtverordneten-Einrichtung besser: besonders darin, daß die französischen Schöffen ohne Einwilligung des Präfecten sich nicht versammeln durften. Diese mangelhafte Einrichtung, nach der sie auch nur darüber berathschlagen konnten, was ihnen vom Präfecten bewilligt wurde, mochte darin ihren Grund haben, daß die Sectionen in Paris mehreremale die Regierung von ganz Frankreich zu stürzen Macht hatten; woraus man nebenher die Nachtheile der Präponderanz einer Hauptstadt sehen kann, wo der Pöbel allein im Stande ist, ein Reich von vielen Millionen Einwohnern in Angst zu setzen.

Einem Kreisdirector steht ein Arrondissements-Rath zur Seite, und ob er wohl unter dem Präfecten des ganzen Departements steht; so ist er doch auch seinem Administrator Rechenschaft schuldig. Der Arrondissements-Rath wird in den Colleges electoreaux gewählt. Jeder Canton nehmlich, wo jeder Staatsbürger Stimme hat, wählt eine Anzahl Deputirte zu der Wahlversammlung des Kreises und des Departements. Diese Wahlversammlungen ernennen den Arrondissements-Rath, (Kreis-Ausschuß, Kreis-Stände). Dies Collegium vermag besser, als die vorgesetzte Behörde auf die Verwaltung des Kreises Acht zu haben, es macht dem Kreis-Director Vorstellungen, und wenn sie nichts helfen, dem Präfecten Anzeige. Dieser

Digitized by Google

letztere, welcher das ganze Departement verwaltet, steht zwar unter dem Minister, allein auch zugleich unter dem General-Conseil, dem Departementalrath, den Provinzial-Ständen. Ihnen ist er Rechenschaft schuldig, und sie ergreifen den Weg der Beschwerde an den Minister; welcher viel weniger im Stande ist, die Verwaltung in der Provinz zu beobachten, wie die Männer, die auf die oben angegebene Weise zu Repräsentanten des ganzen Departements berufen sind. Eine ähnliche Einrichtung sollte in Preußen dadurch getroffen werden, daß in den Regierungen Deputirte der Provinz Sitz und Stimme erhielten, und in vielen Fällen Codecernenten seyn sollten. Allein diese Maßregel war eine Vermischung der aufsehenden und ausübenden Gewalt, der Verwaltung und der Volksrepräsentation, die sich in der Ausübung nicht als zweckmäßig bewähren konnte; sie ist daher vorüber gegangen, ohne ganz zur Ausführung gekommen zu seyn.

Dieser Dualismus, diese strenge Absonderung ging in Frankreich bis zu den Ministern hinauf. Diese wurden nicht nur von dem obersten Beamten des Staats, dem Landesherrn, sondern auch vom Staats-Rath controllirt; wie der Burgemeister vom Collegium der Schöffen. So konnten Privat-Ansichten der Beamten und Theorien Einzelner, die vom Nachfolger wieder verworfen wurden, nicht durchgehen, und die Verwaltung schwankend machen; sondern überall war eine moralische Person vorhanden, die überall eingriff, die nie starb; deren System fortdauert, und sich nur ändern kann, wenn sich das Bedürfniß des Volks bey den neuen Wahlen, durch die neuen Stellvertreter nach und nach ausspricht.

Diese Einrichtungen konnten wohl Beyfall finden, und mußten gefallen, bey welchem Volke wir sie auch antrafen.

Es ist nicht zu läugnen, daß wir in der französischen Verwaltung noch andre Spuren der Gesetzlichkeit antrafen,

Digitized by Google

und überall schien Willkühr verbannt. Die Steuervertheilung geschah von der Nation selbst, bis in das letzte Detail herab; und hatte jemand einen financiellen Streit mit der Regierung, der nicht für die richterliche Entscheidung gehörte; so durfte die Verwaltungsbehörde darüber nicht verfügen, sondern ein eignes Collegium — der Präfectur-Rath — war dazu in jedem Departement angeordnet, von dem die Entscheidung an den Staats-Rath ging.

Bey allen diesen Vorzügen der französischen Verwaltung dürfen wir aber auch nicht übersehen, daß das meiste in der Ausübung nicht so vollkommen erschien, als in der Theorie. Denn was ist so vollkommen, das nicht von der Selbstsucht und dem Eigennutz der Menschen gemißbraucht werden könnte? Auch müßen wir dieser Verwaltung nicht mehr Ehre erzeigen, als sie wirklich verdient; und Vorzüge einräumen, die sie gar nicht hatte. So ist es ein Vorurtheil, daß der Geschäftsgang einfacher sey, und von den Franzosen weit weniger geschrieben würde. Wenn man annimmt, daß überhaupt dort weniger regiert wird, so mag man Recht haben; allein dies ändert im Geschäftsgange selbst nichts. Was einmal zur Sprache kommt, macht eben so viel Schreiberey, nur mit größrer Papierverschwendung und viel langsamer. Allein man merkt dies Schreiben weniger, weil keine Acten aufbewahrt werden, — wichtige Tableaus oder Documente ausgenommen — auch meistentheils die Resolution auf den Rand der Vorstellung geschrieben, und diese dem Bittsteller selbst zurückgegeben wird. An Anfragen und Berichten fehlt es auch nicht, und die Gemeinden sind mit ihrem Vermögen nicht weit besser daran, als in Preußen vor Einführung der Städte-Ordnung. Der Präfect bestimmt des Budget der Gemeinde-Ausgaben, und ohne ihn darf die größte Kleinigkeit nicht ausgezahlt werden. Sehr gut aber ist es, daß die meisten solcher Rückfragen und Anweisungen auf der ersten Piece selbst geschc-

Digitized by Google

hen. Dabey ist aber der Nachtheil nicht zu verkennen, daß nicht Sachen unterschlagen werden können, wodurch die Sicherheit des Eigenthums der Administrirten sehr gefährdet wird, um so mehr, da die eben genannten administrativen Beamten allein, für alles was geschieht, verantwortlich sind; und ihre Hülfsbeamten, als Divisions-Chefs, Bureau-Chefs, Sous Chefs, Secretairs und Expeditionairs, lediglich Privatschreiber sind; die sie gleich einen Dienstbothen sofort entlassen können. Man beschwert sich über die Langsamkeit preußischer Collegien, man höre aber erst die Beschwerden in Frankreich darüber: daß auf den Präfecturen und in allen Bureaux alles mit Gelde zu machen ist; so wird die große Verehrung bald nachlassen. Es ist auch sehr natürlich, daß ein solcher Privatschreiber, wenn er auch den Titel eines General-Secretairs und 4000 Franc Gehalt hat, stets den Vortheil des Augenblickes nur allein berücksichtigen kann; und jeden ihm gebotenen Vortheil gern annimmt, weil er nicht weis, ob ihn nicht morgen der Zoll-Director, der Domainen Director, oder wie sein Chef sonst heißt — vielleicht weil seine Frau es wünscht — entlassen dürfte.

Daher standen sich solche dienstbare Geister oft sehr gut, und das Publicum schlecht dabey. Wenn daher auch wirklich die Preußischen Verwaltungskosten dem Etat nach größer seyn sollten; so sind sie in Frankreich doch durch solche indirekte Brandschatzungen des Publicums in der Wirklichkeit viel größer. Wir dürfen nur ein Beyspiel anführen: Die Gemeinde zu N. beschwerte sich über ihren Schulmeister beym Unterpräfekten. Der Schulmeister zahlte dem Secretair dieses Beamten eine Bouteille Wein, daß er — falls er die Sache (wie es oft geschah) allein bearbeitete, zu seinem Gunsten entschied. Allein der Unterpräfekt las — was er bey allen Sachen nicht konnte — diese Beschwerde selbst und machte seinen Bericht an den Präfecten,

Digitized by Google

Für diese Nachricht erhielt der Secretair wieder ein Stück Geld. Nun gieng der Schulmeister zu dem Divisions-Chef des Präfecten, der die Sache bearbeitete, und both aufs neue Geld. Dieser trug dem Präfecten die Sache zu Gunsten des Schulmeisters vor, und der Unterpräfect wunderte sich nicht wenig, seinen Antrag verworfen zu sehen. Die Gemeinde wollte aber auch ihren Zweck durchsetzen, sie mußte daher dasselbe Mittel anwenden. Auch der Schulmeister bezahlte den Divisions-Chef noch einmal, und doch ward er nunmehr abgesetzt, weil die Gemeinde besser bezahlt hatte. Der Schulmeister beschwerte sich darüber bey seinem Freunde, dem Divisions-Chef, allein dieser sagte: der Präfect habe die Vorstellung durch Zufall selbst gelesen gehabt, und seine günstige Angabe verworfen.

Wir könnten solche Beyspiele zu hunderten aus der Erfahrung anführen: allein wir sind ohnehin überzeugt, daß selbst die größten Lobredner der französischen Einrichtungen nicht wollen werden, daß der ganze Code administratif in Deutschland eingeführt werde.

Dagegen sind viele für die Aufnahme des Civil-Gesetz-Buchs Napoleons, weil es in Betreff des Personen-Rechts alle die liberalen Ideen sichere, welche der franz. Revolution ihre Entstehung verdanken.

Allein nach den seit 1808 in Preußen ergangenen Gesetzen ist es nicht zweifelhaft, daß dieselben liberalen Ideen, welche wir in dem französischen bürgerlichen Gesetzbuch schätzen, auch in ein Preußisches aufgenommen werden würden, wenn jetzt ein neues Gesetzbuch entworfen werden sollte. Es bleibt also den Verehrern des Napoleonischen Gesetzbuches nur noch das einzige Bedenken übrig: daß dies schon fertig da liegt; die Ausarbeitung eines preußischen Codex aber so weit aussehend ist, daß sobald keine Hoffnung vorhanden, dessen Beendung zu erleben. Man stellt sich die Ausarbeitung eines Preußischen Gesetzbuches

Digitized by Google

auf liberalen Grundsätzen, und den Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeit angemessen, als etwas höchst schwieriges vor. Allein das ist es in der That nicht. Die allgemeinen Rechtsbegriffe sind dieselben unter allen Himmelsstrichen, und der größte Theil des Sachen-Rechts bleibt zu allen Zeiten sich gleich. Das positive Recht ist größtentheils aus dem römischen Recht genommen, und daher auch bey den meisten europäischen Nationen gleich. Nach und nach ist dazu gekommen, was das Gewohnheitsrecht nothwendig machte. Auf diese Weise brauchen wir von den Franzosen weder die allgemeinen Rechtsbegriffe, noch die Lehrsätze des römischen Rechts zu entlehnen; und was das Gewohnheitsrecht betrift: so haben wir unser eignes, und werden uns doch nicht die Gewohnheiten andrer aufdringen lassen. Mithin werden wir die preußischen vollständigen Bearbeitungen der einzelnen Rechts-Materien im Ganzen sehr füglich beybehalten können, und nur hinzufügen dürfen, was der Zeitgeist an neuen Begriffen hervorgebracht hat. Dies wird um so leichter seyn, wenn wir alle die Zugaben, welche bisher ins preuß. Civil-Recht mit aufgenommen waren, davon trennen, und auf diese Weise vieles dem Staats-Recht oder der Volksvertretung überlassen. Bey diesem Verfahren werden uns die liberalen Ideen nicht mangeln, die dem Gesetzbuche Napoleons so viele Verehrer erwarben; aber dennoch wird es ein deutsches Gesetzbuch seyn, und wir werden nicht die Schande haben, die Gesetze eines besiegten Volkes angenommen zu haben.

Eine solche Arbeit kann so viele Zeit nicht kosten, und wenn alle die, welche an der Möglichkeit verzweifelnd, zur Annahme des französischen rathen, diese Zeit verwenden wollten, einzelne Materien des Rechts in diesem Geiste zu bearbeiten; so wäre leicht der künftigen Redaction vorgearbeitet; um so mehr, wenn man Gelegenheit gehabt hätte,

über solche Vorschläge die öffentliche Meinung zuvor zu vernehmen.

Doch kann man nicht vorsichtig genug seyn, wenn von der öffentlichen Meinung, von der allgemeinen Stimme die Rede ist. Was gewöhnlich in Schriften über die Gesetzgebung öffentlich geäußert wird, ist oft nichts weniger als die allgemeine Stimme; sondern lediglich die Privatmeinung des Juristen oder Beamten, welche vielleicht nicht immer aus der reinsten Quelle geschöpft ist, sondern auf vorgefaßten Theorien, oder gar auf Eigennutz beruht. Sehr oft ist die Stimme der Juristen, besonders die der Advocaten, nicht die des Volkes. Ein Gesetzbuch kann daher erst dann mit aller Sicherheit volksthümlich genannt werden, wann es den Stellvertretern der Nation vorgelegt worden ist, und diese ihre Meinung darüber geäußert haben.

Wenn es sonach nicht gar so schwer ist, ein eignes deutsches Civil-Gesetzbuch zu haben; so ist das übertriebne Lob des Fremden etwas Tadelnswerthes, und dem deutschen Nationalcharakter schädlich, und der deutschen National-Ehre zuwider.

Wenn aber ein solches befangnes Lob gar auf factischen Irrthümern und auf historischer Unwissenheit beruht; so ist es auch mehr verwerflich; und dies ist bey allen denen der Fall, welche die französische Gerichtsordnung mit verschwenderischem Lobe überhäufen. Sie gehen von der fixen Idee aus, auch der Code de Procedure sey eine Schöpfung aus der Inhaltsschwangern Zeit der französischen Revolution, und ein Wort der Männer, welche eine neue Epoche in der Geschichte begründeten; alles gerichtliche Verfahren andrer Nationen sey eine veraltete Form verfinsterter Zeiten und nur in dem der Franzosen könne man die wahre Freyheit und das Bedürfniß der Zeit ausgesprochen finden.

Digitized by Google

Dieser Irthum ist so allgemein verbreitet, daß es unbegreiflich ist, wie die Geschichte des französischen Prozesses so ganz unbekannt seyn kann.

Die französische Revolution, welche alles alte Herkommen umwarf, welche alles neu erschuf, und die alles bestehende schon deshalb vernichtete, weil es alt war; wagte sich doch nicht an die Chikanen des Prozesses, und ließ den Gerichtsgebrauch unangetastet. Es mußte sehr auffallen, daß grade dies Institut allein verschont blieb, und nicht mit in den Strudel der allgemeinen Umwälzung fortgerissen ward; wenn man nicht wüßte, daß die Advokaten selbst diejenigen waren, welche die größte Rolle bey der Revolution spielten. Wer denkt nicht dabey an die Marat, Vergniaud und Robespierre, und an alle die berühmten Namen, woran sich Königsmord und Zerstörung reihen. Sie waren die einzigen, welche über das gerichtliche Verfahren zu sprechen verstanden, aber sie standen sich wohl dabey; sie fanden daher keine Veranlassung dasselbe der allgemeinen Umwälzung Preis zu geben. Das durch Jahrhunderte beybehaltene Herkommen des Barreau hatte zugleich einen solchen Kasten-Geist aller derer hervorgebracht, welche zur Robe gehörten, daß sie darin fest zusammenhielten, und daß in der Zeit, wo man neue Götter schuf, und Rom und Sparta nach Paris zu versetzen trachtete, nicht einmal einen ernstlichen Versuch machte, auch das prozessalische Verfahren umzugestalten.

Die französische Gerichtsordnung ist daher durchaus nichts neues, kein Geschöpf eines liberalen Jahrhunderts; sondern ein Ueberbleibsel einer finstern Zeit, wo noch Sklaven existirten, Hexen verbrannt wurden und selten jemand lesen und schreiben gelernt hatte. Pabst Urban II erkannte das Mangelhafte der damaligen Rechtspflege nach dem römischen und deutschen Prozeß; er suchte dem Uebel abzuhelfen so viel er vermochte, und schrieb in seinen Decreta-

len die Art der Einrichtung und Anbringung der Klage vor. Dies verdrängte in Deutschland den römischen und auch den alten deutschen Prozeß, und war für jene Zeit eine merkliche Verbesserung. Philipp der Schöne aber, der die Souverainität in Frankreich immer mehr befestigte, während die des deutschen Kaisers vollends erlosch; sah in jeder Einmischung der geistlichen Macht einen Eingriff und eine Schmählerung seiner unumschränkten Gewalt; er protestirte daher auch gegen diese Gerichtsverbesserung, stützte sich auf die Freyheiten der Gallicanischen Kirche, und bestand auf der Beybehaltung des Decret coutumier. Seit der Zeit bildete sich die französische Praxis aus, ohne daß etwas allgemeines darüber verordnet, oder daß dies Verfahren in einem vollständigen Lehrbuch gesammelt ward, bis die Ordonance sur la Procedure von Ludwig dem XIV. erschien und im Jahr 1667 manche unbedeutende Abänderungen machte, besonders aber nur das Verfahren, welches bisher nicht ganz gleichförmig war, in Uebereinstimmung bringen sollte. Dabey blieb es wieder bis zur Revolution; diese aber wagte sich, wie gesagt, nicht an die Geheimnisse des Barreau, bis der Code de procedure entworfen ward. Darin haben viele etwas neues zu sehen geglaubt, allein es ist beynahe dieselbe Ordonance von 1667 von dem König, der das Edict von Nantes aufhob, und der außer dem Feudalwesen kein Heil kannte. Mithin enthält die französische Prozeßordnung noch denselben Gerichtsgebrauch, der sich in einer Zeit ausbildete, wo die Templer in Frankreich verbrannt und die Albigenser verfolgt wurden, wo Inquisitionsgerichte florirten, wo man die Pariser Bluthochzeit feierte, und wo man nicht nur unter der unumschränkten Macht der Könige seufzte, sondern auch der Herrschsucht despotischer Minister, und den Launen verabscheuter Maitressen geduldig sich unterwarf, und die niedrigste Schmeicheley das Höchste war, womit der französische Geist

sich erheben konnte, und in den Provinzen tausende von Feudalherren die Erscheinungen der Residenz im Kleinen wieder zu geben strebten.

Früchte jener Zeiten wollen uns also manche im blinden Anbeten der Werke des heiligen Napoleon als ein Product einer großen kräftigen Zeit anpreisen.

Eben so ist es mit dem Decret disciplinaire, welches den innern Geschäftsgang der Gerichtshöfe bestimmt. Ohnerachtet seines neuen Datums ist es doch nichts als das alte Herkommen bey den Patrimonialgerichten, Baillages Senéchaussées und Praesidiaux in Frankreich, worüber sonst nichts geschriebenes vorhanden war. Als von der Redaction dieses Gesetzes die Rede war, fand man, daß ein Greffier beym Chatelet zu Paris, welches das Appellationsgericht für die Provinz Isle de France war, eine Privat-Sammlung von den zum Gerichtsgebrauch gehörigen Gewohnheits-Regeln entworfen hatte. Man verglich diese Arbeit mit dem Verfahren bey den andern Praesidiaux, fand dasselbe beynah übereinstimmend, und redigirte darnach ebenfalls in ganz kurzer Zeit dieses Disciplinar-Gesetz.

Nach der Geschichte dieser Gesetze wird man sich natürlich davon auch keinen hohen Begriff machen. — Man rühmt die Oeffentlichkeit: Allein wenn wir auch die Vorzüge einer wahren Oeffentlichkeit anerkennen müssen; so müssen wir doch darauf aufmerksam machen, ob die Oeffentlichkeit des französischen Prozesses wirklich diesen Namen verdient. Es ist wahr, es ist jedem erlaubt, zu hören, wenn die beiderseitigen Anwälde die Richter für ihre Meinung zu gewinnen suchen. Allein kein Mensch hört, wie die Richter das Factum gefaßt, und wie sie in der Chambre de conseil die Gründe abwägen und das Urtheil fällen. Erst wenn das Erkenntniß ausgesprochen ist, machen die Advocaten die Species facti, oder den Statum Causae dazu, und der Gerichtsschreiber fügt die Gründe bey.

Digitized by Google

Nun glaubt man wenigstens, daß man zu einem solchen Erkenntniß leicht gelange. Allein keinesweges. Zuerst geht man zum Executor der die Klage aufnimmt, und den Verklagten vorladet. Erst wenn er erscheint, erfährt das Gericht etwas von dem Prozeß, nun hat aber der Kläger nicht das Recht, seine Sache dem Richter selbst vorzutragen, sondern muß einen Advocaten theuer bezahlen. Behauptet der Gegner: er wohne nicht in dem Orte, wo er wirklich wohnt; so muß erst ein Urtel darüber abgefaßt werden, daß er wirklich da wohne; behauptet er, ein Vornahme sey falsch, so muß erst darüber erkannt werden, wenn auch dem Gericht recht wohl bekannt ist, daß dies Vorgeben eine offenbare Unwahrheit ist. Versteht sich der Verklagte gar mit dem Executor, so schreibt der mit Fleiß einen Namen in der Vorladung falsch, und das ganze Verfahren muß auf Kosten des Klägers als Null cassirt werden. So sind oft in einer Sache schon 10 Erkenntnisse ergangen, viele davon sogar durch alle Instanzen, bis endlich nach Jahren feststeht, daß sich der Verklagte mit dem Kläger auf die Klage einlassen müsse.

Doch wir wollen hier nicht den französischen Prozeß-Gang erzählen, sondern nur noch bemerken, daß jeder, der etwas Gutes davon rühmt, sich ja wohl vorsehe, daß er erst die Sache recht kenne, und nicht blind nachbete.

Eine solche Prüfung dürfte auch bey andern selbst bey weitem bessern Einrichtungen unsrer friedlich gesinnten Nachbarn nöthig seyn; damit wir nicht ohne die höchste Noth zum Fremden greifen, und nicht vergessen, daß wir stolz darauf seyn können, Deutsche zu seyn.

Digitized by Google

II.

Ueber die

Insurrektion des spanischen Amerika.

Fortsetzung.

Wahl der Mitglieder der Repräsentanten-Kammer.

Die einzelnen Individuen, welche die Repräsentanten-Kammer bilden, werden durch die vom Volke bestimmten Wahlmänner jeder Provinz auf 4 Jahre ernannt. Alle 2 Jahre wird die Kammer zur Hälfte ganz neu besetzt, ein abgehender Deputirter kann indessen nicht unmittelbar wieder gewählt werden.

Um Mitglied der Repräsentanten-Kammer zu werden, muß man 25 Jahr alt, 5 Jahre unmittelbar vor der Wahl Bürger im Venezueläischen Bunde gewesen seyn, und darin ein Eigenthum haben, von welcher Beschaffenheit es auch sey.

Die Bevölkerung jeder Provinz bestimmt die Zahl ihrer Repräsentanten. Es ist deren immer einer für 20000 Seelen, und wenn zur Zeit der nächsten Zählung sich noch 10000 Seelen über die obenerwähnten 25000 finden, so müssen diese noch einen Repräsentanten haben. Dieses

Verhältniß fährt fort zu bestehen wie ein Bundesgesetz, bis sich die Zahl der Repräsentanten auf 70 beläuft. Es wird aufgehoben, wenn ein Repräsentant für 50000 Seelen sprechen wird, und dieses neue Verhältniß wird so lange dauern, bis daß 40000 Seelen durch Einen repräsentirt werden.

Nicht eher wird es geändert, bis daß die Bevölkerung sich auf 200000 Seelen beläuft; dann aber wird das Verhältniß so statt finden, daß für 50000 Seelen immer ein Abgeordneter seyn wird.

Im Fall ein Sitz in der Repräsentanten-Kammer vacant wird, sey es durch einen Todesfall, durch freywilliges Zurücktreten, oder aus irgend einer andern Ursache, so wird er durch denjenigen besetzt, der bey der letzten Wahl nach genanntem Mitgliede die meisten Stimmen erhalten hat.

Jede tausend Seelen, oder jede Gemeine, wenn ihre Bevölkerung unter dieser Zahl ist, hat das Recht, einen Wahlmann zu haben.

Jeder freie Mann hat das Recht, in der Versammlung der Gemeine seine Stimme zu geben, wenn er außer dieser Eigenschaft noch Bürger von Venezuela ist, in der Gemeine wohnt, und unverheirathet wenigstens 21 Jahre zählt. Ist er verheirathet, so kann er unter diesem Alter seine Stimme geben. Unverheirathet muß er in den Hauptstädten der Provinz ein Eigenthum von 600 Dollars an Werth besitzen, und verheirathet ein Eigenthum von 400 Dollars Werthes haben, welches seiner Frau gehören kann. In den kleinen Städten reicht es hin unverheyrathet ein Eigenthum von 400 Dollars Werthes, und verheyrathet ein Eigenthum von 200 Dollars zu besitzen. Außerdem haben noch das Recht ihre Stimme zu geben die Beamten, alle die, welche eine freie oder mechanische Kunst üben, auch Neger und Landleute, wenn nur ihre Einkünfte sich auf die festgesetzte rechtmäßige Summe be-

Digitized by Google

kaufen zur eigenen Sicherstellung der verheiratheten und unverheiratheten Individuen.

Ausgeschlossen von dem Recht ihre Stimme zu geben, sind: die Blödsinnigen, Taubstummen, die Bankeroutiers, die Staatsschuldner nach Ablauf des zum Zahlen bestimmten Termins, die Fremden, Leute ohne festen Wohnort, öffentlich bekannte Taugenichte, die, welche Verbrechen wegen angeklagt waren, ohne von dem Gesetz frey gesprochen zu seyn, und die verheiratheten Männer, welche ohne gesetzlichen Grund ihren Frauen nicht fleischlich beiwohnen.

Um seine Stimme als Wahlmann geben zu können, ist es außer den Eigenschaften, welche erforderlich sind, in den Versammlungen der Gemeine zu stimmen nöthig, daß man in demselben District wohne, und unverheirathet in der Hauptstadt ein freyes Eigenthum von 6000 Dollars an Werth; verheirathet aber ein Eigenthum von 4000 Dollars besitze. In den andern Städten und Vorstädten braucht das Eigenthum der Unverheiratheten nur einen Werth von 4000 Dollars, das der Verheiratheten einen Werth von 3000 Dollars zu haben.

Das Recht zu stimmen, ist auch den Beamten, welche ein Gehalt beziehen, bewilligt. Aber dieses Gehalt muß jährlich wenigstens 300 Dollars betragen, wenn er seine Stimme in den Versammlungen der Gemeine geben will, und sein Jahrgeld die Summe von tausend Dollars erreichen, um als Wahlmann stimmen zu können. Die Mitglieder der Repräsentanten-Kammer sowohl, wie die des Senats, können in der ganzen Zeit, wo sie diese Würde bekleiden, keinem andern Geschäfte vorstehen, noch ein mit diesem Geschäfte verbundenes Gehalt beziehen.

Die Ernennungen in der Gemeine sowohl, als bei den Wahlmännern geschehen öffentlich, wie es bei einem frommen und freien Volke seyn muß.

Digitized by Google

Jeder, der sich im Dienst bei dem Vereine befindet, ist der Oberaufsicht der Repräsentanten-Kammer unterworfen, und kann durch sie als einer mit dem Feinde in Verständniß stehender, oder als Verräther angeklagt werden. Der Senat allein ist in dieser Sache Richter.

Wahl der Senatoren.

Der Senat der Conföderation besteht bis jetzt aus einer Anzahl Individuen, welche nicht viel über $\frac{1}{3}$ und nicht viel unter $\frac{1}{7}$ der Mitglieder der Repräsentanten-Kammer betragen wird. Wenn die Zahl der Repräsentanten 100 ist, so wird die der Senatoren zwischen dem 4ten und 5ten Theil von 100 betragen; steigt die Anzahl bis zu 200, so ist die der Senatoren der 5te oder 6te Theil der Repräsentanten.

Sechs Jahre ist die festgesetzte Zeit, in welcher der Senator seine Würde bekleiden muß. Alle 2 Jahre wird der Senat zum dritten Theil ganz neu erwählt.

Die Wahl geschieht durch die Provinzial-Gesetze auf die von ihnen bestimmte Weise, aber unter folgenden Bedingungen:

Die Senatoren müssen 30 Jahr alt seyn, vor ihrer Wahl, während 10 Jahren die Würde eines Bürgers von Venezuela bekleidet haben, und in dessen Bezirk ein Eigenthum von 6000 Dollars besitzen.

Besondere Geschäfte des Senats.

Der Senat hat die ganze Gewalt eines Gerichtshofs, um die höchsten im Dienst der Conföderation stehenden Beamten zu richten, welche durch die Repräsentanten-Kammer entweder des Betrugs, des Mißbrauchs ihrer Gewalt wegen, oder weil man sie der Bestechung beschuldigt, angeklagt sind. Eben so richtet er die niedern Beamten, wenn diese Mitwisser ihrer Verbrechen gewesen sind, und er gese-

Digitized by Google

hen hat, daß ihre Vorsteher die höhern Beamten nicht verfolgt haben. Im ersten Fall muß die Klage durch die Unterkammer vorgetragen werden.

Im Fall, daß sich keine Räthe im Senat fänden, würde er ein Glied des obern Gerichtshofes, oder einen andern Rath ernennen, der den Prozeß leitete; indessen einer sowohl wie der andere, würde nur eine rathgebende Stimme haben.

Die Urtheile des Senats haben zur Folge, daß der Angeklagte seines Postens entsetzt wird; indem der Senat ihn für unfähig erklärt, irgend ein ehrenvolles oder einträgliches Amt bey der Conföderation zu bekleiden. Aber der Angeklagte ist deshalb nicht gegen weitere Untersuchungen sicher gestellt, vielmehr wird er noch von seinem Gerichtshof gerichtet und verdammt.

Von der vollstreckenden Gewalt.

Die vollstreckende Gewalt wird in die Hände dreyer auserlesener Männer niedergelegt, wie es schon gesagt ist, welche nachstehende Eigenschaften besitzen müssen.

Sie müssen auf dem von Columbo entdeckten festen Lande, oder auf den sonst unter dem Namen Spanisches Amerika bekannten Inseln geboren seyn, 10 Jahr vor ihrer Wahl in dem Bezirk der Vereinigung gewohnt haben, und darauf ein freies Eigenthum besitzen.

Die eingebornen Spanier und Bewohner der Canarischen Inseln sind nicht von der Wahl ausgeschlossen, wenn sie sich zur Zeit, wo sich die Provinz für unabhängig erklärte, in Venezuela befunden, die Unabhängigkeit anerkannt hatten, und nach geleistetem Eide herbei geeilt waren, sie zu unterstützen; außerdem mußten sie ein Eigenthum besitzen, und beweisen, daß sie während der obengenannten Anzahl Jahre dort gewohnt hatten.

Digitized by Google

Die Dauer der Geschäfte, welche mit der vollstreckenden Gewalt verbunden waren, erstreckt sich auf 4 Jahre, nach deren Ende die 3 Individuen, welche die vollstreckende Gewalt ausübten, wieder an ihre Geschäfte zurück gehen, die sie vor ihrer Wahl getrieben hatten.

Wahl bey der vollstreckenden Gewalt.

Sobald nach Verlauf des 4ten Jahres die Wahlmänner zur Ernennung der Mitglieder der Repräsentanten-Kammer vorgeschritten sind, werden dieselben Wahlmänner ihre Stimme zur Erwählung der drey Männer geben, in deren Hände die vollstreckende Gewalt niedergelegt werden soll.

Jeder Wahlmann wird 3 Personen nennen, von denen wenigstens eine außerhalb der Provinz des Wählenden wohnt.

Diese an den Präsidenten des Senats geschickten Listen, werden durch ihn in Gegenwart des Senats und der Repräsentanten-Kammer geöffnet, welche versammelt sind, die Stimmen zu zählen.

Die 3 Personen, welche die meisten Stimmen haben, werden als erwählte Mitglieder angesehen, in deren Hände die vollstreckende Gewalt gegeben wird, wenn nehmlich durch diese Stimmen 3 Majoritäten bey gesammten Wahlmännern in allen Versammlungen festgesetzt werden. Aber wenn niemand eine Majorität in Hinsicht der Anzahl der Stimmen hat, so wählt die Repräsentanten-Kammer durch Kugeln 3 Personen unter 9, welche die meisten Stimmen gehabt haben; und diese werden angesehen, als wenn sie auf gehörige Weise erwählt worden wären, und bey der Wahl die Hälfte der Stimmen der Repräsentanten-Kammer gehabt hätten.

Im Fall, daß niemand diese Majorität erlangen würde, erwählt der Senat durch Kugeln 3 Personen auf die

Digitized by Google

10, die die meisten Stimmen in der Kammer erhalten haben.

Privilegien der vollführenden Gewalt.

Die vollführende Gewalt hat den obersten Befehl über die Kräfte, welche die Conföderation zu Lande und zu Meer aufbieten kann; auch über die Staats-Miliz.

Die obersten Staats-Minister müssen ihr Rechenschaft ablegen.

In Hinsicht der Begnadigung hat sie das Recht, die Strafe für Staatsverbrechen zu mildern und zu schenken, sey es ein Hauptverbrechen, oder eins der gewöhnlichen. Aber sie ist verpflichtet, sich mit der richterlichen Macht zu besprechen, die bekannt mit den Beweggründen der politischen Uebereinkunft, sie der vollführenden Macht vorstellen, und alsdann die Verzeihung oder Linderung der Strafe ertheilen wird, wenn es der Richter, welcher Sitzung bei dem Prozeß hat, räth.

In dem einzigen Fall, daß eine bedeutende offenbare Ungerechtigkeit vorfiele, begleitet von einem Unrecht, das nicht wieder gut gemacht werden könnte, hat die vollführende Macht das Recht, den Ausspruch einer richterlichen Macht zu verwerfen. Wenn sie überzeugt ist, daß dieser Ausspruch gegen das Gesetz ist, theilt sie ihren Rath dem Senat und den Kommissarien mit, welcher sie, indem er sich von diesen trennt, bevollmächtigt in ähnlichen Fällen zu handeln.

Der Senat und seine so gestellte Bevollmächtigten, werden wie Richter handeln, und es entscheidend aussprechen, indem sie erklären: ob die Verneinung der vollführenden Macht gesetzmäßig oder ungesetzmäßig ist. Im letzten Fall wird der Ausspruch unmittelbar ausgeführt; im ersten Fall wird er der richterlichen Macht zurückgeschickt, die, nachdem sie sich 2 durch den Senat oder seine Commissarien erwähl-

Digitized by Google

der Mitglieder beygefügt hat, eine neue Untersuchung anstellt, und den Ausspruch verbessert.

Wenn indessen der Ausspruch eine Klage der Repräsentanten-Kammer zur Folge hat, so wird in diesem einzigen Fall die vollstreckende Gewalt seine Vollführung bis zur nächsten Sitzung des Congresses aufschieben, der es freistehen wird, die Strafe aufzuheben oder zu mildern.

Nachdem sie hierüber den Senat in Kenntniß gesetzt hat, sowohl über ihren Rath, als über ihre Einwilligung, welche durch $\frac{2}{3}$ der Stimmen ihrer Mitglieder bestätigt seyn müssen, eine als nothwendig erkannte Zahl, damit die Versammlung gesetzlich sey, tritt die vollführende Macht in Verbindung, und unterhandelt mit den fremden Mächten.

Unter derselben Bedingung ernennt sie die Gesandten, Consuln, Minister, die Richter des oberen Gerichtshofes, und alle Staatsbeamte und Staatsdiener, deren Ernennung durch die Feststellung nicht anderen übertragen ist.

Die vollführende Gewalt fordert auch den Rath und die Einwilligung des Senats bei Vergebung der Militair-Stufen, und anderer ehrenvoller Belohnungen, die mit der Natur der Regierungsverfassung vereinbar sind; Sind diese Belohnungen an Geld, so muß die Repräsentanten-Kammer auch ihre Einwilligung geben.

Pflichten der vollstreckenden Gewalt.

Die vollführende Gewalt sorgt für die innere und äußere Gewalt des Staats.

Sie ist bevollmächtigt, einen Vertheidigungskrieg zu unternehmen, um einen plötzlichen Einfall zurück zu schlagen. Indessen ohne die Einwilligung des unmittelbar versammelten Senats kann sie diesen Krieg nicht fortsetzen, auch nicht außerhalb des Gebiets der Conföderation fortführen.

Sie stellt in jedem Jahre die Lage des Volks, dessen Einkünfte, Ausgaben, und Hülfsquellen, beiden Kammern

Digitized by Google

vor Augen; sie giebt die Verbesserungen an, welche vorgenommen werden können, und das, was vom Congreß berücksichtigt werden müßte; allein niemals bringt sie ein Gesetz in Vorschlag, noch etwas, was als solches abgefaßt wäre.

Die vollführende Macht sieht darauf, daß die Gesetze in ihrem ganzen Umfange vollzogen werden; und dieses Umstandes wegen, als auch auf die Vollziehung der Maßregeln zu sehen, die ihr übertragen sind, kann sie dazu die Staatsdiener und Staatsbeamten bevollmächtigen, welche sie am meisten fähig hält, diese wichtige Angelegenheiten zu besorgen.

Sie kann es auch in den Formen, die durch den Congreß angeordnet sind, Agenten bei den Gerichtshöfen beordern, beauftragt, auf die gesetzliche Beobachtung der Regeln und genaue Beobachtung der Gesetze zu sehn. Die vollführende Gewalt wird dem Congreß die Verbesserungen mittheilen, die nach dem Bericht der Commissaire nothwendig gemacht werden müssen.

Die vollführende Gewalt als Staats-Oberhaupt ist bevollmächtigt, die Abgesandten und Minister der fremden Höfe im Namen des Staats zu empfangen.

Von der richterlichen Macht.

Die richterliche Macht der Conföderation ist in einem obersten Gerichtshof, der in der föderatistischen Vorstadt seinen Sitz hat; und in andere untere Gerichtshöfe eingetheilt, die der Congreß im vereinigten Bezirk einsetzen kann.

Die Mitglieder des oberen Gerichtshofes, und der übrigen Gerichte werden durch die vollführende Macht auf die oben angezeigte Art ernannt. Die des obern Gerichtshofs müssen 30 Jahr, die der andern Höfe 25 Jahr alt seyn, außer der erforderlichen Wohnung in der

Residenz ist es nöthig, daß sie die Rechtswissenschaft studirt haben.

Sie behalten ihre Würde, bis eine schlechte Aufführung sie unwürdig macht, dieselbe länger zu bekleiden.

Die gewöhnlichen Anklagen von Verbrechen, die nicht der Repräsentanten-Kammer heimgefallen sind, werden vor Personen gebracht, die in Eid genommen sind.

Von den Provinzen; Grenzen der Bevollmächtigung einer jeden.

Keine Provinz kann etwas thun, was in die Privilegien des Congresses eingreift, noch ein Gesetz aufstellen, was dem vom Congreß beschlossenen zu nahe tritt.

Zwei oder mehrere Provinzen können unter sich keine Bündnisse oder Vereine schließen; auch nicht Einrichtungen treffen, die einen ähnlichen Zweck haben, ohne die Einwilligung des Congresses.

Sie können ferner ohne die Erlaubniß des Senats weder Truppen aufrichten, oder auf dem Fuß erhalten, noch Kriegsschiffe zu Friedenszeiten ausrüsten, noch sich in irgend eine Unterhandlung, oder in irgend einen Verein mit fremden Mächten einlassen.

Ohne Einwilligung des Congresses können sie ferner in ihren achtbaren Höfen keine Rechte, weder über den innern noch fremden Handel feststellen.

Sie können auch ohne die Genehmigung des Senats keinen Krieg führen, wenn es nicht bey einem plötzlichen Einfall ein Vertheidigungskrieg ist.

Wäre dieß wirklich der Fall, so müssen sie die Begebenheit sogleich der föderatistischen Regierung wissen lassen, damit diese die nöthigen Maßregeln ergreift.

Damit die besonderen Gesetze der Provinzen nicht in Widerspruch mit den der Conföderation stehen, so sind sie

Digitized by Google

vorher der Beurtheilung des Congresses unterworfen, ehe sie vollzogen werden.

Alle öffentlichen Akten und Urtheile, welche durch Bevollmächtigte, als: Magistratspersonen und Richter einer Provinz bestätigt werden, sind in den andern Provinzen Machtbriefe.

Der freie Bürger einer Provinz, genießt in allen übrigen Bürgerrechte, treibt Handel und Industrie, wie die eingebornen, wenn er sich den Gesetzen, Auflagen und Einschränkungen unterwirft, wo er sich niederlassen will.

Die Provinzen übergeben sich wechselseitig auf Begehren der vollführenden Gewalt, die, wegen Staatsverbrechen, Diebstahl, Mord, oder Hauptvergehungen angeklagten Individuen.

Die Provinzen, welche Theil an dem von Columbo entdeckten festen Land, hiebevor genannten Spanischen Amerika, genommen haben, können unter denselben Bedingungen im Verein aufgenommen werden, wie die, welche schon Mitglieder sind.

Die Bundesregierung bürgt den Provinzen die republikanische Regierungsverfassung, welche sie angenommen haben, ohne irgend eine provinziale Constitution zu billigen, welche vielleicht den freien Grundsätzen des Repräsentations-Systems entgegen gesetzt wäre. Die Verfassung müßte denn in den Grenzen der Conföderation festgestellt seyn.

Sie bestätigt den Provinzen ihre wechselseitige Freyheit und Unabhängigkeit. Sie vertheidigt und beschützt sie gegen jeden feindlichen Einfall und jede innere Gewaltthätigkeit.

Uebersicht und Verbesserung der Constitution.

In dem Fall, wo der $\frac{2}{3}$ Theil einer jeden Kammer auf dem Congresse, und die Provinzial-Legislaturen Verbesserungen und Veränderungen in der Constitution vorschlügen,

so werden diese Verbesserungen und Veränderungen als gültig angesehen, und in der Folge der Constitution einverleibt.

Sey es nun, daß die Veränderungen aus dem Congreß oder den Legislaturen ihren Ursprung habe, so behalten die der Verbesserung unterworfenen Artikel, ihre Stärke und ihren Nachdruck, bis daß eine andere Vollmacht die Veränderung, wie sie angegeben ist, gebilligt und festgestellt hat.

Die jetzige Constitution wird zur Annahme für das Volk vorgestellt werden.

Grundsätze, die in der ganzen Ausdehnung des Staats anerkannt werden sollen.

Von dem Augenblick an, wo die Menschen in ein gesellschaftliches Verhältniß getreten sind, thun sie auf diese unumschränkte, ausgelassene Freiheit Verzicht, zu welcher sie durch ihre Leidenschaften leicht hingeführt werden können, und welche nur für einen noch rohen Staat passend ist. Das Entstehen einer geselligen Verbindung setzt voraus, daß man sich schon vorher dieser traurigen Rechte sowohl, wie anderer friedlichen und angenehmen begeben hat; eben so das Anheischigmachen, gewissen gegenseitigen Pflichten unterwürfig zu seyn.

Der gesellige Vergleich sichert einem jeden den Genuß und Besitz seines Eigenthums, ohne dem Rechte der Anderen auf das ihre zu schaden.

Kein Individuum, keine Familie, kein Theil, oder keine Vereinigung von Bürgern, keine besondere Corporation, keine Stadt oder Vorstadt, kein Distrikt kann sich die Oberherrschaft der Gesellschaft aneignen, welche Oberherrschaft unverjährbar, unveräußerlich und theilbar in ihrem Elemente und Ursprung ist.

Digitized by Google

Die Magistratspersonen und Staatsdiener, welche mit einer Würde bekleidet sind, sey es bey der gesetzgebenden, vollführenden, oder richterlichen Macht, sind die Agenten und Repräsentanten des Volks, und verantwortlich für seine öffentliche Aufführung.

Jeder Bürger ohne Unterschied, hat das Recht auf öffentliche Aemter, in der durch das Gesetz vorgeschriebenen Art und Weise.

Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens, oder wenigstens des Willens der Mehrzahl, offenbart durch die Stimme ihrer gesetzlich constituirten Repräsentanten. Es ist auf die Gerechtigkeit, und den allgemeinen Nutzen begründet, und unterstützt die öffentliche und individuelle Freiheit gegen Unterdrückung und Gewaltthätigkeit.

Rechte des Menschen in gesellschaftlicher Verbindung.

(Auszug.)

Der Zweck der Gesellschaft ist die Glückseligkeit aller; die Regierung ist eingesetzt, sie dem Menschen zu sichern, indem sie die Vervollkommnung seiner physischen und moralischen Eigenschaften befördert, das Gebiet ihrer Macht erweitert, und ihm die gerechteste, achtbarste Ausübung seiner Rechte erhält.

Diese Rechte sind: die Freyheit, Gleichheit, das Recht des Eigenthums und der Sicherheit.

Die Freiheit ist das Vermögen, das zu thun, was nicht den Rechten der übrigen Individuen oder der ganzen Gesellschaft schadet. Die Grenzen dieses Rechts sind durch das Gesetz festgestellt; denn sonst würden sie willkührlich seyn und die Freiheit untergraben.

Die Gleichheit besteht darin, daß das Gesetz für alle Bürger dasselbe ist, daß es alle auf eine gleiche Weise be-

straft und beschützt, und keine Auszeichnung der Geburt und kein Erbrecht der Macht kennt.

Das Eigenthum ist ein Recht, welches ein Jeder hat, das durch seine Arbeit und seinen Fleiß Erworbene zu genießen, und damit schalten und walten zu können.

Die Sicherheit besteht in der Bürgschaft und dem Schutz, den die Gesellschaft einem jeden ihrer Mitglieder angedeihen läßt in Rücksicht auf die Bewahrung ihrer Personen, ihres Rechts und ihres Eigenthums.

Keine Art Arbeit, Kultur, Kunstfleiß, Handel, ist den Bürgern untersagt.

Kein Kriminal- oder Bürgergesetz hat eine rückwirkende Folge.

Es werden nicht außerordentliche Bürgschaften gefordert, und die Geldstrafen werden mit den Verbrechen nicht unverhältnißmäßig seyn. Die Leute werden nicht zu grausamen, lächerlichen und unnützen Strafen verurtheilt. Jede Behandlung, welche härter ist, als die durch das Gesetz bestimmte Strafe, wird für Verbrechen gehalten. Der Gebrauch der Tortur ist für immer abgeschafft.

Gegen den Staat ausgesprochene verrätherische Worte, oder jedes andere Verbrechen zieht die Ehrlosigkeit nicht auf die Kinder oder Abkömmlinge des Strafbaren.

Keine Bürger, ausgenommen die bei der Armee der Flotte oder Militz angestellten, weil sich diese im activen Dienst befinden, sind den militairischen Gesetzen unterthan, und werden die durch sie auferlegten Strafen dulden.

Eine geordnete und unterrichtete, von Bürgern gebildete Militz, ist die eigenthümlichste, natürlichste, auch sicherste Vertheidigung für einen freien Staat. Aus dieser Ursache wird in Friedenszeiten nur die Errichtung geordneter Trup-

Digitized by Google

pen beibehalten werden, welche auf dem Congreß für die Sicherheit eines Staates als höchst nöthig erkannt worden ist.

Die Bürger können zu ihrer eigenen Vertheidigung Waffen haben, und in allen Fällen wird sich die Militairmacht in einer pünktlichen Untergeordentheit gegen die Civil-Obrigkeit erhalten, und durch sie geleitet werden.

Das Recht, seine Gedanken durch den Druck offenbaren zu können, wird erlaubt; indessen jeder, der es thut, ist vor dem Gesetz verantwortlich, wenn er durch seine Meinungen die öffentliche Ruhe, und den christlichen Glauben oder deren Moral, das Eigenthum, die Ehre und das Ansehn der Bürger anfeindet und stört.

Es ist den Bürgern nicht verboten, sich ruhig in ihren respectiven Gemeinen zu versammlen, und sich über ihre Wahl zu berathen, um ihren Repräsentanten Verhaltungsregeln beim Congreß oder der Provinzial-Legislatur zu geben, indem diese einer oder der andern der gesetzgebenden Abtheilungen Bitten vortragen sollen, welche darin bestehen, den Beschwerden abzuhelfen, worüber sie zu klagen haben. Es ist indessen nöthig, daß eine Bittschrift von Familien-Vätern, oder andern achtbaren Personen, wenigstens 6 an der Zahl, unterzeichnet, und an die Municipalität eingereicht werden, um dieselbe zu ersuchen, diese Versammlung zu billigen.

Die Municipalität wird einen Tag bestimmen, an welchem sie Statt finden kann, und wird jemanden ernennen, der darin Vorsitzer seyn kann: der durch die Versammlung gefaßte Schluß, wird der Municipalität zugeschickt, die ihn zu seiner Bestimmung befördert.

Die Bürger, welche ihre Stimmen geben, oder Wahlmänner sind, können allein Mitglieder dieser Versammlung seyn; und die gesetzgebenden Abtheilungen werden verpflichtet, auf ihre Bittschriften Rücksicht zu nehmen, und über

Digitized by Google

sie das auszusprechen, was ihnen für das Gemein-Wohl am passendsten scheint.

Da das Recht, welches das Volk hat, an der Legislatur Theil zu nehmen, die beste Sicherheit und die festeste Grundstütze einer freien Regierung ist, so müssen auch diese Wahlen häufig Statt finden; und eben so weil eine zu lange Dauer der Geschäfte, bei der vollstreckenden Gewalt der Freiheit gefährlich ist, so muß auch hier unter den Gliedern zu Zeiten eine völlige Umwälzung geschehen.

Pflichten des in Gesellschaft stehenden Menschen.

Die Auseinandersetzung der Rechte begreift die Pflichten der Gesetzgeber in sich; allein die Fortdauer der Gesellschaft fordert, daß die, welche sie begründen, auch ihre Pflichten kennen und erfüllen.

Die Rechte der Andern sind die natürlichen Grenzen der unseren, und der Grund unserer Pflichten gegen die anderen Individuen, welche den gesellschaftlichen Verein ausmachen; unseren Pflichten dienen diese beiden Grundsätze zur Grundlage: 1) Thue Andern bei allen Gelegenheiten das, wovon du wünschest, daß man es dir thuen möchte; 2) Was du nicht willst, das man dir thue, des thue auch keinem Anderen.

Es ist die Pflicht eines jeden Individui der Gesellschaft, den Gesetzen gehorsam zu seyn, der Obrigkeit und ihren Bevollmächtigten, die gleichsam ihr Organ sind, zu gehorchen, zu den öffentlichen Ausgaben seinen Beitrag zu geben, dem Vaterlande zu dienen, wenn es ihn fordert, ihm, wenn es nöthig ist Leben und Eigenthum zu weihen.

Man kann kein guter Bürger seyn, wenn man die religiösen Gesetze nicht beobachtet, und außerdem kein guter Sohn, guter Bruder, guter Freund, guter Ehemann, guter Hausvater ist.

Digitized by Google

Jeder, der die Gesetze offenbar verletzt, oder sie auf scharfsinnige Weise durch künstliche und strafbare Ausflüchte verspottet, ist ein Feind der Gesellschaft, übertritt ihren Vortheil, und macht sich der Wohlgewogenheit und öffentlichen Achtung unwürdig.

Allgemeine Verordnungen.

Alle Classen von Bürgern, noch bis jetzt Indier genannt, haben noch nicht unter der Spanischen Monarchie den Vortheil der Gesetze genossen, die ihnen zu Gunst gegeben worden sind, indem die Staatsdiener der alten Regierung sie nicht ausgeübt haben, und da die Grundlage des Regierungssystems, welches Venezuela angenommen hat, kein anderes ist, als das der Gerechtigkeit und Gleichheit, so ist es den Provinzial-Regierungen übertragen worden, dafür zu sorgen, daß alle Einwohner des Staats darin unterrichtet werden.

Es werden Schulen, Akademien und Kollegien errichtet werden, wo die Einwohner in den Grundsätzen der Religion, einer vollständigen Moral, der Politik, in nöthigen Künsten und Wissenschaften unterrichtet werden. Man wird den Einwohnern die feste Vereinigung auseinander setzen, die sie an den übrigen Theil der Bürger kettet. Sie werden lernen, daß sie von Seiten der Regierung Berücksichtigung verdienen, und dieselben Rechte genießen müssen, weil sie Menschen, und alle unter einander gleich sind. Es ist verboten, sie gegen ihren eigenen Willen in den Dienst der Prediger ihrer Gemeinen, oder anderer Personen treten zu lassen. Man giebt ihnen den Besitz über die Grundstücke, die ihnen verwilligt waren und in deren Besitz sie sich befanden. Diese Grundstücke werden unter die Familien-Vorsteher jeder Stadt, gleichförmig, nach den durch die Provinzial-Regierungen festgesetzten Regeln, vertheilt.

Digitized by Google

Folglich sind alle Gesetze widerrufen, und nichtig erklärt, die unter der alten Regierung den Eingebornen gewisse Volksvertreter, Fürsprecher, und das Vorrecht bewilligten, immer als minderjährig angesehen zu werden; ein Vorrecht, welches dem Anschein nach eingerichtet zu seyn scheint, die Eingebornen zu unterstützen, ihnen aber das größte Unrecht verursachte, wie es die Erfahrung gelehrt hat.

Der schändliche Sklavenhandel, verboten durch das Edikt der Junte zu Carracas den 14ten July 1810 ist feierlich, und verfassungsmäßig auf dem ganzen Bezirk der Vereinigung abgeschafft worden. Auf keine Weise ist es erlaubt, Sklaven einzuführen.

Eben so sind die alten Gesetze widerrufen, und nichtig erklärt, welche die Entsetzung der Würden einführten. Jeder bleibt in dem Besitz seiner angebornen und bürgerlichen Würde, und wird in die unverjährbaren Rechte wieder eingesetzt, die die dem übrigen Theil der Bürger gehören.

Alle, durch die alte Regierung gegebenen Titel werden abgeschafft, der Congreß und die Provinzial-Magistraturen können weder Titel geben, noch Adelsdiplome oder hohe erbliche Würden verleihen; eben so können sie auch keine Stellen und Aemter einsetzen, deren Gehalt und Vortheil länger dauert, als das gute Benehmen derer, die diesen Aemtern vorstehen.

Keine Handels- oder Finanz-Verordnung wird mehr gut gethan; kein Privilegium kann den Häfen einer Provinz Vorzüge über die andern einräumen; noch den Handelskompagnien oder den andern Industrie-Gesellschaften Vorrechte geben.

Kein Mitglied der Conföderation von Venezuela kann einen andern Titel haben, als den eines Bürgers. Wendet man sich indessen an die Repräsentantenkammer, an die

Digitized by Google

Glieder der vollführenden Gewalt, oder an die des obern Gerichtshofes, so wird man bey den ersten zu dem Titel des Bürgers noch den des ehrenvollen, bei dem 2ten den des achtbaren und bei den andern, den des gerechten beifügen.

Einwohner von Venezuela, noch sind 2 Jahre nicht verflossen, seit dem ihr frei geworden seyd, und schon seyd ihr entschlossen, die Verfassung eures Landes festzustellen, indem ihr die Constitution bestätigt, welche euch die Repräsentanten vorlegen.

Weder die Revolutionen der andern Erdhälfte, noch die Zuckungen der großen Reiche, unter die sie getheilt ist, noch die Vortheile des politischen Europas, das sich beleidigt fühlt, haben eurem friedlichen Lauf, den ihr an dem so unvergeßlichen 19ten April 1810 begonnen, ein Endr gesetzt.

Euer ruhmvolles Beispiel hat die Gemeinintresse Amerika's erweckt und in Bewegung gesetzt. Die Vaterlandsliebe, durch Menschenliebe geleitet, und Freiheit durch Gerechtigkeit gehalten, sind die Agenten gewesen, welche eure Führung gerichtet und euch fähig gemacht haben, der Welt das erste Beispiel zu geben, wie eine Nation frei geworden ist, ohne sich den Schrecken der Anarchie und den Verbrechen der revolutionairen Leidenschaften hingegeben zu haben.

Ewig wird in den Annalen von Amerika dieser Zeitpunkt bleiben, wo ihr das erfüllt habt, was andern Nationen Blut von Jahrhunderten und Zerstörung gekostet hat; und wenn das erstaunte Europa in eurer Constitution nichts zu bewundern finden wird, so wird es zum wenigsten erkennen, daß die würdig sind, Bürger zu seyn, die diese Constitution erhalten haben ohne sich zu zerstören, und die schon wieder bereit sind, sie mit der Würde freier Menschen zu bestätigen.

Digitized by Google

Die Zeit ist gekommen, Einwohner von Venezuela, wo ihr eine Regierung besitzt, welche in der gerechten Zusammenfügung ihrer Elemente die Sicherheit ihrer Dauer erhält, und euere Vereinigung und euer Glück feststellt.

Das war eure Pflicht, daß ihr am 2ten März denen von euch eingesetzten Repräsentanten sagen ließet, euch läge es ob, zu richten, wenn sie etwas ausgeführt hätten, und ihnen blieb es nur übrig, euch zu versichern, daß ihr eifriges Bestreben, ihre unermüdbare Beständigkeit, und ihre Treue ihre einzigen Würden wären, und daß ihr einziger Wunsch darin bestände, eine so schwere, nur zu eurem Wohl unternommene und beendete Arbeit möchte von euch gut befunden werden.

Vaterlandsfreunde vom 19ten April, ihr, die ihr dem Ungemache standhaft, und unverwundbar gegen die feindlichen Anfälle bliebet, großmüthige Krieger, die ihr euer Blut für das Vaterland vergossen habt, und ihr Bürger, die ihr die Ordnung und Ruhe liebtet, nehmet als ein Pfand eures künftigen Glücks die Regierung an, welche euch die Repräsentanten heute anbieten.

Sie allein, indem sie euch eure Rechte und Pflichten kennen lehrt, kann eure gesellige Sicherheit bewirken, und mit ihr die Freiheit, den Frieden, den Ueberfluß und die Glückseligkeit.

Die politische Unabhängigkeit und das gesellige Glück, das ist es, wornach ihr am 5ten July athmetet. Die politische Unabhängigkeit und das gesellige Glück sind die Grundsätze gewesen, welche seit diesem Zeitraum die gerichtet haben, welche, um das Amt zu erfüllen, welches man ihnen anvertraute, ihr Daseyn einem eben so schweren als wichtigen Unternehmen opferten.

Einwohner von Venezuela, Bürger jeder Art, die Vereinigung und das Vertrauen, sind alles, was wir von euch zum Lohn unserer Arbeit und unserer Opfer verlangen, de-

Digitized by Google

nen wir uns für euch hingegeben haben. Vereinigt euch alle zu einer großen Familie, zum Wohl des Vaterlandes, und werfet den Schleier der Vergessenheit über alles das, was dem erhabenen Zeitpunkte vorangegangen ist, den ihr jetzt antretet.

Er wird denkwürdig seyn in den Annalen Amerika's, dieser Zeitpunkt, der von dem Augenblick an, wo ihr habt frei seyn wollen, bis zu dem, wo euch die Constitution die Freiheit gegeben hat, verflossen ist. Ihr habt während diesem Zeitraume der Welt eure Absicht, und die Mittel, sie zu erfüllen, feierlich kennen gelehrt.

Das Ziel der Revolution nähert sich. Beschleunigt es, indem ihr die Constitution annehmet, die wir euch vorlegen, wenn ihr die Pläne eurer Feinde vernichten, und die Uebel, welche sich bis auf heutigen Tag über euch in Menge vereinigt haben, entfernen wollet.

Herrschendes Volk, vernimm die Stimme deiner Repräsentanten. Der gesellige Vergleich, den sie dir heute anbieten, ist nur für dein Wohl entworfen; Du allein hast das Recht, ihn zu bestätigen. Bedenke, was er in sich faßt, was er bewirken soll; Ziehe deinen Vortheil, deinen Ruhm zu Rathe, und das Vaterland ist gerettet.

Gegeben im Federal-Pallast von Venezuela am 23sten December 1811, im ersten Jahre unserer Unabhängigkeit.

Unterzeichnet Johann Toro, Präsident.
Franz Isnardi, Secretair.

Sendschreiben des Gouverneur Pieton an die Einwohner des Spanischen Continents welches die Anerbietungen der Britannischen Regierung enthält.

Kraft des öffentlichen Blattes, welches ich Gouverneur dieser Insel S. Trinité, vom ehrwürdigen Haperich

Dundas, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Sr. Majestät von Britannien erhalten habe, und welches vom 7ten April datirt ist, publizire ich in Unterwürfigkeit gegen Dero Befehle, und zum Gebrauch, den Ew. Excellenz von dem Inhalt desselben machen können, buchstäblich mit.

Der Gegenstand, welchen ich jetzt besonders eurer Aufmerksamkeit empfehlen will, ist das Mittel, welches man ergreifen kann, um das Volk des Continents bei der Insel Trinité von dem unterdrückenden tyrannischen System zu befreien, welches mit solcher Strenge den Alleinhandel unterstützt, den die Regierung dieses Landes unter dem Titel: ausschließliche Register, sich anzueignen erlaubt, um alle mögliche Vortheile daraus zu ziehen, die die Lage dieser Insel darbieten, indem sie eine unmittelbare und freie Verbindung mit den andern Welttheilen eröffnet, und durch die sie dem Handel der englischen Nation schadet. Um diese Absicht mit der größten Leichtigkeit auszuführen, so würde es Ew. Excellenz klüglich zu rathen seyn, alle Einwohner der Insel Trinité aufzuregen, die Verbindung, welche sie mit den Einwohnern von Terra firma haben, ja zu erhalten, ehe die Insel erobert wäre, mit der Versicherung, daß sie in Trinité ein Depot oder General-Magazin finden werden von aller Art Waaren. Zu diesem Ende haben sich Sr. Majestät von Britannien auf Anrathen entschlossen, die Freiheit im Hafen zu Trinité, mit einem unmittelbaren Handel für Großbritannien zu bewilligen.

In Hinsicht der Hoffnungen, die ihr heget, den Sinn derer, mit denen ihr in Briefwechsel stehet, dahin zu treiben, daß sie die Einwohner aufregen, gegen die unterdrückende Vollmacht ihrer Regierung zu beharren, habe ich nicht viel mehr zu sagen, wenn nur die Einwohner gewiß seyn können, daß sie jedesmal, wenn sie sich in dieser Lage befinden, durch eure Hände die Hülfe erhalten werden, die man sowohl an Kräften, an Waffen, Munition in ihrer

Digitized by Google

nöthigen Ausdehnung von Sr. Majestät dem Könige von Großbritannien zu erwarten hat, mit der Zusicherung, daß die Absichten Sr. Großbritannischen Majestät nur dahin gehen, ihnen ihre Unabhängigkeit zu bestätigen, ohne daß sie die Absicht haben, jemals über das Land Souverainität zu erlangen, oder selbst sich nur in die Privilegien des Volks, oder in dessen politische, bürgerliche, oder religiöse Rechte zu mengen.

Puerto de Espana d. 26. Junius 1797.

Unterzeichnet, Thomas Pieton ꝛc.

Antwort der hohen Junte, die Rechte Ferdinand des 7ten auf Venezuela vertheidigend, an Sr. Excellenz den Marquis von Las Hormazos, den Minister in Spanien.

Carracas d. 20. Mai 1810.

Der besondere Brief Ew. Excellenz vom 15ten Februar unterrichtet uns von der Maaßregel, die der Rath Régence genannt für gut befunden hat zu ergreifen, um den schwersten Uebeln so viel wie möglich abzuhelfen, die durch den scandaleusen willkührlichen Mißbrauch verursacht wurden, mit dem die europäischen und amerikanischen Beamten während der letzten Regierung, und während den letzten 20 vorhergehenden Jahren vertheilt waren. Durch einen ähnlichen Mißbrauch war der Hafen talentvollen, patriotischen und verdienstvollen Menschen verschlossen, und zu einer Zeit war er einer Menge von unwissenden, verdorbenen und unmoralischen Menschen geöffnet, zum offenbaren Schaden des Vortheils der Majestät und der Volkssache.

Die Junte, welche jetzt diese Provinzen beherrscht, im Namen unsers gnädigen Herrn unsers Königs Ferdinand des 7ten, kann den menschenfreundlichen Ansichten der Individuen, welche genanntes Consilium ausmachen, nicht Beyfall geben, aber indem sie ihrer Absicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wäre es zu gleicher Zeit zu wünschen gewesen, daß

die Wahl der Mittel, welche Ew. Excellenz ergriffen hatten, den Mißbrauch zu unterdrücken, und seine Rückkehr zu verhindern, auf weniger trügliche Hoffnungan gegründet gewesen wären, als die, welche uns bis heutigen Tag auf eine unglückliche Weise getäuscht haben. Dieß waren zum Beyspiel die Hoffnungen, welche wir aus dem von der Central-Junte am 20sten Oktober 1810 zu Aranjuez gegebenen Decret fassen sollten, das indessen dieß Corps widerrief, als es nach Sevilla versetzt wurde; in diesem Fall hat es eben so, wo nicht mehr scandaleuse gehandelt, als die Minister Carl des 7ten.

Durch einen inneren Despotismus ermüdet, mehr noch, als durch die beschwerliche Erpressung, welche die Provinzen seit dem ersten Niederlassen zu ertragen gehabt haben, nach welchem sie während 18 Jahren in allen ihren Zweigen dem fremden Hause der Wellers unterworfen gewesen waren; fortwährend durch fremde Personen beschimpft, die wegen der Entfernung von der obern Macht, gegen die Strafe für ihre Verbrechen gesichert waren; gemißhandelt in der Verwaltung der Gerechtigkeit, die immer feilen Menschen anvertraut war; und um uns des Ausdrucks zu bedienen, der in der Proklamation Sr. Excellenz enthalten ist, mit Gleichgültigkeit angesehen, durch den Geiz ermüdet, durch Unwissenheit zerstört und unter ein Joch gebeugt, das durch die Entfernung der Central-Macht noch schwerer wurde, wünschen wir, daß endlich unsere Leiden, durch die Ausrottung des Mißbrauchs, vergolten werden sollten. Man kann indessen diese Aenderung nicht erwarten, so lange der irrige und lasterhafte Grundsatz unseres Hofes dauern wird, und ehe man nicht sehen wird, daß alle Arten von Schändlichkeiten bestraft werden, welche die Repräsentanten der Krone, welche die Einwohner der Amerikanischen Provinzen selbst beschimpft haben.

Digitized by Google

Anklagen wurden oft gegen die Spanischen Magistratspersonen dieser Staaten wiederholt. Es schien, daß aus Gewohnheiten, sie zu empfangen, dieselben stufenweise mehr Kraft und Credit erhielten. Unter dem Vorwand, den Wohlstand der Obrigkeit zu bewahren, und für sie Unterwerfung und Gehorsam zu erhalten, hat der Spanische Hof immer die Politik gelehrt, seine Beamten auf alle Gefahr zu erhalten; indem er unsere Klagen zurückschickte, und durch zweydeutige Maaßregeln zu befriedigen suchte, oder indem er die Verstrickungen und Kosten vermehrte, in der Ueberzeugung, daß die Heftigkeit unserer Klagen sich nach und nach verringern würde.

Wie wenig Magistratspersonen haben wir gesehn, die für unsern Vortheil wahren Eifer gehabt hätten, die sich aufgeklärt und unpartheiisch bey der Verwaltung der Gerechtigkeit, gefühlvoll bey dem Geschrei der unterdrückten Menschlichkeit, gemäßigt und klug bey dem Ausüben ihrer großen Vollmacht gezeigt hätten, oder die nicht bereichert mit dem Eigenthum der Amerikaner nach Europa zurückgekehrt wären. Und wenn hat man einen dieser zahlreichen Ungeheuer der Strenge der Gesetze genug thun sehen, indem sie die verdiente Züchtigung empfangen hätten, hätte sie *selbst* nur in einer Entsetzung, oder feierlichem Tadel bestanden. Selten erduldeten sie andere Strafe, als in andere bessere Aemter eingesetzt, oder durch geheime Befehle benachrichtigt zu werden, was nicht viel anders war, als eine Anzeige der Feinde, denen sie nicht trauen sollten, oder gegen die sie ihre Kraft mit noch mehr Rachgefühl und noch mehr Geschicklichkeit wenden sollten.

Dieß war die einzige Genugthuung die wir erhielten, wenn die Minister oder obern Gerichtsstühle uns anzuhören würdigten, und wenn zuweilen nach einer sorgenvollen Ausgabe von unserer Seite sie unsere Klagen nicht vergessen

konnten, oder besser, wenn sie uns nicht verpflichteten, größere Unruhen geduldig zu ertragen.

Ew. Excellenz kennen recht gut alles dieses Unrecht, und scheinen geneigt, es abzustellen. Laßt uns jetzt sehen, welches die Maaßregeln waren, die beschlossen wurden, eine so wichtige Verbesserung zu bewirken. Die erste besteht darin, von uns Abgesandte zu fordern bey der Versammlung der Cortez. Hier ist nicht der Ort das zu wiederholen, was wir schon im Rath der Regentschaft selbst beziehungsweise an die Unverhältnißmäßigkeit der geforderten Repräsentanten und der Bevölkerung Amerika's ausgesetzt haben; zu dem, was wir im Betreff der mangelhaften Repräsentation gesagt haben, die man uns bewilligt hat, und die durch die Obrigkeit und nicht durch das Volk ernannt werden soll, füge ich nichts hinzu. Man fühlt, daß dieß Volk den Abgesandten keinen Karakter geben kann, der ihnen selbst fehlt, und daß das Volk wenig Vertrauen in Personen setzen muß, die unter dem unmittelbaren Einfluß ihrer Unterdrücker gewählt sind.

Aber wir wollen auf einen Augenblick zugeben, daß die Abgesandten alle erforderliche Eigenschaften haben, einem so wichtigen Amte vorzustehen. Laßt uns annehmen, daß sie bei den Cortez ihren Sitz haben, und Theil nehmen, an der Gesetzgebung, die ihnen angehört, die sie indessen, ihrer kleinen Anzahl zu Folge, niemals ausüben können. Alles was daraus entstehen könnte, ist, daß unser Gesetzbuch vollkommner wird, und daß gerechte, weise und unpartheiische Gesetze gegeben werden. Aber wer leistet Bürgschaft, daß sie befolgt werden? Wer giebt uns die Versicherung, daß die neuen Pläne der Nationalgesetzgebung mehr ausgeführt werden, als so viele heilsame Gesetze, womit unser Gesetzbuch angefüllt ist, die aber größtentheils ungewohnt wurden. Ew. Excellenz wissen sehr wohl, daß die National-Oberherrschaft und ihre Repräsentation mächtig ist, wenn die

Digitized by Google

Organisation der vollführenden Macht nicht die Rechte des Volks befestigt, indem sie der Willkühr Grenzen setzt; sie weiß, daß wenn unsere innern Einrichtungen uns nicht vor Uebel bewahren, die wir bis zu diesem Tage erduldeten, so haben wir über die Nichtbefolgung der besten Gesetze zu seufzen, so oft sie mit dem Geitz, Hochmuth, Rachgefühl derer in Widerspruch kommen, die zu ihrer Ausführung geschickt sind.

Ein anderes Mittel, wozu Ew. Excellenz selbst den Gedanken hatten, befindet sich in dem Befehl, auf den wir jetzt antworten. Dieses Mittel ist eine besondere Verbesserung der Eigenschaften derer, die in diesem Theil der Besitzungen des Königs allen geistlichen, politischen, Militair- und Finanz-Aemtern vorstehen. Aber es zeigt weniger Kenntniß der Verderbniß von dem, der den Brand in das Herz der Spanischen Regierung gebracht hat und Maaßregeln ergreift, die bloß auf die guten Folgen berechnet nur auf dem Wort und dem Glauben der Vice-Könige und General-Capitaine beruhen. Wir können mit Wahrheit sagen, daß die Hauptstadt jeder Regierung unserem alten Hofe eine Skizze von allen Intriguen einreicht, daß jeder Haupt-Vorsteher von einer Bande Trabanten umgeben ist, die nach Privilegien athmen, welche dem Volke zur Last fallen, und eng mit diesen Vorstehern durch gemeinen Vortheil verbunden sind; und daß der größte Theil dieser Hauptvorsteher, ihr Vertrauen in unwissende und schlechte Menschen gesetzt hat, die unfähig, sie auf eine gesunde Weise zu leiten, gewohnt sind, dieses Vertrauen zu ihrem eignen Zweck zu verwenden. So trübe, wie diese Schilderung seyn mag, die ich Ew. Majestät vor Augen stelle, so sind wir doch durchaus nicht sicher, ob es auch wohl ganz mit dem übereinstimmt, was man bei allen Amerikanischen Völkern sieht. Es ist doch gewiß, daß der besondere Befehl, gegen den wir in diesem Augenblick einkommen, doch nicht wie ein gefähr-

liches Instrument angesehen werden kann, welches sich in den Händen der Vice-Könige und der General-Capitaine befindet; welches nur zum Vortheile der Lieblinge, und zum Untergang und Schaden ihrer Nebenbuhler seyn soll; kurz, welches die Laster verschlimmert, die es zu vertilgen bestimmt ist.

Welche Rechenschaft kann Ew. Excellenz von allen diesen, unrechtmäßiger Weise in Amt und Pflicht gesetzten Vorstehern erwarten, an welche der Befehl gerichtet ist? Denken Ew. Excellenz, daß sie ihn erfüllen werden, indem sie bei sich selbst anfangen? Werden sie sagen, daß sie nur durch das Mittel dieser selben Misbräuche, und dieser Willkühr, auf die sich der Befehl bezieht, in die hohen Würden eingesetzt sind, die sie bekleiden? Ist es glaubbar, daß unter denen, von welchen man die Verbesserung fordert, sich welche finden werden, die sich nicht durch dieselben Mittel erhoben haben; weil die Unordnung, die durchgängig geherrscht hat, überall und allgemein war? Kann der General-Capitain von Carracas selbst von diesem Flecken befreyt seyn? hat er nicht den Befehl über diese Provinzen erhalten, nachdem er Kriegsgefangener gewesen war, mit in die Capitulation von Madrit begriffen, nachdem er der französischen Regierung den Eid geleistet hatte, durch Napoleon zu diesem Amt ernannt, und durch den eingesetzten König von Spanien bestätigt worden war? Erhielt er nicht hierauf von der Central-Junte die neue Befehlhaberstelle? Wird dieser Vorsteher zufälliger Weise sagen, daß keiner der 3 in der Versammlung angestellten Minister um nichts über die andern erhoben worden ist, wenn auch wirklich alle ganz von dem Verdienst entblößt sind, welches der hohen Würde des Richterstandes angemessen ist, und selbst nicht einmal dem Geschäft des Advocaten vorgestanden haben? Wird er zugleich sagen, daß er einen Kriegs-Auditeur, der seit 1796 diente, verabschiedete, und an seine

Stelle einen unwissenden, hochmüthigen andern setzte, und zwar ohne Verdienst und ohne besondere Dienstleistung? Wird er endlich die Ungeschicklichkeit und das willkührliche Benehmen dieses Beamten aufdecken, der kein anderes Gesetz als seine Laune kannte, und sich wie ein wahrer Alleinherrscher nahm? Wir wiederholen Ew. Excellenz mit der Freiheit, welche uns unsere heiligen Pflichten vorschreiben, daß das Spanische Amerika seine Hoffnungen auf ein besseres Schicksal, nur auf die gänzliche Umänderung der inneren Einrichtungen setzen kann.

Jedes andere Mittel würde eitel, eingebildet, ungewiß, und nur dazu geschickt seyn, eine augenblickliche Begeisterung zu erzeugen, und würde durchaus nicht die Pflicht der Spanischen Regierung erfüllen. .....

Die besten Gesetze werden zu nichts dienen, so lange ein General-Capitain ungestraft seyn kann, daß er in seinen Provinzen kein höheres Ansehen als sich selbst anerkennt, und solange man bei einer oberen Macht Hülfe suchen muß, die so weit von uns entfernt, und bei ihren eigenen Akten und bei dem Verfahren ihrer Repräsentanten beschäftigt ist, damit der General-Capitain seinen Ton umstimmt.

Die, welche in der Gewohnheit waren, einigen Zweigen der großen Abhängigkeit Indiens vorzustehen, müssen die Wahrheit unserer Behauptungen in voller Ueberzeugung bestätigen; oder wenn man es ihnen erlaubte, oder es ihnen gelegen wäre, können sie sie durch eine zahllose Menge von Thatsachen beweisen. Eine reicht für alle hin: Die obersten Gerichtsstühle, ermüdet, das Geschrei dieser Hauptstadt gegen die königl. Audienz zu hören, sahen sich in die Nothwendigkeit gesetzt, ein Mittel anzuwenden, das ihnen durch die Indische Gesetzgebung angegeben wurde für ähnliche Fälle, welches indessen, seiner Mangelhaftigkeit wegen, oder aus Folge der Nachlässigkeit, die sich die Spanische Re-

gierung zu Schulden kommen ließ, an die Seite gesetzt war.

Ein Richter kommt zu einer Untersuchung in diese Hauptstadt: Er ist mit allem Glanz umgeben, den man diesen Ministern verleihet, deren Sendungen scheinbare Wichtigkeit haben, Hunderte von Personen bemühen sich, um die Abänderung des Unrechtes zu bitten, welches sie erduldet haben. Schon sind die Magistratspersonen von Furcht ergriffen, die aus Gunst oder andern Beweggründen die Gerechtigkeit schändlich mit Füßen traten.

Aber was geschah? ist das Unrecht verbessert worden, die Magistratspersonen abgesetzt worden? Nein; das ganze Klägerkorps ist mit den wahrhaft genugthuenden Worten zurückgeschickt worden: daß die Entscheidungen der Audienz unwiderruflich sind; und ehe die Streitigkeiten beendet waren, wurden die, welche Ursache davon waren, in wichtigere Aemter eingesetzt, als die sie vorher bekleidet hatten.

Ew. Excellenz mögen die Freiheit unserer Sprache nicht den Beweggründen zuschreiben, die man immer vorgegeben hat, um die Vaterlandsliebe der Amerikaner in Schatten zu setzen. Wir wünschen, daß Ew. Excellenz uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu glauben, daß wir ihnen diese Auseinandersetzung des erduldeten Unrechts erspart, eben so jede Art von Nachdenken über Mittel uns vor diesem Unrecht zu bewahren, weggelassen hätten, wäre von uns nicht beides für den Nutzen der Spanischen Monarchie als sehr nützlich und nothwendig gehalten worden. Unsere Sprache ist zwar stark, aber für die Freiheit passend, mit welcher ein Volk Gerechtigkeit fordert. Nur für die ist es schrecklich, welche das alte System des Schreckens gerne verläugnen wollen. Wir bitten Ew. Excellenz, daß Sie

Digitized by Google

Dero Gouverneur von allem unterrichten, und uns mit der höchsten Hochachtung für Dero Person beseelt glauben mögen ꝛc.

Unterzeichnet Jose de Las Lainosas,
Präsident.
Martin Rowar Ponte,
Vice-Präsident.

Brief der Junte von Carracas an Sr. Majestät Georg 3.

Carracas den 1. Juny 1810.

Amerika erinnert sich, daß in den ersten Augenblicken, wo der Einfall der Franzosen in Spanien, und das Gefangennehmen seines Königs die Spanischen Sectionen der neuen Welt fürchten ließ, unter das französische Joch zu kommen, Ew. Majestät nicht gleichgültig blieb gegen das Schicksal eines so beträchtlichen Theiles der Erdkugel. Wir haben noch nicht vergessen, daß Ew. Majestät uns durch Dero Repräsentanten im Archipelagus der Antillen die großmüthigsten Anerbietungen machten, aus allen Kräften zu dem großen Unternehmen beizutragen, welches mit dem hohen Wohlwollen des Alleinherrschers von Großbritannien und mit der Ehre Amerikas übereinkäme.

Dieselbe Sache unseren Europäischen Brüdern zu erklären, den Franzosen ewigen Haß zu schwören, die Freundschaft Englands anzurufen, das war die erste Lehre, welche Carracas den übrigen Amerikanischen Provinzen gab. Dieß waren allgemeinen Gefühle der Einwohner der Städte, die durch die nachfolgenden Begebenheiten noch verstärkt wurden. Carracas sprach eher seine von Treue und Vaterlandsliebe durchdrungenen Empfindungen aus, ehe es den Entschluß der Spanier kannte, durch verbrecherische Kunstgriffe

Digitized by Google

abzuschrecken, und der französischen Armee zu widerstehen. Selbst ehe sie von dem zweckmäßigen Plan Ew. Majestät, Spanien und seine entfernten Besitzungen zu retten, so wie von der Catastrophe, welcher sie durch den letzten Akt der despotischen Regierung ausgesetzt waren, unterrichtet wurden; ehe die Entscheidung der Repräsentanten der Spanischen Regierung kund wurde in diesen Provinzen.

Carracas hörte nur die Stimme der Ehre; diese wich keinem andern Eindrucke, als dem der Treue, und leistete keinem andern einen Eid, als seinem unglücklichen Monarchen.

Carracas hat nicht seine Gefühle geändert, obgleich es viel von der Anordnung der Verwaltung hat dulden müssen, die nicht weniger verderbt und willkührlich als die Carl des 7ten war. Unglücklicher Weise hatte sie den Beyfall der Spanischen Provinzen erhalten, in der Hoffnung, daß sie gegen den Eroberer ihren heldenmüthigen Aufschwung nehmen würde. Carracas sah indessen wohl die Anmaßung der Central-Junte, und ihren schändlichen Mißbrauch. Es wurde gewahr, daß sie ihre Vollmacht nicht durch den anerkannten Oberherrscher hatte, und daß aus der großen Gemeinschaft zwischen den Spaniern beider Weltkugeln kein großer Vortheil herrühre. Die Vernunft lehrte, daß die treuen Amerikaner nach ihrem Einfluß und ihrer Bevölkerung auch Repräsentanten hätten haben müssen, wenn sie als wahre Spanische Bürger angesehen worden wären; indessen es blieb weit entfernt, daß diese Einrichtung in die Befehle, welche über die Wahl der Abgesandten der Amerikaner gegeben waren, aufgenommen worden wäre, um die Central-Junte vollständiger zu machen. Selbst änderte es sich nicht bei der nächsten Versammlung der Cortez; eine schreckliche Partheilichkeit zeigte sich in den Resten Spaniens, und man hätte die peinlichste Zurückhaltung bemerken sollen bei der Art und Weise, wie sie uns einluden, an dem

Digitized by Google

Theil, der uns gesetzlich bei der Ausübung der Nationalherrschaft zukommt, mit Theil zu nehmen. Dieser Stand der Dinge mußte nun sowohl für unsre Sicherheit, als auch für die künftige Bestimmung der Einwohner der neuen Welt von der größten Wichtigkeit seyn.

Amerika erkannte bald an diesen Maßregeln den Plan zu seiner Unterjochung. Es konnte daher nicht mehr auf die Gerechkeit von Menschen bauen, deren öffentliches und Privat-Benehmen der Gegenstand der allgemeinen Verachtung war; auf Menschen, die ihre Unpartheilichkeit rühmten, gegen das Ministerium eiferten, welches sie vertrieben hatten, obschon sie gleich ihnen, die öffentlichen Einkünfte vergeudeten, und Aemter und Würden entehrten. Die Spanischen Provinzen, selbst mehrere Mitglieder der Central-Junte, die dieß Verfahren mit Widerwillen gesehn, und die ehrgeizigen Ansichten der Menge durch ihr Stillschweigen nicht bestätigt haben, können wir als Zeugen unserer Behauptung nennen. Eben so weise Minister Ew. Majestät und englische Generale und Offiziere, die mit für unsere Europäische Brüder gekämpft, und die Gefahren des Krieges, so wie die unerhörtesten Beraubungen theilten, welche aus dem Unterschleife des öffentlichen Schatzes hervorgingen.

Amerika zeigte sich indessen bei allen diesen Unordnungen mit großer Mäßigung, und erhielt unter sich den brüderlichen Verein, wonach ihr Bestreben ging, und wodurch sie allein im Stande waren, Spanien von dem bevorstehenden Ungemach zu retten. Aber eben diesem brüderlichen Verein opferten sie ihren eignen Vortheil. Als indessen unsere Hoffnungen vereitelt, und die ganze Halbinsel durch den Tyrannen und die Mitglieder der Central-Junte erobert war, was blieb da Amerika anders übrig, als seine verhöhnten Rechte zu rächen, indem sie kein fremdes Ansehen anerkannten, dem die Nation nie freiwillig gehuldigt

haben würde. Amerika würde nie bei einer Repräsentation Selbstständigkeit erlangen, die unvollkommen in sich selbst ihren Ursprung in einem solchen fürchterlichen Augenblick erhalten hätte, wie die Gegenwart war. Eher wäre die Repräsentation dazu geeignet gewesen, statt unsere Beschützerin zu seyn, das Mittel des Ehrgeizes und der Tyranney zu werden.

Unter diesen Umständen hielten es die Einwohner von Carracas für Pflicht, um nicht ihr Gemeinwohl dem Untergange Preiß zu geben, ihre künftige Sicherheit nicht länger mehr den eingesetzten Bevollmächtigten zu vertrauen, die sich schon so in einiger Unabhängigkeit in Hinsicht der Verwaltung der Gerechtigkeit befanden. Die Absetzung dieser Bevollmächtigten war daher der allgemeine Wunsch; er wurde auch erfüllt, und zwar mit dieser Ordnung und dieser Einigkeit, die stets Beweis eines wahren Beweggrundes unseres Entschlusses seyn werden. Amerika auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam zu machen; die Bande der Vereinigung, welche das Ministerium hat auflösen wollen, fester zu schließen, den mächtigen Schutz Ew. Majestät gegen den allgemeinen Feind anzurufen, ein Gouvernement einzusetzen, welches uns gegen Tyranney und Unordnung schützen sollte; im Schutz einer guten Ordnung und einer gerechten Verwaltung den Ausgang des Sturmes abzuwarten, der die Erdkugel jetzt zertheilt, aber hauptsächlich diese Besitzungen ganz und unberührt für einen Oberherrn zu bewahren, dem wir geschworen haben, dieß waren die Wünsche Carracas; dieß sind die Pflichten, die sich die regierende Junte der Stadt selbst aufgelegt hat, dieß wird der unabänderliche Maaßstaab ihres Handelns seyn. Um sich eines Theiles seiner Pflichten zu entledigen, hat es das Gouvernement von Carracas für durchaus nöthig gehalten, Ew. Majestät seinen aufrichtigen Plan mitzutheilen: zum Gemeinwohl auf alle mögliche Weise zu wirken, und alles an-

Digitized by Google

zuwenden, um nicht von den Franzosen unterjocht zu werden, und sich zu einem unpartheiischen, brüderlichen Bunde zu vereinen.

Betrachtet man das Mangelhafte eines rechtmäßigen Gouvernements in der Halbinsel, eben so wie die Ohnmacht dessen, welches besteht, so erscheint Großbritannien vermöge seiner Kräfte als die einzige Nation, welche dazu bestimmt ist, die zerstreuten Theile Amerikas in ein Ganzes zu vereinen. Großbritannien kann bei ihnen Ordnung, Eintracht und auf Vernunft gegründete Freiheit herrschend machen, und wir wagen es auszusprechen, daß es für Großbritannien, seine weise Regierung, seinen Charakter und die persönlichen Tugenden Ew. Majestät nichts Würdigeres gebe. Kein erhabener Zug, deren so viele die Regierung Ew. Majestät denkwürdig machen werden, könnte glänzender seyn, als der, den wir so eben Ew. Majestät anzeigen.

Wir haben das feste Vertrauen, daß Ew. Majestät mit Großmuth die edle Entscheidung der Einwohner dieser Gegend aufnehmen wird, die einstimmig entschlossen sind, eher zu sterben, ehe sie sich dem französischen Eroberer unterwerfen. Das Benehmen Ew. Majestät, die Anstrengungen, die Opfer des Gouvernements und der englischen Nation für die Freiheit des Continents von Europa, sind die sicherste Bürge für den Schutz, den uns Ew. Majestät angedeihen lassen werden. Könnte Ew. Majestät großmüthig die Zeugen unserer Erkenntlichkeit empfangen, und die Segnungen für Dero heiligen Namen, eben so die Bitten, die wir zum Himmel für Dero Ruhm und Glückseligkeit senden, annehmen.

Digitized by Google

Briefwechsel zwischen dem General Hadgson, Gouverneur von Curaçao und dem General Bolivar von Venezuela in Hinsicht der Spanischen Kriegsgefangenen.

Curaçao Haus der Regierung d. 4. Sept. 1813.

Mein Herr!

Da ich erfahren habe, daß viele Europäische Spanier gefänglich zu Guira und Carracas eingezogen worden sind, weil sie an dem letzten unglücklichen Aufstand von Venezuela Theil genommen haben, und daß diese vielleicht zum Tode verurtheilt werden, so wende ich mich an Sie. Nehmen Sie sich ihrer an, weil vielleicht viele aus irrigen Grundsätzen sich Grausamkeiten gegen sie zu Schulden kommen lassen möchten. Achtungswerth ist der, welcher sich der wehrlosen Gefangenen annimmt. Ich bitte Sie deshalb ihnen einen freien Abzug zu gestatten, um die Provinz verlassen zu können. Die Tapfern sind stets gütig.

Ich bin

Unterzeichnet von Hodgson.

Dem Don Simon Bolivar ꝛc.

Antwort.

Im General-Quartier von Valenzia d. 2. Oct. 1813.

Mein Herr!

Ich habe die Ehre, auf den Brief Ew. Excellenz zu antworten, den ich heute erhalten habe, und der auf dem Wege von ihrer Insel nach Guira durch unbekannte Ursachen aufgehalten worden ist.

Die Aufmerksamkeit, die ich einem englischen Offizier

schenken soll in den Angelegenheiten Amerikas, setzt mich in die Nothwendigkeit, ihnen meine Verfahrungsart wider meinen Willen auseinander zu setzen. Die Spanier haben Venezuela im vorigen Jahre mit Ruinen bedeckt; und die größten Verbrechen verübt, die ewig in Vergessenheit hätten bleiben sollen. Indessen ich suche sie hervor, sie, die des Todes werth sind, um sie vor die Augen Ew. Excellenz zu stellen.

Das feste Land Spanien wurde von den Franzosen erobert; Amerika, volkreicher und reicher als jenes, traf Anstalten, einer ähnlichen Bestimmung zu entrinnen. Venezuela setzte eine Junte ein, um die Rechte Ferdinand 7ten zu behaupten. Es bot den auswandernden Spaniern einen Zufluchtsort, und zeigte seine Liebe zur Einigkeit noch mehr dadurch, daß europäische Spanier oft ansehnliche Würden erhielten. Indessen die Spanier vergalten dieß Vertrauen mit schändlicher Treulosigkeit.

Venezuela hat daher die Maaßregel ergriffen, wozu Noth sie brachte. Nehmlich jeder der gegen sie focht, und der in ihre Hände fiel, war des Todes. Wer hätte auch denken sollen, daß die Spanier, die eine solche Aufnahme fanden, denen man so vertraute, daß diese ihre Großmuth mit Feindseligkeit vergelten würden. Sehr natürlich, daß man solche Maaßregeln ergriff; vorzüglich, da sie die Spanier selbst gegen die Franzosen in Anwendung brachten. Die Regence wurde bald nachher in Cadix auf revolutionaire Weise gebildet, der einzige Punkt wohin die Franzosen nicht gedrungen waren; von hier aus sendeten sie ihre zerstörende Befehle, gegen ein freies Volk, das stets in Einigkeit mit einer Nation gelebt hatte, von der es in keiner Hinsicht abhängig war.

Das war der großmüthige Geist, der sich bey der ersten Revolution in Amerika aussprach; hätten Venezuela, Bonos-Ayres, und Neu-Granada nicht gerechte Rache

zeigen können gegen die Henker, die Amerikas schönste Blüthen vernichteten?

Seit 3 Jahrhunderten seufzt Amerika unter der Tyranney; seit 3 Jahrhunderten vergießt Amerika Thränen über seine Reichthümer, die seine Unterdrücker an sich zogen, und wenn die Vorsehung ihnen Gelegenheit giebt, ihre Ketten zu brechen, so ladet es seine Unterdrücker ein, und gewährt ihnen einen Zufluchtsort.

Der wilde Spanier, der an Columbiens Küsten geworfen wurde, ist Urheber aller dieser Greulscenen, die wir heute zu beweinen haben. Sein Eintritt in die neue Welt wurde durch Tod und Verwüstung bezeichnet.

Die Spanier sind eine Nation, denen nichts heilig ist. Im letzten Jahre hatte eine Capitulation den Spaniern alles Land zugesagt, das von Venezuela unabhängig war. Eine friedliche Unterwerfung sollte die Gesinnung des Volks anzeigen. Aber in demselben Augenblick, wo Monteverde den Einwohnern schwor, heilig seine Versprechungen zu erfüllen, die er ihnen gegeben hatte, so sah man auch schon, wie er seinen Schwur brach. Städte wurden verwüstet, Weiber geschändet, alle mögliche Greulthaten verübt. Nur einzelne Schlachtopfer stahlen sich aus den Augen des Tyrannen, und fristeten eine elende Freiheit unter wilden Thieren in Wäldern.

Ew. Excellenz sehen hier das Gemählde der Spanischen Tyrannei in Amerika, welches Verachtung gegen die Henker, und Mitleid gegen die Schlachtopfer erregt. Indessen wir haben keine Seele gesehen, die sich der leidenden Menschheit angenommen hätte; Unter dem Namen Insurgenten wurden eine zahllose Menge dem Tode überliefert, nachdem sie durch die fürchterlichsten Torturen gemartert worden waren. Aber wenn ich diese Tiger mit unserer Güte spielen sah, wenn ich sah, wie sie ungestraft sich aller Greuelthaten erfrechen konnten, so

hielt ich es für meine Pflicht, den heiligen Auftrag zu erfüllen und meine Mitbrüder zu retten, meine natürliche Empfindung zu verläugnen und der Sicherheit meines Vaterlandes eine schädliche Güte zu opfern.

Ew. Excellenz werden in der Zeitung von Carracas Nr. 41 einen schwachen Auszug von den schrecklichen Handlungen sehen, die durch die spanische Grausamkeit erzeugt wurde. Das schreckliche in Paragua durch den verwünschten Zuazola angestellte Blutbad ist eins dieser Handlungen, die die Menschheit so herabwürdigen. Hier wurden Weibern und Männern, Alten und Jungen die Ohren abgeschnitten; sie selbst lebendig geschunden und auf langsame Weise zum Tode gefördert, die ungebohrnen Kinder wurden im Mutterleibe durch Bajonettstiche getödtet.

Indessen Venezuela war nicht allein der Ort der Schlächterei. Das reiche Mexico, Bonos-Ayres und Perou auch das unglückliche Quito waren Fleischbanken, wo die Knochen derer gesammelt wurden, die durch das Eisen starben.

Ew. Excellenz sehen in der Nr. 2 der Zeitung die Grundlage, worauf ein Spanier die Ehre seiner Nation setzt. Ein Brief des Pater Vincent Marquitica bestätigt, daß das Eisen in einem Jahre 12000 Amerikaner schlachtete. Ein spanischer Offizier setzte eine Ehre darin, selbst die Heiligen nicht verschont zu haben, wenn sie Insurgenten-Kleider getragen hätten.

Länger will ich das Gefühl Ew. Excellenz nicht kränken mit diesen entsetzlichen Scenen der Barbarei. Mögen sich Ew. Excellenz auf einen Augenblick in unsere Lage setzen, um das Verfahren gegen unsere Unterdrücker zu bestimmen. Mögen Ew. Excellenz entscheiden, ob wir athmen können so lange Feinde leben? Eine Neigung zu vielen Spaniern zwang mich, sie ganz und gar frei zu lassen. Und wenn ihr Haupt eben dem Schaffot entschlüpft war, standen sie von neuem auf. In den Thälern von Tay und Tacata,

Digitized by Google

wo niemand an Krieg gedacht hatte, haben diese Elenden schon wieder ihre schändlichen Monumente der Grausamkeit erhoben. Frauen, Kinder, Greise sind ihrer Haut beraubt, mit ausgerissenen Augen und Eingeweiden gefunden worden. Bey diesem Anblick kann man nicht glauben, daß die Tyrannen Amerika's eine Menschenart sind.

Es ist daher nicht möglich den Gefangenen die sich hier befinden, Freipässe zu geben, denn fast alle, die diese erhalten haben, sind trotz ihrem geleisteten Eide als Mörder in unbewaffnete Städte eingefallen.

Ew. Excellenz mögen richten, ob die Amerikaner sich ausrotten lassen, oder eine Race zerstören sollen, die, so lange sie leben, auf unseren Untergang bedacht seyn wird.

Ew. Excellenz haben sich nicht geirrt, wenn sie uns ohne Mitleid glauben. Wir haben Mitleid gegen die Caffern in Afrika, aber die spanischen Tyrannen zwingen uns zum Vergeltungsrecht. Die Amerikanische Gerechtigkeit wird stets den Unschuldigen vom Schuldigen unterscheiden, und der erstere wird immer mit Menschlichkeit behandelt werden, die man der spanischen Nation schuldig ist.

Ich habe die Ehre.

Unterzeichnet von Simon Bolivar.

An den Gouverneur von Carrakas ꝛc.

Ein anderer Brief des General Bolivar bestätigt, daß er vergebens die Auswechselung der gefangenen Spanier gegen die Amerikaner vorgeschlagen hat, daß er einer geheiligten Capitulation ungeachtet den Gouverneur Puerto Cacullo mit schrecklichen Arbeiten belastet.

Ew. Excellenz werden (sagt Bolivar) meine unnützen Vorstellungen sehen, die ich dem General Monteverde gemacht habe, um eine Auswechselung und das Leben der Spanier, welches er schändlicher Weise unserm Belieben überlassen hat, zu bewirken.

Digitized by Google

Ew. Excellenz wird ganz erstaunt seyn, daß ich gar nicht einmal eine Antwort von Monteverde erhielt, als ich ihm den Vorschlag machte, 4000 Spanier für 100 und etliche Amerikaner auszuwechseln; dagegen aber der Ueberbringer meiner Vorschläge mit Ketten belastet, und zu schrecklichen Arbeiten genommen wurden,

Dieser scheußlichen Grausamkeiten ungeachtet machte ich den Spaniern den Vorschlag, die in den letzten Schlachten gefangenen Amerikanischen Offiziere gegen Spanische auszuwechseln, die vorher zum Tode verurtheilt waren. Welcher Vortheil dieß für die Spanier war, ist jedem einleuchtend. Ew. Excellenz mögen selbst urtheilen, auf wessen Seite die Güte, auf wessen Seite die größte Hartnäckigkeit war. Wir wollten ihre Mitbrüder retten; sie waren ihre eigene Henker. Ich bitte Ew. Excellenz, mir Mittel gegen diese Ungeheuer anzuzeigen, die weder Ehre noch Nation, noch Tugend ehren. Ich wollte großmüthig gegen sie handeln; indessen diese Barbaren waren zu grausam; sie gingen ihrem eigenen Vortheil aus dem Wege.

Unterzeichnet Simon Bolivar.

Digitized by Google

III.

Beleuchtungen über das Finanz-Bedürfniß Militair-Etat

im zwölften Heft der freimüthigen Blätter 1817.

So vortheilhaft es ist, der Welt reife Ideen mitzutheilen, den Staat wie den einzelnen Bürger desselben mit seinen Vorschlägen und Ansichten zu unterstützen, so nachtheilig ist es zugleich, bei dem besten Willen und einem kernhaften Vortrage über Gegenstände abzuhandeln, welche man nicht kennt oder zu oberflächlich beurtheilt. Der Verfasser jener Vorschläge „über das Finanzbedürfniß," — wird daher erlauben, daß wir seine Ansichten in Hinsicht des Militairs beleuchten, mit dem Lichte der Erfahrung eines mehr Eingeweihetem in diesem Fache. Der edle Zweck jener Vorschläge, „Ersparniß in den verschiedenen Etats," ist nicht zu verkennen. Nur auffallend, allein den Militair Etat vor Augen gehabt zu haben, da der Civil-Etat dem geehrten Verfasser gewiß ein sicheres und besser gekanntes Feld

Digitized by Google

dargebothen haben würde. Dem sei wie ihm wolle, das Gute werde herausgehoben, das Unrichtige verbessert.

„Die Armee wird nämlich vom Staate durch den Min-
„destfordernden und daher in dubio Schlechtestliefernden
„für baares Geld gespeist und gekleidet, welches der
„Staat aufbringt und wovon vielleicht nach Umständen
„50 pro Cent der Armee 50 den Lieferanten zu Gu-
„te kommen können."

Was in dem Nachfolgenden dieses Satzes gesagt wird, davon ist ein kleiner Theil wahr, ein Theil aber übertrieben, ein dritter Theil und das der größere ganz unrichtig. Wahr ist es, daß es besser sein würde, die Fonage und Brodfrucht nach einer Mitteltaxe von den Grundeigenthümern liefern zu lassen, und unmittelbar unter Stats Aufsicht und Vertheilung zu stellen. Dadurch blieb das Geld im Lande, würde ökonomischer für den Staat seyn, und Menschen und Vieh besser verpflegt werden. Demohngeachtet aber ist das frühere Verhältniß mit dem jetzigen nicht zu vergleichen, indem der Soldat in Hinsicht der Qualität des ihm gelieferten noch immer sehr gewonnen hat. Was aber die Bekleidung und Belöhnung anbetrifft, welche der König und also der Staat, statt dem Compagnie-Chef es zu überlassen, selbst durch ein Departement besorgen und durch Kriegs-Komissaire die Verpflegungen berechnen läßt, ist nicht allein weit vortheilhafter für den Soldaten, sondern auch ökonomischer für den Staat.

Gern gäben wir zu, daß in Hinsicht des Personals im Kriegskomissariate eine Verringerung vorgenommen werden könnte, indem die Controllirung vereinfacht und also mehr vertheilt werden müßte. Allein keinesweges ist zuzustimmen, daß das 4te und 5te Departement nebst dem Kriegskomissariate, der Oekonomie entgegen, und das System durch die Compagnie-Chefs sie zu ersetzen vortheilhafter sey. Alles was im Ganzen angeschafft werden kann,

ist um einen billigern Preis zu haben, wie eigene Erfahrungen den Regimentern gelehrt haben wird, welche in den Rheinprovinzen standen, und genöthigt waren, einzelne Gegenstände selbst anzuschaffen. Die Compagnie-Chefs müßten also einen höhern Etat erhalten, als der ist, für welchen das Departement es übernommen hat, — wodurch das Mehr-Personal schon gedeckt wird. — Ist denn aber Oekonomie ganz allein das Ziel jeder Einrichtung? Muß nicht auch auf das Wohl der Einzelnen (welche doch auch zum Staate gehören), — nicht auch auf den Geist der Vervollkommung und Zweckmäßigkeit gesehen werden? Und hier wird jeder Kenner das Militair-System unseres Staats, wie es jetzt besteht, ehren. Sonst war die Compagnie die Quelle der Bereicherung, jetzt das Ziel des Ehrgefühls. Noch vor zehn Jahren, — nach den Worten des Verfassers über das Finanz-Bedürfniß, — war der Soldat ein Gegenstand des Mitleids; jetzt ein Bild der Gesundheit und Reinlichkeit, besser gekleidet und genährt.

Die vormaligen Verhältnisse des Militair-Etats, welche der geehrte bezeichnete Verfasser historisch uns vorträgt, sind allgemein bekannt, — und die Gründe des Umsturzes jenes Verhältnisses zu triftig, als daß noch etwas sich hinzusetzen ließe.

Derselbe schließt nun:

1) Durch das Liquidations-System,
2) durch das Krieges-Komissariat,
3) durch die Rechnungsführer bei den Bataillonen,

sey der Militair-Etat gegen sonst erhöht; — und sagt:

„In diesen Einrichtungen liegen schon einige erwiesene „und nicht unbedeutende Mehrausgaben, die das Liquida„tionssystem allein schon durch seine Verwaltung herbeige„führt hat, und die, sobald man die Ursachen ergründet, „warum der Militairetat jetzt so außerordentlich viel „mehr beträgt, in wichtigen Betracht kommen."

Dies heißt das Gute mit dem Nachtheiligen zu sehr untereinanderwerfen, und aus bloßen ökonomischen Gründen keine Verbesserung aufkommen lassen. Man verwerfe die Fourage- und Brodlieferanten, wie schon oben bemerkt, gestehe aber ein, daß es vortheilhafter ist, für die ganze Armee die Bekleidung durch das Departement besorgen, die Löhnung und Verpflegung durch das Commissariat berechnen zu lassen, und nicht zu genehmigen, daß auf Unkosten der Zurückbleibenden mehre willkührliche Beurlaubungen, — wie sonst, — statt finden. Das Komissariat möge in Hinsicht des Personals beschränkt werden; allein im Felde zur leichtern Verpflegung, und im Frieden zur Regulirung der jetzt mehr als sonst wechselnden Verhältnisse, Versetzungen, Garnisonenwechsel ꝛc. — ist es nöthig und unentbehrlich. Nimmt man nun, was durch Ordnung der Rechnungen, durch Generalankäufe der Materialien ꝛc. gespart wird, so ist es einleuchtend, daß der Etat hierdurch nicht erhöht wird; — in Kriegeszeiten aber im Gegentheil, durch das einmal allgemein eingeführte Requisitions-System im Feindeslande, durch ein gutes Comissariat, Ersparniß gemacht, und unsere Magazine dadurch bestmöglichst geschont werden können.

Die Rechnungsführer bei den Regimentern verursachen ebenfalls keine Erhöhung des Etats, indem ihre Zulage gleich dem Gehalte des Regiments Quartier-Meisters ist; — überdem aber bey dem jetzt oftmaligen Trennen der Bataillone eines Regiments, unentbehrlich sind.

In keinem Fall also ist, — eine besondere Ersparniß zu machen, dadurch einleuchtend bewiesen, daß das jetzt bestehende, so vieles Gute enthaltende System umgeworfen, das alte Unpassende gelobt, oder ein bloßer Wortreichthum an die Stelle gesetzt werden dürfte.

Man muß in den alten Verhältnissen erzogen seyn und in den neuern aufmerksam fortleben, um ein richtiges Urtheil fällen zu können, was um so unpartheiischer seyn

muß, da immer etwas Vorliebe für das alte bleibt, und dennoch das jetzige Militairsystem von jedem Vernünftigen so zweckmäßig gefunden wird. Vollkommen ist Gottlob nichts in der Welt, sonst würde ja jedes Streben des Geistes aufhören; — nur aber das Gute mit dem Bösen nicht zugleich ausschütten, sondern ruhig fortarbeiten, dem Vollkommnen uns zu nähern.

Was der Verfasser des Finanzbedürfnisses über die Medicin-Gelder sagt, ist richtig, und würden wir vorschlagen, besonders in Friedenszeiten, daß ein Capitaine der Lazareth-Commission, die Liquidationen der täglich nöthigen Medicin mit unterzeichnet und im Ganzen controllirt. Die Feststellung der 5 Rthlr. monatlich ist sehr zweckmäßig, — weil sonst das Wünschenswerthe in jeder Kompagnie, eine große Mehrausgabe hervorbringen würde. —

Die Preise von 1806 und jetzt 1818 verglichen, geben ohne weitere weitläuftige Berechnung und Aufstellung wohl den triftigsten Grund des jetzt erhöhten Etats an. Aber sehr irrig ist die Meinung des obigen Verfassers, daß es noch eine Frage sey, „ob das jetzige theuere und feinere Tuch auch dauerhafter sey, als das unter Friedrich II.“

Ein jeder alter Offizier, oder ein wenig Aufmerksamkeit auf seine eigene Kleidung, wird die Frage leicht und befriedigend beantworten. Der geehrte Verfasser beklagt sich Seite 1588 und 1589 jenes Finanzbedürfnisses, „daß die Tücher nicht in jeder Stadt von den Tuchmachern genommen und keine feststehenden Preise aller Militair-Bedürfnisse gehalten würden. Die so nöthige Gleichheit der Qualität und Farbe der Tücher für die ganze Armee verwirft das erstere; — Staatsökonomie das letztere. Zum Ankauf der Tücher werden nicht Lieferanten genommen, die 50 pro Cent nehmen, wie der Verfasser glaubt, sondern Bürger des Staats, die Besitzer von guten Vorräthen sind und die Quellen kennen, gutes Tuch um den billigsten Preiß zu haben. Hier

Digitized by Google

würden wir vorschlagen, festzustellen, mit jeder Einlieferung der Materialien genau zu belegen, daß es inländische Waare sey. Die billigsten Preise bei der Brauchbarkeit der Militairbedürfnisse; väterliche Fürsorge für die Armee; Sicherheit für die Tuchhändler und Handwerker; Ordnung im Liefern und Bezahlen; untrügliche Kontracte über das Gelieferte, — das sind die Grundzüge der jetzigen Verfassung.

Wer wollte läugnen, daß nicht in jenen alten Einrichtungen auch Gutes gewesen sey, und dies beweißt so Vieles aus dem früheren von uns Beibehaltenen. Die Geschichte ist unsere Lehrmeisterin, und gerade durch sie werden wir angewiesen, mit der Zeit fortzugehn.

„Darf oder kann ein Staat mehr kosten, als er „einbringt?"

Dies ist der Anlehnungspunkt des geehrten Herrn Verfassers der Ideen über Finanzbedürfniß; durch das vorhergehende aber noch nicht uns näher gebracht; — ob es die nachfolgenden Vorschläge möglich machen, wollen wir sehen.

Die Ansichten in Hinsicht des Soldes, der Offiziere und des Militair-Fuhrwesens, welche uns der Herr Verfasser vorträgt, Seite 1592 und 1593, sind ein Beweis seiner reifen Beurtheilung derjenigen Gegenstände, wo die Verhältnisse es demselben erlaubten einzudringen, — welches auch die Vorschläge zu den Brodsicherungsanstalten belegen; sind ein Beweis der moralisch richtigen Anerkennung des reinen Strebens der Regierung, das Gute zu befördern.

Die Ansicht über ein stehendes Heer und eine Landesvertheidigung — im allgemeinen — Seite 1594 und 1595 — ist wohl überdacht, durch Erfahrung belegt, und zweckmäßig dargestellt. Diese — allgemeine Ansicht — so vortreflich, wahr und weise, — ist abermals ein Beweis, daß selbst ein denkender und das Gute wollender Schriftsteller in der Wahl der zu behandelnden Gegenstände vorsichtig seyn muß, besonders da, wo nicht blos Denken hin-

Digitized by Google

reicht, sondern eigne Erfahrungen, Kenntnisse des genauesten Details, und aufmerksame Beobachtungen unumstößlich nöthig sind.

1) „Der erste Grundsatz bei Feststellung der Streitkraft „eines Landes ist, die Ausmittelung eines richtigen „Verhältnisses zur Bevölkerung ꝛc. —

Mit dem, was in diesem ersten Grundsatze und nachfolgend gesagt wird, sind wir vollkommen übereinstimmend und führt gerade des Verfassers vortreffliche Ansicht, — daß nicht die Mehrzahl der kämpfenden Nation, sondern die persönliche und allgemeine geistig-militairische Ausbildung für unser Vaterland den Sieg davon tragen kann, zur Widerlegung mancher seiner nachfolgenden Grundsätze.

2) „Die allgemeine Verpflichtung in der Noth zu dienen."

Hier hat sich der Verfasser nicht deutlich genug ausgedrückt, was wir unter der Benennung in der Noth verstehen sollen. Die allgemeine Verpflichtung zu dienen, mit 20, 30 oder 40 Jahren, richtet sich nach den Umständen des Friedens, Krieges, Landesvertheidigung; und als Rekrut oder Friedenssoldat zu dienen, ist eben so Noth, oder nothwendig, als der Kampf in der Schlacht, — da eins ohne das andere nicht bestehen kann.

3) „Ein Jahr wird als Lehrzeit vollkommen hinrei„chen."

Dieser Grundsatz ist nur an dem Arbeitstische aufzustellen, nicht aber auf dem Exercierplatze. Kaum reichen drei Jahre hin, besonders bei der Artillerie und Kavallerie, den Soldaten vollkommen auszubilden, und nur der gerechte Wille unseres Monarchen, daß jeder junge Mensch dem Vaterlande dienen solle, also die allgemeine Verpflichtung, macht eine so kurze Dienstzeit zur militairisch übeln Nothwendigkeit.

Die Landwehr als Beispiel anzuführen, welche bei der jährigen Uebung gezeigt habe, — wie bald die gehörige Me-

Digitized by Google

chanik in den Waffen erlernt wird, ist ein großer Fehlgriff aus Mangel an Sachkenntniß, da sie als Landwehr größtentheils bereits ausgebildet sind, — durch eine frühere Dienstzeit. — Auch die Freywilligen auf ein Jahr sind kein Beweis, daß ein Soldat in einem Jahr völlig ausgebildet werden kann, denn sie erlernen die Sache leichter durch ihre frühere Bildung, und können so als einzelne halbgebildete Soldaten sich in die Masse der Armee unschädlich einmischen. Der einzelne Soldat und seine Mechanik ist aber noch nicht ein Bataillon, ein Regiment, eine Brigade mit der künstlichern Zusammenstellung; — diese nicht eine unnütze Spielerei, Quälerei oder feindliche Potenz, wie der geehrte Verfasser sich ausdrückt, — sondern ein nothwendiges Streben zur vollkommensten Ausbildung, wodurch eine kleinere Armee vor einer größeren sich auszeichnen muß, um das Gleichgewicht zu erhalten.

4) „Gehören gute Bildungsschulen für Officiere und Unterofficiere dazu ꝛc." —

Dafür wird ehrenvoll und belohnend gesorgt.

5) „Hinreichend besoldete Stämme, um die jährlich zur „Lehrzeit eintretende Jugend auszubilden."

Soll wohl in Hinsicht der Jugend Lernzeit heißen, da wahrlich ein Jahr keine besondere Zeit zum Lehren zulassen, sondern jeder Tag des Jahres dazu nöthig seyn würde. Ein besoldeter Stamm bei den Linienregimentern könnte ohne Ungerechtigkeit doch nur aus freiwillig Fortdienenden gebildet werden, um nicht einen Theil der übrigen zu zwingen, länger zu dienen als der andere Theil. Und so sollten dann sechs und dreißig Officiere und einige wenige freiwillig fortdienende Unterofficiere und Gemeine gegen 1200 Rekruten jährlich völlig ausbilden, die Schulanstalten fortführen; die Verwaltung und Disciplin halten; den Wacht- und Felddienst lehren, und die Bataillons-Schule völlig einübend, durchgehen. Die Unmöglichkeit dieser Fode-

rung liegt klar vor Augen, — und also ein vom Herrn Verfasser des Finanzbedürfnisses noch zu lösendes Problem.

6) „Bei gleichen Fähigkeiten auch gleiche Ansprüche auf „Beförderung"

findet glücklicher Weise in unserm Vaterlande schon festen Grund und Boden.

7) „Vorzüglich zahlreiche Stämme für Kavallerie, Artil„lerie und Jäger ꝛc." —

Hier beziehen wir uns auf das schon früher gesagte in Nr. 5.

8) „Wenn die Dienst- oder Lehrzeit der Jünglinge nur „ein Jahr statt hat, so kann solche auch lediglich nur „zum Unterricht angewendet werden und der Wachdienst „muß ganz wegfallen ꝛc." —

Ein Grundsatz, wonach der Verfasser selbst schon die einjährige Dienstzeit als unannehmbar verwerfen muß, da der Garnisonsdienst besonders in Festungen eine der ersten Bedingungen der militairischen Ausbildung ist und bleiben wird.

9) „Die Streitkraft hat nur einen Zweck — Landesver„theidigung. Ich sehe daher die Eintheilung der be„waffneten Macht in stehendes Heer und Landwehr, „nicht als eine mechanische Nothwendigkeit an ꝛc." —

Gern wollen wir glauben, daß nicht jeder es einsehen kann, wie nöthig es ist, daß der Staat ein stehendes Heer und eine Landwehr habe. Zu dieser Einsicht gehört nothwendig die Bekanntschaft mit der Maschinerie des ganzen Militairwesens, die Ueberzeugung, daß bei dem besten Willen eine Landwehr, wie sie zum Vortheil des Bürgers jetzt besteht, es nicht allein möglich machen kann, die militairisch-geistige Vollkommenheit zu erlangen, welche nöthig ist, daß eine Nation von 10 Millionen Menschen, einer andern von 18 oder 20 Millionen Widerstand leisten kann. Aber auch bloße Stämme mit jungen Leuten von einem Jahr

Digitized by Google

Dienstzeit, können dieses militairische Uebergewicht nicht erhalten.

10) „Die jungen Männer müssen zu ihrer Dienstzeit völ-
„lig vorschriftmäßig gekleidet und gerüstet eintreten und
„sich das ganze Jahr darin erhalten ꝛc."

Ein frommer Wunsch, so wie es gut seyn würde, wenn jeder Vater und jede Mutter, die ganz Armen ausgenommen, — für den eintretenden Sohn 40 Rthlr. an das Regiment zahle und nach des jungen Mannes vollendeter Dienstzeit 20 Thlr. zurückerhalte; denn mehr sind die abgetragenen Stücke nicht werth. Auf diesem Wege sparte der Staat freilich jährlich an eine Million, die Bekleidung wäre gleicher, und der Mann verlöre nach dem obigen 10. Grundsatze nichts; — aber wahrlich es bleiben fromme Wünsche, wovon uns unsere Lehrmeisterin, die Geschichte, keine Beispiele aufweisen kann.

Das Zweckmäßige der Freiwilligen aus den gebildeten Ständen, ist von allen schon reichlich anerkannt, um noch etwas darüber sagen zu müssen. Das Gesetz spricht sich hierüber deutlich aus. —

11) „Sold wird während der einjährigen Dienstzeit und
„bei den nachherigen jährlichen Uebungen nur an
„diejenigen gezahlt, die ihn als Hülfsmittel zu ihrer
„Erhaltung bedürfen ꝛc." —

Der, welcher jährlich die ankommenden Rekruten genau beobachtet und ihre Verhältnisse kennen lernt, wird mit uns der Ueberzeugung seyn, daß nur wenige jenen Sold entbehren können. Abgesehn hiervon aber, ist es eine unbedingte Nothwendigkeit, Sold zu zahlen, um bei den weniger gebildeten Mannschaften Ordnung und Disciplin zu erhalten. Noch ist keine Nation so weit gekommen, aus bloßem Ehrgefühl, ohne weiteres Interesse, gebunden zu seyn, dem Staate zu dienen.

Digitized by Google

12) „Jeder Bauernsohn oder sonstiger Besitzer eines „Guts von nahmhafter Größe muß zu Pferde die„nen ꝛc." —

Dieser Grundsatz ist für die Landwehr-Kavallerie anwendbar, in sofern es den Eigenthümer von Pferden trifft, in die Landwehr zu treten, — und ist auch solches in mehren neuen Provinzen, wie z. B. in Neu-Pommern bereits eingerichtet. Wie aber erhalten die Leute, welche von den Kavallerieregimentern zur Landwehr übergehn, ihre Pferde, wenn sie selbst keine haben? — und dennoch sind dies doch wohl die besten Kavalleristen. Von einjähriger Dienstzeit bei der Kavallerie kann gar nicht die Rede seyn, oder der Staat besitzt keine Kavallerie, sondern nur berittene Bauern.

13) „Die militairischen Werkstätten und Montirungs„Arbeiten bei den Regimentern würden eingehen „müssen ꝛc." —

Alte Soldaten, welche sich verpflichtet fort zu dienen, erhalten durch diese Arbeiten eine Unterstützung; junge Handwerker, welche in den Wintertagen und bei schlechtem Wetter nicht exerciren können, üben sich hier in ihrem Handwerke, dereinst darin fort zu arbeiten, und erhalten eine Unterstützung. Wir, die wir die Arbeiten der Militair- und Civilwerkstätten haben oftmals vergleichen können, haben uns fest überzeugt, daß aus ersteren bessere und wohlfeilere Stücke hervorgehen, als aus letzteren. Also der Staat und der einzelne Soldat gewinnt auch hierdurch. Der geehrte Verfasser des 13ten Grundsatzes will, daß niemand zu solchen Arbeiten gezwungen werde, — was auch gegen baare Bezahlung nicht nöthig ist, — schlägt aber weiter hinten vor, „ganze Kavallerieregimenter oder wenigstens einige junge Leute nebst Invaliden zum Ackerbau, — einer schweren Arbeit, — unterzubringen."

14) „Generalstaab, Geniewesen, Kriegesschule zur höhern „Ausbildung der Officiere, sind die Seele einer Armee,

Digitized by Google

„und hier dürfen Beschränkungen nur mit großem „Vorbedacht eingeführt werden ꝛc. — Die Kadetten„häuser sind daher meines Erachtens nicht mehr noth„wendige Bildungsanstalten für Officiere ꝛc."

Die erste Hälfte jenes 14ten Grundsatzes ist unläugbar richtig; aber nur ein blinder Drang nach Einschränkung der Militair-Etats kann die Zweckmäßigkeit und den großen Nutzen der Kadettenhäuser übersehen. Aus ihnen ist eine große Zahl unserer ausgezeichnetesten Vaterlandsvertheidiger hervorgegangen; — sie sind es, welche die vorzüglichsten Lehrer der jungen Mannschaften unserer Armee zutheilen, da sie erzogen und ausgebildet für dieses Fach auch die wahre Art und Weise dieser Mechanik kennen. Wir sind deshalb nicht Willens, den Werth des großen Theils der übrigen so brauchbaren Männer des Officierkorps abzuleugnen, sondern es ist ein Beweis, wie Talent, Fleiß und Ehrgefühl in jedem Verhältnisse sich seine Bahn bricht. Allein die Kriege von 1813, 14 und 15 sind keine Beweise, daß ohne jene früher zum Officier gebildeten Männer das Heer siegte; auch sie haben großen Theil daran. Nur etwas *können* wir in des Herrn Verfassers Ansicht billigen, — das ist der Wunsch, für alle gebildete Stände solche höchst nöthige und nützliche Erziehungshäuser in unserm Staate zu haben. Aber man will ja den Militair-Etat der Staats-Ausgaben verringert wissen: dann freilich muß noch manche nützliche Einrichtung eingehn. Aus der Selbstbekleidung der Armee und Nichtzahlung des Soldes soll nun der Etat hauptsächlich verringert werden. Daß dieses aber zwei noch völlig unmögliche Forderungen sind, wird jeder mit uns einsehn. Der Herr Verfasser der Ideen über das Finanzbedürfniß fährt nun weiter fort, und stellt eine Berechnung der Bevölkerung des Staats und der daraus zu entnehmenden dienstfähigen Mannschaften auf, wobei derselbe sich nur in so fern verrechnet, daß die Menschen bei solchen Aufstel-

Digitized by Google

lungen nicht als bloße Zahlen zu betrachten sind, sondern noch manche andere Rücksichten genommen werden müssen. Man muß bei Aushebungen persönlich gegenwärtig gewesen seyn, um sich zu überzeugen, daß ohne strenge Vorschriften kaum die Hälfte der sich in den nöthigen Jahren befindenden Mannschaften, zum Militär brauchbar ist. Bei der vorjährigen hiesigen Aushebung in Neupommern befanden sich unter acht Hundert und einigen kaum vier Hundert Dienstfähige. Jene Aufstellung der Militairfähigen ist daher erwiesen viel zu hoch, und der größte Theil der Berechnungen des Herrn Verfassers überspannt.

Die Farben des Bildes der Subaltern-Officiere sind zu stark aufgetragen, aber das Gesagte nicht ganz zu verwerfen. Rechtlich und unpartheiisch sind Seite 1612 und 1613 die Ideen des Herrn Verfassers, und wundern uns nur darüber, daß bei so geringem Gehalte der Subaltern-Officiere es nicht unbillig gefunden wird, nach Ueberschreitung jener Grade der Einschränkung, das Gehalt der höhern Grade noch verringert wissen zu wollen.

Am Schluß der Seite 1613 wird gesagt:

„Ich halte dafür daß das stehende Heer keinen andern „Zweck haben kann, als daß es die Bildungsschule für „die eigentliche Streitkraft ist ꝛc." —

Sehr richtig, — nur kann diese Bildungsschule mit Leuten von einjähriger Dienstzeit, Selbstbekleidung, ohne Sold, und alles auf bloße Stämme gesetzt, nie bestehen, aus schon besagten und folgenden Gründen.

1) Eine einjährige Dienstzeit bildet keine Soldaten, die Lehrer und Muster der übrigen Vertheidiger des Vaterlandes seyn könnten. Sie bringt nicht die militairische Vollkommenheit hervor, daß wir durch sie die geringere Anzahl der Kämpfenden, in Vergleich der übrigen Staaten, ersetzen zu können hoffen dürfen.

Digitized by Google

2) Stämme durch freywillige fortdienende Mannschaften, verbunden mit einem so schweren Dienst des alleinigen immerwährenden Unterrichts sind in gehöriger Anzahl für so viele Bataillone nicht zu bilden, da weder Invaliden noch Halbinvaliden hierzu genommen werden können.

3) Eine Selbstbekleidung ist ohne ungerechte Dazwischenkunft und Härte eine Unmöglichkeit und würde nur zum Besten des Staats den Unterthan belasten, um ihm durch den Staat eine allgemeinere Last zu erleichtern. Also keine Hülfe.

4) Ohne Sold und Verpflegung aus seinen ihn ernährenden bürgerlichen Verhältnissen den Mann herausnehmen, wäre doppelt hart, und wenn es nur auf acht Tage ihn träfe. Als Soldat kann der Mann jetzt recht gut leben, das sehen wir an der Verbesserung seines Gesundheitszustandes; — ohne Sold müßte er also die Last tragen, sich ohne Verdienst zu erhalten. Dies wäre weit härter, als eine vermehrte regelmäßige auf alle vertheilte Abgabe. Ueberdem sind wir, wie schon gesagt, noch nicht so weit, ohne Sold, den guten Geist und eine strenge Disciplin erhalten zu können.

Seite 1615 und 1616, wo der Verfasser über Landwehr spricht, stimmen wir mit demselben dahin überein, daß zu wenig Lehrer in der Landwehr während der Exercierzeit gegenwärtig sind, um Rekruten zu exerciren und alte Soldaten in der Mechanik fortzuüben. Unser Vorschlag ist daher um dem Staate keine Unkosten zu machen, — während der Exercierzeit der Landwehr, von jedem Linienregimente 12 Offiziere (von den agreirten) und zwölf Unteroffiziere (die ältesten) — zu den Landwehr-Regimentern ihrer Provinz zu kommandiren. Dies bezieht sich auf Infanterie und Kavallerie, und müssen wir für letztere noch die Bemerkung machen, daß nach der Ernte das freiwillige Stellen einiger

Digitized by Google

Pferde, die, wie die Erfahrung gezeigt, besser abgeliefert werden als sie ankommen, — kein Zwang genannt werden kann.

Das Nichtgleichbleiben der Grundsätze des Herrn Verfassers über das Finanzbedürfniß, ist nicht zu übergehen und muß durchaus hier vor Augen gelegt werden. Derselbe legt einigen Gliedern des Staats die Verpflichtung und den Zwang auf, beim Eintritt als Soldat für 40 — 50 Rthlr. sich selbst zu kleiden, und während der ganzen einjährigen Dienstzeit ohne Sold zu dienen, — hält es aber für eine Härte und Ungerechtigkeit, diejenigen Bürger des Staats, welche 4 — 5 Pferde besitzen, aufzufordern gerade nach der Ernte, — ein Pferd auf 4 Wochen zum Exerciren ihrer Söhne und Brüder zu geben; — während welcher Zeit man obenein die Fourage spart.

Derselbe Verfasser will, daß jeder Mann nur ein Jahr diene, — und behauptet selbst, daß ein Kavallerist und Artillerist in einem Jahr nicht ausgebildet werden könne und also länger dienen müsse. Welche Härte also, wenn ein Drittel der Armee zwey, drey Jahre dienen sollte, — während zwei Drittel nur ein Jahr dienten.

Der geehrte Verfasser will, daß kein Soldat zu den Militair-Werkstätten gezwungen werden solle, schlägt aber vor, ganze Kavallerieregimenter zum Ackerbau zu verwenden.

Seite 1619 wird gesagt:

„Jedes Landwehrregiment vereinigt übrigens jetzt die drei „Hauptwaffen in sich: Fußvolk, Reiter und Artillerie. „Ob es nicht besser seyn dürfte, diese Waffen zu trennen „und jede in besondere Regimenter zu vereinigen ꝛc."

Dies ist dem sonst so geistreichen Verfasser zu verzeihen, da derselbe nicht Militair ist und seyn kann, sonst wissen würde, wie die Bestimmung zur Uebung jeder einzelnen Waffenart bereits höhern Orts festgesetzt ist.

Fortgebaut auf die Idee die Armee in Stämme zu theilen, stellt der Herr Verfasser Seite 1621 das Ideal

Digitized by Google

eines Bataillons auf. Abgerechnet daß eine solche Stammeintheilung schon militairisch höchst unzweckmäßig seyn würde, ist auch die neuere Eintheilung zu fünf Compagnien ꝛc. unserer jetzigen so bewährten taktischen Bewegungen und Zusammenstellungen zuwider, und wird jeder mit uns überzeugt seyn, daß zu solchen förmlichen Umstoßen unserer taktischen Maschine wenigstens ein erprobter Taktiker gehöre. Das Historische der abwechselnden Eintheilungen der Armee, wie der Herr Verfasser sie aufstellt, übergehen wir, da sie zu allgemein bekannt sind. Dahingegen die Ansicht der zwei Hauptursachen zur Eintheilung des Heeres: für den Frieden und für den Krieg Seite 1630, sehr richtig und durch den geistreichen Herrn Verfasser aus der allgemeinen Bestimmung eines Heeres zweckmäßig entnommen sind.

Um nicht in denselben Fehler zu verfallen, wodurch gegenwärtige Beleuchtungen entstanden, berühren wir genau nur die Gegenstände, wovon Kenntniß und Erfahrung uns eine zweckmäßige Ansicht geben konnten. Alles übrige der Ideen über Finanzbedürfniß, — der Abgabe, Domainen, Magazine ꝛc., die meiner geringen Ansicht in diesem Fache nach, sehr viel Gutes enthalten, übergehe ich aus obigem Grunde, und berühre nur noch folgende Fragen: bei der Anlage von Militair-Kolonien:

Der Verfasser sagt Seite 1602:

1) „Alle landesherrliche Institute, die ein bürgerliches Ge„werbe treiben, sind sehr kostspielig, ich wüßte keins, was „sich durch Erfahrung vortheilhaft bewährt hätte;" — und verwirft die militairischen Werkstätte. Sollten militairische Werkstätte mit militairischen Anbauten nicht viel Aehnliches haben?

2) In Rußland stehen dem Staate tausende von unangebauten Morgen zum Anbau offen; Wo nimmt unser Staat die zusammenhängenden Felder her? In Rußland

Digitized by Google

gewinnt die Staatskraft durch Anbau seiner Steppen, unser Staat kann seine Bevölkerung zu keiner überwiegenden Zahl, in Vergleich der übrigen Staaten, bringen. Dies Uebergewicht kann nur durch geistige und militairische Ausbildung hervorgebracht werden.

3) Würde der einjährigen Dienstzeit das Verwenden der jungen Mannschaft aus der Kavallerie zur Dienstleistung beim Ackerbau nicht entgegen handeln? —

Der Selbstanbau des militairischen Verpflegungsbedarfs ist eine schöne Idee und würde die Ausführung sehr belohnend seyn, nur auf einem andern Wege.

Gewiß wird der geistreiche Herr Verfasser über das Finanzbedürfniß, bey dem reinen Willen und gebildeten Geiste uns noch Mittel und Wege zeigen, jenes schöne Ziel einer Finanzverbesserung des Staats zu erreichen.

Das bis jetzt gesagte in den Ideen über Finanzbedürfniß enthält zwar viel Gutes, ist aber theilweise nicht hinreichend, theilweise völlig unausführbar.

Fr. v. Fischer, K. Pr. Major.

IV.

Merkwürdiger Prozeß

des

D. Carlos von Oestreich, Prinz von Asturien.

Ausgezogen aus der Histoire critique de l'inquisition d'Espagne von Llorente.

Erster Abschnitt.

Leben und Eigenschaften dieses Prinzen.

I. Ganz Europa stehet in dem Glauben, daß Philipp II. die Inquisition von Spanien gegen D. Carlos v. Oestreich, seinen einzigen Sohn, Prinz von Asturien, den nächsten Erben seiner Krone, anerkannt, als solcher durch den Schwur der Repräsentanten der Nation in der General-Versammlung der Landstände, welche im Jahre 1560 zu Toledo statt fand, angereizt habe; daß diese Inquisitoren den unglücklichen Prinzen sogleich zur Todesstrafe verurtheilt habe, und daß nur die Meinungen über die Art der Strafe, welche seinem Leben ein Ende gemacht, verschieden waren.

Einige Schriftsteller sind sogar so weit gegangen, Unterredungen, welche über diesen Gegenstand zwischen Philipp II. und dem General-Inquisitor; zwischen D. Carlos von Oestreich und anderen Personen statt gefunden haben sollen, mit solcher Dreistigkeit zu erzählen, als wenn sie bei diesen Unterhaltungen zugegen gewesen wären; ja sie haben sogar mehrere Urtheilssprüche angeführt, als wenn sie dergleichen wirklich gelesen hätten. Es hat mich nicht befremdet, daß der Abbé von Saint-Real, Mercier, Langle und andere, welche den Romanen so gern den Anstrich und Namen wahrer Geschichten geben, diesen Gegenstand auf solche Art bearbeitet haben; der, welcher mich aber am meisten in Erstaunen gesetzt hat, ist Gregorio Lati: wie konnte dieser Schriftsteller, (nachdem er gesagt hatte, man müsse nie den Erzählungen von so wichtigen Begebenheiten leichtsinnig Glauben beimessen,) damit endigen, daß er alle diese unwahrscheinlichen Erzählungen, welche er gelesen hatte, im vollen Ernste für die seinigen ausgab! Er hat dieses Ereigniß mit einer Ausführlichkeit erzählt, als wenn er Zeuge der kleinsten Nebenumstände, die es begleiteten, gewesen wäre.

Was mich anbetrifft, so ist Wahrheit der einzige Zweck, den ich mir vorgesetzt habe, und ich kann versichern, daß ich deßhalb bemüht gewesen bin, alle nur mögliche Nachforschungen in den Archiven der Inquisition und anderwärts ausfindig zu machen; ich glaube sie gefunden zu haben und erkläre meinen Lesern mit voller Ueberzeugung, daß gegen die Person des D. Carlos von Oestreich nie ein Verfahren der Inquisition statt gefunden hat, noch ein Urtheil gesprochen worden ist; es war eine blos vorgefaßte Meinung gegen diesen Prinzen: sie entstand durch die Staatsräthe, denen der Kardinal D. Diegue Espinosa, ehemaliger Liebling des Königs, vorgesetzt war: da dieser Mann nehmlich zugleich General-Inquisitor war, so hatte dieser Umstand

jenem Gerüchte Eingang verschafft. Hierzu kamen noch die religiösen Angelegenheiten in Flandern und wirkten auf die öffentliche Meinung, so wie das Projekt, in diesem Lande eine Inquisition zu errichten; und endlich der Tod des Grafen Egmont, des Marquis v. Horn, des Baron von Montigny, seines Bruders und des Marquis von Berg, welche enthauptet wurden. Alle diese Männer waren angesehene Herren in den Niederlanden; die beiden erstern Ritter des goldenen Vliefes und Verwandte souverainer Fürsten Europas; einer derselben war sogar souverainer Prinz der dritten Klasse in Deutschland.

II. D. Carlos von Oestreich verlor sein Leben durch ein von Philipp II., seinem Vater, bestätigtes mündliches Urtheil; aber das Inquisitionsamt hatte keinen Theil daran. Diese Thatsache könnte mich weiterer Erörterungen überheben; denn ich will nicht die Geschichte der politischen Ereignisse in Spanien, sondern bloß die, welche die Inquisition betreffen, schreiben, da aber die meisten Schriftsteller Europas darin übereinstimmen, zu behaupten, daß die Inquisition den D. Carlos verurtheilt habe, so glaube ich doch: daß es das beste Mittel, vom Gegentheil in diesem Falle zu überzeugen, sey: die Wahrheit der Thatsachen kennen zu lehren.

III. Hat ein Vater ein Recht gehabt, unerbittlich zu seyn, so ist es Philipp II. Zwar habe ich seine Strenge nicht billigen können, welche mir die Natur zu beleidigen scheint; denn welcher Verbrechen sich auch ein Sohn schuldig gemacht haben mag, kann eine beständige Gefangenschaft ihn nicht hindern, sie von neuem zu begehen? Aber ich bin fest überzeugt, daß der Tod dieses Ungeheuers ein Glück für Spanien gewesen ist: ich kann dem nicht beipflichten, was einige unzuverlässige Schriftsteller sagen, wenn sie ihn als einen jungen Prinzen vom liebenswürdigsten Charakter darstellen, indem sie ihm Eigenschaften beilegen, die er nie

Digitized by Google

besessen hat, und ihm dagegen die absprechen, die er wirklich hatte; indem sie ihm einen heimlichen Liebeshandel mit seiner Stiefmutter andichten, welcher nie statt gefunden hat, als in der Feder des Franzosen, welcher die Tugend einer Königin, deren Ehre durch keinen Fleck besudelt werden konnte, und deren Tod nach den Gesetzen der Natur, nicht aber durch Vergiftung erfolgte, zweideutig zu machen gesucht hat. Philipp II. war boßhaft, heuchlerisch, unmenschlich, unerträglich, kaltblütig, grausam, und fähig, seine Gattin zu tödten, wenn er es seinem Interesse für angemessen gefunden oder wenn er Bewegungsgründe dazu gehabt hätte; aber diese Eigenschaften Philipps sind noch kein Beweis, daß er ein ähnliches Verbrechen ohne einen wirklichen oder erdichteten Bewegungsgrund begangen habe; dieser Bewegungsgrund hat nun aber nie statt gehabt. Die Königin Elisabeth hat nie den geringsten Anlaß gegeben; sie hat weder je Briefe an D. Corlos geschrieben, noch ihm je durch einen Vertrauten Briefe zugesandt, und nie mit ihm allein gesprochen. Die französischen Schriftsteller, bekannt durch eine einsichtsvolle und umsichtige Kritik, wie der Präsident von Thou, haben es mit Sorgfalt vermieden, ihre Geschichten mit solchen unrecht angebrachten Schwänken zu besudeln, aber die Romanenschreiber und Dichter haben sich nicht gescheuet, Zweifel gegen Philipp aufzustellen, welche sie gegen die Tugend einer, alle Achtung verdienenden französischen Prinzessin, erwecken mußten. Ich will itzt eine Schilderung des D. Carlos nach den erhaltenen urschriftlichen und zuverlässigen Datis entwerfen, woraus man sich überzeugen wird, daß das, was ich vorher gesagt habe, mit der strengsten Wahrheit übereinstimmt.

Don Carlos wurde zu Valadolid am 8ten July 1545 gebohren. Er verlor seine Mutter, Marie von Portugall, Princessin von Asturien, vier Tage nach seiner Geburt. Karl V., sein Großvater, sah ihn fast nie, als im Jahre

1417, in der Periode, als er der Krone entsagte und sich in das Kloster St. Juste oder de Yuste, in Estremadura, zurückzog. Damals sah dieser Monarch auf der Durchreise durch Valadolid seinen Enkel, welcher das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte. Es ist falsch, daß Karl V. diesen Prinzen erzogen und sein Herz gebildet habe; wie sollte er dies gekonnt haben, war er nicht als Kaiser fast beständig seit der Geburt des Prinzen in Deutschland, Flandern, Italien und Frankreich? aber wahr ist es, daß dieser Monarch während seiner Reisen immer darauf bedacht war, seinem Enkel gute Lehrer zu geben; beide Dinge widersprechen sich keineswegs. Der junge Prinz war damals neun Jahr alt und sein Vater war zu Corogna im Begriff, sich nach England überzuschiffen, als Karl V. unterm 3ten Juli 1554 von Deutschland aus einen Brief schrieb, in welchem er (außer andern Lehren, die er für seinen Enkel bestimmt,) von einem gewissen D. Honoré de Juan, einem Edelmann aus Valencia und am Hofe des Kaisers angestellt, einem der größten Schulmänner seiner Zeit und nachherigen Bischof von Osma, redet *).

D. Carlos liebte die Wissenschaften nicht; man siehet davon einen Beweiß in einem Briefe seines Vaters d. d. Brüssel den 31ten März 1558, worin dieser Prinz dem Lehrer für die Sorgfalt dankt, mit der er seinem Zögling Geschmack am Studiren einzuflößen und ihm zugleich die Grundsätze der Moral einzuprägen sucht; er fordert ihn auf, ferner nach diesem Plan zu verfahren, und setzt hinzu: „Dies muß geschehen, denn D. Carlos macht nicht solche „Fortschritte, als er wohl sollte, dies würde nicht unnütz „seyn; ich schreibe auch dem D. Garcia, daß er wohl Ach-

*) D. Vater Kircher hat diesen Brief in seiner Schrift mit aufgenommen, welche den Titel führt: Principis christiani archetipan politicum.

Digitized by Google

„tung geben soll auf die Wahl derjenigen, die den Prin„zen sehen und mit ihm umgehen. Man sollte ihm lieber „mehr Geschmack am Studiren beibringen, als ihm andere „Dinge in den Kopf setzen *)."

Philipp hatte seit langer Zeit eine schlechte Meinung von dem Charakter seines Sohnes bekommen; es war ihm hinterbracht worden, daß der Prinz Unterhaltung daran fände, eigenhändig junge Kaninchen, die man ihm von der Jagd brachte, zu erwürgen, und daß es ihm große Freude zu machen schien, ihren Verzuckungen und Sterben zuzusehen. Fabian Estrada schreibt, daß dasselbe von einem venetianischen Gesandten bemerkt worden sey **).

V. Zwischen Frankreich und Spanien war ein Krieg ausgebrochen und im Monat August 1558 stand man im Begriff, sich eine Schlacht zu liefern; nichts desto weniger beschäftigte man sich in einer besondern geheimen Conferenz, welche in der Abtei Corpan statt hatte, mit Friedensunterhandlungen. Die Bevollmächtigten kamen wegen der Präliminarien überein; einer der Artikel enthielt, daß D. Carlos, sobald er das nöthige Alter würde erreicht haben, die Isabelle, Tochter Heinrichs II., Königs von Frankreich, heirathen solle; der Prinz war 13, die Prinzessin 12 Jahr alt; sie war am 2ten April 1546 gebohren. Dieser Umstand, verbunden mit dem Gebrauche damaliger Zeit: die Friedens-Präliminarien im Augenblick des Beschlusses auch bekannt zu machen, widerlegen alles, was man von der Liebe der jungen, zwölfjährigen Prinzessin zu dem dreizehnjährigen

*) Dieser ganze Brief befindet sich in dem vornangegebenen Werke des P. Kircher.

**) Estrada: Decados des guerres de Flandre, decada X, I, 7.

Digitized by Google

Prinzen gesagt hat, was um so weniger möglich zu seyn scheint, als sie nicht einmal das Portrait des Prinzen besaß, von seiner Erziehung aber sehr ungünstige Nachrichten erhalten hatte. Als sich Karl V. in seine Einsamkeit zurückzog, hat man ihn sagen hören: es scheine ihm, daß sein Enkel sehr lasterhafte Anlagen zeige. Man will sie der Erziehung zuschreiben, die ihm sein Onkel und seine Tante geben ließen; der erstere war Maximilian, König von Böhmen, nachheriger Kaiser, verheirathet mit Marie, Schwester Philipp II., die andere Johanne von Oestreich, apanagirte Wittwe von Portugall. Diese beiden Verwandten hatten von Philipp den Auftrag, während seiner Reisen die Sorge für seinen Sohn zu übernehmen; auch hatte er sie zu Landes-Gouverneurs ernannt. Sie waren auch sehr thätig für die Gesundheit und physische Leibesbeschaffenheit des Prinzen besorgt, hatten aber ganz unterlassen, seine heftigen Neigungen zu unterdrücken, und sich in Absicht der Sorge für die Bildung seines Charakters gänzlich auf seinen Gouverneur, D. Garcia von Toledo, Bruder des Herzogs von Alba, so wie auf den D. Honoré v. Juan, seinen Lehrer, und den Doktor Suarez von Toledo, seinen ersten Almosenpfleger, verlassen.

VI. Die geheimen Friedens-Präliminarien hatten den endlichen Traktat zur Folge, welcher am 8ten April 1559 zu Cambrai abgeschlossen wurde; in diesem Zwischenraume ereignete sich eine höchst wichtige Begebenheit. Marie, Königin von England, Gemalin Philipp II., starb am 17. November 1558. Dieser Monarch war nun frei, erst 32 Jahr alt, während sein Sohn kaum 14 Jahr war; Heinrich II., König von Frankreich, glaubte daher das Schicksal seiner Tochter sehr zu verbessern, wenn er sie mit einem Könige verheirathete, und die Folge hat gelehrt, wie sehr er recht hatte, indem Philipp noch 48 Jahre nach dieser Epo-

Digitized by Google

che, von welcher ich rede, lebte, und die Prinzessin daher sehr lange auf die Krone hätte warten müssen. Man beschloß daher im 27sten Artikel des Friedenstraktats die Verheirathung der Isabelle mit Philipp II. und sprach weiter nicht von dem geheimen Artikel, welcher in den Präliminarien aufgenommen war. Alles, was man von dem Widerwillen der Isabelle gegen Philipp gesagt hat, ist nicht nur eine Muthmaßung, sondern es ist sogar unmöglich, eine Wahrscheinlichkeit für diese Idee aufzufinden, weil der König von Spanien keinesweges alt war, obgleich man das Gegentheil behauptet hat, und überdem ist zu glauben, daß es der jungen Prinzessin ganz unbekannt geblieben ist, daß man den Plan entworfen hatte, sie mit einem jungen Prinzen zu verheirathen, der seines geringen Alters wegen ihr Gemal noch nicht werden konnte.

VI. Die Verlobten wurden am 2ten Februar 1560 zu Toledo ehelich verbunden; D. Franz von Mendoza und Bobadilla, Cardinal, Erzbischof von Burgos verrichteten die Einsegnung; D Carlos, Sohn des Königs, diente dem Vater, die verwittwete Prinzessin von Portugall der Königin als Zeuge. Man hielt damals die allgemeine Reichs-Versammlung; die Mitglieder desselben leisteten dem D. Carlos am 22sten desselben Monats den Eid der Treue und erklärten ihn zum Thronfolger nach seinem Vater. Die Königin konnte dieser Ceremonie nicht beywohnen, weil sie, unmittelbar nach der Hochzeit, von den Pocken befallen wurde, D. Carlos war gleichfalls einige Tage vor der Ankunft der Königin in Spanien von einem Quartanfieber krank geworden. Obgleich diese Krankheit ihn nicht verhindert hat, spazieren zu reiten und der Reichsversammlung am Tage der Huldigung beizuwohnen, so gehet doch aus den hinterlassenen Nachrichten der gleichzeitigen Schriftsteller hervor, daß er mager, schwach und bleich gewesen ist.

Digitized by Google

Dieser Umstand nimmt dem erdichteten Gemälde von schönem Ansehen seine Farben und macht die vorgehabte Reise, welche Saint-Real und Mercier ihm andichten, um der Königin bis Alcala de Henares entgegen zu gehen, zweifelhaft. Philipp II. befand sich in einem Alter von 33 Jahren sehr wohl, und die Königin konnte wohl nicht, aus einer schwachen oder gar nicht existirenden Zuneigung, zu Gunsten eines Prinzen, dessen Aeußeres ein bleiches und krankes Gepräge hatte, auf den Glanz des Thrones Verzicht leisten. Sie hatte außerdem Beschäftigung genug mit ihrer eignen Lage, die ihr ihre Schönheit gänzlich zu vernichten drohte.

VIII. Nachdem sie wieder hergestellt war, hatte sie ohne Zweifel die vernachläßigte Erziehung des Prinzen, seine moralischen Eigenschaften und seinen unerträglichen Stolz kennen gelernt. Sie wußte, wie schändlich er seine Leute sowohl mit Worten als Thaten behandelte; daß er, wenn er in Hitze gerieth, alles in Stücken zerbrach, was er fassen konnte; auch war sie höchst wahrscheinlich von der Art, wie der Prinz am Tage der Huldigung sich gegen den achtungswerthen Herzog von Alba betragen hatte, unterrichtet worden. Dieser hatte nemlich alles zu besorgen, was auf das Ceremoniel des Reichstags Bezug hatte, und die große Menge von Geschäften, die ihm dieses Amt an diesem festlichen Tage auferlegte, war die Ursache, daß er vergaß, sich vor dem D. Carlos in dem Augenblick einzufinden, wo er seinen Eid ableisten sollte; man suchte und fand ihn bald; aber der junge Prinz war wüthend, und beleidigte ihn so sehr, um ihn dahin zu bringen, daß er die Achtung, die er ihm schuldig war, aus den Augen setzen möchte. Der Vater zwang ihn, sich bei ihm zu entschuldigen; aber es war nicht mehr die Zeit dazu; sie haßten sich tödtlich ihr ganzes Leben hindurch.

Digitized by Google

IX. Ich habe in keinem der handschriftlichen Memorien, welche ich zu erhalten Gelegenheit hatte, etwas gelesen, was mir die geringste Wahrscheinlichkeit für die Existenz einer zärtlichen Zuneigung des D. Carlos für die Königin gegeben hätte; man findet darin durchaus nichts, was zu dieser, von Fabel- und Romanschreibern erdichteten Meinung Veranlassung geben könnte; da die Zeit, wo man jene der Lügen hätte anklagen können, schon verflossen war, so mißbrauchten sie einen Artikel der 1558 abgeschlossenen Präliminarien, von welchen der Prinz, wie zu glauben ist, wohl nie etwas erfahren hat: alles, was sie von Portraits gesagt haben, ist ungewiß; D. Carlos konnte nicht verliebt werden in die Königin, bevor er sie gesehen hatte; und es ist eben so wenig wahrscheinlich, daß diese Neigung während der Paroxismen des Quartanfiebers in seinem Herzen entstanden wäre.

X. Kaum war er wieder hergestellt, die Königin aber noch in der Genesung, als ihn der König nach Alcala de Henares sandte. Er ließ ihn begleiten durch den D. Johann von Oestreich, seinen Onkel, und durch Alexander Farnese, Erbprinz von Parma, seinen Cousin; auch waren der Hofmeister, der Lehrer und der Almosenpfleger, derer schon oben erwähnt ist, mit ihm, so wie die nöthigen Kavaliere und Bedienten. Die Absicht des Königs ging dahin, die Gesundheit seines Sohnes durch diese Reise, wo er reinere Luft einathmen und mitten auf dem Lande, ganz entbunden von dem Lärm und der Etiquette des Hofes, leben konnte, zu stärken. Dieser Monarch wünschte auch, daß sein Sohn sich einigermaßen den Wissenschaften widmen möchte; denn er hatte darin so wenig Fortschritte gemacht, daß er noch nicht einmal das Lateinische verstand, und D. Honoré de Juan hatte ihm, da er seine große Abneigung gegen das Erlernen irgend einer andern Sprache,

Digitized by Google

als der seinigen, bemerkte, bloß Unterricht im Spanischen gegeben.

XI. Am 9ten Mai 1562 fiel D. Carlos, der damals 19 Jahr alt war, von einer Treppe seines Palais, er rollte mehrere Stufen hinab und bekam an verschiedenen Theilen des Körpers Wunden, vorzüglich am Rückgrade und am Kopfe, deren einige tödlich zu werden schienen. Sobald der König von diesem Vorfall Nachricht erhielt, reiste er eiligst zum Prinzen, um ihm die nöthige Hülfe zukommen zu lassen; er befahl unter andern allen Erzbischöfen, Bischöfen und andern kirchlichen Obern, so wie den Kapiteln, Fürbitten für die Herstellung seines Sohnes zu veranstalten. Da der Monarch ihn schon dem Tode nahe glaubte, so ließ er den Leichnam des gottseligen Diego, eines Franciskaner Laien-Bruders, mittelst dessen Gott, wie man sagte, sehr große Wunder gethan haben sollte, herbeiholen. Dieser Leichnam wurde über den des D. Carlos aufgestellt, und da der Prinz von diesem Augenblick an zu genesen anfing, so schrieb man dies dem Schutze des heiligen Diego zu, welcher bald nachher auf den Antrag Philipps unter die Zahl der Heiligen versetzt wurde. Ich muß noch bemerken, daß der Prinz der Sorgfalt des sehr berühmten Arztes André Basilio, Leibarztes des Königs, aus Brüssel gebürtig, übergeben war; da dieser wahrgenommen hatte, daß durch die Wunden und Verletzungen, welche D. Carlos am Kopf erhalten, sich eine bedeutende Menge Wasser daselbst angehäuft hatte, so hielt er den Tod für unvermeidlich, wenn man nicht durch eine Operation das Gehirn davon zu entledigen suchte; er öffnete daher den Hirnschädel, ließ alles Wasser herauslaufen, und rettete den Kranken. Der Prinz wurde indes doch nicht ganz vollständig hergestellt; es blieb eine Art Schmerzen und Schwäche zurück, die ihn nicht nur hinderte, sich dem Studium mit einigem Eifer zu widmen, sondern ihm auch bisweilen eine gewisse Unordnung

Digitized by Google

in seinen Ideen hervorbrachte, welche seinen Charaktor noch unerträglicher machte. Waren dies etwa die vortreflichen Anlagen, die zärtliche Gefühle in dem Herzen einer tugendhaften Prinzessin hervorbringen konnten?

XII. D. Carlos kam im Jahre 1564, seiner Lehrer entlassen, an den Hof zurück: Philipp belohnte den D. Honoré de Juan dadurch, daß er ihn zum Bischof von Osma ernannte. Die ächte Frömmigkeit und der sanfte Charakter, dieses Prälaten hatten das Herz des D. Carlos so eingenommen, daß die Trennung des Lehrers und des Zöglings die Freundschaft und das Vertrauen, welche der Prinz für den Bischof hatte, nicht unterbrach; man sieht davon einen Beweis in seinen Briefen, welche uns zugleich eine sehr wenig vortheilhafte Meinung von seinen Talenten und von seinem genossenen Unterricht geben. Man bemerkte, daß er oft seine Phrasen unvollendet ließ und daß er oft einen Begriff ausdrückte, der von dem, welchen er ausdrücken wollte, ganz verschieden war. Er endigt einen seiner Briefe an den Prälaten mit folgenden Worten: „Ich endige: den 23sten Januar 1565; Euer sehr großer „der stets thun wird was Ihr mir befehlen werdet: Der „Prinz ..." Hier ist noch der ganze Inhalt eines andern seiner Briefe: „An meinen Lehrer den Bischof: Mein Lehrer: Ich habe Euern Brief im Walde erhalten. Ich befinde mich wohl. Gott weiß, wie sehr ich mich freuen „werde, Euch bald mit der Königin zu sehen *). Laßt „mir wissen, wie Ihr Euch dabei befunden habt; und ob „es viel Kosten verursacht hat. Ich bin nach Almeda a „Buitrago gegangen und das scheint mir sehr gut. Ich

*) Dies ist eine Anspielung auf die Reise, welche die Königin nach Bayonne machte, um sich mit ihrer Mutter in politischen Angelegenheiten, wegen der Ligue zu besprechen. Diese fand im Jahr 1565 statt.

„ging in zwei Tagen in den Wald, ich bin jetzt hierher zu„rückgekommen in zwei Tagen, wo ich, seit dem Mittwoch „bis heute bin. Ich befinde mich wohl, ich endige. Vom „Lande den 2ten Juni. Mein bester Freund den ich in „dieser Welt habe; ich werde alles thun was Ihr mir be„fehlet: ich der Prinz ..." Er schließt mit eben diesen Worten einen andern, am Johannistage geschriebenen Brief; das Ende dieses Briefes ist nicht wenig kauderwelsch *).

XIII. Dieser Prinz hatte so viel Anhänglichkeit für den Bischof, daß er den Pabst um ein Breve für ihn ersuchte, welches ihm erlaubte, sechs Monat hindurch jährlich in Madrid zu residiren, um ihm Gesellschaft zu leisten. Die Körperschwachheit des D. Honoré hinderte ihn aber von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, nahm sogar so überhand, daß sie ihn ins Grab stürzte. Dieser Bischof benutzte die Authorität, welche er über den Prinzen hatte, ihm gute Lehren zu geben. Dies gehet aus den Briefen hervor, welche er an ihn schrieb. Diesen beleidigte diese Freiheit keineswegs; er schien seine Ermahnungen so anzunehmen, wie er sollte; aber seine Aufführung stimmte nicht damit überein. Er überließ sich ohne allen Rückhalt der Heftigkeit seiner Leidenschaften. Man kann eine unendliche Menge kleiner Geschichten erzählen, welche dies beweisen. Es ist hier am rechten Orte, einige derselben bekannt zu machen, um diejenigen aus dem Irrthum zu reißen, welche den prachtvollen und verschwenderischen Lobreden des Saint-Real, Mercier u. a. auf die Talente und den Edelmuth des D. Carlos Beifall geben.

XIV. Als dieser Prinz einst im Walde von Aceca auf der Jagd war, gerieth er wider den D. Garcia von Toledo, seinen Hofmeister, in solche Hitze, daß er auf ihn

*) Kircher, im angeführten Werke 2. Kap. 11.

zulief, um ihn zu schlagen. Dieser fürchtete die Achtung zu vergessen, welche er seinem Prinzen schuldig war, ergrif die Flucht und ruhte nicht eher aus, als bis er in Madrid war, wo Philipp II. ihm einige Gnadenbezeugungen gewährte, um ihn die Beleidigung, die ihm widerfahren war, vergessen zu machen. D. Garcia fürchtete neue Vorfälle, und bat den König, ihm seine Entlassung zu bewilligen. Der König genehmigte dies und ernannte an seiner Statt den Ruy Gomez von Sylva, Prinz v. Evoli, Herzog von Francavilla und v. Pastrana, Graf v. Melito. Dieser Herr wurde nach weit unangenehmern Auftritten ausgesetzt durch die heftigsten Ausbrüche von Hitze, denen sich D. Carlos überlies *).

XV. D. Diego Espinsa (nachher Cardinal und Bischof von Siguenza, General-Inquisitor und Staatsrath) war Präsident des Raths von Kastilien; er verwies den Schauspieler Cisneros aus Madrid, in dem Augenblick, wo dieser in dem Gemache des D. Carlos eine Comödie aufführen wollte. Als der Prinz von dem, was vorgefallen war, Nachricht erhalten hatte, bat er den Präsidenten, die Abreise des Cisneros bis nach der Vorstellung auszusetzen, und da er hierauf keine günstige Antwort erhielt, lief er selbst zu ihm in das Palais, mit einem Dolch in der Hand; außer sich vor Wuth beschimpfte er ihn öffentlich, indem er zu ihm sagte: „Was bedeutet das, daß ein un„würdiger Pfaffe, wie dieser hier, es wagt, sich mir zu wi„dersetzen, indem er den Cisneros verhindert, zu thun, was „ich verlange? Bei dem Leben meines Vaters, ich will „dich tödten;" er würde dies auch gethan haben, wenn nicht einige Grands von Spanien, welche gegenwärtig wa-

*) Cabrera: Histoire de Philippe II. chap. 23.

ren, sich zwischen beide gestellt, und der Präsident sich nicht zurückgezogen hätte *).

XVI. D. Alphons von Cordova, Bruder des Marquis de la Narva und Cammerherr des Prinzen, schlief in seinem Zimmer; einmal traf es sich, daß er nicht geschwind genug aufstand, um auf das Schellen der Glocke des D. Carlos herbeizueilen; dieser verlies sein Bette in Wuth und wollte ihn zum Fenster hinauswerfen. D. Alphons fürchtete die Achtung gegen den Prinzen zu vergessen, wenn er ihm Widerstand leistete, und fing an zu schreien, worauf die Bedienten herbeiliefen, der Kammerherr sich aber sogleich in die Zimmer des Königs begab, welcher ihn, nachdem er sich von dem Vorfall unterrichtet hatte, bei seinem eigenen Hofe anstellte **).

XVII. Sehr oft ließ er es an der Achtung fehlen, die er dem Alter und der Würde des Prinzen Evoli schuldig war. Bei verschiedenen Gelegenheiten gab er seinen Bedienten Ohrfeigen. Sein Schuhmacher brachte ihm eines Tages zu enge Stiefeln; er befahl sogleich daß diese in Stücken zerschnitten und gekocht würden, und zwang nachher den Unglücklichen, die gekochten Stiefeln zu essen, welches diesem so übel bekam daß er zu sterben glaubte. Er ging zur Nachtzeit aus dem Palais, ungeachtet der Ermahnungen, die man ihm gegeben hatte, dies nicht zu thun. Seine Aufführung wurde in kurzer Zeit so lüderlich und anstößig, daß sie die gegründetsten Zweifel erregte, daß er noch heirathsfähig sey und daß sein Geist Urtheilskraft genug besäße, nach dem Tode seines Vaters den Staat zu regieren. Wer könnte glauben, daß die Königin von allen

*) Wander-Hames; Histoire Philipp II. pag. 115 — Cabrera; Prudence de Philippe II. liv. 7. chap. 21. —

**) Cabrera in dem oben angeführten Werke Kap. 28.

Digitized by Google

diesen so häufigen und allgemein bekannten Auftritten nichts erfahren hätte? und wenn man zugiebt, daß sie davon unterrichtet war, wie dies nicht anders möglich war, so ist es nicht möglich, ihr mit Grunde irgend einige Zuneigung für den D. Carlos beizumessen *).

*) Wander Hames: Vie de D. Juan d'Autriche Lib. 1. paragraphe poco despues. Cabrera et Campana am schon angeführten Orte.

I.

Rückblicke

auf die neueste politische Literatur.

Auszüge aus dem interessanten Werk der Beschreibung von Spanien, oder Sitten, Gebräuche, Trachten und Denkmäler der Spanier.

(Fortsetzung.)

Die Abtey Mont Serrate. Wenigen nur ist der Name dieses Wunderberges unbekannt, weit umher hat sich die Kunde des Gnadenbildes der Mutter Gottes verbreitet, wohin die gläubige Menge in frommer Andacht zu dem Kloster des heil. Benedict wallet, das von dem Berge seinen Namen erhielt, und der Eremiten entzückender Aufenthalt ist in dem Munde fast jedes Spaniers.

Eine schöne schattige Landstraße führt von Barcellona durch Cataloniens mit zahlreichen Dörfern übersäete Fluren, zu der des Llobregat, an dessen Ufer sich nun der Weg hinaufzieht, bis man gegen Martorel gelangt; bekannt durch seine prächtigen Brücken und Triumphbögen, der Römerzeiten Denkmal. Hinter Martorel erhebt sich die Gegend, und immer deutlicher tritt aus der Wolken Schleier des Mont Serrat sonderbare Gestalt hervor. Man erkennt nun seine mannigfaltig geformten Zacken, Nadeln und Spitzen, eine ungeheure, in sich selbst zerspaltene düstere Felsenmasse mit mehreren glänzend weißen Punkten — der Eremiten abgeschiedene Wohnungen — besäet. Zwei Wege führen von Colbata aus zum Kloster, der eine, gut und trefflich unterhalten, ist für Wagen, der andere, um mehrere Stunden kürzer, kann bloß zu Pferde gemacht werden, aber reichlich lohnen den Wanderer die mannigfaltig abwechselnden Schönheiten der Natur; mit jedem Tritt erweitert sich die Aussicht in die offene Ebene,

Digitized by Google

durch welche sich die Llobregat schlängelt, und in weiter Ferne begränzt das malerische Ganze mit bläulicher Linie das Meer.

Ungefähr um des Berges Hälfte wendet sich der Pfad, und nun gewahrt man, die Ebene verlierend, mit einem Mal das Kloster in einer der größten Vertiefungen des Felsenberges. Die einfache Bauart des an hohe Felsen gelehnten Klosters mit seinem gothischen Kirchthurm, zu dessen Aufnahme ein Wunder die hohen schroffen Felsen getrennt zu haben scheint, der gähnende Abgrund im Vordergrunde, die üppigen grünen Streifen, die sich aller Orten, begränzt mit großen mannigfaltigen Kegelgestalten, zeigen, auf deren länglichen Röhren die zerbrechlichen Wohnungen der Einsiedler zwischen Himmel und Erde zu schweben scheinen. Das Magische der Farben dieser eisengrauen Felsen, dieses dunkeln Grüns, dieser röthlichen Gebäude; diese schauderhafte Empfindung, welche ein hoher zu des Kloster Rechten herüberhängender Felscylinder erregt, auf dessen Spitze das staunende Auge noch Ruinen von Mauern und ein Kreuz erblickt, der mit den harmonischen Tönen musikalischer Instrumente und jugendlicher Stimmen sich zum Lob der Gottheit vereinende Glockenklang, dies reine Azurblau des Himmels, alles vereint sich, um in des frommen Pilgers Gedächtniß einen Eindruck der Ehrfurcht, Bewunderung und des Erstaunens zu hinterlassen, der nie wieder verschwindet.

Auf jenem hohen furchtbaren Bergcylinder stand in der grauen Vorzeit Tagen ein trotziges Schloß, viel sprach man in der Gegend von seinen festen Thürmen, von seinen schönen Cisternen, doch mehr von seinem furchtbaren Besitzer, dem Oberhaupte einer mehr denn 3000 Mann starken Räuberbande, dessen Nahme Antonio Garillas, weit umher das Schrecken des friedlichen Landes war. Auch in des Klosters heiligen Mauern waren die frommen Mönche nicht sicher; oft wußte Antonio mit List oder Gewalt sich zweier Eremiten zu bemächtigen, ihnen ward dann der Auftrag, mit seiner Forderungen Kunde ins Thal hinab zu steigen, indeß er und die Seinen sich auf der Felsen Spitzen stellten, und ungeheuere Steinmassen herabzustürzen drohten, werde nicht das Verlangte zur bestimmten Stunde an angezeigten Ort hingeschafft. So wurden des Klosters Einwohner, die Klausoren und die ganze Nachbarschaft in fortwährender Furcht und Sclaverei erhalten. Da hoben die Mönche im gläubigen Gebet die Hände empor zur heiligen Jungfrau um Schutz und Hülfe, und siehe der zürnenden Gottheit rächender Blitz zerschmetterte der Frevler Wohnung, und das Schwerdt von Barcelona's Reissigen würgte nun die flüchtigen Räuber. Zur Dankbarkeit für des Himmels Gunst ward eine neue Einsiedelei vom Kloster erbauet, und hoch auf des Felsens Spitze prangt zur Ehre des Erlösers der Christenheit heiliges Zeichen. — So hat sich die Mähr von jenen Mauerresten vom Vater auf den Sohn fortgeerbt, und fleißig verkündet der Prediger Mund zur Warnung die Legende dem pilgernden Volke.

Tarragona war der Hauptort der Insurgenten Cataloniens. Hieher waren alle angesehene Patrioten gezogen, hier wurden alle Kriegsrüstungen betrieben. Alle andere Gegenden Spaniens übertraf besonders das unzähmbare Catalonien an wilder Beharrlichkeit. Was Saragossa unter den spanischen Städten, war Catalonien unter allen Ländern der pyrenäischen Halbinsel. Mit Menschenblut mußte jede Fußbreite Eroberung abgekauft werden. Jenem Ungeheuer der lernäischen Sümpfe aus der Urwelt fabelhaften Zeiten, dem immerdar für ein verlornes Haupt deren zwei wuchsen, glich der Catalonier Aufstand. Je öfter sie geschlagen wurden, je zahlreicher erschienen sie zu neuen Kämpfen, und nie konnten sich Frankreichs Heerführer rühmen, des hohen Berglandes Meister zu seyn. Spanische Bürger, Bauern, versprengte Krieger des Heeres und Ueberläufer aus allen Nationen bildeten die, von Frankreichs Herrscher mit dem Namen Brigands belegten Insurgenten-Haufen. Verzweiflung gab dem armen mishandelten Spanier die blutige Waffe in die Hand, und führte den Guerilla's Anführern unaufhörlich neue Streiter herbey. Verdienste oder Familienverhältnisse erwarben den Befehlshabern oder Oberhäuptern ihr Ansehen; nicht selten waren es tüchtig zu ihnen übergegangene Unterofficiere und Soldaten. Diese suchte dann die Junta durch sehr reiche Montur, schöne Pferde, große Bezahlung und frohe Aussichten für die Zukunft zu fesseln. Keinen Tag waren ihre Banden dieselben, bald zählten sie einige tausend, bald nur hundert Mann. Unaufhörlich änderte sich ihre Stärke, ihr Aufenthalt, ja selbst ihr Anführer. Der Mann unter ihnen, der des Morgens noch ein Heer von 3 bis 4000 Mann befehligte, sah am Abend zuweilen kaum 7 oder 8 Menschen um sich, und dennoch war unter allen ein enger Verband. So zerstreut in Bergen und Thälern ihre Banden auch immer herumstreifen mochten, sie hatten ihre geheime Junta, ihre Druckereien zur schleunigen Verbreitung von Nachrichten, ihre Eilboten, ihre Waffenniederlagen und Kundschafter. Schwer war es, ihre Schlupfwinkel zu erforschen, denn jedes einsame Bergdorf, jeder entlegene Hof diente dazu, schwer, ihre Haufen einzufangen, denn in jedem Dorfe hatten sie ihre Anhänger, von denen alle Bewegungen der Franzosen verrathen wurden. Nie waren die Guerillas gleichförmig gekleidet, bis auf eine rothe Binde, deren Ende der Geldbeutel ist. Eine bunte Feder zierte den Hut. Erbeuteten sie französische Montirungen, so wurden diese gern angezogen, um im Gefechte Verwirrungen anzurichten. Gewöhnlich waren sie zu Pferde, oder auf Eseln, gut bewaffnet, aber desto schlechter beritten.

Zwei Pistolen im Gürtel, ein Säbel, ein Gewehr und eine Lanze waren ihre Waffen. Selten bemerkte man Dolche bei ihnen. Ein Wollkissen statt des Sattels, mit übergehängten Stricken, an den Enden statt der Steigbiegeln mit Schleifen versehen, einen Strick um das Maul, statt des Zaumes, war das Reitzeug ihres Maulthieres. So schlecht sie aber auch beritten waren, so gute Reiter waren sie doch gewöhnlich in der Regel, und mit unendlicher Gewandtheit durchschlüpften sie ihre Felsengewinde und

Schluchten. Sie waren, weder in Compagnien noch Bataillons getheilt, sondern jeder, der Verstand und Uebergewicht hatte, commandirte den wilden Heereshaufen im Gefechte. Oft überluden sie zwar ihre Gewehre, trafen aber gut und sicher. Gewöhnlich meldeten sie dem feindlichen Anführer und dem Alkaden des Ortes, wo die Feinde lagen, sie würden morgen um die und die Stunde kommen, um sich zu schlagen, und fast jedesmal ward diese stolze Herausforderung richtig gehalten. Ein wildes Geschrei bezeichnete schon in weiter Ferne ihre Ankunft. Uebrigens erzählt man von ihnen des Edelmuths und der Disciplin mannigfaltige Züge. So reiste einst ein Tuchmacher mit drei beladenen Maulthieren von Barcelona gen Tarragona. Unterwegs überfielen ihn dreizehn Brigands und plünderten ihn rein aus. Indem er seine drei leeren Esel vor sich hertrieb, begegneten ihm wieder drei andere. Sie hielten ihn an, fragten ihn nach seiner Reise, ob er von Franzosen oder Spaniern geplündert worden, und wohin er gedächte? Aus Furcht, ihm möge noch Schlimmeres begegnen, wollte er anfangs seinen Unfall nicht entdecken, doch als sie auf seinem Paß drei beladene Esel bemerkt hatten, war er genöthigt, alles zu gestehen. Nachdem man ihn gefragt, wenn er des Weges zurückkehre, ließ man ihn ziehen. Am dritten Tage kehrte er wieder, und fand die drei Brigands, welche seiner warteten, und ihm alles ersetzten, was ihm genommen worden war.

Unter den Guerillas-Anführern dieser Gegenden hatte vorzüglich Don Juan Martin mit dem Beinamen el Empecinado sich furchtbar gemacht. Mehrere seiner Familie waren von den Franzosen ermordet worden, seine Habe geplündert, sein Wohlstand zerstört; Schmerz, Hunger und Verzweiflung trieben ihn zu den Guerillas in die Gebirge: vor der Madonna geheiligtem Bilde wiederholte er den schrecklichen Schwur: nie seiner Rache Gränzen zu setzen, so lange noch ein Franzose des Vaterlandes heiligen Boden mit seiner Gegenwart beflecke. Fürchterlich erfüllte er sein Gelübde; bald sah er sich an der Spitze einer zahlreichen Bande, und nie hat selbst die mörderische Schlacht den französischen Heeren so viel Schaden gebracht, als sein und der Seinen Racheschwerdt durch die Zeit des blutigen Kampfes in Spanien. — Unter der Maske lebhafter Vaterlandsliebe hatte Rigo vieler Patrioten Zutrauen erworben, und mannigfaltige Kenntniß der geheimen Fäden, durch die Ferdinands VII. Anhänger mit einander verbunden waren, erhalten. Nun ward er zum Verräther an des Vaterlandes geheiligter Sache, erhielt an Josephs Hof, wohin er sich geflüchtet, eine ehrenvolle Anstellung, und verfolgte rastlos alle Bewohner der Hauptstadt, die mit den Patrioten in Verbindung standen. Da weihte ihn der furchtbare Empecinado, das Schrecken der Feinde des Vaterlandes, der Rache; bald ward ihm die Kunde, Rigo werde sich verheirathen, auf einem in der Hauptstadt Nähe gelegenen Landhaus werde die Verlobung gefeiert. Begonnen hatten des festlichen Tages Freuden, da erscheint plötzlich, umgeben von seinen Getreuen, Empecinado vor der verschlossenen Pforte; dumpf verhallet im weiten Gebäude des Schrecklichen lautes

Digitized by Google

Pochen; Gesang und Saitenspiel verstummen, Entsetzen bemächtigt sich der Gäste; sprachlos bebt der Schuldige. Rigo den Verräther, verlangt Empecinado, Schutz und sicheres Geleite solle den Uebrigen werden, selbst seinen ewigen Feinden, den anwesenden Franzosen, sichert er heute Leben und Habe zu, aber über Rigo ist der Stab gebrochen. Vergebens sinkt die reizende Braut zu des Rächers Füßen, vergebens bietet man Gold und Edelstein zu des Schuldigen Rettung. — Rigo! ist des Furchtbaren Antwort auf jede Bitte, auf jeden Vorschlag. — Gebunden führen ihn einige Auserwählte Empecinado's von dannen nach Cadix, wo bald zu des Vaterlandes Sühne, das schuldbeladene Haupt auf öffentlichem Platze fiel.

Nur wenig hätte gefehlt, daß der König Joseph nicht Rigo's Geschick getheilt, als er zu Alameda, eine Stunde von Madrid, einst dem Gouverneur General Belliard ein großes Fest gab. Nur die schleunigste Flucht vermochte den von Empecinado überfallenen König zu retten. Ein andermal war Joseph zu Guadalarara, und wollte gen Siguenza gehen, da legte sich Empecinado mit seiner Schaar in Hinterhalt zu Cogolludo, und zwang ihn sich eilend unter den Schutz der Besatzung Madrids zu retten. Die Verfolgung der Flüchtigen war so lebhaft, daß mehr denn 40 seiner Garden zu Torejon und el Molar zusammengehauen wurden.

Fandango. Bolero. Kein Tanz, weder in des Alterthums Tagen, noch in der erfindungsreichen Gegenwart, vermag sich mit dem Fandango zu vergleichen. Der frömmste Klausner, der nichts als Gras und Kräuter speist, dessen abgezehrte Knochengestalt schon lebend des Todes Schreckenbild vorstellt, der unaufhörlich betet, immer fastet und täglich sich geißelt, vermag ohne heimliche Seufzer dem Fandango nicht zuzusehen, ohne sich mit Disciplin und Regel unglücklich zu fühlen, und endlich wider Willen selbst mit zu tanzen.

Kaum beginnen des Fandango's erste Accorde, so scheint ein Zauberschlag der Spanier ganze Ernsthaftigkeit, ihr ganzes Wesen plötzlich verändert zu haben, alle Gesichter beleben sich, jede Falte schwindet: jede Nerve ist electrisirt; noch einmal empfindet der abgelebte Greis des Blüthenalters Gluth, ein Strahl der Freude in des Misanthropen Seele, und selbst der Speculant vergißt das Einmaleins. Des Ausländers strenge Moral findet zwar anfangs viel Anstößiges in des Fandango üppigen Bewegungen, aber nicht lange, und er selbst wird hingerissen, wird des angefochtenen Tanzes Vertheidiger.

Einst wollte der heilige Vater zu Rom, so geht die Sage in des Volkes Mund, und bewährt der Rede Wahrheit, ergürnt ob des Tanzes Aergerniß und seiner Duldung bei einer Nation, deren Ruhm im reinen Glauben und strengen Sitten weit erschollen und im Vatican rühmlich bekannt, denselben bei Strafe des Kirchenbanns feierlich verbieten. — Ein Consistorium versammelt

sich, des Fandangos Prozeß beginnt: schon ist man im Begriff, die Stimmen zu sammeln, da bemerkt einer der Richter sehr weise, es sey doch nicht recht, den armen Beklagten ungehört zu verdammen. Die Bemerkung wird richtig befunden. Man läßt einen Spanier und eine Spanierin kommen, die, begleitet von den sanften Tönen blasender Instrumente, vor der frommen Männer Augen des Fandango ganze Zauberkraft entfalten. Einer solchen Vertheidigung vermag der Richter Strenge nicht zu widerstehen, allmählich glätten der Väter krause Stirnen sich, schon schimmert des Wohlgefallens Lächeln auf allen Gesichtern; plötzlich erheben sie sich, Oberons Horn hat ertönt, Hände und Füße bewegen sich in geregeltem Tacte, das geweihete Consistorium wird zum Tanzsaale und — der Fandango ist gerettet. Wer wird nach einem solchen Triumphe noch des Tanzes Verdammungsurtheil sprechen? Auch scheint für immer sein Thron in Spanien begründet. Nie wird er von mehr als von zwei Personen getanzt. Höchst einförmig im Anfange, wo oft mehrere Minuten lang sich die Tänzer nicht von der Stelle bewegen, gleichen die Pas mehr dem Balanziren; mannigfaltig sind dabey die Bewegungen des Körpers und vermehren die Reize derselben. Aber allmählig wird er lebhafter, und zuletzt so hinreißend, daß der Tänzer ganzer Körper von fieberhaften Erschütterungen ergriffen zu seyn scheint. Die Bewegungen der Augen, des Gesichts, bezeichnen alle Stellen des Fandangos, man bemerkt den lebhaften Ausdruck der Begierde sich einander zu nähern; man sieht wie abwechselnd und schnell Furcht, Verlangen und Entzücken die Gemüther beunruhigen. Nie berühren sich die Tänzer mit den Händen, immer schweben diese in der Höhe und begleiten mit Kastagnetten *) des Tanzes Tact. Scheint der Tänzer zu ermüden, sinken ja einmal die Hände, so ertönt von allen Seiten der laute Zuruf: arriba! arriba! — in die Höhe! — und schnell erhält der Tanz einen neuen Schwung. Er ist ein wechselseitiges Auffordern; bald nähern, bald entfernen sich die Tänzer. Schon scheint, von ihrem Gefühle hingerissen, sich die Tänzerin zu ergeben — aber plötzlich entschlüpft sie wiederum neubelebt dem Sieger. Mit bastiaem Verlangen verfolgt er sie jetzt, bald eilt sie dem fliehenden Geliebten wiederum nach; — doch wer vermag mit Worten des Südens Leidenschaftlichkeit und Gluth auszudrücken, wie sie sich hier in Blicken, Gebehrden und Stellungen aussprechen. — Wer einmal des Fandango lebendige, verführerische Darstellung, vorzüglich von einer Andalusierin gesehen, bedarf über diesen Zweck keinen Aufschluß mehr.

Noch hat der Spanier einen andern Nationaltanz, der — wo möglich — des Fandango sinnlichen Ausdruck übertrifft, der Bolero. Gewöhnlich füllt er einen Zwischenact des Theaters aus;

*) Castannéta, Kastagnetten, sind kleine hohlgedrehte Becken von Elfenbein oder Ebenholz, deren 2 an einer seidenen Schnur befestigt, bei dem Tanz an die Daumen gebunden und zu der Guittare Ton nach dem Tact zusammengeschlagen werden.

rasch und Freude fordernd rauscht die volle Musik im Orchester, ein heiterer Enthusiasmus ergreift die glänzende Versammlung, der Vorhang fliegt in die Höhe. Ein leises „Ach!" schlüpft von jeder Lippe, wenn die Tänzer in aller Ueppigkeit, der zum Tanzen erfundenen andalusischen Landestracht und höchst vollendet schöner Körperformen, feurig, Liebe und Verlangen glühend auf das Theater fliegen; jedes Herz erkennt und fühlt der Schönheit und Grazien Macht. Lieblich klappern die Kastanetas in den Rosenfingern; unvergleichlich ist der zarten Glieder Spiel: Männlichkeit und Vollkraft spricht sich in dem Tänzer aus; die Tänzerin erscheint als Weib von der Natur zur Liebe geschaffen; sie haben sich gesucht, sie finden sich, — schon sind ihre Arme geöffnet, in der Thräne des Entzückens schwimmen ihre Augen, wild klopfen sich die Herzen entgegen, sichtbar schwinden Himmel und Erde um die Trunkenen, schon berühren sich ihre Gewänder, ihre Küsse begegnen sich — ach! vergebens! Keusche Scham hält sie ab, unentschlossen weichen beide zurück. Eine Pause! — Regungslos stehen beide. — Aber bald beginnt die Musik von neuem; feuriger fliegt er ihr entgegen, zärtlicher schwebt sie auf ihn zu. Beredter werden ihre Blicke, ihre Bewegungen heftiger, jede Muskel zittert vor Leidenschaft. Schon klopfen ihre Herzen zusammen, schon schließen sich vor süßem Entzücken ihre Augen — ach vergebens! — Unerbittlich reißt eine unbekannte Macht die fast Vereinten wieder aus einander. — Eine zweite Pause hält ihre Empfindung auf. — Jetzt fällt das Orchester rascher ein, von neuem ergreift sie plötzlich der Wonnerausch, der Töne Strom und eigene Empfindung treibt sie rasch vorwärts. Ihre Blicke sind entflammt, ihre Bewegungen rufen zur Lust. Schon begegnen sich ihre Lippen, schon verketten sich ihre Arme, nur die süße Scham hält sie noch immer zurück. —

In den Logen athmet jeder Busen schwer und tief, der Wollust Hauch schwebt wie eine schwüle Wetterwolke über allen; wild stürmen die Accorde durch die Saiten, und heftiger werden die Bewegungen. Jede Muskel drängt sich zum Genusse, jeder Augenblick fliegt dem süßesten zu, bis die Seligen sich endlich in die Arme stürzen, dicht umschlungen, angenehm erschöpft, der Zustand höchster Wonne, und schnell verstummt die Musik; der Vorhang fällt, in süßer Ermattung verschwindet das schöne Paar und die Zuschauer erwachen aus ihrer Betäubung. — Der Fandango betäubt die Sinne, der Volero entzückt sie; der Fandango mahlt den rohen Genuß, der Volero der Zärtlichkeit Belohnung.

In den höhern Ständen verwendet man eine besondere Aufmerksamkeit auf die Fußbekleidung; oft sind die zierlichen Schuhe reich gestickt, ja selbst Perlen werden darauf verschwendet, so wie die Zwickel der weißen seidenen Strümpfe, den die langen schwarzen Franzen der Basquina umspielen. Im allgemeinen haben die Spanierinnen sehr schön geformte kleine Füße, und es ist ein Zei-

Digitized by Google

chen der höchsten Gunstbezeigung, wenn die Spanierin ihrem Geliebten erlaubt, ihren Fuß zu berühren.

Nur um diese einzige Gunst von der Königin Elisabeth, Gemahlin Philipp IV., zu erhalten, begieng der Graf von Villa Medina ein Verbrechen, welches ihm das Leben kostete. Was Scharfsinn und Liebe erfinden konnten, um der Königin seine Neigung zu entdecken, hatte der Graf bereits angewendet; so erschien er einst auf einem maskirten Ball in einem mit Realen vom Kopf bis auf die Füße bedeckten Domino, und mit folgender Devise auf seiner Leibbinde: Mis amores son Reales, was im Spanischen den Doppelsinn giebt, meine Leidenschaft sind Realen, oder meine Liebe ist königlich. Als er endlich wähnte, dem hohen Gegenstand seiner Neigung nicht zu mißfallen, gab er in seinem Hotel ein prachtvolles Fest. Ein von ihm verfaßtes Schauspiel sollte aufgeführt werden, worin die Königin selbst eine Rolle übernommen hatte. Nur die Maschinerie allein hatte mehr denn 30,000 Thaler gekostet. Bei des Stückes Entwickelung sollte sich die Königin in einem Triumphwagen mit Wolken umgeben erheben. Ein Vertrauter des Grafen legte in diesem Augenblick Feuer an, und plötzlich stand alles in Flammen. Der Graf umfaßte die Königin, rettete sie durch eine kleine Stiege, raubte ihr einige Gunstbezeugungen, und berührte, nach den Worten des spanischen Geschichtsschreibers, selbst ihren Fuß.

Zu des Grafen Unglück hatte dies ein Page gewahrt, und der Graf ward kurze Zeit darauf durch einen Pistolenschuß getödtet, den man der Eifersucht des Königs zuschrieb.

Mit vieler Einsicht betreibt der Valencier den Ackerbau, alle Ländereien sind in gewässerte Huertas, bei weitem die meisten, und ungewässerte Secanos getheilt. Bei jenen ist die Kunst der Bewässerung auf das höchste getrieben. Von 35 großen und kleinen Flüssen, unter denen der Rukar und Turia oder Quadalavir die beträchtlichsten, erhalten eine unzählige Menge von Canälen das nöthige Wasser; jeder noch so kleine wilde Bach, jeder Brunnen, jede Cisterne, wird zu diesem Zwecke benutzt; jedes Mittel der Kunst aufgeboten, große Kapitalien zu Anlegung von Schleusen, Schöpfrädern, Wasserleitungen ꝛc. verwendet. Eine genaue gesetzliche Ordnung ist dabei begründet. Jeder Ort, jedes Grundstück hat seinen Tag, seine Stunde, seine Minute, wenn er das Wasser erhält, und wenn, bei schwerer Strafe, der Grundherr es wieder abfließen lassen muß. Nach der Art der Bewässerung ꝛc. ihrer Nähe bestimmt sich daher auch der Preis der Ländereien. Dort, wo große Hülfsmittel der Kunst erfordert werden, wie z. B. in der Huerta de Alicante, in Crevillent ꝛc. wird daher dem Unternehmer der Wasserkunst oft die Stunde Bewässerung mit 3 Piastern bezahlt, so daß ihm nicht selten ein einziger Tag an 72 Piaster trägt.

Digitized by Google

So erklärt es sich leicht, wie der Wasserdiebstahl in Valencia zum Verbrechen wird. Mit Eimern, Calabassen, behangen, schleicht um Mitternacht der arme Landmann, der sein kleines Stückchen Feld verdorren sieht, zu jenem ihm unschätzbaren Elemente. Es glückt ihm die schlafenden Wächter zu vermeiden; mit klopfendem Herzen erklettert er die silberne Quelle am steilen Bergabhang, füllt zitternd seine Gefäße, und kehrt athemlos mit seinem köstlichen Fang zu seinem harrenden Weibe zurück. — Ein andermal hält er sich so lange bei der Patáno in Gebüschen versteckt, bis es ihm gelingt, durch einige, in dem Hauptcanal befestigte Kohlrinnen das Wasser in seine Tonnen hinabzuleiten. Gern opfert er, um den Wächter zu blenden, einen Piaster auf, der sich ihm zehnfach zahlt. Ja er wagt es wohl, durch oft gelungene Versuche kühn gemacht, einen von jenen unzähligen kleinen Seitencanälen abzuleiten, und indeß weiter unten vergebens auf die gewöhnliche Bewässerung gewartet wird, mit Hülfe seiner kleinen Familie das Wasser in Tonnen, Schläuchen und Kannen emsig nach der verborgenen Cisterne zu schaffen. — Vergebens sind harte Strafen, vergebens gut bezahlte Wächter; Noth und Bedürfniß schärfen des armen Wasserdiebes List und Erfindungsgeist.

Ueber 29 Millionen Realen ist des Weines jährlicher Ertrag, über 15 Millionen Realen wird des Jahres an Oehl gewonnen, und gegen 16000 Centner getrocknete Feigen jährlich von hier ausgeführt. Auch im fernen Auslande sind Valencia's treffliche Alicante- und Benicarro-Weine bekannt; die gewöhnlichen Weine werden fast alle im Lande verbraucht oder zu Branntwein verwendet, von dem jährlich für 12 Millionen Realen ausgeführt wird. Ueberhaupt rechnet man den Ertrag der Ausfuhr für Wein, Rosinen, Feigen, Datteln, Mandeln, Salz, Branntwein u. a. m. auf 27 Millionen Realen, und dennoch — ungeachtet des Bodens üppiger Fruchtbarkeit, ungeachtet der Erzeugnisse Mannigfaltigkeit, trotz allem Fleiß und Betriebsamkeit der Einwohner, ist des Landes größter Theil nicht wohlhabend, besitzt der Landmann nur wenig. Zwar lebt er ohne Kummer, die gütige Natur sorgt hier überflüssig für des Lebens Unterhalt, und die Kosten des Bedarfs sind gering, aber obgleich der König nur eine sehr mäßige Abgabe vom Einkommen bezieht, lasten dennoch schwere Abgaben auf dem Landmann. Diese äußerst drückenden Feudalabgaben bestehen in einer Naturalerhebung, bald des fünften und sechsten, bald selbst des dritten und vierten Theils von allem, was nur immer des Landmanns Fleiß ertheilt. Hierzu kommen noch Zwangspressen, Zwangsöfen, Zwangsgewölbe und Zwangsposaden, alles traurige Ueberreste der alten Feudal-Verfassung.

Digitized by Google

Vorzüglich sind der Valencianer Schatzgräber sehnsuchtsvolle Blicke nach einer unweit dem anmuthigen Küstenflecken Benidolaig liegenden Höhle gerichtet, die durch den, aus jenen Zeiten noch hier vergraben seyn sollenden Schatz, und ihrer schönen Stalactiten wegen, einen Namen erhalten hat. — Ein weißes Lamm, ein weißes Kaninchen und eine weiße Taube, alle ohne Makel, werden erfordert, um die reiche Habe zu haben, aber noch bis diese Stunde liegt unversehrt des Schatzes schwere Bürde.

Vor mehr denn anderthalbhundert Jahren, so lautet die Mähre im Volke, entdeckte jemand in einer alten maurischen Handschrift das ganze köstliche Geheimniß; kühn beschloß er, in eines Freundes Geleite, das Abenteuer zu beginnen. Versehen mit der Hebung Erfordernissen, und reichlich durch Rosenkränze, Weihwasser, Scapulire und Reliquien beschirmt, ward im nächtlichen Dunkel lautlos die Reise begonnen, und mit dem Glockenschlag 12 in die Höhle getreten. Kaum sind 2 Schritte geschehen, als ein sanftes Wehen sie umgiebt, ihre Fackeln verlöschen, und in der Tiefe stürzt eine goldene Flamme hervor, die ihnen zum Führer dient. Mit steigendem Muthe steigen sie weiter, da öffnet sich plötzlich der Felsen, ein großes glänzendes Gewölbe zeigt sich ihren staunenden Blicken, mit unermeßlichen Schätzen an Gold, Silber und Edelsteinen gefüllt. Schon wollen sie in ihrer Wünsche Heiligthum treten, da schwebet aus der Erde Schooß im blendend weißen Schleier gehüllt, des Schatzes Hüterin, eine maurische Jungfrau hervor, und streckt drohend ihr goldenes Schwerdt den Kühnen entgegen. — Erschrocken, geblendet von der unterirdischen Schönheit, weichen die Freunde zurück, legen zu der Maurinn Füßen die weißen Gaben nieder, und beginnen der Entzauberung vorgeschriebene Formeln. Vergebens! die Jungfrau schüttelt das Haupt, stößt unwillig mit dem Schwerdte die Thiere zurück, und schwingt es dreimal furchtbar um ihr Haupt. Plötzlich erschüttert ein furchtbarer Donnerschlag die Grundfesten der Erde, die Lichter verlöschen, mit gräßlichem Gepraffel schließt sich das Gewölbe, sausend durchfährt der Sturm des Felsens weite Höhlen, gräßlich durchzucken Blitze der Grotte weite Wölbung, alle Elemente scheinen im fürchterlichsten Aufruhr zu seyn; — eine unsichtbare Gewalt treibt die vernichteten Schatzgräber von dannen.

Als sie wieder zu sich kamen, stand bereits die Sonne hoch am azurnen Himmel, und sie lagen im Schatten eines Olivenbaumes, 200 Schritte vom Eingange der furchtbaren Höhle. Mit Schrecken entdeckten sie jetzt, unter der Taube Flügel, ein fast unsichtbares graues Federchen, und erkannten dankbar, wie nur dem Schutz ihrer Reliquien sie des Lebens Wahrung zuzuschreiben hatten.

Stolzer, anmaßender als irgendwo ist der hiesige Adel. Nicht genug, daß sie ihre mehr oder weniger Ahnen aufzählen, haben sie sich selbst stillschweigend in drei Classen abgesondert, die auf des

Adels Entstehung sich gründend, unter der Benennung des blauen, rothen und gelben Blutes, mit gegenseitigem Neid und Widerwillen einander betrachten, und sorgfältig jeden nähern Umstand vermeiden.

Unter dem blauen Blute werden nur die zur Würde eines Grande de Espanna erhobener Familien, oder jener, so auf diese Auszeichnung Anspruch machen konnten, begriffen.

Das rothe Blut bezeichnet die altadelichen Häuser, so wie Castiliens und Arragoniens alter Titulos. Gelbes Blut werden die neueren castilischen Titulos genannt, so wie überhaupt jene Edelleute oder Hidalgos, deren Haus nicht älter als 200 Jahr ist.

Allein für sich und abgeschieden leben des Adels verschiedene Abtheilungen. Ein Schwarm unnöthiger Bediente, Advocaten und Anwalde — Apoderados — ohne welche sie nichts vornehmen können, ziehen sie aus. Kirchen, Klöster, Geistlichkeit und die Feste der Heiligen erschöpfen ihre Einkünfte und der ungeheure Luxus ihrer Frauen richtet sie zu Grunde, so daß wenn des Jahres Abschluß gemacht wird, jede Familie froh ist, wenn sie sich nicht in Schulden verwickelt sieht.

Auszüge aus dem interessanten Werke: Skizzen einer Reise nach Constantinopel des Frhrn. L. v. Stürmer in den letzten Monaten des Jahres 1816 von Joseph Goluchowsky.

Daß doch der Reisende sich bei allen Postmeistern in Ungern (nähmlich wie im letzten Quartier) einer ähnlichen gastfreundlichen Aufnahme zu erfreuen hätte! Aber wie oft hat man das Unglück, diese Herren bey übler Laune anzutreffen. Man wird frostig und in einem verdrüßlichen Ton empfangen, und ist verdammt, das zu büßen, was irgend eine frühere Unglück bringende Stunde verschuldet hat. Eine ganze Litaney von Klagen spricht den Angekommenen um Mitleid an. Bald ist der Knecht, der eben fahren sollte, davon gelaufen, weil er nur schlecht hat bezahlt werden können. Bald ist ein Pferd gestohlen worden, weil diese Thiere des Nachts auf dem Felde bleiben. Bald könne man ein anderes nicht fangen, indem es sich verlaufen habe. Nicht selten war die Weide so sehr entfernt, daß wir viele Stunden warten mußten, bevor wir weiter kommen konnten. Bei der Nacht war schon an gar keine schnelle Expedition zu denken. Doch man könnte vielleicht noch ein Auge zudrücken zu dieser Nachlässigkeit, wenn man bedenkt, daß sich auf der Straße von Pesth nach Temesvar nur wenige Passagiere herumtummeln, und die Posten nur einen sehr kärglichen Gewinnst zum besten haben; aber wie soll man sich dieß auf den besuchtesten Hauptstraßen gefallen lassen, wo man an manchen Orten warten muß, so lange es seiner Postherrlich-

Digitized by Google

keit gefällt, wo man für sein Geld Pferde zu erbetteln kaum im Stande ist, wo man das für eine Gnadenbezeugung ansehen soll, auf was man die gegründetsten Ansprüche hat. Ich selbst habe einmal von Mittag bis Abend warten müssen, weil die Pferde gesackert haben. Wird ja doch der Postwagen manche Nacht zurückbehalten, weil die Herren zu bequem sind, um aufzustehen, und ihn sofort zu expediren. Sie wissen selbst, welch eine Pein dies Warten für einen Reisenden ist; ich mußte sie auf meiner Farth nicht einmal ertragen. Eben von der geringen Anzahl der Passagiere, ruhrt auch die geringe Anzohl der Pferde auf den hiesigen Posten. Trifft es sich nun, daß die Ordinaire und Diligenze einen nachfolgenden Kurier devancirt haben, so kann er sich umsehen, woher er Pferde bekomme. Sind diese endlich nach mehreren Stunden zurückgekommen, so sind sie wieder so ganz abgemattet, daß es wahrlich die Geduld des Reisenden auf die Probe setzen heißt, wenn man ihn mit denselben fortschickt. Hier zeigt sich in seinem vollen Lichte der Unterschied zwischen dem Graisenpferde, das sich bis spät in die Wintermonate mit dem kargen Futter auf mageren Triften beanügen muß, und dem kraftvollen Rosse bei voller Krippe im Stalle, wie es auf der Straße von Wien nach Osen angetroffen wird. Gesellt sich nun noch zu dieiem Umstande ein schlechtes Wetter, daß der Boden los wird, so ist dann schon gar nicht auf solche Pferde zu rechnen, und man muß zu Ochsen seine Zuflucht nehmen. Dieß widerfuhr mir in Rekas wirklich, sie mögen es noch so sonderbar finden. Ich ließ nicht weniger als 6 Ochsen vorspannen, brauchte aber auch nicht weniger als 6 Stunden um nach Kisetto, der nächsten Station, zu gelangen,

---

Raizen, die sich Seribi, d. i. Servier nennen, Wlachen, Bulgaren, Ziaenner, Juden, Italienische und Franzöfische Kolonisten, Ungern, Deutsche, alle diese, wie Feuer und Wasser einander entgegenstehende Nationen vertragen sich hier friedlich neben einander. Vorzüglich haben sich seit 1763 viele deutsche Familien hier niedergelassen, um das Land anzubauen; auch haben sie das Banat wirklich zum vierten Theile verdeutscht. Nur an den Straßen sieht man davon keine Spur, diese sind in der That sehr elend, denn eigentlich giebt es gar keine. Die Flüsse treten häufig aus, und ermangeln nicht, weitausgedehnte Sümpfe und Moräste zurückzulassen, die theils die Luft verpesten, dafur aber Torf geben, theils die Communication unterbrechen, und manches ersehnte Briefchen, manchen erwarteten Wanderer verspäten.

Wir gingen mit dem prächtigsten Wetter von Herrmannstadt ab, durcheilten die anmuthigen Dörfer Schillingberg, West, wo wir schon Grenzer in Garnison sahen, und wechselten zu Dolmasch, einem hübschen sächsischen Marktflecken, die Pferde. Noch

Digitized by Google

waren wir eine Stunde von dem Rothenthurmpaß. Schon zeigten sich die ungeheuern Felsen in ihrer furchtbaren Majestät. Es wird einem sonderbar zu Muthe bei diesem Anblicke; man zweifelt an der Möglichkeit, über diese unübersteigliche Mauer, die die Natur zwischen Siebenbürgen und die Wallachey hingesetzt hat, hinüber zu kommen, und späht neugierig dem verborgenen Stege nach. In feierlicher Stille tragen diese Pyramiden ihre Gipfel in die Lüfte empor, und bepanzert mit ewigem Schnee glänzen ihre Zinnen hoch über den Wolken. Man kann sich nicht eines mythischen Gefühls erwehren bei der Verrechtung solcher Riesengebilde der schaffenden Natur. Da wo sich ihre Wände spalten, ist ein Felsenweg ausgehauen, der sich über die Höhe schlängelnd, in die Wallachey senket. Der Rothenthurm ist nur 3 Meilen von Herrmannstadt entfernt, nahe beim Flusse Aluta, am Fuße des hohen Grenzgebirges. Es ist ein Wachthaus auf einer Anhöhe, auf welche etliche und sechszig Stufen führen, ganz im gothischen Style einsam aufgebaut, und dient dazu, den engen Paß zu bewahren. In den alten aber festen Mauern liegt ein Militairposten, auch befindet sich hier noch ein Dreyßig-Amt, und um dessentwillen mehrere Beamtengebäude.

Die Karoliner-Straße hat ihren Nahmen vom Kaiser Karl VI., dem sie auch ihr Daseyn verdankt. Ihr Schöpfer stiftete sich in ihr zugleich auch ein unvergängliches Ehrendenkmal. Schon Trajan hatte darauf seine Mühe verwendet, aber Karl'n VI. war die Ausführung dieser Herkules-Arbeit vorbehalten. Um vor dem Passarowitzer Frieden im J. 1718, die Communication zwischen der Wallachey und seinen früheren Erbstaaten möglich zu machen, ließ er diesen 6 Schritte breiten Weg mit unendlichem Aufwande in die Felsen bauen: der commandirende General von Stainville führte die Aufsicht darüber. Zu diesem Zwecke mußte die Aluta, die in furchtbaren Wirbeln über die Felsenrisse hinabstürzte, zuerst schiffbar gemacht und von den großen Steinblöcken, mit denen sie verlegt war, gereinigt werden, um sich ihrer unbändigen Fluthen zur Förderung der Arbeit zu bedienen. Brücken wurden über Abgründe gebaut, unbezwingliche Steinmassen mit Pulver gesprengt, und nach unsäglicher Mühe eine Straße zu Stande gebracht, die knapp an der Felsenwand des Flusses fortläuft, zum nicht geringen Erstaunen der Reisenden sowohl, als auch zum unberechenbaren Nutzen des Handels. Sie reicht vom Rothenthurm bis zum Kloster Koschia, auf 10 — 11 Stunden weit. Lastwagen kommen bequem fort. Ich für meine Person hielt es für gerathener, zu Fuße hinter dem Wagen hinanzusteigen, denn in dem tief unten sich krümmenden Flußbette sah ich ein so schaudervolles Grab, daß ich ihm nicht genug ausweichen konnte.

Bemerken muß ich noch, daß die Pferde von der nächsten wallachischen Post Kinány hieher entgegen kommen. Es war in aller Frühe, als wir von der Kontumaz aufbrachen. Man steigt in dem Unter-Lazarethe ein, welches gegen die wallachische Seite zu liegt, und mit einem Thore gesperrt ist. Ich setzte mich in das ausländische Fuhrwerk, in dem ich mich ganz ungewohnt fühlte. Es ist ein elender Leiterwagen, anderthalb Ellen hoch, vielleicht eben so lang und keine Elle breit, in dem nur eine einzige Person, auf Stroh gekrümmt sitzen kann. Ich habe mir doch viele Mühe gegeben, um auf den Rädern oder sonst wo irgend ein Stückchen Eisen zu bemerken, aber vergebens. Vier rüstige Pferde, deren eines ohne Zeug und Sattel ein Wallache mit der Knutka (Reitpeitsche) in der Hand reitet, sind mit Stricken an den leichten Wagen festgebunden. Das alles war mir ein seltsamer Anblick. Voran fuhr einer der mich begleitenden Unteroffiziere, hinter mir folgte mein Bagage-Wagen, und zuletzt schloß sich der andere Unteroffizier an. Die Postknechte erhoben ein jämmerliches Geheul, wodurch sie das Posthorn ersetzten, und schnalzten und knallten, daß es weit wiederhallte. Wir flogen wie auf Flügeln fort. Diese Außerordentlichkeit, dieses wilde Jauchzen, diese ungestüme Aeußerung des Lebens versetzten auch mich zuletzt in die beste Laune und in eine taumelnde Stimmung, bei der alle Gefühle rege wurden. Ich befand mich dabei recht wohl. So fortrennend gelangten wir bald an den kleinen Bach, der die Grenze zwischen der österreichischen Monarchie und dem Lande zeichnet, in welches wir uns nun stürzten. An den Ufern desselben wohnten zerstreut die Grenzhüter. Nicht viel weiter und ich erblickte — eine wallachische Schildwache. Nun bin ich in der Türkey. Ein Oesterreicher denkt sich dabei, was sich einst der Römer bei dem Worte Barbar denken mochte.

Nach anderthalb Stunden waren wir schon in Kinány. Es ist die erste wallachische Poststation. Diesen Ort wollen auch einige Kiuli genannt wissen. Der erste desselben heißt Watacho. Er hat eine zahlreiche Dienerschaft in ziemlich guter Wohnung und ist die eigentliche Amtsperson. Wir bezahlten hier nicht nur die gemachte Station, sondern alle eilf kommende Posten, die nach Bukarest führen, wofür eine Quittung ausgestellt wurde, die man dann am gehörigen Orte nur vorzuzeigen brauchte. Die Fürsten unterhalten für Staatsbothen und Reisende eine gute Anzahl Postpferde. Man erhält ihrer in der Regel viere mit einem leichten Fuhrwerk, welches die Reise sehr beschleunigt. Ich gebrauchte aber auf meiner Reise nicht weniger als 26 dieser Thiere, wozu in jedem andern Lande zwei hingereicht hätten. Dafür ist aber auch das Rittgeld unbeträchtlich. Ich bezahlte das Pferd zu 8 Parah (2 Parah machen einen Silberkreuzer aus), und den Postknecht nach Belieben, doch nicht unter 20 Parah. Die Stationen sind gewöhnlich 4 gute Stunden von einander entfernt. Vier Personen

Digitized by Google

spielen auf den wallachischen Posten eine Hauptrolle: Der Kapudan, der Logathet, der Tschausch und der Notaro. Der erste ist der eigentliche Postmeister, der zweite sein Secretair, der dritte Oberpostknecht und der vierte Wagenverfertiger. Auf manchen Posten giebt es über 80 Pferde, deswegen man auch nie, wie in Ungern, über Mangel an denselben klagen hört. Sie sind zwar klein aber munter, und können viele Strapatzen ertragen, bleiben zu allen Jahreszeiten in freier Luft, sind auch dafür besonders im Winter, wie in Ungern, häufig den Anfällen der Wölfe ausgesetzt, und noch mehr der Raubgier der menschlichen Wölfe, die in Schafspelzen einherziehen. Meistens ist hier in einer Viertelstunde alles zur Abreise fertig. Wie froh war ich da, jene verwünschten Posten im Rücken zu haben, wo ich 3 — 4 Stunden warten mußte. Sobald das leichte Fuhrwerk, welches ein einziger Mensch fortreißen könnte, vorfährt, öffnen sich auch die Hände des Kapudan sowohl, als des Logathet und Tschausch, welche alle um Trinkgelder ansprechen. Willig gab ich ihnen etwas, weil ich so trefflich und schnell bedient war. Ueberhaupt habe ich die Erfahrung gemacht, daß ein Geschenk von wenigen Parah sehr bald das Vertrauen dieser Leute erwirbt, und sie überaus dienstfertig macht. Der Postillion schwingt sich dann mit seiner langen kurz bestielten Peitsche auf's Roß, und jagt unter lautem Geheul davon.

Die jetzigen Bewohner der Wallachey gleichen in ihrer Sommertracht genau ihren Vorfahren zu Römerszeiten, so wie sie auf der Säule Trajan's vorgestellt sind. Ich habe das ganz bestätigt gefunden, was Herr Thornton in dieser Rücksicht sagt. Man denke sich eine wilde Figur in einem weiten Hemde, das um den Leib zusammengeschnürt ist, und mit einem Paare langer weiter Hosen. Am Gürtel hängt ein Beil, um die linke Schulter ist ein Schaffell geworfen und auf der Brust befestiget. Sandalien von ungegerbtem Leder sind um die Füße gebunden. In der ganzen Physiognomie entdeckt man auch nicht einen Zug von geistiger Thätigkeit oder einem höheren Leben; alles Aeußere deutet auf eine große Verwahrlosung und auf eine tiefe Versunkenheit in die thierische Natur. Der Wallache ist von starkem Körperbau, wohlgewachsen und gesund — nur die Gebirgsbewohner pflegen mit Kröpfen geplagt zu werden — aber träge und unbehülflich. Seine Seele ist gestempelt mit dem Fluchsiegel der Sclaverei, und er trägt das eingeborne Gefühl derselben in der verödeten Brust. Von allen Bewohnern der europäischen Türkey vermißt er am gleichgültigsten den unersetzlichen Verlust der Freiheit. Nicht so ist der Adel gesinnt, nur zu wünschen wäre es, daß er gegen diese seine Fußschemmel sich menschlicher benehmen möchte. Die Adelichen heißen Bojaren und die Bauern Rumum, d. i. Römer; auch nennen die Eingebornen diese Länder Zara Rumanasca d. i. Römisches Reich. (Ihr türkischer Nahme ist Ack-Iflack). Aber wel-

Digitized by Google

che Römerlinge wandeln jetzt nicht über den Gebeinen jener Römer, die einst Trajan hier anbaute! Der äußere Druck der Machthaber sündiget auch himmelschreiend an der Entweihung dieser Menschen. Sie bebauen die Ländereien der Bojaren und der Grundeigenthümer und entrichten ihnen den Zehenten. Da sie aber desto mehr steuern müssen, je mehr sie gewonnen haben, und oft das jährliche Kopfgeld despotischerweise 10 — 11 mal zu entrichten gezwungen werden, so ist auf diese Art ihrer Industrie der Stachel benommen. Nur eine humane und weise Regierung wüßte hier die Hebel anzuwenden, die diese Menschenklasse auf eine höhere Stufe heben könnten. Wenn einmal die engen Fesseln werden gelöset werden, so wird sich das Leben von selbst regen, dieß Land wird unter den Händen arbeitsamer Bebauer blühen, und die Zahl der Einwohner wird gar bald die unbedeutende Summe von 650,000 Köpfen übersteigen.

Vortrefflich gedeihet hier, wie überall in der Wallachey, der türkische Waizen; er wird auch seiner nährenden Eigenschaften und seiner Ergiebigkeit wegen, hier so wie in Bannat in Menge angebauet. Weit und breit herum prangen die Felder mit demselben. Auch Gerste findet man in den umliegenden Gegenden, welche hier, wie in allen türkischen Ländern, das allgemeine Futter für die Pferde abgiebt; desto weniger bemerkte ich Haser und Rocken, welche selten gesäet werden. Ueberhaupt wird der Ackerbau nicht mit dem wahren Eifer betrieben. Man pflügt gewöhnlich mit 6 Ochsen und zieht sehr tiefe Furchen. Gedüngt wird nie, sondern nach jeder Erndte der Acker ein Jahr brach gelassen. Soll ein Stück Feldes zum erstenmal tragen, so bepflanzen sie es im ersten Jahre mit Kohl oder mit Gurken, beides Früchte, die ungemein gut gedeihen.

Zugleich mit der Sonne hielt ich meinen Einzug in Bukarest. Schon von der Ferne sah ich die kaiserliche Flagge wehen, die auf einer 60 — 70 Fuß hohen Stange aufgezogen, die Residenz des k. k. östreichischen General-Consuls Herrn Fleischhacker von Hackenau kenntlich macht. Ich fuhr gerade seiner Wohnung zu, und freuete mich nicht wenig, hier in der weiten Fremde einen so biedern Deutschen zu umarmen. Auch wurde ich mit jener Herzlichkeit und Gastfreundschaft aufgenommen, die diesem verehrungswürdigen Hause so ganz eigen ist. Gegenwärtig hielt ich mich in dieser Hauptstadt der Wallachey einen halben Tag auf; um ihnen also eine Art Beschreibung von derselben zu liefern, werde ich meinen 14tägigen Aufenthalt hierselbst auf der Rückreise im Monat November, wo sich so manche Gelegenheit zu nützlichen Ausflügen darbot, zu Hülfe nehmen.

Digitized by Google

Bukarest kann gleichsam als der Scheidepunkt der abendländischen und morgenländischen Sitten und Gebräuche angesehen werden. Wenn man den gemeinen Wallachen auf dem platten Lande in seiner elenden Hütte kennen lernt, so muß man hierher gehen, um den Vornehmen zu studieren; denn auf dieser Bühne entfaltet sich sein äußerer Charakter. Andere vor mir haben die Bojaren als stolze, übermüthige, freche, wankelmüthige, despotische Herren beschrieben. Ich halte meine Beistimmung zu diesem Urtheile um so mehr zurück, je härter es ist, je längere Zeit, als mir vergönnt war, zur Beobachtung erfordert wird, und je gewissenhafter man bei der Absprechung über eine ganze Menschenclasse zu Werke gehen muß.

Um die Mittagsstunde und bevor es noch dunkel wird, beginnen die Großen die Spazierfahrten, um ihre Pracht zu sonnen. Alsdann wimmelt es auf der sogenannten Brücke, einer der besser gebielten Hauptstraßen Bukarest's von Carossen allerlei Art. Da sieht man großthuende Mienen und selbstgenügende Blicke, lustige Gesichter und stolzirende Posituren. Auch nach der Abendmahlzeit, wenn das sanfte Mondeslicht die Dunkelheit der Nacht aufhellet, pflegt man auszufahren, um die erfrischende Luft zu trinken, denn von nächtlichen Assembleen und gesellschaftlichen Gastereien ist man hier wenig Freund. Vor großen Herrschaften laufen, weil die Stadt nicht beleuchtet wird, Diener mit Fackeln, die Pekuré heißen, und durch keinen Regen gelöscht werden.

Die Bojaren nähern sich dem Fürsten nie, außer begleitet von der tiefsten Ehrfurcht, und kreuzen sich, gleich wie vor einem bösen Geiste, beim Betreten des Audienzzimmers, wo der Herr der Herren auf seinem Divan, einer Art von gepolstertem Sopha, sie sitzend empfängt. Nur wenigen ist es gegönnt, Huld und Gnade von der fürstlichen Hand wegzuküssen.

Für größere Verbrechen wird der Bauch mit einer guten Tracht Schläge belegt, und der Delinquent lebenslänglich in die Salzminen verurtheilt, oder auch der Ohren und Hände verlustig erklärt. Todesstrafen gehören zu den Außerordentlichkeiten; finden sie jedoch statt, so werden die Köpfe der Hingerichteten zur Abschreckung 24 Stunden vor dem Kriminalhause aufgespießt. Dieser übrigens sehr besuchte Theil der Stadt ist so in Schmuz versunken, daß er wahrlich Ekel erregt. Das Geschrei der Festgehaltenen, die aus den Fenstern der Gefängnisse um Almosen flehen,

macht auch einen sehr widrigen Eindruck. — Das Sittenverderbniß ist in allen großen Städten groß! —

Beim Weggehen von dem Fürsten begleiteten uns mehrere seiner Hofbedienten die Treppe hinab, denen man, so wie den Leibwachen, wie es die Landessitte mit sich bringt, Geschenke macht. Ihre Titel und Aemter sind jenen im Serail zu Konstantinopel analog. Die Regierungsform ist eine theils eingeschränkte, theils uneingeschränkte Monarchie. Der Fürst vereint in seiner Person die höchste Gewalt, und der Divan, der aus den vornehmsten Bojaren zusammengegliedert ist, soll den Senat vorstellen, auch bei Steuern und Auflagen den Willen des Regenten einprägen. Sonst hat dieser in jeder andern Hinsicht unumschränkte Macht.

Die türkischen Pferde sind von schönem Bau und ungemein gelehrig, so daß man bei der auffallenden Geschicklichkeit dieser Thiere versucht wird, sie für verständiger als ihre Herren zu halten. Man kann es diesen aber auch nicht absprechen, daß sie vortreffliche Stallknechte sind. Sie halten die Haut sehr rein und glänzend, indem sie sie häufig mit Wasser und Seife über und über waschen und striegeln. Man hält die Thiere sehr warm und bedeckt sie deshalb mit dicken Zeugen und Kappen. In den Stallungen der Vornehmen werden sie beständig angebunden, damit sie sich nicht niederlegen, und ruhig bleiben, weil es meistens Hengste sind; das Futter besteht in Gerste mit Stroh, oder in Gerste allein. Man reichet es ihnen nur sparsam, des Tages ein oder höchstens zweimal; getränket werden sie auch nur einmal. Ihr eigener Mist, der vorher an der Sonne getrocknet worden, dient ihnen zur Unterlage. Der Sattel kommt selten ganz von ihrem Rücken, es sey denn, daß sie gereinigt würden. Hat man ein solches Pferd geritten, so ist es üblich, es zuvor ein oder zwei Stunden lang im Freien herumzuführen, bevor man es in den Stall bringen läßt. Mit dem Tage Ehisr, welcher mit dem Georgiustage des griechischen Kalenders zusammen fällt, und den eigentlichen Frühling eröffnet, werden die Pferde auf einen ganzen Monat auf die grünenden Wiesen hinausgeführt. Das setzt zu Konstantinopel bei der Ausführung der kaiserlichen Pferde eine besondere Feierlichkeit ab. So wenig auch diese den Durchfall verursachende Fütterung im Grünen, jener im Stalle vorzuziehen ist, so hat doch das Vorurtheil in dieser Hinsicht den Orient so ergriffen, daß man es sich zur sträflichen Vernachlässigung anrechnen möchte, wenn man die Pferde nicht ins Grüne triebe; für Konstantinopel sind zu diesem Zwecke die Bewohner mehrerer Dörfer der Bulgarey aufgesperrt, welche einige Wochen vorher dahin kommen, und indem sie Stadt

Digitized by Google

und Vorstädte schalmeyend und tanzend durchziehen, so die Zwischenzeit geldfruchtend machen.

Das Postwesen finde ich in der Türkey noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Vollkommenheit. Es giebt keine fahrenden, sondern blos reitende Posten. Dieß darf Sie nicht befremden, da ohnehin die Kutschen unbekannt sind, und nach orientalischer Sitte alle Mannspersonen reiten. Der frühere kriegerische Charakter der Nation, der tartarische Ursprung mag diese Sitte auf die verweichlichteren Nachkömmlinge vererbt haben. Auch hierin zeigt sich der ernsthafte Morgenländer in seiner Gravität und Feierlichkeit: wie er geht, so reitet er auch. Eben sah ich in Ruschtschuck gehende Muselmänner. Jeder ihrer Schritte ist abgemessen und theatralisch. Ihre langsame Bewegung, ihre langen patriarchalischen Bärte, der starke Körperbau, alles dieses hat etwas imponirendes. Ihre Figur nimmt einen zweimal so großen Umfang ein, als die der Europäer. Je vornehmer der Mann ist, desto voller erscheint auch sein Gewand, desto auffallender sein ganzer Anzug; da hingegen bei uns alles genau anschließt und das umgekehrte Verhältniß statt findet, indem sich unsere Großen in einer prunkhaften Kleidung gefallen. Je schreiender die Farben sind, desto mehr reizen sie hier den Geschmack. Das Schwarze ist sogar durch das Gesetz proscribirt. Welch ein Aufsehen würden nicht bei uns scharlachrothe Pantalons machen! hier sind sie die Alltagstracht. Wollte noch jemand in Wien z. B. dazu gelbe Stiefeln, blaue Weste, einen blaßgrünen Rock, und darüber einen weißen Pelz anlegen, den Kopf aber mit einem rothen, grünen, oder schneeweißen Hute schmücken, ich glaube, er hätte alle unsere Gassenbuben um sich vereint. Hier aber contrastiren diese Farben nicht, wie in Wien; es mischet sich alles bunt durch einander, und wogt sich langsam in den Gassen hin. Was ist das nicht für ein eigenthümlicher Anblick! Man denke sich unsere Fiaker und Carossen weg, und bilde sich nur lauter Fußgeher oder Reiter ein, wie wird dieß nicht die äußere Schattirung der Städte ändern? — Die Reiter sind immer auf einen gewissen Anstand bedacht, und haben die Gravität der Fußgeher immer vor Augen. Langsam lassen sie ihre Rosse hintreten, um die ganze Würde zu entfalten. Das schnelle Reiten ist ihnen nur bei Kampfspielen und im Kriege lobenswürdig. Der gewöhnliche Gang ist, als gingen sie in einer Procession; der gewöhnliche Ritt, als zögen sie in Pomp einher. Lachende Gesichter bemerkt man wenig, die gewöhnliche Gebehrde ist, daß sie den Bart, dieses ehrwürdige Symbol der Mannheit, streichen.

Doch ich habe von den Posten reden wollen? — Es giebt also nur reitende, die in öffentlichen Geschäften abgehen. Vor Zeiten hatten dergleichen Kuriere lange die Freiheit, den Leuten unterwegs die Pferde wegzunehmen, und damit fortzueilen. Murad IV. (1623 — 1640) schaffte diese Faustrechtlichkeit ab, und legte Posthäuser, die mit den nöthigen Pferden versehen seyn sollten, an. Im Großherrlichen Dienste sind nun an 100 Tatoren angestellt, die die Befehle der Regierung schnell an Ort und Stelle bringen. Von den zu Konstantinopel residirenden Ministern der verschiedenen

Höfe übernehmen gewöhnlich 2 Janitscharen (für Oestreich in Bukarest) die Post, die alle 14 Tage ankommt und wieder abgeht. Sie können für die ihnen anvertrauten Paquete zur Verantwortung gezogen werden. Diese Janitscharen sowohl als jene sogenannten Tataren sind in der Regel ordentliche Leute. Sie betragen sich eben so ruhig als vernünftig, und zeichnen sich durch ihre Treue und Pünktlichkeit besonders aus. Der Nahme Tatar rührt wohl von dem tatarischen Kalpack her, den sie statt des Turbans als Abzeichen auf ihrer Reise tragen. Sie führen einen großherrlichen Firman mit, der ihnen die Vollmacht giebt, alles in Requisition zu setzen, was die Förderung der Reise nöthig macht. Ihr Körper ist von der stärksten und dauerhaftesten Constitution, und sie können die größten Beschwerlichkeiten ertragen, auch schlafen sie nur wenig und selten. Man kann mit ihnen sicher reisen, denn sie werden allgemein geachtet und von den Räubern selbst gefürchtet. Es sind deren gleichfalls bei der Armee und bei den Statthaltern der Provinzen einige angestellt, um den Willen der Regierung in allen Theilen des Reichs auf das eiligste kund zu thun.

Wenn vornehme Türken reisen, so setzen sie ihr Gefolge nach den Vermögensumständen und den Geschäften zusammen, und ordnen es nach dem Range. Sie haben gewöhnlich einen solchen Tatar oder Cavasche, einen Tschaus und einen Mihmandar — Führer — bei sich, die für Lebensmittel zu sorgen haben, und alles Nöthige zur Ausführung der Reise herbeischaffen müssen. Wehe den armen Landleuten, wenn diese Begleiter kommen!

Die Posthäuser, mit denen ich auf meiner Reise zu thun hatte, sind hinlänglich mit Pferden, wenn diese auch nicht die besten sind, versehen. Für das Gepäck sind eigene rüstige Karavanpferde ausersehen; auf dieses Conto werden sie aber auch unbarmherzig belastet. An beiden Seiten hängen große lederne Säcke, Churtich genannt, deren jeder über 60 Okka *) wiegen mag. Auf die Bürde wird jedoch keine Rücksicht genommen, und das arme Thier muß mit dem Reisenden fortgallopiren, wozu es noch von den unbarmherzigen Janitscharen mit der Peitsche angeeifert wird. Auf den Stationen ist meistens das Posthaus selbst ein Kaffeehaus, wo man ebenfalls etwas bekommen kann. Ohne einen Postfirman erhält jedoch der Reisende nichts, und muß sich selbst Lebensmittel verschaffen; ist er aber mit einem solchen versehen und reiset mit dem Kurier, so wird er unentgeldlich verpflegt, wodurch er indessen nicht wohlfeiler davon kommt, da die Trinkgelder dafür um so mehr austragen. Rittgeld wird ebenfalls nicht nachgesehen. Das Postpersonale besteht gewöhnlich aus dem Menssilschi (Postmeister), Menssil Chalfassi (Postgehülfen), Cahvedschi (Caffeesieder),

*) 1 Okka = $2\frac{1}{4}$ Pfund.

und Tschausch (Oberpostknecht). Das Nachtlager muß man auf einem halbverfaulten Fußboden nehmen.

Von Wien nach Constantinopel rechne ich 80 Posten, 106½ Stationen und 213 Meilen, man kann meinethalben auch 220, selbst 230 annehmen, denn Straßen- und Meilenzeiger giebt es in der Türkei nicht, daß man seiner Rechnung mathematisch gewiß seyn könnte: — aber 274½ Meilen ansetzen, wie es einige Wegweiser thun, ist doch zu viel. Man darf in Bulgarien und Rumelien die Stundenwege nicht als Meilen ansehen, denn jene sind Karavanenstunden, von welchen zwei auf eine deutsche Meile gezählt werden können.

Wer in seinem Umgange mit den Türken ein zuversichtliches Betragen handhabt, und unmerklich auf die Vermeidung alles Anstößigen aufmerket, der kann unter ihnen sicher seyn; wer überdieß noch ihre Sprache redet, ihrem Eigendünkel manches einräumet, und alle zudringlichen Fragen, mit denen sie oft lästig fallen, willig beantwortet; wer mit ihnen ißt, schmaucht, Kaffee trinkt, der kann auch darauf rechnen, daß er ihr Zutrauen und ihre Zuneigung gewinnt. Davon überzeugte ich mich in der Folge zu Konstantinopel. Es gab daselbst eines Tages ein öffentliches Spektakel zu schauen, da der Großherr in feierlichem Pompe nach der Moschee ritt. Der k. k. Legations-Secretair von Hussar, welcher eine seltene Geläufigkeit und Beredsamkeit in orientalischen Sprachen besitzt, hatte die Gefälligkeit, mich dahin zu begleiten. Eine ganze Schaar von Türken sammelte sich um ihn, welche die Fertigkeit, mit der er ihre Sprache redete, bewunderten, und ihm, je mehr er sprach, desto mehrere Fragen stellten. Es traf sich, daß ich gerade durch meine Augengläser sah. Dieß fiel einem Türken auf, und er bestürmte sogleich meinen Begleiter, zu welchem Ende ich dieses thäte. Als er ihm meine Kurzsichtigkeit als die Ursache angab, antwortete er, er wisse wohl, woher dieses käme, er hätte nehmlich bemerkt, daß die meisten Franken schon in frühen Jahren sich durch Augengläser ihre Augen zu verderben anfingen. Wahrscheinlich muthete er auch mir diese Untugend zu, denn schwerlich wird er auf den Gedanken, daß mich die Natur in dieser Hinsicht stiefmütterlich behandelt habe, verfallen seyn. Alle wollten nun aus Neugierde durch meine Gläser schauen. Ich war dabei wie auf Nadeln, denn ich fürchtete die Pest nicht wenig, und gleichwohl konnte das Gesuch nicht schicklich abgeschlagen werden. Ich durfte nicht einmal die Gesichtsmiene ändern, noch weniger Abscheu äußern, wenn ich mich nicht in übeln Credit setzen wollte. So hassen die Menschen unter allen Himmelsstrichen den feindseligen Argwohn! Sie wollen, daß man ihnen mit Zutrauen entgegen kom-

Digitized by Google

me, und sie werden gleichfalls mit Zutrauen liebevoll entgegen kommen. Je mehr man den Türken liebet, desto mehr eilt sein Haß nach. Hat ihn die Wuth ergriffen, oder der Fanatismus geblendet, dann ist freilich kein Fremde sicher.

Aber was nahet da für eine seltsame Gestalt! — Bei dem Namen des barmherzigen Gottes flehet sie um Almosen. Die Mütze, die auffallende Kleidung, das mystische Betragen giebt mir den Derwisch zu erkennen. Die Derwische sind der türkische Bettelorden, und ein lebendiger Beweis des orientalischen Mysticismus, des verschraubten religiösen Sinnes. Sie wohnen in einem Gebäude beisammen das ziemlich der Abdruck unserer Klöster ist. Der Nahme ist dem persischen Boden entwachsen, wo er eine Thürschwelle andeutet, und hier die vor der Thürschwelle stehen bleibende Demuth bezeichnen soll. Sie leben von Almosen, sind unverheirathet, wohnen in Cellen, essen gemeinschaftlich, aber nur wenig, trinken nur sparsam, und sollen des Nachts nur 3 Stunden schlafen, die übrige Zeit aber mit Beten und Lesen zubringen. Ich habe zu Galata bei Konstantinopel, wo sie ein Kloster haben, ihre Ceremonien mit eigenen Augen geschaut; denn ungeachtet das Heiligthum der Moscheen den Christen sorgfältig verschlossen wird, so ist es ihnen doch erlaubt, den Andachtsübungen der Derwische beizuwohnen. Sie sind mit dem vielsagenden Worte: Mukabele — Gottesanschauung — oder auch Dewhid — Preis der Einheit — benannt. Der Versammlungsort, welcher zu diesen Frömmigkeiten dient — ein solcher befindet sich bei jedem Kloster — ist ein Cirkus, der Tewhidchan heißt. Die Wände sind statt aller Zierrathen mit Tafeln behangen, auf welchen Gottes Nahme und des Stifters prangte. Alles war voll frommer Zuschauer. Die Derwische kamen demüthig und mit niedergeschlagenen Augen herein, und machten eine tiefe Verbeugung gegen ihren Obern. Einer stieg auf eine Art Kanzel und hielt eine Art Anrede. Alsdann fingen die Begeisterten bei dem Tone einer Flöte und kleiner Trommeln an, sich mit ausgestreckten Armen in der Runde zu drehen, wodurch die Harmonie der Sphären versinnlicht werden sollte. Bald hielten sie die Hand ans Herz, bald an den Hals, bald an andere Glieder, wodurch sie andeuten wollten, daß sie für Gott Herz, Hals und den ganzen Leib hinzugeben bereit seyen. Ich bemerkte unter ihnen sogar Knaben von 12 — 14 Jahren. Er zählt ihrer einige und dreyßig. Ein Zweig derselben sind die Begtaschi, deren viele in den Kasernen der Janitscharen einquartiert werden, wo sie den Himmel für die Wohlfahrt des Reichs Tag und Nacht bestürmen.

Jener Derwisch, der mir zu diesen Zeilen Veranlassung gab, war fortgegangen, den sitzenden Türken sah ich auch nicht mehr: da wurde ich zur Mahlzeit gerufen, die man indessen fertig gemacht hatte. Ein Diener brachte uns Wasser zum Händewaschen, und stellte den niedrigen Tisch, von dem ich schon einmal sprach,

Digitized by Google

vor uns. Messer und Gabel gab er uns nicht, wahrscheinlich weil er überzeugt war, daß uns die Finger die nehmlichen Dienste leisten würden. Ein Serviette-Surrogat hatten wir — ich spreche von mir und meinen Reisegefährten, — an unsern Tüchern im Sacke, und das Tischtuch konnte der hungrige Magen am leichtesten entbehren. Es wurde eine Reißsuppe aufgetragen; hierauf eine Eierspeise, die ich so vortrefflich fand, daß ich glaubte, die Ursache hiervon könne nicht bloß subjektiv in meinem Heißhunger, sondern müsse auch objektiv in einer besondern Zubereitungsart gegründet seyn. Ich erkundigte mich darnach; man gab mir zur Antwort, daß man statt der Butter, wie es sonst zu geschehen pflegt, Kaimac dazu genommen habe. Dies ist eine durch langes Kochen — ich glaube von 20 Stunden — so verdichtete Milch, daß sie sich schneiden läßt. Man genießt sie auch sonst mit Zucker, und andern Ingredienzien. Der Eierspeise folgte eine Jachni (Gedünstetes) und ein Pilav (gekrüllter Reiß) mit einem Huhne. Sonst wird er auch mit Schöpsenfleisch gegessen, und Rosinen mit Pfeffer hineingethan, welche beide Extremitäten in dem Geschmack eines Türken Platz finden. Es ist seine Lieblingsspeise. In zweimal so viel Wasser, welches vorher zum Sieden gebracht worden, wird einmal so viel Reiß gethan, beides mit einander verschlossen, bis der Reiß weich ist, worauf das Wasser durch Verdünstung weggeschafft wird. Man gießt geschmolzene Butter hinein, rührt alles um, läßt es einige Minuten am Feuer, und das Gericht ist zum Anstichen fertig. Ich war nicht wenig überrascht, da ich den Reiß wieder anders zugerichtet fand, als ich ihn sonst gegessen hatte. Man weiß ihm die mannigfaltigsten Farben zu geben; bald gelb, bald röthlich, bald weiß, bald veilchenblau. So aß ich meinen Pilav. Diese Speise ist überhaupt sehr nahrhaft, und allein zur Sättigung hinreichend. Schade nur, daß sie oft zu fett bereitet wird. Meistens tritt der Joghurd damit in Verbindung, woran der Europäer bald Geschmack findet. In eine halbe Maaß kochender Milch wird ein Löffel Hefen gegeben, um sie zum Gerinnen und zur Säure zu bringen. Davon nimmt man 2 Eßlöffel voll, und macht eine andere Milch damit gerinnen. Noch einige solche Wiederholungen und der Hefengeschmack hat sich zuletzt ganz verloren. Man ißt diesen Joghurd mit Zucker, auch oft mit Erdbeeren. Er ist den Türken eine so wohlthätige Erscheinung, daß sie dafür halten, Abraham habe seine Zubereitung von einem Engel erlernt. Nach andern soll wieder ein Engel der Hagar einen Topf voll davon gebracht haben.

Nachdem der Kaffee in einem Mörser mit einer schweren Keule zum feinsten Staube zerrieben worden, wird er in einen leeren Topf gegeben, und so lange über ein schwaches Kohlenfeuer oder heiße Asche gehalten, bis er einen lieblichen Geruch von sich giebt. Man schüttelt ihn öfters, gießt das Wasser vom

Digitized by Google

zuletzt gekochten Kaffee darüber, und läßt ihn so lange am Feuer stehen, bis sich oben ein weißer Schaum bildet; doch darf er nicht sieden, sondern muß nur leicht aufwallen. Sodann wird er zwei bis dreimal aus einem Topfe in den andern übergegossen, und die Kocherei ist vorüber. Um ihn geschwinder klar zu machen, braucht man nur einen Löffel kaltes Wasser hinein zu thun, oder einen in solches getauchten Tuchlatzen um den Topf zu legen. Allein der Türke trinkt ihn, bevor er sich noch setzt, (und ohne Zucker), weil er meistens genug Zeit hat, sich in der Schaale zu setzen, da er immer nach einigen Zügen aus der Pfeife, einen Zug aus der Schaale macht. Dafür ist dann auch diese zur Hälfte mit Satz gefüllet, wobei der Wirth sich allerdings wohl befinden muß. Da auch übrigens die Schaalen sehr klein sind, und nur mit einigen Parab bezahlt werden, so ist es, streng genommen, nichts außerordentliches, wenn mancher Türke deren ein paar Dutzend des Tages leeret. Ich selbst nahm ihn täglich 8 — 9mal zu mir. Den Zucker entwöhnt man sich bald.

Allein die Janitscharen sind mit ihrer Schiffsladung zu Ende, die ganze Gesellschaft vertheilt sich in zwei Schiffchen, und wir stoßen vom Lande. Wir sind in der Mitte des Hafens. — welch ein unbeschreiblicher Anblick! Die ungeheure Hauptstadt, das stolze Stambul auf 7 Hügeln thronend, entfaltet sich ganz vor meinen Augen. Ich glaube eine ganze Welt zu sehen. Rechts erheben sich auf den vielen Anhöhen prächtige Palläste, unzählbare Moscheen, unter welchen vorzüglich die kaiserlichen in der ganzen Fülle ihrer Majestät hervorragen, Tausende von Minarets, Gebäude ohne Zahl, ohne Ende, mitten unter dem bunten Gemisch der Häuser erheben Cypressenbäume ihre hohen Wipfel. Links dehnen sich über die bergigten Abhänge die Vorstädte, und das Ganze bildet ein prachtvolles Amphitheater, um die weite Bay des Hafens. Da derselbe die Gestalt eines halben Mondes hat — daher die alte Benennung des goldenen Horns — so entwickelt sich die Scene dem Schiffenden immer mehr. Alles dieses, und dazu noch das Meer, das mich trägt, macht einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich, ich bin übervoll, ich weiß nicht, was ich zuerst ergreifen soll, der Stoff häuft sich zu sehr, meine zerstückte Aufmerksamkeit kann ihn nicht umfassen, nicht in eine Einheit zusammenfügen, meine Denkkraft unterliegt unter den vielen Gegenständen, ich bin ganz im Gefühl verloren.

Halb taumelnd nähere ich mich dem Arsenal, nicht weit vom Pallaste des Kapudan Pascha, des ersten Admirals der Muselmanen. Hier wieder eine ungeheure Anzahl schwimmender Gebäude und ein Wald von Mastbäumen! Gondeln ohne Ende voll Türken und Türkinnen schwärmen kreuz und quer; mit erstaunlicher Schnelligkeit schießen diese großen und kleinen Schiffchen

Digitized by Google

herum, geschickt muß man ihnen auszuweichen wissen, denn der geringste Stoß könnte das Fahrzeug umwerfen, auf dem man ohnedin sich nicht viel bewegen darf, um nicht ins Wasser geschaukelt zu werden, welchem Unglück jedoch die Geschicklichkeit der Schiffleute — Tschaitler — vorbeuget. Diese sind meistens Turken, durch sie wird ohne Unterlaß die Verbindung zwischen der Stadt und den vielen in Europa und Asien längst dem Bosphorus liegenden Vorstädten unterhalten. Vielen tausend Menschen giebt dieses Handwerk Brod, noch mehreren verschafft es für geringes Geld viele Bequemlichkeit. Der Haupttheil des Arsenals liegt gerade da, wo sich der Hafen in einem Meerbusen verbreitet, und so ein Hafen in dem Hafen gebildet wird. Mehr als hundert gewölbte Remisen befinden sich hier, wovon ein großer Theil im Wasser steht, unter welchen die Schiffe und Schiffchen sicher und bedeckt stehen —

Da sind wir an der Echelle von Kassim Pascha. Eine Schaar Kähne kommt an, alle wollen ihre Passagiere absetzen, andere stoßen ab, kaum ist ein Ort für uns zur Landung übrig. Menschen jeder Art füllen im wilden Getümmel alle Räume aus, zu Fuß und zu Pferd, mit und ohne Gefolge, Arm und Vornehm drängt sich herbei, Tausende von Turbanen bilden eine dichte Masse über den buntfärbigen Trachten. Ein unablässiges Getöse bestürmet die Ohren, man lärmt, man schreit, Hunderte von Schiffern strengen ihre Kehle an, um ihre Tschaike anzupreisen, und sie irgend jemandem aufzudringen. Alles will fahren, alles ist in steter Bewegung. Mit Mühe konnten wir uns nur durch die Schiffe und dann durch die Menschen drängen. Die Janitscharen nahmen sogleich ein Paar Lastträger — Hamal — auf, die sich hier immer in Bereitschaft halten, und luden ihnen die ganze Bagage auf den Rücken, um sie nach Pera bringen zu lassen. Diese Lastträger sind gar derbe Kerle, denn für einige Piaster tragen sie 5 — 6 Centner schwere Ballen, wobei sie sich eines hölzernen Instruments von der Form eines Sattels bedienen, worauf ihnen die Last geleat wird, welche sie mit einem Stricke fest halten Eine erstaunliche Menge von Menschen lebt zu Konstantinopel von dieser Handthierung. Schweren Tritts schritten sie vor uns her, und wir folgten ihnen langsam nach. Noch mußten wir über eine langwierige Anhöhe abermal durch Grabstätten steigen, bevor wir Pera erreichten. Dieses liegt selbst an einer ziemlich steilen Erhöhung — der Nahme ist griechisch (Περα jenseits) und heißt so viel als ein jenseits des Hafens liegender Ort. Die Vorstadt von Konstantinopel kann als eine eigene europäische Stadt mitten im Oriente angesehen werden, sie ist ausschließlich für die Franken aufgespart, die muselmanischen Bewohner sind alle aus ihr verwiesen. Nur eine gewisse Anzahl Janitscharen, die jedem fremden Gesandten dem Range gemäß von der Pforte als Sauve- und Ehrengarden zugetheilt werden, unterliegt dieser Proscription nicht. Seit einigen Jahren leben sie indessen für die Franken nicht so ganz unvermischt, da sich angesehene Griechen und Armenier unter den-

selben niedergelassen haben; vorzüglich mehrt sich die Anzahl der letzteren, die, indem sie täglich die Theurung vermehren, die Franken so ziemlich aus dem ihnen angewiesenen Quartiere vertreiben. Die Gebäude sind fast durchgehends zwei Stock hoch, aber im Durchschnitte unansehnlich; die Wände sind meistens mit Bretern beschlagen und grau angestrichen. Die häufigen Feuersbrünste, die die schrecklichsten Verheerungen anrichten, scheinen die Bewohner noch nicht gewitzigt zu haben, daß sie nicht in ihr eigenes Haus dem Feuer Zunder legen, und wenn nicht hin und wieder doch einiges Mauerwerk dem Flammenmeere einen Damm setzen möchte, so müßte ganz Pera, wenn die Gefahr da wäre, in Rauch aufgehen. Prachtvoll nehmen sich die Palläste der europäischen Gesandten aus, die Caenthum der Nation sind, welche sie repräsentiren. In der Mitte wird die Stadt von der Hauptstraße durchschnitten, von welcher die Quergassen links und rechts gehen. Zu ihren beiden Seiten sind Trottoirs angebracht, welches hier viel sagen will. Dafür ist sie aber hin und wieder so eng, daß, wenn zwei Wagen einander entgegen kommen, der minder Vornehme von den Fahrenden sich genöthigt sieht, an einer der breiteren Stellen das Vorüberziehen seines Gegners abzuwarten. Geschieht die Ueberraschung unversehens, so müssen die Pferde ausgespannt und der Wagen in ein Seitengäßchen geschoben werden. Da überdieß fast alle Häuser kleinere oder größere Vorsprünge haben, um vermittelst der Seitenfenster die Aussicht der Länge der Straße nach zu erweitern, so gewinnt diese noch ein engeres und finsteres Aussehen, besonders da hierin einer den andern zu übertreffen sucht, so daß die Fenster mit den Vorsprüngen auf der entgegengesetzten Seite fast zusammen treffen. Zur Pestzeit läuft man in dieser Gassenenge augenblicklich Gefahr, mit seiner Gesundheit zu scheitern, da man nur mit Mühe jedermann gehörig ausweichen kann, ohne seinen Rock irgendwo anstreifen zu lassen, und da ist es wirklich recht sehr erwünscht, wenn die Gassen leer und lebenlos sind; denn unter der Menge schleicht der Tod umher. Glücklich derjenige, dem die vorangehenden Gesandtschaftsjanitschoren mit ihren Stöcken den Weg durch das Gewühle bahnen. Jene sonderbare Bauart verwehrt der freien Luft den Zugang, und sie kann hier unmöglich ganz gesund seyn. Nebst den Rondellen habe ich weiter keine äußere Verzierungen an den Wohngebäuden bemerkt, denn man bringt sie lieber im Innern an.

Digitized by Google

Paris ch. Gide fils 1817 Recherches politiques et historiques, qui prouvent l'existence d'une secte révolutionaire, son antique origine, son organisation, ses moyens, ainsi que son but et dévoilent entièrement l'unique cause de la révolution francaise par le Chevalier de Malet, ancien officier au corps royal de l'artillerie 278 S. 8. (6 Fr.)

Rec. glaubt den Lesern dieser Blätter einen ausführlichen Bericht über das vorliegende, in so manchen Beziehungen interessante und wichtige Werk schuldig zu seyn. Der Inhalt und Zweck desselben ist durch den Titel hinreichend ausgesprochen; der Verfasser entwickelt aus der Geschichte Europens, besonders aber aus der seines Vaterlandes, daß seit vielen, wenigstens seit sieben bis acht Jahrhunderten, es in Europa und besonders in Frankreich, eine revolutionäre Secte gegeben habe, deren Zweck und Plan die Umstürzung der Staatsverfassung und der rechtmäßigen Staatsregierung und, unter dem Vorwande der republikanischen Verfassung, der Besitz der Regierung gewesen, daß sie diesen Plan mit unbiegsamer Festigkeit, bald durch offene Gewalt, bald durch List verfolgt habe, daß nur einige Wenige die eigentlichen Häupter dieser Secte gewesen und vielleicht noch seyn, daß diese die übrigen, selbst das Volk durch Blendwerke und Betrug geleitet und daß so manche merkwürdige Erscheinungen älterer und neuerer Tage lediglich die Wirkungen dieser Secte gewesen seyn. Der Verfasser entwickelt seine Ansicht mit tiefer Kenntniß der Geschichte, der Welt und des Menschen und mit der vertrautesten Bekanntschaft mit der Strategie aller solcher geheimen Verbindungen; er beweiset, wie zu allen Zeiten die nämlichen Zwecke auf dem revolutionairen Feuerheerde bearbeitet worden, und wie übereinstimmend, wie oft überraschend übereinstimmend, die Resultate waren. Wenn er sich hierbei zunächst auf sein Vaterland beschränkt und nur selten auf England, Italien und Deutschland, so wie auf Nordamerika Rücksicht nimmt; so ist dieß theils seiner größern Bekanntschaft mit der Geschichte seines Vaterlandes, theils dem Umstande zuzuschreiben, daß aus mannigfaltigen im Werke selbst näher entwickelten Gründen, Frankreich mit den ältesten Zeiten vorzugsweise der Schauplatz dieser Revolutionssüchtigen, und das Land war, welches ihren Plänen am günstigsten und daher von ihnen vorzüglich gewählt war. „Si les chefs, sagt der Verf. S. 3 „— de la revolution ont donné la préference à la France pour „leur debut, c'est parce qu'ils espérent que l'absurdité de leurs „principes ne serait point aperçue chez un peuple, qui par sa „frivolité est incapable de raisonner et par conséquent extrême„ment crédule. En effet, ils ont réussi comme ils l'espérent „et il a fallu une suite de malheurs de toute espèce pour con„vaincre les francois, quils avaient été trompés et sacrifiés à „l'ambition de quelques individues." Bei den Engländern fand

„die Secte weniger anhaltenden Eingang, weil, nach S. 206, „les „Anglais en général, étant capables d'avoir une opinion à eux, „et de la méditer, devaient nécessairement être difficiles à con„duire; les révolutionaires avaient bien trouvé les moyens „d'echauffer les esprits, mais bientôt ils n'en furent plus les „maitres; sous le prétexte d'opinions réligieuses, il se forma „plusieurs partis, qui, ayant tous un interêt different, se géné„rent mutuellement et contrariérent la révolution." Eben diese Gründe bewahrten auch so lange Deutschland vor dem revolutionairen Geist, gegen welches gründliche Kenntnisse, Gelehrsamkeit, Arbeitsamkeit, Ernst und Anhänglichkeit an den Werken der Vorfahren das beste Gegengift ist, wie auch schon daraus hervorgeht, daß alle Neuerungssüchtigen sich vorzüglich bestreben, fürs erste jene Bollwerke einzureißen.

Hr. von Malet entwickelt den Gang, welchen diese revolutionaire Secte vom Ende des zwölften Jahrhunderts bis auf unsre Tage genommen hat und die verschiedenen Ausbrüche ihres Treibens; er ist hierbei weit umständlicher in Ansehung der frühern Zeiten und überläßt, nach der Vorrede, die nähere Anwendung auf unsre Zeiten, allen Lesern. Die ersten sichern Spuren dieser revolutionären geheimen Verbindung findet er schon gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts in seinem Vaterlande in der sogenanten Convention de paix de Dieu, die zwar bald unterdrückt wurde, allein eben so bald schon nach wenigen Jahren unter dem Namen der Confrérie de la Paix sich wieder erneuerte, und nachher den Namen der Pastoureaux annahm. Sie bildete sich im dreyzehnten Jahrhunderte im bekannten Orden der Templiers weiter und zuletzt zu einer seltenen Höhe aus. Der Vers. hält die Verbindung der Tempelherren lediglich für eine, gegen die Staatsgewalt eingegangene revolutionaire Verbindung und alle, für und wider dieselbe und ihre Aufhebung angeführten Gründe für bloßes Vorgeben. Die, allen Tempelherren zur Last gelegten Verbrechen konnten höchstens nur einzelne Mitglieder, nicht den ganzen Orden treffen, die Regierung gab diesen Grund vor, um das Volk mit dem eigentlichen Grunde und den, vom Tempelorden bereits gemachten Vorschritten nicht bekannt zu machen, und die, von den Anhängern des letztern der Regierung beigelegten Absicht der Gewinnsucht ist um so ungegründeter, als der größte Theil der Güter der Tempelherren dem Malteser-Orden gegeben ward; aus der Verfassung der ersten geht übrigens die Existenz einer förmlichen Verbindung und mehrerer Grade hervor. Allein die Absichten und Zwecke der Tempelherren lebten bald in den Freimaurern, wenigstens in den ältern wieder auf, ohne jedoch gleich zur Macht der ersten zu gelangen. Frankreich ward im vierzehnten Jahrhunderte die Beute einer revolutionären Faction, die in Paris ihren Hauptsitz und eine größere Gewalt erreicht hatte, als gleichzeitige größtentheils partheiische Schriftsteller schildern. Hr. v. M. entwickelt sehr treffend den damaligen revolutionären Gang dieser Secte, die Oberherrschaft die sie bereits erhalten und die Mißhandlungen, welche die königliche Fa-

mille von ihr erlitt, so wie die auffallende Aehnlichkeit dieser revolutionären Scenen mit denen der Jahre 1789 bis 1792; wenn diese Faction schon allezeit ihre Plane nicht vollständig ausführen konnte, so war dies allein der Uneinigkeit unter ihren Häuptern, der Verbindlichkeit in ihren Maaßregeln und der treuen Anhänglichkeit des Adels an den Regenten beyzumessen; diese Secte, die sich in die Jocqueric, die Vaudois und die Chaperons blancs nannte, erhielt im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts im Herzog Philipp von Burgund eine große Stütze, einen zweiten Herzog von Orleans und würde unter ihm den Zweck, die rechtmäßige Regierung umzustürzen, erreicht haben, wenn nicht der Herzog von Burgund noch zur rechten Zeit bemerkt hätte, daß er selbst nur das Werkzeug der, im Hinterhalte und geheim arbeitenden und alles bildenden eigentlichen Oberhäupter der Secte sey und von derselben, wenn durch ihn der rechtmäßige Thron umgestürzt seyn wurde, aufgeopfert werden würde, und wenn nicht Ludwigs XI. kräftige Regierung die Oberhäupter der Secte vertilgt und sie selbst gestürzt hätte. Im vierzehnten Jahrhunderte äußerten sich auch in England Spuren dieser revolutionären Bewegungen und auch in Deutschland findet man sie jetzt zuerst in den Fehmgerichten, deren Tendenz keine andre, als eine anticonstitutionelle war und die nur durch Einigkeit und Kraft der deutschen Fürsten, wenn nicht gleich ganz unterdrückt, doch gezähmt ward. Im sechzehnten Jahrhunderte gab die Religion und die Verschiedenheit des religiösen Glaubenserkenntnisses den Revolutionären in Frankreich neue Kraft; die Religion ward zum Vorwande zur neuen Thätigkeit gemißbraucht, unter ihrem Deckmantel wurden alle Uebel der revolutionären Tendenz, heimliche Zusammenkünfte, Pamflets, Beschuldigungen und Beleidigungen der Regierung, kurz alle, unten näher angeführte Mittel, das Volk aufzureißen und gegen die Regierung einzunehmen, um so glücklicher angewandt, je schwächer letztre in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts war. Hr. v. M. entwickelt, wie Rec. glaubt, sehr befriedigend, daß der Streit zwischen den Katholiken und Kalvinisten, seinem Wesen und der Absicht seiner Häupter nach, kein Religionsstreit, sondern ein rein politischer Streit, daß die Religion nur der Vorwand gewesen, dessen die Häupter der Faction sich bedient, um das Volk zu gewinnen und zu verführen. „Il me semble — sagte er S. 177. — qu'il est impossible de ne pas apercevoir „le rapport parfait, qui existe entre ces événemens et ceux des „premier temps de notre revolution; il n'y a absolument que „les mots de changer: les révolutionaires sous le nom de „calvinistes faisaient la guerre aux royalistes, qui etaient les „catholiques et de nos jours, sous le nom de patriotes, ils attaquaient de même les royalistes qu'ils appellaient aristocrates. „On ne peut donc douter, que la révolution n'eut commencé „en 1562, si les révolutionaires eussent pu s'emparer du roi, „comme ils en avaient envie et comme ils le firent en 1789.“ Sehr interessant sind die Bemerkungen (S. 185) über die voll-

kommene Einsicht, welche König Karl IX. von diesem eigentlichen Wesen der damaligen Unruhen in seinem Reiche und besonders von dem Plane Coligni's hatte, das Haus Valois nebst dem König von Navarra auszurotten und zuerst den Prinzen von Condé zum Thron zu berufen, aber auch ihn bald auf die Seite zu schaffen und den Thron selbst zu besteigen, so wie die Andeutung, daß Karl IX. keinesweges aus religiöser Schwärmerei, sondern zur Sicherung des Throns vor den Häuptern und Anhängern der revolutionairen Secte die Bartholomäus-Nacht anordnete. Allein man hatte dieser Secte zu viel Zeit gelassen und die Regierung war zu schwach; die republikanische Tendenz oder eigentlich die Absicht einiger Sectenhäupter unter dem Vorwande der republikanischen Verfassung zu regieren, sprach sich immer deutlicher aus, ja Rochelle proklamirte sich (1573) schon zur Republik und der Plan, ganz Frankreich nach dem Muster der Schweizerischen Eidgenossenschaft zur Republik umzuschaffen, ward immer öffentlicher (S. 200) verhandelt, obwohl bei andern Gelegenheiten die eigentliche Absicht der Factionshäupter, sich in Frankreichs Regierung nach Provinzen zu theilen, immer durchschimmerte und nach dem S. 194 bemerkten Zeugnisse Sully's dem Könige Heinrich IV. vom Herzog von Montpensier zu Saint-Quentin ohne Rückhalt vorgelegt ward. Die revolutionaire Secte hatte indessen in den Jesuiten und in deren Anhänglichkeit an die bestehende Regierung so bedeutende Gegner gefunden, daß ihre Pläne von denselben bald durchschauet und verhindert wurden; sie selbst ward dadurch zur größern Vorsicht genöthigt; Heinrich IV. konnte sie daher um so leichter im Zaume halten. Nach der Ausführung S. 208 folgg. fiel dieser große König nicht als Opfer des religiösen Fanatismus, sondern lediglich als Opfer dieser revolutionären Secte, worüber S. 208 ein bisher gewöhnlich übersehener Beleg aus Sully's Memoiren angeführt wird. Nach Heinrichs Tode erneuerte sich unter der schwachen Regierung seines Nachfolgers das Ansehen und die Wirkung der anticonstitutionellen Parthei, die um so mächtiger ward, als ihre Grundsätze um eben diese Zeit auch in England so siegreich ausgeführt waren, und als in Frankreich nicht blos die Frondeurs zu einem so großen Ansehn gelangt waren, sondern auch die Parlementer, die, in frühern Zeiten bewiesenen constitutionsmäßigen Grundsätze und rechtlichen Gesinnungen mit entschiedenen revolutionären Grundsätzen vertauscht hatten. „Il y eut — heißt es S. 237. — beaucoup de libelles; on ne se contenta pas d'insulter „à la reine et au ministre, on insulta au roi et à son pouvoir. „On prêche les maximes les plus favorables au régicide; on „répandit, on imprima, qu'il fallait changer la forme du „Gouvernement et se délivrer de la royauté, qu'on appellait la „tyrannie; Parlementsräthe selbst schrien öffentlich auf der „Straße (S. 235) qui les rois ne sont plus de mode, que „cela était bon du temps passé." Der Plan, Frankreich in eine Republik umzuschaffen, ward immer lauter verhandelt; und um-

Digitized by Google

so mehr begünstigt, als jedes darin eine Hauptrolle zu spielen hoffte, und als die revolutionaire Secte sich den Herzog von Bouillon durch die Hofnung erhielt, in der neuen Republik die Stelle zu erhalten, welche sein Verwandter der Prinz von Nassau in den vereinigten Niederlanden bekleidete. Nur Mazarin's nachdrückliche Maaßregeln und nachher Ludwigs XIV. kraftvolle Regierung, die fortgesetzte Aufmerksamkeit seiner Minister und der Einfluß der Jesuiten vermogten diesen Plan und bald die weitern Aeußerungen der Wirksamkeit dieser Secte zu unterdrücken. Sie beschränkte sich darauf, gegen das Ende dieser Regierung und bei den vielen frühzeitigen Todesfällen im königlichen Hause die Stimmung des Volks gegen die Regierung einzunehmen, welches ihr so sehr glückte, daß der Tod des sonst so geliebten Monarchen größtentheils als eine fremdige Begebenheit gefeiert ward. Unter der Regierung Ludwigs XV. würde die Faktion ihr Haupt früher erhoben haben, wenn ihr die Jesuiten nicht lange entgegengearbeitet hätten; sie zeigte ihre Wirksamkeit indessen unverkennbar auch im Streite mit den Jansenisten. Ein entschiedenes und entscheidendes Uebergewicht erhielt sie aber späterhin durch die sogenannten Philosophen und Oeconomisten, durch welche sie ihren veraistenden Einfluß über den ganzen Staat, selbst in das Cabinet des Königs, verbreiteten und die Bollwerke der königlichen Gewalt eines nach dem andern zerstörten und so ihren nachmaligen Sieg vorbereiteten. „Ces disputes (der Jansenisten und Molinisten) cessèrent, „(sagt Hr. v. M. S. 243 folg.) pour faire place à des attaques „visibles contre l'autorité royale. Il paraît, que le regne de „Louis XIV. avait inspiré un peu de timidité à la secte „revolutionaire, qui avait bien senti, qu'il était alors impossible „d'attaquer de front la monarchie sans courir de grands dangers; „c'est sans doute ce qui avait engagé de sectaires à employer „des moyens indirects, en tâchant d'échauffer et de corrompre „l'esprit public. En effet sous Louis XV. les philosophes, qui „étaient devenus sectaires au les sectaires qui étaient devenus „philosophes, répandoient dans le peuple des principes contraires à „l'ordre social; les institutions les plus sacrées étaient tournées „en ridicule et des idées sur le gouvernement commençaient à „occuper les hommes les plus ignorans, auxquels il n'était pas „difficile de faire prendre pour des vérités les sophismes les plus „absurdes — l'esprit public était corrompu par les écrits de toute „espèce; le gouvernement etait calomnié dans des pamphlets, que le „peuple recevoit avec avidité d'après les opinions répandues primitivement par les révolutionaires; les reveries de quelques „écrivains étaient mises en avant par eux et reçues comme des „principes solides qui devaient servir de base à l'edifice politique; „enfin il ne manquait plus à la secte révolutionaire, dont les „chefs étoient près du trône, qu'un lever pour le renverser.“ Unter solchen Verhältnissen bestieg Ludwig XVI. den, durch Grundsätze bereits untergrabenen Thron; eine Reihe von Handlungen, zu welchen die Rathschläge der zur Secte gehörigen Mi-

nister, Ludwigs gutmüthige Verblendung über die Existenz und die Thätigkeit der gegenköniglichen Faction, die Besetzung fast aller Stellen durch Anhänger und Mitglieder derselben zu große Rücksicht auf das für die öffentliche Meinung ausgegebene Urtheil der geheimen Feinde des Königs, zu wenige Rücksicht auf die Rathschläge der Freunde des Königs, die unvorsichtige Zusammenberufung der Stände und besonders, wie Hr. v. M. S. 256 sehr treffend ausgeführt hat, die Begünstigung der Amerikanischen Revolution und die Theilnahme so vieler Franzosen an der öffentlichen Geltendmachung der Grundsätze, welchen sie im Geheimen theils anhiengen, diese und andere bekannte Gründe krönten endlich, nach einem sechshundertjährigen konsequenten und festen Streben, den Plan der revolutionairen Secte, Frankreich zur Republick umzuschaffen und die höchste Staatsmacht einigen Revolutionairen zu übertragen, nicht bloß in Frankreich, sondern auch in einem großen Theile von Europa, mit dem entscheidendsten Siege, welcher, wenn Napoleons Feldzug gegen Rußland geglückt wäre, gegenwärtig diese Faction zur Weltherrschaft erhoben haben würde.

Freimüthige Blätter

für

Deutsche.

I.

Denkschrift

über die

Nothwendigkeit

der Wiederherstellung

der Meisterschaften und Zünfte,

als Mittel, den Gewerbsfleiß und den Handel zu beleben.

Sr. Excellenz dem Minister des Innern, Abbé de Montesquiou vorgelegt

vom Verfasser der historischen Nachrichten über die alten Königl. Academien der Malerei, Bildhauer- und Baukunst; nebst einer Rede über denselben Gegenstand, gehalten vor dem Könige, in der Parlamentsversammlung, Mittwochs den 12ten März 1776, von M. Antoine Louis Seguier, wortführender Advocat des gedachten Königs.

La massima felicita divisa nel maggior numero. *Beccaria:* Von Verbrechen und Strafen.

Paris, in der Druckerei von Fain, Racine Straße, Odeon Platz 1815. Uebersetzt vom Polizei-Assessor Ziegler.

Gnädiger Herr!

Die Stiftungen sind eine natürliche Folge des Bedürfnisses der Menschen, welche in einem geselligen Zustande

leben. Es ist die Nothwendigkeit: alle Arten des Kunstfleißes zu beleben, um sie der höchstmöglichsten Vollkommenheit zuzuführen, welche in verschiedenen Staaten den Gebrauch eingeführt hat, die Menschen ein und desselben Handwerks in Innungen zu vereinen, welche unter dem Namen Meisterschaften oder Innungen bekannt sind.

Diese, dem allgemeinen Vortheile so günstige Lage der Sache, bestand in Frankreich lange Zeit vor der Revolution, und die allgemeine Meinung, die sich am kräftigsten in Ansehung der gelehrten Gesellschaften, bekannt unter dem Namen Academien, ausgesprochen hat, fordert auch jetzt auf's dringendste die Wiederherstellung der Zünfte, welche einzig im Stande sind, der Unordnung Einhalt zu thun, welche sich in alle Theile des National-Kunstfleißes, durch die unbesonnene, jedermann zugestandene Freiheit, jedes ihm beliebige Gewerbe zu betreiben, wenn er nur die Patentgebühren dafür bezahlte, eingeschlichen hat.

Ohne auch hier auf eine weitere Untersuchung über den Ursprung der Zünfte, welcher in sehr entfernte Zeiten zurückgehet, einzulassen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß das Bedürfniß dieser Stiftungen sich in dem Grade fühlbar machte, in welchem der Zustand der Knechtschaft, in Frankreich wie in ganz Europa, durch die Vernichtung des Lehnsystems mehr und mehr schwand.

Jeder Arbeiter, nun frei geworden, zu arbeiten für jeden, der seiner bedurfte, breitete seine Gewerbsverhältnisse aus; hieraus entstand die Nothwendigkeit der Zünfte, als ein Mittel, den traurigen Einfluß des Privatnutzens zu hemmen, welcher nur auf sich selbst sieht, nur für sich allein thätig ist, und nur mit Bezug auf sich handelt, und so der Todfeind des allgemeinen Nutzens wird. Die Auseinandersetzung dieser Wahrheit wird uns zeigen, was die Nothwendigkeit der Innungen herbei führen mußte.

Digitized by Google

In den Städten, deren Bevölkerung weniger zahlreich ist, wird der Gewerbsfleiß nur durch die täglichen Lebensbedürfnisse unterhalten, und jeder Arbeiter, beschäftigt eben diese Bedürfnisse zu befriedigen, ist ohnfehlbar von allen denen bewacht, die ihn gebrauchen. In diesem Verhältnisse stehend, ist der Arbeiter seines eigenen Vortheils wegen schon genöthigt, seine Arbeiten zu vervollkommnern und in seinen Forderungen dafür mäßig zu seyn, weil die Mitbewerbung seiner Mitmeister ihm sonst das Zutrauen derjenigen entziehen kann, welche ihn beschäftigen, wodurch er in's Elend gerathen würde. In diesem Falle wird der persönliche Vortheil des Arbeiters die Bürgschaft der Verbraucher. Hingegen da, wo die Bevölkerung sehr beträchtlich ist, wo der Luxus den Bedürfnissen des Lebens sich anschmiegt, wo Handlungsverhältnisse zwischen verschiedenen Nationen sich anknüpfen, da ändert sich die Lage des Arbeiters zu seinem Vortheile; sicher und leicht entschlüpft er der Oberaufsicht der Gesellschaft und er scheuet sich nicht, die Vervollkommnerung seiner Arbeiten zu vernachlässigen, um sein Gewerbs-Einkommen zu vermehren.

Um diesem Uebel zu begegnen, verfiel man darauf, die Menschen ein und desselben Handwerks zu vereinen und Innungen daraus zu bilden. Die Forderung: daß jeder zuvor einen Beweis seiner Fähigkeiten darlegen mußte, ehe er das Recht erlangte, als Meister einer Werkstatt sein Handwerk auszuüben, war eine Folge des Misbrauchs, welchen man verhindern wollte; und die Forderung, daß jeder Handwerker nur von seines Gleichen gerichtet werde, war ein unbestreitbares Recht der Zünfte oder Innungen.

Wenn diese Einrichtungen einer Seits ein Werk der Nothwendigkeit waren, welches das allgemeine Wohl erheischte, so hat anderer Seits die Zeit deren Nützlichkeit, durch die unzählbaren Dienste, welche die Gesellschaft daraus gezogen hat, bewähret, und zwar anfänglich durch die

Nacheiferung, welche sie unter der arbeitenden Klasse hervorbrachten, so wie nachher durch die Gewährleistung, welche sie den Verbrauchern darboten; und wenn sich dann auch wirklich einige Misbräuche eingeschlichen hatten, so war es gewiß ungleich einfacher, jede dieser Innungen zu ihrer ursprünglichen Ordnung zurückzuführen, als sie gänzlich aufzuheben, wie es der verstorbene Turgot (1) machte; in der Folge hat die Erfahrung von einer kurzen Zeit die Nationalversammlung bald die Nothwendigkeit der Wiederherstellung derselben fühlen lassen.

Jedermann weiß es, daß der Gewerbsfleiß der Hauptreichthum der Nationen ist; aber damit er eine Quelle der Wohlhabenheit werde, so ist es nöthig, daß diejenigen Gegenstände, welche daraus hervorgehen, sowohl in Absicht ihrer äußern Vollkommenheit, als in Rücksicht ihres innern Werthes, im Gleichgewicht mit denen, von andern Gewerbe und Handel treibenden Nationen stehen.

Dies war es, warum man, um jenen Zweck zu erreichen, es für vortheilhaft hielt, alle Werkstättebesitzer ein und desselben Handwerks zu vereinigen.

Indem man verlangte, daß der Handwerksmann seine Fähigkeiten durch ein Meisterstück beweisen solle, welches er in der Innung von Leuten seines Gewerbes vorlegen mußte, um den Rang als Meister zu erhalten, so lag darin ein Grund zur Nacheiferung und gleichzeitig eine entschiedene Belohnung für denjenigen, welcher seine Jugendjahre dazu angewandt hatte, alle die Kenntnisse sich zu erwerben, welche auf sein Handwerk Bezug haben können. Ueberdem gewährte dies weise Gesetz noch den Vortheil, die Hauptgrundsätze über den Werth verzierter Sachen zu bilden, weil jeder Meister wußte, wie viel Zeit und Kunst dazu gehörte, um seine Arbeit zu vervollkommnern; es ging daraus eine Uebereinstimmung über den Werth der Erzeugnisse des Kunstfleißes hervor, die man in frühern Zeiten,

wo jeder ein Gewerbe ausüben durfte, ohne die nöthigen Eigenschaften zu haben, um sich darin auszuzeichnen, nicht erlangen konnte.

Jede dieser Innungen stellte ein Bild der väterlichen Macht auf; als Beweis davon wird es hinreichend seyn, ihre Statuten und Verordnungen zu prüfen.

Die Anwalde oder Geschwornen der verschiedenen Zünfte, als: Tischler, Zimmerleute, Maurer, Schlösser, Marmorarbeiter und andere, hatten das Recht, ohne besonders dazu aufgefordert zu seyn, in jedes neu aufzuführende Gebäude einzutreten, um die darin gefertigten Zimmer- Maurer- oder andere Arbeiten zu untersuchen, und wenn der Unternehmer irgend einer dieser Arbeiten in einem Uebertretungsfalle gegen die gegebenen Vorschriften zur nöthigen Dauerhaftigkeit, so wie der Schönheit der besagten Arbeiten betroffen wurde; so nahmen die Geschwornen eines jeden Gewerbes zur Stelle ein Protokoll darüber auf und verurtheilten sogleich den Unternehmer, die Sache von neuem, und zwar nach den Gesetzen und Gebräuchen besagten Handwerks zu machen.

Ferner fand aber auch der Abnehmer bei diesen Innungen Schutz und Gerechtigkeit gegen unredliche Arbeiter; so wie dagegen der rechtliche Handwerker hier Schirm gegen den bösen Willen oder den Geiz desjenigen fand, welcher ihn beschäftigt hatte, und nun seinen wohlverdienten Lohn verweigerte.

Die allergewöhnlichsten Gewerbe im Leben, als: Schneider, Schuhmacher, Trödler und andere, welche man noch unter die Klasse der eben genannten stellen kann, bildeten eben so viel Zünfte und waren den nehmlichen Gesetzen und derselben Oberaufsicht unterworfen.

Durch diese weisen, nach Verhältniß der verschiedenen Gewerbe noch vermehrten, Anordnungen, fand sich die Regierung bei der Oberaufsicht, deren sie sich, ihres eignen

Vortheils willen, nicht entsagen durfte, außerordentlich erleichtert.

Die Kaufleute, deren ganze Industrie sich darauf beschränkt, die verschiedenen Gegenstände, welche der Handwerker in seiner Werkstatt verfertigt, dem Publikum zu verkaufen, verlangten ebenfalls eine genaue Aufsicht; man setzte daher fest, auch sie in Innungen zu vereinigen, welche mit dem Namen six corps belegt wurden; unter diesem Namen waren alle Arten des Handels, sowohl im Großen als im Einzelnen, begriffen.

Der nehmliche Fall fand auch bei den Fabrikanten statt, welche einen Verein bildeten, und in allem, was ihr Gewerbe anging, unter der Aufsicht ihrer Mitgenossen standen.

Die Anwalde der Fabrikanten gingen täglich in die Werkstätten, die in Arbeit begriffenen Gegenstände zu besichtigen; man untersuchte die Güte des Materials, und die, der Anfertigung selbst.

Alle Zeuge durfte der Fabrikant nicht eher an den, mit ihm in Verbindung stehenden Kaufmann absenden, bis sie zuvörderst gehörig untersucht und demnächst mit einem bleiernen Stempel versehen waren, welches sowohl für die Güte als das Maas die Gewähr leistete.

Diese Vorkehrungen wurden mit so vieler Genauigkeit gemacht, daß es für die Kaufleute schon hinreichend war, das, was man Marke nennt, anzusehen, um von der Güte und der Richtigkeit des Maaßes der Zeuge, welche ihnen der Fabrikant zugesandt hatte, überzeugt zu seyn.

Durch diese klugen Vorsichtigkeits-Maaßregeln hatte der französische Handel bei den Fremden ein außerordentliches Zutrauen gewonnen, welches zur Folge hatte, daß alles, was aus unsern Fabriken hervorging, begierig gesucht wurde.

Indem man diese Einrichtungen zerstörte, warf man Unordnung in alle Stände; man brachte den Staat, wie den Privatmann mit Leuten in Berührung, welche niemand

Digitized by Google

für das erkannte, was sie wirklich sind; man öffnete dem Betruge und der Unredlichkeit ein weites Feld, und Paris ist dadurch ein Sammelplatz vom Wucher geworden, wo tausend Einzelne, denen es gänzlich an Fähigkeiten mangelt, alles unternehmen, was ihnen vorkommt, indem sie blos das benöthigte Patent lösen, welches ihnen das Recht giebt, Handel oder Unternehmungen, wozu sie nur Lust haben, zu treiben. (2)

Ganz vorzüglich sollte vor allen das, was den Bau der Wohnungen für alle Klassen von Bürgern sowohl, als auch der öffentlichen Gebäude anbetrifft, die besondere Aufmerksamkeit der Regierung fesseln!

Seit der Aufhebung der Innungen und Meisterschaften haben sich eine Menge von Menschen, mit Hülfe eines Patents, in den Stand gesetzt, Unternehmungen auf Bauten zu übernehmen; sie haben als Maurer, Zimmerleute, Tischler, Schlösser, Marmorarbeiter und andere Handwerker, welche im Allgemeinen beim Bauen nöthig sind, Bauten ausgeführt; durch List oder Geld haben sie das Vertrauen der Privatpersonen, und selbst der Regierung erschlichen; und um bei großen Bauten angestellt zu werden, setzten sie oft Arbeiten unter ihren wahren Werth herab, fest entschlossen, sich für die billige Uebernahme durch schlechte Arbeit und schlechte Beschaffenheit der Materialien, zu entschädigen. (3)

Daher denn die fortwährenden Klagen der Bauherren, die oft in ihren Glücksverhältnissen verletzt, oder gar zu Grunde gerichtet werden durch diese Pfuscher, welche das Gesetz berechtigt, Gewerbe auszuüben, die sie nicht verstehen; daher aber auch alle die Streitigkeiten und Prozesse, mit denen die Gerichtshöfe überfüllt sind und welche sich nur zu oft mit dem gänzlichen Untergange der klagenden Partei sich enden.

Dies ist jedoch noch nicht das Ende der Unordnungen, welche die Menschen, die ich so eben geschildert habe, der Gesellschaft zufügen.

Nachdem sie sich die Eigenschaft eines Bau-Unternehmers angemaßt haben, treiben sie ihre Kühnheit so weit, sich Baumeister zu nennen; sie verrichten auch wirklich deren Geschäfte, wenn sie Eigenthümer finden, welche unbesonnen genug sind, sich ihnen anzuvertrauen; und oft werfen sie sich in ein und derselben Sache als Baumeister und Unternehmer zugleich auf, und so werden sie, wenn Streitigkeiten vorfallen, oft Richter und Parthei in ihrer eigenen Angelegenheit.

Es sind ferner noch eben diese Menschen, welche durch Vorspiegelungen bei den Behörden, sogar die Eigenschaft als Oberbaumeister zu erlangen wissen, wodurch die Unordnung, gegen welche man vergebens das Gesetz zu Hülfe ruft, nur noch mehr vermehrt wird. Dies alles ist es, was seit 20 Jahren dazu beigetragen hat, die so edle Baukunst, die zwei unzertrennliche Eigenschaften: Talent und Rechtschaffenheit fordert, herabzuwürdigen.

Um alle diese Misbräuche abzustellen, welche die Quaal derjenigen Bürger sind, die vermöge ihrer Verhältnisse Baumeister zu Hülfe nehmen müssen, muß man es sich vor allen Dingen angelegen seyn lassen, den achtbaren Verein der Architekten, bekannt unter dem Namen der Akademie, wiederherzustellen. Von den Baumeistern, welche darin aufgenommen zu werden wünschen, müssen Beweise ihrer Kenntnisse so wie ihres moralischen Charakters, gefordert werden. (a)

Ferner muß der Verein der sachverständigen Baumeister wiederhergestellt werden, um diese an die Stellen der Menge der sogenannten Sachverständigen, zu setzen, welche, nicht zufrieden damit, über Gegenstände zu urtheilen die ihnen fremd sind, noch oft ihre Urtheile den Bestechungen

Digitized by Google

unterwerfen, die ihnen, um irgend eine gute Sache zu unterdrücken, gemacht werden. (*)

Nachdem ich so eben ein Gemälde von den Unordnungen, welche bey den verschiedenen Gewerben, die zu den bürgerlichen Bauten gehören, so häufig vorkommen, entworfen habe, wollen wir jetzt von der Klasse der Kaufleute, sey es derer im Ganzen, oder im Einzelnen Handelnden, reden.

Der Handel ist eine Art Gewerbsfleiß, welcher sich damit beschäftigt, alles in seinen Niederlagen oder Buden zusammen zu häufen, was zu den Bedürfnissen des Lebens oder des Luxus gehört. Vor der Revolution war es eine angenommene Meinung, daß man, um sich als Kaufmann anzusetzen, so viel Vermögen besitzen müsse, um die ersten Kosten der Einrichtung bestreiten zu können, und wodurch man zugleich den Fabrikanten verschiedener Waaren, mit welchen man Geschäfte machen wollte, eine Bürgschaft für den Kredit leistete, welchen man von ihnen verlangte.

Um das Recht zu erlangen, ein Handlungshaus zu eröffnen, mußte man sich bey einer der Innungen aufnehmen lassen, welche eine Abtheilung des sechsfachen Vereins war; man mußte überdies von einem Anwalde der Innung vorgestellt werden, welcher bezeugen mußte, daß man Rechtschaffenheit, Einsicht und die erforderlichen Mittel, sich anständig bey der Handlung, die man anfangen wollte, zu erhalten, besitze. Hierbey hatte der gute Name desjenigen, der jemanden vorstellte, einen so wichtigen Einfluß, daß die Innung es sich zum Vergnügen machte, den Empfohlnen in ihre Mitte aufzunehmen.

Alle diese Vorsichtigkeits Maaßregeln waren um so weiser, als sie der Klasse der Kaufleute die Nothwendigkeit auferlegte, den Ruf der Rechtschaffenheit zu haben, eine Eigenschaft, ohne welche der Kaufmann weder Zutrauen noch öffentliche Achtung fordern kann; dieß waren die Ge-

Digitized by Google

setze des Handels und ihren Nutzen hat die Erfahrung gerechtfertigt.

Indem die Revolution diese, für die Gesellschaft so nützliche Ordnung der Dinge umstürzte, verursachte sie dem Handel einen eben so großen Schaden, als sie dem Gewerbsfleiße im allgemeinen verursacht hat.

Indem man dem Ersten, dem Besten das Recht gab, unter dem Schutze eines Patents jedes Geschäft zu betreiben, was ihm beliebte, sah man eine Menge Ränkeschmiede welche, da sie kein Eigenthum zu verlieren hatten, alles aufs Spiel setzten, um sich auf dem Geschäftswege zu bereichern. In der That, was sieht man in Paris und in ganz Frankreich? Menschen, die niemand kennt, die keinen festen Platz in einer Gesellschaft haben und die nichts desto weniger Handelshäuser eröffnen. Der Eigenthümer findet Gewähr für seine Miethe. Durch Kosten, welche man zur Verschönerung in seinem Hause anwendet, der Baumeister, begierig Arbeit zu erhalten, prüft nicht zulänglich die Hülfsmittel desjenigen, der Arbeit giebt und läßt sich nur durch die Hoffnung zum Gewinn verleiten; der Fabrikant seiner Seits vertrauet seine Waaren auf den Schein des schönen Etablissements, und oft ist ein Jahr mehr als zureichend, um das Entstehen und den Untergang eines Handlungshauses zu sehen, welches, seiner Ankündigung nach, von der größten Bedeutung hätte werden müssen. Wenn, unter der Zahl der so aufs Gerathewohl unternommenen Etablissements, mitunter einige sich erhalten, so geschieht dieß nur zu oft durch Unredlichkeit, welche ihnen unerlaubte Vortheile verschaft, und diese endigen doch fast immer mit den schändlichsten Bankerotten, die zur Zeit der Revolution sehr häufig das Mittel geworden sind, sich auf Kosten anderer zu bereichern.

Diese durchaus wahre Lage der Sache versetzt täglich dem Handel, so wie dem Vortheile der verzehrenden Klasse

Digitized by Google

einen tödtlichen Schlag, und ich getraue mir, indem ich diesen Punkt schließe, zu behaupten, daß, wenn man nicht mit allem Ernst darauf bedacht seyn wird, diesen Ausschweifungen ein Ziel zu setzen, der Handel Frankreichs für alle Zeiten das Vertrauen des Auslandes verlieren wird.

Es bleibt mir noch übrig, in dieser Schrift einen wesentlichen Gegenstand zu behandeln, nemlich den, der Gewerbesteuer, welcher vor der Revolution unter dem Namen einer Kopfsteuer bekannt war, jetzt aber unter dem: der Patentsteuer genannt wird. Bevor ich mich in die Behandlung dieser Materie, als einen für den öffentlichen Schatz so wichtigen Punkt, einlasse, sey es mir erlaubt, einen Augenblick die Einrichtung der Innungen oder Zünfte aus dem Gesichtspunkte des öffentlichen Nutzens zu betrachten. Es liegt sehr oft der Fehler an der unrichtigen Darstellung der Ursachen des Gegenstandes, den man abhandeln will, daß die einfachsten Untersuchungen sich sehr erweitern, ohne ein für den behandelten Gegenstand nützliches Resultat zu gewinnen, die Frage in Betreff einer angemessenen Wiederherstellung der Zünfte und Innungen ist sehr einfach, und die Auflösung derselben kann keinen Zweifel haben. Muß man das allgemeine Wohl dem Wohle eines Einzelnen opfern? Kann das letztere mit dem allgemeinen Vortheile in Vergleichung gestellt werden? Es ist hierauf im voraus eine solche Antwort zu erwarten, daß ich es für unnütz halte, dieß noch zum Gegenstand einer Abhandlung zu machen. Die Tyrannei, welche keinen andern Zweck hat, als zu herrschen, hat den größten Vortheil dabei, alles zu trennen, um desto leichter unterdrücken zu können; die Monarchie dagegen, der es Bedürfniß ist mit Weisheit zu regieren, ist darauf bedacht, die Menschen unter einander soviel nur möglich zu verbinden, um dadurch die Selbstsucht, welche in uns die für das Glück aller so nöthigen Liebe für das allge-

Digitized by Google

meine Wohl zu ersticken sucht, zu entkräften, dieß waren zu allen Zeiten die Absichten weiser monarchischer Regierungen.

Wenn im Geiste dieser politischen Einrichtungen — die öffentliche Gewalt, welche daraus hervorgeht, ist bey uns das Bild der väterlichen Gewalt — ein guter König, indem er der Freund und Vater seiner Unterthanen ist, ihnen allen Hülfe und gleichen Schutz schuldig ist, so sind sie dagegen zu dem Eifer verpflichtet, daß jeder Einzelne seine Pflichten als Bürger und Unterthan erfülle.

Wenn es dem wohlverstandenen Interesse einer Regierung angemessen ist, den Gewerbsfleiß und den Handel anzufeuern, so ist es nicht minder ihr Vortheil, daß der verzehrende Theil geschützt werde, gegen Betrug von Seiten des Handwerkers oder des Kaufmanns; so wie er auch dabey ein ganz besonderes Interesse hat, daß alles, was im Gebiete des Kunstfleißes hervorgebracht wird, dem, was die Fabriken anderer Mächte liefern, gleich sey oder es wo möglich noch übertreffe, weil dieß das einzige Mittel ist, zum Besten dieser oder jener Nation das Uebergewicht im Handel zu erhalten.

Ich habe schon oben bemerkt, daß in kleinern Städten, wo jeder sich kennt, der Kaufmann und der Künstler zunächst ihres Vortheils wegen verpflichtet sind, ihre Schuldigkeit zu beobachten; wenn sie aber in der Mitte einer unermeßlichen Volksmenge wohnend, der allgemeinen Aufsicht ausweichen können, alsdann beachten sie nichts, als nur ihren persönlichen Vortheil und alle Mittel zu betrügen sind so gut berechnet, daß sie nicht fehlen. Um daher allen diesen bösen Folgen, welche zunächst den verzehrenden Theil treffen, dann aber auch in der Folge dem allgemeinen Wohle, so wie der Regierung selbst schädlich werden, entgegen zu wirken, hat man die unerläßliche Nothwendigkeit eingesehen, die Innungen und Zünfte zu errichten.

Digitized by Google

Um zu beweisen, was ich voraussetze, ist es hinreichend, den Geist dieser Einrichtungen näher zu untersuchen. Welches war denn dabey der Zweck und die Bewegungsgründe? Der erste Zweck war: alle Personen von einem Gewerbe zu vereinigen und dadurch sich gegenseitig weniger fremd zu machen; sodann aber wollte man sie unter sich selbst unter Aufsicht stellen, indem man unter ihnen die ältesten und im besten Rufe stehenden erwählte um die Stellen als Anwalde und Geschworne einzunehmen, welche nach den Statuten und Gesetzen der Innung das Recht hatten die Arbeiten ihrer Mitbrüder zu untersuchen, indem sie unverhofft Besuche in deren Werkstätten abstatteten. Ein dritter Zweck war aber noch, Recht zu schaffen dem verzehrenden, von einem Unternehmer der gedachten Innung betrogenen Theile, so wie es endlich nicht minder zum Zweck gehörte, jedem Recht zu schaffen, der sich an ihre Gerichtsbarkeit hielt, und alles dies ohne Kosten und Zeitverlust.

Jetzt wollen wir die Zünfte nach dem verschiedenen nützlichen Einfluß auf das Gemeinwohl betrachten und zunächst sehen, welchen Einfluß sie auf die Vervollkommnerung aller Gegenstände des Kunstfleißes haben.

Die Vervollkommnerung in den mechanischen Künsten ist eine der vorzüglichsten Ursachen, welche die Reichthümer einer Nation, durch den Zuwachs und die Ausdehnung, welche sie ihrem Handel giebt, vermehren; es geschah daher, um Nacheiferung zu erwecken, daß man verlangte, der Künstler solle zuvor eine Probe seiner Fähigkeit ablegen, ehe man ihm die Eigenschaft als Meister zugestehe.

Dies weise Gesetz war es, welches den Arbeiter zwang, sich gehörig zu unterrichten, und es war seine anerkannte Fähigkeit, welche ihm diejenige Achtung sicherte, die, indem sie unserer Eigenliebe schmeichelt, zugleich unsern Vortheil befördert.

Digitized by Google

Was ist aber geschehen, als man, im Namen der Freiheit, alle Zünfte, weil sie dem angemaßten Rechte, daß jeder das Handwerk betreiben könne, was ihm gerade gelegen sey, aufgehoben hat? daß Gewerbefleiß und Handlung ein Spiel der Unvollkommenheit und Unredlichkeit geworden sind.

Laßt uns die vergangnen Vorfälle, und die, welche täglich vorkommen, untersuchen; der ansässige Unternehmer wird Euch sagen, daß, indem er die Abgaben des Staats trägt, ihm doch bei Ausübung seines Kunstfleißes nichts sicher ist, daß ihm täglich Arbeit entzogen wird durch den Arbeiter, den er anstellt, und daß dieser sehr oft, mit den nehmlichen Materialien, die ihm gehören, eine Menge kleiner Unternehmungen für seine eigne Rechnung ausführt, ohne dem Staate dafür eine Abgabe zu entrichten.

Er wird Euch ferner sagen, daß das bloße Recht der Patente, indem es eine unendliche Menge Etablissements begünstigt, die sich jedoch, entweder aus Mangel an Fähigkeit oder Einsicht, oder aus Mangel an Vermögen, um alle unglücklichen Zufälle bei dem Unternehmen zu ertragen, nicht erhalten können, die Klasse der Handwerker vermindert hat, wodurch noch der Preis des Tagelohns für die Arbeit erhöhet und in der Gesellschaft die Menge der Menschen vervielfältigt wird, welche, sey es aus Faulheit oder aus Stolz, in den Rang der bloßen Handwerksgesellen nicht wieder zurücktreten wollen, nachdem sie sich in der Laufbahn als Unternehmer zu Grunde gerichtet haben.

Man beachte einmal die Klagen des Handels über schlechte Bearbeitung der Waaren, über die unermeßliche Menge derer, die sich mit Handelsgeschäften abgeben, ohne durch Patente dazu berechtigt zu seyn, und man wird das ganze Uebel, welches man dem öffentlichen Schatze, und den tödtlichen Schlag, den man dem Vertrauen der Consumenten zugefügt hat, indem man die Einrichtungen aufhob, welche

Digitized by Google

jenem beim Einkauf nützlicher Lebensbedürfnisse die Gewähr leisteten, einsehen.

Um die Aufhebung der Zünfte noch mehr zu beschleunigen, hat der Revolutionsgeist vorgegeben, sie wären ein Hinderniß zur Herstellung der nöthigen Mitbewerbung, welche den Preis jeder Sache wohlfeiler macht. Man sagt ferner, daß die Zünfte unter den einzelnen Mitgliedern, welche von ihnen abhängig sind, einen Zunftgeist hervorbrächten, welcher der Gleichheit entgegen sey. So höchst elend die letztere Anschuldigung auch ist, so halte ich es doch für nöthig, darauf zu antworten.

Was ist denn der Zunftgeist? Ist es der feste Entschluß, sich allen seinen Pflichten, als Bürger und als Unterthan, zu entziehen? ist es die Neigung, nichts zu sehen, nichts zu denken und nichts zu thun, als was zum Nutzen der kleinen Gesellschaft, der man durch den Kunstfleiß, den man anwendet, zugehört, gereichet? Nein, es ist das genugthuende Gefühl, welches jeder gute Bürger empfinden muß, indem er Theil nimmt an einer Gesellschaft, die sich durch ihre Geschicklichkeit, ihren Glanz oder ihre Rechtschaffenheit auszeichnet.

Ein Mensch, der einen militairischen Geist hat, rühmt sich, einer Gesellschaft anzugehören, die zu gleicher Zeit, unter den Augen ihres Souverains, ein Muster der Mannszucht und des Muthes bei drohenden Gefahren ist.

Der bei einem Gerichtshofe angestellte Mann ist stolz darauf, Mitglied eines Tribunals zu seyn, wo Weisheit und Rechtschaffenheit glänzen.

Der Handwerker hört gern die Einsichten seiner Mitbrüder loben, weil die Achtung, die der Künstler sich selbst erwirbt, auf alle einzelne Mitglieder der Zunft mit fällt.

Der Kaufmann bemerkt es mit Vergnügen, wenn er die Rechtschaffenheit seiner Mitgenossen rühmen hört, denn die gute Meinung, die sie sich selbst geben, befördert ihr Handlungsinteresse.

Es ist natürlich, daß jeder, wenn die Reihe ihn trifft, auch an den Aemtern und kleinen Vorrechten, welche mit dem Vereine, zu welchem er gehört, verbunden sind, Theil nehmen will.

Vor der Revolution war es ein sehr weises Gesetz von Seiten der Regierung, zu verlangen, daß eine beständige Rechtschaffenheit bei kaufmännischen Geschäften ein Mittel seyn solle, die Adelschaft durch magistratalische Würden zu erlangen, und davon jedermann auszuschließen, dessen naher Verwandter gegen die Ehre und gegen Treue und Glauben gefehlt hatte.

Vergleichen wir nun, in Hinsicht des Handels, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen, so werden wir nur seufzen können, daß so weise Einrichtungen zerstört worden sind.

Was die vortheilhafte Idee anbetrifft, die man sich von der Concurrenz machte, so hat die Erfahrung das Gegentheil bewiesen; die Handarbeiten sind durch den dringenden Eifer, welchen eine große Anzahl von Handwerkern auf die Anlegung von kostspieligen Etablissements gewandt haben, und wodurch der Preis ihrer Arbeit sich erhalten mußte, zu höhern Preisen gestiegen. Wenn der geringe Raum, auf welchen sich eine bloße Bittschrift beschränken muß, nicht die möglichste Kürze bei Auseinandersetzung des gewählten Gegenstandes erforderte, es würde mir zum größten Vergnügen gereichen, alle die Handlungen der Menschlichkeit, die von den Zünften im Allgemeinen ausgeübt sind, und die Dienste, welche sie dem Staate in unglücklichen Zeiten geleistet haben, noch bekannt zu machen, da aber solcher Handlungen viel zu viel sind, als daß sie in dieser Schrift

Digitized by Google

Platz finden könnten, so werde ich mich begnügen, deren nur einige anzuführen, welche beweisen werden, in wie vielen Rücksichten man durch die Aufhebung der Zünfte dem allgemeinen Wohl geschadet hat.

Ich werde blos von der Innung der Goldschmiede in Paris reden; ihr Haus oder ihr Comtoir wurde das Gemein-Haus genannt, denn man unterhielt darin, auf Kosten der ganzen Goldschmiede-Innung, 12 Haushaltungen für Meister dieser Innung, welche durch Unglück oder Alter unterdrückt waren; man bezahlte daselbst 100 Jahrgehalte von 150 Livres bis zu 100 Thlr. Es war in diesem Gemein-Hause ein Betsaal, in welchem ein Kapellan den Gottesdienst verrichtete, ein Arzt, ein Wundarzt, eine Krankenwärterin. Diese ganze Menge stand im Dienst des Hauses und wurde auf Kosten der Innung besoldet.

Die Hererzählung mannigfaltiger Züge von der Freigebigkeit der Innungen würde noch ein sehr langes Kapitel ausfüllen, ich will mich indeß begnügen, nur zwei der bekanntesten Handlungen zu erzählen.

Es war die Innung der Goldschmiede, der die Kathedral-Kirche zu Paris, vor der Revolution, alle die schönen Schildereien verdankte, welche das Innere dieser Kirche zierten. Der Monat Mai jeden Jahres war der Zeitpunkt, wo die Goldschmiede ein neues Meisterstück in diesem Tempel aufstellen ließen, und der mußte ein Mitglied der Academie seyn, der eine solche Schilderei ausführen wollte.

Im Jahre 1777, zur Zeit des Krieges zwischen Amerika und England, an welchem Frankreich thätigen Antheil nahm, machte die Handelschaft zu Paris, bekannt unter dem Namen des sechsfachen Vereins, dem Könige ein

Geschenk mit einem Kriegsschiffe, an Werthe von einer Million, und dieses Schiff wurde die Stadt Paris genannt.

Ich habe bisher blos von der Innung der Kaufleute und insbesondere, der Goldschmiede, gesprochen; es würde aber ein Werk von der höchsten Wichtigkeit in der Literatur seyn, welches eine Erzählung der Dienste enthielte, welche sämmtliche Zünfte und Innungen in Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland der menschlichen Gesellschaft, durch die von ihnen gegründeten Anlagen, sey es in wohlthätigen Absichten oder aus Neigung zu glänzender Freigebigkeit, geleistet haben.

Ungern entsage ich aller der Erzählung der Thaten, welche hier nicht Platz finden können, und eile, den Gegenstand der Gewerbesteuer, vor der Revolution unter dem Namen Kopfsteuer, heute unter dem Ausdruck, Patentsteuer, bekannt, zu behandeln; dieser Gegenstand ist es, auf welchen ich, zu Gunsten der Wiederherstellung der Zünfte, die Aufmerksamkeit der Regierung zu heften mir schmeichle.

Die Regierungen können sich nur durch den Ertrag der Abgaben erhalten. Jedermann, der in irgend einem Lande seinen Kunstfleiß mit Vortheil ausüben will, und dessen Person und Vermögen in demselben geschützt wird, muß die Lasten des Staates mit tragen.

Man kennt in Frankreich nur zwei Arten von öffentlichen Abgaben, nehmlich die Grund- und Personensteuer und die mittelbare Steuer, die erstere erstreckt sich auf bewegliche und unbewegliche Sachen, die letztere auf Lebensbedürfnisse.

Das Hinderniß, welches einige gegen die Wiederherstellung der Zünfte und Innungen zu erblicken glauben, ist der Ertrag von den Patenten, welcher weit höher ist, sagt man, als der von der ehemaligen Kopfsteuer.

Digitized by Google

Eine einzige Frage ist hinreichend, dies Bedenken zu heben. Worauf gründet sich der Ertrag von dem Gewerbsbetriebe? Auf den Verbrauch der Gewerbserzeugnisse. Wenn Niemand dem Grundsatze widerspricht, so können wir den Schluß machen.

Es sey mir erlaubt, zur Grundlage dessen, zu welchem ich übergehen will, irgend ein Gewerbe als Beispiel anzunehmen. Ich setze auf einen Augenblick voraus, daß alle Limonadenhändler in Paris, im Laufe eines Jahres für drei Millionen Waaren, an Zucker, Kaffee, Liqueur und Bier verkaufen, und daß die Steuer den 20sten Theil dieser Summe betrage, so sind es 150,000 Franks, welche man dem öffentlichen Schatze bezahlen muß.

Was ist dem Staate an der Anzahl der Beitragenden, wie die Limonadenhändler, in diesem Fall gelegen, sie mag vier, drei oder zweitausend betragen, wenn die Consumtion dieselbe ist? da der Ertrag sich gleich ist, so muß auch die Steuer sich gleich bleiben, niemand wird sich weigern, seinen Theil zu bezahlen. Ich sage noch mehr: je weniger die Anzahl der Beytragenden groß ist, desto sicherer und vielfältiger sind die Vortheile für jeden von ihnen, wodurch für die Regierung eine größere Sicherheit entsteht.

Was ich so eben von einem einzelnen Gewerbe gesagt habe, findet natürlich auf jedes Gewerbe und auf den Handel Anwendung, und wenn der Ertrag der Gewerbesteuer auf der Consumtion jeder Art beruhet, so ist es sehr einfach, sie in die Klasse der mittelbaren Steuern zu setzen; und wenn man die Sache aus diesem Gesichtspunkte ansieht, wird man mehr als je, die Nothwendigkeit der Wiederherstellung der Innungen und Zünfte fühlen.

Die Aufhebung dieser Vereine war eins der, von den Revolutionisten erdachten Mittel, um die große Menge auf ihre Seite zu ziehen.

So lange es erlaubt war, Handel und Gewerbe zu betreiben, ohne irgend einer persönlichen Abgabe unterworfen zu seyn; so lange die Aufhebung der Accise dauerte, so lange waren Freiheit und Gleichheit die Götzen, denen man alles, was öffentliche Ordnung und das Wohl des Staats erhielt, aufopferte.

Als aber die Regierung sich durch ihre eignen Bedürfnisse gedrückt sah, als sie dadurch gezwungen wurde, wieder auf Steuern zu denken, um die öffentlichen Schulden zu bezahlen; da war es, daß die Herrscher die Schwierigkeit einer gesetzlichen Vertheilung der Gewerbesteuer, ohne Hülfe der Innungen, empfanden.

Jene weisen Einrichtungen wieder herzustellen, das hätte geheißen, die Gemüther wieder zu monarchischen Ideen, die dem System der damals herrschenden Tyrannei entgegen waren, zurückführen.

Um sich aus der Verlegenheit zu helfen, erdachte man eine, für alle zu Einem Gewerbe gehörige Personen gleiche Auflage; da aber der Gewinn für jeden Einzelnen ganz gleichförmig war und man das richtige Verhältniß nicht heraus finden konnte, so glaubte man zum Zweck zu kommen, indem man der Patentsteuer $\frac{1}{10}$ der Miethe und eine Personalsteuer hinzufügte.

Alle diese Grundsätze waren falsch und die Erfahrung bestätigt dies täglich.

Nicht immer in den großen Prachtgebäuden, wo der Preis der Miethe ungeheuer ist, werden große Handlungs- und Gewerbsgeschäfte betrieben, sondern oft steht der große Aufwand, den jemand in seinem Handlungshause macht, mit seinem Handel in gar keinem Verhältniß, wogegen man entfernt einen bescheidenen Kaufmann oder Gewerksmeister, dessen Patent- und Miethsabgabe nur eine ganz kleine Summe beträgt, in seinem Gewerbe große Geschäfte machen sieht.

Digitized by Google

Dies ist es, was sich bei allen Gewerben, bei allen Handlungen, welche im Innern der Mauern von Paris betrieben werden, bemerken läßt.

Es folgt aus der fehlerhaften Art der Erhebung der Gewerbesteuer, daß bei allen Gewerben oder Handelsgeschäften, die der Patentsteuer unterworfen sind, diese die Schwachen unterdrückt, ohne die Glücksfälle der Reichen zu treffen. Um das Gleichgewicht in diesem Theile der allgemeinen Verwaltung herzustellen, ist es durchaus nothwendig, wieder auf die Zünfte zurückzukommen, und dies war es, was ich beweisen wollte.

Auf welche Art wurde vor der Revolution die Gewerbesteuer erhoben? Es geschah folgendergestalt: Die Regierung forderte alle Jahre von jeder Innung eine bestimmte Summe, als Gewerbesteuer. Diese Forderung war an die Anwalde und Geschwornen jeder Innung gerichtet; diese machten darnach eine Vertheilung auf die einzelnen Mitglieder der Innung nach Verhältniß ihres Gewerbsertrages.

Wenn einer der Besteuerten sich bedrückt fand durch die Forderung, die man an ihn gemacht hatte, so ging er auf das Innungshaus; man prüfte die Bewegungsgründe seiner Forderungen und auf der Stelle wiederfuhr ihm Gerechtigkeit.

Ich sagte: daß die Gewerbesteuer nichts als eine mittelbare Abgabe für jeden Gewerbetreibenden oder Kaufmann sey, und hier ist der Beweis: Gilt denn die Forderung der Innung für das folgende Jahr, auch für das vergangene?

Wenn der Gewerbsertrag eines Kaufmanns oder eines Handwerkers, wegen verminderter Geschäfte, nicht mehr derselbe war, so wieß er seiner Innung seine jetzige Lage gründlich, und sogleich erhielt er Erlaß.

Digitized by Google

Diese einfache Auseinandersetzung der Sache wird hinreichend seyn, die Vortrefflichkeit der Erhebungsart kennen zu lernen, indem sie zu gleicher Zeit die Wahrheit bestätigt: daß einzig und allein die Zünfte und Innungen das Vermögen jedes einzelnen ihrer Mitgenossen kennen und sie vor der Unredlichkeit, sich den öffentlichen Lasten zu entziehen, bewahren können.

Ich glaube, die Nothwendigkeit der Wiederherstellung der Innungen und Zünfte hinlänglich bewiesen zu haben. Jetzt will ich die Thatsachen, die für dieselben sprechen, kurz wiederholen.

Kurze Wiederholung.

Um die schönen Künste blühend zu machen, muß man sie ehren, und durch nichts wird dieser Zweck sicherer erreicht, als durch gelehrte Gesellschaften, welche besser als irgend jemand, die öffentliche Meinung über wahre natürliche Anlagen, die ganz vorzüglich der Gegenstand der Freigebigkeit der Regierung zu seyn verdienen, zu bestimmen vermögen.

Um den Gewerbsfleiß anzufeuern und den thätigen, einsichtsvollen Handwerker, der um die Vervollkommnerung seines Gewerbes besorgt ist, zu unterstützen, sind Zünfte nothwendig, weil diese allein, jede in dem Gewerbszweige, den sie umfaßt, die einsichtsvollsten Richter in Absicht der Fähigkeit des Handwerkers, welcher die Eigenschaft als Meister zu erlangen sucht, sind und seyn müssen.

In Absicht des Handels, der gänzlich auf Vertrauen beruhet, sind die Innungen um so viel nützlicher, die sich durchaus von den Kenntnissen, von der Rechtschaffenheit und den Vermögensumständen desjenigen sichere Ueberzeugung schaffen müssen, welcher einen Laden oder eine Niederlage zum Handel eröffnen will.

Digitized by Google

Die öffentliche Ordnung fordert, daß jeder, der einen Handel, welcher nichts anders als ein Tauschgeschäft ist, anfangen will, denjenigen, die ihm einen Theil ihrer Glücksgüter durch die Waaren, die sie in seinem Hause niederlegen, anvertrauen, ein Vermögen nachweise, welches ihnen eine Bürgschaft gewährt.

Bei denjenigen Gewerben, welche das Bauwesen betreffen, ist es für jedermann nothwendig, sein Vertrauen nur solchen Handwerkern zu schenken, welche im Stande sind, Vorschüsse zu machen, indem diese, im Falle eines Betruges oder mangelhafter Arbeiten von Seiten des Handwerkers, zur Bürgschaft dienen müssen.

Um die schwierigen Fälle, welche aus ähnlichen Ursachen entstehen, zu entscheiden, und verderblichen Processen vorzubeugen, ist niemand passender, als solche, welche dasselbe Gewerbe betreiben, ich verstehe hierunter die Innung, zu welcher der Verklagte gehört.

Wenn es eben so sehr der Vortheil des Consumenten, als der, des öffentlichen Schatzes, erheischt, daß jeder, der sein Gewerbe als Meister betreiben will, zuvörderst alle die von dem Gesetze ihm vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt habe, wer kann besser, als die Zünfte, ihn dazu anhalten, sich diesem zu unterwerfen?

Wenn der Geist der Selbstsucht, dieser tödtliche Feind des Gemeinwohls, sich unter uns, während der Zeit der Revolution, auf eine höchst traurige Weise verbreitet hat, was kann ihn besser unterdrücken, als der Gesellschaftsgeist, welcher uns unbemerkt dahin führt, bisweilen unsern eigenen Vortheil zu Gunsten der Innung, der wir zugehören, aufzuopfern?

Indem man einzelne Menschen, welche dasselbe Gewerbe treiben, abgesondert unter ihnen hinstellt, vermehrt man das Uebel, welches der Vortheil eines Einzelnen gegen den Vortheil Aller hervorbringt. Indem man sie alle

wieder in Innungen vereinigt, vermindert man dies Uebel und entledigt die Regierung einer Aufsicht, die sie allein mit Erfolg nicht führen kann.

Wenn man aufmerksam prüft, worin die Rechtschaffenheit bestehe, so wird man sich überzeugen, daß es eine um so schwerer auszuübende Tugend ist, als sie fortwährende Aufopferungen des eignen persönlichen Vortheils, für Ehre und Recht fordert.

Es ist aber nicht genug in der Welt für einen rechtlichen Mann gehalten zu werden; man muß es auch vor dem Richterstuhl, seines Gewissens seyn!

Es war daher gewiß höchst zweckmäßig, daß die Regierung vor der Revolution, die Rechtschaffenheit im Handel, vorzüglich ehrend auszeichnete, indem man dadurch zur Adelschaft, durch Erlangung magistratualischer Würden, kommen konnte.

Um dem Handel das Vertrauen und die Achtung wieder zu verschaffen, welche er genoß und den er durch die Folgen der Revolution verloren hat, ist es unerläßlich, jene weisen Einrichtungen wieder herzustellen.

Was dem öffentlichen Schatz, in Ansehung der, unter dem Namen Patentsteuer, bekannten Gewerbs-Angabe anbetrifft; so ist es, wenn man sich überzeugt, daß nur die Consumtion die Höhe der Abgaben bestimmen kann, mehr als erwiesen, daß die Vertheilung derselben weit zuverlässiger durch die Zünfte, als durch irgend andere Mittel bewirkt werden kann, und daß die Anzahl der Beytragenden der Regierung ganz gleichgültig seyn kann, weil diese auf den Ertrag der Steuer selbst gar keinen Einfluß haben kann. (7)

Um zu erfahren, wie hoch sich der Ertrag der Gewerbesteuer und der zehnte Theil der Miethe bei den verschiedenen Gewerben oder Handlungsgeschäften belaufe, giebt es ein sehr einfaches Mittel, man fordere nur von jedem Steuer-Einnehmer eine Nachweisung, nach den Registern aller

Digitized by Google

zu einem Gewerbe gehörigen Personen, welche ihm Patentsteuer bezahlen, betrage. Hierdurch wird man die Anzahl derer, welche ein und dasselbe Gewerbe treiben, und zugleich das, was jede Handthierung an Gewerbesteuer tragen kann, kennen lernen. Dieß würde dann zur Grundlage dienen, um die Forderung desjenigen, was jede Zunft zu leisten hätte, festzustellen und zugleich würde diese Summe dann mit derjenigen Gerechtigkeit vertheilt werden, welche man jedem Beytragenden schuldig ist.

Um diesen Punkt, welcher den Vortheil des öffentlichen Schatzes zum Gegenstand hat, zu schließen, bleibt mir noch übrig, etwas über die bey verschiedenen Zünften eingeführten Gewohnheiten zu sagen.

Nachdem ein Handwerker seine Fähigkeiten gehörig nachgewiesen hatte, mußte er eine Summe Geldes, als Meisterrechts Gebühren, bezahlen; diese Gebühren beliefen sich von 300 bis zu 800 Franks, nach Verhältniß der Einträglichkeit des Gewerbes, welches man treiben wollte, und man gab ihnen, je nachdem sie in ihren Etablissements vorgerückt waren, mehr oder weniger Zeit, diese Abgaben zu bezahlen. Jeder Handwerker, der in Paris ausgelernt hatte, bezahlte weniger; der Sohn eines Meisters noch weniger; und die Wittwe eines Unternehmers, konnte ohne irgend einige Gebühren zu entrichten, das Unternehmen ihres Mannes fortsetzen, wenn sie nur die Fähigkeit ihres Werkmeisters gehörig nachwies.

Eben dasselbe fand bey allen Zünften des sechsfachen Vereins oder den kaufmännischen Innungen statt, mit der Ausnahme, daß die Summe, welche man als Kaufmann zu bezahlen hatte, sich bey einer gewissen Innung, nach Verhältniß des Geschäfts, welches man betreiben wollte, bis auf 1200 Fr. belief. Von diesen Summen floß ein großer Theil in den öffentlichen Schatz, und der kleine Rest, welchen die Innung davon zurückbehielten, diente zur Be-

zahlung der Büreaukosten und anderer Abgaben der Innung.

Behufs der Erhebung der Gewerbesteuer, die sonst unter dem Namen Kopfsteuer bekannt war, gingen die Anwalde und Geschwornen der verschiedenen Innungen, begleitet von einem Gerichtsschreiber, drey bis viermal jährlich zu jedem der Beytragenden, um von jedem seinen Beytrag in Empfang zu nehmen, und lieferte ihn dann ohne Kosten in den öffentlichen Schatz.

Dieß, mein Herr, ist der flüchtige Ueberblick der für die Wiederherstellung der Innungen und Zünfte sprechenden Gründe; ich habe absichtlich aus dieser Schrift alles verbannt, was blos theoretisch oder systematisch ist, indem ich überzeugt bin, daß das Vollkommenste dieser Art oft an der Erfahrung scheitert; es ist die drückende Last der Neuerungen, denen das Gemeinwohl unterliegt! Ich glaube hier bemerken zu müssen, daß, da das Gesetz keine zurückwirkende Wirkung haben kann, diejenigen die auf den Grund bloßer Patente irgend ein Gewerbe ausüben, ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeit, als ein Theil der Innungen angesehen werden, daß aber in dem Augenblick der Wiederherstellung der Zünfte, das Gesetz in Absicht der Prüfung der Fähigkeiten, mit voller Strenge ausgeführt werden müsse.

So lange sich die Forderung der Meisterstücke erhalten hat, so lange sah man bey allen mechanischen Handthierungen der Handwerker eine seltene Geschicklichkeit.

Man erstaunt, mit welcher reißenden Schnelligkeit sich das Böse, und wie langsam dagegen das Gute sich verbreitet; die Ursache dieser einander so entgegengesetzten Erscheinungen, ist sehr leicht zu erklären, denn diejenigen welche Böses thun, haben davon Vortheil; die aber das Gute üben, haben davon nichts als die eigne Genugthuung. Dieß ist die Ursach, warum während der Revolution rechtliche Menschen soviel Sorglosigkeit gezeigt haben, sich der Kühn-

Digitized by Google

heit der Niederträchtigen zu widersetzen, durch welche sie zuletzt als Schlachtopfer gefallen sind.

Was mich anbetrifft, gn. Herr, so danke ich der Vorsehung, so lange gelebt zu haben, um wieder unter die Gewalt eines rechtmäßigen Souverains zu kommen, der dem bloßen Antriebe seiner großen Seele folgen darf, um von seinen Unterthanen angebetet zu werden. Ich habe es für meine Pflicht, als Bürger, gehalten, alles das zur Kenntniß zu bringen, was ich zu Gunsten der Innungen und Zünfte, deren Wiederherstellung mir zum Besten des Kunstfleißes und des Handels unerläßlich scheint, dachte. (s)

Möchten meine Bemühungen Ihnen, mein Herr, ein unzweydeutiger Beweis meiner Bewunderung Ihrer Tugenden und ihrer Verdienste seyn.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

De Seine,
Bildhauer ꝛc.

Nachschrift.

Ich hatte diese Schrift bereits zum Druck abgegeben, als einer unserer berühmtesten Rechtsgelehrten Hr. Delacroix Frainville, welcher, in seiner Eigenschaft, als Censor, von dieser Schrift Kenntniß nehmen wollte, Verlangen bezeugte, mich kennen zu lernen, um mich aufzufordern, im Verfolg dieser Arbeit, eine Rede über denselben Gegenstand drucken zu lassen, welche von dem verstorbenen M. Seguier in Versailles d. 12. März 1776 gehalten ist.

Ich schätze mich sehr glücklich, in meinen Meinungen mit einem so berühmten Staatsbeamten zusammen getroffen zu seyn, und ich zweifle keinesweges, daß seine beredte Sprache, zu Gunsten der Geschwornen-Gerichte, nicht kräftig der Sache nützen sollte, für welche ich schreibe.

Anmerkungen.

1. Bey Aufhebung der Zünfte wagte der verstorbene Turgot es doch nicht, die Innungen der Goldschmiede und die, der Apotheker anzutasten. Bey den erstern fürchtete er falsches Gewicht, falsche Angabe des Inhalts und falsche Stempel. Bey den letztern hatte er Furcht vor Vergiftung der Kranken durch schlechte Zubereitung der Arzeneien.
2. Man frage die rechtlichen Leute im Handel, sie werden zeigen, auf wie mancherley Art man beym Handel hintergehen kann.
3. Man darf sich nur erkundigen, was sich in der Abtei St. Denys und bey andern großen Bauten, die unter Buonaparte angefangen waren, zugetragen hat, um sich zu überzeugen, durch was für mancherley Mittel ein unredlicher Unternehmer, auf Kosten der Dauerhaftigkeit eines öffentlichen oder Privat-Gebäudes, sich bereichern kann.
4. Wenn das Directorium vermocht hätte, Frankreich mit Weisheit zu regieren; so würde einer seiner ersten Sorgen gewesen seyn, die gelehrten Gesellschaften wieder herzustellen; den drei ersten Klassen die Fortsetzung der Arbeiten der alten Academien zu übertragen; würde dieß nicht das größte Lob verdient haben?

   Dasselbe würde das Directorium für alle nützliche Einrichtungen, zur Beförderung des Gewerbsfleißes und des Handels gethan haben. Ich weiß ganz gewiß, daß man, unter Buonaparte im Staatsrathe den Antrag zur Wiederherstellung der Zünfte und Innungen, erwogen hat, daß die Meinung der Mehrheit im Rathe dafür war, und nur einige, vom Republikanismus zu sehr angesteckte Mitglieder widersprachen. Der Antrag wurde vertagt, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß man wieder darauf zurück gekommen seyn würde.
5. Man findet heut zu Tage unter der Zahl derer, welche bei den Tribunalen den Titel als sachverständige Baumeister führen, Menschen, die in dem, was das Bauwesen betrifft, durchaus fremd sind. Vor der Revolution prüfte man Denjenigen, der das Amt eines sachverständigen Baumeisters übernehmen wollte, und wenn er nicht allen, durch die Statuten der Innung vorgeschriebenen Erfordernissen genügen konnte, wurde er zurückgewiesen.
6. Ich kenne keinen größern Misbrauch, als den, welcher einem Patente erster Klasse das Recht giebt, alles zu unternehmen,

Digitized by Google

was man will, es sey Handel oder Gewerbe; dieses ungerechte Vorrecht wurde zu Gunsten einiger Mächtigen zur Zeit der Tyrannei geschaffen, denn mit Hülfe verschwiegener Agenten handelten sie überall und erlangten dadurch großes Vermögen.

Vor der Revolution hatte Erfahrung die Regierung gelehrt, wie weise es sey, jeden Kaufmann an seine Sphäre zu fesseln; der, welcher mit Tuch handelte, durfte nicht seine Waare verkaufen, und dieser durfte dagegen, aus demselben Grunde, nicht mit Tuch handeln.

Der im Ganzen handelnde Kaufmann durfte nicht im Einzelnen verkaufen, und jeder Großhändler war auf die Größe der Gegenstände seines Handels beschränkt. Dasselbe fand bei allen Arten von Handlungen und Gewerben statt.

Man prüfe die verschiedenen Statuten und Innungsgesetze und man wird finden, mit wie vieler Weisheit diese Einrichtungen vervollkommnert waren, und endlich wird man auch den Vortheil einsehen, den der öffentliche Schatz daraus ziehen könnte.

7. Es ist nicht die Anzahl der Individuen, welche vom Stempel-Papiere Gebrauch machen, worauf der Ertrag der Stempelabgabe beruhet, sondern vielmehr die Menge der Geschäfte, welche den Verbrauch des Stempelpapiers bestimmen und nothwendig machen.

8. Ich habe, indem ich für die Angelegenheit der Zünfte redete, nichts von den Vereinen der Handwerker, unter dem Namen der Brüder Schneider, Brüder Schuhmacher, gesagt; diese, gewissermaßen religiöse Verbindungen gewährten den Waisenkindern, welche sie, um sie in ihrem Gewerbe zu unterrichten und sie in der katholischen Religion zu erziehen, in ihrem Hause aufnahmen, den größten Nutzen. Man achtete sie ihrer Handlungen und ihrer Frömmigkeit wegen.

Die Brüder Einsiedler auf dem Berge Valer waren berühmt durch die Arbeiten der Mützenmacherzunft, welche sie in ihrem Kloster verfertigten, und wegen der menschenfreundlichen Werke, welche sie ausübten. Alles dies haben wir durch die Revolution verloren! —

II.

Marginalien

zu dem neulich erschienenen Werke,

betitelt:

„Das Heer von Inneröſterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn, von einem Staabsoffiziere des K. K. Generalquartiermeiſter-Staabs eben dieſer Armee; (?) durchgehends aus offiziellen Quellen, aus den erlaſſenen Befehlen, Operationsjournalen (??) u. ſ. w."

herausgegeben

von

Adolph v. Schaden,

vormals Offizier in Königl. Baieriſch. Dienſten.

Die Idee, die Geſchichte der Kriege zu erzählen, in welchen Deutſche gegen Deutſche kämpften, wäre im allgemeinen unglücklich zu nennen, — und es würde wirklich zu tadeln ſeyn, Zeitereigniſſe noch näher zu beleuchten, von welchen man vielleicht nicht ganz mit Unrecht

zuweilen behauptet, daß sie Flecken in der Geschichte der Deutschen zurücklassen werden: wenn nicht in Betrachtung käme, daß der Krieger gerade aus der Schule der Erfahrung am meisten lernen kann, und daß die Kriegskunst, als Wissenschaft betrachtet, keine moralische Tendenzen beachtet.

Der verklärte Bülow sagte in seinem schätzenswerthen Werke, benannt: Geist des neuen Kriegssystems, unter anderm: „Es ist ein Irrthum, daß die Wissenschaft „des Krieges nicht gelehrt werden müsse, weil deren Endzweck die Vernichtung des menschlichen Geschlechts sey. „Ohne sie würde der Krieg in einer Reihe zweckloser „Mordthaten bestehen, die eben so unnütz als endlos seyn „würden. Wären dagegen die wahren Prinzipien dieser „Wissenschaft allenthalben gleich bekannt, so würde man „dem Kriege, als fruchtlos, bald entsagen, da die Heere, in „der Taktik gleich geübt, und mit gleicher Geschicklichkeit angeführt, einander nichts abgewinnen könnten, und so „würde dann die Zwecklosigkeit des Krieges einen ununterbrochenen Frieden veranlassen, der wohl noch nicht sobald „die Frucht wohlwollender Gesinnungen der Menschen unseres „Erdenballes seyn dürfte."

Welcher klugdenkende Mensch würde nicht von der Richtigkeit dieser erleuchteten Ansichten dahin gerissen? — und die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, könnte man einem Werke den Beyfall keineswegs versagen, welches uns über einen merkwürdigen Krieg der neueren Zeit richtige, interessante und bisher unbekannte Aufschlüsse ertheilte; allein die Schriftstellerey überhaupt (die militairische nicht ganz ausgenommen) fängt leider an, mehr und mehr lediglich bloß als Erwerbszweig betrachtet und betrieben zu werden, und diesem großen Uebelstande haben wir es zu danken: daß uns nun so oft Reihen widersinniger Hypothesen als neue Systeme, und Zusammenstopplungen vergangener Kriegsvorfälle, begründet

auf einseitige, falsche oder leidenschaftliche Ansichten, als Kriegsgeschichte aufgedrungen werden. Im letzten Falle werden unter klug angenommener Anonymität prunkende Titel benutzt, den Weniguntterrichteten zu berücken. —

Die in Rede stehende Geschichte des Heeres von Inneröstreich wurde, nachdem sie kaum das Tageslicht erblickt hat, selbst in Oesterreich verboten, und wir könnten schon aus diesem Umstande die Schlußfolge ziehen, daß dieses Buch vielleicht mehr oder weniger unter Werke der oben bezeichneten Art zu zählen seyn dürfte, da in demselben durchaus keine Stellen aufzufinden sind, welche die Ehre der Oesterreichischen Regierung oder ihres Heeres beeinträchtigen: allein wir sind gesonnen, von diesem Umstande keinen Nutzen zu ziehen, sondern anderweitig zu beweisen: daß die vorliegende Geschichte der Thaten der österreichischen Heeres-Abtheilung in Tyrol im Jahre 1809 häufig von unrichtigen Angaben, geographischen und strategischen Irrthümern, falschen Voraussetzungen u. dergl. angesteckt ist.

Uebrigens beschränken Wir uns lediglich darauf, eine fragmentarische Kritik der Relation des Krieges in Tyrol zu liefern; die Würdigung der Berichte über die kriegerischen Vorfälle in Italien und Ungarn wollen wir Militären überlassen, denen es als Augenzeugen zukömmt hierüber triftige Urtheile zu fällen, obwohl es uns auch hier nicht schwer fallen dürfte darzuthun, daß der bezogene Autor in seiner Geschichtserzählung selbst häufig der public gewordenen Relation des Feindes gefolgt ist.

Der Verfasser des gegenwärtigen kleinen Aufsatzes hält sich aus folgenden Gründen für kompetent in der Sache ein beachtungswürdiges Urtheil fällen zu können, indem er nicht nur Gelegenheit hatte, sehr viele schriftliche Relationen französischer und baierischer wohl instruirter Offiziere

Digitized by Google

über den Krieg von Tyrol zu lesen, sondern sogar im Stande war, die mündlichen Erörterungen dieser Herren zu erbitten. Unter diesen Relationen lernte er die im Druck erschienene des nunmehrigen K. Baierisch. Herrn Majors v. Bauer ganz vorzüglich schätzen, und eben diesem verdienten Offizier hat er auch interessante mündliche Aufklärungen über die Kriegsscenen des Jahres 1809 zu verdanken. Ferner ist Referent an der Grenze Voralbergs (in Allgau) geboren, und stand längere Zeit in Kempten, Lindau und der Umgegend in Garnison, daher er also wohl mit Sicherheit behaupten darf, das Terrain eines nicht unwichtigen Theiles des damaligen Kriegstheaters so gut als Einer zu kennen.

Ob übrigens eine Reihe zurückgelegter Dienstesjahre, und ein zwölfjähriges Studium militärischer Wissenschaften Referenten tüchtig gemacht haben, bey den obwaltenden Umständen eine reife, wenn schon nicht immer detaillirte Kritik einer militärischen Relation zu liefern, mag die Ausführung des folgenden Aufsatzes darthun.

Die erste Bedingung, welche der Historiograph und also auch der Herausgeber einer Kriegsgeschichte nie aus den Augen verlieren soll, ist nach unserer Meinung: „mit Konsequenz einen wohl und reiflich überlegten Plan zu verfolgen, und sich aller Wiederholungen unnöthiger Urtheile und Erklamationen zu enthalten;“ — will der Geschichtschreiber für die Ewigkeit schreiben, so rathen wir ihm, vor allem ohne Leidenschaft und ohne Anhänglichkeit für die eine oder andere Parthei zu schildern — eine lautere, deutliche Darstellung dieser Art wird dann ohnehin das richtige Erkenntniß des denkenden Lesers resultiren,

Daß solche Ansichten unserm österreichischen Autor oft fremd waren, beweist er gleich auf den ersten Seiten seiner Schilderung des Krieges in Tyrol. Hier heißt es: „am „10. und 11. April griff auch das Landvolk des obern „und untern Innthals zu den Waffen und umzingelte die „Hauptstadt Innsbruck, die von dem ganzen baierischen „Infanterie-Regiment Kinkel, einer Kompagnie Artillerie, „einer halben Eskadron Dragoner und verschiedenen Cadres „vertheidiget wurde. Den Oberbefehl führte der in Tyrol „kommandirende Generallieutenant Kinkel selbst, eigentlich „aber der Oberste seines Regiments, Baron Dittfurt. „Mittags am 12ten April waren alle Feinde, mit ihrem „Geschütz, Gepäck und Fahnen todt, verwundet, oder ge„fangen. — Kein Mann entkam der gereizten Wuth „der Tyroler. — Der Oberste Dittfurt selbst wurde mit „vier Wunden Gefangener der verachteten, mißhan„delten Bauern. Ohne eigentlichen Anführer, ohne „speziellen Plan, hatte die Liebe zur alten milden Herrschaft „von Oesterreich, der Nationalhaß, und das den Einge„borenen so günstige Terrain diese Wunder gewirkt. Am „14ten April Nachts erfuhr F. M. L. Chasteler zu Sterzing „diese, in der Kriegsgeschichte einzige Capitu„lation von Innsbruck."

Daß kein Mann der Gefangenschaft der Tyroler entkommen sey, ist eine Unwahrheit. Viele dieser braven baierischen Krieger wurden durch jenen Theil der Innsprucker Bürgerschaft, der seinen Pflichten treu blieb, verborgen, mit Civilkleidern versehen und so glücklich dem Feinde entzogen. Wir selbst hatten Gelegenheit, mehrere Soldaten zu sprechen, die, durch solche Unterstützung gerettet, glücklich in's sichere Vaterland entkamen.

Der gereizten Wuth der Tyroler? —

Was berechtigte den Tyroler zu einer Wuth gegen den rechtmäßigen Landesherrn und wodurch wurde diese Wuth gereizt? —

Digitized by Google

Sind die Tyroler von der Baierischen Regierung nach einem andern Maaßstabe behandelt worden, als die Unterthanen des alten Mutterlandes? — Wer wagt dieß zu behaupten — und wer wird es erweisen? —

Ueberhaupt halten wir es für nothwendig, hier ein für allemal unser unumwundenes Urtheil über den Aufstand der Tyroler mitzutheilen. Tyrol fiel durch Folge eines Friedensschlusses, durch eine freiwillig in Forma optima ausgestellte Entsagungsakte seiner alten Landesherrschaft, und also auf die rechtlichste Weise in der Welt, an die Krone Baiern. Die Tyroler ergaben sich auch ruhig in das nicht zu ändernde Schicksal und huldigten dem Könige von Baiern als ihrem Landesherrn: nun fragen wir, was berechtigte die Tyroler, gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn die Waffen zu ergreifen? — und hatte die Baierische Regierung das Recht oder nicht, die Tyroler als Hochverräther zu behandeln? —

Zwar ist es uns recht wohl bekannt, daß es schon „dazumal eine Parthei gab, welche predigte: daß die „Pflichten, welche jeder Deutsche der großen „guten Sache und den gemeinnützigen hohen „Zwecken schuldig sey, ihn berechtigten, jede „früher geschlossenen, nicht mit diesen hehren „Tendenzen harmonirenden, Verträge und „Schwüre zu brechen, und wenn es auch die „heiligsten wären. Nach den Maximen dieser „Herren wurden deutsche Männer, der deutschen Sache unterthan, ihrer Eidschwüre gegen „ihre Regenten und gegen Vaterland entbunden; und der berüchtigte jesuitische Grundsatz: „Der „Zweck heiliget die Mittel," wurde ungescheut empfohlen und in Anwendung gebracht.

Wir gestehen es hier offen, nie konnten wir in diese sublime Moral — in die Loyola'sche Politik eingehen. Die

rechtlichsten Teutonen jeden Standes, die so eifrig als wir Deutschlands Wohl und Freiheit wünschen, waren und sind über diesen Punkt mit uns gleich gesinnt, und sprachen hie und da ihre diesfalsigen Glaubensbekenntnisse laut aus. Die Erfahrung hat es uns auch nur zu häufig in der Folge bewiesen; daß jene verruchten Maximen, von excentrischen oder bösgesinnten Köpfen ausgeheckt, im Grunde der deutschen Sache mehr schadeten als nützten.

Die politische Meinung des Fürsten muß immer die des Dieners und Bürgers seyn, und nicht Privatmeinungen — und Vortheile können die Pflichten und Schwüre dieser Individuen auflösen. So heißen die Prinzipien der gesunden, natürlichen Moral, und nur ihre Befolgung kann die allgemeine Ruhe und Ordnung erhalten, und die Existenz und Souverainität der Staaten sichern.

Diese Prinzipien sind es, nach denen wir die Handlungen jener Menschen würdigen, welche Jahrhunderte vor uns lebten, nach diesem Maaßstabe werden künftige Generationen das jetzt lebende Geschlecht richten, und nach diesen Grundsätzen war der Aufruhr der Tyroler Hochverrath. — Den allenfalsigen, vielleicht statt gefundenen Einfluß eines fremden Gouvernements zu bekrittlen, — dazu halten wir uns nicht für befugt.

Man verzeihe uns diesen kleinen Absprung, schon kehren wir wieder zu unserm eigentlichen Zweck, zur Beleuchtung der vor uns liegenden Geschichte des Feldzuges in Tyrol zurück.

Der Verfasser spricht vom Nationalhaß der Tyroler gegen Baiern. Der Nationalhaß eines Volks gegen das andere wird nach den allgemein angenommenen Begriffen in der Regel nicht durch Momente, so wie die Feindschaft zwischen zwei Privatpersonen, erzeugt. Die einge-

Digitized by Google

fleiſchte, leidenſchaftliche, ſchwer zu vertilgende Feindſchaft der Völker untereinander, begründet ſich auf Kriege, Zwiſtigkeiten und wechſelſeitige Ungerechtigkeiten der Vorzeit, wird genährt durch Verſchiedenheit der Lebensweiſe, der Religion, der Regierungsform. — Religion, Sprache und Regierungsform theilte der Tyroler ſeit beinahe undenklichen Zeiten mit ſeinem Nachbar, dem Baiern; während langer Reihen von Jahren verbanden ſogar gleiche politiſche Zwecke dieſe Völker mit einander, Maximilian Joſeph I. war keineswegs der erſte aus einer Baieriſchen Dynaſtie entſproſſene Fürſt, der Tyrols Alpen beherrſchte, viele hundert Augen- und Ohrenzeugen werden es mir endlich beſtätigen, daß in der neuern Zeit ſelbſt der roheſte Tyroler mitten in der Periode ſeiner tiefſten Verirrung von der Perſon des Baierfürſten und ſeines erlauchten Sohnes, des Kronprinzen, mit Achtung und Ehrerbietung ſprach — und doch faſelt unſer Autor von Nationalhaß des Tyrolers gegen Baiern?

Schnell und leicht ſchreibt Unbedachtſamkeit ein Wort, ein Wort, das vielleicht dazu beitragen könnte, die Anſichten eines Geſchichtſchreibers der Nachwelt irre zu leiten, allein nicht ſo leicht läßt ſich ein Wort, an das ſich ſo viele und gewichtige Schlußfolgen reihen, rechtfertigen!

Die Capitulation der Baiern in Innsbruck nennt der Verfaſſer eine in der Kriegsgeſchichte einzige Begebenheit. — Nun fragen wir: „Wenn ein Häuf„chen braver, gut disciplinirter Krieger, welches ungefähr „aus 2000 Mann beſtehen mochte, unverſehens von einer „zehenmal ſtärkern Menſchenmaſſe überfallen wird, die des „Krieges nicht ungewohnt, mit der Führung der Waffen „vertraut, angetrieben durch Fanatismus und Nationalhaß, „begünſtiget ſelbſt durch das Terrain, (um mit des Verfaſ„ſers eigenen Worten zu ſprechen,) wenn, ſage ich, durch „ein ſolches wildes, berauſchtes Menſchenrudel ein Trüppchen

„Soldaten, das eingeschlossen, die Seinigen zur Hälfte „nebst dem Führer fallen sah, entkräftet durch Wunden und „durch Mangel an Munition, endlich gezwungen wird, zu „kapituliren — ist dieses in dem thatenreichen Buche der „Kriegsgeschichte seltsam und einzig?" — Wir können uns, traun! bei einer solchen Behauptung des Lächelns und der Bemerkung nicht enthalten: „daß der Niederschreiber eines solchen Unsinnes im Gebiete der Kriegsgeschichte ziemlich fremd seyn müsse." —

Pag. 259 heißt es: „Bonaparte, fälschlich und un„dankbar genug, den Baiern mißtrauend, hatte den Esca„dronschef Saint Germain von der kaiserlichen „Garde in die von den Baiern unter dem Major Aichner „besetzte Festung Kufstein abgeschickt, um alles wohl zu „beobachten, und für die Erhaltung dieses „Platzes zu sorgen."

Eine von den vielen irrigen Voraussetzungen des Herrn Verfassers! — Wenn Bonaparte in andern Fällen undankbar gegen Baiern, dem er so Vieles und Wichtiges zu verdanken hatte, gehandelt hat, so erstreckte sich diese Undankbarkeit wahrlich nie bis zum Mißtrauen in Baierns Soldaten und deren Führer. Im Gegentheile läßt es sich nicht leugnen, daß der feine und besonders in diesem Punkte scharf sehende Usurpator die baierische Armee nach ihrem ganzen Werthe zu würdigen wußte, und es würde uns sogar nicht schwer werden, zu beweisen, daß er in dieselbe bei so mancher Gelegenheit ein größeres Vertrauen als in die eigenen Trabanten gesetzt hat. Hundert Fälle lassen sich annehmen, welche den St. Germain nach Kufstein geführt haben können, allein die Absicht, für die Erhaltung des Platzes zu sorgen, konnte es unmöglich seyn. Man muß den ehrwürdigen, selbstvertrauenden Major (nunmehrigen Oberstlieut.) Aichner mit seinem

ſilberbelockten Haupte, der ſich durch die heldenmüthige Vertheidigung des ihm anvertrauten Platzes (der öſterreichiſche Autor würde ſie ein Beyſpiel einzig in der Kriegsgeſchichte nennen,) unſterblich in Baierns Geſchichte gemacht hat, perſönlich kennen, um das Lächerliche und Boshafte zu durchſchauen, was in der Behauptung liegt, daß dieſer achtungswerthe Veteran ſich in ſeine Funktionen als Kommandant durch einen franzöſiſchen Eskadronschef habe einreden laſſen.

Pag. 256 wird der brave Baieriſche General-Kommiſſair, Graf Welsberg, bitter getadelt, welcher ſeiner Pflichten und der Treue, die er ſeinem König geſchworen, eingedenk, handelte; „weil Welsberg einſt dem Kaiſer „von Oeſterreich treu gedient hatte, ſollte er an ſeinem „neuen Landesherrn, dem Könige von Baiern, zum Schurken „werden:“ dieſe Schlußfolge iſt ſo raſend einfältig, daß ſelbſt ein modiſcher Naturphiloſoph unſerer Zeit Anſtand nehmen würde, ſie zu vertheidigen.

Pag. 266 und flg. wird der Entſchluß des Erzherzogs Johann, ſich mit dem Kern ſeines kleinen Heeres nach Tyrol hinzuwerfen und mit Chaſteler zu vereinigen, weitläuftig beleuchtet und hochgeprieſen. Dieſer Entſchluß wurde indeſſen nicht ausgeführt, und es wäre hinlänglich geweſen, „daß es die Lage der Dinge nicht erlaubte.“ Und eine ſo triftige Antwort hätte ſoviel als mehrere Druckſeiten geſagt. Wie aber der Verfaſſer dazu kam, pag. 267 u. 268 Chaſtelers Strategie zu tadeln, bleibt uns ein wirkliches Räthſel.

Es hatte nehmlich der zu Roveredo (im ſüdl. Tyrol) ſtehende General Marſchall mit dem linken Flügel dieſes Korps auf dem linken Etſchufer Foſſe und Ala beſetzt, und auf dem rechten Avio. Nun zog Chaſteler den General Marſchall von Roveredo bis Brixen, damit er dem nördlichen Tyrol näher ſey, und ließ eine

starke Truppenabtheilung mit Artillerie bei Ala und Avio, um die Ankunft der Avantgarde des Erzherzogs Johann unter dem General Schmidt, das Gros unter Frimont und den Erzherzog selbst zu erwarten. Allein Schmidt rückte langsam vor, und es war seine geringste Sorge, sich mit den Oesterreichern in Trient und Roveredo ins Einvernehmen zu setzen. In Bassano wurde Schmidt von einer feindlichen Abtheilung heftig angegriffen. Dieses und ein höchst übertriebenes Gerücht: Paraguay d'Hilliers und Rusca brächen über Roveredo nach Trient, bestimmten Schmidt, eiligst umzuwenden, dem Erzherzog die Unmöglichkeit zu melden, durch das Thal Sugana nach Tyrol zu kommen.

In der Folge drang Rusca mit 4000 Mann auf Trient; (das Gerücht war demnach doch wohl etwas mehr als ein Gerücht?) und die bei Brixen gestandene Truppenabtheilung unter dem Oberstlieutenant Leiningen mußte sich zurückziehen.

Chasteler's Benehmen bei dieser Gelegenheit nun wird vom österreich. Autor eine Maaßregel genannt, welche auf die Stimmung des Landes, so wie auf den vorgehabten so überaus wichtigen, strategischen Marsch des Erzherzogs (?) den nachtheiligsten Einfluß gehabt haben soll.

Wir dagegen sind der Meinung, es wäre leicht einzusehen gewesen, daß das Benehmen Chastelers im gegebenen Fall natürlich und der Lage der Dinge konform gewesen sey. Chasteler wußte das Korps des Erzherzogs Johann gegen die südliche Grenze des von ihm selbst vertheidigten Landes in Anmarsch, um desto weniger war dieser Theil des zu vertheidigenden Punktes in Gefahr; die nördliche Grenze des Landes aber, auf allen Punkten bedroht, mit Linientruppen schwach besetzt und keinen Entsatz hoffen könnend, be-

Digitized by Google

durfte unter ſolchen Umſtänden vielleicht bald einer kräftigen Hülfe, daher die anbefohlene retrograde Bewegung des General Marſchalls gegen Norden. Um jedoch auf jeden Fall dieſes Korps nicht zu ſchnell zu entfernen, und die ſüdliche Grenze nicht ganz bloß zu geben, blieb eine Truppenabtheilung unter dem Oberſtlieut. Leiningen in Roveredo; dieſes detaſchirte Korps konnte mit Marſchall die Kommunikation erhalten und im ſchlimmſten Falle konnte Marſchall wieder ſchnell an die ſüdliche Grenze des Landes zu Hülfe eilen, was ſpäterhin wirklich geſchah, denn die Entfernung von Roveredo nach Brixen iſt ja nicht ſo bedeutend, als daß dieſes nicht möglich geweſen wäre.

Nun rückt der General Schmidt mit der Avantgarde des Erzherzogs langſam vor, und macht nicht die geringſte Anſtalt, ſich mit den zu Roveredo und Trient ſtehenden Oeſterreichern in Verbindung zu ſetzen, dieſes würde eben ſo wenig geſchehen ſeyn, wenn ſtatt Leiningen, Marſchall in dieſen Gegenden befehligt hätte, und an dieſem doppelten Verſehen des Gen. Schmidts trug doch wohl Chaſteler nicht die Schuld? — nun wird Schmidt angegriffen und kehrt ſchnell um; dieſes, und ein ſogenanntes höchſt übertriebenes Gerücht beſtimmen den General, ſchnell umzuwenden, und dem Erzherzog zu melden: „Durch das Thal Sugana nach Tyrol zu kommen, ſey nicht möglich.“ Daß Schmidt ſich zurückzog, dem Erzherzog auf dieſe Art rapportirte, und daß der Erzherzog ihm glaubte und nun ſtatt des geraden Weges einen großen Umweg einſchlug, dafür konnte doch Chaſteler nicht — und nun fragen wir, wenn hier Fehler vorgegangen ſind, auf weſſen Rechnung müſſen ſie geſchrieben werden? — —

Daß übrigens ein Feldherr, der in einem Lande kommandirt, in dem die Einwohner enthuſiaſtiſch für ſeine Sache eingenommen ſind, und ſelbſt mit ſeinen Truppen gemeinſchaftlich fechten, auch bei einmal als unumgänglich

nöthig erachteten strategischen Dispositionen die Stimmung des Landes berücksichtigen müsse, dieses ist allerdings ein Grundsatz, den wir bisher nicht gekannt haben, und der in einer Kriegesgeschichte oder in einer strategischen Abhandlung aufgeführt, bestimmt für ein Beyspiel einzig in seiner Art gelten kann.

Pag. 270 äußert sich der Verfasser: „Es war eine wahre Satyre auf alle diese gewaltigen Anstalten, daß die österreichischen Kriegsgefangenen von Eckmühl, Regensburg ꝛc. durch Hormayrs geheime Einverständnisse mit deutschgesinnten Männern in Schwaben von Augsburg bis zur Rheinbrücke von Kehl, den Hunderten und Tausenden nach befreit, und an die tyrolischen und vorarlbergischen Landmarken durchgeschwärzt wurden. Der wichtigste Umstand hiezu waren die wahrhaft deutschen (?) und äußerst antibonapartischen Gesinnungen des Grafen Reisach, Generalkommissairs des Lechkreises zu Augsburg, bevollmächtigten Hofkommissairs bei Beaumonts und Du Moulins Reservekorps, und sein genaues, wiewohl natürlich sehr geheimes Einverständniß mit dem Freiherrn von Hormayr. Es war sogar ein Anschlag im Werke, Augsburg mit allen seinen unschätzbaren Vorräthen in dem Augenblicke zu überfallen, wie seine Besatzung nur aus dem einzigen Regiment armer Portugiesen bestand. Durch Kapuziner hatte man gutes Verständniß unter ihnen, und nur der Mangel an Kavallerie bey Chasteler Korps hinderte, die wichtigsten Streifzüge nach München, Augsburg und Ulm; da man eine ungeübte, der Fechtart auf freiem Felde ungewohnte Volksmenge unmöglich aus ihren Bergen herausführen, und Geschütz und Reiterei bloß stellen konnte. — Drei reitende Batterien, 800 Pferde und noch ein Jägerbataillon zu Chastelers Armeekorps, und Napoleon wäre zu den bedeutendsten Detaschirungen gezwungen worden, die überall unter der

Digitized by Google

Aſche glimmende Gährung, von der ſich von Stockach bis Nürnberg und Caſſel ſo bedenkliche Spuren zeigten, würde allerwärts zur hellen Flamme aufgelodert ſeyn."

Für's erſte nennen wir es wiederum eine erwieſene Unwahrheit, daß Tauſende von öſterreichiſchen Kriegsgefangenen auf der Route von Augsburg nach Kehl befreit worden ſeyn ſollen. Daß es zuweilen einzelnen öſterreichiſchen Kriegsgefangenen gelungen ſeyn mag, ihrer Eskorte zu entwiſchen und nach Vorarlberg zu entkommen, wollen wir nicht leugnen, allein dazu bedurfte es wahrlich keiner geheimen Einverſtändniſſe in Schwaben. Ueberall finden ſich mitleidige Seelen genug, die das wirklich traurige Schickſal der armen Kriegsgefangenen ohne Rückſicht der Nation, zu der ſie gehören, beklagen, und es für Menſchenpflicht halten, dieſe Unglücklichen mit Geld und Kleidung zu unterſtützen, ſo wie ihnen zur Flucht Vorſchub zu leiſten.

Solche Erſcheinungen waren in Oeſterreich, Ungarn und ſelbſt in Tyrol nichts ſeltenes; und das Entkommen franzöſiſcher und alliirter Kriegsgefangener aus dieſen Ländern gründete ſich auf die nehmliche hier angegebene Urſache, ſo wie die Flucht Oeſterreichiſcher Gefangener auf ihrem Transporte durch Schwaben.

Allein jetzt ſtehen wir im Begriffe, zu einer Stelle im Werke unſeres mit Recht angegriffenen Oeſterreichiſchen Autors einen Kommentar zu liefern, welchen wir bitten mit vorzüglicher Aufmerkſamkeit zu berückſichtigen und zu prüfen.

Der ſchändliche Verrath des Grafen Reiſach, (eines gebornen Althaiern) an ſeinem König und Herrn wird gleichſam als ein Muſter ächt deutſcher Redlichkeit und Biederſinnes aufgeſtellt.

Iſt es möglich, daß man es in einem im J. 1817 in Deutſchland gedruckten deutſchen Buche wagen darf, auf eine heilloſe Art deutſcher Treue und

Redlichkeit zu spotten? Werden nicht dadurch öffentlich und ungescheut die Begriffe, die jeder ächte Deutsche sich von diesen hehren, seinem Volke angestammten Tugenden zu machen pflegt, auf die schändlichste und frecheste Weise gebrandmarkt und entheiliget? —

Schon oben haben wir unsere Meinung über den niederträchtigen Grundsatz ausgesprochen, der damals hier und da geäußert wurde: daß guter Zweck schlechte Mittel heiligen solle, und mit unserm diesfalsigen Urtheile haben wir dem Grafen von Reisach von selbst den Stab gebrochen; allein nicht einmal ein guter Zweck unterlag der schändlichen Handlungsweise dieses Mannes, wie überhaupt der Zweck des Einzelnen nicht mehr gut seyn kann, wenn er einem Verrathe das Daseyn gab.

Ein gemeiner Egoismus, ein falscher niedriger Ehrgeiz, der jedes Mittel, sich zu heben, für erlaubt hält, und eine verabscheuungswürdige Rache für vermeintliche Zurücksetzungen, ein unbegrenzter Eigendünkel endlich — diese alles wagenden Triebfedern setzten die Maschine in eine ihren Meister entehrende Regsamkeit.

Einige Jahre später demaskirte Reisach seine ganze Nichtswürdigkeit, als er, als Generalkommissär des Illerkreises, nachdem er nicht nur etwa blos den Staat, sondern auch eine große Menge Privatpersonen um bedeutende Summen geprellt hatte, *) heimlich Kempten verließ, und mit seinem ungerechten Raube ins Ausland flüchtete. Es ist allbekannt, daß Reisach dazumal von den K. Baierischen Behörden als treuloser Staatsdiener, als Verbrecher und Falsarius durch öffentliche Blätter verfolgt und vor die Schran-

*) Die Eintreibung der Beiträge zu einer Staatslotterie als ein erzwungenes Anlehen gaben ihm die vorzügliche Gelegenheit, fremde Gelder zu unterschlagen.

Digitized by Google

ken der kompetenten Behörde citirt wurde, vor welchen zu erſcheinen er ſich indeß wohl hütete.

Wenn dieſe Fakta auch ganz ignorirt werden ſollten, ſo bleibt doch das Einverſtändniß Reiſachs 1809 mit Hormayr ein nicht abzuleugnendes Majeſtätsverbrechen. Derjenige Staatsdiener, der das Zutrauen ſeines Fürſten mißbraucht, den demſelben geſchworenen Eid durch Einverſtändniſſe mit dem Feinde bricht, iſt nach alten und neuen Geſetzen gebildeter und ungebildeter Völker zum Strange reif, und deſſenungeachtet ſchämte ſich der bezogene Autor nicht im J. 1817 den wahrhaft deutſchen und äußerſt anti-bonapartiſchen Geſinnungen des Reiſach, der den Titel und die Würde eines deutſchen Reichsgrafen ſchändete, unbegrenzte Lobſprüche zu ertheilen; beinahe ſcheint es, als ob nach des Herrn Verfaſſers Intention anti-bonapartiſche Geſinnungen ein Freibrief zur Begehung eines jeden beliebigen Bubenſtücks wären.

Wir wiſſen es, daß Feldherren und Diplomatiker leider zu Kriegszeiten dem hippokratiſchen: Si medicamenta non sanant — ferrum sanat, dadurch fröhnen, daß ſie das Wort ferrum mit Liſt überſetzen, und wir wollen es daher dem Herrn v. Hormayr nicht ſehr übel nehmen, daß er aus der Verrätherei des Reiſachs den größtmöglichſten Nutzen für die Sache ſeines Herrn zu ziehen ſuchte, allein dieſes kann in der Sache nichts ändern. Wir wollen einmal den entgegengeſetzten Fall annehmen; wenn Hormayr mit einem Einflußreichen baieriſchen Beamten in einem geheimen Einverſtändniſſe geſtanden, — und demſelben alle Geheimniſſe ſeines Kaiſers verrathen hätte, wie würde die Welt, wenn die Sache ruchbar geworden wäre, wohl über die Perſon des Herrn v. Hormayr geurtheilt haben — und war Reiſachs Verbrechen um ein Haar beſſer, als die Beyſpiels wegen angenommne Schuld des H. v. H. geweſen wäre?? — Doch genug — ja ſchon mehr

als genug über eine Behauptung, die nicht einmal der nähern Beleuchtung bedarf, um den Widerwillen eines jeden redlichen ächt deutsch gesinnten Mannes aufzuregen.

Wenn der Verfasser verstärkt durch drei Batterien, durch 800 Pferde und 1 Jägerbataillon mit Chasteler's Armeekorps Augsburg nehmen, Buonapartes Hauptmacht schwächen, und die angeblich unter der Asche glimmende Gährung von ganz Deutschland, zu hell lodernden Flammen anblasen wollte, mußten wir ihn seiner Kurzsichtigkeit halber wieder herzlich bedauern; denn man hätte von der angegebenen Verstärkung dem Chastelerschen Armeekorps allenfalls das Dreifache verstatten dürfen, so würde es diese allerdings hochklingende Tendenzen so wenig realisirt haben, als es denen Schills und Dörnbergs anderwärts gelang, ähnlichen Planen Wirklichkeit zu geben.

Der Zeitpunkt, in dem Augsburgs Besatzung nur allein aus einem einzigen Regiment Portugiesen bestanden haben soll, die der Verfasser mit Hülfe der Kapuziner schlagen wollte, war ja nie vorhanden. Gerade um jene Zeit wurden die dritten Bataillone zu den baierischen Linieninfanterie-Regimentern errichtet, deren Stamm durch gediente Mannschaft gebildet wurde, ein solches Bataillon hatte in Augsburg beständig seinen Stand, das Depot des 6ten leichten Infanterie-Bataillons kantonirte in einem drei Stunden von Augsburg entfernten Dorfe und konnte nöthigenfalls jeden Augenblick in die Stadt gezogen werden, welche stark befestiget war; wenige Tage vergingen, an denen nicht Ersatzmannschaft aus Frankreich eingetroffen wäre, und endlich gewährete die Nationalgarde dritter Klasse der Stadt hinlängliche Sicherheit. Diese Nationalgarde 3ter Klasse besteht in ganz Baiern seit mehreren Jahren, und ist keineswegs das, was man in andern Ländern unter dem zuweilen in Kriegszeiten errichteten Landsturm versteht, der

nicht ſelten aus ungleich bewaffneten und gänzlich undisciplinirten Leuten zuſammengeſetzt iſt.

Die bairiſche Nationalgarde 3ter Klaſſe iſt gleich den Truppen eines ordentlichen ſtehenden Heeres in Bataillone eingetheilt, montirt, armirt und einexerzirt. Daß dieſe Nationalgarde etwas mehr iſt als etwa eine Bürgergarde, die blos zum Ceremoniel bei feſtlicher Gelegenheit verwendet werden kann, hat ſie bewieſen; denn dieſe reſpektable Truppe beſchränkte ſich nicht darauf, nöthigen Falls ihren eigenen Heerd zu vertheidigen, ſondern freiwillige Abtheilungen derſelben marſchirten ſelbſt mit Detaſchements der Linientruppen gegen den Feind; dieſes geſchah nicht blos an der feindlichen Grenze, ſondern ſelbſt das Nationalgardenkorps zu München und jenes zu Augsburg ſchickte unter dem Polizeidirektor Freihr. v. Andrian Detaſchements aus ſeiner Mitte nach Tyrol.

Wollte das Chaſtelerſche Korps ſeine beabſichtigten Streifzüge in Baierns und Schwabens Ebenen mit einiger Wahrſcheinlichkeit des guten Erfolges beginnen, ſo konnte doch immer nicht die ganze Streitkraft deſſelben aus den Alpen herausbrechen, und auf jeden Fall mußte eine ſtarke Reſerve, aus Linientruppen beſtehend, in Tyrol zurückbleiben, denn Bauern durfte man, nach des Verfaſſers eigenem Geſtändniſſe nicht wagen, zum Kampf in die Ebene zu führen. Eine Zuſammenziehung der zum Streit tauglichſten Leute aus der baieriſchen Nationalgarde 3ter Klaſſe würde im erſten Augenblicke einer neuen ſchlagfertigen Armée von wenigſtens 10000 Mann das Daſeyn gegeben haben, und bei dem allen wollte unſer öſterreichiſcher Autor mit 800 Pferden und 1 Infanteriebataillon verſtärkt, in Baiern und Schwaben Alles unterwerfen, und ganz Deutſchland inſurgiren? Kaum wird es nöthig ſeyn, auf die Unüberlegtheit und auf die wenige Kenntniß der Lage der Dinge, welche dieſe lächerliche Behauptungen karakteriſiren, aufmerkſam zu

machen. Daß Revolutionsauftritte in sämmtl. Ländern von Stockach bis Nürnberg ausgebrochen seyn sollen, ist wieder eine unwahre Uebertreibung, denn ich kann mich auf den Ausspruch der kompetenten Ortsobrigkeiten beziehen, wenn ich hier behaupte: daß in dem ganzen Umfange des Königreichs Baiern (und also auch in Nürnberg und seiner Umgegend) ausgenommen die Provinz Tyrol im Jahre 1809 keine die öffentliche Sicherheit und Ruhe beunruhigenden Auftritte vorgefallen sind; man müßte denn vielleicht einzelne Excesse besoffener Handwerksbursche an Sonntagen in Kneipen verübt, in die Kategorie der Revolutionsscenen zu setzen belieben.

Nach pag. 272 soll die Insufficienz des K. K. F. M. L. Jellachich, und dessen kleinliche Eifersucht gegen Chasteler im Monate Mai einzig und allein die Ueberrumpelung Kufsteins, die Befreiung Salzburgs und eine imposante Offensive (versteht sich von Seiten Chastelers) verhindert haben.

Viel gesagt! — Sonst pflegt man solche wichtige Behauptungen gewöhnlich mit Beweisen zu unterstützen, und das wie und wann gehörig auseinanderzusetzen, allein dieses Alles hielt der Herr Verfasser diesmal für überflüßig, sich damit begnügend, Worte, die wohl einer Prüfung würdig waren, leicht hinzuwerfen, wie eine Nebenbemerkung auf deren Richtig- oder Nichtrichtigkeit gerade nicht viel ankömmt. Doch es fällt uns gerade noch zu rechter Zeit ein — daß Jellachich bereits todt ist.

Wir hatten übrigens Gelegenheit die Anstalten, welche zur Behauptung Salzburgs getroffen worden waren, im Mai 1809 an Ort und Stelle zu sehen, und müssen dabey gestehen, daß es uns durchaus nicht einleuchten will, daß blos die Insufficienz und Eifersucht des Jellachich den Ch. Chasteler an der Wegnahme dieses Platzes verhindert haben soll.

Digitized by Google

Pag. 277 beruft ſich der Verfaſſer auf die Rezenſionen über des Oberſten Valentini Krieg v. 1809, und auf F. Förſters Beiträge zur neuen Kriegsgeſchichte, in welchen man ſich mit Recht darüber verwundert, daß der Herzog v. Danzig, als er zwei Mal nach einander in das inſurgirte Tyrol eindrang, um ſich daſſelbe zu unterwerfen, immer gerade die längſte und ſchwierigſte Linie wählte, von Salzburg über Lofer, Unken, den Paß Strub, Ellmau, Wörgel und Schwatz.

Wir ſind keinesweges gewillt, dieſer auffallenden Strategie des Herzogs v. Danzig eine Lobrede zu halten, doch meynen wir, ſie ließe ſich durch die Vorausſetzung Lefebres erklären, daß er gerade auf dieſer Route nicht erwartet worden, und alſo weniger Widerſtand als auf andern Punkten finden werde.

Der Operationsplan, welchen der Verfaſſer angiebt, und von dem er glaubt, daß er die franzöſiſch-baieriſche Armee eher hätte an das vorgeſetzte Ziel führen können, iſt in der That nicht übel entworfen, nur erlauben wir uns die Bemerkung, daß es nicht ſehr ſchwer iſt, einen zweckmäßigen Operationsplan für einen Krieg zu entwerfen, der längſt geendiget und deſſen Gang und Endreſultate hinlänglich bekannt ſind. Wenn ein Schachſpieler das Spiel eines Andern beobachtet, ſo tadelt er denſelben unaufhörlich, allein es bleibt doch immer die Frage, ob dieſer an jener Stelle ein beſſeres Spiel geſpielt hätte.

Bey Gelegenheit der Erzählung des Treffens bey Hohenems (pag. 332) wird der baieriſchen und würtembergiſchen Generale Schöler und Koſeritz gedacht. Dem Hohenemſer Gefechte wohnte gar kein baieriſcher General bei, Koſeritz war ein würtembergiſcher General, wahrſcheinlich auch Schöler, indem ſich gar kein General dieſes Namens in baieriſchen Dienſten befindet.

Was ſoll man aber von einer ſogenannten Kriegsge-

schichte halten, in welcher Verwechselungen und Irrthümer dieser Art anzutreffen sind? —

Wirklich merkwürdig in seiner Art ist es, was uns (pag 341) der österreichische Autor von einer möglich gewesenen Vereinigung der Heeresabtheilung in Tyrol mit Schill und seinen Leuten berichtet. Nachdem nemlich Schills Plan im nördlichen Deutschland bereits gänzlich gescheitert war, sollte er sich südwärts gegen den Thüringer Wald wenden, und in Tag und Nacht unter verdoppelter Abfütterung fortgesetzten Eilmärschen auf der kürzesten Linie durch Franken ins Herz v. Schwaben marschiren, die Tyroler aber sollten ihm von Memmingen aus die Hand bieten (der Tyroler, dessen Hand dazu lang genug gewesen wäre, möchte schwer zu finden gewesen seyn!)

Wir ersuchen Jeden, der das Wort Strategie auch nur dem Namen nach kennt, einen Blick auf die Charte zu werfen, um die Länge der Linie zu bemessen, welche Schill hätte zurücklegen müssen, wenn er in diesen Plan eingegangen wäre. Ferner bitten wir zu beachten, daß Schill, nachdem sein Plan in Norddeutschland bereits gänzlich gescheitert, schon von einer Macht umstellt war, die seine 300 Reiter, die ihm nach den gelieferten Gefechten noch übrig geblieben waren, ungefähr zwanzigmal an Stärke übertrafen, — man vergesse nicht, daß wenn Schill das Wunder vollbracht und sich mit seiner Handvoll Leute durch diese Masse durchgeschlagen hätte, er bis zu seiner Vereinigung mit den Tyrolern über 100 Meilen hätte zurücklegen müssen, und zwar durch lauter Länder, deren Herren mit Frankreich alliirt waren, und wo allenthalben Reserven kantonirten oder garnisonirten: und nun fodern wir die ganze Welt auf uns zu widersprechen, wenn wir geradezu behaupten, daß der Plan Schillen unter diesen Verhältnissen und auf die angegebene Art mit den Tyrolern vereinigen zu wollen, der Strategie des ehrsamen Don Quixotte, Ritters von der traurigen Gestalt abgeborgt war, Unmöglich kön-

nen wir es glauben, daß dieſer Plan je im Ernſte von den öſterreichiſchen Machthabern in Tyrol für ausführbar gehalten worden ſeyn könnte, und wir halten das Ganze für nichts weitres, als für eine geiſtreiche Erfindung unſers Autors, der ſich freilich durch dieſe wundervolle Invention ein etwas ſtarkes démenti gegeben hat.

Hätte ſich Schill mit ſeinen Leuten retten wollen, ſo wäre dieſes vielleicht möglich geweſen, wenn er gleich im erſten Augenblicke Wittenberg überrumpelt, ſich in den Beſitz der dortigen Kriegsvorräthe, Kaſſen ꝛc. geſetzt, und nun ohne allen Zeitverluſt geſucht hätte, auf dem geraden Wege durch Sachſen nach Böhmen zu entkommen.

Dieſer Operationsplan wäre um ſo mehr der vernünftigſte und in Schills Lage der einzig ausführbare geweſen, da er bereits bei Wittenberg durch einen Eilboten die Nachricht aus Caſſel erhalten haben ſoll, daß Dörenbergs Komplott bereits entdeckt ſey.

Wir ſchließen hier dieſen kleinen Aufſatz mit der nochmaligen Bemerkung, daß wir zu dem in Frage ſtehenden Werke nur Randgloſſen und keinesweges eine kritiſche ſyſtematiſche Würdigung deſſelben liefern wollten, weil es der Zweck und der Raum dieſer Blätter nicht verſtatten, eine weitläuftige, viele Bogen füllende Abhandlung dieſer Art aufzunehmen; aus dieſem Grunde mußten wir viele rügenswürdige Stellen und ſtrategiſche Irrthümer ganz unberührt laſſen, indeß glauben wir doch auch durch Publicmachung dieſer wenigen Marginalien unſern oben ausgeſprochenen Zweck einigermaßen erreicht zu haben.

Wenn der Verfaſſer des Werkes: „das Heer von Inneröſterreich ꝛc.“ glaubt, unſere Bemerkungen widerlegen zu können, ſo fordern wir ihn hiermit auf, dieſes öffentlich zu thun, und aus ſeinem düſtern Inkognito mit Nennung ſeines werthen Namens hervorzutreten.

III.

Auszug und Würdigung der C. A. Schefferschen Abhandlung über Englands Volk und Regierung,

frei aus dem Französischen nach dem Censeur européen bearbeitet von

Adolph von Schaden.

Ganz Europa ist unzufrieden. Allenthalben hören wir nach Rettung rufen, und jeder einzelne behauptet seinen Untergang vor Augen zu sehen. Man geräth bey diesem allgemeinen Lärmen in Versuchung zu glauben: daß ein unvorgesehener tödtlicher Schlag das menschliche Geschlecht getroffen habe, oder in der Natur selbst eine zerstörende Hauptveränderung vorgegangen sey, — und wenn man die Sache beym Lichte betrachtet, wenn wir den wahren Ursachen des Geräusches nachspüren, so finden wir weiter

nichts, als einen Haufen Menschen, welcher sonst blindlings glaubte und nun anfängt zu denken.

Allerdings eine auffallende Erscheinung! aber es scheint einmal ein nicht zu umgehendes Uebel zu seyn, daß jede neue Fähigkeit, die sich in einem Theile des menschlichen Geschlechtes entwickelt, die Grundlage zum Unglück und Verderben des andern werden soll, da es immer Menschen geben wird, deren Daseyn auf die Verbrechen ihrer Mitbrüder gegründet ist, und die da leben und genießen von der Nichtswürdigkeit, Unwissenheit und Dummheit Anderer.

Seit langer Zeit fühlt sich das europäische Volk fähig und geschickt genug zu arbeiten, und auf achtungswerthe Erzeugnisse seiner Arbeit zu pochen, übrigens aber war dieses Volk gewohnt sich leiten zu lassen. Der eigenen Kraft mißtrauend, ließen wir uns von einigen auserwählten Köpfen, die bey allen wichtigen Ereignissen für uns handeln und uns auf ihre Art in Thätigkeit setzen wollten, — bey der Nase herumführen. Dafür mußten wir, wie billig, theuer bezahlen, und wir hielten es deßungeachtet noch für Gewinn auf der Liste unsrer despotisirenden Vormünder zu stehen. Nun aber haben denn doch Viele begriffen, daß sie mit geringer Mühe und bedeutender Ersparniß es wagen können, — Volljährigen gleich zu denken und zu handeln. Der Menschenstoff wird seltner; wovon sollen die nun leben, die ihn zuschnitten?

Das Volk glaubte seit geraumer Zeit Europa von Räubern bedroht, allein es war zugleich der Meinung, es fehle den Bedrohten an Geist und Muth zur Selbstvertheidigung; daher man das Vertheidigungsgeschäft nothwendigerweise Leuten anvertrauen müsse, denen nur dieses einzige Geschäft oblage, — und die gerade darum keinen sonderlichen Vortheil dabei würden gehabt haben, wenn sie sich hätten ihres Geschäftes gut und gewissenhaft entledigen wollen.

Wir haben unsere Vertheidigung theuer bezahlt; doch fangen wir nun an, einzusehen, daß so viele Räuber nicht vorhanden sind, wie wir Anfangs glaubten, daß unsere Vertheidiger eigentlich einen schlecht verdienten Lohn erhielten, oder aber wenn sie diesen Lohn in der That verdienen wollten, im blinden Eifer ehrliebende Nachbaren dadurch reizten, weil sie ihnen Gewalt anthun wollten. Die, welche arbeiten, lernen einsehen, daß es gerade am schicklichsten und gerathensten sey, sich selbst zu schützen, und siehe da — ein einträglicher Erwerbszweig hört auf!

Das Volk wähnte, reich zu seyn, damit sey es nicht abgemacht, man müsse es auch scheinen, und es hat daher klugen Herren sein Ohr geliehen, die ihm unaufhörlich vorsagten: „Wollet Ihr, einer wie der andere, Aufsehen vor „der Welt erregen, wollt Ihr Alle Euch beneidet sehen, so „gebt uns die Hälfte Eures Verdienstes und Eurer Renten, „die wollen wir aus väterlicher Theilnahme an Euch in „Palläste, Gold, Edelsteine, Equipagen und kostbare Kleider „verwandeln, auch wollen wir dafür leckere Tafeln halten; „wir werden Euch übrigens, weil sonst des Streites zu viel „unter Euch entstehen würde, von dem Genusse aller dieser „Dinge ausschließen, und denselben uns allein vorbehalten, „bloß Eurer eigenen Ruhe halber, — aber die Ehre von „dem Allen falle auf Euch zurück! Die Welt möge sich „überzeugen, wie großmüthig Ihr Euren Freunden und Beschützern lohnet!" —

Das Volk speiste seine Gäste herrlich, und diese warfen ihm dafür aus schuldigster Dankbarkeit die schlechtesten Brocken zu. Nun sieht das Volk — das betrogene, ein, welch' lächerliche Rolle es bis jetzt gespielt hat, und die natürlichste Folge davon ist, daß es folgendermaßen spricht: „Wenn wir erzeugen, so wollen wir auch verzehren, oder vielmehr wir wollen, daß Niemand verzehre, wenn er nicht erzeuge." Solche Vernunftschlüsse sind eben so viele

Todesstreiche für die Herren, welche von Jahrgeldern oder ähnlichen Einnahmen herrlich, ohne Mühe und Anstrengung leben.

Solche Vernunftschlüsse des Volkes fallen, eine schmerzende Geißel! auf die stolzen, feisten Nacken der Volksvormünder, der Staatspensionaires ꝛc. und sie sind es, die nun schreien; „Rettung, Rettung, Alles geht zu Grunde!“

Wahr ist es, diese Herren selbst sind ohne Rettung verloren, denn der Boden sinkt unter ihren Füßen, das Kapital der menschlichen Thorheit, welches sie nutzten, verringert sich, einmal angegriffen, immer mehr und mehr. Sie ihrerseits wollen dieses nicht einsehen, denn sie bilden sich ein, nothwendig und unvergänglich zu seyn. „Es ist nicht an „dem, schreien sie, daß die Welt, wie Schwindelköpfe behaupten, ohne uns fortbestehen kann. Krieg diesen Unsinnigen! — laßt uns unsere schöne Existenz vertheidigen und „behaupten! eine neue Verordnung, eine neue Auflage — „und wir stehen am Ziele!“ —

Die zur Vernunft erwachten, die vom Lichte der Wahrheit erleuchteten, vergessen dagegen, wie geduldig sie sich ehemals von ihren listigen Führern gängeln ließen, vergessen, daß sie diejenigen, welche ihnen diesen Dienst erwiesen, geliebt, aufgemuntert und bezahlt haben, vergessen endlich, mit welcher Freude sie die Herren in dem Wohlstande prunken sahen, zu dem sie selbst, die gutmüthigen, so willig die Mittel lieferten. Jetzt schreien die Undankbaren über Usurpation, und empören sich. Eben so die entgegengesetzte Parthei, — sie halten nur einige Verirrte aus der eignen Mitte für ein wenig straffällig, sich selbst aber für die unschuldige Zielscheibe der undankbaren Welt. Wir haben ja nur uns selbst zu züchtigen, erhalten wir doch nur unsere gesunde Vernunft, vermindern wir doch die Gehalte, und der Hunger wird uns besiegen!

Eine große Spaltung ist eingetreten; doch besteht sie nicht, wie die Einen wollen, in dem Toben einiger unruhigen Köpfe gegen ganz Europa, noch auch, wie andere behaupten, in den Unternehmungen einiger Zwingherren gegen dasselbe. Auf der einen Seite sind es sämmtliche Bewohner dieses Welttheils, diejenigen ausgenommen, welche von der eignen Betriebsamkeit oder von dem Ertrage einer schlau erworbenen Erbschaft leben, die vom Staate nichts weiter als höchstens eine kleine Schadloshaltung für ihre Dienste empfangen, und diese Individuen widmen ihr Daseyn nur der Arbeit und keineswegs bloß dem indolenten Genusse der aus ihren Stellen hervorgehenden Vortheile. Auf der andern Seite ist es wiederum ganz Europa, mit Ausnahme derer, die nur von einträglichen Aemtern, Jahrgeldern u. s. w. sich nähren, und derer, die sich hierzu erziehen lassen oder darnach trachten.

Diese beiden überall hin ausgebreiteten Faktionen sind keineswegs gleichmäßig vertheilt. In jedem Lande strebt jede Parthei darnach, das Gleichgewicht für sich zu erhalten, und das Gleichgewicht von Europa ist die große Eroberung, die man beabsichtigt.

Dieses Streben erklärt alle politische Bewegungen, die schon vorgehen, oder erst noch bereitet werden, richtig. Die Diplomatik erschöpft alle ihre Mittel, um den Triumph der Bezahlten über die Bezahler zu bewirken. Die Unterhandlungen, die Truppenmärsche, die Länderbesetzungen, die Gesandtschaften, die Spionereien, geschehen lediglich um dieses Gegenstandes willen. Das sind die großen Umtriebe der Parthei. Außerdem giebt es kleinere, die wir immerwährend in allen Ländern bemerken, wie z. B. die Soldatenwerbungen, die Verletzungen der Freiheit, die Urtheilssprüche gegen die, welche schreiben, reden, hören und schweigen; die wirklich entdeckten oder nur vorgespiegelten Komplotte, die bezahlten Angebereien, die Bestechungen u. a. m.

Während die eine Faktion auf solche Weise sowohl über Europa überhaupt, als auch über einzelne Gegenden besonders zu wirken bemüht ist, was thut da die andere, der keine so mächtige Triebfeder, keine so gut geschmiedeten Waffen zu Gebote stehen? Knüpft sie Verbindungen an? Kann sie sie nicht anknüpfen? Welches sind ihre Grundbestandtheile, was ist ihr Handeln, ihre Stärke? — Das sind eben jetzt die wichtigen Fragen.

Diese Europa angehenden Fragen haben eine neue politische Secte gegründet, der wir anzugehören uns zum Ruhm rechnen, wir werden sie in unsern besondern Diskussionen nie aus dem Gesicht verlieren, überzeugt, daß das Geschick jedes Einzelnen, für den wir arbeiten, so wie Aller, die der Freiheit bedürfen, in genauer Verbindung mit dem Geschicke derer steht, die dies Bedürfniß mit ihnen gemein haben. Die Gewalt ruft es den Ihrigen sorgfältig ins Gedächtniß, daß sie Mitglieder einer und derselben Verbindung sind; sie schreibt ihnen Eide und Eidesformeln, wodurch sie an einander festgehalten werden, vor; es wäre auch wohl für uns recht gut, wenn wir unsre eignen Lehrschulen, Formeln und Zeichen hätten.

Herr Scheffer gehört unter jene Schriftsteller, die die Nothwendigkeit einer großen Vereinigung der liberalen Parthei am besten begriffen haben. Er hat alle seine Talente aufgeboten, sie von jetzt an zu bilden, er hat die edle Mühwaltung übernommen, vor einem jeden Volke der Anwald aller andern, und vor allen andern der Anwald jedes einzelnen zu seyn. Folgendes ist der Inhalt der drei von von ihm herausgegebenen Schriften. Sein erster Versuch war, die freien Franzosen mit dem deutschen Volke wieder zu versöhnen, als es von der Invasion des Jahres 1815 heimgekehrt war; hierauf hat er dem französischen, von den Regierungen Europa's verschlungenen Volke, Freunde und einen in den freien Menschenherzen dieses Welttheils

gesicherten Beistand gezeigt; jetzt stellt er den Völkern Europa's dar, was sie gethan haben, was die freien Männer Englands, im Widerstreit mit der englischen Regierung, für sie haben thun wollen.

Dies ist augenscheinlich die nämliche Idee, die unaufhörlich verfolgt und in dem Maaße stärker wird, wie sie vorschreitet. Der Autor will „die Politik der Nationen," wie er es nennt, gründlich behandeln; folgendes sind die Prinzipe, die er in seinem „Versuch über vier politische Fragen" aufgestellt hat.

„Die Staatsklugheit der Völker ist das einzige Gegenmittel wider die Uebel, welche Frankreich und den gebildeten Theil der Europäer niederdrücken."

„Aber, wird man fragen, wie können die Nationen mit einander Verträge und Verbindungen schließen? Haben sie Gesandte, diplomatische Körper? . . . . O nein, aber einen Dollmetscher haben sie, und dieser Dollmetscher ist die öffentliche Meinung."

„Seit der französischen Revolution hat sich eine europäische öffentliche Meinung gebildet."

Den Männern, die auf die öffentliche Meinung der verschiedenen Nationen Einfluß haben, liegt es ob, die europäische öffentliche Meinung zu dem großen Zwecke der Aussöhnung und Verbindung der Völker hinzulenken."

„Was muß man deshalb thun? Man verbanne aus jedem, zu irgend einem nützlichen Zweck geschriebenen Werke jeden Ausdruck, der die Völker beleidigen, ihren Stolz niederdrücken und demzufolge sie erbittern kann."

„Dies ist, nach unserer Meinung, die Sprache, die wir uns aneignen müssen: Allgemeine Regel, daß niemals die Nationen mit den Regierungen zusammengeworfen werden."

Es liegt Kühnheit in diesem Gedanken; doch damit er nicht zu falschen Schlüssen führe, muß man den Wor-

den ihre genaue Bedeutung geben, unter Regierung muß man nicht bloß den Hof und das Ministerium verstehen, sondern auch zugleich den Haufen der Hofschranzen und Söldlinge, der sich ihnen als Gefolge nachschleppt; die Nation macht das Ganze aus, ohne jene Menschen, ihre Kreaturen und Betrogenen; die Nation wird in eben dem Maaße sich vergrößern, wie jene an ihrem Einfluß verlieren.

„Das Grundprinzip der Politik der englischen Regierung, „so sagt Herr Scheffer, ist, eine National-Feindschaft „zwischen England und den andern zivilisirten Ländern „zu stiften, sie weiß, daß, wenn sie es erreichen kann, das „englische Volk mit in den Haß zu verstricken, der auf sie „selbst geworfen ist, das Volk dann auch gemeinschaftliche „Sache mit ihr zu machen gezwungen seyn wird."

Indeß, sobald es in den Köpfen der Engländer heller werden wird, dann ist auch sogleich eine Parthei entstanden, die sich bemüht, Einspruch gegen die Feindseligkeiten, Beunruhigungen und Ungerechtigkeiten der Regierung zu thun, damit der Haß derer, die jene ertrugen, ganz auf diese zurückfallen soll. Das Alter dieser Parthei setzt der Verfasser vielleicht zu hoch an, doch bleibt es ewig wahr, daß man sie seit der Revolution von 1660 ihre Existenz und ihren Willen kräftig erklären sieht.

„Als Karl II. den Thron wieder bestiegen hatte, wollte er den Despotismus wieder einführen. Er mußte der Feind aller freier Männer seyn, und verband sich mit Frankreich gegen die sieben vereinigten Provinzen."

„Wie benahm sich darauf die Nation, die so gegen ihr eignes Beste handeln sollte? Sie mißbilligte laut den Krieg mit Holland, verweigerte mehrmals die geforderten Hülfsleistungen und ihre Regierung sah sich gar bald genöthigt, einen für sie schimpflichen, für die Nation aber ehrenvollen Frieden zu schließen."

Mit den Einsichten wuchs diese menschenliebende Opposition. Als den amerikanischen Kolonieen der Krieg erklärt war, stand sie glänzend da mitten in der Wuth des Ministeriums, mitten in der Raserei des Pöbels.

„Die Grafschaften, die bedeutendsten Städte des Reichs, die politischen Korporationen hatten Behufs der Einstellung eines unbilligen und verderblichen Krieges und wegen Abschaffung der Mißbräuche Vorstellungen eingereicht. Man hatte, wie aus Gewohnheit, den Wunsch des Volks nicht im Geringsten beachtet; dies, aufs Aeußerste getrieben, hatte sich daher zu einigen Ausschweifungen verleiten lassen. Das eben hatte das Ministerium nur gesucht, die Gelegenheit war günstig, denn nun war offenbar die Konstitution verletzt, und selbst in den Städten, wo die Ruhe noch nicht im Mindesten gestört war, ward zum Nachtheile der Stadt-Obrigkeiten, die bürgerliche Gewalt den militärischen in die Hände gegeben. Eine Verschwörung wurde vorgewendet, und die Freiheiten der Nation wurden aus Beweggründen, deren Falschheit sich einleuchtend bewies, einstweilen aufgehoben."

„Von diesem Zeitabschnitte schreibt sich die Gewohnheit her, Verschwörungen zu erfinden, wenn das Volk auf Abstellung der Misbräuche dringt, und unter diesem Vorwand die individuelle Freiheit der Korporation bis auf Weiteres aufzuheben."

Der Widerstand erneuerte sich, als es im Jahr 1791 das englische Ministerium unternahm, das freie Frankreich und seine Grundgesetze zu vertilgen.

„Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß noch während des durch den Frieden von Amiens beendigten Krieges das englische Ministerium gezwungen war, mehreremal die Habeas Korpus Akte zu suspendiren, um sein System der äußeren Staatsklugheit zu behaupten; daß es sogar Verschwörungen vorgeben mußte, um nur Veranlassung zu ha-

Digitized by Google

ben, hartnäckig die Konstitution zu verletzen, und vermittelst der Militair-Macht ein Volk niederzudrücken, das sich so kräftig gegen einen Krieg erklärt hatte, den es für ungerecht und seinem Interesse zuwiderlaufend ansah; daß endlich der heiße Wunsch der Nation sich so gewaltsam zu erkennen gab, daß der König genöthigt war, seine Minister zu entlassen, die Opposition ins Kabinet zu rufen und jenen Frieden zu unterzeichnen, durch welchen die Koalition von Pilnitz die französische Republick wieder anerkannte." . . . .

Wenn auch der Haß der freien Engländer gegen den Feind aller Freiheit, Bonaparte, ihr heftiges Widerstreben gegen den mit der französischen Nation begonnenen Krieg in etwas verminderte, so fühlten sie dennoch, wie dieser Krieg Englands Interesse durchaus entgegen war, weil durch ihn das Ministerium Gelegenheit fand, fortwährend ein zahlreiches Heer zu unterhalten, ungeheuere Auflagen zu machen, und, indem es für Unternehmungen, die auf der Dauer des Krieges beruheten, einen großen Theil der Kapitalien verwendete, der Betriebsamkeit der Nation eine falsche Richtung zu geben. Diese Rücksichten verursachten, daß sich ohne Aufhören in England eine Friedenspartei erhielt, die der Regierung oft auf eine furchtbare Weise gezeigt hat, wie sie zu Werke geht.

„Im Jahre 1815 erklärte endlich die englische Nation die lebhafteste Widersetzung gegen den Krieg mit Frankreich, das sich recht gut ganz allein von der Regierung Bonaparte's zu befreien vermogte, und dies auch gewiß erreicht haben würde, wenn ihm die verbündeten Fürsten nur Freiheit dazu gelassen hätten."

Jedesmal, wenn die englische Regierung die Freiheit einer Nation zu ersticken versuchte, hat sie in der englischen Nation Hindernisse für ihre Absicht vorgefunden, aber ihre Schuld ist es nicht, wenn die Widersetzlichkeit nicht ermüdete. Jedesmal, wenn man in Europa damit umging, die Men-

Digitized by Google

schen zu unterdrücken und zu Sklaven zu machen, hat die englische Regierung mit allen Kräften dazu mitgewirkt. Darin besteht ihre Politik.

„Die äußere Staatsklugheit einer freien Nation gebietet ihr, Verbündete nur unter denjenigen Völkern zu suchen, die gleiche politische Grundsätze, wie sie, haben, und allenthalben die Freiheit zu verbreiten."

„Desgleichen, wenn eine Regierung den im Volk herrschenden Freiheitsgeist zähmen will, muß sie sich so eng als möglich mit unumschränkten Regierungen verbinden, die immerwährend die Nation in Beziehung mit Barbaren zu bringen bemühet sind, um sie an die despotischen Formen zu gewöhnen; sie muß das Volk aus einem Kriege in den andern hineinziehen, um es an Disziplin und passiven Gehorsam zu gewöhnen, muß keine Gelegenheit vorbeilassen, die Freiheit, welcher Nation es auch sey, zu zerstören, und durchgängig den Despotismus einzuführen und zu befestigen; vor allem aber muß sie ihm in jedem Volke, das die Freiheit will, einen Feind zeigen."

Wir haben hier mit wenigen Worten das System der äußeren Politik der brittischen Regierung bezeichnet; indeß könnte man es auch so beschreiben.

Die schrecklichsten politischen Verbrechen und Ungerechtigkeiten müssen begangen werden, damit die englische Nation in den Haß und die Verachtung, die seine Regierung erfährt, mit verflochten, damit sie so mit ihrer Regierung gemeinschaftliche Sache zu machen gezwungen, und in einem fortwährend feindlichen Zustande mit den übrigen Völkern erhalten werde, einem Zustande, der zur Errichtung des Despotismus gewiß nicht günstiger seyn kann.

Braucht man das Betragen der brittischen Regierung während der französischen Revolution wohl auseinander zu setzen? Bedarf es wohl eines Beweises, daß sie dieselbe unablässig nach ihrem wahren Zwecke zu drehen und zu

lenken gesucht hat. Die Thatsachen beweisen es zum Ueberfluß und es giebt ihrer zu viele, um sie alle aufzählen zu können. Nur dies wollen wir erwähnen. Die Minister Georgs III., wohl wissend, daß die Partheien nichts so sehr verdrießt, als fremde Einmischung, bildeten seit 1789 die Koalition, welche das französische Volk dafür züchtigen sollte, daß es gewagt hatte, den Feudalismus zu vernichten, seine alten Einrichtungen wieder herzustellen, und die Rechte des Menschen zu proklamiren. Wenn diese Koalition der revolutionairen Parthei neue Kräfte gegeben hat, wenn der unglückliche Ludwig XVI. das Opfer davon zu werden bereit war, so verweigerte es das englische Ministerium, in dem Parlamente, sich für diesen unglücklichen Monarchen zu verwenden und seine Rettung zu versuchen.

Die Art und Weise, wie man darauf dem Konvente den Krieg erklärte, kann füglich als die Ursache jener traurigen Katastrophe, welche die freien Menschen aller Länder für eine durch nichts zu entschuldigende Greuelthat ansehen, betrachtet werden.

Wir wundern uns zwar nicht über diese Politik des englischen Ministeriums. Es lag ja in seinem Vortheile, den Konvent alle Verbrechen und alle nur mögliche Schreckensthaten ausüben zu lassen, damit nur der Krieg gegen das nationale Frankreich geführt, damit die in England und in andern Staaten gebildete Parthei, zu Gunsten der Revolution, zu Boden geschlagen werden konnte.

Der Wiener Kongreß versammelt sich, die Völker seufzen, daß sie keinen ihrer Wünsche erfüllt sehen; Zwietracht entspinnt sich unter den verbündeten Souverains. Eine Allianz gegen Rußland wird beschlossen — aber Bonaparte verläßt Elba, während die englischen Offiziere, die ihn bewachten, sich in Livorno zu ihrem Vergnügen aufhalten. —

Welchen Antheil an diesem jammerbringenden Ereigniß England hatte, ist unmöglich zu entscheiden, doch mit Ge-

wißheit läßt sich behaupten, daß nichts mit seinen Wünschen mehr zusammen paßte, als dieses Ereigniß, und daß ihm nichts angenehmer seyn konnte, als Bonaparte's augenblickliche Wiederbesteigung des franz. Thrones.

„Die englischen Minister suchten unaufhörlich die Verbindung mit den Barbaresken, dann sind die Türken und die Seeräuber des mittelländischen Meeres ihre Alliirten, ihre Freunde."

„Den ersteren leisten sie Beistand gegen Griechenlands unglückliche Bewohner; die letzteren empfangen von ihnen die Erlaubniß, Italiens und Spaniens Küsten zu verwüsten und die Gewässer anzufeinden, in denen die englische Flagge, die über Malta, Gibraltar und Korfu sich ausbreitet, die Herrschaft führt. Zwingt sie der Unwille Europa's, gegen Algier aufzubrechen, so sorgen sie zugleich dafür, daß diese Räuberhöhle ja nicht zerstört werde, und nicht lange, so geben sie selber ihnen neue Mittel in die Hände, ihr edles Gewerbe von neuem beginnen zu können."

Trotz der hellen Einsicht und dem Muth der englischen Vaterlandsfreunde, ist der Regierung ihr Vorhaben gelungen. Sie hat den Kontinent mit Sklaven und Elenden bevölkert. Aber sie hat zu gleicher Zeit auch das englische Volk unglücklich und zum Sklaven gemacht. Nach einer immer gleichen Erfahrung ist die Menschenliebe ein Vortheil. Die Engländer leiden mit uns, sie befinden sich in dem Fall, wie wir; sie leiden mehr als wir, denn wir haben aufgehört die Oberhand zu haben, und sie, sie haben verloren; sie werden an unsrer Spitze seyn.

England hat jetzt eine Armee, aus Regimentern bestehend, die in den Kolonien oder auf dem Kontinente an passiven Gehorsam und Unterdrückung sich gewöhnt und nun diese schlimmen Gewohnheiten in ihr Vaterland zurückgebracht haben. Jetzt sieht England auch zu, wie 30000 seiner Einwohner, die zur Occupationsarmee von Frankreich

Digitized by Google

gehören, in diesem Lande den Geist der Freiheit und Unabhängigkeit verlieren, und ihn durch einen andern wieder ersetzen, der sich nothwendig eines Menschen bemächtigen muß, welcher gewöhnt ist, abhängig von dem Willen eines Andern in Folge von Gewalt und Grausamkeit zu leben. Ueber 100000 Engländer erlernen dasselbe Handwerk auf den Jonischen Inseln, Malta, Gibraltar und in Indien, und kommen sie einst in ihr Vaterland zurück, so werden sie eine völlige Vergessenheit seiner Konstitution, eine große Sittenverschlimmerung und den unersättlichen Durst nach Reichthümern mit heimbringen. Dann sind diese Soldaten eben so viele Feinde der englischen Nation, gelehrige Werkzeuge der Unterdrückung der andern Völker und eben so bereit zur Unterdrückung ihrer Landsleute.

„Die Repräsentation ist, wie wir oben bemerkten, ein mächtiges Werkzeug in den Händen des Ministeriums geworden, und der englischen Nation würde es weit mehr frommen, gar kein Parlament zu haben, als ein Parlament, das, der Mehrzahl nach, aus erkauften Männern zusammengesetzt ist."

„Die Verantwortlichkeit der Minister besteht, seitdem ihre Kreaturen die Kammer der Gemeine ausfüllen, nur noch dem Namen nach."

„Die individuelle Freiheit ist seit 1790 so oft aufgehoben, daß die Acte, welche ihr lange Zeit hindurch zur Gewährleistung diente, jetzt als gänzliches Blendwerk betrachtet werden kann."

„Das Recht der Einsprache hat keine Wirkung mehr, weil die diesfalsigen schriftlichen Eingaben entweder auf dem Büreau liegen bleiben oder ohne alle Beachtung der Wünsche des Volkes verworfen werden."

„Selbst die Preßfreiheit, in England durch ein vieljähriges Herkommen geheiligt, ist durch eine Ministerialverfügung heftig angetastet worden."

„Man wird demnach, so schließt der Verfasser, ein großherziges, freiheitliebendes Volk von einer Regierung unterscheiden, mit der es im ewigen Widerstreit liegt, und deren System es auszurotten trachtet. Die englische Nation wird eintreten in den Bund der Völker.“ Man kann die Unabhängigkeit des Geistes nicht genug erheben, womit Herr Scheffer allen Freunden der Freiheit im ganzen Europa laut zuruft, was die Engländer für sie gethan haben, und den Freunden der Freiheit in England, was jetzt ihre Pflicht und Bestimmung ist. Im Herzen ihres Landes ist das Arsenal, wo die Waffen des allgemeinen Despotismus geschmiedet werden: aus dem Herzen ihres Landes müssen die Waffen hervorbrechen, die einst den Despotismus zertrümmern werden; zu London hat die Koalition der Gewalt ihren Mittelpunkt, zu London müsse auch die Koalition der Freiheit sich bilden. Der englische Name ist verdunkelt, indem er an der Spitze steht von allen Pakten der Unterdrückung; Europa, um ihn wieder zu erheben, erwartet, der englische Name werde der erste seyn, der den großen Pakt der Befreiung unterzeichnet.

Digitized by Google

IV.

Ueber das
Verhältniß eines Volkes
zu
seiner Verfassung.

Renoncer à sa liberté c'est renoncer à sa qualité d'homme, aux droits de l'humanité, même à ses devoirs.

Rousseau contrat social.

Alle äußern und innern Rechte des Menschen gehen von dem Begriffe der Freiheit aus, welche die unerläßliche Bedingung der Existenz eines vernünftigen Wesens ist, und daher nicht als ein dem Menschen positiv inwohnendes, sondern nur, als etwas negatives darzustellen ist, das aber wenn es fehlte, den Begriff Mensch von selbst aufheben würde. Aber indem wir sie als die Basis aller Rechte und Pflichten betrachten, können wir sie selbst ein Recht nennen, und zwar das einzige angebohrene und unveräußerliche, weil sie nothwendigerweise dem menschlichen Seyn vorangehen muß, weil ohne die Freiheit kein Maaßstab für irgend eine Handlung zu finden wäre, und weder an eine Ethik noch Juridik gedacht werden könnte.

Denn diejenigen Philosophen, die von der Idee einer nothwendigen Bestimmung ausgehend, dennoch ein Moralsystem aufgestellt haben, sind weit davon entfernt gewesen, ein allgemein gültiges Sittengesetz anzunehmen. Der Begriff des Guten und Bösen, des Rechten und Unrechten beruht bey ihnen auf den Folgen in der Erscheinung, und wie der Arzt den Gesundheits- und Krankheitszustand seines Pflegbefohlnen beobachtet, ohne weder den einen noch den andern demselben zuzuschreiben, so betrachten diese Moralisten den Gemüthszustand bloß, in so fern er der Empirie auf eine für das allgemeine Wohl schädliche oder nützliche Weise sich äußert, und erkennen daher nichts an, was an sich positiv gut oder bös sey. Doch wollen wir den Begriff des Rechten überhaupt nicht für etwas aus der Erfahrung entnommenes und erst durch das Landesgesetz festgesetztes gelten lassen, wollen wir die erworbenen Rechte des Menschen, und das Verhältniß derselben zu einander, nicht als willkührlich ansehen, sondern lieber von einem einfachen Grundsatze herleiten, so dürfen wir keinesweges die Idee der Freiheit fahren lassen, als auf welche allein das Gebäude der Institute des menschlichen Lebens rechtlich zu gründen ist. Nur von dem Begriffe der Freiheit allein können wir die des Besitzes und Eigenthums deduciren, da man sonst wohl nicht gut einsehen möchte, worauf diese beiden Facta sich gründen könnten, die nur aus dem auf dem Begriff der Freiheit beruhenden Postulat der practischen Vernunft, daß alles äußere mein seyn könne, möglicherweise herzuleiten sind. Aber wenn auch der Besitz oder die Erwerbung äußerer Rechte überhaupt schon rechtlich, im Naturzustande als existirend betrachtet werden kann, wenn es auch nicht des bürgerlichen Zustandes bedarf, um diese Facta als möglich zu erweisen, so kann doch wiederum nicht geläugnet werden — daß dieselben, wenn sie auch in dem Naturzustande angetroffen werden könnten und müßten,

Digitized by Google

dennoch in der Wirklichkeit nicht in demselben bestehen würden. Nur der kann verlangen, daß ich keinen Eingriff in seine Freiheit thue, der seinerseits auch mein angebohrnes Recht zu ehren weiß: so lange mein Nebenmensch mich aber nicht davon überzeugt hat, selbst wenn er nicht positiv gegen meine Freiheit gesündigt, ist durchaus keine Ursache vorhanden, die mich irgend verbinden könnte, seine Rechte nicht zu gefährden. Mein erstes und nächstes Recht ist wohl dasjenige, meine eigene Freiheit zu bewahren und zu schützen. Kann ich also nur irgend befürchten, es drohe dieser Freiheit Gefahr, so ist schon Kraft dieses Rechtes die vollkommene Erlaubniß vorhanden, die Freiheit des Nebenmenschen zu kränken, um die meinige sicher zu stellen. Erst also, wenn wir übereingekommen sind, gegenseitig unsre angebohrnen und die daraus entsprungenen, erworbenen Rechte zu ehren, wenn wir uns überzeugt halten dürfen, daß keiner von dem anderen beeinträchtigt werden könne, ist die Ausübung der menschlichen Rechte und Pflichten zu bewerkstelligen, erst dann gehen sie als Thatsache ins Leben über. Aber eben dieser Vertrag, diese Gegenseitigkeit in der Ausübung macht das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft aus. Wenn also auch das Factum des Besitzes und des Eigenthums durchaus keinen Zuwachs oder volleren Werth durch den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft erhält, so ist es doch wiederum dieser Begriff nur allein, der die Realität erworbener Rechte gewährt, und der vermöge der alleinigen Sicherheit, die der Staat leistet, auch nur einzig und allein das Eigenthum zum festen und peremtorischen gestalten kann. Drum, wenn die Begriffe von Freiheit und Recht dem Menschen angebohren sind, so muß es wohl auch der der Gesellschaft seyn, durch welchen allein nur diese Begriffe praktisch werden können. Angebohren, sage ich aber, müsse diese Idee der Gesellschaft dem Menschen seyn, weil sonst, wäre sie aus der Erfahrung genommen,

ein primitiver Zustand gedacht werde, wo weder Sitte noch Recht gehandhabt worden, der also ein vernunftloser ist. Oder sollten diese Worte vielleicht paradox klingen, so werden sie sich leicht anders geben lassen. Nächst der Idee der Freiheit, die dem Menschen von Natur inwohnt, ist auch diejenige eine ursprüngliche, die ihn davon überzeugt, daß diese Freiheit gegenseitig festgestellt seyn müsse. Aber diese feste Ueberzeugung, die der Mensch mitbringt, daß nur in der Gegenseitigkeit der Verpflichtung das Palladium der Freiheit zu bewahren sey, ist nichts weiter, als die in jedem vernünftigen Wesen sich befindende Idee der Nothwendigkeit einer bürgerlichen Gesellschaft. Darum ist dasjenige, was unsere Philosophen und Dichter mit dem Namen des Naturzustandes bezeichnet haben, immer nur ein bloßes Gebilde ihrer Phantasie gewesen. Nie hat es einen solchen Zustand unter Menschen gegeben, nie können vernünftige Wesen in einem solchen sich befinden, denn mit der ersten Familie beginnt ja schon die Epoche der ersten Staatengeschichte. Weder die Wilden in America, noch die Hottentotten am Cap, noch die alten Germanen fand man im Naturzustande lebend. Ja man begegnete bei ihnen nicht selten vielen Einrichtungen, die einer Verfassung ähnlich sahen, ein Beweis, wie chimärisch die Idee eines wirklich vorhanden gewesenen Naturzustandes überhaupt sey, wie sehr der menschliche Geist einem solchen auf jede Art widerstrebe. Nicht also durch ein auf Erfahrung sich gründendes Uebereinkommen, welchem ein früherer unrechtlicher Zustand vorangegangen seyn muß, nicht durch einen Vertrag, der erst die Folge gewesen wäre vieler übeln sich durch die Vereinzelung der Menschen äußernden Erscheinungen ist der Begriff und mit ihm das Factum des Staates entstanden.

Es war dieser Begriff schon a priori in jedem Menschen vorhanden, und wo zwei Menschen neben einander lebten, da bildete sich stillschweigend ein Staat, ohne daß

Digitized by Google

es einer gegenseitigen Rücksprache bedurft hätte, noch daß dieselbe wirklich erfolgt wäre. Wir würden also denen beistimmen müssen, die von dem göttlichen Ursprunge der Staaten sprechen, wenn sie es so verstanden haben wollten, daß der Begriff des bürgerlichen Zustandes, weil er ein angebohrner und in der Vernunft gegründeter ist, darum auch ein göttlicher sey. Ganz werden wir uns aber von der Theorie derjenigen entfernen müssen, die den Ursprung der Staaten auf eine historische Weise deduciren, und annehmen, daß die Völker, nachdem sie es früher im Naturzustande versucht, denselben aber vollkommen unleidlich gefunden, sich endlich in eine Vereinigung durch Vertrag gefügt hätten, und daß so nach langen vorhergehenden Trübsalen der Staat gefunden worden wäre als ein Bedingniß sine quo non der menschlichen Existenz. Doch meine ich nicht, wenn ich von der dem Menschen angebohrnen Idee des Staates spreche, diejenige einer bestimmten Regierungsform oder der Regierung überhaupt, ein Factum, welches erst nachher entstehen kann, und welches durchaus vor seinem Daseyn die Existenz eines Volkes, das heißt, die Vereinigung mehrerer voraussetzt. Die Lehrer des natürlichen Staatsrechts bezeichnen gewöhnlich das vermeinte gemeinschaftliche Uebereinkommen der Menschen zur gemeinsamen Bewahrung ihrer Freiheit mit dem Namen des Vereinigungsvertrages, wogegen sie das Eingehen in eine bestimmte Regierungsform den Unterwerfungsvertrag genannt haben. Nach dem nun, was wir oben aufgestellt haben, daß die Vereinigung der Menschen und die damit verbundene Gegenseitigkeit der Verbindlichkeit nicht willkührlich, sondern gleichsam nach einem Naturgesetze geschehe, muß der eine dieser Verträge von selbst wegfallen, und nur die Unterwerfung in eine bestimmte Verfassung kann als ein factisches Uebereinkommen angesehen werden. Durch ihre Vernunft von der Unmöglichkeit eines Naturzustandes überzeugt, treten

die Menschen, sich keine Rechenschaft von diesem Schritte gebend, weil ihnen nur dieser eine vorgezeichnet ist, in eine Verbindung mit einander. Doch wenn ihnen auch jetzt die Gegenseitigkeit ihrer Verbindlichkeiten klar wird, wenn es auch jetzt wechselseitige Rechte und Pflichten geben kann, so ist man zwar dahin gelangt, daß dieselben allgemein gültig und in der Ausübung möglich werden können, für die Sicherung einer jeden einzelnen ist durchaus aber mit diesem einen Schritte noch nichts geschehen. Hierzu bedarf es eines positiven Factums eines allgemein ausgesprochenen, für alle gültigen Gesetzes. Es ist zwar durch die bloße Vereinigung ein jeder einzelner verbunden, seinen Nebenmenschen nicht in der Ausübung seiner Freiheit zu stören, so wie er erwarten muß, von niemandem in der seinigen gefährdet zu werden; wenn aber selbst schon bey einer festen Regierungsform so mancher Uebertreter der Gesetze gefunden wird, um wie viel mehr da, wo die Gesetze nur in der Brust und der Vernunft der Mitglieder verzeichnet sind? Wie sollte wohl eine Bürgschaft der unverletzlichen Freiheit vorhanden seyn, wenn das Verhältniß, in dem die Contrahenten zu einander stehen, selbst noch nicht zum positiven und klaren Bewußtseyn gekommen ist? Hier mag allerdings die Erfahrung den Menschen das meiste gelehrt haben. Viele Ungerechtigkeiten von denen erduldend, die mächtiger als sie waren, und sie desto mehr fühlend, als sie sich von der Heiligkeit der menschlichen Freiheit durchdrungen glaubten, mußten sie wohl früh einsehen lernen, wie flüchtig, unbestimmt und unsicher ihr Zustand sey, wenn sie sich auf das bloße Band des Nebeneinanderlebens beschränkten, und wie das Recht jederzeit der offnen Gewalt weichen müsse, wenn nicht ein factischeres Uebereinkommen die Völker verbände. Die Idee des Staates also, welche dem Menschen angebohren und sich in der unwillkührlichen Vereinigung aller bewährt hatte, wurde durch die Erfahrung

zur gänzlichen Reife befördert, und gestaltete sich zum vollkommenen Factum. In der Familie nun fanden die Menschen das Miniaturbild des größeren, aber diesem Bilde ähnlichen Staatengemäldes. In der Familie war von der Natur beides, die Vereinigung, so wie die Unterwerfung gegeben, welches letztere Factum aber nur bey den Völkern durch die Erfahrung vermittelst eines Vertrages geschehen konnte. Mehrere solcher Familien, deren innere Verfassung schon früher und von Natur die eines Staates war, gaben sich zusammen durch einen positiven Vertrag, durch den das erreicht werden sollte, was ohne denselben nicht zu erlangen wäre: Sicherung der Rechte des Einzelnen durch das Zusammenhalten des Ganzen. Jedes Individuum bekömmt eine Verbindlichkeit, die es früher nicht haben konnte, nehmlich im Nothfall die Rechte aller zu schützen, aber diese Verbindlichkeit wird von dem gegenseitigen Rechte aufgewogen, das es hat, auch seinerseits Sicherung seiner Freiheit vom Ganzen zu verlangen. Vor dem bürgerlichen Zustande könnte mich niemand rechtlich zwingen, meinem Nebenmenschen eine hülfreiche Hand in der Gefahr zu leisten, aber ich würde auch rechtlich seines Schutzes entbehren müssen, befände ich mich in einer ähnlichen Lage. Bey meinem Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft erhalte ich daher ein Recht und eine Pflicht mehr als ich früher hatte, ein Recht und eine Pflicht, welche aber durch eben diese Reciprocität einander gegenseitig aufhebt. Nun könnte uns es zwar beym ersten Augenschein vorkommen, als gewönnen wir nichts durch ein solches Verfahren. Die Zahl unserer Rechte wird nicht vermehrt, denn das eine, das uns die bürgerliche Gesellschaft zuerkennt, wird sogleich durch eine ihm correlate Pflicht wieder aufgewogen. Aber der Vortheil, den uns der Staat gewährt, liegt nicht darin, daß wir durch ihn neue, noch nicht besessene Rechte erhalten, sondern lediglich in der Sicherung der uns angebohrnen, der uns

Digitized by Google

überkommenen und erworbenen Rechte. Die correlaten Pflichten, die wir dagegen übernehmen, können diesem Vortheile keinesweges Abbruch thun, denn eben die Befestigung unserer Freiheit, welche aus dem gegenseitigen Verhältniß entspringt und die sich auf jedes einzelne Individuum der Verbindung erstreckt, macht, daß wir diese Pflicht wohl sehr selten zu üben haben. Auch kann unsre Pflicht, die das Ganze von uns zu fordern hat, quantitativ genommen, in keinem Verhältniß zu dem Rechte stehen, das wir auf das Ganze haben. So sehen wir also größere Familien, dauernde und festere Verbindungen unter den Menschen entstehen, deren höchster und alleiniger Zweck es ist, die angebohrne Freiheit zu bewahren und sicherzustellen, und welche Form ein Staat auch irgend annehmen möge, nie kann er sich diesem oberen Zwecke entfremden, indem er zugleich aufhören würde zu seyn, da die Bedingung wegfiele, unter der er gebildet worden: Statt des Willens der einzelnen, der leicht zur Verletzung angebohrner Rechte sich hinneigen kann, und an sich nicht hinreichend ist, überhaupt eine Sicherung derselben zu gewähren, bildet sich jetzt eine moralische Person, nehmlich der Gesammtwille des Volkes, der zwar aus dem Willen der einzelnen besteht, aber darin von ihm verschieden ist, daß er nicht schwankend, sondern dauerhaft, nicht veränderlich, sondern zu allen Zeiten ein und derselbe bleiben muß. Jedes Individuum des zusammengetretenen Volkes hat seine bestimmte und unwiderrufliche Willensäußerung kund gethan, es hat sich unter der Bedingung in den bürgerlichen Zustand gegeben, daß dieser Wille, der mit dem aller übrigen übereinstimmt, stets nur als das einzige Bedingniß der Vereinigung angesehen werde. Was auch die Form des Staates seyn möge, er ist unter keiner andern Bedingung geschlossen worden: mag die Verfassung republicanisch oder monarchisch seyn, der Gesammtwille des Volkes wird unwiderruflich, der alleinige und oberste Herr-

Google

scher, so wie die Sicherung der Freiheit und der Rechte eines jeden einzelnen, der einzige Zweck des Staates bleiben. Das Wesen desselben muß unveräußerlich und unwandelbar seyn, mag es auch der Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse zufolge sich bald in dieser, bald in jener Gestalt kund thun. Doch ehe wir nun weiter in unserer Untersuchung fortfahren, scheint es mir meinem Zweck nicht fremd zu seyn, mit wenigen Worten die möglichen Formen zu berühren, in denen die bürgerliche Gesellschaft der Menschen sich gestalten kann. Viehzucht und Ackerbau sind von jeher unter den Menschen die edelsten, aber auch zugleich die frühesten Beschäftigungen gewesen. Aber die Bekanntschaft mit dem Ackerbau setzt schon einen weit bedeutenderen Grad von Cultur als die rohere Viehzucht voraus. So nah auch beide in einer Hinsicht mit einander verwandt seyn mögen, so himmelweit sind sie jedoch rücksichtlich der Stufe von Verfeinerung verschieden, die sie beide erheischen: ein fester und ruhiger Aufenthalt, ein an den Ort gebundenes Leben ist die Folge der Beschäftigung mit dem Ackerbau. Aber unstät und frey, wie seine Heerde, darf sich der Hirt keines festen Wohnsitzes erfreuen, und an keinen bestimmten Platz gebunden, hat er so viel verschiedene Vaterlande, als er verschiedene Orte antrifft, die ihn und sein Vieh ernähren können. Nie wären jedoch die Völker civilisirt geworden, hätten nicht eben durch den Ackerbau bestimmte Bezirke sie gefesselt. Die Produkte der Viehzucht sind nur einfach und geringe, sie reichen nur hin, die unmittelbarsten Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen, aber vielfach und verschieden sind die Hervorbringungen des Ackerbaues. Die Geschäfte der Viehzucht bedürfen nur einer einfachen Behandlung, ein raffinirteres Treiben, das sich sehr bald zur Wissenschaft erheben kann, und daher ein ewiges Streben nach größerer Vollkommenheit, ist anwendbar bei der Besorgung des Ackerbaues. Wenn aber der Ackerbau nur

allein den Menschen Ueberfluß und verschiedenartigere Erzeugnisse, als die thierischen Bedürfnisse erfordern, gewähren kann, so ist er auch nur der einzige mögliche Weg zur Cultur. An seinen Boden gefesselt, empfindet der Landbebauer zuerst Liebe für die heimischen Gegenden, in denen er geboren wurde, und es bildet sich jener mächtige Trieb der Vaterlandsliebe, der jedem cultivirten Zustand vorangehen muß. Leichter, je mehr sein Ueberfluß es ihm gestattet, wendet er sich alsdann zu den Künsten des Friedens, und so sproßten Wissenschaft und alle geistigen Beschäftigungen des Menschen endlich aus jener bescheidenen und einfachen Getraideähre hervor, die als die Mutter der kultivirten Welt zu betrachten ist, und ohne welche wir wohl schwerlich zu der Höhe der Verfeinerung gediehen wären. Nach den verschiedenartigen Beschäftigungen der Menschen aber, werden auch die Verhältnisse ihrer bürgerlichen Gesellschaft verschieden seyn müssen, und es wird eine wesentliche Aenderung machen, ob die Lebensart der Völker unstät und nomadisch, oder fest und von den Erzeugnissen des Bodens abhängig ist. Lockerer und weniger in einander verschlungen, gleich seiner Lebensart, wird die Verfassung des viehzuchttreibenden Volkes seyn, dagegen der Vertrag zwischen den ackerbauenden Nationen fester, positiver und in sich begründeter erscheinen muß. Mit der ersten Kindheit der Menschen verschwinden auch die nomadischen Völkerstämme, weswegen man, wo von Staaten überhaupt die Rede ist, die inneren Einrichtungen dieser nicht berücksichtigt, und sich gleich zu denjenigen positiven Vereinigungen wendet, deren Existenz überhaupt mit der des menschlichen Geschlechts, so innig verwebt ist, indem man nur derjenigen bürgerlichen Gesellschaft den Namen Staat ausschließend beygelegt hat, die in ein bestimmtes Bezirk sich begränzte. Wir haben oben gesehen, wie die Völker mit einander in engere Verbindungen treten, wie aus dieser Verbindung eine mo-

Digitized by Google

ralische Person, der Gesammtwille des Volkes, hervorging, zugleich aber auch, daß es der einzige Zweck desselben war, die Freiheit eines jeden Individuums ungetrübt und unverletzt zu erhalten. Es war also nicht das alleinige Ziel des Gesammtwillens, die Verhältnisse zwischen den einzelnen Mitgliedern des Staates in möglichster Reinheit darzustellen, sondern auch die Rechte derselben zu bewahren gegen äußere und fremdartige Staatenkörper, im Gegensatz mit welchen der Staat selbst sich zum Individuum gestaltete. Aber nicht nur der Beruf, die Freiheit im Nothfall zu schützen, sondern auch der, sie so zu verschanzen, daß sie auf immer geschützt sey, lag in dem Zwecke des Gemeinwillens. Welche Anordnungen auch hierin getroffen werden möchten, ein jeder einzelne mußte ihnen willig Folge leisten, da sie wirklich zum Besten des Staates waren, und er die Pflicht übernommen hatte, was er vermochte, zur Erhaltung des Ganzen beyzutragen. So sehen wir also, wie der Gesammtwille eine positive und legislative Gewalt erhält, der der Wille des einzelnen weichen muß, denn wo der unverrückte und stets einige Zweck gebietet, da ist es nöthig, daß das individuelle und schwankende sich füge. Aber mit dieser legislativen Gewalt des Gesammtwillens ist auch nothwendigerweise eine ausübende verbunden, denn was wäre wohl das Gesetz, wenn der Gesetzgeber nicht zugleich die Gewalt hätte, es auf die bestimmten Fälle anzuwenden? Mögen auch fast in allen Staaten diese beiden Gewalten getrennt erscheinen, mag es überhaupt nöthig seyn, daß dieselben sich nicht in einer Person vereinigen, es bleibt diese Trennung doch immer nur eine physische und in dem Gesammtwillen des Volkes fällt sowohl die legislative, wie die executive Macht vollkommen zusammen. Doch so wie an keine geistige Gestalt im Leben gedacht werden kann, die nicht einen Vorwurf aus der Körperwelt hätte, so wird auch keine moralische Person äußerlich bestehen können, der

nicht ein physischer Repräsentant gegeben würde. Klar lag die Idee des Gesammtwillens in jedem Individuum des Volkes, aber eben so klar war es jedem, daß eine physische Form gefunden werden müsse, die diesen Gesammtwillen vorstelle. Drum fielen alle Völker unmittelbar nach ihrer Vereinigung darauf, ihrem geistigen Herrscher eine entsprechende Form in der Sinnlichkeit, das heißt, sich eine bestimmte Verfassung zu geben. Aber wenn auch das Wesen des Staates immer nur ein und dasselbe bleiben kann, nicht so die Form: So wie viele verschiedene Mittel zu einem einzigen Zwecke gefunden werden können, und so wie es möglich ist, daß alle gleich gut sind in Hinsicht auf die verschiedenen Lagen, in denen dieser selbe Zweck erreicht werden soll, so werden auch alle Formen, in denen der Gesammtwille sich darstellt, gleich tauglich seyn können, wenn sie auf die individuellen Verhältnisse der Völker bezogen werden. Es wird daher der lange geführte Streit, welche Regierungsform die beste sey, uns unnütz erscheinen müssen, da es rein auf die Subjectivität des Volkes ankömmt, das sich eine Verfassung gewählt hat. Doch sind nur 3 mögliche Formen zu denken, in denen der Gesammtwille der Völker sich darstellen kann, entweder er wird durch den größten Theil der Bürger vorgestellt und dies ist der natürlichste Fall, wo die moralische Person des Gesammtwillens am wenigsten zur physischen wird, oder er wird dem geringsten Theil des Volkes oder einem einzigen Individuum übertragen. Der ersten Art hat man den Namen der demokratischen, der zweiten den der aristokratischen, der dritten den der monarchischen gegeben. Montesquieu hat in seinem berühmten Werke über den Geist der Gesetze eine vierte Art, den Despotismus, aufgestellt, und dieser Regierungsform selbst ein bestimmtes Princip ertheilt. Obwohl es nun nicht zu läugnen ist, daß in der Geschichte der Staaten leider das despotische zu oft als vorherrschend gefunden

wird, so bedarf es doch nur wiederum eines flüchtigen Blickes in das Wesen des Despotismus, um zu finden, daß derselbe nicht als eine eigene Art der Verfassung aufzustellen sey. Denn um eine neue Art zu bilden, ist es nicht hinreichend, daß sie sich verschiedenartig in der Erscheinung erweise, noch hört eine Sache auf dieselbe zu seyn, wird sie zu einem verkehrten Zwecke angewandt. Die despotische Verfassung ist nur eine Abart der monarchischen, oder besser gesagt, es ist keine Verfassung mehr, da sie dem Zwecke des Gesammtwillens des Volkes zuwider läuft, welcher Sicherung der Freiheit des einzelnen ist. Wo aber dieser, der die Existenz einer bürgerlichen Gesellschaft überhaupt bedingt, nicht allein verfehlt, sondern gänzlich außer Augen gelassen wird, wo nicht mehr der Herrscher Repräsentant des Volkswillens ist, sondern das Volk zu Mitteln der individuellen Zwecke des Herrn ward, da sind wohl alle Bande aufgelöst, die eine rechtliche Verbindung der Völker möglich machten, und das herrliche Institut des Staates ist zu einer Sklavenheerde herabgesunken, deren zerfleischter Rücken täglich die Geißelhiebe des Gewalthabers zeigt. Doch sollten mir einige hier vielleicht die Einwendung machen, es habe despotische Regierungen gegeben, wo dessenungeachtet der Staat gut und gerecht verwaltet worden wäre, und aus diesem Factum vielleicht die Existenz einer despotischen Verfassung erweisen wollen, so ist diese Einwendung leicht zu widerlegen. Nicht das ungestrafte Ausübenkönnen des Despotismus gegen die unterworfenen Völker, sondern die wirkliche Ausübung desselben bildet den despotischen Herrscher. Ist er gut und gerecht, handelt er nach der allgemeinen wesentlichen, ihm vorgeschriebenen Regel, so kann ihm wohl der Name eines Despoten nur mit Unrecht beigelegt werden, es sey denn in der ursprünglich rein griechischen Bedeutung des Wortes, wo es nichts weiter als Herrscher bezeichnet. Was aber rein in der sub-

jectiven Gemüthsart des Fürsten liegt, kann schwerlich so gestellt werden, als bildete es eine neue Art der objectiven Verfassungsformen, und höchstens können wir den Despotismus als den abnormen Zustand eines Staates betrachten, oder als eine aus der Monarchie entkeimte Monstruosität. Von den 3 Regierungsformen nun, die wir aber als die einzig möglichen aufgestellt haben, ist wohl die monarchische die früheste gewesen, deren sich die Völker bedienten. Denn wenn es auch beim ersten Anblicke scheinen möchte, als hätte sich die demokratische Verfassung gleichsam die natürlichste von allen ihnen zuerst aufdringen müssen, so ist es doch auch wiederum zu berücksichtigen, daß ihnen, die den Schaden und den Vortheil, der aus einer bestimmten Verfassung für sie entsprießen könne, noch nicht kannten, die demokratische Form zugleich als die beschwerlichste vorkommen mußte, und die doch, da sie nie in ihrer Reinheit bestehen kann, und immer einen Vorsteher oder Demagogen erfordert, am Ende nicht gar sehr verschieden von der monarchischen sey, oder nach dem Sinne des Volks ganz mit derselben zusammen falle. Das Streben nach möglichst großer Einheit ist dem Menschen eigen, drum mag es nicht so sehr wunderbar seyn, daß die Völker in ihren frühesten Verfassungen ein einziges Individuum so gern mit der Gewalt des Gesammtwillens bekleideten und die monarchische Regierungsform, allen übrigen vorgezogen haben. Doch die Kräfte des Monarchen reichten wohl selten allein hin, alle Functionen des Gesammtwillens zu übernehmen, und wenn er sich auch die legislative Aeußerung desselben immer vorbehielt, so mußte doch die executive Gewalt den bessern und einsichtsvollern Mitgliedern des Staates überlassen werden, diese nun, nebst den durch größeren Reichthum ausgezeichneten Bürgern, bildeten bald einen Mittelstand zwischen der bedeutendern Anzahl und dem Fürsten einen Adel, den wir schon in der ersten Kindheit der

Digitized by Google

Völker sich bilden sehen. So lange nun immer, sobald ein Monarch verstorben war, sein Nachfolger aus den Besseren und Edlen des Volkes gewählt wurde, das heißt so lange überhaupt die Verfassung electif war, konnte es wohl keine passendere und allen genügendere Form des Gesammtwillens geben. Aber mit dieser Wahl waren bald die größten Schwierigkeiten verbunden. Der allen Menschen eigenthümliche Wetteifer und der zu oft daraus entspringende Neid, konnte unmöglich der Natur der Sache gemäß lange bey diesen Wahlen ausbleiben. Die Unpartheylichkeit aber, welche das erste Bedingniß derselben war, mußte wohl gleich gestört oder vielmehr aufgehoben werden, sobald eine andere Rücksicht als die auf das allgemeine Wohl dabey im Spiele war. Jeder der Edlen wünschte mit den ehrenvollen Functionen des Gesammtwillens bekleidet zu werden, und das Interesse für das beste der Gemeinheit wurde erstickt, wo seine individuelle Persönlichkeit im Kampfe dagegen erschien, und den schwächeren Gegner bald überwältigte. Häufig dabey vorgefallene Streitigkeiten, und daraus hervorgegangene unruhige Interregna mochte die Völker früh auf den Gedanken bringen, diesen Zankapfel aus dem Wege zu räumen. Sie machten den besten des ganzen Volkes zum Monarchen, mit der Erlaubniß, daß nach seinem Tode die königliche Würde ohne irgend eine weitere Wahl auf seine Söhne übergehen solle, welche sie dann wieder den übrigen überliefern möchten, indem sie falsch voraussetzten, daß so wie die königliche Gewalt, sich auch die Tugenden des ersten Stammvaters auf die Nachkommen übertragen würden. Doch dem kräftigen mann und tugendhaften Stammherrn folgten, wenn auch ihm ähnliche Kinder, doch nur gar zu oft Enkel, die den Vorzügen des Großvaters entgegengesetzte Laster gegenüberstellen konnten. Sie waren für die Throne gebohren worden, hatten ihre einstige Erhöhung täglich vor Augen, und glaubten daher der Tugend entbeh-

ren zu können, die eine Wahlverfassung von ihnen gefordert haben würde. Den Zweck ihrer königlichen Gewalt übersehend vergaßen sie zugleich, wer ihnen ursprünglich diese Gewalt ertheilt habe, und nur ihren individuellen Leidenschaften fröhnend, der allgemeinen Tendenz des Staates überhaupt, die gemeinen und niedrigen Zwecke ihrer Sinnlichkeit unterschiebend, überzeugten sie die Völker bald von den ungeheuren Nachtheilen, die aus einer erblichen Verfassung erwuchsen. Die Edlen des Volkes nun, die am meisten durch den Druck des zum Despoten gewordenen Monarchen zu verlieren hatten, waren wohl immer die ersten, die sich ihm widersetzten und die königliche Würde abzuschaffen suchten, der größere Theil des Volkes, ebenfalls den Krieg verabscheuend, und ganz mit den Vornehmen in diesem Punkte übereinstimmend, übertrug alsdann bald nach Absetzung des Monarchen diesen Edlen die Function des Gesammtwillens theils aus Dankbarkeit wegen der eben erfolgten Befreiung von einem drückenden Joche, theils aus dem Glauben, daß die Vertheilung der Gewalt unter mehrere den eben erfahrnen Nachtheilen abhelfen würde. Aber da die aristokratische Verfassung vom Anfang an erblich und nicht electif war, so trat auch bei ihr dasselbe Verhältniß ein, das bei der erblichen Monarchie statt gefunden hatte. Wenn die erste Generation auch die Beförderung des allgemeinen Wohls zur Richtschnur ihres Verhaltens machte, so hatte doch das zweite oder dritte Geschlecht ganz andere Zwecke und das Volk sah ein, daß die Herrschaft einer bedeutenden Menge von Despoten vielleicht noch um vieles schlimmer sey, als die eines einzigen. So blieb also den Völkern nichts weiter übrig, als zu der natürlichsten und ursprünglichsten Verfassungsart der demokratischen zurückzugehn, zu derjenigen Verfassung, wo jedes Mitglied des Staats oder wenigstens doch jeder Freye einen gleichen Antheil am Regimente hat, und wo dem ersten An-

Digitized by Google

schein zufolge wenigstens keine Ausartung der Gewalt zu befürchten war. So sehen wir diejenige Regierungsform als die letzte von allen erscheinen, die doch eigentlich vermöge ihrer Natürlichkeit die früheste von allen hätte seyn müssen. Aber eben diejenigen Bewegungsgründe, welche die Völker gleich im ersten Augenblicke ihrer Vereinigung bewogen hatten, sich von der demokratischen Form zu entfernen, bewährten ihre Realität in der nachfolgenden Existenz dieser Verfassung. Die moralische Person des Gesammtwillens wurde fast durch keine physische mehr vorgestellt, da jedes Individuum den Theil, den es ursprünglich am Gesammtwillen gehabt, wieder zurückgenommen und ihn selbst in Ausübung zu bringen angefangen hatte. Wo aber eine große Menge stimmfähiger Bürger sich über einen Gegenstand berathet, da sind unruhige Auftritte unvermeidlich und früh oder spät sieht man ein, daß es nöthig sey einen Vorsteher zu wählen, der den Versammlungen präsidire, und die allgemeinen Beschlüsse des Volkes in Ausführung bringe. Hat nun irgend ein Demagog erst den Platz als Vorsteher in den Versammlungen zu behaupten gewußt, oder überhaupt das Volk sich zu einem solchen Repräsentanten bequemt, so ist der Uebergang von der Demokratie zur Monarchie auch wiederum vorbereitet, und die demokratische Verfassung wird sich nach und nach in eine rein monarchische umwandeln. So sehen wir daß diejenigen Regierungsformen, die am weitesten von einander entfernt sind, sich wie alle Extreme am nächsten berühren, und bemerken wie eine Verfassung sich der anderen gleichsam kreisförmig anschließt und aus ihr hervorgehet. Eben dieses Uebergehen von einer Verfassung in die andre würden wir nun bey allen Völkern der Zeitengeschichte finden, wenn alle Völker kräftig genug wären, diesen Wechsel ungeschwächt zu erdulden, und nicht früher durch den mächtigen Stoß eben dieser Verändrungen zum Wanken gebracht,

oder durch andere Erschütterungen aus der Reihe der selbstständigen Nationen gestrichen würden. Nur ein Volk bietet sich in der ganzen Zeitengeschichte unserem Blicke dar, das lange genug in solcher Kraft bestand, um diesen Wechsel sichtbar zu machen. Von der Monarchie ging Rom zur Aristocratie, von dieser zur Demokratie und von der democratischen Verfassung wiederum zur Monarchie über, als ein kräftiger Beweis, wie es mit allen Nationen gehen würde, hätten sie sich eines so starken Staatsprinzips, wie die Römer, zu rühmen. Doch, nachdem wir nun, wie die Staaten überhaupt entstanden und welche Formen sie anzunehmen vermöchten, auseinandergesetzt haben, gehen wir zu dem letzten Punkte unsrer heutigen Abhandlung über, zu der Frage nämlich, welche Rechte ein Volk gegen seine Verfassung haben könne, einer Frage, deren Beantwortung zwar unmittelbar aus dem früher aufgestellten hervorgehen muß, die aber, weil sie in den neuesten Zeiten so oft zur Sprache gebracht, und so verschiedenartig beantwortet worden, einer genauen Erörterung bedarf. Nie ist über diesen Punkt häufiger gestritten worden, wie seit dem gewaltsamen Tode des fränkischen Dynasten, und die Schriftsteller, die diesen Gegenstand behandelten, ließen sich so vom Gefühle des Mitleids gegen den unglücklichen Herrscher hinreißen, daß sie ihre Vernunft gleichsam verabschiedeten, um Sätze aufzustellen, an die ihr unbestochener Verstand schwerlich würde gedacht haben, fast alle haben den Völkern jegliches Recht um ihre Verfassung bestritten, fast alle haben Ergebung in Despotismus und feige Knechtschaft gepredigt, aber zu consequent, um Lehren aufzustellen, die nicht aus gehörigen Grundsätzen hervorgingen, haben sie sich bemüht, solche Prämissen voranzuschicken, auf deren starke und feste Grundlagen sicher das kolossale Gebäude ihrer Behauptungen aufzuführen sey. Sie mußten, um ihren Theorien einen Werth zu geben, bis zur Entstehung der Staaten, wie

Digitized by Google

wir es gethan haben, zurückgehen, und die ersten Begriffe der Völkervereinigung so darstellen, daß sich ihre ferneren Doctrinen nicht von selbst als absurde und ungegründete erwiesen. Statt also den Unterwerfungsvertrag so zu erklären, als sey er durch die freie Vereinigung der Völker zur Sicherung der gemeinsamen Freiheit entstanden, als sey aus eben diesem Vertrage ein unveränderlicher Gesammtwille, der nur nach einem Zwecke streben könne, hervorgegangen, abstrahiren sie gänzlich von dem, was ein Staat eigentlich bedeute, und ohne sich in die Auseinandersetzung dieses Begriffes einzulassen, nehmen sie die Unterwerfung in der sklavischen Bedeutung des Wortes an, und behaupten die Völker hätten, indem sie die Herrschaft über sich einem oder mehreren übergeben, sich zugleich gänzlich auf Discretion diesen Individuen überliefert und vollkommen darauf Verzicht geleistet, je wieder eine Stimme in den Beschließungen über ihren Zustand zu haben. Kant selbst, dieser große und scharfsinnige Denker, hat sich zu jenen Behauptungen hinreißen lassen, doch, wie man deutlich aus seinem Werke sieht, war es das vielfache Unheil von der kurz vorhergehenden französischen Revolution herbeigeführt, das ihn zu diesen Lehrsätzen verleitete. In seinen metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre stellt er den Grundsatz auf, daß, da der Ursprung der Staaten unerforschlich sey, es schon an sich eine bestrafenswerthe Sünde wäre, über diesen Ursprung zu vernünfteln, und den gewöhnlichen Ausspruch zu bezweifeln, daß alle Obrigkeit von Gott komme. Hieraus folgert er den Satz, daß der Herrscher im Staat gegen den Unterthan lauter Rechte und durchaus keine Zwangspflichten habe, und sollte der Regent auch widerrechtlich und gegen die Gesetze verfahren, so dürfe der Unterthan zwar Beschwerden, aber keinen Widerstand entgegensetzen, denn, sagt Kant, der Herrscher ist ja der höchste Gesetzgeber im Staate. Vermöchte also etwas ihm Wider-

stand oder seinen Anordnungen nicht Genüge zu leisten, so stände wiederum ein Gesetzgeber über dem höchsten Gesetzgeber, welches sich widerspricht. Daß dieses sich nicht widerspreche, wird nun wohl keiner behaupten wollen, der überhaupt eingeräumt hat, daß der Herrscher der höchste Gesetzgeber im Lande sey, und als solcher dem Gesetze selbst, dem unveränderlichen Abdruck des Gesammtwillens, nicht allein nicht unterworfen wäre, sondern daß dieses in jeder Hinsicht von dem Regenten abhängig sey. Kant erkennt also durch diesen Satz den Herrscher, nicht als eine aus dem Gesammtwillen hervorgegangene und eben diese Gesammtheit vorstellende Person an, sondern als eine solche, die durch den einmal ausgesprochenen und von jetzt an aufhörenden Willen des Volkes in ein Verhältniß des absolut Befehlenden zu dem bedingungslos Unterwürfigen oder des Despoten zum Sklaven gesetzt worden sey. Was könnte nun aber wohl ein Volk bewegen, einen solchen Vertrag mit dem Machthaber einzugehen. Hat Gewalt, List, oder sonst irgend ein widerrechtliches Mittel obiges Verhältniß zwischen dem Herrscher und den Beherrschten herbeigeführt, so wird wohl keiner seine Gültigkeit und Unauflöslichkeit behaupten wollen. Ist durch die freie Zustimmung des Volkes aber ein Vertrag mit dem Regenten eingegangen worden, so setzt der Begriff des Vertrages schon voraus, daß, indem das Volk die bis jetzt gehabte Gewalt den Händen des Regenten überlieferte, es auch seinerseits demselben eine Verbindlichkeit, hier die des Schutzes, auferlegt habe. Ist aber die Verbindlichkeit des Schützens der Rechte der Unterthanen die conditio sine qua non des Vertrages überhaupt, so ist die Gewalt, welche man dem Fürsten ertheilt hat, nicht total bedingungslos. Das ihm übertragene Recht der Machthabung steht in directer Verbindung mit der correlaten Schützungspflicht, und wie jeder Vertrag null und nichtig erklärt wird, hört die Erfüllung der Verbindlichkeit von der einen Seite auf, so sind stillschweigend alle Rechte

des Fürsten vernichtet, wagt er es im geringsten, die Freiheit des Volkes zu gefährden. Sollte man mir dagegen die Einwendung machen, daß das Volk dem Regenten juridische Rechte ertheile, dagegen nur ethische Pflichten von ihm verlange, so würde diese Einwendung der vollkommenste Unsinn seyn. Nicht ethische Rechte und Pflichten bilden die Verhältnisse des äußeren Lebens, wie könnte also von Ethik die Rede seyn, wo von dem juridischen Institute des Staates gesprochen wird. Die Verträge des äußeren Menschen sind von denen des inneren verschieden, und ein Uebereinkommen, wo ethische Pflicht einem juridischen Recht correspondirte, würde ebenfalls weder mehr noch weniger als ein einseitiger Vertrag seyn, welchen alle positive Gesetze für null und nichtig erklären und den das Naturrecht nicht anerkennen kann. Doch gesetzt, es hätten die Völker, wie Kant annimmt, in einen so einseitigen Contract gewilligt, und ihrem Regenten lauter Rechte ertheilt, ohne ihm eine einzige Pflicht aufzuerlegen, so frägt es sich, konnten die Völker ein Recht haben, auf diese oder eine andere Weise ihre Freiheit preiszugeben. Kein Mensch hat das Recht, sich zum Sklaven zu machen, noch auf irgend eine andere Art seine angebornen Rechte zu veräußeren, daher kann der Vertrag kein gültiger seyn, der etwas dergleichen stipulirte, und existirt ein solches Verhältniß wirklich, so könnte es augenblicklich gelöst werden, weil es rechtswidrig war, ja es bedürfte dieser Lösung nicht, weil es von Anfang an nicht rechtlich existirte. Noch weniger kann eine Generation aber die andere noch ungeborne zu Sklaven verdingen, noch weniger kann ein Vater bestimmen, daß sein Sohn Demjenigen diene, dem er sich selbst widerrechtlich hingegeben hat. Wenn es aber schon schwierig zu bestimmen ist, ob eine Generation der andern eine Verfassung, gesetzt auch, diese passe ganz für den Zweck des Staates, vorschreiben könne, so ist es klar und in die Augen fallend, daß, wird dieser Zweck vom Regenten nicht beachtet, der Vertrag aufhört,

durch welchen er sich ebenfalls dem Volke verbindlich gemacht hatte, und der Gesammtwille, der sich physisch vom Regenten vorstellen ließ, alsdann wieder als Machthaber eintrete, welches er im eigentlichsten Sinne nie aufgehört hatte zu seyn. Wenn also Kant dem Regenten die höchste Gewalt im Staate beylegt, und aus diesem Grundsatze alles andere folgert, so werden wir eben diesen Grundsatz verdammen müssen, denn immer bleibt der Regent dem Gesammtwillen des Volkes untergeordnet, und er kann nur so lange Gesetzgeber genannt werden, als der Gesammtwille sich von ihm repräsentiren läßt. Nie kann ein Vertrag statt finden, der Sklaverey begründete, nie kann ein Volk das Recht verlieren, seine Verfassung festzusetzen. Doch wird man hier fragen können: wie läßt es sich in der Empirie bestimmen, ob der Regent den Zweck des Staates vor Augen gehabt habe oder nicht, wer kann Schiedesrichter seyn in dem Streite zwischen Volk und Fürst? Ob es nun in der Wirklichkeit unmöglich sey, dies gehörig zu schlichten, ist eine Frage, die nicht hierher gehört. Sie könnte selbst, wäre es nie möglich, zu ergründen, ob Volk oder König Recht habe, nie etwas gegen die Wahrheit meiner Behauptung beweisen. Denn es ist hier ja nicht die Rede davon, daß diese oder jene Aenderung der Verfassung recht oder gut gewesen sey, sondern ob überhaupt ein Volk ein Recht gegen seine Verfassung haben könne, ob, hat die Majorität des Volkes sich für das Factum der Regierungsveränderung entschieden und dasselbe ins Werk gesetzt, dieser Schritt überhaupt rechtlich zu verdammen oder zu billigen sey. Hat aber eine Nation kein Recht, die monarchische Verfassung zu verdrängen, so hat sie wohl eben so wenig eines, die demokratische oder aristokratische aufzuheben, was so viel heißen würde, wie jedes Volk müsse in dem politischen Zustand bleiben, in dem es vom Anfange an gewesen ist, oder es habe durchaus keinen Willen mehr, weil es diesen Willen einmal geäußert hat. In den neuern und neuesten

Zeiten sind die Vertheidiger des Despotismus über die gewöhnliche Zahl herangewachsen und viele der elendesten Scribenten haben sich nicht gescheut, in ihren phrasenaber nicht begriffreichen Auseinandersetzungen, die allerhöchste göttliche Majestät der Fürsten darzuthun, und zu erklären daß die Völker nur geschaffen seyen, um durch ihre Niedrigkeit und ihre demüthige Unterwerfung diesen hell scheinenden Gottheiten einen desto größeren Relief zu ertheilen. Diese Scribenten nun, die die Monarchen zu einem Ausflusse des Allmächtigen erheben, die Völker aber zu einer hohlen Haselnuß erniedrigen wollen, was werden sie wohl sagen können, blicken sie in die Geschichte der vergangenen Zeiten zurück. Wie wird ihnen Harmodion, Dion, Timoleon und Brutus erscheinen müssen, und die Namen aller derer, welche die Nachwelt verehrt, weil sie sich als Befreier der Menschheit erwiesen. In ihren Augen werden es verbrecherische Namen seyn, denn es haben ja diese Männer gegen ihre angebeteten Tyrannen gesündigt und es sich einfallen lassen, Freiheit mehr zu lieben, als ihre aufgeblasenen Dynasten. Doch so wenig diese Heroen der Vorzeit in der Bewunderung aller Generationen verlieren werden, weil sie gegen die Grund- oder vielmehr Scheinsätze der Speichellecker der Tyrannen gehandelt haben, eben so wenig wird der freie Mann abgehen von der Bahn des Wahren, noch seine Freiheit verläugnen, weil diese Parasiten sie vernichten möchten, und so wie die Sonne ewig fest steht am Firmamente, so wird auch er nicht weichen vom Gebiete der Vernunft und sollte er der Wuth der Könige trotzen: die angebornen Rechte der Menschen sind sein heiligstes Palladium, Freiheit die Bedingung seiner Existenz, wer sie vertheidigt und bewahrt, der hat sich ein Monument für alle Zeiten gebaut.

Eduard Gans.

Digitized by Google

V.

Merkwürdiger Prozeß

des

D. Carlos von Oestreich, Prinz von Asturien.

Ausgezogen aus der Histoire critique de l'inquisition d'Espagne von Llorente.

(Fortsetzung.)

Zweyter Abschnitt.

Verbrechen des D. Carlos.

1. Im Jahre 1565 unternahm dieser Prinz eine Reise nach Flandern insgeheim und gegen den Willen seines Vaters. Er wurde bei diesem Vorhaben durch den Grafen v. Gelbes und den Marquis v. Tabara seinen Cammerherrn unterstützt. Er hatte den Vorsatz den Prinzen v. Evoli, seinen Hofmeister mit sich zu nehmen, ohne zu überlegen, daß dieser der innigste Vertraute des Königs war; er wünschte aber seine Begleitung um den Schein zu gewinnen, daß er mit Genehmigung des Königs reise. Seine Schmeichler verschafften ihm eine Summe von 50,000 Thlr. und eine vollständige Verkleidung um aus Madrit zu entkommen; sie hielten sich überzeugt, daß wenn der Prinz von Evoli einmal die Reise angefangen hätte, er sie auch würde fortsetzen müssen, oder vielmehr, daß man sich seiner würde entledigen können, aber dieser gewandte Staatsmann vereitelte diesen Plan durch die passendsten Maasregeln, von welchen Cabrera in dem Leben Philipps II. redet.

Digitized by Google

II. Der Bischof von Osma, sein Lehrer, welcher von seiner schlechten Aufführung und von seinem lüderlichen Leben unterrichtet war, und welcher außerdem vom Könige geheime Befehle erhalten hatte, wollte den Einfluß, welchen er auf das Herz des Prinzen hatte, dazu benutzen, ihn von seinen Verirrungen zurückzubringen und schrieb unterm 10ten May 1566 einen langen Brief an ihn, welcher durch den Kircher aus Flandern gedruckt worden ist *). Er gab ihm darin Anweisungen über die Art, wie er sich gegen die Minister des Königs, seines Vaters, benehmen müßte, und stellte ihm die unberechbaren Uebel vor, welche aus einer solchen entgegengesetzten Lebensart folgen müßten, er hütete sich aber sehr, sich auch nur aufs entfernteste merken zu lassen, als wenn der Prinz in solcher Lage gewesen wäre, dergleichen Anweisungen zu bedürfen. Dieser aber empfing diesen Brief mit aller Achtung gegen den ihm achtungswerth scheinenden Prälaten, befolgte indes auch nicht einen der ihm ertheilten Rathschläge.

III. Die Ermahnungen seines alten Lehrers wirkten so wenig auf den D. Carlos, daß er sich nachher eines weit gröbern Vergehens schuldig machte, als er 1567 erfuhr, daß sein Vater den Herzog von Alba zum Gouverneur von Flandern ernannt hatte. Als dieser Fürst zum Prinzen gekommen war, um von ihm Abschied zu nehmen, sagte dieser zu ihm, sein Vater habe unrecht gethan, ihn für dies Gouvernement, welches weit eher dem Thronerben zukomme, zu bestimmen. Der Herzog antwortete, der König habe ihn ohne Zweifel nicht mit dieser Sorge belästigen wollen, um ihn nicht den Gefahren auszusetzen, die ihn in den Niederlanden verfolgen würden, bei den Streitigkeiten, die unter den vornehmsten Herrschaften entstanden wären. Diese Antwort, welche den D. Carlos hätte besänftigen sollen,

*) Kircher am angef. Orte, 2 B, Kap. II.

reizte ihn nur noch mehr; er zog seinen Dolch und wollte den Herzog damit stechen: „ich will's Euch wohl verbieten, nach Flandern zu gehen, sagte er, denn ich werde Euch das Herz durchbohren, bevor Ihr abreist." Dieser wich dem ersten Stoße dadurch aus, daß er einige Schritte zurücktrat; der Prinz, immer wüthender, setzte seine Angriffe fort und der Herzog fand kein anderes Mittel, der Gefahr zu entkommen, als daß er den D. Carlos um den Leib faßte und ihn mit seinen Armen umschlossen hielt; hierdurch gelang es ihm wenigstens, daß er, ungeachtet der Unverhältnißmäßigkeit der Stärke, alle die Stiche dieses wüthenden auffing, indem er ihn so fest hielt, daß er sich kaum bewegen konnte; indes da D. Carlos dennoch nicht nachließ, so machte der Herzog Lärmen im Zimmer, worauf die Kammerherren herbei liefen. Der Prinz entfloh den Händen dieses Herrn und schloß sich in sein Cabinet ein, um den Ausgang dieses Auftritts abzuwarten, der nicht angenehm seyn konnte, wenn sein Vater von dem, was vorgefallen war, Nachricht erhielt *).

IV. Die Laster des D. Carlos konnten in dem Herzen Maximilian II., Kaisers von Deutschland, seines Onkels, noch in dem, der Kaiserin Maria, seiner Tante, die Gefühle der Zuneigung nicht ersticken, die ihm diese von seiner zarten Jugend an bewiesen hatten, zu welcher Zeit sie ihn als unfähig, etwas Böses zu thun, gekannt hatten. Diese Souverains gedachten ihn mit ihrer Tochter, Anna von Oestreich, zu verheirathen. Diese Prinzessin hatte den D. Carlos von seiner ersten Kindheit an gekannt, denn sie wurde zu Cigales, in Spanien, am 1sten November 1549 geboren. Philipp II. willigte in diese Heirath und gab der Kaiserin, seiner Schwester, Nachricht davon. Da er aber ohne Zweifel fürchtete, seine Niece dadurch unglücklich zu

*) Estrada: Guerres de Flandre, decade I. liv. 7.

machen, wenn die Zeit nicht den Charakter und Sitten des D. Carlos änderte, so wandte der spanische Monarch alle seine gewöhnliche Langsamkeit bey der Ausführung dieses Planes an; glaublich ist es auch, daß er die Besorgnisse, denen man, wegen des Unvermögens seines Sohnes zum Heirathen, Platz gegeben hatte, theilte. Nicht so verhielt es sich mit dem jungen Prinzen; sobald dieser von dem, was vorging, Nachricht erhalten hatte, faßte er ein heftiges Verlangen, je eher, je lieber seine Cousine zu heirathen; um dazu zu gelangen, entwarf er den verbrecherischen Plan, sich ohne Zustimmung seines Vaters nach Deutschland zu begeben, indem er hoffte, daß seine Gegenwart in Wien den Kaiser vermögen würde, die etwanigen Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Erfüllt von dieser Idee beschäftigte er sich mit der Ausführung seines Vorhabens und wurde dazu durch den Prinz von Oranien, den Marquis von Berg, den Grafen von Horn und Egmont, und durch den Baron von Montigny, Anführer der Conspiration in Flandern, unterstützt; auch den D. Carlos muß ich unter die Zahl der Opfer dieser Conspirationen mit hinzurechnen *).

V. Dieses Benehmen des D. Carlos und andere Züge, die ich erzählt habe, gaben dem Erzbischof von Rosano, Nuntius des Pabstes, Veranlassung, dem Cardinal Alexander zu schreiben: „der Prinz von Asturien besitze eine unerträgliche Frechheit und sey zügellos in seinen Sitten: am Geiste sey er schwach, aber eigensinnig und hartnäckig; daß man mit Grunde sagen könne, er sey nicht im vollständigen Besitz des Gebrauchs seiner moralischen Kräfte und habe bisweilen Anfälle von Wahnsinn" **). Man muß alle diese

*) Cabrera: Histoire de Philippe II. liv. 7. ch. 28.

**) Estrada: Guerres de Flandre Decad. I. liv. 7.

Thatsachen nicht wissen, um den Erzählungen des Saint-Real und anderer Schriftsteller über die vermeinte Liebschaft der Königin und des Prinzen, Raum zu geben.

VI. Der Marquis von Berg und der Baron von Montigny begaben sich, in der Eigenschaft als Deputirte der Provinz Flandern, nach Madrid; sie waren gesandt, um einige Punkte, in Betreff der Einführung der Inquisition in diesem Lande, und andere Gegenstände, welche zu dem Aufruhr unter den Einwohnern Veranlassung gegeben hatten, ins Reine zu bringen. Margaretha von Oestreich, Prinzessin von Parma, natürliche Schwester des Königs, war damals Befehlshaberin der Niederlande und hatte in diese Reise eingewilliget. Die Abgesandten bemerkten bald, daß D. Carlos ganz mit dem Plane, wovon eben geredet ist, beschäftigt war, und arbeiteten dahin, in seiner Seele den Entschluß, die Sache auszuführen, zu befestigen. Sie boten ihm an, ihn bey dem Plane, welchen er vorhatte, nach Deutschland zu reisen, zu unterstützen; um diese Anerbietungen anzubringen, hatte man eines Unterhändlers nöthig. Es war M. von Vendome, Cammerherr des Königs, an welchen sie sich deshalb wandten. Er versprach dem Prinzen, ihn zum unumschränkten Befehlshaber der Niederlande zu ernennen, sobald er der Prinzessin Margarethe das Civil- und dem Herzog von Alba das Militair-Gouvernement abgenommen haben würde, wenn er versprächе, die Freiheit der Religionsmeinungen zu gewähren. Gregorio Leti redet von einem Briefe des D. Carlos an den Grafen von Egmont, welcher in den Papieren des Herzogs von Alba gefunden worden und welcher der Grund gewesen ist, weshalb der Gouverneur diesen Grafen, so wie den, von Horn, enthaupten ließ; den Prinz von Oranien konnte er demselben Schicksale nicht unterwerfen, da dieser schon die Flucht ergriffen hatte. Indem dies vorfiel, ging man damit um, in Spanien (obgleich durch heimliche Mit-

Digitized by Google

tel,) den Marquis von Berg und den Baron von Montigny, welche man in zwei abgesonderten Schlössern eingeschlossen hatte, zu bestrafen.

VII. Obgleich diese beiden letztern Herren dem jungen Prinzen Unterstützung an Geld zu seiner Reise angeboten hatten, so nahm er dies doch nicht an; so viel glaubte er sich allein schaffen zu können, aber die Mittel, die er dazu anwandte, entdeckten die ganze Verschwörung. Er schrieb fast an alle Grands von Spanien und forderte sie zur Unterstützung einer Entrepriſe, die er entworfen habe, auf. Er erhielt günstige Antworten; die meisten setzten jedoch die Bedingung hinzu: daß diese Entrepriſe nicht gegen den König, seinen Vater, gerichtet seyn dürfe. Der Admiral von Castilien, (ein Abkömmling der Königl. Familie, in gerader männlicher Linie,) begnügte sich nicht mit dieser Vorsichtsmaaßregel. Das geheimnißvolle Stillschweigen, worin diese angebliche Entrepriſe eingehüllt war, und seine Kenntniß, die er von dem geringen Verstande des Prinzen haben mußte, ließen ihn ein Verbrechen ahnden. Um der Gefahr zu begegnen, schickte er den Brief des Prinzen an den Monarchen, als bereits D. Carlos alles dem D. Johann von Oestreich, seinem Onkel, entdeckt hatte, welcher dies auch sogleich Philipp II. mittheilte. Einige Personen muthmaßten, daß er sich auf die Conspiration, welche dem Könige das Leben nehmen wollte, eingelaſſen habe; aber die Briefe bewiesen nichts, als die eingeschlagenen Wege, um Unterstützung an Gelde zu erhalten. D. Carlos hatte sein ganzes Vertrauen in dieser Angelegenheit seinem Kammerdiener, Garcie Alvarez Osorio, geschenkt, welcher mit in sein Verbrechen verwickelt war. Er hatte ihm aufgetragen, alle nöthige Erklärungen, welche in den Briefen, die er austrug, nicht enthalten waren, mündlich hinzuzufügen. Dieser Vertraute machte mehrere Reisen nach Valadolid, Burgos und andern Städten Kastiliens, um den Absichten

seines Herrn zu entsprechen; da der Prinz nicht alles Geld, was er verlangte, erhalten hatte, so schrieb er am 1sten December 1567 von Madrid aus einen Brief an Osorio, welcher von Martin de Gaztelu, seinem Secretair, unterschrieben war; darin sagte er, daß er nur erst 6000 Dukaten auf alle die Versprechungen und Wechsel, welche man in Castilien zusammengebracht, erhalten und daß er 600,000 zu der beabsichteten Entrepriſe nöthig habe; um diese anzuschaffen, sende er zwölf von ihm an einem Tage unterschriebene Brief-Blanquets, um darin die Namen und Vornamen derjenigen Personen, an welche sie gesandt werden würden, zu ergänzen; er befahl ihm zugleich, sich nach Sevilla zu begeben, wo er seine angefangenen Geschäfte fortsetzen und von diesen Briefen Gebrauch machen könne *).

*) Wander-Hamen: Vie de D. Jean d'Autriche liv. I., wo man eine Kopie dieser Briefe lieset.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

I.

Rückblicke

auf die neueste politische Literatur.

Paris ch. Gide fils 1817. Recherches politiques et historiques, qui prouvent l'existence d'une secte révolutionaire, son antique origine, son organisation, ses moyens, ainsi que son but et dévoilent entièrement l'unique cause de la révolution francaise, par le Chevalier de Malet, ancien officier au corps royal de l'artillerie 278 S. 8. (6 Fr.)

(Fortsetzung.)

Mit welchen Mitteln hat eine Faction, die zu allen Zeiten nur aus einigen wenigen Privatpersonen bestand, einen, so kühnen, Plan so lange verfolgen und zu einem so glänzenden Erfolge durchsetzen können? ist die Frage, welche Hr. v. Malet bei der obgedachten historischen Ausführung fortgesetzt vor Augen hat und auf eine, nach Rec. Urtheile, sehr sachkundige und befriedigende Art beantwortet. Ist der historische Theil dieses Werks scharfsinnig und sehr gelungen, so ist es diese Ausführung nicht minder. Rec. hat mit besonderem Interesse die Entwickelung der mannichfaltigen Mittel, durch welche diese Secte ihre Pläne verfolgt und betreibt, und die Uebereinstimmung derselben zu allen Zeiten gelesen, besonders interessant ist es, wie der Verf. diese revolutionaire Taktik fast in jedem Zeitraum durch gleichzeitige Beispiele belegt. Rec. kann indessen den Wunsch nicht unterdrücken, daß Hr. v. M. hierbei mehr systematisch, als historisch verfahren seyn möchte, d. h. daß er die Maaßregeln der, von den Revolutionairs aller Zeitalter beobachteten, Strategie nicht bloß in der Geschichte dieser menschen-

feindlichen Secte, sondern in einer allgemeinen Uebersicht systematisch geordnet und durch Rückweisung auf die geschichtliche Deduktion belegt, dargestellt haben möchte. Rec. will daher diese Mittel hier systematisch darstellen. Sie sind folgende: I. beharrliche Festigkeit des Plans; sehr richtig bemerkt Hr. v. M.: „le but des révolutionaires était toujours le même; „ils voulaient absolument changer la forme du Gouvernement „pour pouvoir s'en emparer; ni le temps, ni le mort des sectaires „n'apportait de changement à ces projets." Dieß ist, wie wir aus neuern Schriften mit Evidenz ersehen, noch jetzt der Plan der Anhänger dieser Secte, die jetzt freilich, aber auch nur für den Augenblick, bescheidener geworden ist, allein anders nie ganz aufhören wird, als wenn sie Gegenstand der strengsten und genauesten Aufmerksamkeit des Staats ist. Nur Thoren und Schwachsinnige können glauben, diese Secte habe aufgehört, habe die Thorheit und Schändlichkeit ihres Zwecks eingesehen und denselben aufgegeben; II. innigste Einigkeit ihrer Häupter und Mitglieder. Wenn Hr. v. M. S. 180 sagt: „tel „est l'empire d'une secte; elle établit parmi ses membres un liaison plus forte, que celle du sang;" so bestätigt dieß die Geschichte aller Zeiten. III. Unsichtbare Leitung der Verbindung durch geheime Obern. Fast zu allen Zeiten war es System dieser Verbindungen, daß die eigentlichen Häupter und Lenker derselben im Hintergrunde blieben und aus demselben das Ganze leiteten, ohne selbst vorzutreten und bekannt zu werden. Dieß gewährte den Vortheil, daß der Verdacht und, im Fall des Mißglückens, die Strafe nicht auf sie, sondern auf diejenigen fielen, die sie vorgeschoben hatten, daß die Häupter daher nicht bloß in salvo, sondern auch im Stande blieben, ihre Operationen fortzusetzen. Diejenigen, welche sie vorgeschoben hatten, die eigentlichen Manneking, die Katzen, welche die Kastanien aus dem Feuer holen mußten, waren gewöhnlich leidenschaftliche, erhitzte oder unternehmende Köpfe, die Häupter dagegen besonnenere Männer, nur denjenigen bekannt, welche unter ihnen die Pläne der Verbindung in einzelnen Gegenden oder in den verschiedenen Graden derselben leiteten. „Telle a „toujours été la politique de la secte révolutionaire à toutes les „époques, sagt Hr. v. M. S. 71, elle a attaqué les obstacles, „qui s'opposaient à son ambition, en restant derrière la toile et „faisant jouer les marionettes, qui lui convenait de mettre en „scène, (S. 134.) nous avons vu les auteurs apparens des hor„reurs commises pendant le temps malheureux de la révolution „être victimes à leur tour et condamnés par les mêmes hommes, „qui avaient précedemment approuvé leur conduite; c'est ainsi „que la secte révolutionaire a toujours eu l'adresse de faire aplanir „le chemin, qu'elle voulait suivre, par des hommes, qui pouvaient „être seduits aussi facilement qu'anéantis, (S. 265,) on reconnoit encore de nos jours l'astuce accoutumée des sectaires, qui „dans tous les temps ont toujours mis en avant des Mannequins „qu'ils faisaient servir à l'éxecution de leurs projets." Der Verf.

rechnet zu denſelben Robespierre und Bonaparte, „Quant à l'autre „mannequin, plus célèbre que le premier, parcequ'il a servi plus „long temps, (S. 267) c'est Bonaparte. Cet homme, qui „d'après les personnes impartiales, dont il a été connu particu„lièrement, etoit d'une capacité intellectuelle très mediocre ou „tant au plus une espèce de fou, parut tout à coup sur la scène — „ce qui prouve encore davantage, que Buonaparte n'étoit qu'un „mannequin, c'est le parfait assoupissement des sectaires et leur „contentement pendant tout le temps de sa puissance, il etait „fort extraordinaire de voir des hommes, qui avaient fait tous „leurs efforts pour renverser le gouvernement le plus juste, le „plus doux et le plus libre, son seulement approuver, mais „même vanter les actions les plus despotiques et y coopérer. „D'après cela, comment pourrait on ne pas voir dans la conduite „de Buonaparte celle de la secte revolutionaire? comment „pourrait on s'imaginer, que cette secte si ambitieuse pendant „tant de siecles eut consenti à n'avoir travaillé que pour l'éle„vation de Buonaparte? Il est donc impossible d'admettre que „B. ait été autre chose, qu'une machine mise en mouvement par „les chefs de la secte. Si la campagne du Nord eût réuissi, ce „qui aurait certainement entraine le renversement de tous les „trônes de l'Europe, alors ils s'en seraient defaits d'une manière „quelconque et auraiet attribué tous les malheurs à sa seul „ambition. Mais ils n'en auraient pas moins profite des resultats „de ce bouleversement, en partageant entre eux la souveraineté de „tous les empires. Voila ce que l'on est forcé de conclure „d'après la marche constante de revolutionaires pendant plusieurs „siecles, et surtout d'après leur conduite moderne, car avant „la chute de Buonaparte, c'est à dire de leur autorité, on en voyoit „déja plusieurs parvenus à la souveraineté avec le titre de „Duc, de Prince etc., tout annoncait prochainement le gouverne„ment féodal.“ Rec. fügt dieſen merkwürdigen Worten des Hr. v. M. nur noch die Bemerkung hinzu, daß gegen das Ende der Regierung Napoleons die öffentliche Stimme die, hierauf wirkende, Richtung erhielt und daß daher der Fall, beſonders aber der ſo unerwartet ſchleunige Fall deſſelben, und die, nach demſelben begonnene, Lage der Dinge der Gegenſtand der bittern Reue und des bittern Tadels der Anhänger der revolutionairen Secte, die ſich jetzt Liberalen nennen, geworden iſt. IV. Geheime Zuſammenkünfte ſind von jeher ein vorzügliches Mittel der Wirkſamkeit der Revolutioniſten geweſen; ſie ſind doppelter Natur; theils eigentliche Zuſammenkünfte der Häupter und Anhänger der Secte zur Berathſchlagung über ihre Angelegenheiten, theils andre Verſammlungen, welche die Sectirer zu ihren Zwecken benutzten. Hierin haben dieſe Sectirer zu allen Zeiten eine beſondere Stärke gehabt; keine Gattung von Volksverſammlungen haben ſie unbenutzt gelaſſen, um darin ſich einzuführen, ihre Grundſätze zu verbreiten, die Regierung anzufeinden und ſelbſt die Perſon des Regenten geradezu oder durch hämiſche Seitenblicke beim Volke verächtlich zu machen und ſo

auch in der Volksmeinung die Achtung für Regierung, Verfassung und Regenten nach und nach aufzulösen. Dieser Revolutionshebel ist besonders wirksam geworden, seitdem die sogenannten Philosophen und Liberalen sich der Erziehung und der Erziehungs- und Bildungsanstalten mehr wie sonst bemächtigten und dadurch in den Stand gesetzt wurden, die Grundsätze und Gesinnungen der beginnenden Generation schon frühe zu vergiften und zu ihren Plänen vorzubereiten; ihre Industrie in dieser Beziehung ging so weit, daß Revolutionaire selbst als Seiltänzer und Histrionen herum zogen und Unterricht gaben, um nur Gelegenheit zu erhalten, der Jugend, die sie unterrichteten, Verachtung und Haß der bestehenden Verfassung und der ihnen so verhaßten höhern Stände und die sogenannten liberalen Freiheitsgrundsätze einzuflößen; sogar eigene Springübungen in Wäldern und Karavanen wurden angestellt, um die Jugend desto unbemerkter und unmerklicher in revolutionairen Grundsätzen bearbeiten zu können. Wohl wahr ist es daher, daß die Sorglosigkeit und Kurzsichtigkeit der Regierung in diesem wichtigen Zweige der öffentlichen und Privaterziehung dem Gelingen der revolutionairen Pläne und besonders der Ausbreitung dieser Secte ganz vorzüglich Vorschub geleistet hat und daß dagegen fortgesetzte öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand und Entfernung aller hierin zweideutigen Individuen von der Bildung der Jugend unerläßliche Bedingung der Vertilgung dieser staatsgefährlichen Secte ist. Sehr lesenswerth ist auch hierüber Hr. v. M. V. Vorschützung guter Grundsätze und edler Gesinnungen war zu allen Zeiten ein ganz vorzüglicher Kunstgriff dieser Secte. „On remarque „aussi, heißt es im vorliegenden Werke S. 34, dans la conduite „des sectaires leur astuce accoutumée; ils commencent toujours „par mettre en avant des principes louables pour pouvoir „seduire et entrainer plus facilement le peuple, qui, une fois „mis en mouvement, adopte aveuglement les opinions repandues „successivement par les differens grades de la secte." Besonders mußte das öffentliche Wohl und die Berücksichtigung und Beförderung desselben dieser Secte bei allen, selbst den grausamsten und empörendsten Handlungen, als einziger Zweck und Vorwand dienen. „On reconnait ici, bemerkt sehr wahr Hr. v. M. S. 182, comme dans tous les temps, la fourberie ordinaire des „révolutionaires, qui cherchent toujours à faire croire, que toutes „leurs demarches ne tendent qu'au bien public; c'est ainsi qu'ils „parviennent à se faire soutenir par une grande partie du peuple, „facile à tromper et qui malheureusement ne s'aperçoit que trop „tard de leurs jongleries" und so bemerkt er S. 218 bei dem Betragen des Pariser Parlaments bei der Fronde: „la plupart des „membres du Parlément étaient on sectaires ou au moins du „parti de la secte et sous le prétexte ordinaire du bien public „ne cherchaient visiblement qu'un interét particulier." Dieser Kunstgriff ist zu allen Zeiten und unter allen Umständen von den Revolutionairen angewandt; unter der Maske liberaler Gesinnungen ist, wenn nicht allezeit, doch gewöhnlich kraßer Eigennutz

Digitized by Google

verborgen und diejenigen Pamphletsschreiber, welche soviel Aufhebens von der Nothwendigkeit der Oeffentlichkeit machen, bezwecken dadurch nur die Freiheit desto ungestörter und ungestrafter, die Regierung zu verleumden, ihr das Vertrauen und die Achtung des Volkes zu entziehen, und dadurch eine der wichtigsten Grundlagen der öffentlichen Ruhe zu erschüttern und dadurch ihre revolutionssüchtigen Pläne zu befördern. Denn VI. Herabwürdigung des Regenten und der Regierung und ihrer Handlungen gehört zu den vorzüglichsten Kunstgriffen dieser Secte. Schon in der frühesten Zeit ihrer Wirksamkeit findet man sie darin thätig; Hr. v. M. erzählt (S. 80), daß selbst während der Krönungs-Feierlichkeiten und Freuden über den Einzug eines der besten Könige Frankreichs, „la canaille „était employée et ne cessait de declamer dans des assemblées „nocturnes contre les abus du gouvernement, ja selbst während „der Gefangenschaft des Königs Franz I., les prédicateurs, au „lieu de recommender la soumission et l'obeissance, declamaient „avec une licence dangereuse contre les abus du Gouvernement, „Ayant discontinué d'après les conseils du Président de Selves, „au defaut des prédicateurs on affiche dans tous les quartiers de „Paris des billets séditieux adressés au peuple français; on les sema „artificieusement dans les églises et dans les places publiques; dans „ces écrits on imputa tous les desordres de l'Etat à l'ambition „de la réquete et à la méchanceté du chancelier, on exhortait „ceux, qui n'avaient point encore perdu le souvenir de la liberté „à briser un joug odieux et insupportable" (S. 150). Auch die Person des Regenten ward, so oft es nur einigermaaßen ungestraft geschehen konnte, zur Zielscheibe der Verleumdungen, oft der ungereimtesten Verleumdungen der Secte gemacht und Hr. v. M. bemerkt (S. 144) sehr richtig, daß hiernach das Urtheil der Geschichtschreiber über Regenten und deren Leben und Handlungen geprüft werden müsse. Ein auffallendes Beispiel liefert Ludwig XI., dessen gerechteste Handlungen als Grausamkeiten ohne Gleichen von den Anhängern der, von ihm im Zaum gehaltenen, verschrien wurden, während der rechtliche Theil des Volks ihn den Vater des Vaterlandes nannte. „Il est bien „naturel, bemerkt sehr richtig der Verf. S. 144, que les „ennemis de la monarchie cherchassent à „noircir aux yeux du peuple les actions du Mo„narque." Wie weit hierin die Bosheit der revolutionairen Secte ging, beweiset unter andern der S. 166 angeführte Fall. Als nehmlich König Franz II. in Blois 1560 aromatische Bäder gebrauchen mußte, verbreitete die antikönigliche Parthei, der König leide an einer schrecklichen Krankheit und könne von derselben nur durch fleißiges Baden im Kinderblut hergestellt werden; geheime Emissarien verbreiteten sich in allen Dörfern im Umkreise von Blois, einige nahmen geheimnißvoll genaue Verzeichnisse der gesundesten und schönsten Kinder auf, während andere, ihnen folgende Emissarien das Geheimniß im Vertrauen den Eltern mittheilten und versprachen, gegen eine geringfügige Be-

lohnung die Ausstreichung der Kinder auf jenen Verzeichnissen zu bewirken. Es ist auffallend, daß die gegenkönigliche Parthei, nach S. 244, unter mehreren, über Ludwig XV. im Jahre 1748 verbreiteten Verleumdungen auch anführte, er habe sich nach dem Parc-aux Cerfs begeben, um dort in Menschenblut sich zu baden. Auch VII. die Anschwärzung und Verleumdung der Anhänger der Regenten und der Regierung gehört zu den Kunstgriffen der Secte, welche ihr unter schwachen Regenten oft nützlich, unter weisen und starken Fürsten aber im Ganzen stets schädlich gewesen ist, indem diese, die eigentliche Quelle dieser Verleumdungen wohl kennend, die Gegenstände derselben nur noch mehr ihres Vertrauens würdigten. Nichts natürlicher als der Wunsch, dem Regenten das wichtigste und kräftigste Bollwerk seines Ansehens und seiner Sicherheit, treue Diener und Anhänger zu entziehen; die Anwendung dieses Mittels beschleunigte Ludwigs XVIten Gang zum Blutgerüste. Dieser Kunstgriff war um so wirksamer, als er gewöhnlich mit einem andern, nämlich VIII. der Lobpreisung der Anhänger der Secte, verbunden ward. „Nous allons voir les sectaires, heißt es S. 94. prendre une autre marche et agir de „manière à se mettre à l'abri de l'autorité royale, en tâchant de „la faire tomber entre les mains de quelqu'un qu'ils puissent „conduire à leur gré; c'est alors qu'ils savent établir la réputation de tel ou tel individu et détruire celle de tel ou tel „autre" So machten sie denjenigen, welche zu ihnen gehörten, besonders aber denjenigen, welche sie in diesem oder jenem Staatsamte zu sehen wünschten, einen unerwarteten und unverdienten Ruf, einen Ruf, über welchen diejenigen, welche die belobten Individuen näher kannten, oft erstaunten. Hr. v. M. führt hierüber S. 254 aus den letzten Jahren der Regierung Ludwigs XVIten einen merkwürdigen Fall, nämlich den der Erhebung des Hrn. v. Saint-Germain zum Kriegsminister an, um dadurch die Aufhebung der, dem Könige so treu ergebenen Maison du Roi zu bewirken. Hieraus erklären sich so manche Maaßregeln der Minister, welche das, mit den eigentlichen Triebfedern unbekannte, Publikum als Wirkungen der Schwachheit und Unfähigkeit angesehen hat, die aber planmäßige Handlungen eines Sectirers waren. Hiermit in Verbindung stand IX. das Bestreben das Vertrauen der Machthaber zu erschleichen und das erschlichene zum Besten ihrer Verbindung zu mißbrauchen. „Toujours — heißt es S. „165. la même politique de se joindre à des hommes, dont le „rang et la puissance pouvaient leur être utiles" und S. 195. „elle a été dans tous les temps la conduite des sectaires; ils ne „se sont jamais rapprochés des souverains que pour tâcher de les „entraîner dans des démarches, dont ils pouvaient tirer avantage." Zu den Mitteln der List und des Betrugs gehört ferner X. die Aufstellung illusorischer, die Menge ansprechender und verführender Systeme. Schon früher wurden, nach S. 151, die beliebten Grundsätze der Gleich-

Digitized by Google

heit der Menschen, der Ungerechtigkeit der Zehnten, Dienste u. d. gl. geprediget; „la fourberie est l'arme principale, dont les „sectaires ont fait un continuel usage, heißt es sehr treffend S. „264: c'est en s'appuyant sur des principes, auxquels ils étaient „bien éloignés de vouloir se soumettre, qu'ils ont d'abord seduit „et insurgé le peuple et ensuite entraîné dans leur parti des „hommes instruits, mais qui eurent la bonhomie de croire plutôt „à la sincerité, qu'à la perversité. Ceux-ci, persuadés de la „possibilité des changemens proposés par les sectaires, travaillerent „d'abord d'un bon accord avec eux; mais n'ayant pas voulu les „suivre dans leur marche tortueuse, ils finirent par périr sur „des schaffauds ou autrement, victimes de la puissance même „qu'ils avaient concouru à établir." Selbst zur XI. Vorschützung religiöser Gründe und des Interesses der Religion nahm die revolutionäre Secte ihre Zuflucht, wie der Verf. S. 163. 193 und 240 sehr überzeugend aus der Geschichte Frankreichs entwickelt und dabei darthut, daß die sogenannten Religionsstreitigkeiten, wenigstens für die Häupter derselben, nicht die Religion zum Zweck hatten, sondern nur als Mittel gebraucht wurden, Unruhen zu erregen und andre Pläne der Revolutionairs durchzusetzen. Leyte nahmen selbst XII. zu Erdichtungen und Prophezeihungen ihre Zuflucht, um, wie bey S. 159 angeführt wird, den gemeinen Haufen für sich zu gewinnen. XIII. Förderung ungebundener Preßfreiheit gehörte ferner zur Taktik der Secte; sie begnügte sich nicht mit derselben für wissenschaftliche Gegenstände, sondern verlangte sie auch für alle, weiter ausgehende Beleidigungen der öffentlichen Autorität und die, zu dem Ende in Gang gesetzten Pamphlets, Journale und Zeitungen; nicht minder gehört dahin XIV. eine eigene revolutionaire Grammatik „C'est „ainsi, bemerkt Hr. v. M. S. 150 que les ennemis de l'autorité „légitime ont dans tous les temps induit le peuple en erreur, „en employant des mots vides de sens, mais qui peuvent avoir „beaucoup d'empire sur des hommes, qui ne raisonnent pas;" dahin gehört z. B. die ganz neue Bedeutung der Worte Freiheit, Regent, Volk, Liberalität u. s. w. Zu den gewaltsamen Kunstgriffen der Revolutionairen ist zu rechnen XV. das fortgesetzte Bestreben, dem Volke eine sogenannte kräftige Bildung und Waffen zu geben. Kaum hatte einer der Sectirer Gewalt in der Hand, als schon zu dieser Maaßregel geschritten ward, wohl wissend daß man der Staatsgewalt nicht mehr schaden kann, „qu'en — wie Hr. v. M. S. 178 bemerkt, — qu'en donnant une constitution trop vigoureuse „à une multitude difficile à gouverner. Car il est certain — führt er über die allgemeine Bewaffnung der Pariser unter Franz II. ebendaselbst an — que depuis cet établissement, les „Parisiens, à portée de calculer leurs forces, se montrèrent moins „respectueux et moins dociles qu'auparavant et qu'on peut dater „de cette époque le principe d'une effervescence qui a duré avec „plus ou moins d'éclat pendant près de deux cents ans." Wie

mächtig dieß Mittel allenthalben gewirkt hat, hat die neuere Geschichte unwiderlegbar bewiesen; es ist den Revolutionssüchtigen nun so wichtiger, als die, dadurch unter das Volk verbreitete, Stimmung den übrigen listigen oder gewaltsamen Mitteln den Eingang und den Umfang desto mehr erleichtert und sichert. Mit diesem Revolutionshebel ward gemeinhin XVI. die Darstellung der Nothwendigkeit einer Zusammenberufung der Reichsstände verbunden; diese Nothwendigkeit ward gewöhnlich dann am lautesten geprediget, wenn die Faction vorbereitend sich der Mehrheit der Stimmen in der Versammlung der Reichs- oder Provinzial-Versammlung vergewissert hatte oder sonst Aussicht hatte, in derselben ein großes Gewicht zu besitzen. Die Folgen der Nachgiebigkeit der Regierung stellt die französische Revolution zu unzweideutig dar, als daß sie noch eines Komentars bedürften. XVII. Die Beschränkung der Gewalt der Regierung durch Abschneidung ihrer Finanz- und übrigen Mittel gehört ebenfalls zu den zuweilen versuchten revolutionären Kunstgriffen, so wie auch XVIII. Ausübung des Despotismus, um durch allmählige Angewöhnung des Pöbels an Druck und Härte denselben selbst zur Grausamkeit und zur Ausübung aller revolutionären Greuel zu gewöhnen. Rec. übergeht diejenigen Mittel, welche die Revolutionärs mit gewöhnlichen Aufrührern gemein haben und größtentheils in Anwendung offener Gewalt bestehen.

Sehr interessant sind die Bemerkungen des Hrn. v. M. über die innere Organisation dieser revolutionären Secte. Die Grundlage derselben ist ein geheimer Zusammenhang zwischen den Häuptern dieses Systems, die nicht an einem Orte zusammen, sondern auf mehrern Punkten und in verschiedenen Gegenden gestellt, ohne daß ihre Verbindung sichtbar und bemerkbar ist, dieselbe vielmehr verläugnend, gleiche Grundsätze verbreiten und nach gleichen Grundsätzen zum nämlichen Ziele hinarbeiten. „Un petit nombre d'individus hardis, bemerkt Hr. v. „M. S. 7. sehr richtig, ayant un même but d'intérêt, peu„vent former une conjuration et la mettre à fin, parcequ'il n'y a „d'autre difficulté qu'un secret à garder, pendant que les batteries „se préparent. Il est bien certain que le même but d'ambition „ne peut pas être celui d'un très grand nombre de personnes; „mais cela n'empêche pas qu'elles puissent faire conjointement „les mêmes actions, lorsque cela ne contrarie point les divers „intérêts. Par l'exemple, je suppose que quatre individus aient „formé le projet de renverser un arbre dans la campagne, pour „s'en partager les débris, il est bien clair, qu'ils s'associerent „facilement pour le renversement de cet arbre, quatre autres in„dividus et même un plus grand nombre, s'ils ont l'adresse de „leur persuader, que l'ombrage de cet arbre nuit à leurs „proprietés. Alors les huit personnes travailleront avec la „même ardeur et tendront au même résultat, quoique unis par „des intérêts différens. L'arbre ne sera pas partagé entre les „huit travailleurs; les quatre auteurs du projet n'ayant point

„parlé de partage à leurs nouveaux associés, ceux-ci ne peuvent „pas en avoir l'idée en même temps; alors celui d'entre eux qui „en fera le premier la proposition sera mis hors du combat „par les quatre autres, qui ne manqueront pas d'agir ensemble, „étant réunis d'avance pour parvenir au même but, parce„que chacun des trois associés restans, craignant de ne pas „avoir l'approbation de ses camerades et alors d'être mis aussi „hors de combat, n'osera s' opposer. Je pense que l'on verra „facilement dans ma comparaison le vrai symbole de la revolu„tion et qu' après l'avoir un peu méditée on aura deja une idée „de l'organisation insurrectionelle." Die verschiedenen Grade der Mitglieder vergleicht der Verf. S. 13 mit mehrern concentrischen Cirkeln, die letzte, vom Mittelpunkt entfernteste Linie besteht aus Mitgliedern, welche durch Bewegungsgründe verbunden sind, die fast allen Menschen gemein seyn und daher ohne Gefahr bekannt werden können, die Mitglieder der folgenden Linien sind in das Geheimniß nur theilweise eingeweihet, und das Geheimniß selbst gehet nebst der Leitung des Ganzen im Mittelpunkt. Daher kommt die bewundernswürdige Schnelligkeit, mit welcher Meinungen, Urtheile und Pläne allgemein werden können, daher aber auch die große Gefahr für den Staat, weil das ewig sich bewegende große Triebrad unbekannt ist und im Geheimen arbeitet.

Die Mittel, welche den Staat gegen die Wirkungen dieser geheimen Verbindungen sichern können, ergeben sich aus der Natur der letztern von selbst; Hr. v. M. hat sie psychologisch und historisch scharfsinnig entwickelt. Er hat an der Hand der Geschichte gezeigt, daß Sanftmuth und Milde der Regierungen gegen solche Vereine und ihre Mitglieder zu allen Zeiten und allenthalben ihren Zweck verfehlt haben, daß der Versuch der Regierungen, diese Secten durch sanfte Mittel zu gewinnen und von ihrem Plan zurückzubringen, jederzeit vergeblich war, und daß daher Strenge, Stärke und Kraft gebieterisch nothwendig sind, um den Staat vor ihnen und ihrem Gifte zu sichern. Die Jesuiten haben unendlich viel beygetragen die Wirkungen dieser Secte wenigstens aufzuhalten; allein sie vermogten schon deshalb nicht, sie zu unterdrücken, weil die Gegenwirkung der Jesuiten öffentlich, die Angriffe der Secte aber geheim war, letzte also die Oberhand behalten mußte, weil ihre Gegner unsichtbar waren, und daher nicht angegriffen werden konnten. Nicht unwahrscheinlich ist des Verf. Vermuthung S. 189. daß die Revolution nicht zum Ausbruch gekommen wäre, wenn die Jesuiten nicht unterdrückt worden wären, und daß die Unterdrückung von der Secte veranlaßt worden. Der Verfasser beweißt aus der Geschichte, daß nur Strenge, versteht sich gerechte Strenge, und Einigkeit der Regierungen allein hinreichen, die Ausbrüche dieser revolutionären Systeme zu verhüten, - und daß er mit Recht in der Vorrede sagte: „cette puissance revo„lutionaire, quelque colossale qu'elle paraisse, pourra toujours être „detruite facilement par la volonté seule des souverains."

Nichts ist aber für den Staat zu hoffen, wenn die Regierungen dem überdachtesten konsequentesten und mit unbiegsamer Festigkeit unterstützten Plan, Unentschlossenheit, Sorglosigkeit und Schwäche entgegensetzen, oder um mit dem Verfasser S. 81 zu reden, wenn „pendant que les chefs du gouvernement flottent dans l'incertitude, les séditieux se rassemblent et intimident la cour" oder wenn nach 94 „les Ministres s'endorment au soin de l'orage, qui „se rassemble de tous côtés sur leurs têtes" Sehr treffend und denkwürdig sagte der Präsident von Selves (S. 153) dem Kaiser Karl dem Vten: „Les peuples, après avoir méconnu leurs „pasteurs légitimes ont secoué le joug des lois et des magistrats; „il n'y a plus que le concert et l'union entre les „grandes puissances, qui puissent maintenir „l'autorité légitime et préserver l'Europe d'un „bouleversement général."

Rec. schließt hiermit diese Anzeige, mit dem Verfasser dieses merkwürdigen, höchstinteressanten, und gelehrten Werks, die Anwendung aller dieser Erfahrungen und Grundsätze auf neuere Zeiten dem Leser überlassend.

Rfs.

Beschreibung des Festes auf der Wartburg. Ein Sendschreiben an Gutgesinnte. Deutschland 1818.

Nichts Neues! Ein 3tes den andern nachgedrucktes Exemplar des Studentenunfugs auf der Wartburg, wo Knaben über Männer und Staaten frech abgesprochen, die höchste Meinungsdespotie geübt und wie S. 11 wieder öffentlich eingestanden wird:

„von begeisterten Jünglingen im Angesicht des Volkes zu einem Tugendbund vereinigt haben für ihr Vaterland und seine Gerechtigkeit."

Denkwürdigkeiten für die Kriegskunst und Kriegsgeschichte. 2tes Heft. Berlin in der Realschulbuchhandlung.

Das Interessanteste in diesem Heft sind Nr. 3 die Originalbriefe aus der Brieftasche eines französischen Marschalls vor der Schlacht von Leipzig. Sie beweisen klar und deutlich: daß Napoleon zwischen dem 4ten und 16ten October, unterdeß er eine Armee unter Mürat dem nach Leipzig sich richtenden schwarzenbergschen Corps gegenüber stellte, er selbst mit einer andern Armee, von welcher das Regniersche Corps die Vorhut machte, das blüchersche Heer zwischen Elbe und Mulde zu treffen und zu schlagen hoffte, und er solches mit der Nordarmee an der Saale vereinigt fand, gleich auf das Schlachtfeld bei Leipzig

Digitized by Google

eilte, um hier absichtlich eine Bataille zu liefern, daß er demnach gar nicht keabsichtigt nach Berlin streifen zu lassen, oder sich auf Magdeburg zurückzuziehen.

Ueberlieferungen Nr. 23. 24.

Enthalten 2 sehr uninteressante Aufsätze, eine nichts sagende Reisebeschreibung eines, republikanisch seynwollenden schweizerischen Malers von der Schweiz nach München, dessen ganzer Republikanismus darin besteht, daß er einen Bedienten für einen General ansieht, und im Theater den Hut aufbehält, wo ihn andere abgenommen; und einen confusen Kriegsbericht der Ereignisse in Tyrol 1809.

Magazin der Biographie denkwürdiger Personen der neuern und neusten Zeiten. 9tes Heft.

Die in diesem Heft enthaltenen Biographien von Massena, Berthier und Mozart enthalten wenig Neues; was aber darin von Berthiers Selbstmorde steht, klingt gerade so, als hätte es ein Anhänger Bonapartes geschrieben. Da steht wörtlich:

„Der russische General Sacken, welcher in Bamberg war, empfing Berthier höhnisch, und machte ihm mit spitzen Worten vielleicht den Verrath merklich. Der Mann von Ehre erduldet dergleichen nicht. Es geschah dies bei der Tafel, wo Sacken sagte: „„es freue ihn, in Berthier einen von den wenigen französischen Großen kennen zu lernen, die mit treuer Anhänglichkeit dem Könige, ihrem Herrn, gefolgt wären.““

„Berthiers Verlegenheit war auffallend; er antwortete nicht, aber daß er im höchsten Grade empört zu seyn schien, war offenkundig. Ein Mann so großen Gemüths läßt sich nicht so leicht von Theatermenschen beleidigen. — Ist der Stolz des Lebens hinübergegangen, und hat die Eitelkeit oder das ganze Gemeine über das wahre Leben gesiegt, dann sucht dieses einen Ausgang, und in diesem Stolz des Lebens entwickelte Berthier sein Ende.“

„Ueberdrüßig des Lebens, suchte er das Ende. Aufgebracht über die, dem sich seiner bewußten Mann gewordenen Beschimpfungen, ging er, unzufrieden mit einer Welt, wo er in Mißverhältnisse gerathen war, nach aufgehobener Mittagstafel in das dritte Stockwerk, (es war am 1sten Junius,) entfernte seine Kinder und stürzte sich aus dem Fenster. Todt blieb er unten liegen. Sein Sohn, ein junger Knabe, hatte ihn noch halten wollen, aber vergebens! Es fehlte nicht viel, und der Sohn wäre mit dem Vater herab gestürzt. Das Schloß ist sehr hoch gelegen, und Berthier war auf der Stelle todt.“

Digitized by Google

Staatswirthschaftliche Würdigung der Schrift: Ueber die Verwaltung der Finanzen des Königreichs Westphalen von dem Grafen Malchus von Marienrode 1814, von Heinrich Keßler, Tübingen 1818.

Eine sehr freimüthige, aber nicht beleidigende Schrift gegen eine andere vom Finanzminister Malchus über das ehemalige westphälische Steuerwesen. Hier tritt kein Schwätzer auf gegen Ministerialwillkühr, sondern ein freimüthiger Sachkenner, die Unzulänglichkeit aller neuen Kataster darthuend, allen denen nützlich zu lesen, die mit dem Vergrößerungsglase einen wahrhaft reinen Ertrag vom Grund und Boden suchen, um ihn zu besteuern, und niemals finden, auch niemals finden können.

Oestreichische militairische Zeitschrift, 2tes Heft, 1818.

Der Feldzug der Alliirten in den Niederlanden 1793.

Höchst interessant und zur Evidenz darthuend, daß damals die Franzosen siegten, und so viel Unglück über Europa brachten, 1) weil die Alliirten ihre Streitkräfte und kriegskünstliche Intelligenz zu gering schätzten, und zu geringe Gegenkräfte in den Kampf brachten; 2) weil man den Festungsgürtel 1793 zu sehr respektirte, der Frankreich umgiebt; 3) weil die Engländer 1794 aus merkantilischen Gründen schlechterdings nur Dünkirchen im Auge hatten. In der Schlacht von Jemappe, wovon die Franzosen so viel Aufhebens machen, waren die Oestreicher 13300, die Franzosen 50000 Mann stark.

Originalien Suwarow's.

Originale, die ein Original unter den Feldherrn unwidersprechlich bezeichnen. Es blitzt ächtes Genie durch. Wenige Worte um große Zwecke Verachtung aller Pedanterie und Schulfuchserei, stets nur das Ziel im Auge, den Krieg aus dem richtigen Gesichtspunkt — des Angriffs — beurtheilend, die Mittel auf eingebohrene Russen, also auf Stoßwaffen bauend, und nur in der Tauglichkeit des Bajonnets sich irrend, so stellt sich dieser Mann dar, der 20 Jahre jünger und die nöthigen Streitkräfte stets hinter sich, die Franzosen aus Frankreich verjagt hätte.

Ueber den Einfluß der Schriften des Herrn von Jomini.

Herr von Butterlin schreibt Herrn von Jomini einzig und allein und seinem Werk über große Kriegsoperationen und dem

dadurch gebildeten russischen Generalstab den Sieg über Napoleon zu. Epaminondes, Cäsar, Friedrich und Napoleon sind nur Materialisten gewesen in der Feldherrnkunst, Jomini war es aber beschieden, die einzigen, wahren, ächten, mathematischen Grundlagen derselben in Kunstregeln zu bringen und dadurch Feldherren zu bilden und Siege zu erringen.

Der östreichische Critiker zeigt mit siegenden Gründen die Unhaltbarkeit dieser Raisonnements, indem es nur eine Grundwahrheit für die Feldherrnkunst giebt, die, daß eigentlich gar keine kunstgerechte existirt, indem sie die Umstände, Terrain und gegenüberstehende Feldherrn bedingen, kurz daß sie Produkt des Genies ist.

Ueber Deutschlands National-Bildung. Vom Professor J. Hillebrand. Frankfurth am Main, bei den Gebrüder Willmanns 1818.

Ein sehr lesenswerthes Buch, das, wenn es auch die Vorzüglichkeit des deutschen Nationalcharakters vielleicht zu hoch anschlägt, doch von allen solchen Narrheiten und Aberwitz entfernt hält, worin Phantasten neuester Zeit das deutsche Wesen gesucht haben, wie z. B. in Verleugnung alles Weltbürgersinns und der Verschiedenheit deutscher Volksbildung nach Provinzen. Der Verfasser findet im Gegentheil hierin das ächt deutsche national.

Opinion sur la dette des puissances du continent etc. par M. Papion. Tours 1818.

Der Verfasser fängt damit an, den allgemeinen Nutzen zu zeigen, den alle Continentalstaaten von der Regulirung ihres Schuldenwesens haben würden.

Er glaubt, daß dieß ein Leichtes sey, indem die großen Mächte durch die heilige Allianz einen dauerhaften Frieden und unter ihren Völkern Religion und Sittlichkeit wieder hervorgerufen, die durch die 25jährigen Revolutionskriege vernichtet worden wären. Der Friede sey aber die einzige Quelle zur finanziellen Ordnung, da er der Industrie emporhälfe, welche den Finanzen Nahrung gäbe.

Der Verfasser zeigt dann, daß der während der Revolution in Frankreich aufgekommene, allen göttlichen und bürgerlichen Gesetzen *) entgegenstrebende, Geldwucher die Staatsfinanzen zerstört habe.

---

*) Note d. Red. Keineswegs aber den neuen staatswirthschaftlichen Systemen, die alle andere Staatszwecke dem Eigennutz unterordnen.

Nachdem der Verfasser die alte und neue Gesetzgebung über den Geldwucher vorgetragen, kommt er auf das jetzt allgemein von den Continentalstaaten ergriffene Hülfsmittel der Anleihen, um ihrem Finanzwesen aufzuhelfen, worin ihnen England als Muster diene, welches dadurch blühend geworden sey. Diese hohe Meinung von dem Nutzen des Anleihesystems in allen Ländern sey sehr irrig:

Denn in England wären die Staatsanleihen ein Beweis des wachsenden Nationalreichthums, in den übrigen der steigenden Nationalarmuth.

Der Finanzminister in England erhielte seine Anleihen zu dem niedrigsten Zinsfuß, die der andern Staaten zu dem höchsten.

In England überstiege der Nationalreichthum dennoch die ungeheure Staatsschuldenlast, und diese diene jenem als Stütze, anderwärts sey der Fall umgekehrt. Wenn der Krieg England bereichere, so stürze er die übrigen Staaten in Armuth *).

In England leiht der Finanzminister nur solche Kapitale, welche im Umlauf als überflüssig ausfallen, anderwärts entziehen die Staatsanleihen dem Umlauf die nöthigen Capitale, daß er stockt. Hier werden Handel und Industrie nicht nur durch die Staatsanleihen gefährdet, sondern es wird auch eine große Compagnie aller europäischen Banquiers bewirkt, die sich alles baaren Geldes bemächtigen und es ihrer Agiotage unterwerfen, und dadurch alles vernichten, was Nationalwohlstand befördert.

Die Staaten dürfen sodann weder auf den Nationalfleiß oder Nationalindustrie Rechnung machen. Die großen Capitalisten haben ihr Vaterland in ihrem Geldbeutel. Durch ihre allgemeine Verbindung werden sie in die Möglichkeit versetzt, ihr Vermögen durch einen Federzug in alle Welttheile zu versetzen.

De l'état de la liberté en France, par C. A. Scheffer. Paris 1817.

Dieß ist die Broschüre, welche dem Verfasser einen fiscalischen Prozeß zugezogen hat. Im ersten Capitel führt der Verfasser den richtigen Satz aus: daß eine Nationalrepräsentation viel schlechter ist, als gar keine, wo sie sich gebrauchen läßt, der Tyrannei als Organ zu dienen, und behauptet, daß unter den

---

*) Note d. Red. Die englische Nationalschuld und der englische Nationalreichthum verhalten sich gerade so zu einander, als zwei Geldbörsen in einer Tasche, welche sich als fremde behandeln, oder wie eine doppelte Buchhaltung in einem Comptoir, wie Prinzipal und Casse, die sich gegenseitig borgen.

Digitized by Google

vielen Nationalversammlungen, welche Frankreich in 29 Jahren gehabt, nur 2 unabhängig von Tyrannei, vom wahren Geist der Freiheit belebt gewesen wären: die von 1789 und 1815 während der 100 Tage.

Im 2ten Capitel wird der traurige Einfluß dargethan, den Paris auf Frankreich ausübe, den Deutschland und England gar nicht kenne.

Es ist sehr auffallend, hier zu bemerken, in welchem großen Widerspruch die französischen und deutschen Freiheitsprediger stehen. Diese dringen mit aller Gewalt auf eine Umgestaltung aller deutschen Volksstämme und Staatsformen in eine große Nation und eine Staatsform, wodurch das unglückliche deutsche Wesen vernichtet werden müßte. Jene verwünschen diese in Frankreich statt findende Gleichförmigkeit und wollen die deutsche Vielheit an die Stelle setzen.

Das 6te Capitel ist voll von narrenhaften Vorschlägen: statt aller stehenden Armeen soll eine Landmiliz, statt der Präfekten Municipalität eingeführt, alle Polizei vernichtet, die Presse freigegeben, die Justiz-Verwaltung so vereinfacht werden, wie in England.

Wäre alles ganz vortrefflich, es fehlt nur eins dabei, die Tugendhaftigkeit der französischen Nation.

Der Obriste Christian von Massenbach. Eine biographische Skizze seiner Schicksale, Anschuldigungen und Vertheidigungsgründe. Nebst einer wichtigen Aufgabe für die Criminalgesetzgebung Deutschlands. Im December 1818.

Eine elende Sammlung von Materialien aus den Schriften des Geschilderten und aus den Zeitschriften über seine Untersuchung, die, ohne Sinn und Verstand geordnet, seine Rechtfertigung ausmachen sollen, ehe die Untersuchung gegen ihn geschlossen worden ist. Der Anhang S. 234 scheint darzuthun, daß ein ehemaliger Camerad des Herrn von Massenbach diese Compilation veranlaßt hat, die, eine bloße Buchhändlerspeculation, ihm mehr schaden als nützen wird.

S. 32, 33 stehen ganz irrige Thatsachen: 1) die Franzosen hätten vor der Capitulation von Prenzlau die Thore der Stadt und die Straße nach Stettin inne gehabt; 2) die preußische Regierung hätte 1810 den 4ten Band der Minerva ohne Zuthun Massenbachs unterdrückt, da es ad instantiam desselben geschehen ist.

Digitized by Google

Minerva. Februar 1818.

Dieses Heft enthält sehr interessante Aufsätze:

1) Die Revolutionsgeschichte des spanischen Amerika liefert den überzeugenden Beweis, daß bei solchem despotischen Druck und solcher Beschränkung des Eigenthums des Tochterstaats zum Vortheil des Mutterlandes jede Colonie sich unabhängig machen wird, wenn sie Kräfte dazu fühlt. Auffallend ist: daß die spanischen Colonien während der französischen Ueberziehung Spaniens dem Mutterlande treu anhingen, sie 90 Millionen Piaster sandten und daß eine Unabhängigkeitserklärung der spanischen Regierung auf der Insel Leon sie zuerst aufregte, ihre Unabhängigkeit zu erklären.

2) Die französische Occupation des hessischen Kurstaats 1806 scheint authentisch zu seyn, und bestand in einem hinterlistigen Ueberfall unter der Maske eines Neutralitätsvertrags. Der Fehler war, daß der Kurfürst solchen eingegangen war.

3) Ueber die Grenzen zwischen den Befugnissen der Regierungen und Gerichte in dem preußischen Staate.

Der Verfasser scheint die Regierung in aller Hinsicht von der Justiz abhängig machen zu wollen.

Protestation von K. A. Mertens. Halberstadt 1818.

Der Verfasser hat in einer sehr klaren Sprache die Tendenz der 95 Thesen von Harms angegriffen, durch welche aller Vernunft und jeder Prüfung in Sätzen der geoffenbarten Religion die Thür verschlossen wird, bestritten und gezeigt, daß dadurch alles wahre Lutherthum vernichtet und ein neues Pabstthum eingeführt werden würde.

Grundlinien zu einer Steuereinrichtung in Preußen. Von Friedrich Wäcker. Berlin 1818. In der Maurerschen Buchhandlung.

Der Verfasser versucht eigentlich nur, auszuführen: daß die Grundsteuer, Einkommensteuer, Gewerbesteuer, Consumtionssteuer, Zoll, diejenigen Abgaben wären, die bei uns künftig sehr wohl neben einander bestehen könnten. Ueber das Eigenthümliche jeder Steuerart ist allerlei gesagt worden, ohne daß eine neue helle Idee aus dem Gesagten hervorleuchtet.

Digitized by Google

Nemesis, IIter Band 1stes, 2tes Stück.

Nachdem diese Zeitschrift wegen Abdruck eines, dem Ekaterath v. Kotzebue gestohlenen Briefs unter Siegel gelegt worden war, der, sey er mit oder ohne Kenntniß der Art der Entwendung, in des Redakteurs Hand gelangt, doch schon ipso facto als gegen den Willen seines Verfassers dahin gekommen zu seyn zu betrachten gewesen, doch wohl nimmermehr in die Nemesis gehört hätte, ist solche jetzt mit 2 Heften erschienen, die wieder nichts Neues, sondern lauter Aufgewärmtes, zum Ekel Wiederkäutes, enthalten.

Das Titelkupfer: Gneisenau's Gemälde ist 20 Jahre zu jung, und durchaus verfehlt.

1) Das Finanzministerium.

Ein Doctor Juris in Halberstadt, der wahrscheinlich viel Muse hat, giebt hier eine Darstellung von den Nachtheilen stehender Heere, der Polizei und der Finanzen, als 3 Plagen moderner Staaten.

Es ist sehr langweilig zu wiederholen, was der Herr Doktor durch einander schwatzt, es ist uns nur eins dabei aufgefallen.

daß er an der Spitze seiner Darstellung den Satz aufstellt, die europäische Welt sey in Egoismus befangen, die Polizei überflüssig und die herrlichste Volksvertretung an ihrer Stelle.

Wo der Egoismus herrscht, scheint aber mehr der Boden für Polizei als Volksvertretung geschickt zu seyn.

2) Ueber die Gewerbesteuer im preußischen Staat.

Ein Arzt in Nordhausen beweist aus allen nur herbeizuziehenden Gründen, die Arzneikunde sey kein Gewerbe, sondern eine Wissenschaft, und daher nicht zu besteuern; der gute Mann hat aber vergessen, daß seine Wissenschaft nicht besteuert werden soll, sondern sein Einkommen. Parturiunt montes.

3) S. 166 werden dem Herrn Redakteur Prügel angeboten.

4) Bemerkungen über den Aufsatz: Die Verhältnisse des Civil- und Militairstandes in Preußen.

Ueberflüssig. Denn alle Preußen wissen es, nur Herr Luden weiß es nicht:

daß die preußischen Cadets Söhne pensionirter und gebliebener Officiere sind und der preußische Officier bis zum wirklichen Capitain gegen die Staatsdienerschaft karg salarirt ist.

Entwurf zur deutschen und Darstellung der englischen Gesetzgebung über die Preßfreiheit. Vom Professor Krug. Leipzig bei F. A. Brockhaus 1818.

Der Vorschlag zu einer neuen deutschen Censurordnung, den der 1ste Theil dieses Buchs enthält, ist schon früher in den Staatsanzeigen von A. Müller gedruckt worden. Dieser Vorschlag hat aber den öffentlichen Beifall nicht erhalten, da man ihn für zu beschränkend gehalten hat. Hauptsächlich geht er auf Verantwortlichkeit der Schriftsteller, Verleger und Drucker hinaus, daß sie sich auf dem Titel nennen, daß Gelehrten und Staatsdienern Zensurfreiheit gegeben, solche nur für andere, die auf diesen Titel kein Recht haben, und für Flugblätter angeordnet werde.

Der 2te Theil dieser Schrift enthält die englische Gesetzgebung wegen der Preßbeschränkung, die eben nicht sehr bestimmt und liberal erscheint.

Mac Benac oder das Positive der Freimaurerei. 1818.

Was der Verfasser durch diese Schrift bezwecke, sagt er auf der letzten Seite, wo er Lessings und Friedrichs Urtheil darüber wiederholt.

Der Erstere erwiederte einem Bruder, der ihn fragte: Nicht wahr, Sie haben nichts gegen Religion und Staat in der Freimaurerei gefunden?

Wollte Gott, ich hätte Etwas gegen Etwas darin gefunden.

Friedrich äußerte über diesen Orden:

c'st un grand Rien.

Aus diesen Gesichtspunkten ist in dem bezeichneten Buche die Geschichte der Freimaurer aus bekannten Quellen dargestellt, im allgemeinen und besondern in England, Frankreich, Deutschland.

In England war sie eins der Mittel zur Revolution im 17ten Jahrhundert, in Frankreich wurde sie zu Geldprellereien benutzt, die zuletzt dem Kaiser Napoleon und dem Großmeister Cambaceres Millionen einbrachte, in Deutschland wurde sie mißbraucht für Jesuiten, Rosenkreuzer und Illuminaten.

Starke in Darmstadt starb als Jesuit in Kutte und Tonsur, Biester, hatte Recht, dessen eigener Sohn (vergl. S. 96) sich den Jesuiten in Rom in die Arme geworfen und seinen Vater 1812 verflucht hat.

Die Zeiten. 2tes. Februar 1818.

Außer der Fortsetzung des früheren Aufsatzes über den Studentenunfug auf der Wartburg, der sehr gründlich ausgeführt

worden ist, enthält die Beleuchtung der Uebergabe der Adresse der Bewohner des Regierungsbezirks Coblenz S. 280, 281 eine gerechte Würdigung, die zwar sehr zum Lobe des Staatskanzlers, aber keineswegs der Deputation und des Sprechers gereicht, an dem wir nichts als die Dreistigkeit bewundern, mit der dieser zweideutige Mensch dem Staatskanzler, als ehemaliger Verfasser des rothen Blatts und Jacobiner, eine solche Adresse übergeben konnte.

Timaleths Pflicht: Befolgung, das Seinige beizutragen: daß vier Schriften von Pestalozzi über das „Eins ist Noth für die Menschheit!" Germanien 1817.

Scheinen verwirrte Redensarten eines Wahnsinnigen zu seyn, der in lichten Momenten hin und wieder ein Körnlein Salz hinzugethan hat.

Erörterung der Fragen: Hat der Kurfürst von Hessen vor so vielen andern, durch Krieg und frühere Traktaten, bald beschädigten, bald gänzlich vernichteten Reichsgliedern, oder deutschen Staatsbürgern, einen bevorzugten Anspruch an eine vollständige Wiedereinsetzung in den vorigen Stand?
Besitzt derselbe dergleichen bevorzugte Ansprüche nicht, welches würden die Folgen seyn, welche daraus entstünden, wenn ihm selbige eingeräumt werden sollten?

Es wird hier die Unbefugniß des Kurfürsten von Hessen aus Rechtsgründen dargethan, daß er von seinen früheren Schuldnern, welche die hessischen Anleihen, welche sie an Napoleon gezahlt, solche nicht noch einmal einfordern können.

Das Wartburgsfest am 18ten October 1817, von Dr. D. G. Kieser. Jena 1818.

Es fehlte noch, daß den jugendlich unpartheiischen Geschichtsschreibern dieses Unfugs ein Altgeselle sich anschloß, der in der vorliegenden Flugschrift nichts neues, als seine befangenen leidenschaftlichen Urtheile hinzuzufügen, und gegen Herrn von Kamptz neue Injurien zu sagen, selbst den, in ihren Schriften gebrandmarkten, Schriftsteller gegebenen Titel „ehrenwerthe Gesellschaft," zu bespötteln und den Leuten weiß zu machen, der

Digitized by Google

Fürst Hardenberg und der Graf Zichy hätten sich in Weimar von der Erhabenheit dieses Festes überzeugt.

Transeat cum caetoris. Der Verfasser ist schon aus seiner Schrift bekannt, wodurch er an der Frau von Ebezy zum Ritter werden wollte. Je mehr Beschreibungen des Festes, desto besser, es wird sich die verkehrte Welt und Zeit dadurch immer mehr aufthun und die Schellenkappe, die bei dem Fest den Vorsitz hatte. Von diesem Verfasser kann man wahrlich mit Recht ausrufen:

Si tacuisses etc.

Unmündig den Jahren nach ist er nicht. Ob am verständigen unpartheiischen Urtheil? das mögen die Leser daran erkennen, daß er den scandaleusen Schriftenbrand einen unschuldigen Spaß nennt, wo Gassenbuben ihre Lehrer und Väter wegen Schriften pasquilliren, die sie weder gelesen noch verstanden haben. Wie, wenn die Söhne der Geächteten Hrn. Dr. Kieser 50 Stockprügel beibrächten, würde er es auch für Spaß hinnehmen.

Politisches Journal. 2tes Stück. 1818.

1) **Die neuen Versuche zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfarth und eines neuen Seeweges nach Indien und China.**

Interessant ist die hier niedergelegte Angabe der von König Alfred 901 an gemachten Versuche, durch das Eismeer einen Weg nach Indien zu finden, womit der jüngere Kotzebue in diesem Augenblick noch beschäftigt ist.

2) **Merkwürdige Beiträge zur Statistik mehrerer Länder und Städte.**

Die Bevölkerung des deutschen Bundesstaats ohne Preußen beträgt 28 Millionen 980,000, inclusive Preußen 36 Millionen Seelen, und zwar in erster Hinsicht:

Oestreich als Bundesstaat	16,000,000	Seelen.
Bayern	3,400,000	—
Hanover	1,800,000	—
Würtemberg	1,300,000	—
Sachsen	1,200,000	—
Baden	1,000,000	—
Kurhessen	540,000	—
Lippe-Detmold	80,000	—
Schaumburg	30,000	—
Waldeck	50,000	—
Weimar	180,000	—
Gotha	180,000	—
Latus	25,269,000	Seelen.

Digitized by Google

	Transport 25,260,000 Seelen.
Anhaltische Häuser	120,000 —
Schwarzburgsche Häuser	116,000 —
Großherzogthum Hessen	560,000 —
Hessen-Homburg	25,000 —
Sachsen-Meiningen, Coburg, Hildburghausen	160,000 —
Reußische Häuser	84,000 —
Hohenzollernsche Häuser	66,000 —
Holstein mit Lauenburg	360,000 —
Oldenburg	220,000 —
Mecklenburg-Schwerin	330,000 —
Braunschweig	220,000 —
Mecklenburg-Strelitz	70,000 —
Luxemburg	240,000 —
Nassau	250,000 —
Hamburg	126,000 —
Bremen	50,000 —
Frankfurth	50,000 —
Lübeck	44,000 —
Lichtenstein.	10,000 —
	Summa 28,350,000 Seelen.

Also umfaßt der deutsche Bund beinahe 29 Millionen Menschen, hierzu kömmt aber noch Preußen als Bundesstaat. Die preußische Monarchie enthält jetzt 9 Millionen 822,000 Menschen, die auf einem Flächenraum von 4980 □ Meilen wohnen. Von dieser Bevölkerung kann man über zwei Drittheile, wenigstens 7 Millionen als zum deutschen Bunde gehörig, rechnen.

3) Spanisches Amerika.

Nirgend ist der richtige Standpunkt klar, auf dem die politischen Angelegenheiten stehen, und der Krieg scheint in Räuberei sich aufgelöst zu haben. Sind Royalisten in Mexico Herren, so sind es in Venezuela und Chili die Insurgenten.

4) Die Züge aus der Charakteristik Ludwig des 17ten sind sehr bemerkenswerth.

5) Rußland.

Wichtig ist die, endlich durch die in Petersburg erschienene Schrift: Moskau's Verbrennung, geschehene Aufklärung, daß weder Russen noch Franzosen dessen Brand veranlaßt, sondern daß er zufällig entstanden sey.

Miszellen. 2tes Heft. 1818.

Sehr interessant wegen der aufgeklärten Halsbandsgeschichte der Königin Marie Antoinette und des Cardinal Rohan. Sie

erklärt sich dadurch, daß der letzte nicht der Anbeter der erstern, sondern von ihr gehaßt war, weil er als Gesandter in Wien ihre Mutter bei Ludwig XV. verspottet hatte; er suchte diese Ungnade von sich abzuwälzen und bediente sich der Unterhändlerin de la Motte, die ihn betrog.

Memoiren der Madame Manson. Nach der französischen Originalausgabe übersetzt. Wien 1818.

Der Prozeß des ermordeten Kaufmann Fualdez in Rhodez in Frankreich macht dort, wie in dem übrigen gebildeten Europa, eine eben so große Sensation, wie der des Calas vor 40 Jahren. Ein reicher Kaufmann in einem bevölkerten Handelsort wird von 2 andern Kaufleuten, die seine Schuldner sind, in das berüchtigte Haus einer Wittwe Bancal am Abend gelockt, in eine Hinterstube geführt, auf einen Tisch gelegt und ihm der Hals abgeschnitten, der Leichnam in einen Sack gesteckt und in der Nacht durch Mordgehülfen in den Fluß Aveyron geworfen, wo er am andern Morgen gefunden wird. So frech sind die Mörder, daß sie am andern Tage in das Büreau des Gemordeten eindringen, seine Schränke vor Zeugen öffnen und die sie betreffenden Papiere entwenden.

Ihre Verhaftung und Prozeß nimmt seinen Anfang. Ganz Rhodez nimmt Parthei und die Gerichte erhalten Notiz, daß eine gebildete Frau Namens Manson Zeugin des Mordes in einem benachbarten Cabinet gewesen sey. Sie wird dadurch in den Prozeß verwickelt, zuletzt als verdächtig gefangen genommen, und zur Untersuchung gezogen, welche noch nicht beendigt ist. Sie hat jene Memoiren drucken lassen.

Ihre Mitwissenschaft oder auch Theilnahme am Morde beruht auf der Thatsache:

Ob sie am 19ten März 1817 Abends im Hause der Bancal gegenwärtig und Zeugin des Mordes gewesen.

Es ist erwiesen: daß sie diese Thatsache ihrem Liebhaber entdeckt, sie hat auch außergerichtlich dasselbe Bekenntniß wiederholt, aber solches vor Gericht niemals ratifizirt, sondern stets behauptet, sie hätte ihren Liebhaber zum Besten gehabt.

Sie sucht nun in diesen Memoiren diese Sache auf ihren Unverstand und Leichtsinn zu schieben, und behauptet darthun zu wollen:

daß sie am 19ten März Abends zur Zeit des Mordes wo anders gewesen sey.

Die Folge der Untersuchung muß dieß näher aufdecken.

Die Memoiren sind übrigens ein Gewebe von Klatschereien, Kleinstädtischkeit, Hin- und Hergerede und französischer Affenjerei.

Ob es wohl in Deutschland sich denken läßt:
daß in einer Provinzial-Gewerbestadt ein Kaufmann von zwei andern um 10 Uhr Abends in einem mitten in der Stadt belegenen Hause förmlich geschlachtet werden könne.
Nur in Frankreich, wo eine Revolution getobt hat, läßt sich dergleichen als möglich denken.

Deutsche Staatsanzeigen von Adam Müller. Märzheft 1818.

Ueber Grundsteuern vom Herrn von Schütz.

Herr W. von Schütz spricht sich hier über die fehlerhafte Beurtheilung dieser und aller andern Steuern aus, die im Preußischen statt finden, dessen sich die preußische Administration und der Staatsrath schuldig gemacht. Er erklärt sich mit Recht gegen die kopflose Kopfsteuer, der er eine geringe Consumtionssteuer vorzieht, und stimmt für eine Quotisation der Provinzen und ihren Ständen zu überlassende Subrepartion.

Bemerkungen über die abseiten der Königl. Preußischen Gesandtschaft am deutschen Bundestage in Betreff der Ausführung des 13ten Artikels der Bundesacte abgegebenen Erklärung.

Adam Müller freut sich über die preußische Erklärung am Bundestage, über die neu zu schaffenden Provinzialstände, Corporationen ꝛc. und zieht wiederholentlich gegen die Gewerbefreiheit, Dienstablösung, methappsische Regierungseintheilung ꝛc. zu Felde. Wir würden dies Raisonnement völlig unterschreiben, wenn der Verfasser nicht die fire Idee hätte, in unsern großen Gutsbesitzern und ihren Verhältnissen zu ihren Hintersassen einen alten patriarchalischen Familienzustand zu finden, den man man in trugvoller egoistischer Geldwirthschaft nicht finden solle.
Er würde Recht haben, wenn unsere Gutsbesitzer nicht seit 50 Jahren selbst dem Geldgötzen nachgelaufen wären und ihrem Streben das leidige Geld und dessen Gewinn untergelegt hätten.

Die Uebergabe der Adresse der Stadt Coblenz an Sr. Durchlaucht den Staatskanzler.

Auch darüber freut sich Adam Müller, da er darin ein Rückschreiten zu dem alten Corporationswesen findet, und in dem genialen — oder groben Görres einen neuen Alliirten erblickt.

Digitized by Google

Journal für Deutschland. 3tes Heft. März.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter (Fortsetzung.)

Diese Critik wird großen Nutzen haben, da sie eine helle Fackel in dem Labyrinth der finstern Gänge dieser Zeiten ist und jeden Jüngling abschrecken wird, sich dahin zurück zu sehnen, wie es einmal wieder Ton geworden ist.

„Die Regierungen waren eine Art militairischer Demokratien, deren Oberhäupter Könige genannt wurden, die Versammlungen bewaffneter freier Krieger entschieden die wichtigsten gesellschaftlichen Angelegenheiten. Von Erblichkeit der Könige war in Rücksicht ihrer Persönlichkeit keine Rede, wenn der Sohn dem Vater im Besitz des Thrones folgte, so geschah es mehr der Bequemlichkeit wegen, die sein Besitzstand darbot. Das königl. Geschäft beschränkte sich in Anführung im Kriege, das Land war in Gaue eingetheilt, an deren Spitze ein Graf (von Gren) stand. Dessen Bestimmung war die Gerechtigkeitspflege unter freiem Himmel. Der Gerichtstag hieß Thing und der Ort Mahlberg, die Gerichtsbeisitzer Schöffen. Geschriebene Gesetze gab es nicht, sondern Herkommen, welches Richter und Schöffen im Gedächtniß behielten. Als Beweismittel galten Zeugen, Eide und Gottesgerichte. Justiz und Krieg begründeten die ganze Regierung. Finanz und Polizei kannte man nicht, Kirch- und Schulwesen eben so wenig.

Diese Staatseinrichtung ist es, welche unsern Deutschthümlern so gut gefällt, und es ist nicht zu leugnen, daß sie für ein Hirten- und Bauernvolk, das nur den Boden anbaut, keine Städte, sondern nur einzelne Höfe kennt, sehr lobenswerth ist. Aber bei uns und einer Bevölkerung von 4000 Menschen auf der Quadratmeile, wodurch die bürgerlichen Verhältnisse so verwickelt werden, ist diese alte Verfassung unanwendbar.

Antwort eines Juristen auf die Anklage des Herrn Jonathan Schuderoff, Doctors der heiligen Schrift, Superintendenten und Oberpfarrers zu Ronneburg.

Der Verfasser weiset den Herrn Schuderoff wegen seiner Aufbauung eines evangelischen Papstthums recht gründlich zurecht, indem er den Geistlichen vom Priester scheidet, jenen Beruf auf Lehre, diesen auf einen politischen Standpunkt begründet und behauptet, daß wir wohl jener, aber nicht dieser bedürftig wären.

Digitized by Google

Beyträge zur Charakteristik der Frau von Krüdener, von dem Consistorialrath Brescius und dem Professor Dr. Spiker zu Frankfurth a. O. Berlin 1818, bey Dümmler.

Eine sehr interessante Schrift, die sehr viel Licht über diese merkwürdige alte Frau verbreitet und dem Gespräch mit ihr von Prof. Krug in der Hauptsache widerspricht. S. 14. Sie gäbe sich für die Stifterin des heiligen Bundes aus. Sie nennt sich aber sammt ihren Genossen die M.ss.on des heiligen Bundes.

Nach S. 36 hat sie kein eigentliches System und es herrscht kein Zusammenhang in ihren Vorträgen. Neben den geistreichsten Ideen und hoher Andacht liegt bisweilen eine ganze Fülle unbegreiflichen Unsinns. Wenn das tiefbewegte Gemüth sich rührend und ergreifend ausgesprochen hatte, trat nicht selten der Verstand mit dem feinsten Witz hervor.

Von Weimar sagte sie S. 55:

„Weimar und Gotha kann man das deutsche Heidenthum nennen, da hat der Götze unserer Zeit, den sie Göthe nennen, seine Altäre; Preußen hat seine Leiden dem Leichtsinn zu verdanken, mit dem Friedrich das verderbteste Franzosenthum aufgenommen hat."

S. 60;

„Der unselige dreißigjährige Krieg, welchen die Vernunft mit ihren Hypothesen, Satzungen und Meinungen geführt hat, sollte uns belehren, daß wir auf dem Wege der trüglichen Vernunft nicht zum Ziel gelangen. Ein Götze stürzt den andern, und alle fallen in die Grube. Der großmächtige Kant ist durch Fichte gestürzt und dieser durch Schelling. Wolltet ihr doch einmal eine menschliche Autorität, so solltet ihr zu einem Philosophen des Alterthums gehen, der größer ist denn alle, und dem die übrigen nicht werth sind die Schuhriemen aufzulösen, das ist — Aristoteles Der hat auch schon das große Geheimniß der Trinität in der Natur gefunden. Jetzt häuft man Bücher auf Bücher, erweitert die Wissenschaften und erfindet neue. Da gehts denn dem literarischen Papier, wie dem diplomatischen und Finanzpapier — es hat seinen Credit verloren. Es nahet sich alles einem großen Bankerott. Christum lieb haben, ist besser als alles Wissen.

Der Bauer in Pohlen. Berlin 1818. Vom Geheimen-Justiz-Rath v. Grevenitz.

Ein merkwürdiges, seinen Gegenstand völlig erschöpfendes Büchlein, von dem man mit Recht sagen mag: tot verba tot pondera? Hier findet man kein poetisches Geschwätz von Volk, Freiheit und Constitution, sondern, im ersten Abschnitt, eine ge-

schichtliche Entwickelung der polnischen Gesetzgebung, woraus hervorgeht, daß der polnische Bauer erst seit den letzten 2 Jahrhunderten, seitdem die ständische Verfassung anfing und die erbliche Königl. Gewalt aufhörte, ein rechtloser Sclave des Edelmanns wurde; im 2ten Abschnitt, Andeutungen für eine neue, das Schicksal und das Recht dieser unglücklichen Feldneger milder und zeitgemäßer bestimmende Gesetzgebung. Hier ist also kein Geschwätz, sondern ein auf Geschichte und geschriebene Gesetze gestütztes gründliches Urtheil, das jedermann beherzigen wird und muß, vorzüglich die Regierungen, die Pohlen sich angeeignet haben.

Vom Jahre 1347 fängt der Verfasser seine Geschichte an. Wozu er die ersten Quellen benutzt hat:

„Casimir der Große erläßt ein Statut, worin zwei Classen der Bauern vorkommen:

Solche, die des deutschen magdeburgschen Rechts genießen, oder dem polnischen Jure terrestri unterworfen sind. Diese Eintheilung besteht noch jetzt. Die Rechte der vorhandenen Bauern begründen sich entweder auf alle Verträge, Privilegien, Stiftungs- und Grundbriefen, oder nicht. Jene sind noch heute diejenigen Bauern, welche deutsches Recht genießen, aber auch häufig von den Grundherren darin gekränkt worden sind. Sie bedürfen keiner neuen Gesetzgebung, sondern nur einer strengen Verwaltung der Justiz nach den vorhandenen Gesetzen. An sie schließen sich die Königl. oder Starostey-Bauern an, deren Rechte die Lustrationen enthalten, und für welche sonst das Referendariats-Gericht fundirt war."

Der große Haufe der adlichen Bauern, der keine Rechte hat, sondern hatte, und die ihm unter Siegesmund geraubt wurden, diese sind es, für die der Verfasser hier schreibt. Er beweist: daß in den ältesten Zeiten der Edelmann nicht einmal die Patrimonialgerichtsbarkeit besaß: daß die Bauern volles Erbrecht ihres un- und beweglichen Vermögens besaßen; daß die Bauern im Wohlstand lebten, so daß Johann Albert 1496 ihnen polizeiliche Luxusgesetze gab; daß sie gesetzlich von 10 Scheffl. Berl. Winteraussaat, oder von der Hufe 52 Spanndienste dem Grundherrn, 2 Gr. Steuer an den Staat und den Naturalzehnten an die Geistlichkeit entrichteten; daß sie persönlich frei, aber glebae adscripti waren; daß aber jährlich 2 Familien aus einem Dorfe abziehen konnten; unter mehreren Söhnen konnte einer für Wissenschaft, Handwerk, oder auswärtigen Dienst bestimmt werden; die Heirathen der Töchter waren unbeschränkt; daß der Umsturz der erblichen Thronfolge 1572 die Rechtlosigkeit des Bauers nach sich zog; daß unter Alexander schon, dann unter Siegesmund Rechtsgesetze erschienen, worin dem adlichen Bauer das Recht versagt wurde, gegen den Grundherrn gerichtliche Klage anstellen zu dürfen; daß die Constitution von 1791 zwar festsetze: Edelmann und Bauer sollten sich jetzt durch Vertrag über ihre Verhältnisse einigen, daß es aber nicht dazu gekommen sey; daß auch die preußische Gesetzgebung $\frac{1793}{1800}$ dem Bauer die Quelle sei-

ner Leiden nicht abgegraben, da sie auf vorhandene Verfassung hinweise; daß endlich Napoleons Decret: Die Sclaverei hört auf, gar nichts gefruchtet, da dem Bauer dadurch seine Scholle nicht eigenthümlich ertheilt sey, und er seitdem auf jährigen Contract sitze. In den Andeutungen für eine neue Gesetzgebung, werden Rücksichten auf 2 verschiedene Culturgrade der Bauern in Pohlen empfohlen, im Großherzogthum Posen aber die erste für einen freien Zustand empfängliche angenommen. Hier soll der Bauer Erbeigenthümer, seine Frohnen auf ein dem Landesgesetz von 1520 entsprechendes Maß gesetzt werden; das preuß. Edikt vom 14ten Sptbr. 1811 und 29ten May 1816 soll Platz finden, wegen Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse.

Es wird vorgeschlagen:

daß die Ordnung und Entscheidung zwischen Grundherrn und Bauern einer aus Sachverständigen und Standesgenossen zusammengesetzten Behörde in 2 Instanzen übertragen werde.

Außerdem werden bessere Landschulen, Pfandbriefe, Manufakturen, Armenanstalten, Judenordnung *), landwirthschaftliche Vereine vorgeschlagen.

Es ist ein Codex aller geschriebenen Gesetze über den Bauer in Pohlen angeschlossen, und bemerkenswerth, daß der Verfasser seit 1797 selbst Gutsbesitzer im Großherzogthum Posen ist.

Beglaubte Uebersetzung aus Vincent v. Skrzetuski, Prawo polityczne (politisches Recht) Narodu polskiego (der polnischen Nation.)

Man kann bei dieser Stelle sich nicht entziehen, eines seltenen Beispiels der Menschenliebe für das Landvolk zu erwähnen.

Es hinterließ solches ein gewisser Einwohner der Woiwodschaft Sendomir, Namens Johann von Lipnicki, indem er eine gewisse Summe auswarf und bestimmte, daß von den jährlichen Interessen Republic-Abgaben, für arme Landbewohner des Sendomirschen Districts, entrichtet und vertreten werden sollten. Die im Jahr 1647 auf dem Reichstag zu Warschau versammelten Stände des Reichs bestätigten feierlichst diese so schöne und ruhmwürdige Fundation; der Inhalt der diesfälligen Constitution ist folgender:

(Vol. IV. fol. III.) „Die wohlthätige Fundation des Johann von Lipnicki, Einwohner der Woiwodschaft Sendomir, betrachtend, welche derselbe durch seinen eben so frommen als ruhmwürdigen Beitrag gestiftet hat, indem er für die armen

*) Die Juden waren auf dem Lande ein Insekt, das, indem es für sich Honig sucht, unwillkührlich den Blumenstaub fortträgt und befruchtet. Das Leben des landwirthschaftlichen Verkehrs, so schwach es ist, hat man meist ihnen zu verdanken.

Dorfbewohner in denen Landgütern der Woiwodschaft und Distrikt von Sendomir die an die Republik von denselben zu entrichtenden Abgaben vertritt, da er ein bestimmtes Capital ausgeworfen, von dessen jährlichen Zinsen die öffentlichen Abgaben für dergleichen arme Unterthanen bestritten werden sollen, wie solches die von ihm dieserhalb ausgestellte Verschreibung weitläuftiger besagt. So haben Wir diese Fundation autoritate des gegenwärtigen Reichstages bestätiget, jedoch aber dabey festgesetzt, daß wenn gedachte Summe hierzu nicht hinlänglich seyn sollte, so sollen diese Unterthanen das Fehlende bei denen zu entrichtenden Abgaben selbst beitragen.

Wie groß diese Summe gewesen, wo selbige locirt und zu welchem Zweck sie jetzt verwendet worden, habe ich aller möglichen angewandten Mühe ohngeachtet nicht erforschen können.

Auch habe ich in denen späteren Constitutionen nicht die geringste Spur gefunden, daß die Republik anderweitig darüber disponirt hätte.

Collationirt

Grevn.

Gespräche über Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in Deutschland von Dr. N. Schlichtegroll. Tübingen 1818.

Merkwürdig, da diese Schrift eine Verschmelzung der Meinungen Thibauts und Savignis über ein neues deutsches Landrecht versucht.

Archiv für den thierischen Magnetismus. 2ter Band 3tes Stück.

Dieß Heft hat deshalb Werth, da der Vater aller deutschen Magnetiseurs darin auftritt und seine Beobachtungen bekannt macht. Es ist Doctor Heiniken in Bremen, der 1800 schon magnetische Curen unternahm, wo solche verketzert wurden.

So überzeugt er von der großen Bedeutung des Magnetismus ist, so ist er es auch von dem Mißbrauch, und ruft S. 5. aus;

„Aber wehe der armen kranken Menschheit, wenn die bloße Empirie, der Fanatismus, oder wohl gar der Eigennutz dieses Mittel in die Hand nehmen und es in Anwendung bringen, es wird bey ihnen zu Gift und Dolch, und der dadurch gestiftete Schaden greift immer weiter um sich, und hat nur Verderben zum Begleiter.

Digitized by Google

Leider zeigt es sich täglich, daß in der richtigen, angemessenen und vorsichtigen Anwendung desselben oft schrecklich gefehlt wird. Bald wendet man es bei allen Kranken ohne Unterschied an, ihr Charakter und ihre Beschaffenheiten mögen auch noch so verschieden seyn, bald macht man keinen Unterschied unter den verschiedenen Arten der Anwendung, kümmert sich nicht, wie, und auf welche Theile man einwirkt, wählet die erste die beste Behandlungsweise, und ist froh, wenn man nur Erfolge siehet, sie mögen nun heilsam oder schädlich seyn; bald glaubt man mit der magnetischen Berührung alles geleistet zu haben, und vernachlässiget die dabei noch oft so nöthige ärztliche Behandlung. Auf mannigfache Weise wird in dieser Rücksicht gesündigt, und bei keinem Mittel ist doch so viel Umsicht und Vorsicht in der Anwendung nöthig, als bei diesem. Keines unserer bekannten Mittel, wirkt so unmittelbar ins Nervenleben als in den feinsten und wichtigsten Theil des Organismus, der in alle Funktionen eingreift und das Band zwischen Geist und Körper ausmacht, ein, als dieses; keines hat so wichtige Erscheinungen in seinem Gefolge; über keines sind wir so wenig Herr, als über dieses; denn einmahl in Wirksamkeit gesetzet, können wir ihm keine Grenzen mehr setzen; langwieriges Siechthum, unheilbare Schwäche, Lähmung, Fallsucht und Wahnsinn können eben so gut durch den unweisen und unvorsichtigen Magnetiseur herbeigeführet werden, als er sich durch Kenntniß, Vernunft und Vorsicht zum Wohlthäter der Menschen machen kann. Nicht ohne fromme Scheu sollten wir uns hier dem Heiligthum der sich uns aufschließenden Natur nähern, nicht stürmisch in ihre Pforten eindringen, oder die darin herrschende Ordnung wohl gar stören, und sie nach unserer Phantasie verändern wollen. Sie rächet oft fürchterlich diesen Frevel und läßt uns eine späte Reue als Strafe zurück.

Wer in den magnetischen Erscheinungen keinen höhern Sinn erkennen kann oder will, wem seine große Bedeutung nicht auffällt, wer bei ihm nur den physischen Menschen vor Augen hat, und die Beziehung desselben mit dem Geistigen nicht erräth, wer den Makrokosmus im Mikrokosmus nicht erkennet, der kann sich auch unmöglich zu der Geisteshöhe und Reinheit erheben, worauf der würdige Magnetiseur stehen muß, dem ist es besser, seine Thätigkeit auf andere für ihn mehr geeignete Gegenstände zu verwenden, als sich in diese Sphäre zu wagen.

Abhandlung über Einrichtung und Gebrauch des kleinen Gewehrs von Seydell.

Ein für Artilleristen und Offiziere überhaupt, vorzügliche praktische Darstellung von dem zweckmäßigsten kleinen Gewehr.

Nachrichten über vaterländische Festungen und Festungskriege von Scydell. 1818.

Der Verfasser belegt durch sinnige Anführungen aus der alten und neuen Geschichte folgendes Ideal einer deutschen Festung.

Man wähle ein Terrain zur Anlage der Festung, wo der Belagerer, durch Terrainabschnitte getrennt, in Abtheilungen anrücken muß, und wo man außerhalb der Festung eine vortheilhafte Vertheidigungssphäre von Schanzen, Blockhäusern *), Thürmen ꝛc. erhalten und dadurch zugleich dem Belagerer das Einschließen des Platzes möglichst erschweren kann. Ströme und Flüsse entsprechen dieser Bedingung vorzüglich, anderer großen Vortheile nicht zu gedenken.

Der Hauptumfassung des Platzes gebe man entweder eine tüchtige Mauer und kasemattirte Bollwerksthürme; letztere wie kleine Forts mit gedeckten Batterien, nach allen Seiten vertheidigungsfähig und nicht leicht Bresche zu legen (Albrecht Dürrer, ingleichen der, in der Belagerung Magdeburgs von Bruch und Feldsteinen erbaute, und 1500 Kanonenkugeln Widerstand leistende Thurm ꝛc. geben dazu gute Fingerzeige); oder wie Cüstrin mit kasemattirten Wällen und Mauern en Decharge. Die Bollwerksthürme wie vorstehend. In jedem der beiden Fälle nach einem vorliegenden Mantel von Erdwerken, Und weil die Vertheidigung einer Festung bei der Hauptumfassung eben so wenig anfangen, als enden darf, so muß das Innere des Platzes eine solche Einrichtung erhalten, daß, wenn auch der Belagerer die Hauptumfassung irgendwo durchbricht, ihm der Eingang durch die Breschen, so wie das weitere Vorschreiten von den, der Bresche zur Seite liegenden Thürmen und von den innern Gebäuden des Platzes mehr, als bei allen schon eroberten Werken erschwert, nur mit steigendem Verlust an Menschen, Geschützen u. s. w. möglich werde. Wozu dann hinter den Breschen, in den Straßen, und wo es erforderlich ist, schnell Abschnitte von Holz und Erde, nach dem Beispiel der Gallier erbaut, vortreffliche Dienste leisten. In Ermangelung des Holzes werden von den Häusern, Dachsparren, Balken ꝛc. genommen.

Die Mund- und Kriegsprovision wird in bombensichern Behältnissen unter dem Erdmantel, kasemattirten Thürmen, guten Kellern u. s. w. untergebracht.

Antwort auf die Zuschrift des Herrn Dctr. Schleiermacher über die Prüfung der Harmsischen Sätze. Leipzig und Hannover 1818.

Eine Streitschrift gegen Dr. Schleiermacher über Kirchenvereinigung, der Manier jenes nachgebildet, mit der größesten

*) In der Belagerung von Stettin kommen schon Blockhäuser vor.

Heftigkeit dem Gegner die bittersten Dinge zu sagen, eine dem Satyriker wohl, aber christlichen Religionslehrern schlecht anstehende Manier. Wohin man Dr. Schleiermacher zu zählen hat, als Prediger, politischen Redner, oder Landsturmsofficier, weiß man zwar nicht, andere Geistliche sollten aber seinem Vorbilde nicht folgen.

Was sollen wohl die Laven dazu sagen, wenn die Cleriker die Kirchenvereinigung nur darum bewirkt zu haben scheinen, um sich zu veruneinigen, und sich vor dem Publikum gegenseitig anzufeinden?

Mir scheint es, daß die christliche Liebe keinen Antheil an dieser Vereinigung habe, oder gleiche Ueberzeugung in der Lehre, sondern auf der Seite des evangelischen Publikums Gleichgültigkeit, auf der Seite der Geistlichkeit Herrschsucht. Die Vereinigung der Altäre und die Synode sollen eine Kirche, deren reiche Ausstattung und eine Corporation, genannt: Priesterschaft, hervorbringen, als Gegensatz der rechtlichen Macht.

Das ist das Ganze, und freilich konnte aus diesem Gesichtspunkte betrachtet die hiesige Synode keinen qualifizirteren Präsidenten als Herrn Doktor Schleiermacher wählen. Welchen Zweck mag die Regierung haben, wenn sie nach und nach den König von der Souverainität entkleidet?

Die Kirche eine Corporation, die Stände eine Corporation, die Domainen veräußert, die Armee in Landsturm umgeschaffen, ein beschließender Staatsrath; wird da der König nicht bald dem ehemaligen deutschen Kaiser ähnlich werden?

Beiträge zur Kunde Preußens. Erster Band. 4tes Heft.

1) Gedrängte actenmäßige Darstellung des Zustandes der Provinz Ostpreußen in den Jahren 1807 — 1815.

Unglaublich ist es fast, was Altpreußen seit 1804 den Franzosen und dem Vaterlande für Opfer gebracht hat und außerdem durch Epidemien, Mißerndten und Getreidehandelssperren gelitten hat, jedoch muß man davon den Gewinn abrechnen, den die Handelsstädte durch den Handel mit englischen Waaren während der französischen Continentalsperre gewannen.

Im November 1807 hatte die Provinz gegen 1805 weniger: 168,663 Pferde, 31,270 Füllen, 94,077 Ochsen, 145,255 Kühe, 81,597 Stück Jungvieh, 299,873 Schaafe und 233,488 Schweine. Der damalige ganze Verlust wurde auf 65,659,391 Thlr. berechnet. Im Jahre 1813 hat Ostpreußen 2,052,936 Thlr. beigetragen, incl. 195,832 Thlr. freiwillige Beiträge, 34,802 Soldaten und 10300 Mann mehr als verlangt worden sind.

2) Beitrag zur Geschichte des Preuß. Bosniacken-Corps, vorzüglich über dessen Ursprung und seine ersten Offiziere.

Eine höchst merkwürdige Geschichte, worin gezeigt wird, daß unter diesem Corps ursprünglich Türken sich befanden, die einen merkwürdigen Lebenswandel führten.

Europäische Annalen. 2tes Stück.

Enthält bloß die sehr interessante geschichtliche Darstellung über das geheime Ministerium Ludwig des 15ten, alles übrige ist von keinem großen Interesse. Jenes geheime Ministerium unter dem Herzog Broglio war dem öffentlichen des Choiseul entgegengesetzt. Es war gegen die östreichische Allianz, dieses dafür, indem es von dem alten französischen politischen System ausging, Frankreich durch Oestreich stets zu vergrößern. Maria Theresia und Kaunitz zogen die Maitresse Ludwig des 15ten, Madame Pompadour, in ihr Interesse, und stürzten durch dieselbe das geheime Ministerium, bewirkten die innige Allianz mit Oestreich und die Verheirathung Ludwig des 16ten mit Maria Antoinette.

Ueber das Verhältniß der Juden zu den Christen in den deutschen Handelsstädten. Leipzig in der Stillerschen Buchhandlung, 1818.

Unter allen Schriften, welche gegen die Juden gerichtet sind, ist diese die gründlichste, weil sie nicht aus der mosaischen Religion ihre Beweise von der Gefährlichkeit der Juden in christlichen Staaten herleitet, sondern aus den Gewerben, die sie treiben, wozu ihnen die jetzige Gewerbefreiheit so großen Spielraum giebt. Der ursprüngliche Charakter der Juden wird als mehr geeignet für solche Gewerbe geschildert, die eher auf Schein und großen Gewinn, als auf Ausdauer und Fleiß begründet sind.

Das Ganze schließt damit und gewährt das Resultat: daß der Jude bei der Gewerbefreiheit, dem immer steigenden Luxus und bei der zunehmenden Geldnoth, um den Luxus zu befriedigen, Herr des Christen werden muß.

SOCIETÄT

Freimüthige Blätter

für

Deutsche.

I.

Merkwürdiger Prozeß

des

Don Carlos von Oesterreich, Prinz von Asturien.

Ausgezogen aus der Histoire critique de l'inquisition d'Espagne von Llorente.

(Beschluß.)

VIII. In demselben Maaße, in welchem D. Carlos neue Hoffnungen, Geld zu erhalten und seine Reise auszuführen, schöpfte, überließ er sich noch mehr verbrecherischen Plänen. Noch vor Weihnachten desselben Jahres 1567 hatte er den schrecklichen Vorsatz gefaßt, seinem Vater das Leben zu nehmen; er fing sogleich an ohne alle Vorsicht, ohne irgend einen Plan, ohne alle kluge Beurtheilung, und er zeigt dadurch, daß sein Unternehmen mehr das eines Narren, als eines Verbrechers oder Aufruhrstifters war; denn er war nicht Herr seiner Geheimnisse, und wandte nicht die geringste Vorsichtsmaaßregel gegen die Gefahren, denen er sich bey diesen Versuchen aussetzte, an. Philipp war im Escurial und die ganze königl. Familie in Madrid. Sie mußte

daſelbſt Sonntags, am 28ſten December, am Innocentiustage, beichten und das Abendmahl nehmen; dies war eine am Hofe hergebrachte Gewohnheit, um eine Jubelfeier zu erhalten, welche den Königen von Spanien von den Päbſten zugeſtanden war. D. Carlos beichtete Sonnabends, den 27ſten deſſelben Monats, bey dem gewöhnlichen Beichtvater F. Diego de Charés, einem Dominicaner (welcher in der Folge Beichtvater des Königs wurde): der Prinz erzählte bald nachher mehrern Perſonen, daß ſein Beichtvater, nachdem er ihm ſein Vorhaben bekannt gemacht, daß er einen Menſchen, der eine ſehr hohe Würde bekleide, tödten wolle, die Abſolution verweigert habe, weil er die Ausführung ſeines Vorhabens nicht habe aufgeben wollen. D. Carlos ließ andere Geiſtliche aufſuchen, erhielt aber von ihnen denſelben abſchläglichen Beſcheid. Er griff nun zu einem andern Mittel, indem er von dem F. Johann von Tobar, Prior des Dominicaner-Kloſters zu Atocha, verlangte, ihm zu verſprechen, daß er ihm am folgenden Tage eine ungeweihte Hoſtie geben wolle; er hatte dabey die Abſicht, denen bey dieſer Ceremonie Gegenwärtigen glauben zu machen, daß er eben ſo vorbereitet, wie Johann von Oeſterreich, Alexander Farneſe und die übrige königl. Familie, das heil. Abendmahl empfange. Der Prior merkte ſehr leicht, daß er es mit einem Unſinnigen zu thun habe, und in dieſer Ueberzeugung fragte er ihn, wer die Perſon ſey, die er tödten wolle, und fügte hinzu: daß, wenn er den Rang kenne, in welchem ſie ſtehe, dies vielleicht hinreichend ſeyn werde, ihn von der weitern Forderung, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, zu entbinden. Dieſer Vorſchlag war zwar von Seiten des Priors äußerſt dreiſt, aber es kam hier darauf an, den Prinzen einmal in den Fall zu ſetzen, den Namen der Perſon zu nennen, auf welche es abgeſehen war, und der Erfolg konnte nicht erwünſchter ſeyn. D. Carlos zögerte nicht, den, dem er ſein Daſeyn verdankte,

als den Gegenstand seines Hasses zu nennen, und machte gleich darauf dieselbe Erklärung seinem Onkel, Johann von Oesterreich. Einer der Thürsteher am Zimmer des Prinzen, welcher Augenzeuge und Mithandelnder bey allen diesen Vorfällen war, hat einen treuen Bericht darüber erstattet; da dieser ein sehr wichtiger Belag der Geschichte und noch nicht abgedruckt ist, so werde ich eine Copie davon mittheilen, wenn ich von der Gefangennehmung des Prinzen, bey welcher dieser Thürsteher ebenfalls gegenwärtig war, reden werde.

IX Die Geschäfte des Garcie Alvarez Osorio zu Sevilla wurden mit solcher Thätigkeit betrieben, daß er in kurzer Zeit sehr viel Geld verschaffte. D. Carlos, unterrichtet von diesem Fortgange, beschloß, sich gegen die Mitte des Monats Januar 1568 auf die Reise zu begeben, und machte seinem Onkel, D. Johann, den Vorschlag, ihn zu begleiten, wie ihm dieser solches vom Anfang an versprochen hatte. D. Carlos hatte ihm sein ganzes Vorhaben, sobald er es beschlossen hatte, mitgetheilt, ohne, aus Mangel an Verstande, zu erwägen, daß der Onkel sein Geheimniß nicht verschweigen konnte, und daß er sich der größten Gefahr aussetzte, indem er ihm dieses Geheimniß anvertraute. Das, was er hätte fürchten sollen, trat wirklich ein. Denn D. Johann nahm nicht Anstand, dem Könige Rechenschaft von seinen Unterhaltungen mit D. Carlos zu geben, sobald diese geendigt waren. D. Carlos machte seinem Onkel große Versprechungen, welcher, seiner Seits, ihm antwortete, daß er bereit sey, alles zu thun, daß er aber fürchte, die Reise werde, wegen der Gefahren, die damit verbunden wären, nicht ausführbar seyn. D. Johann stattete dem Könige auch von diesem letztern Umstande Bericht ab. Der Monarch war noch im Escurial; er zog mehrere Theologen und Rechtsgelehrte darüber zu Rathe: ob er mit gutem Gewissen noch ferner sich verstellen und scheinen dürfe, als wisse

er von der ganzen Sache nichts, um auf diese Art die Ausführung der Reise seines Sohnes statt finden zu lassen. Martin d'Alpizcueta (sehr berühmt unter dem Namen des Doctors Navarra, weil er in diesem Königreiche geboren war) war unter der Zahl derjenigen, welche der König zu Rathe zog; seine Meinung fiel gegen den Vorsatz, den D. Carlos abreisen zu lassen, aus; er stellte vor, daß es Pflicht eines jeden Souverains sey, bürgerlichen Kriegen vorzubeugen; daß man diese aber als Folge von einer ähnlichen Reise befürchten müsse, wodurch man vielleicht die treuen Unterthanen Flanderns den Händen der Aufrührer überliefert sehen würde; daß die Geschichte unzählige Beyspiele davon gäbe, namentlich in der neuern Zeit die Ludwigs XI., Königs von Frankreich, der, als Dauphin und Erbe seines Vaters, Karl VII., den Hof verließ, und sich in die Staaten und zu dem Herzog von Burgund begab. Cabrera setzt noch hinzu, daß auch Melchior Cano, Ex-Bischof der Canarien, in dieser Angelegenheit mit zu Rathe gezogen worden sey; allein dieser Schriftsteller irrt sich, denn Melchior war schon 1560 gestorben *).

X. Der Prinz theilte seinen Entschluß auch dem F. Diego von Chares, seinem Beichtvater, mit. Dieser versuchte, ihn auf andere Meinung zu bringen, konnte aber nichts ausrichten. D. Carlos stattete einen Besuch bey der Frau des D. Louis von Cordova, Oberstallmeister des Königs, ab. Diese Dame merkte aus einigen Ausdrücken, welche ihm entschlüpft waren, daß er Willens sey, abzureisen; sie eilte, diese Nachricht ihrem Manne, welcher sich bey dem Könige im Escurial befand, mitzutheilen und dieser übergab den, von seiner Frau erhaltenen Brief an Sr. Majestät. Endlich, am Sonnabend, den 17ten Januar 1568, schickte D. Carlos an D. Ramon de Taxis, den

*) Cabrera; Histoire de Philippe II., liv. 7. ch. 22.

Digitized by Google

General-Postdirector, den Befehl: in der nächsten Nacht 8 Pferde für ihn bereit zu halten. Tasis fürchtete, daß dieser Befehl vielleicht ein, dem Dienste des Königs nachtheiliges Geheimniß enthalten möchte, indem er den Charakter des Prinzen kannte und von den Gerüchten erfahren hatte, welche in Madrid sich verbreiteten: diese Gründe bewogen ihn, dem D. Carlos zu antworten, daß alle Postpferde bereits genommen wären, und so gewann er zugleich Zeit, dem Könige von dem, was vorging, Nachricht geben zu lassen. Der Prinz sandte einen neuen Befehl, welcher weit dringender war, als der erste. Tasis, welcher seinen Jähzorn fürchtete, ließ sogleich alle Postpferde, welche in Madrid waren, aus Madrid gehen und begab sich ins Escurial. Der König kam nach Pardo (einem, 2 Lieues von Madrid entfernten Schlosse); D. Johann von Oesterreich, unterrichtet von seiner Ankunft, begab sich ebenfalls dahin. D. Carlos, der von der Reise seines Vaters nichts wußte, wünschte eine Unterredung mit seinem Onkel zu haben, und reiste deshalb nach Retamar *), wohin er ihn zu sich einladen ließ. Der Prinz theilte ihm seinen ganzen Reiseplan mit; er sagte ihm, daß Garcie Alvarez Osorio, mit 150,000 Rthlr., auf Abschlag der 600,000, die er verlangte, aus Sevilla angekommen sey, und daß er die nöthigen Befehle ertheilt habe, um den Ueberrest in Wechseln, während seiner Reise zu erhalten. D. Johann antwortete ihm, daß er bereit sey, ihn zu begleiten; aber sobald er ihn verlassen hatte, ging er zum Könige zurück, um ihm Rechenschaft von dem zu geben, was er so eben gehört hatte. Der Monarch reiste darauf nach Madrid zurück, woselbst er wenige Augenblicke nach dem D. Carlos ankam **).

*) Retamar war eine Lieue, ungefähr auf dem halben Wege von Madrid nach Pardo belegen.

**) Cabrera lib. 7. cap. 22. — Wander-Hamen: Vie de D. Jean d'Autriche lib. 1.

Dritter Abschnitt.

Die Gefangennehmung D. Carlos.

I. Die Ankunft des Königs veränderte ein wenig die Maaßregeln des D. Carlos und hinderte ihn, darauf zu bestehen, die Pferde noch in dieser Nacht haben zu wollen; er verschob die Sache bis zum folgenden Morgen, um desto besser überlegen zu können, was er zu thun haben würde. An diesem Tage (es war der Sonntag den 18ten Januar) begab sich der König zur Messe und wohnte derselben öffentlich mit D. Carlos und D. Johann bey. Dieser letztere begab sich zum Prinzen, welcher ihm sehr dringende Fragen im Betreff der Ankunft seines Vaters vorlegte. Die Antworten desselben waren wahrscheinlich nicht genügend genug, denn er wurde genöthigt, den Degen zu ziehen, um sich gegen seinen Neveu zu vertheidigen, und um Hülfe zu rufen; dies führte Menschen herbey, welches dann einen Auftritt endigte, welcher sehr tragisch hätte werden können. Der König sah nun wohl ein, daß er es nicht länger verschieben dürfe, strenge Maaßregeln zu ergreifen; er berathschlagte deshalb mit einigen Personen seines geheimen Rathes und es wurde beschlossen, daß der Prinz noch in dieser Nacht eingezogen werden solle, und dieser Beschluß wurde auch wirklich ausgeführt; man bemächtigte sich seiner Papiere, seiner Waffen und seiner Gelder. Louis Cabrera hat wohl einige nähere Umstände bey diesem Ereignisse geschildert, aber ich ziehe es doch vor, mich auf die schriftliche Erzählung, welche der Thürsteher einige Tage nachher aufgeschrieben hat, zu beziehen.

II. „Es waren, sagte er, schon einige Tage verflossen, „wo der Prinz, mein Herr, keinen Augenblick Ruhe genossen hatte; er sagte unaufhörlich, daß er wünsche, einen „Menschen zu tödten, den er hasse. Er theilte diesen Vor-

„sätz dem D. Johann von Oesterreich mit, dem er jedoch „den Namen und die Person verschwieg, die er meinte. „Der König ging ins Escurial, wo er den D. Johann ru„fen ließ. Was der Gegenstand ihrer Unterhaltung gewe„sen, weiß man nicht, man glaubt nur, daß sie die un„glücklichen Pläne des Prinzen betrafen. D. Johann ent„deckte ohne Zweifel alles, was er wußte. Bald ließ der „König eiligst den Doctor Velasco rufen; er unterhielt „sich lange mit ihm über seine Pläne und über die Werke „des Escurials, gab Befehle und setzte hinzu, daß er sobald „nicht wieder hierher kommen würde. Während dies vor„ging, kam der Tag der Jubelfeier heran, welchen der „ganze Hof um Weihnachten zu feiern gewohnt war. Der „Prinz ging am Abend des Sonnabends in das Kloster „des heil. Hieronymus *); ich hatte damals die Wache bey „ihm. Seine königl. Hoheit hatte in diesem Kloster ge„beichtet, konnte aber wegen schlechten Vorhabens die „Absolution nicht erhalten; der Prinz wandte sich daher „an einen andern Beichtvater, welcher sie ihm aber eben„falls verweigerte. Der Prinz sagte zu ihm: entschließt „Euch schneller; der Mönch antwortete: lassen Ew. königl. „Hoheit über diesen Fall mehrere Gelehrte berathschlagen. „Es war acht Uhr Abends; der Prinz ließ sogleich in sei„nem Wagen die Theologen von dem Kloster Atocha **) „holen. Es kamen deren 14, je zwey und zwey; uns „schickte er nach Madrid, um die beyden Mönche A.barado, „der eine ein Augustiner, der andere ein Mathuriner, zu

*) Dies Kloster von der Ordnung der Hieronymiten wurde von Heinrich IV. gestiftet. Dicht neben dem Kloster ist der alte Palast des Königs, genannt Buen Retiro.

**) Atocha ist ein Dominikaner-Kloster neben dem Palais Buen Retiro, an der Morgenseite.

„holen; er stritt mit allen, und bestand hartnäckig darauf, „daß er absolvirt seyn wolle, indem er fortwährend wieder„holte, daß er einen Menschen bis zum Tode hasse. Da „alle diese Geistlichen erklärten, daß das, was der Prinz „verlange, unmöglich sey, so dachte er ein anderes Mittel „aus und forderte, daß man ihm eine ungeweihte Hostie „gäbe, damit der Hof glauben möchte, daß er dieselben „Pflichten beobachtet habe, wie die übrige königl. Familie. „Dieser Antrag setzte alle Geistliche in die größte Bestür„zung; man handelte in dieser Conferenz noch viele ande„re, höchst delikate Punkte ab, welche hier zu wiederholen, „mir nicht erlaubt ist. Alles ging sehr schlecht: der Prior „des Klosters Atocha nahm den Prinzen bey Seite und suchte „von ihm auf sehr feine Weise zu erfahren, welchen Rang „derjenige habe, welchen er tödten wolle; er antwortete „ihm: daß es ein Mann von sehr hohem Range sey, und „dabey blieb er stehen. Endlich betrog ihn der Prior, indem „er zu ihm sagte: Gnädigster Prinz, sagen Sie, wer der „Mensch ist, vielleicht wird es möglich seyn, Ihnen die „Absolution zu geben, nach dem Maaßstabe der Genug„thuung, die Ew. königl. Hoheit daraus nehmen wollen. „Der Prinz antwortete hierauf, es sey der König, sein „Vater, den er hasse und dem er das Leben nehmen wolle. „Der Prior sagte hierauf mit ganz ruhigem Tone: „Wollen Ew. königl. Hoheit Ihren Vater selbst tödten, „oder lieber sich dazu eines andern bedienen? Der Prinz „blieb fest bey seinem Vorsatze, erhielt die Absolution nicht „und konnte das Jubiläum nicht feiern. Dieser Auftritt „endigte sich zwey Stunden nach Mitternacht; alle Geistli„chen gingen, tief bewegt von Traurigkeit, sein Beichtvater „vorzüglich vor den übrigen, in ihre Wohnung zurück. „Am andern Morgen begleitete ich den Prinzen auf seiner „Rückreise ins Palais und man schickte ins Escurial, um

Digitized by Google

„den König von allem zu benachrichtigen, was sich so eben „zugetragen hatte."

III. „Der König begab sich am Sonnabend *) nach „Madrid; am folgenden Morgen ging er, in Begleitung „seines Bruders und der Prinzen **), die öffentliche Messe „zu hören. D. Johann, krank von Kummer, besuchte an „diesem Tage den D. Carlos: dieser ließ die Thüren ver„schließen und fragte ihn: welches der Gegenstand seiner „Unterhaltung mit dem Könige, seinem Vater, gewesen sey? „D. Johann antwortete ihm, daß die Rede von den „Galeeren ***) gewesen sey. Der Prinz that noch sehr „viele Fragen, um doch etwas mehr zu erfahren; als er „aber sahe, daß sein Onkel ihm doch nichts mehr entdeckte, „zog er den Degen; D. Johann zog sich bis an die Thüre „zurück und da er diese verschlossen fand, machte er sich „zur Gegenwehr bereit, indem er sagte: Halten Sie ein, „Ihro Hoheit! Da die, welche draußen waren, dieß ge„hört hatten, öffneten sie die Thüren und D. Johann be„gab sich nach seiner Wohnung zurück. Der Prinz fühlte „sich unwohl und legte sich bis 6 Uhr Abends nieder, dann „stand er auf und zog einen Schlafrock an. Da er von „acht Uhr an noch nüchtern war, so ließ er sich einen ge„kochten Kapaun bringen; um halb zehn Uhr legte er sich „wieder zu Bette: ich hatte an diesem Tage noch den „Dienst und aß zu Abend im Palais."

*) Dies war nicht der nächste Sonnabend, welcher auf den 3ten Januar 1568 fiel, auch nicht der nächstfolgende, welches der 10te war, sondern der dritte, nehmlich der 17te Januar, der Tag vor der Gefangennehmung des D. Carlos.

**) Der Prinzen von Ungarn und Böhmen, welche sich damals, so wie D. Johann von Oesterreich und Alexander Farnese, in Madrid befanden.

***) Man ließ damals einige Galeeren ausrüsten, worüber D. Johann von Oesterreich zum Befehlshaber ernannt war.

IV. „Um 11 Uhr Abends sah ich den König die Treppe „herunter kommen, er war begleitet von dem Herzog von „Feria, von dem Ober-Prior *), dem General-Lieutenant „der Garden und zwölf der letztern. Der Monarch war „über den Kleidern bewaffnet und hatte das Haupt mit „einem Helm bedeckt; er nahm seinen Weg durch die „Thüre, wo ich mich befand; mir wurde befohlen, sie zu „verschließen und sie niemanden, wer er auch seyn möge, „zu öffnen. Alle diese Personen waren schon in das Zim„mer des Prinzen eingetreten, als er aufschrie: wer ist da? „Die Offiziere hatten sich seinem Bette von der Kopfseite „genähert und sich seines Degens und seines Dolches be„mächtigt; der Herzog von Feria hatte auch ein, mit zwey „Kugeln geladenes Feuergewehr **). Da der Prinz aufge„schrieen und sich Drohungen erlaubt hatte, antwortete man „ihm: der Staatsrath ist hier. Er wollte seine Waffen „ergreifen und davon Gebrauch machen, und sprang auch „schon aus dem Bette, als der König eintrat. Hierauf „redete der Sohn seinen Vater an: was wollen Ew. „Majestät von mir? Ihr sollt es bald erfahren (antwor„tete der Monarch). Man ließ hierauf sogleich die Thü„ren und Fenstern vernageln; der König befahl dann dem „D. Carlos, in diesem Zimmer sich so lange ruhig zu verhal„ten, bis er ihm die weitern Befehle zusenden würde; er rief „zugleich den Herzog von Feria und sagte zu ihm: ich über„gebe Euch die Person des Prinzen, damit Ihr Sorge da„für traget und sie bewachet: und indem er sich zu dem „Ludwig Quijada, dem Grafen von Lerma, und dem D.

*) Der Ober-Prior des Ordens des heil. Johannes v. Jerusalem, dies war D. Anton v. Toledo, Bruder des Herzogs v. Alba und Staatsrath.

**) Der Herzog von Feria war Generalkapitain der Königl. Garden und Staatsrath.

Digitized by Google

„Rodrigo von Mendoza *) wandte, sagte er ihnen: ich be„auftrage Euch, den Prinzen zu bedienen und ihn zufrieden „zu sprechen. Thut nichts von dem, was er Euch befehlen „wird, ohne daß ich vorher davon unterrichtet worden bin. „Ich befehle, daß jederman ihn treu bewache, bey Strafe: „als Verräther behandelt zu werden. Bey diesen Worten „stieß der Prinz ein lautes Geschrey aus, und sagte: Ew. „Majestät würden besser thun mich zu tödten, als mich ge„fangen nehmen zu lassen; es giebt einen großen Anstoß „im ganzen Königreiche; wenn Ew. Majestät es nicht thun, „so werde ich mich wohl selbst tödten können. Der König ant„wortete: daß er sich wohl hüten werde dies zu thun, denn „dergleichen Handlungen schickten sich nur für Narren; der „Prinz entgegnete: Ew. Maj. behandeln mich so schlecht, „daß sie mich zu diesem Extrem nicht als einen Narren, „sondern als einen Verzweifelten, zwingen werden; es „wurde noch mancherley von dem einen und dem andern „Theile darüber gesprochen, aber nichts entschieden, weil „dies weder die Zeit, noch der Ort erlaubten."

V. „Der König begab sich zurück; der Herzog nahm „alle Thürschlüssel an sich; entfernte alle Kammerdiener „und übrige Bedienten des Prinzen; stellte die Garden vor „das Cabinet, nemlich: vier Monteros d'Espinosas **), vier „spanische Hellebardiers und vier deutsche mit ihrem Lieute„nant. Hierauf ging er nach der Thür, wo ich war; da„selbst stellte er vier andere Monteros und vier Gardisten

*) Ludwig v. Quisada war Herr von Villagarcia, Sohn desjenigen, welcher Major-Domus bey Karl V. als der sich zur Ruhe begab, war. Der Graf Lerma war in der Folge erster Herzog und Liebling Philipp III. D. Rodrigo v. Mendoza erstgebohrner Sohn des Prinzen Eroli.

**) Anm. des Uebers. Monteros: Siehe die Erklärung weiter unten XII. Note 1.

„auf, und mir befahl er wegzugehen. Man bemächtigte „sich nun der Schlüssel zu den Sekretairs und Koffern des „Prinzen und der König ließ sie in seine Appartements „bringen; man ließ die Betten der Bedienten wegnehmen: „der Herzog von Feria, der Graf v. Lerma und D. Rod„rigo hielten diese Nacht hindurch die Wache bey Sr. Ho„heit; während der übrigen Nächte wurde die Wache von „zwey Kammerherrn gehalten, welche sich alle 6 Stunden „ablöseten; es waren deren sieben, welche der König zu die„sem Dienst bestimmt hatte, diese waren: der Herzog v. „Feria, Rui Gomez *), der Prior D. Anton v. Toledo, Louis „Quijada, der Graf v. Lerma, D. Fabrique **), und D. „Juan de Valesco ***); sie waren bey diesem Dienste nicht „bewaffnet. Die Garden erlaubten uns nicht, uns zu „nähern, weder bey Tage noch bey Nacht. Zwey Kammer„herrn deckten den Tisch; die Major-Domus holten das „Essen aus dem Hofe. Man erlaubte nicht ein Messer „hinein zu bringen, man brachte vielmehr alles Fleisch ganz „zerschnitten. Man las keine Messe in dem Appartement „des Prinzen, auch hat er, während er gefangen ist, keine „gehört" ****).

VI. „Am Montag *****) berief der König alle seine Raths„Collegia mit ihren Präsidenten in seine Appartements; „jeder einzelnen Versammlung theilte er einen besondern „Bericht über die Gefangennehmung seines Sohnes mit

*) Rui Gomez de Silva, Prinz von Evoli.

**) D. Fabrique Enriquez, Bruder des Admirals.

***) D. Juan de Valesco, Graf v. Struela, Sohn des D. Gabriel.

****) Man las in der Folge in den Appartements des Prinzen die Messe; dies beweist, daß dieser Bericht vor dem 2ten März, zu welcher Zeit der Befehl dazu gegeben wurde, geschrieben ist.

*****) Montags den 19ten Januar 1568.

Digitized by Google

„und sagte, daß diese wegen Ereignisse, die für den Dienst „Gottes und für das Königreich wichtig wären, stattgefun„den. Augenzeugen haben mir versichert, daß der Monarch „Thränen vergossen, als er diese Darstellung gemacht habe. „Am Dienstag berief Sr. Majestät auch die Mitglieder „des Staatsrathes in seine Appartements; sie blieben da„selbst von 1 bis 9 Uhr Abends versammlet; man hat „aber nicht erfahren, womit sie sich daselbst beschäftigt ha„ben. Der König stellte eine Untersuchung an, Hoyos „war dabey als Sekretair *). Der Monarch ist bey den „Aussagen eines jeden Zeugen gegenwärtig; sie sind nieder„geschrieben und machen einen Band von sechs Zoll Höhe „aus. Er übersandte dem Staatsrathe die Privilegien der „Majorate **) und die, des Königs und des Prinzen von „Kastilien, um davon Kenntniß zu nehmen."

VII. „Die Königin und die Prinzessin waren in Thrä„nen ***). D. Johann ging alle Abende ins Palais; eines „Abends ging er ganz einfach gekleidet und in Trauerklei„dern; der König machte ihm deshalb Vorwürfe und sagte „ihm, daß er diesen Anzug ablegen und sich, wie vorher „kleiden möchte. Am gedachten Montage gab der König „Befehl, die Kammerdiener anzuweisen, daß jeder in seine „eigne Behausung zurück gehen solle, wobey er ihnen ver„sprechen ließ, für sie zu sorgen. Den D. Johann v. „Valesco und D. Fabrique, Bruder des Admirals, bisher „Major-Domus des D. Carlos, ließ er in den Dienst

*) Hoyos, der eigentliche Name war: Pierre del Hoyo

**) D. h. der erstgebohrnen Söhne, welche das Recht haben, in der Krone zu folgen, welche ein Majorat oder eine beständige Erbfolge, nach dem Rechte der Erstgeburt, oder die Erstgeburt selbst ist.

***) Johanne, Schwester des Königs, welche den Prinzen, bis er andere Lehrer erhielt, erzogen hatte.

Digitized by Google

„der Königin treten.“ Hier endigt sich die Geschichte des Thürstehers.

VIII. Philipp sahe wohl ein, daß ein Ereigniß dieser Art kein Geheimniß bleiben konnte und gewiß die Neugierde des Publikums sehr reizen würde; er sah auch wohl voraus, daß sie vielen Stoff zu mancherley Urtheilen, in ganz Spanien sowohl, als an den auswärtigen Höfen, geben würde. Er glaubte daher, daß es am zweckmäßigsten seyn würde, dieses so traurige Ereigniß allen Erzbischöfen, Bischöfen und Prälaten, den Domkapiteln, den Gerichtshöfen, den Civil- und Militair-Gouverneurs der Provinzen, den Städten und ihren Stadtrichtern, dem Pabste, dem Kayser von Deutschland, mehrern Souverains Europas; der Katharine von Oesterreich, Königin von Portugall, Wittwe Johann III. Schwester Carl V. Tante und Stiefmutter Philipps II. Großmutter des unglücklichen Gefangenen, Tante und Großmutter der Anna von Oesterreich, welche er heirathen sollte, mitzutheilen; so viele Titel veranlaßten einen mit eigner Hand des Königs geschriebenen Brief an diese Prinzessin, in welchem er sie die Mutter und Lehrerin der ganzen Familie nannte. Der Monarch schrieb auch an Marie von Oesterreich, seine Schwester, Kayserin von Deutschland, Frau Maximilian II. und Mutter der Anna. Louis Cabrera hat diesen Brief, von welchem er sagt, daß er an die Kayserin gerichtet gewesen sey, in seiner Geschichte Philipp II. mit aufgenommen; er hat sich aber dabey geirrt; die Königin von Portugall war die einzige, die man mit dem vertraulichen Namen einer Mutter und Lehrerin der ganzen Familie belegen konnte. In dem am 20sten Januar, zu Madrid, an den Pabst geschriebenen Briefe sagte der König, daß er ungeachtet alles Kummers, der ihn beugte, doch den Trost habe, alles mögliche angewandt zu haben, um seinem Sohne eine gute Erziehung zu geben, und daß er alles übersehen, was als Folge seiner

Digitized by Google

physischen Körperbeschaffenheit, entstanden; daß aber jetzt seine Pflichten gegen Gott, so wie seine Verpflichtungen für das Wohl seiner Unterthanen, ihm nicht erlaubten, seine schlechte Aufführung länger zu dulden; er endigte, indem er Sr. Heiligkeit versprach, ihn von dieser Angelegenheit weiter zu benachrichtigen und indem er ihn um Unterstützung durch seine Gebete für einen glücklichen Ausgang dieser Sache bat. Am nemlichen Tage schrieb Philipp einen andern eigenhändigen Brief an die Königin Katharine, seine Tante; er beschrieb ihr den großen Kummer, der sein väterliches Herz zerriß; er erinnerte sie, daß er ihr schon mehrere frühere Vorfälle mitgetheilt habe, welche für die Zukunft Besorgniß hätten erregen können; zugleich benachrichtigte er sie, daß der Gefangennehmung des Prinzen keine andere Strafen folgen sollten, daß diese aber deshalb beschlossen sey, um den Ausschweifungen desselben ein Ziel zu setzen; der Brief an die Kayserin, Schwester des Königs, war ziemlich gleichen Inhalts mit diesem hier.

IX. In den Briefen, welche an die Städte gerichtet waren, sagte der König, daß, wenn er bloß Vater gewesen sey, er sich nie würde entschlossen haben, ähnliche Maaßregeln zu ergreifen; daß aber seine Eigenschaft als König ihm nicht erlaubt habe, anders zu handeln; und daß er auch nur darum so gehandelt, weil er alle die Uebel, welche seine Nachsicht dem Staate würde verursacht haben, habe voraussehen können. Diego von Colmenares hat in seiner Geschichte von Segovien den Brief, welchen diese Stadt von Philipp erhalten hat, mit aufgenommen; alle übrige hatten ähnliche erhalten, eben so wie die Gouverneurs, die Gerichtshöfe, die Bischöfe, und die Kapitel; alle waren in einem andern eingeschlossen, welcher an die Stadtrichter gerichtet war. Ich habe eben einen solchen Brief vor mir, welcher an die Stadt Madrid gerichtet ist und welcher eine Vorstellung von allen übrigen geben kann: Philipp II. be-

siehlt diesem Magistrat, daß er in dem Falle, daß die Gemeinde Willens seyn sollte, Abgesandte zu ernennen, oder Gegenvorstellungen zu Gunsten seines Sohnes zu machen, versuchen möchte, sie von der Ausführung dieses Vorhabens abzubringen, indem es keiner Fürbitte bey einem Vater bedürfe, wenn es darauf ankomme, dem Sohne eine Gnade zu erweisen; er schrieb ihm auch vor, wenn die Rede von einer Antwort seyn sollte, diese so einzurichten, daß man sich nicht auf die einzelnen Umstände dieser Angelegenheit einließe, sondern sich damit begnügte, zu sagen: daß man überzeugt sey, wenn ein Vater sich entschließe, ein so großes Aufsehen zu erregen, er dazu nur durch höchst wichtige und höchst gerechte Gründe habe bewogen werden können. Alle die, welche Briefe vom Könige erhalten hatten, antworteten darauf, obgleich, wie man sich, bey der so großen und so verschiedenen Anzahl von Autoritäten und einzelnen Individuen, welche schrieben, leicht vorstellen kann, auf sehr verschiedene Weise. Der König las sie alle, schrieb mit eigner Hand auf den, welchen die Stadt Murcia ihm zugesandt hatte, folgende Bemerkung: Dieser Brief ist mit Klugheit und Behutsamkeit geschrieben. Man sieht daraus, daß dieser ihm mehr, als die übrigen gefallen habe. Dieser Grund und der Wunsch, dieses nicht öffentlich bekannt gemachte Actenstück kennen zu lehren, haben mich veranlaßt, hier eine Kopie davon mitzutheilen; man wird daraus sehen, wie der Geschmack Philipps in einem so häßlichen Falle war.

X. Geheiligte katholische und königl. Majestät! Der Magistrat von Murcia hat den Brief, welchen Ew. Majestät an denselben geschrieben haben, erhalten und daraus ersehen, was Sie im Betreff der Gefangenschaft unsers Prinzen beschlossen haben. Der Stadtrath küßt tausendmal die Füße Ew. Majestät für die auszeichnende Gnade, die Sie ihm durch die besondere Mittheilung dieses Ereignisses

erzeigt haben; er ist vollkommen überzeugt, daß die Ursachen und Bewegungsgründe, welche Ew. Majestät geleitet haben, so wichtig und dergestalt für das öffentliche Wohl erforderlich gewesen seyn müssen, daß Dieselben nicht anders haben handeln können. Ew. Majestät haben Ihr Reich so vortrefflich verwaltet; Sie haben Ihre Unterthanen in solchem Friedenszustand erhalten; Sie haben der Religion einen so großen Zuwachs verschafft; daß es natürlich ist, daß man sich überzeugt, daß Sie in einer Angelegenheit, die Sie so nahe angehet, Sich auch zu dieser neuen Maaßregel nur deshalb entschlossen haben, weil Sie es für einen den Dienst Gottes und das allgemeine Wohl des ganzen Volkes angehenden Gegenstand gehalten haben. Diese Stadt kann sich indes nicht enthalten, ihren wahrhaften Schmerz auszudrücken, indem sie die richtigen Gründe betrachtet, welche Ew. Majestät diesen neuen Kummer verursacht haben; sie kann nicht ohne Rührung daran denken, daß sie einen König habe, der so sehr gerecht und für das allgemeine Wohl seines Reiches so sorgsam ist, daß er dieses immer mehr zu erhöhen strebt und dies ihm sogar die zärtliche Anhänglichkeit, die er für seinen eigenen Sohn hegt, vergessen läßt. Ein so auffallender Beweis dieser Liebe muß die Unterthanen Ew. königl. Maj. verpflichten, Ihnen ihre Dankbarkeit durch treue Unterwürfigkeit an den Tag zu legen; diese Stadt, die sich stets durch ihren Eifer ausgezeichnet hat, muß in diesem Augenblicke den größten Beweis davon ablegen, indem sie sich bemühen wird, allem dem pünktlichste Folge zu leisten, was Ew. königl. Majestät anzuordnen geruhen werden. Gott erhalte die Person Ew. katholischen und königl. Majestät. Im Stadtrathe zu Murcia den 16ten Februar 1568.

XI. Der Pabst, S. Pius V., und alle übrige Personen, an welche Philipp II. geschrieben hatte, antworteten ihm und verwendeten sich für seinen Sohn; sie sagten ihm,

daß er hoffen dürfe, daß ein so außerordentliches Ereigniß ein Zügel seyn werde, welcher den Prinzen von ähnlichen Vergehungen zurückhalten und seine Aufführung ändern würde. Die allerdringendsten Vorstellungen machte Maximilian II.; es ist wahr, daß er wegen der Heirath, die er zwischen seiner Tochter und dem Prinzen stiften wollte, ein besonderes Interesse dabey hatte. Er begnügte sich nicht damit, bloß zu schreiben, sondern er sandte auch den Erzherzog Carl dieses Gegenstandes wegen nach Madrid; er gab als Ursache dieser Reise an, daß der Erzherzog die Ruhe in Flandern wieder herstellen, und in Frankreich wegen der Verheirathung seiner andern Tochter mit Carl IX. unterhandeln sollte. Philipp aber blieb unbeweglich bey seinem Entschluß; er begnügte sich nicht damit, den Prinzen im Gefängniß zu lassen, sondern er erklärte sogar, daß es sein Vorsatz sey, die Gefangenschaft desselben zu verlängern; es ist leicht, dies zu bemerken, wenn man ihn den 2ten März ein Dekret unterzeichnen sieht, welches sich auf die Art und Weise beziehet, wie D. Carlos im Gefängnisse behandelt werden soll. Er ließ es durch den Sekretair Peter del Hoyo gerichtlich bekräftigen und vertraute dessen Ausführung dem Rui Gomez de Silva, Prinz von Evoli; er ernannte diesen Prinzen zum Generallieutenant über alles, was Bezug auf den Dienst des Prinzen hatte, und seinen Befehlen waren alle untergeordnete Officiere untergeben. Die Hauptpunkte dieses Befehles enthielten in der Hauptsache etwa Folgendes.

XII. „Der Prinz Evoli ist Ober-Befehlshaber aller „derjenigen Personen, welche im Dienste des Prinzen angestellt sind, um für seine Bewachung, seine Beköstigung, „seine Gesundheit und andere Bedürfnisse zu sorgen. Er „wird darauf halten, daß die Thüre zum Zimmer des „Prinzen, sowohl bey Tage als bey Nacht, nur mit der „Klinke, nicht aber mit dem Schlüssel verschlossen werde,

„und nicht erlauben, daß Sr. Hoheit aus derselben her„ausgehe. Sr. Majestät ernennen zur Bewachung und „Bedienung des Prinzen auch, um ihm Gesellschaft zu lei„sten, den Grafen Lerma, D. Franz Manrique, D. Ro„drigo de Benarides, D. Johann de Borgia, D. Johann „von Mendoza und D. Gonzale Chacon. Niemand, außer „den hier genannten Individuen, (ausgenommen der Arzt, „der Barbier und der Montero *), welcher mit der beson„dern Sorge für den Prinzen beauftragt war,) darf „in das Zimmer des Prinzen, ohne besondere Erlaubniß des „Königs, hineingehen. Der Graf Lerma wird in dem Zim„mer des D. Carlos selbst schlafen. Wenn er dies nicht „kann, wird es einer seiner Herren Collegen thun; einer „von ihnen wird die Nacht hindurch wachen; sie werden „sich überhaupt so einrichten, daß sie nach einer Liste, der „Reihe nach, diese Schuldigkeiten beobachten: am Tage „werden sie alle suchen, in den Zimmern gegenwärtig zu „seyn, damit D. Carlos durch ihre Gesellschaft zerstreuet „und aufgeheitert werde; diesem Geschäfte dürfen sie sich „nicht, außer unter gewissen Umständen, entziehen. Die „Herren werden von gleichgültigen Dingen mit dem Prin„zen sprechen; sie werden sich sorgfältig in Acht nehmen, „in ihre Unterhaltungen mit ihm je etwas über seine An„gelegenheiten einzumischen, und eben so wenig als möglich „von Regierungs-Angelegenheiten. Sie werden genau „die Befehle befolgen, die er ihnen in Absicht seiner Bedie-

*) Montero ist eine Art Leibgarde des Königs für die Nacht. Alle die einzelnen Mitglieder dieser Garde nannten sich Monteros d'Espinosa, weil sie alle in dem Flecken Espinosa de los Monteros geboren seyn mußten. Dies war ein Privilegium, welches durch den souverainen Grafen von Kastilien, Ferdinand Gonzales, zur Belohnung eines ausgezeichneten Beweises von Treue, ihnen ertheilt war.

„nung und seiner Bedürfnisse ertheilen wird; sich aber „durchaus hüten, irgend einen Auftrag von ihm an Leute „außerhalb oder von Personen außerhalb an ihn zu über„nehmen. Wenn es sich treffen sollte, daß D. Carlos in „seine Unterredungen etwas, was auf seine Gefangenneh„mung Bezug hat, einmischte, so sollen sie darauf nicht „antworten, sondern dem Prinzen von Evoli von dem, was „in dieser Rücksicht vorgekommen ist, Bericht erstatten. „Der König empfiehlt ihnen ausdrücklich, (wenn sie nicht „gegen die Treue und den Gehorsam, den sie ihm geschworen „haben, fehlen wollen,) nichts von dem, was innerhalb vor„gehet oder gesprochen wird, außerhalb mitzutheilen, ohne „vorher seine Einwilligung dazu erhalten zu haben: wenn „jemand von ihnen erfährt, was man darüber spricht, sey es „in der Stadt oder in Privathäusern, so soll er gehalten „seyn, dem Könige davon Bericht zu erstatten. Man soll „in der Kapelle die Messe lesen und der Prinz wird sie, „von seinem Zimmer aus, in Gegenwart zweyer wachtha„benden Herren, hören. Man soll ihm ein Brevier (geist„liche Unterhaltungen), einen Rosenkranz und andere Bü„cher, die er verlangen wird, geben, vorausgesetzt, daß sie „von der Andacht und nicht von andern Gegenständen han„deln. Die sechs Monteros, welche zur Wache und zur „Aufwartung bey dem Prinzen bestimmt sind, sollen die „Gerichte, welche für die Tafel bestimmt sind, bis in den „ersten Saal tragen, damit diese dann weiter für Sr. „Hoheit durch die, zu seiner Bewachung bestimmten Herren „servirt werden: ein Montero soll die Schüsseln in das „zweyte Zimmer tragen. Die Monteros werden gebraucht „zur Aufwartung bey Tage und Nacht, je nachdem es Ruy „Gomez de Silva einrichten wird. Man soll zwey Helle„bardisten in die Halle des Saales, welche nach dem Hofe „führt aufstellen sie dürfen niemanden ohne Erlaubniß „des Prinzen Evoli einlassen; in seiner Abwesenheit erhal-

„ten sie diese vom Grafen von Lerma und in dessen Ab„wesenheit wenden sie sich an denjenigen der Herren, welcher „das Amt des Obersten versiehet. Rui Gomez de Silva „ist verpflichtet, im Namen des Königs den Lieutenants „der spanischen und deutschen Garden bekannt zu machen, „daß sie 8 oder 10 Hellebardisten außerhalb der Halle „aufstellen sollen; diese Leute müssen ebenfalls vor die „Thüre des Infanten auf die Wache ziehen; zwey sollen „in den Zimmern des Rui Gomez von dem Augenblicke an, „wo man die große Thüre des Palais öffnet, bis Mitter„nacht um die Stunde, wo das Zimmer des Prinzen ver„schlossen wird, und wo die Monteros ihren Dienst anfan„gen, aufgestellt werden. Es ist jedem der Herren, welche „den Dienst in den Zimmern des D. Carlos haben, er„laubt, daselbst einen Bedienten zu ihrer eignen Aufwartung „zu halten, und sich dazu aus ihren Leuten denjenigen zu „wählen, welcher am meisten ihr Vertrauen verdient. Alle „diese einzelnen Personen sollen in die Hände des Prinzen „von Evoli einen Eid darüber schwören, daß sie den Fest„setzungen dieses Befehls, in so weit es jeden angehet, treu „nachkommen wollen. Rui de Gomez, und in seiner Abwe„senheit die Herren, welche er an seine Stelle bestimmt „hat, werden dem Könige von allen Vernachläßigungen, „die sie in dieser Rücksicht bemerken werden, Rechen„schaft ablegen. Gedachter Rui de Gomez ist beauftragt: „alles, was er zum Dienst nöthig finden wird und was „nicht in diesem Befehle enthalten seyn sollte, zu ergänzen. „So wie auf ihn alle Verantwortlichkeit fallen wird, so „sollen seine Anweisungen von allen, die seinen Befehlen „untergeordnet sind, befolgt werden."

XIII. Der Sekretair Hoyo las die so eben vorgelegten Befehle allen diesen Angestellten zusammen, dann aber jedem Einzelnen von ihnen vor; sie schwuren, alles zu erfüllen, was darin enthalten sey, so wie auch die acht Mon-

teros, welche in den Artikeln dieses Reglements erwähnt sind.

Vierter Abschnitt.

Der dem D. Carlos gemachte Prozeß.

I. Wir haben im vorhergehenden Abschnitt aus der Erzählung des Thürstehers im Gemache des D. Carlos erfahren, daß Philipp II. den Befehl gab, seinem Sohne den Prozeß zu machen. Nachdem der König die Vernehmung der Zeugen durch das Amt des Sekretairs Peter del Hoyo hatte bewirken lassen, ernichtete er eine besondere Commission, die sich mit dieser Angelegenheit beschäftigen sollte; sie bestand aus dem Kardinal D. Diego Espinosa, Bischof v. Siguenza, Staatsrath, Groß-Inquisitor und Präsident des Raths von Kastilien; dem Rui Gomez de Silva, Prinz v. Evoli, Herzog von Francavilla und Pastrano, Graf von Melito, Staatsrath und Oberkammerherr des Königs; und dem Diego Bribiesca von Mugnatones, Rath von Kastilien und Mitglied des, der Kammer des Königs. Der König führte den Vorsitz. Dem Mugnatones wurde die Instruction des Prozesses übertragen. Da der König dieser Angelegenheit das Ansehen des Verfahrens gegen das Verbrechen der beleidigten Majestät geben wollte, so ließ er aus den königl. Archiven zu Barcelona die Akten des, von Johann II., seinem Ur-Großvater, König von Arragonien und Navarra, gegen seinen erstgebornen Sohn, Karl, Prinz von Biana und Girone, den seine Unterthanen schon als seinen Nachfolger anerkannt hatten, eingeleiteten Prozesses nehmen und nach Madrid bringen. Der Monarch befahl, sie aus dem Katalonischen ins Spanische zu übersetzen, um sie desto leichter verstehen zu können.

II. Die, in Absicht der Gefangenhaltung des D. Carlos ergangenen Befehle wurden mit solcher Strenge

Digitized by Google

beobachtet, daß der König der Königin und der Prinzessin Donna Johanne, da diese demselben einen Besuch abstatten wollten, um ihn zu trösten, dies nicht einmal erlauben wollte. Der Monarch war so mistrauisch gegen die ganze Welt, daß er selbst in einer Art von Gefangenschaft lebte und sogar die gewohnten Reisen nach seinen Lustschlössern Aranjuez, Pardo und dem Escurial aussetzte; er hielt sich in seinem Zimmer eingeschlossen; er konnte nicht den geringsten Lärm hören, ohne sogleich ans Fenster zu laufen, um die Ursachen und Folgen davon zu erfahren, so groß war seine Furcht vor etwanigem Aufruhr; er hatte beständig gefürchtet, daß die Flammländer oder andere Personen Parthei mit dem Prinzen machten, oder wenigstens das Ansehen davon annehmen würden.

III. Unterdessen wußte der unglückliche D. Carlos, der nicht gewöhnt war, seine Leidenschaften zu beherrschen, von keinen zweckmäßigen Mitteln, die Ungnade zu besänftigen, Gebrauch zu machen. Er überließ sich fortwährend einer immer größern Ungeduld. Er weigerte sich, zu beichten, um sich dadurch in den Stand zu setzen, seinen Religionspflichten, deren sich die königl. spanische Familie jeden Palm-Sonntag entledigte, ein Genüge zu leisten. Sein alter Lehrer, der Bischof Osmar, war am 30sten Juli 1566 gestorben. Der König gab daher dem Doctor Suarez von Toledo, seinem ersten Almosenpfleger, den Befehl, zu ihm zu gehen, um einen Versuch zu machen, ihn dazu zu überreden; obgleich er diesen Geistlichen stets mit der größten Auszeichnung behandelt hatte, so waren doch alle dessen angewandte Bemühungen fruchtlos. Suarez schrieb ihm endlich am Ostertage (welches der 18te April war,) einen langen und rührenden Brief, worin er ihm mit den überzeugendsten Gründen und Beweisen darstellte, daß Sr. Hoheit nicht die gehörigen Mittel, ihren Angelegenheiten eine günstige Wendung zu geben, gebrauchten, sie im Gegen-

Digitized by Google

theil noch immer verwickelter machten; er stellte ihm vor, daß er weder Freunde noch Anhänger habe; er rief ihm verschiedene ärgerliche Auftritte, welche die Zahl seiner Feinde vermehrt hatten, ins Gedächtniß zurück, sein Brief endigte sich mit folgenden Ausdrücken: „Ew. Hoheit können „sich leicht vorstellen, was die ganze Welt thun und sagen „wird, wenn sie erfährt, daß Sie nicht gebeichtet haben, „und wenn man noch andere schreckliche Dinge auf Ihren „Namen entdecken wird; einige derselben sind so wichtig, „daß, wenn solche jeden andern als Ew. Hoheit beträfen, „das Inquisitionsamt genöthigt seyn würde, zu untersuchen, „ob Sie ein Christ wären oder nicht. Endlich muß ich „Ew. Hoheit noch mit Wahrheit und Treue erklären, daß „Sie sich der Gefahr aussetzen, Ihr Land und (was noch „weit schlimmer ist) Ihre Seele zu verlieren; ich bin „verpflichtet, Ihnen mit dem bittersten Schmerze meines „Herzens zu sagen, daß es kein anderes Mittel giebt und „daß es der einzige Rath ist, den ich Ihnen geben kann: „zurückzukehren zu Gott und zu Ihrem Vater, der diesen „auf Erden repräsentirt. Wollen Sie meinem Rathe fol„gen, so wenden Sie sich an den Präsidenten oder an an„dere tugendhafte Männer, die nicht Anstand nehmen wer„den, Ihnen die Wahrheit zu sagen, und Sie den besten „Weg führen werden." Dieser Brief hatte keinen bessern Erfolg, als andere bey dem Prinzen gemachte Versuche, er blieb bey der Weigerung, zu beichten.

IV. Die Verzweiflung, in welche D. Carlos verfiel, war die Ursach, daß er weder bey seinen Mahlzeiten noch bey seinem Schlafe die mindeste Diät beobachtete. Da die Hitze, welche ihn beherrschte, sein ganzes Blut entzündet hatte, so erhitzten sich alle seine Organe in so hohem Grade, daß selbst Eis, wovon er beständigen Gebrauch machte, sie nicht beruhigen konnten. Er ließ eine große Menge Eis in sein Bette legen, um dadurch die Trockenheit seiner Haut,

Digitized by Google

die ihm unerträglich geworden war, zu mäßigen. Er ging nackt und ohne Fußbekleidung auf dem getäfelten Fußboden umher und blieb ganze Nächte in diesem Zustande. Im Monat Juni verweigerte er jede Art von Nahrungsmitteln und genoß binnen eilf Tagen nichts, als eiskaltes Wasser; er wurde dadurch so geschwächt, daß man glaubte, er werde nicht lange mehr leben können. Als der König von seinem Zustande Nachricht erhalten hatte, besuchte er ihn und sprach ihm einigen Trost zu; dies hatte den Erfolg, daß der Prinz anfing mehr zu essen, als ihm in seinem Zustande dienlich war. Seinem Magen war die zum Verdauungsgeschäfte nöthige Wärme entzogen, und diese Ausschweifung verursachte ihm ein bösartiges Fieber, welches mit Verdoppelungen, Ausleerungen der Galle und mit einer gefahrvollen rothen Ruhr begleitet wurde. Der Prinz wurde der Sorgfalt des ersten königl. Arztes, Olivares übergeben; dieser besuchte den Kranken allein, und so wie er dessen Zimmer verließ, trat er in Berathung mit den übrigen königl. Aerzten, in Gegenwart des Rui Gomez de Silva.

V. Die Untersuchung, welche D. Diego Bribiesca von Mugnatones geführt hatte, war im Monat Juli schon weit genug vorgerückt, um ein summarisches Urtheil begründen zu können, ohne den Schuldigen zu hören, oder einen Procurator des Königs zu ernennen, welcher in der Eigenschaft eines Fiskals den Prinzen der durch die vorbereitende Instruktion ausgemittelten Verbrechen angeklagt hätte. Man machte dem Prinzen keine gerichtliche Insinuation; man hatte nichts als die Aussagen der Zeugen, die Briefe und andere Papiere. Aus den Akten ergab sich, daß man nach den Gesetzen des Reichs, es nicht umgehen konnte, den D. Carlos zur Todesstrafe zu verurtheilen. Er war des Verbrechens der beleidigten Majestät überführt in erster und zweyter Anklage, zunächst weil er den Vorsatz gehabt und den Versuch gemacht habe, einen Vatermord zu

Digitized by Google

begehen, und dann, weil er die unabhängige Oberherrschaft Flanderns mit Hülfe eines bürgerlichen Krieges habe an sich reißen wollen. Mugnatones erstattete einen Bericht an den König über die Strafen, welche die Gesetze gegen andere Unterthanen, welche sich ähnlicher Verbrechen schuldig gemacht, festgestellt; er fügte indeß hinzu, daß sowohl einzelne Umstände, als der Rang des Verbrechers, Sr. Majestät Veranlaßung geben könnten, von ihrer unumschränkten Gewalt Gebrauch zu machen, wenn sie erklärten, daß die allgemeinen Gesetze nicht von den erstgebornen Söhnen des Königs redeten, indem diese andern Gesetzen weit höherer Natur, welche die Politik, die Staatsgrundsätze, oder das allgemeine Wohl angingen, unterworfen wären; endlich noch, daß Sr. Majestät, zum Besten seiner Unterthanen, die Strafen, welche die Gesetze vorschrieben, verwandeln könnten.

VI. Der Cardinal Espinosa und der Prinz von Eboli erklärten, daß sie die Ansicht des Raths Mugnatones theilten: Philipp II. antwortete hierauf: daß die Neigung seines Herzens zwar dahin gehe, dem Gutachten der Räthe zu folgen, daß sein Gewissen ihm dies aber nicht gestatte; daß er sich nicht überzeugen könne, daß irgend ein Vortheil daraus für Spanien entstehen würde; daß er vielmehr glaube, daß das größte Unglück, welches seinem Reiche erwachsen könne, das seyn würde: von einem Monarchen, ohne Kenntnisse, Anlage, Beurtheilungskraft und Tugend, der vielmehr voller Fehler, Leidenschaften, besonders zornig, wild und blutdürstig sey, regiert zu werden; daß alle diese Rücksichten ihn nöthigten, der Liebe, die ihn an seinen Sohn fesselte, und der Wunden, die ihm das schreckliche Opfer verursachten, ungeachtet, den Prozeß, nach den vorgeschriebenen Formen des Gesetzes fortsetzen zu lassen; nichts desto weniger glaube er, indem er erwäge, daß die Gesundheit seines Sohnes durch eine fortgesetzte unordentliche Diät in

Digitized by Google

einen so traurigen Zustand gerathen sey, daß keine Hoffnung da sey, ihn zu retten, es werde ihm seine letzten Schmerzen erleichtern, wenn man ein wenig die Sorgfalt mindere, welche man für ihn trage, um seinen Wünschen im Essen und Trinken zu genügen; denn bey der Unordnung seiner Ideen könne es nicht fehlen, daß er Ausschweifungen begehen werde, die ihn bald ins Grab stürzen würden; der einzige Gedanke, der ihn beschäftige, sey die Nothwendigkeit, seinen Sohn zu überzeugen, daß sein Tod unvermeidlich, und es daher durchaus nothwendig sey, daß er beichte, um seine ewige Wohlfahrt zu sichern; dies sey der größte Beweis der Liebe, den er seinem Sohne und der spanischen Nation geben könne.

VII. Die Akten des Prozesses sprechen nichts von diesem Beschluße; es findet sich daselbst gar kein Urtheil weder unterzeichnet, noch bloß niedergeschrieben, und man siehet bloß eine kleine Note des Sekretairs Peter del Hoyo, in welcher er sagt, daß der Prozeß grade so weit gediehen, als der Prinz an seiner Krankheit gestorben sey, woher es denn gekommen, daß man gar kein Urtheil abgefaßt habe. Der Beweis für die Thatsachen befindet sich in andern Schriften, worin man seltene Charakterzüge und Erzählungen aus diesem Zeitpunkte aufgezeichnet hat. Obgleich diese Nachrichten keinen öffentlichen Glauben haben, so verdienen sie doch in so fern einigen Glauben, als sie von Personen herrühren, die im Schlosse des Königs angestellt waren, und in so fern sie mit demjenigen übereinstimmen, was andere Schriftsteller darüber gesagt haben. Es ist nicht zu läugnen, daß diese eine so zarte Angelegenheit nicht ganz klar haben darstellen wollen; sie haben indeß doch genug gesagt, um uns die Wahrheit entdecken zu lassen. Ich werde in der Folge noch einige dieser Schriftsteller anführen, für jetzt

aber beschränke ich mich darauf, dem Faden meiner Erzählung zu folgen.

VIII. Der Cardinal Espinosa und der Prinz von Evoli, welchen der mündliche Ausspruch Philipps II. bekannt war, glaubten seiner wahren Willensmeinung zu entsprechen, wenn sie den Augenblick des Todes des D. Carlos beschleunigten; sie kamen deshalb dahin überein, daß der Arzt es übernehmen mußte, dem Prinzen seinen Zustand zu entdecken, ohne ihm etwas von dem Zorne des Königs merken zu lassen, oder von dem Prozeß, welchen seine Gefangennehmung verursacht habe; und daß er ihn vorbereiten sollte, die Ermahnungen zu hören, die man ihm für sein ewiges Wohl geben wollte. Man hoffte, ihn dadurch dahin zu bringen, daß er mit Unterwürfigkeit den Rath, den man ihm geben wollte, um ihn zur Ablegung der Beichte zu bewegen, anhören, und sich zu dem Tode, den ihm Gott zur Endigung seines Elends senden würde, vorbereiten sollte. Der Prinz v. Evoli hatte eine Unterredung mit dem Doctor Olivarez; er redete mit ihm in einem wichtigen und geheimnißvollen Tone, wie Leute, die in der Hofpolitik erfahren sind, wohl anzuwenden wissen, wenn es den Wünschen ihres Souverains oder ihren eigenen Plänen angemessen ist. Rui Gomez de Silva war vollendet in dieser Kunst nach dem Urtheil seines Freundes Anton Perez, des ersten Staats-Sekretairs, welcher vollständig von allem, was vorging, unterrichtet war. Er gab ihm dies in einem seiner Briefe zu erkennen, worin er sagte: nach dem Tode des Prinzen Evoli würde niemand seyn, außer ihm, welcher in diesen Geheimnissen eingeweiht sey.

IX. Der Doctor Olivarez sah wohl ein, daß man von ihm die Vollziehung eines vom Könige ausgesprochenen Todesurtheils verlange, und daß man dies auf eine, die Ehre des Prinzen nicht verletzende Art, ausgeführt wissen wollte, und welche einem natürlichen, durch die letztere

Krankheits-Periode herbeigeführten Tode, gleiche. Er versuchte sich darüber zu erklären, um von dem Prinzen Evoli zu erfahren, ob er seine Meinung richtig verstanden habe, und daß er sie für einen Befehl des Königs, dessen Ausführung ihm übertragen sey, ansehen könne.

Fünfter Abschnitt.

Tod des D. Carlos.

I. Am 20sten Juli verordnete der Doctor Olivarez eine Arzney, welche D. Carlos einnahm. Louis Cabrera, welcher grade in diesem Augenblick im Palais angestellt war und den Prinzen Rui Gomez häufig sahe, sagt in seiner Geschichte Philipp II. „Daß, da diese Medicin von „keinem guten Erfolge gewesen sey und die „Krankheit tödtlich zu werden geschienen, er dem Kranken bekannt gemacht habe, daß er wohlthun würde, wenn er sich als guter Christ zum Tode vorbereite und die heil. Sacramente empfinge."

II. D. Laurent Wander-Hamen erzählt, indem er von der, vom Olivarez verordneten Arzney redet, daß der Arzt ein Reinigungsmittel eingegeben, ohne daß es etwas Gutes bewirkt hätte, aber nicht ohne Vorschrift und Berathschlagung, und daß die Krankheit sehr bald Anzeigen des Todes habe blicken lassen. Als dieser Verfasser von dem Plane, welchen D. Carlos entworfen hatte, nach Flandern zu reisen, und welcher dem D. Johann von Oesterreich, und von diesem seinem Vater mitgetheilt worden war, redet, sagt er: „Seit diesem Augenblick dachte „Philipp auf die Mittel, die Pläne des Prinzen zu vereiteln und sein Reich zu retten, obgleich diese Mittel „nicht bis zu dem Punkt getrieben worden „wären, den wir alle kennen, wenn der König die „ungezügelten Neigungen des Prinzen hätte mäßigen kön-

„nen, oder dieser Prinz seine eingebildeten Pläne hätte widerrufen wollen *)." Was bedeuten die Worte: obgleich diese Mittel nicht bis zu dem Punkt getrieben worden wären, den wir alle kennen? welches war der Punkt, bis zu welchem die Dinge getrieben wurden und welcher allen Zeitgenossen des Verfassers bekannt war? betrift dies die Verhaftung des Prinzen oder dessen Gefangenschaft? Diese letztere war kein Geheimniß; er konnte daher ganz unumwunden schreiben; dies war aber nicht der Fall, wenn vom Tode des Kranken die Rede war. Man stelle neben diesem Satz die Worte desselben Verfassers aus einem andern Werke: Der Arzt gab ihm ein Reinigungsmittel, ohne daß es etwas Gutes bewirkt hätte, aber doch nicht ohne Vorschrift und Berathschlagung, und die Krankheit ließ sehr bald Anzeiger des Todes blicken. Wir werden bald den wahren Sinn der einen und der andern Stelle finden.

III. Fabian Estrada sagt in seiner Geschichte der Kriege von Flandern. „Nach sechs so unglücklich verflosse„nen Monaten, und, ohne daß sein unerbittlicher Vater „durch die Gesandtschaften aller europäischen Fürsten ge„rührt werden konnte, starb D. Carlos an einer Krankheit, „welche theils durch den gänzlich verweigerten Genuß von „Lebensmitteln, theils von dem nachherigen unmäßigen Ge„nuß derselben und daß er Schnee in sein Getränk gemischt „hatte, oder endlich durch die Leiden des Geistes, verursacht „worden war, wenn es nämlich wahr ist, daß keine „Gewaltthätigkeit Statt gefunden hat .... „Ich weiß wohl, daß Dinge der Art, wie ich sie erzählt habe, „denen nicht gefallen werden, welche, ohne sich um die „Wahrheit zu bekümmern, alles das mit Freuden aufnehmen, „was man von schlechten Handlungen der Fürsten erzählt.

*) Wander-Hamen: Vita de D. Juan de Austria.

„Da aber diese Dinge verborgen gehalten sind und es „sehr schwer ist, sie zu ergründen, so überlasse ich sie den „Schriftstellern, welche den Ruhm der Scharfsichtigkeit er„ringen, und durch diese orakelmäßige Andeutung sie erra„then wollen."

IV. Dieser letztere Satz macht eine Anspielung auf das Orakel, welches Omerio durch Zahlbuchstaben in einem Verse des ersten Buchs der Metamorphosen des Ovids aufgestellt hatte, indem er ihn folgendergestalt schrieb:

: fILIVs ante DIeM patrIos InqVIrIt In annos.

deren Sinn in der Zusammenzählung der groß geschriebenen Zahlbuchstaben dieses Verses lag; man sahe nämlich, daß sie die Zahl 1568, als die Zeitepoche, in welcher D. Carlos gegen seinen Vater die Verschwörung gemacht hatte, in der Zusammensetzung enthielten.

V. Fabian Estrada setzt hinzu, daß er einige einzelne Umstände, die er schon über die Ursachen der Ungnade des D. Carlos angegeben hatte, nicht für wahrscheinlich halte. Bleiben wir indeß bey den Worten stehen: „wenn es nämlich wahr ist, daß keine Gewaltthätigkeit Statt gefunden hat," und verbinden wir damit die Redensart, wodurch er den Beweis widerlegen will, welchen ihm diejenigen entgegen stellen werden, welche, „ohne sich um die Wahrheit zu bekümmern, alles das mit Freuden aufnehmen, was man sich von schlechten Handlungen der Fürsten erzählt," aber daß er sich nicht darein mischen will, weil diese Geschichten verborgen gehalten werden, und es sehr schwer ist, sie zu ergründen.

VI. Louis Cabrera, Geschichtschreiber Philipp II., fügt in seiner Erzählung von der Krankheit und dem Tode D. Carlos, nachdem er gesagt hatte, daß er eine Reinigung gebraucht, ohne daß sie einen glücklichen Erfolg gehabt habe, und daß die Krank-

Digitized by Google

heit tödtlich geschienen, hinzu: „Man hat diese „Sache, sowohl in Spanien, als außerhalb dieses Reichs, „so wie in den Geschichten der Feinde Philipps II. und „seiner Nebenbuhler, sehr verschieden erzählt. Ich schreibe, was ich früher und jetzt gesehen und gehört habe; ich kann dies thun, weil ich von meiner „Kindheit an täglich in die Zimmer dieser Prinzen zugelassen worden bin; dies wurde mir mit zunehmendem „Alter immer leichter, bey dem sehr vertrauten Umgange, „den ich mit ihnen hatte, wegen der Gunstbezeugungen, mit „denen einige Minister vom Könige aufgenommen waren, „besonders der Prinz Rui Gomez de Silva und D. „Christoph de Mora, Marquis von Castel-Rodrigo, deren „Ansehen meinem Vater, Johann Cabrera von Cordova, sehr „nützlich gewesen war, dies, vereinigt mit der Gnade, welche „Sr. Majestät gehalt hatten, meine Dienste anzunehmen, „gab uns den nächsten Zutritt und die vertrautesten Verbindungen mit den angesehensten Personen.“ Die Art, wie Louis Cabrera sich ausdrückt, verdient alle Aufmerksamkeit; er räumt ein, daß man in Spanien sehr verschieden von dem Tode des D. Carlos gesprochen habe, aber er will zugleich das Andenken eines Königs, dessen Sohne es sein Werk zugeeignet hat, ehren; in dieser Absicht vermeidet er jede Untersuchung, indem er bloß erzählt, was er in dieser Zeit im Palast des Monarchen, wo er freyen Zutritt hatte, und wo er auch den Prinzen von Evoli sahe, gesehen und gehört hatte. Es ist augenscheinlich, daß dieser Vertraute Philipp II. sich wohl in Acht genommen haben wird, ihm ohne Noth ein Geheimniß zu entdecken. Nichts desto weniger ist es wahrscheinlich, daß Louis Cabrera die traurigen Folgen der Arzeney und daß die unglückliche Wendung der Krankheit durch unmittelbar angewandte Maaßregeln hervorgebracht worden, selbst geglaubt hat; denn wenn er diese Idee nicht gehabt hätte, so wäre

es seine Schuldigkeit gewesen, die entgegengesetzte Meinung aufs strengste zu widerlegen.

VII. Die öffentlich bekannt gemachten Geschichts-Erzählungen von Cabrera, Wander-Hamen, Opmero und Estrada sind ganz übereinstimmend mit den geheimen Geschichten dieser Zeit, welche ich gelesen habe: es ist daher auch gar nicht zu verwundern, daß der Prinz von Oranien in seiner Vertheidigungsschrift wider Philipp II. ihm Schuld giebt, daß er seinen Sohn habe umbringen lassen *); daß Jac. Aug. v. Thou, ein gleichzeitiger französischer und sonst sehr einsichtsvoller Schriftsteller, eben dasselbe gethan hat, nach den einzelnen Umständen, welche ihm von Louis de Foix, einem französischen Baumeister, welcher bey dem Bau des Escurials angestellt war, und von Peter Justiniani, einem venetianischen Edelmann, welcher lange in Spanien gewohnt hatte, mitgetheilt worden waren, obgleich er sich darin geirrt hatte, daß er das Inquisitionsamt in diese Sache mit einmischt und annimmt, der Prinz sey nach einigen Stunden an den Wirkungen des Giftes gestorben, und indem er noch mehrere Irrthümer auf das Wort seiner Correspondenten, aufstellt **). Ich habe mich eben so wenig darüber gewundert, daß andere vom Gregorius Leti angeführte Schriftsteller so einander widersprechende Dinge erzählen, daß es scheint, als wenn sie von Zeitungskrämern oder Romanschreibern herrührten; denn wenn das Ende des Prinzen durch eine geheime Arzeney hervorgebracht und der Befehl, diese einnehmen zu lassen, insgeheim gegeben worden ist, so zweifelt niemand, daß dieser Tod gewaltthätig

*) Watson; histoire du regne de Philippe II., englisch und französisch, im Anfange.

**) Le Thou, dans l'histoire de son temps, en latin. tom. 2, liv. 45.

gewesen ist, und jeder überläßt seinen eignen Muthmaßungen, zu errathen, wie dieser erfolgt ist.

VIII. Die Rechte der Wahrheit sind indeß keiner Verjährung unterworfen und früher oder später wird sie doch bekannt. Nach drittehalb Jahrhunderten entdecken wir so viele Thatsachen und einzelne Umstände von dieser Begebenheit, die unserm Geiste die innige Ueberzeugung geben, daß der Tod des D. Carlos mit allen äußern Merkmalen eines natürlichen erfolgt sey, und daß der Kranke selbst ihn als solchen angesehen habe. Die Erzählung einiger ausländischen, als Gelehrte bekannten Schriftsteller, von den Folgen der Arzeney, ist eben so, wie die, derjenigen Schriftsteller, denen es gefällt, Romane unter dem Titel wahrer Geschichten zu schreiben, durch urschriftliche Zeugnisse widerlegt; ich will daher auch, ohne mich weiter bey diesem Streitpunkt aufzuhalten, meinen Gegenstand verfolgen, indem ich die Wahrheit darstelle und nachdem ich meine Leser aufgefordert habe, alles zu verwerfen, was sie vom Gegentheil in andern Büchern finden.

IX. Als D. Carlos durch Olivarez die Nachricht erhielt, daß gegen seine Krankheit kein Mittel und sein Tod nahe sey, und da er zugleich von diesem Arzte aufgefordert wurde, sich dazu vorzubereiten, so verlangte er, daß man den F. Diego von Chares, seinen gewöhnlichen Beichtvater, kommen lassen sollte; seinem Befehle wurde am 21sten Juli Genüge geleistet. Der Prinz trug diesem Geistlichen auf: in seinem Namen den König, seinen Vater, um Verzeihung zu bitten; dieser ließ ihm antworten, daß er ihm von ganzem Herzen nicht nur Verzeihung, sondern auch seinen Seegen ertheile und daß er hoffe, daß seine Reue ihm auch Verzeihung bey Gott bewirken werde. An demselben Tage empfing er mit tiefster Ehrerbietung das heil. Abendmahl und die letzte Oelung: er machte auch, mit Genehmigung seines Vaters, ein Testament, welches durch

Digitized by Google

seinen Sekretair, Martin von Gaztelu, niedergeschrieben wurde. Er lag den 22sten und 23sten im Sterben; in diesem Zustande hörte er mit Ruhe den Ermahnungen des F. Diego von Chares und des Doctors Suarez von Toledo, seines ersten Almosenpflegers, an. Die Minister machten dem Könige den Vorschlag, seinen Sohn zu besuchen und ihm noch einmal persönlich seinen Seegen zu geben, indem diese Gnade ihm zum außerordentlichen Trost im Sterben gereichen würde. Philipp II. forderte hierüber das Gutachten der beyden vorgenannten Geistlichen. Sie antworteten: Da D. Carlos jetzt sehr ruhigen Gemüths sey, zu befürchten stehe, daß der Anblick seines Vaters nur neue Unruhe in seinen Ideen hervorbringen werde. Dieser Bewegungsgrund hielt den Vater für den Augenblick zurück, als er aber in der Nacht vom 23sten zum 24sten erfahren hatte, daß sein Sohn in den letzten Zügen läge, ging er in sein Zimmer und gab ihm, die Arme um die Schultern des Prinzen Evoli und des Ober-Priors gestreckt, zum zweytenmal seinen Seegen, ohne von ihm bemerkt zu werden; nachdem dies geschehen war, zog er sich ganz in Thränen zurück. Bald nach seinem Abgange erfolgte der Tod des D. Carlos, welcher am 24sten Juli, am Tage vor dem Feste St. Jacobs, des Schutzpatrons von Spanien, Morgens um vier Uhr seinen Geist aufgab.

X. Man that nichts, um den Tod des Prinzen zu verheimlichen; man beerdigte ihn vielmehr mit allem, seinem Range gebührenden Gepränge in der Kirche des Klosters der Dominikaner und Hauptkirche von Madrid; es wurde aber daselbst keine Trauerrede gehalten. Philipp II. machte den Tod D. Carlos allen Personen und allen Behörden, die er von seiner Gefangenschaft benachrichtigt hatte, bekannt. Ich habe eine Abschrift des Briefes, welchen er an mein Kapitel zu Toledo unterm 27sten Juli schrieb, in Händen; er ist von dem Monarchen unterschrieben und von

dem Staatssekretair, Franz von Eraso, contrasignirt. Ich besitze auch eine Abschrift des Briefes, welchen dieser Staats-Sekretair an den Diego Zugniga, Stadtrichter von Toledo, am 28sten geschrieben hat. Er macht darin eine ausführliche Beschreibung von dem Anfange, den Ursachen und dem Fortgange der Krankheit des D. Carlos; von seiner Ergebung und seiner Frömmigkeit in den drey letztern Tagen seines Lebens. Die Stadt Madrid beging auch feverlich die Exequien am 14ten August; die Predigt wurde von F. Johann von Tobar, Prior des Dominikaner-Klosters zu Atocha, gehalten. Dies war derselbe, welcher in der Nacht vom 27sten December des vorhergegangenen Jahres den Prinzen so weit hintergangen hatte, daß er ihm den nannte, den er tödten wollte. Endlich druckte man in demselben Jahre einen sehr langen Bericht über die Krankheit, den Tod und das Leichenbegängniß des Prinzen. Der Stadtrath von Madrid ließ denselben durch Johann Lopez del Hoyo, Professor der lateinischen Sprache in dieser Hauptstadt, anfertigen.

XI. Spanien bedauerte den Tod des D. Carlos außerordentlich, nicht nur wegen der Besorgnisse, welche ihm vorangegangen waren, sondern noch mehr weil der König keine männlichen Kinder mehr hatte. Dieser Prinz war die einzige Frucht seiner ersten Heyrath mit Marie von Portugal; aus der zweiten Ehe mit Marie von England hatte er keine Kinder; und die dritte mit Elisabeth von Frankreich hatte ihm nur die Isabelle Clara Eugenie, geboren den 12ten August 1566, und die Katharine, welche den 10ten October 1567 zur Welt kam, gegeben. Alle Hoffnungen gründeten sich auf die dritte Schwangerschaft der Königin, welche um die Zeit des Absterbens D. Carlos bekannt gemacht wurde; allein die Erwartung der Nation wurde betrogen, indem die tugendhafte Elisabeth am 23sten

Digitized by Google

October desselben Jahres, an den Folgen einer unzeitigen Geburt, starb.

XII. Dieses Unglück (und die üble Meinung, welche Europa von Philipp II. hatte, welches ihn für einen falschen, grausamen und blutdürstigen Prinzen hielt,) gab Veranlassung zu der Anschuldigung, die ihm zuerst von dem Prinzen von Oranien (und nachher von mehrern andern) gemacht wurde, daß er den Tod der Königin angeordnet habe; man hat in Frankreich Beweise vom Gegentheil, da Karl IX. einen außerordentlichen Gesandten nach Madrid schickte, um Philipp die Beyleidsbezeigungen zu machen, und dieser Monarch wirklich ganz untröstlich war, sich ohne männliche Kinder zu sehen, welche er von seiner Gemahlin erwartet hatte. Der obenerwähnte Johann Lopez del Hoyo machte 1569 einen treuen Bericht über die Krankheit und den Tod der Königin Elisabeth öffentlich bekannt, und einzelne Umstände, die er darin anführt, sind offenbar unverträglich mit dem Gebrauche des Giftes, woran sie, wie man sagt, gestorben seyn soll. Es ist zuverlässig, daß der Prinz von Oranien sich durch Haß und Rache hat hinreißen lassen. Man kann an die Wirklichkeit eines Verbrechens nicht glauben, wenn man weder seinen Zweck noch seine Bewegungsgründe wahrnimmt, und man weiß, daß Philipp sehr viel daran lag, die Folgen der Niederkunft der Königin zu erwarten. Die übrigen Schriftsteller sind, mit der Voraussetzung, daß das Verbrechen begangen sey, bemühet gewesen, die Ursachen davon zu entdecken, und es hat nicht an Romanschreibern gefehlt, welche geglaubt haben, sie in dem Liebeshandel mit D. Carlos zu finden. Vorausgesetzt, daß dieser gegründet war, so konnte er, nach historischen Beweisen, nicht früher als nach seiner Rückkehr von Alcala anfangen, und gerade von dieser Zeit an wünschte er so sehnlich, sich mit Anna von Oestreich, seiner Cousine, zu verheirathen. Diese Prinzessin wurde am Ende die

Digitized by Google

vierte Gemahlin Philipp II. und nachher Mutter Philipp III.; es schien das Schicksal dieses Monarchen zu seyn, alle die, seinem unglücklichen Sohne bestimmten Prinzessinnen zu heyrathen.

XIII. Endlich befahl Philipp II., um ein Andenken an die Gerechtigkeit, welche er in der Angelegenheit seines Sohnes ausgeübt hatte, zu erhalten, daß die Akten dieses Prozesses, sowohl die Originalien, als die Uebersetzung, welche D. Carl, Prinz von Biana und Girone, zu Barcelona gemacht hatte, zusammen gestellt und aufbewahrt würden. Es ist erwiesen, daß D. Franz von Mora, Marquis von Castel Rodrigo und Vertrauter des Königs seit dem Tode Rui Gomez de Silva, diese drey Aktenstücke im Jahre 1592 in einem kleinen grünen Koffer niedergelegt und daß der König ihn hernach verschlossen und ohne Schlüssel in die königl. Archive von Simanka gesandt hat; woselbst er sich noch befinden muß, wenn man ihn nicht, auf Befehl des Kayfers Napoleon, wie ein Gerücht in Spanien sagte, nach Paris gebracht hat.

Digitized by Google

II.

Das

Süddeutschthum,

eine

politisirende Abhandlung,

herausgegeben durch

Adolph von Schaden,

vormals Offizier in K. Baierischen Diensten;

als

Gegenstück zu dem Preußenthume des Herrn Jul. von Voß.

Si vis pacem, para bellum. — —

An den Herrn Kriegsrath von Cölln, als Herausgeber der freimüthigen Blätter für Deutsche.

Ew. Hochwohlgeboren sprechen sich in der, dem literarischen Publikum bekannt gemachten Tendenz der von Hochdenselben herausgegebenen freimüthigen Blätter unter andern folgendermaßen aus:

„Wir wollen einen Kampfplatz darin für die öffentliche Meinung eröffnen, über die künftige innere Staatsausbildung Deutschlands. Dahin gehören Vorschläge zu zeitgemäßen

Verbesserungen der Verfassung und Verwaltung. Jeder Aufsatz in dieser Hinsicht, mag er unsere eigne Ueberzeugung aussprechen, oder die entgegengesetzte Meinung, sey uns willkommen. Nur durch den Kampf der Meinungen erhält man eine wahre öffentliche Meinung."

Ew. Hochwohlgeboren sind mit Consequenz bei der Herausgabe Ihres Journals der einmal vorgesetzten Tendenz desselben bisher immer treu geblieben, und ich schmeichle mir daher um so mehr mit der Hoffnung, daß Hochdieselben auch mein Süddeutschthum in Ihre freimüthigen Blätter aufnehmen werden.

Zwar ist es wahr, ich trete häufig Ihren eigenen früher öffentlich ausgesprochenen politischen Ansichten geradezu entgegen, allein nicht der Umstand, als ob ich diese erleuchteten Ansichten nicht bewunderte, sondern blos der Umstand, daß ich mein politisches Glaubensbekenntniß drei Jahre später ausspreche, als Ew. Hochwohlgeboren das Ihrige, ist die Ursache der mächtigen Abweichungen, obwohl ich es anderwärts durchaus nicht leugnen kann, daß gerade Ihr eigenes System wieder das Fundament ist, auf welchem ich mein eigenes bescheidenes Häuslein aufgeführt habe.

Ich unterzeichne mich mit größter Achtung

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster Diener,
Adolph von Schaden,
vormals Offizier in K. Baierischen Diensten.

Eingang.

Dem durch Hrn. J. v. Voß in diesen Blättern erschienenen Preußenthume wiederfuhr die Ehre, daß es durch deutsche Jünglinge auf der Wartburg feierlich verbrannt wurde.

Digitized by Google

Ferner unterließ witzelnder Eigendünkel, ohne sich übrigens auf Beweise einzulassen, nicht, des Hrn. v. Voß Ideen über das Preußenthum hier und da zu bekritteln und mit seinen leichten Waffen anzugreifen.

Im Februarhefte der Berliner Monatsschrift, betitelt die Laren, befindet sich ein Aufsatz, welchen der Verfasser, der sich Zw. zeichnet, Sonderlinge überschrieb. In diesem Aufsatze nun, äußert der Herr Zw., indem er von des Jul. v. Voß Ideen über das Preußenthum spricht, den Wunsch: „daß jeder auf gepreßte „Magen spekulirende Planmacher belieben „möchte, sich vor der öffentlichen Mittheilung „durch ein dreitägiges Fasten zur nüchternen Prüfung vorzubereiten." Die Erbärmlichkeit dieses Witzes spricht sich von selbst aus; es liegt klar am Tage: Herr Zw. will sich durch seine Sonderlinge selbst in den der Eitelkeit schmeichelnden Ruf eines Sonderlinges bringen — wir selbst sind geneigt, ihn für einen solchen zu halten, aber wahrlich für keinen der originellen und interessanten Classe. In dem encyclopädischen Wörterbuche der kritischen Philosophie, herausgegeb. von G. S. A. Mellin, heißt es: „Der Sonderling ist der Nachäffer eines Mannes, der einen Charakter „hat."

In diesem Sinne wollen auch wir dem Hrn. Zw. die Cathegorie eines Sonderlinges herzlich gern zugestehen.

Man beleuchte und tadle immerhin die Geistesprodukte der Schriftsteller, aber es geschehe mit Sachkenntniß, mit Unpartheilichkeit — mit ächtem Witze; kurze unzusammenhängende Sätze ausheben und parodiren läßt mit Recht auf unlautere Absichten schließen.

Indeß ist es nicht zu leugnen, daß bei Reformationsplanen in einzelnen Punkten auch der beste Kopf leicht auf Irrwege gerathen und ein lebender Beleg zu der Zu-

verlässigkeit des alten Satzes: „incidit in Scyllam, qui vult evitare Charybdin“ werden könne.

Aber gerade die Tendenz des Voßischen Preußenthums kann sich nicht verleugnen, sie geht dahin: „gegen die „Schule der exaltirten Ungereimtheit zu Felde zu ziehen, „und zu zeigen, daß natürliche, mit der gesunden Vernunft „vereinbare Prinzipen auch in der Politik, im Kriegshand„werk, so wie in allen übrigen Dingen, die zweckmäßigsten „und anwendbarsten seyen.“

In einer Zeit, in welcher der gesunde Menschenverstand von Jahr zu Jahr in schwerere Fesseln geschmiedet wird, in einer Zeit, in welcher dem großen Unthier, Hypothese genannt, gleich der hundertköpfigen, furchtbaren Schlange, sogleich für ein abgeschlagenes Haupt zwey neue erwachsen, ist es löblich und verdienstlich, wenn zuweilen Männer, die der unselige, schwindelnde Zeitgeist nicht mit sich fortriß, sich der Gigantenarbeit unterziehen, nach ihren besten Kräften und mit dem ehrlichsten Willen gegen eine Hyder zu kämpfen, deren Prosperiren früher oder später dem gesammten deutschen Gemeinwohl den letzten tödtlichen Stoß zu versetzen droht.

Dem Himmel sey es gedankt, noch giebt es eine kleine Classe unbefangener Naturmenschen, welche ein solches Streben zu würdigen wissen, Menschen, die es für zweckmäßiger und verdienstlicher halten, an die Erhaltung der vaterländischen Frucht zu denken, bevor sie Granatäpfel und Ananas in dürre, sandige Steppen zu verpflanzen bedacht sind.

Mit langjähriger Erfahrung, mit Scharfblick und hervorstechenden Talenten ausgerüstet, unternahm es Herr v. Voß, die Verhältnisse seines Vaterlandes zu prüfen, und auf Mittel aufmerksam zu machen, welche dazu dienen könnten, das wahre Staatsinteresse, die Unabhängigkeit

Digitized by Google

und den eigentlichen, allgemeinen Wohlstand zu fördern und zu erhalten.

Wenn wir auch nicht mit so glänzenden Eigenschaften, als der Verfasser der Ideen über das Preußenthum, in die Schranken politischen Raisonnements zu treten vermögen, so schmeichlen wir uns deß ungeachtet mit der Hoffnung, daß unsere Abhandlung zuweilen beachtungswerthe Anklänge geben dürfte: sollten wir mit dem besten Willen und nach vielfältiger Durchdenkung unseres Systems in einzelne Irrthümer verfallen, so ersuchen wir unsere Leser, in Ihrem Urtheile das „errare humanum est" nicht ganz zu berücksichtigen zu vergessen; wir werden uns übrigens sehr gern bescheiden, wenn uns Jemand von der Unausführbarkeit der einen oder der andern Idee — überzeugen wird. Pfeile aber, die aus Herrn Zws Köcher oder aus demselben ähnlichen Depositorien gegen unser System gerichtet werden, solche Pfeile — werden uns wahrlich ungerührt lassen.

Es versteht sich endlich am Rande, daß wir hier nur fragmentarische Arbeiten liefern können. Ein neues politisches System, in allen seinen Theilen gehörig ausgeführt, aufzunehmen, dazu ist kein ephemeres Journal geeignet.

Erste Abtheilung.

I.

Begriffe der Neuern über Deutschthum und über dessen Begründung. — Wozu würde ein Realisirungsversuch ihrer Plane führen? — Welche Verfassung der deutschen Lande empfiehlt sich nun als die natürlichste und zweckmäßigste? — Ueberhauptige Begriffe des Süd- und Norddeutschthums.

Die Bildung der Deutschen zu einer selbstständigen Nation, die Zusammensetzung aller Lande, in denen die

deutsche Sprache gesprochen wird und unter denen man einige Verwandtschaft der Sitten, Gebräuche und Neigungen u. s. w. finden will, in einen Körper, der von einem Haupte nur geleitet und regiert werden soll; — diese ist die fixe Idee des bei weitem größern Theils der deutschen politischen Scribenten und der irregeleiteten deutschen Jugend, eine unselige Idee, welche man in der neuesten Zeit bis zum Ekel wiederkauen hören muß.

Besonnene und kalt überlegende Politiker haben hier und da durch die Strömung der Flüsse u. dergl. einleuchtend genug erwiesen, daß die weitläuftigen, verschiedenen, deutschen Länder selbst von der Natur, sowohl in geographischer als anderer Hinsicht, nicht bestimmt seyn können, ein Ganzes zu formen, ein Ganzes — welches ja auf keinen Fall jene Gestalt erhalten würde, welche das alte Deutschland unter dem kräftigen Hermann hatte.

Mit der, von der modernen, politischen, deutschen Schriftstellerwelt so oft citirten Wahlverwandtschaft der deutschen Länder unter einander ist es wirklich eine ganz eigne, wohl beachtungswürdige Sache.

Es kam uns schon immer possirlich genug vor, wenn wir in gelehrten, die sogenannte Menschen- und Völkerkunde abhandelnden Werken, die Nationalcharaktere der Erdbürger abgewogen fanden, wie der Materialist seine Feigen und Mandeln abpfündet. Da ist zu lesen: „Der „Spanier ist ernsthaft, eifersüchtig u. s. w., der Franzose „leichtsinnig, munter, verliebt u. s. w., der Deutsche endlich „bieder, arbeitsam, ruhig, aber dem Trunke ergeben u. s. w.," aber du lieber Himmel! wie trügt der feine Menschenmesser. Kommen wir nach Spanien, so scheint der bescheidene, regsame Biskajer einem ganz anderen Lande anzugehören, als der faule, aufgeblasene Kastilianer, in Frankreich unterscheidet sich der Einwohner der Provence

von jenem der Champagne, ungefähr wie der süße vom sauren Apfel.

Spanien und Frankreich sind nun aber doch noch Länder, die von geschlossenen, selbstständigen Nationen bewohnt werden, aber nun auf das liebe Deutschland im ausgebreitetsten Sinne des Wortes zu kommen, — da stelle man einmal den Pommer neben den zunächst an Italien grenzenden Tyroler, den Berliner neben den Wiener, den Baiern neben den Meklenburger und den Hamburger neben den Augsburger, sprechend: „Seht, alle diese „sind Teuts-Söhne, Abkömmlinge der einen und derselben „Mutter, — sie alle lagen unter demselben Herzen, sogen „dieselben Brüste" — der Teufel mag es glauben!

Man betrachte einmal aufmerksam die Länder, welche die Schreier des Tages unter einen Hut bringen wollen; sie würden vereint ein ungeheueres Reich bilden — dieses ist und bleibt wahr, allein wie viele alte, — welch' mächtige Dynastien müßten zu Grunde gehen — bis es erst dahin käme? — nach unserer Ansicht ließe nur auf einen einzigen Fall die Ausführung dieses kühnen Planes sich einigermaßen als möglich denken, und dieser Fall — wäre eine allgemeine deutsche Revolution. Allein wenn sie zu Stande käme, könnte sie unter ungefähr zwanzig als möglich denkbaren Resultaten 19 andere herbeiführen, bis sie eine Vereinigung aller deutschen Reiche hervorbrächte; — doch wieder zugegeben, der zwanzigste Fall träfe glücklicher — aber nicht wahrscheinlicherweise ein, so könnte doch nichts anderes als eine ungeheuere Monarchie entstehen; wäre nun das Oberhaupt dieser Monarchie von Hause aus oder in der zweiten oder dritten Erbfolge — keine Schlafmütze, so würde es bei den ungeheuren Mitteln, die ihm zu Gebote stünden, bald darauf verfallen: den nächsten Nachbarn des ungeheuren neugebornen Kindes nach Belieben größere oder kleinere Partikelchen ihrer Ter-

ritorien freundschaftlich abzuzwicken, und die ganze Tendenz liefe wieder auf den Versuch der Gründung einer Universalmonarchie aus. Ist es wohl nöthig, die Greuel und Blutscenen zu schildern, welche Deutschland durch diese Versuche von Karl dem Großen an bis inclusive auf den kühnen Korsen hat sehen müssen — ist es nicht dieser Versuch, der die Wuth jener jetzigen Modedeutschen zum höchsten gereizt hat, und ist jene übermenschliche Idee schon je ausgeführt worden?? —

Es ist eine für den Psychologen in der That höchst merkwürdige Erscheinung, wenn er in den Ideen wüthender, leidenschaftlicher Reformatoren den Restaurationsversuch eines Uebels finden muß, dessen Unterdrückung einige Monate früher die Haupttendenz der nähmlichen Sekte war. Wie sehr kann sich der menschliche Geist verirren!

Lustig ist es wirklich, wenn man hört, daß diese Neuerer ihr neuzuschaffendes gigantisches Kind in demokratische, das ist von unten nach oben oder von den Beinen nach auf Kopf und Herz wirkende Formen kleiden wollen.

Eine demokratische Monarchie erscheint schon an und für sich selbst als ein Unding; — sie herzustellen, scheint dem Glauben ähnlich, daß ein mit Wasser überfüllter Schwamm Feuer fangen würde; indeß läßt es sich nicht leugnen, bei Duodezmonarchien, deren Umfang 40 oder 50 Hufen nicht übersteigt, dürfte die Möglichkeit einer solchen Regierungsform nicht unausführbar werden; aber reiflich zu überdenken überlassen wir dem denkfähigen Leser, ob das Oberhaupt des ungeheuren chimärischen Staates sich demokratische Formen überhaupt — und wie lange er sich selbe gefallen lassen möchte? — —

Wie sehr empfiehlt sich dagegen die von den wenigen Weiseren in Deutschland angeregte Idee, in Deutschland nur zwei tonangebende Mächte zu gestatten; wie natür-

Digitized by Google

lich! — daß die eine den Norden, die andere Süden beherrscht.

Wie leicht ließe sich hier ein Gleichgewicht erkünsteln, und dieses, weise und vorsichtig hergestellt, ist ja denn doch die Basis der Ruhe, der Ordnung und des Wohlstandes im großen Universum überhaupt.

Daß die tonangebenden Mächte nur Oesterreich und Preußen seyn können, versteht sich am Rande.

Wir gestehen es gern, die Idee ist nicht neu. Der Herausgeber der freimüthigen Blätter für Deutsche stellte sie, als sein Journal noch in zwanglosen Heften erschien, schon im Jahre 1815 auf, und man findet sein ganzes diesfalsiges System in dem ersten Hefte des bezeichneten Jahrganges in einem Aufsatze weitläuftig ausgeführt, welcher über das Gleichgewicht und Uebergewicht Europas handelt und in Briefform zweier zu jener Zeit gerade in Berlin und Wien lebenden Freunde eingekleidet ist.

Allein der geschätzte Verfasser dieses Aufsatzes schrieb sein System im Jahre 1815 gerade zu jener Zeit nieder, als der korsische Tyrann aus Elba zurückkehrte — und seitdem hat sich in der politischen Welt ja bekanntlich gar vieles mächtig geändert und die weisesten und triftigsten Vorschläge von jenseits möchten zum Theile im gegenwärtigen Augenblick außer dem Bereiche der möglichen Ausführung liegen.

Wir gestehen es, daß unsere politischen Ur-Prinzipien, welche wir jetzt im Begriffe stehen zu entwickeln, eigentlich auf den Schultern des erwähnten Systems des Herrn F. v. Cölln aufgeführt sind, deßungeachtet müssen wir von diesem, wie die Folge lehren wird, oft bedeutend abweichen, theils weil wir gerade drei Jahre später schreiben, theils — weil in Dingen der Art die Ansichten zuweilen verschieden sind, und wir nicht gesonnen sind, dem Leser Nachgebets aufzutischen. — Doch zur Sache:

Digitized by Google

Zwei Wagschalen von gleicher Größe, mit derselben Last beschwert, stehen in ewigem, künstlichen Einklange; füge ich aber die Schalen in einander, so muß die Wirkung der Maschine, der Natur ihrer Construktion konsequent, sogleich aufhören.

Diesen Satz bitten wir nicht aus dem Auge zu verlieren, denn auf ihn basirt sich unser eigenes System.

Teutonia bestehe demzufolge aus zwei Hauptbestandtheilen, aus Nord- und aus Süddeutschland. Als Hauptzweck behalten wir es übrigens im Gesichte: „unsere Betrachtungen vorzugsweise dem letztern zu widmen, und die Mittel aufzusuchen und zu beleuchten, welche als die zweckdienlichsten erscheinen müssen, der südlichen Hauptwagschale Unabhängigkeit, ihre Verbindung und ihren Einklang mit dem Gegengewicht, nehmlich der norddeutschen Hauptwaagschale, auf immer zu sichern.

Zur Herstellung des Gegengewichtes sind bei der Wage conditiones sine quibus non — die Wagstange und ihre Zunge.

Dieser Satz bildet den zweiten Theil des Fundamentes unseres politischen Systemes.

Oesterreichs und Preußens Machtsprüche würden es, zur Gründung eines dauerhaften deutschen Gemeinwohls, leicht vermögen, außer Baiern alle übrige größere oder kleinere deutsche Staaten zu sekularisiren, allein gerade Baiern erscheint hier als ein Stein des Anstoßes. Dieses Königreich ist bereits zu mächtig, zu einflußreich auf Oesterreichs Staatssystem, als daß eine Sekularisation seiner Dynastie zur leicht ausführbaren Sache zu rechnen wäre.

Wohlan denn — es bilde die Zunge unserer Staatenwage und in politischer Hinsicht den Kopf des süddeutschen großen Staatskörpers.

Digitized by Google

In dieser Eigenschaft und als Zunge der Waage, kann es den beiden großen Wagschalen nur nützlich werden, und selbst Friedrich II. betrachtete jenes Land aus diesem Gesichtspunkte.

Zur Stange unserer künstlichen Staatenwage sehen wir uns gezwungen Sachsen zu bestimmen, welches nach den geographischen Verhältnissen sich einzig und allein hierzu eignet.

Demzufolge würde Deutschland nun vor der Hand aus zwei Haupt- und zwei untergeordneten Theilen bestehen. Wie dieselben beschaffen seyn und auf welche Art mit allen übrigen deutschen Ländern verfahren werden müsse, dieses beleuchte und erkläre der folgende Paragraph.

2.

Detaillirter Begriff des Süddeutschthums. Bildung, Grenzen und Funktionen sämmtlicher einzelner Theile der künstlichen Staatenwage. — Tendenz, Staatsgeist und eigenthümliches Ideal des Süddeutschthums.

Der Herausgeber der freimüthigen Blätter für Deutsche, stellte in seinem oben erwähnten Aufsatze v. J. 1815 über Europas Gleich- und Uebergewicht, unter andern folgende Grundprinzipien auf:

„Die Oesterreichische Monarchie, die erste Macht in „Deutschland, ist, so wie sie jetzt in ihrem Flächenraum sich „wieder darstellt, nirgends durch ächte militairische Grenzen „geschützt. Gegen Osten liegt sie mit Gallizien allen An„griffen Rußlands offen. Wird auch Oberschlesien von „Krakau und den Oderquellen her bedroht, so kann Preußen „sich doch dagegen durch die Festungen Kosel und Neisse, „besonders durch Glatz schützen. Dagegen flankirt die Graf-

„schaft Glatz österreichisch Schlesien, Mähren und Böhmen „wie eine Bastion, und Böhmen ist von allen Seiten gegen „den Norden, Westen und Süden nicht geschützt. Durch „das wiederbesetzte Tyrol hat zwar Oesterreich seine italieni„schen Provinzen bis an die Etsch gedeckt, weiter hinaus „bis Mailand aber nicht. Toscana ist ganz isolirt, und „auch Tyrol hilft nichts, wenn man nicht den ganzen Al„penzug vom Brenner bis den Jura hinab inne hat. „Frankreich nimmt sonst die Schweiz und beherrscht von „ihren Höhen das Gebiet der Donau und des Po. Oe„sterreichs Kaiserstaat müßte demnach eine andere Gestalt „bilden.

„Gegen Osten behielt es die Carpathen, erhielt Ober„schlesien und die Grafschaft Glatz zurück. Das Reichen„bacher Wasser und die Weistritz hinter Schweidnitz mach„ten die Grenzen mit Preußen. Es erhielt sämmtliche „Baiersche, Würtembergische, Badensche Darmstädtsche „Staaten und die Schweiz. Dagegen gäbe es ganz Ita„lien ab und erhielt hier seine alte Grenze von 1792. „Gegen Frankreich begrenzte diesen neuen Kaiserstaat der „Jura, und unterhalb Basel durchaus der Rhein, unter„halb Straßburg die alte französische Grenze inclusive „Landau, bis an die Mosel und an den Main, beide „Ströme und Böhmen scheiden es von Preußen, diesem „müßte es aber auch noch den Theil von Böhmen abtre„ten, der bey obiger Abrundung zwischen dem Fichtel- und „Riesengebirge einen zu scharfen Einschnitt in die preußi„schen Staaten machen würde."

Niemandem kann so leicht der natürliche und gesunde Sinn entgehen, welcher in diesen politischen Bestimmungen liegt, demungeachtet können wir ihnen nicht unbedingt beipflichten.

Gegen Osten behalte Oesterreich (die süddeutsche Wagschale) die Carpathen, erhalte Oberschlesien und die

Digitized by Google

Grafschaft Glatz zurück — gut! — allein nun stoßen wir auf eine Eigenheit unsers Systems, welche zwar allerdings im Anfange befremden dürfte, deren Zweckmäßigkeit wir aber in der Folge noch augenscheinlich genug zu beweisen hoffen. Wir stellen nehmlich den Satz auf: Oesterreich grenze weder hinter Schweidnitz noch an irgend einem andern Flecke an Preußen, denn wir führen hier auf unser Grundprinzip zurück, welches lautet: füge ich aber die beiden Wagschalen in einander; so muß die Wirkung der Maschine, der Natur ihrer Construction konsequent, sogleich aufhören.

Demzufolge und um dieses zu verhüten, müssen die Wagschalen sich einander gar nicht nähern, eine folgegerechte breite Stange liege zwischen ihnen, um das künstliche Gleichgewicht herzustellen — und diese Stange sey im gegebenen Falle Sachsen in einer neuen in der Folge zu beschreibenden Gestalt.

Daß das Einverleibeu Baierns mit Oesterreich durchaus nicht angehen könne, davon war schon die Rede, dagegen schreite Oesterreich jedoch durch die Oberpfalz bis an den Naabfluß und die Donau entlang bis Regensburg vor. Dadurch gewinnt es einen scharfen hervorspringenden Winkel und wenn es einst dem gemeinschaftlichen Feinde von Westen her gelingen sollte, durch Baiern bis hieher vorzudringen, so hätte Oesterreich in dieser seiner ersten Position eine unvergleichliche militärische Stellung. Regensbnrg und Amberg, vorzüglich das erste stark befestiget, bildeten in Gemeinschaft mit Passau, verbunden durch die Donau und Naab ein Dreyeck, welches nur einigermaßen zweckmäßig vertheidiget, wohl nicht so schnell zu forciren seyn möchte. Dazu käme noch, daß des Feindes rechte Flanke durch Tyrol nicht nur bedroht, sondern eo ipso überflügelt wäre. Unter solchen Umständen

den Inn zwischen Passau und Braunau forciren zu wollen, möchte ein mißliches Unternehmen seyn, und weiter rechts müßte den Eingang in Oesterreich Salzburg sehr erschweren.

Der seit Jahrhunderten so oft angeregte Plan, die Türken aus Europa zu jagen, müßte konsequent und schnell ausgeführt werden, denn jetzt oder nie ist es der rechte Zeitpunkt, dieses sehr vernünftige Projekt zu realisiren, über dessen zweckmäßigste Ausführung wir Gelegenheit nehmen werden, weiter unten zu sprechen.

Eine Haupttendenz der beyden deutschen Hauptwagschalen muß es werden, einen mächtigen Einfluß auf den Handel der Welt zu gewinnen, und dieses zu bezwecken ist nur möglich, wenn die Flaggen einer ansehnlichen Preußischen Flotte im Baltischen und die einer österreichischen im schwarzen Meere wehen.

Von Baiern schrieb Fr. v. Cölln im Jahre 1815 ungefähr also:

„Was sollen uns solche kleine und halbe Mächte in „Deutschland, wie Baiern, Würtemberg und die übrigen?

„Besonders kann Baiern nach den jetzt erhaltenen „Vergrößerungen, dem deutschen Interesse nur gefährlich, „dem französischen nur nützlich werden. Baiern ist zu klein „um Deutschland in erster Linie zu vertheidigen, zu groß „im Bunde mit Frankreich. Baiern wird stets ohne die „poetische Phantasie von Deutschlands Deutschheit zu be„achten, in Frankreichs Armen liegen. Baiern kann Frank„reich nie gefährlich, aber stets sehr nützlich werden, Frank„reich muß daher alles anwenden, Baiern zu seinem künf„tigen Strebeziel empor zu helfen, eine Macht vom ersten „Range zu werden. Oesterreich und Preußen müssen die„ses stets zu hindern suchen, mithin wird zwischen Frank„reich und Baiern dauerhafte Freundschaft, zwischen Preußen, „Oesterreich und Baiern dauerhafte Feindschaft seyn. Da

„man die Schweiz in ihrer Verfassung, Frankreich nicht „nur nicht Straßburg, Landau, die Linie von Lauter und „Queich gelassen, sondern auch noch eine Abrundung bey „Landau zugegeben hat, so besitzt Frankreich den Schlüssel „zum südlichen Deutschland, hat eine tüchtig basirte Offen„sive im Donaugebiete verbürgt, wodurch Schwaben und „Baiern ihm zufallen. Die dortigen Fürsten können sei„nen Umarmungen nicht entgehen, denn ehe Oesterreich „ihnen unter die Arme greift, sind sie verloren. Hat „Frankreich nun Baiern gewonnen; so hat es auch den „Main und das Fichtelgebirge und dadurch den Schlüssel „zur Elbe.

„Ehe Preußen das Fichtelgebirge und den Main auf„gegeben und Baiern überlassen, hätte es lieber auf Sach„sen, das rechte Elbufer abgerechnet, verzichten sollen.

„Ich (nehmlich der Herausgeber der freimüthigen Blätter ist es, welcher hier spricht) kann überhaupt die „große Politik nicht durchschauen, welche von Seiten der „Alliirten in dem Abschluß des Friedens mit Baiern vom „8ten October 1813 gelegen hat.

„Baiern war damals seiner besten Truppen beraubt, „Tyrol und Anspach, so wie Baireuth und Bamberg wa„ren leicht zu insurgiren, es konnte Oesterreich also sehr „leicht werden, Baiern zu überziehen, und dann verlor „Frankreich seine erste Stütze in Deutschland.

„Wenn Baiern jetzt (1815) bey seiner schönen Ab„rundung, bey dem ächt deutschen, kräftigen Menschenge„schlechte in seinen Provinzen, und — wenn es über kurz „oder lang, ganz Schwaben, Baden und Darmstadt in „sich aufnehmen wird, wie nicht ausbleiben kann, seine „intensive Kraft recht zu benutzen weiß — so wird es „einst Herr von ganz Deutschland werden."

Wir gestehen ein, diesen Ansichten liegt theilweise große und tiefe Wahrheit zum Grunde, aber gar vieles

Digitized by Google

ist es auch, was wir dem v. Cöllnschen Raisonnement hier entgegen zu stellen haben.

Daß kleine und halbe Mächte immer dazu beitragen werden, Deutschlands großem und einzig wahrem Gemeinwohl nachtheilig entgegen zu wirken, ist unsere innige Ueberzeugung, aber nimmermehr würde sich Baiern in der kritischen Periode, durch welche es 1813 bedroht wurde, erhalten haben, wenn es nicht dort schon etwas mehr als eine kleine oder halbe Macht gewesen wäre.

Jeder Vernünftige wird uns beipflichten, wenn wir behaupten, daß es unter die sehr schwierigen, ja vielleicht ganz unauflösbaren Probleme gehören möchte, Baiern in diesem Augenblicke zu säkularisiren; — aber im Jahre 1813 meint der Herr Kriegsrath v. Cöln wäre dieses doch gewiß sehr leicht gewesen. Nun wir wollen die angenommene Leichtigkeit des vorgehabten Planes einmal etwas näher beleuchten.

Allerdings mußte es im Spät-Jahre 1813 dem denkenden Ausländer so scheinen, als ob Baiern in diesem Zeitpunkte durchaus seiner besten Truppen durch den vorgegangenen Krieg in Rußland beraubt, sich eben nicht in der schlagfertigsten Lage möchte befunden haben; allein dieser Schluß war grundfalsch.

Das Baierische Heer, welches zu jener Zeit bey Braunau unter Wrede an Oesterreichs Grenze stand, war nichts weniger als unbedeutend, nichts weniger als aus unzuverlässigen Kriegern komponirt. Wie es Baiern gelingen konnte, in jener Zeit aus einem Nichts gleich einem Zauberschlage in wenigen Wochen eine neue respektable Armee hervorzurufen, dieses Problem findet man befriedigend und weitläufig genug in dem Aufsatze eines Unbekannten ausgeführt, welcher in dem dritten Hefte des Jahrganges 1818 der freimüthigen Blätter für Deutsche abgedruckt ist und die Ueberschrift führt: „Flüchtiger, aber wahrer und unpar-

theiischer Beytrag zur biographischen Skizze des Königl. baierschen Exministers Grafen v. Montgelas. Nur von Oesterreich allein würde Baiern bedroht, denn Preußens Waffen waren anderwärts in jener Zeit zu sehr beschäftiget, als daß sie zu Baierns Zernichtung das geringste hätten beitragen können. Allein daß Baiern, nachdem seine ganze Existenz auf dem Spiele gestanden, es hätte darauf ankommen lassen, sich mit der sehr großen Uebermacht Oesterreichs zu messen, unterliegt wohl keinen Zweifel. Man vergesse nicht, daß Würtemberg und Baden nebst allen übrigen kleinern Mitgliedern des ehemaligen Rheinbundes ihre Kontingente mit Baiern würden vereinigt haben, und man vergesse ferner nicht, daß schon dazumal die allgemeine Volksbewaffnung in Baiern zu einer Vollkommenheit gediehen war, wie in keinem andern deutschen Lande; sämmtliche Bewohner der Städte, Flecken und Dörfer sind dort gleichmäßig uniformirt, bewaffnet, in Compagnien und Bataillone eingetheilt, ja sogar ihre eigne Artillerie besitzen einige dieser Abtheilungen, und der Nationalgeist des Mutterlandes ist wirklich vortreflich; man erinnere sich hier nur an die Energie, mit welcher sich die Baierische Nation nach dem Feldzuge des Jahres 1815 anschickte, den Besitz von Salzburg gegen Oesterreich mit den Waffen in der Hand zu behaupten.

In der Politik ziemt es sich, Beweise a posteriori zu führen, und solche lassen sich in der Geschichte genug auffinden, um darzuthun, daß die Baiern oft genug überlegene Heere aus dem Felde geschlagen haben. Um uns nicht zu sehr in das Dunkel der Vorzeit zu verlieren, haben wir nur nöthig, die Namen Abensberg, Schärding, Eckmühl u. s. w. zu nennen. Wir wohnten der Schlacht von Abensberg in Person bei; eine baierische Armee von ungefähr 25000 Mann, nur von dem würtembergischen sogenannten schwarzen Jägerbataillon, einigen Schwadronen

Dragonern von derselben Macht und etlichen Grenadierbataillonen vom Oudinotschen Corps unterstützt, schlugen da ein dreimal überlegeneres Heer. Wie oft gaben die Baiern in der Vorzeit nicht Beweise, daß ihr Muth nie den Feind zählte; für den Geschichtskundigen ist es schon genug, wenn man nur die Namen des Kaiser Ludwigs des Baiern und seines Feldherrn Schweppermanns nennt. Wahrlich es ist keine Uebertreibung, wenn wir C. J. Cäsars Worte: „parva gens, sed ingente virtute," deren er sich zum Lobe einer nicht großen Völkerschaft bediente, auf die Baiern anwenden. Daß sie an kriegerischem Geiste, an Geschicke zum Kriegeführen, an Ausdauer u. s. w. unter allen deutschen Völkern oben an stehen, diesen Ruhm machte ihnen weder die Jetzt- noch die Vorwelt streitig.

Man glaube doch ja nicht, daß Partheilichkeit unsere Feder führe, denn wenn wir auch ein Jahrzehend in den Reihen jener Armee dienten, so haben wir nun dennoch ganz und gar keine Ursache, auf Kosten der Wahrheit und der innern Ueberzeugung etwas aus unlautern Absichten in die Welt hineinzuschreiben, was wir nicht vermögend seyn würden, zu beweisen.

Nun auf unser Thema zurückzukommen, so hätte sich unter diesen Umständen doch immer die Möglichkeit annehmen lassen, daß sich 1813 an den Ufern des Inns das Waffenglück in der ersten Schlacht auf die baierische Seite hätte wenden können; welche wichtige und für das deutsche Gemeinwohl nachtheilige Folgen aus einem solchen Ereignisse hätten nothwendigerweise hervorgehen müssen, bescheiden wir uns den natürlichsten Folgerungen, die sich dem denkenden Publikum von selbst aufdringen, zu überlassen.

Um die Möglichkeit, daß ein solches Ereigniß doch wohl hätte vorkommen können, eindringlich zu machen, erlauben wir uns nur noch, auf die Consequenz der sächsischen Politik aufmerksam zu machen, und welche Wunder ein Staat

Digitized by Google

hervorbringen kann, dessen Existenz auf dem Spiele steht, dieses hat uns ja in der neuesten Zeit Preußen so recht ad oculos demonstrirt.

Doch angenommen, daß der Kriegsgott für diesmal Habsburgs Fahnen günstig gewesen wäre, so hätten doch bei der einmaligen Gestaltung der Sachen Oesterreichs Heere vorerst nur in das Herz Baierns eindringen können, nun wirft sich die Frage auf: „Wäre Bonaparte ohne Oesterreichs Beihülfe bei Leipzig total geschlagen worden?" — Wieder angenommen, dieses wäre der Fall gewesen, so hätte denn doch der Usurpator mit dem Reste des Kernes seiner Truppen seinen Rückzug ungenirter und in größerer Ordnung vollführen können, und jene Tausende, welche auf Hanaus Gefilden den Tod fanden, hätten den Rhein passirt, und wären denn doch unwidersprechlich in der Folge im Stande gewesen, die nach Frankreich folgenden Sieger auf eine andere Art zu empfangen, als nun geschehen konnte.

Wollte man einmal den vorgesetzten Plan, Baiern zu zernichten, mit Consequenz verfolgen, so mußte denn doch vernünftigerweise ein Corps der Alliirten, welches nun dem Rheine zuzog, sich links wenden, um der geschlagenen baierischen Armee durch Franken in die linke Flanke zu kommen, nicht minder hätten es die Regeln der Strategie geboten, von Seiten der Alliirten ein zweites Corps allenfalls aus dem Würzburgischen dem Feinde in den Rücken zu senden, um ihm wenigstens jede Communication mit Frankreich abzuschneiden: sollte dieses Corps seinem Zwecke entsprechen, so mußte es zahlreich seyn, denn es mußte in seiner ersten Position schon seine Linien bis an die Grenzen der Schweiz oder Tyrols hin ausdehnen, mußte Ulm und Straßburg wegnehmen u. s. w.

Gerne geben wir es zu, eine schon geschlagene baierische Armee in ihrer Fronte durch Oesterreichs siegreiches

Heer beschäftiget, durch die Tyroler in die rechte, von den Alliirten in die linke Flanke genommen und zuletzt noch im Rücken angegriffen, mußte trotz eines übermenschlichen Widerstandes zerdrückt werden. Allein dort in Gallien wären hingegen auf Seite der Alliirten um so viel weniger Streiter und um so viel mehr in Napoleons Reihen gestanden — wäre wohl demungeachtet Alles so gegangen, wie es wirklich ging? — Dieses ist denn doch noch eine Frage, welche sich wohl Niemand mit einem unbedingten Ja zu beantworten getrauen möchte.

Daß es sehr leicht gewesen seyn möchte, Tyrol im Jahre 1813 zu insurgiren, glauben wir selbst, und es wäre Baiern in seiner damaligen Lage nichts anderes übrig geblieben, als diese Provinz ohne weiteres vor dem Augenblick aufzugeben, auch nicht einen Mann gegen sie marschiren zu lassen, und sich blos damit zu begnügen, ihr, so viel es in seiner Macht gestanden hätte, alle Zufuhr abzuschneiden. Ist der Tyroler, in seiner großen natürlichen Felsenburg angegriffen, auch immer dem stärksten Haufen geregelter Truppen ein furchtbarer Feind, so wird er demselben ein durchaus unbedeutender, wenn er sich aus seinen Schlupfwinkeln heraus in die Ebenen der an seine Berge grenzenden Länder wagt; diesen Satz beweißt die Geschichte aller gegen dieses Land geführten Kriege, ganz vorzüglich aber der Feldzug des Jahres 1809.

Hätte man daher von Tyrol aus den Feind in die rechte Flanke nehmen wollen, so mußte ein bedeutendes österreichisches Corps in dieses Land einrücken, der Alpenlandsturm mußte ganz eigens für diesen Zweck organisirt werden, und darüber wäre so viele Zeit vergangen, daß auf dem eigentlichen Kriegsschauplatz die ehernen Würfel längst entscheidend gefallen gewesen wären, bis es in dieser Hinsicht zu entscheidenden Schritten gekommen wäre.

Digitized by Google

Vollends Bamberg, Anspach und Baireuth zu insurgiren, möchte doch auch einigermaßen schwierig gewesen seyn; die Bewohner einzelner Provinzen in platten Ländern ziehen den Harnisch schon viel bedenklicher an, als Alpensöhne. Daß der größere Theil der Anspacher und Baireuther noch Preußen im Busen getragen haben mag, kann wohl seyn, allein seit einer Reihe von Jahren hatten sich die Menschen nun schon einigermaßen an ihr neues Loos gewöhnen lernen, hatten mitunter wohl auch ein wenig Respekt vor der Energie der neuen Regierung, die sie hier und da zu kosten bekamen; um ein solches Land zu insurgiren, muß der vornehmere Stand und die Klerisei mitwirken, davon ließ sich aber hier nicht viel hoffen, da schon sehr häufig das Schicksal der Angehörigen dieser Stände mit in das Interesse des neuen Vaterlandes verflochten war, jener hatte einen Bruder, der in den alten Ländern Baierns in Civilstaatsdiensten angestellt war, dieser einen Sohn bei der Armee selbst stehn, einem dritten waren durch Conjunkturen der Zeit Forderungen an die Regierung erwachsen, da mußten nun schon eine Menge Rücksichten siegen und dem Insurrektionsplan hinderlich werden; durch Fanatismus war nun schon gar nicht zu hoffen, dieses Völklein zu begeistern, und solche Ansichten mochten sich denn doch auch den hohen Alliirten aufdringen; die Zeit trieb mächtig, und mit Baiern wurde der denkwürdige Vertrag vom 8ten Oktober 1813 geschlossen, man mochte dabei auf beiden Seiten denken: sicher ist die beste Parthei.

Die Baiern machten in allen Zeiten gern gemeinschaftliche Sache mit Frankreich, daß ist wahr; sie nannten dieses Benehmen natürlich, und dieses nahm ihnen in allen Zeiten das übrige Deutschland gar sehr übel. Wir sehen nicht ein, warum? — Ein Land von mäßigem Flächeninhalt, nicht groß, nicht klein, befindet sich immer in einer fatalen Lage, in der eines Höflings ohne Protektion,

Digitized by Google

eines Ritters ohne Courage, eines Kaufmanns ohne Geld — alle diese Herren sind gezwungen, unter der Aegide fremden Einflusses zu wirken, so ein kleiner Staat. Irgend wo muß er sich anschließen, die Parthei eines andern muß er ergreifen — sonst hört er auf zu seyn. Nun läßt sich wieder a posteriori aus der Geschichte erweisen, daß Baiern vom deutschen Reiche eben nicht immer auf die zuvorkommendste Art behandelt wurde, diese und die oben in der zitirten Stelle des Cölnischen Aufsatzes so treffend ausgesprochenen Gründe führten es nur zu oft in Galliens Arme. Baiern in seiner jetzigen Lage ist dem gesammten deutschen Gemeinwohl gefährlicher als je, ist zu schwach, Deutschland in erster Linie zu vertheidigen, wird sich früher oder später wieder dem gallischen Interesse hingeben. — Richtig! allein wenn dieses so unwidersprechbar erwiesen, und Baiern doch nun einmal durch Verträge u. dergl. unantastbar gemacht ist, sollte man denn nicht den aus natürlichen Verhältnissen dem deutschen Gemeinwohl gefährlichen Stein des Anstoßes in eine feste Stütze desselben verwandeln können? — Wir glauben es, man höre:

Si cessat causa, cessat effectus, heißt ein alter Satz, dessen Unumstößlichkeit eine tausendjährige Erfahrung erprobte.

Wenn daher alle jene Gründe beseitiget werden, durch welche Baiern von Frankreich wie von einem Magnete angezogen wurde, so wird das Baierische Cabinet ohne Anstand auf immer sein politisches System ändern. Wenn es seine Zwecke durch die Deutschheit erlangt, wird es sich nie mehr der Gallomanie hingeben.

Man vereinige Würtemberg mit dem ganzen übrigen Theil von Schwaben, und Baden und Darmstadt mit Baiern. Der Kriegsrath von Cölln sagt irgendwo sehr treffend: „Wenn sich die hohen geistlichen Fürsten das Sä„kularisiren gefallen lassen mußten, so würden sich ja wohl

„auch die kleinen weltlichen Souveraine dazu bequemen „müssen." Ein großer politischer Schnitzer war es allerdings, daß man Frankreich Straßburg mit der ganzen Provinz Elsaß, dem Schlüssel zu Süddeutschland, überließ; allein wer würde es denn in diesem Augenblicke noch den hohen Alliirten wehren, die berühmte Rheinfestung mit sammt der ihr untergebenen, ursprünglich deutschen Provinz wegzunehmen? Es geschehe. Ganz Elsaß falle an Baiern, Straßburg werde eine Bundesfestung unter baierischer Souverainität, so wie es Landau ist. Immer klagen die Franzosen, die rückständigen Kriegscontributionen nicht erschwingen zu können. Hier fände sich die schönste Gelegenheit, die Schuld mit einem Striche zu tilgen.

Baiern nun, im Besitze der ergiebigsten deutschen Länder, müßte billigerweise einen großen Theil dieser Schuld auf seine Rechnung nehmen, und würde bei einer weisen Staatshaushaltung sich auch in den Stand gesetzt sehen, sie in einem Jahrzehend abzutragen.

Straßburg würde sich endlich auch in sein Loos zu finden wissen, wenigstens am ehesten auf diese Art. Der jetzige loyale König von Baiern verlebte als Prinz Max in königl. französischen Diensten einen Theil seiner Jugendjahre in Straßburg, und wurde von den Bewohnern enthusiastisch geliebt und hoch verehrt, als er vor einigen Jahren noch Straßburg passirte, empfing er die rührendsten Beweise der alten Anhänglichkeit von den Bürgern der Stadt, welche das Andenken an den menschenfreundlichen Fürsten tief in ihrem treuen Busen bewahrt hatten.

Jene Besitzungen am Rheine, welche in diesem Augenblicke Preußen angehören, bis hinauf nach Wesel, müßten, um in das ganze politische System eine Einheit zu bringen, an Baiern fallen; zwischen mehrern dieser Länder, wie z. B. mit Düsseldorf findet (um im Geiste der modernen Politiker zu sprechen) ohnehin eine ältere Wahlverwandt-

schaft statt; für Preußen sind diese Besitzungen nicht geeignet, und so, wie wir dieses Land zu setzen bedenken, könnte es auch ungefährdet den Handel eingehen.

Die schwierigsten Punkte eines schweren Problems wären auf diese Art gelöst: dem stets gefährlichen Frankreich wäre nicht länger eine tüchtig basirte Offensive im Donaugebiete verbürgt, Baiern wäre im Stande, Deutschland in erster Linie zu vertheidigen, und es möchte den Herren Franzosen wohl vergehen, sich so schnell des Schlüssels zur Elbe, nehmlich des Mains und des Fichtelgebirges, zu bemächtigen.

Oben wird man nun fragen, wäre es wohl gut gethan Baiern so ex abrupto selbst zu einer Macht des ersten Ranges zu erheben, würde es nicht in der Folge Oesterreich und Preußen gefährlich werden? — Wir glauben mit einem bestimmten Nein antworten zu können, denn einmal hat das höchste Strebeziel eines Staatskörpers seine Grenzen, welche zu überschreiten nicht so leicht möglich wird. Baiern hätte nun dieses höchste Ziel erreicht und als Zunge in der künstlichen Staatswage könnte es sich durchaus vernünftigerweise keiner andern Politik mehr als lediglich blos dem Bestreben hingeben, ein beständiges Gleichgewicht zwischen den Nord- und Süddeutschenwagschalen zu erhalten zu suchen.

Man zeige uns einen anderen Weg, auf dem Deutschland bey den Verhältnissen wie sie nun einmal sind, dahin gelangen könnte, endlich eine Gestalt und Einrichtung zu erhalten, die es unantastbar machen könnte, und wir wollen mit unserm Systeme herzlich gern in den Hintergrund treten.

Die Schweiz und Tyrol als vereinigter demokratischer Freistaat.

Ließe man der Schweiz ihre jetzige Verfassung; so wäre bey dem allen sehr wenig gewonnen. Dieselben

Gründe, welche Baiern so oft dem Gallischen Interesse hingaben, zogen auch jene Duodezrepublik zu dem mächtigen Nachbaren hin, weil sie nur in einer Allianz mit ihm ihre Existenz behaupten zu können hoffen durfte. Eben so wenig als jene kleine süddeutschen Staaten ist die Schweiz im Stande Frankreich in erster Linie die Spitze zu bieten, und es ist eine sehr richtige Bemerkung, „daß Frankreich im Besitz „der Schweiz, von den Höhen derselben das Gebiet der Donau „und des Po's beherrschen könnte. Die Schweiz und Tyrol sind gleichsam der Schlüssel, Baiern aber das Schloß zu ganz Deutschland, nehmlich von West und Süd her, und die Schweiz absonderlich möchten wir den Bart des Schlüssels, Tyrol aber die Handhabe nennen, und ein Schlüssel ohne Bart wird immer ein höchst unzuverlässiges Instrument bleiben.

Sollte es, was denn doch auch nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, den heutigen Bewohnern Italiens einmal beikommen, sich der Hochthaten ihrer Ahnen erinnernd, aus dem tiefen Schlummer zu erwachen, ihre Fesseln abzustreifen und sich in ein mächtiges Ganzes zu verbinden, so wären ja Tyrol und die Schweiz das einzige und erste Bollwerk, welches Deutschland gegen Angriffe von dorther schützen könnte.

Wenn je zwischen zwei verschiedenen Ländern eine sogenannte Wahlverwandschaft bestanden hat und besteht, so sind diese Länder die Schweiz und Tyrol. Die Beweise liegen zu nahe, als daß wir ihnen hier Raum verstatten möchten. Freiheit ist das ursprüngliche Strebeziel des Alpenbewohners, und muß es auch seyn. Man spreche noch so viel von der poetischen und rührenden Anhänglichkeit Tyrols an das Haus Habsburg, uns wird man nicht einreden, daß dieses Land als Provinz der großen Monarchie sich eigentlich gefallen könne, oder auf diesem Stande sich in seinem Elemente befinde. Der aufmerksame Beobachter und der Geschichtsforscher können in Tyrol

Geschichte häufig genug deutliche Spuren jenes erwähnten ursprünglichen Strebeziels auffinden.

Als im vierzehnten Jahrhunderte der unmündige einzige Sohn der berüchtigten Margaretha Maultasche gestorben war, den sie mit Ludwig dem Aeltern, Markgraf von Brandenburg und Sohn des großen Kaisers Ludwig des Baiern, erzeugt hatte, machte das Haus Oesterreich sogleich den Versuch Tyrol an sich zu bringen, wie es früher schon einen andern Partikel des ehemaligen Besitzthumes der Margaretha, Kärnten nehmlich, an sich gerissen hatte, allein wenn in der Sache den einzelnen Aeußerungen gleichzeitiger Schriftsteller zu trauen ist, so zeigten sich dazumalen im Tyrol sehr bedenkliche Gährungen hier und da, und die Alpensöhne mochten nicht wenig Lust haben, den günstigen Augenblick zu benutzen und sich frei zu machen; Oesterreich wußte zwar die Unruhen im ersten Keime zu ersticken, allein das Faktum beweißt doch gerade, was wir beweisen wollen, daß nehmlich von jeher Freiheit das Strebeziel des Tyrolers war.

Selbst in dem Jahre 1809 zeigten sich gar deutliche Spuren vom Daseyn eines solchen Strebezieles; denn man glaube doch ja nicht, daß während des ganzen Aufruhrs unter den Tyroler Patrioten nicht häufig die Rede davon war, sich mit der Schweiz zu vereinen und unabhängig und frey zu erklären; nicht Hormaiers und Chastelers Künste allein, sondern das Benehmen der Schweiz selbst mochte die wahre Ursache seyn, daß solche Ideen einzelner Tyroler keine weitern Folgen hatten. Die Schweiz ist tief gesunken — die Krämersöhne, welche sie jetzt bewohnen, hatten keine andere Politik als die ihnen die Furcht eingab, und deswegen vermieden sie jedes Entgegenkommen, welches eine nähere Verbindung mit ihren muthigen Nachbaren hätte herbeiführen können, weil sie in einer solchen

Digitized by Google

Verbindung Gefahr der eigenen Existenz ahneten. Nur als Freistaat vereiniget bildet die Schweiz und Tyrol eine zuverlässige feste Burg, die in einer gewissen Art der Schutz und Trutz von ganz Oentschland zu nennen wäre; man könnte die neue Republik den Freistaat der vereinigten Alpen heißen und die Worte Tyrol und Schweiz müßten in der zweiten Generation ganz und gar verschwinden, und wenn denn auch mit der Zeit der Schweizer im Tyroler oder vice versa dieser in jenem unterginge, so hätte dieses für das deutsche Gesammtwohl eher vortheilhafte als nachtheilige Folgen.

Die Idee Tyrol mit der Schweiz zu vereinen und aus beyden einen demokratischen Freistaat zu bilden, ist übrigens nichts weniger als neu. Schon König Heinrich IV. von Frankreich und der Abt St. Pierre stellten diese Idee in ihrem Entwurfe, eine sogenannte allgemeine Christliche Republik in Europa zu formen, auf. Dieser bezogene Entwurf ist übrigens so interessant, daß wir nicht umhin können, das Wesentlichste desselben, zu Gunsten jener Leser, die ihn nicht kennen, hier anzuführen:

Die erste Idee in dieser Sache ging von der Königin Elisabeth von England aus, welche sie dem König Heinrich IV. mittheilen ließ. Nach der Meinung der älteren Schriftsteller war die Hauptabsicht dieses Entwurfes von Seiten Heinrichs, durch Vertilgung der Spanisch-Oesterreichischen Uebermacht die Französische zu gründen. Der Vorschlag ging dahin: Europa sollte in funfzehen ohngefähr gleichgroße Staaten eingetheilt werden, und diese sollten sodann zu ihrer gemeinsamen Erhaltung, in einen ewigen heiligen Bund treten, und durch einen beständigen Senat alle Streitigkeiten unter einander, und alles, was das Wohl der ganzen Christenheit anginge, nach der Mehrheit der Stimmen ausmachen lassen. Es

sollte aber diese allgemeine christliche Republik in Europa oder das neue Europäische Staatensystem eigentlich bestehen:

in 5 Erbreichen: Frankreich, Spanien, Großbritannien, Schweden und Savoyen, welches Herzogthum nebst Mailand und Montferrat das Lombardische Reich bilden sollte;

in 6 Wahlreichen: als dem Römisch-deutschen-Kaiserthum, Polen, Dänemark, Böhmen nebst den incorporirten Landen, Ungarn nebst Siebenbürgen und den eigentlichen Oesterreichischen Provinzen, und endlich dem Kirchenstaate, wozu Neapel geschlagen werden sollte;

in 2 demokratischen Republiken: 1) den XVII. Provinzen der Niederlande nebst der ganzen Jülich-Clevischen Erbschaft, 2) der Eidgenossenschaft, nebst der Grafschaft Burgund, Elsaß, Tyrol und Trient;

und in 2 aristokratischen Republiken: 1) Venedig nebst der Insel Sicilien, 2) der aus den übrigen Staaten jenseits der Alpen zu errichtenden neuen italienischen Republik.

Heinrich IV. hatte wirklich den festen Vorsatz gefaßt, diesen Entwurf auszuführen, er machte demzufolge auch gewaltige Kriegsrüstungen und verstärkte sich durch verschiedene Bündnisse mit Auswärtigen. Der Jülichische Successionsfall, welcher das Signal zum Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich und Spanien seyn sollte, ereignete sich wirklich. Heinrich war im Begriffe, mit seiner Armee in Deutschland einzurücken, wurde aber in Paris (1610) ermordet, und an die weitere Ausführung des Entwurfes der Bildung einer allgemeinen christlichen Republik wurde nicht weiter gedacht.

Wenn wir schon der Meinung, daß die Hauptabsicht dieses Entwurfs von Seiten Heinrichs, durch Vertilgung der spanisch-österreichischen Uebermacht die französische zu

Digitized by Google

gründen, gewesen sey, durchaus nicht entgegen treten wollen, so kann es doch auf der andern Seite keinem denkenden Leser entgangen seyn, daß übrigens doch nebenher die Tendenz des Planes gewesen seyn muß, in Europa so viel möglich ein künstliches Gleich- und Gegengewicht herzustellen, und weil uns diese Tendenz aus jenem Entwurfe hervorzuleuchten schien, haben wir ihn auch ausführlicher berührt; wir gestehen gern zu, es lag einiges Chimärenartiges in dem Plane Heinrich IV., aber dann auch wieder viel Vortreffliches, von dem es zu bedauern ist, daß es nicht zur Ausführung kam.

Was nun die Frage betrifft: „welche besondere Formen „der in Vorschlag gebrachte neue Freistaat der vereinigten „Alpen erhalten müßte, und welche wohl die zweckmäßigsten „wären?" — so glauben wir gern, daß die Formen von jenen, unter welchen man einen demokratischen Freistaat sich zu denken angewöhnt hat, sehr bedeutend abweichen müßten, allein die Frage selbst genügend beantworten zu wollen, würde hier zu weit führen — genug, Oesterreich als Hauptbestandtheil der süddeutschen Wage müßte einen beständigen Impuls auf den benachbarten Freistaat behaupten, aber versteht sich, in heilsamen, das Charakteristische des Freistaates nicht beeinträchtigenden Schranken; — keine Geßler dürften wiedererstehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

SOCIETAT

III.

Ueber neue

Grund-Einkommen- u. Personensteuer.

Von

F. von Cölln.

Dem Königl. Preuß. Staatsrathe gewidmet.

Benzenberg stellt in seinem Verfassungsbüchlein einen neuen Staat auf, aus Grundbesitzern und Heuerleuten bestehend. Jene bilden eine Heermanie (eine bewaffnete Staats- oder Ackerbürgerschaft), die Heuerleute laufen nur nebenher. Jene bringen die Abgaben mit Gleichheit auf, die sie für nöthig halten, aus dem reinen Einkommen vom Ackerbau, als einziger Erwerbsquelle. Da sie Boden- und Culturrente zugleich besitzen, so werden auch beide besteuert, die Ausmittelung alle 6 Jahre erneuert.

Dies ist alles in einem neu anzulegenden Staate am Missisippi allenfalls annehmbar, aber in Deutschland nicht, wo die Zahl der Heuerleute die der Grundbesitzer und das bewegliche Vermögen das unbewegliche weit übertrifft, da das unbewegliche Gut durch Pfandbriefe, Hypotheken, Veräußerlichkeit der Grundgüter schon beweglich und in Geld auflösbar gemacht worden ist. Wer hier Abgaben mit der möglichsten Gerechtigkeit, Schnelligkeit, Ergie-

Digitized by Google

bigkeit und Bestimmtheit erheben will, muß sie nur bei der Beweglichkeit der Quellen im Fluge haschen, im kleinen sammeln, um einen Haufen zu bilden. Sehr oft findet hier der Finanzier ein leeres Nest, wenn er da das Geld sucht, wo dessen Schein ist, in blitzenden Palästen der Großen auf dem Lande z. B., die ihre Landpachte auf 3 Jahre im voraus erhoben und verzehrt haben und dann auf Rechnung der nächsten 3 Jahre Schulden machen. In Europa besteht die Kunst weniger darin, Steuern nach gerechtem Maaßstabe — der niemals möglich — auszuschreiben, als solche zu erheben, wo das Geld anzutreffen ist, das sich dem Späherblick entzieht, wie das Wild im Forst dem Auge des Jägers.

Wer dabei auf ehrliche Angabe und freiwillige Entbehrung rechnet, der gehört ins Irrhaus. Auch hier, wie in tausend andern Dingen, ist Täuschung die Grundlage: der da zahlen soll und kann, muß zahlen, daß er es nicht weiß, oder die Hoffnung behält, das Gezahlte wieder zu erhalten; er muß niemals angehalten werden, von dem zu zahlen, was er zu nothwendigen Gewerbsauslagen gebraucht, sondern was er zur Verzehrung bestimmt hat, er muß davon nur den kleinsten Theil ohne Vexation zahlen und den größesten für sich behalten.

Unsere idealisirenden, vom Katheder vernünftelnden, Staatswirthe und unsere moralisirenden, hochherzigen Volksredner, unter andern der gutmüthige, biedere, aber poetisirende und begeisterte, Arnd, werden zwar über solche hinterlistige Steuermethode Gewalt schreien und sagen; Freiwilligkeit, Steuerbewilligung und gerechte Steuervertheilung, nach dem Maaßstabe des Erwerbs, das sind die Grundlagen aller guten Steuersysteme, ein blindes Zugreifen nach dem blanken Gelde, wo man es vorfindet, das ist dagegen ein Muster eines alle Freiheit und Moralität zerstörenden Geldsteuersystems.

In einer bessern Welt, wie die unsrige ist, gebe ich diese Grundsätze zu. In der, worin wir leben, muß der Finanzminister sein erstes Gesetz seyn lassen: Siehe zu, wie du auskommst, ohne den Staatscredit zu vernichten und ohne die Zahler nicht zu sehr zu vexiren und durch Inquisition wegen gleicher und gerechter i. e. moralischer Aufbringung der Steuern zu beunruhigen.

Er handle daher mehr nach Klugheitsregeln, als nach systematischen Lehren, erhebe niemals auf einmal fürs Jahr, was er in zwölf Monatstheilen erheben soll, erhebe immer zu einer Zeit, wo der Contribuent volle Casse und unerwartete Einnahme hat, nicht wo er solche erwartet, oder sein Geld zu nöthigen eigenen Ausgaben braucht. Er versilbere niemals Domainen und natürliche Renten des Staats auf ewige Zeiten, denn er erhebt sie als Eigenthümer, statt, daß der Nutznießer als Erbpächter in 2ter und 3ter Generation seinen Canon, als eine Abgabe mit Unlust bezahlt, besser Anleihen contrahiren und auf Domaineneinkünfte, inclusive Amortisationsquantum, fundiren.

Er erhebe möglichst Geld, wo es im Ueberfluß vorhanden und als Waare betrachtet wird, beim Kaufmann, und lasse ihm die Aussicht, es von seinen Kunden wieder einziehen zu können; Naturalien und kein Geld, wo jene geerndtet werden und dies mühsam erstrebt wird. Der Landmann giebt lieber doppelt vom gesammelten Natural-Vorrath, als einfach vom ersparten baaren Ueberschuß.

Er hebe niemals bestehende alte Abgaben auf und stelle eine neue an die Stelle, denn an jene ist der Steuernde gewöhnt, diese bürdet ihm eine neue Last auf.

Er rechne nie darauf, von der bloß durch Hände Arbeit sich ernährenden Classe eine direkte Abgabe erheben zu wollen, sie sey auch noch so gering, so bleibt sie stets doch eine Chimäre; man kann diese Classe indirekt doppelt

Digitized by Google

besteuern, statt direkt einfach, ohne daß sie schreit oder es fühlt, denn nie muß die Abgabe das angreifen, was sie zum nöthigen Lebensbedarf, sondern nur das, was sie zum Luxus bedarf, (hohe Branntwein- niedrige Brodabgabe.)

Ist die Abgabe auf bewegliches Einkommen in der Hand des Finanzministers so beweglich, daß sie jeden Moment erhöht oder erniedrigt werden kann, niemals nach dem Maaßstabe des Finanzbedürfnisses, sondern stets nach dem Maaßstabe der Leichtigkeit der Erhebung, so ist sie eine vorzügliche Abgabe zu nennen. Dahin gehört die Einziehung einer hohen Getreidesteuermetze zur Zeit gesegneter Erndten und wohlfeiler Zeiten, deren Einspeicherung und Verkauf zur Zeit der Noth. 1811 eingespeichert, 1817 verkauft und im Interimistico lieber baare Anleihe gemacht, was würde der Staat gewonnen haben? Damals wurden Einkommensteuern erhoben, wo niemand ein Auskommen hatte, und Geld beigetrieben von Gutsbesitzern, die nur Korn besaßen, 1817 sollte die Regierung Korn haben, sie hatte aber nur Geld. Indeß freilich der Krieg kennt kein Gesetz.

Wollten Regierungen und Finanzminister es nur aufgeben, richtige Cataster zu erschaffen, sie vermögen es weder auf dem Papier, noch im Lande, der Grundeigenthümer, auch der ehrlichste, ist nicht im Stande, seine eigne Habe richtig zu catastriren. Man spricht von Aprorimation, aber in ihr ist die Quelle der ungeheuersten Prägravation. Was will man durch Grundsteuer bezwecken? Besteuerung des reinen Ertrags vom Grund und Boden in Metallgeld ausgedrückt. Es giebt aber weder einen wahrhaften, sich gleich bleibenden, reinen Ertrag von Grund und Boden, noch eine richtige Abschätzungsmethode, noch einen gleichen Werth des reinen Ertrags, der länger als ein Jahr dauerte, er steigt und fällt nach dem Maaßstabe äußerer Zufälligkeiten,

Digitized by Google

und der Werth der Steuer steigt und fällt auf gleiche Weise.

Die Grundsteuer kann niemals ein Theil des vom reinen Grundertrag zur Verzehrung bestimmten Betrags seyn, der doch nur prinzipienmäßig besteuert werden soll, sondern ist für den Besitzer, der sie zum erstenmal abträgt, eine Capitalsteuer, für alle Nachfolger ist sie eine Bodenrente, die er, als ihm nicht, sondern dem Staate gehörig, zu betrachten und bei seiner Erwerbung des besteuerten Guts vom Werth desselben schon in Abzug gebracht hat, daher sind alle alten Grundsteuern als Staatsrenten vortrefflich und stets beizubehalten, da sie nur für den ersten Besteuerten lästig und ein Verlust waren, alle neuen Grundsteuern sind aber, wie jede Besteuerung eines Capitals, verwerflich und nur im höchsten Nothfall zu entschuldigen *).

Z. B. ich kaufe heute ein Gut um 100,000 Rthlr. Netto, das, Brutto, 6000 Rthlr. einbringt, aber 500 Rthlr. Grundsteuer und 500 Rthlr. andere feste onera zu tragen hat; in diesem Fall habe ich nur zu 5 pro Cent gekauft. Morgen aber wird ein neues Cataster eingeführt, nach welchem ich nicht 500 Rthlr. oder ½ pro Cent, sondern 1000 Rthlr. oder 1 pro Cent vom Ertrag zahlen soll, hier verliere ich auf der Stelle 10,000 Rthlr. Capital am Gutswerth; mein Nachfolger, er sey Erbe oder Käufer, erhält das Gut nur nach dem Maaßstabe seines Werths in der Erbtheilung oder Verkaufstaxe, worin nunmehro solcher nicht 100,000, sondern nur 90,000 Rthl. (Netto-

*) Da nehmlich, wo der Staat, wie der Privatmann, sich genöthigt sieht, sein Capital, den Hauptstock seines Vermögens, anzugreifen, und einen Theil davon zu gebrauchen, um den andern Theil zu retten, wie Preußen in dem Zeitraum von $\frac{1806}{1813}$.

werth) anzuschlagen seyn wird, weil es 500 Rthlr. Steuer mehr als zuvor abgiebt.

Die Grundsteuer soll einen Theil des vom Grundeigner zur Verzehrung bestimmten Nettoertrags ausmachen. Der Nettoertrag wird aber stets ohne Rücksicht auf eingetragene Schulden oder vortheilhafte Verbesserungspläne gefertigt, so bald wie nun bei einem neuen Catastr einem Gute bedeutend mehr wie bisher an Grundsteuer aufgelegt wird, ist es doch wohl möglich, daß bei einer richtigen Catastrirung der Besitzer ein armer Mann werden kann. Z. B. es giebt Rittergüter von 100,000 Rthlr. Werth, die steuerfrei sind, eine neue Steuer von 500 Rthlr. würde als ½ pro Cent für sie sehr billig seyn, der jetzige Besitzer hatte aber dies steuerfreie Gut vor einem Jahre gekauft und sein ganzes Vermögen von 10,000 Rthlr. hinein gezahlt, den andern Kaufschilling geliehen und darauf eintragen lassen, er würde durch die neue Catastrirung gerade durch die neue Steuer von 500 Rthlr. sein ganzes Vermögen von 10,000 Rthlr. verlieren.

Eben so läßt sich der Fall als möglich denken: daß Grundbesitzer durch eine neue, sogenannte gerechtere Catasteranlage oder Abgabenwechsel, ein Capital vom Staate geschenkt erhalten können, das nach Verschiedenheit der Gegend größer oder kleiner ist, an manchen Orten aber aufhört, ein Geschenk zu seyn, und ein Verlust wird.

Z. B. 1810 erklärte die preußische Regierung es für eine Ungerechtigkeit:

daß die Grundbesitzer verpflichtet wären, seit undenklichen Zeiten der Cavallerie ein bestimmtes, nach dem Steuerfuß repartirtes, Quantum Pferdefutter, nach herkömmlichen Geldpreisen zu liefern, den Berl. Scheffel Hafer zu 14 Gr., und es sollte künftig die Generalkriegscasse den Cavalleriefutterbedarf nach Marktpreisen kaufen, das ganze Volk den Kostenertrag aufbringen, der im Durchschnitte

2 Millionen mehr betrug. Diese Summe wurde den Gutsbesitzern zum Theil geschenkt.

In den sehr cultivirten Provinzen steht der Haferpreis 1 Thlr. 8 gr., also gewinnt der Grundbesitzer an jedem, sonst zu 14 gr. gelieferten Scheffel Hafer 18 gr., in Oberschlesien und Pohlen hat seitdem der Hafer zuweilen 12 gr. gegolten, hier verliert der Grundeigner 2 gr. pro Scheffel bey jener Verfügung. Mit dem Vorspann war es eben so. Sonst wurde pro Pferd und Meile 3 gr. gegeben, es gab Gegenden, wo der Werth 8 — 12 gr. betrug, anderwärts nur 1 —, 2.

Die catastrirten Bauergüter in Schlesien zahlen 34 pr. Cent Grundsteuern vom ermittelten Gutsertrag, die adlichen 28½.

Wenn es nun einmal beliebt werden sollte, den Divisor der Bauergüter dem der adlichen gleich zu setzen, so gewinnen jene jährlich 5⅔ pr. Cent, worauf sie gar keinen Anspruch haben, da jeder jetzige Besitzer das Gut seit 1742 aus der 6ten Hand haben mag, und den zu Capital berechneten Steuerbetrag als ein ihm nicht zustehendes Gut betrachtete.

Eine richtige Grundsteuerermittelung ist gar nicht denkbar, besonders wenn Boden und Culturrente in einander laufend veranschlagt werden, da eine Menge von äußern Zufälligkeiten im Lauf der Zeit den Ertrag erhöhen, oder erniedrigen, und bey der Catastrirung nicht vorausgesehen, und berechnet werden können. Krieg und Friede, Landstraßen-Verlegung, Schiffbarmachung oder Versandung eines Stroms, Oeffnung oder Sperrung eines Seehafens, Mode selbst und Geschmack, Staatentausch, Regierungsänderung, Fall oder Wachsthum des Staats durch Siege oder verlorene Schlachten, andere Staatsgrenzen, Aus- und Einfuhrgesetze be-

nachbarter Staaten, für alle diese Dinge kennt der Calcul keine Regeln und das Catastr keine Prinzipe.

Man unterscheidet hier die Fruchtbarkeit des Garten, Lehm, Sand, Thon, Schluf und Moorbodens, wie es die Natur gewollt hat, auch nach der Cultur durch Waizen, Gersten, Hafer und Dreschland und nach Düngungstrachten ꝛc.; wie wenig hängt davon der Nettobetrag ab! In Sendomir, einer Provinz, die den üppigsten Waizenboden hat, baut man doch lieber Roggen, der eher Abnehmer findet, als Waizen.

Der sagansche Kreis in Schlesien steht im Catastr mit 3 Korn Ertrag vom Acker, in der 3ten Classe, der Nimpscher Kreis zu 6 Korn Ertrag in der 1sten Classe, hier ist Waizen- dort Sandland, und doch verkauft man dort die Scheffel Aussaat an Ackerland um 100 Thlr. hier um 50, warum? Weil in Sagan an der Sächsisch-Böhmischen Grenze der Scheffel Korn immer 1 Thlr. theurer verkauft wird, wie in Nimpsch.

Selbst wenn die allerrichtigsten Abschätzungsgrundsätze möglich und denkbar wären, so werden sie in dem Zeitraum, wo das Catastr angelegt wird, wieder unrichtig, da solcher viele Jahre ausmacht, indem ohne specielle Vermessung alle schnellere Catastrirungen vollends lächerlich sind. In Frankreich arbeitet man schon 27 Jahre daran, und ist noch lange nicht fertig. Die Physiocraten behaupten zwar, die Grundsteuer würde nur vorgeschossen und beim Getraide-Verkauf vom Marktpreis wieder eingezogen. Dieß ist aber Täuschung, da die Bestimmung des Marktpreises von 2 Parthien abhängt, von den Käufern und Verkäufern, welche zum hohen oder geringen Preis von äußern Zufällen: vom Mangel, Ueberfluß, von Furcht vor Mangel, von falschen Vorspiegelungen der Zwischenhändler und von Wind und Wetter abhängen.

Digitized by Google

Wenn heute die Grundsteuern im ganzen Lande um 10 pr. Cent. erhöht worden wären, wird darum morgen der Getreidepreis auch um 10 pr Cent. steigen? Allerdings werden die Verkäufer darauf halten, ob aber die Käufer diesen Erhöhungsgrund des Preises sich gefallen lassen wollen oder müssen, das hängt noch von vielen andern Umständen ab: die Käufer nehmlich können z. B. bemerkt haben, daß die Verkäufer höchst nothwendig baar Geld gebrauchen, um die, in kurzem zahlbare, Steuer zu entrichten, da sie nun noch hinlänglichen Vorrath an Getreide haben; so schieben sie den Einkauf so lange auf, bis der Oekonom, aus Noth verkaufen muß. Oder einige Getreidehändler haben über See große Getraidevorräthe bekommen, und machen einen Marktpreis, der geringer ist, als der, welchen der Landmann gebraucht, um die vorgeschossene Steuer zu decken, dann tritt derselbe Fall ein.

Der erste Produzent des Getraides und der wahre Consument derselben, sind niemals diejenigen, welche den Marktpreis machen, sondern die Zwischenhändler, so wie auch die Bäcker, Brauer, und Branntweinbrenner, die große Betriebscapitale in Händen haben. Der erste Produzent, besonders wenn man ihn mit Abgaben erdrückt, ist stets in dem Fall nicht eigensinnig auf einem Marktpreis zu beharren, dessen er zu bedürfen glaubt, sondern stets den Preis sich gefallen zu lassen, die der nächste städtsche Markt ihm bietet, indem er stets Geld braucht, niemals Zeit und Fuhrwerk übrig hat, seine Ueberschüsse auf einen entferneren Markt zu fahren, wo sie besser bezahlt werden, oder solche wohl gar über See zu verkaufen. Dieß kann nur da noch der Fall seyn, wo der Ackerbau im Großen auf adlichen Stammgütern oder Staatsdomainen, fabrikmäßig betrieben wird, gegen die man aber mit vielerley andern Gründen, zum Theil mit Recht, zu Felde zieht. Diejenigen, welche den Grundsteuern das Wort reden, um sie an-

Digitized by Google

die Stelle der Consumtionssteuern zu setzen, sagen von diesen, daß sie verwerflich wären, weil niemand wissen könne, ob auch der Consument sie bezahle oder vielmehr der, welcher sie vorschösse: Brauer, Bäcker ꝛc. Dieß ist wahr, gilt aber auch von der Grundsteuer, und im Grunde kann es dem Staat bey der Consumtionssteuer einerley seyn, ob Bäcker und Brauer etwas mehr zahlen oder nicht, denn, wenn einer oder der andere zu Grunde geht, so geschieht es gewiß nicht deshalb, weil er zu viel Consumtionssteuern bezahlt hat, wäre dies aber auch, so wird dem Staate daraus kein Unheil in dem Maße erwachsen, als wenn neue Grundsteuern den Landmann erdrücken. Eine besonders nachtheilige Folge haben Cataster in so fern, als man alle solche Lasten darnach zu subrepartiren pflegt, die auf den Landbau im Lauf der Zeit fallen können, wie Magazinfüllung, Fourage und Proviantlieferung im Kriege. Alle Kreise und Güter, die alsdann zu hoch im Cataster stehen, werden dadurch vollends zu Grunde gerichtet, wovon der letzte Krieg Beispiele geliefert hat.

Ich wiederhole es:

Wo alte Grundsteuern und besonders Domainen angetroffen werden, da behalte man sie ja bey, denn sie sind einmal, quo titulo ist nach 100 Jahren gleich viel, Staatsgut geworden und drücken niemand. Selbst eine unrichtige alte Abschätzung, oder eine Grundsteuerfreiheit schadet nichts, und begründet weder eine Prägravation noch Begünstigung, in so fern der Steuermaßstab nicht zur Repartition neuer Auflagen gebraucht wird.

Ein jeder der nehmlich ein Gut besitzt, der besitzt es nicht nach dem Maß des Brutto, sondern Nettoertrags, und hat es nach diesem, nicht nach jenem erstanden, wer also ein steuerfreies Gut kauft, bezahlt es um so theurer, als ein anderer, der ein belastetes ersteht, und es würde

die größeste Ungerechtigkeit begehen heißen, jenen zu zwingen, die Steuer künftig zu tragen wie dieser. Muß man daher nicht mit Recht über das absurde Geschrei derer erstaunen, die die Grundeigner verfolgen, weil sie steuerfreie Güter besitzen? Es ist einerley, ob ein Edelmann oder ein Bürger steuerfreie Huben besitzt, wer sie gleich den benachbarten mit Steuern belegt, der entzieht dem Besitzer ein Capital auf die ungerechteste Weise, und der richtige allgemeine Grundsatz aller Besteuerung, nach dem Maße des Netto-Einkommens, wird dadurch wahrlich nicht verwirklicht.

Wenn man in einem am Missisippi neu zu begründenden Staat, wie der Ex-König Joseph Bonaparte jetzt in Begrif ist, eine gleiche Besteuerung einführen will für die ersten Jahrhunderte, vielleicht noch länger, da wird der Begründer wohl thun, Boden- und Culturrente streng zu sondern. Die erste besteht in allen Früchten des Bodens, welche die Natur freiwillig wild hervorbringt: Gras, Holz, Wildpret, Fische, Brodfrucht, Obst, Honig, Viehnutzung; die zweite besteht in allen veredelten wilden Erzeugnissen und solchen, welche der Cultur zugeschrieben werden müssen. Jene, die Bodenrente, muß der Staat als sein Eigenthum behalten, die letztere, dem Besitzer ganz unbeschränkt steuerfrei mit der Verbindlichkeit überlassen, die Bodenrente zu verwalten, und dem Staate mit einem bestimmten Antheil in natura abzuführen.

Ist es eine große Ungerechtigkeit neue Grundsteuern einzuführen, so ist die Maßregel für allen Ackerbau vernichtend, welche Benzenberg vorgeschlagen hat:

Alle 6 Jahr eine Catasterrevision zu veranstalten, und die Culturrente zu besteuern.

Dieß wäre eine indirekte Steuer, oder eine Ackergewerbssteuer, die gerade auf den Theil des Nationalarbeitsfleißes gelegt würde, dem der freieste Spielraum zu lassen

Digitized by Google

ist. Alles Grundeigenthum würde dadurch unsicher gemacht, aller Realcredit vernichtet, alle Ackercultur zerstört werden.

Man hat unsern Adel in der neuesten Zeit auf einer Seite angegriffen, wo er unverwundbar ist, nämlich in Hinsicht der Grundsteuerfreiheit.

Ich mag einen Adel nicht vertheidigen, der nur fruges consumere natus ist *), aber das paßt gar nicht auf den unsrigen, denn oben ist schon gezeigt worden: daß die sogenannte Steuerfreiheit ihm gar nicht zu Gute kommt, und allen andern Consumtionssteuern ist er unterworfen, im Grunde ist er auch leider bei uns jetzt nichts weiter, als der Gutsverwalter seiner Gläubiger, dieß aber lediglich durch seine Schuld, da er seit 50 Jahren angefangen hat, dem Geldgewinne nachzulaufen und die ihm angewiesene Laufbahn, ohne Lohn zu dienen, zu verlassen, da er seine Familien-Stammgüter mobilisirt, zu Marktgut gemacht, mit Gütern gefeilscht und bürgerliche Gewerbe getrieben hat.

Wer den Adel in der Idee angreift und wie er seyn sollte, der ist wahrlich kein Freund ächter bürgerlicher Freiheit, wer aber den Adel in der Wirklichkeit und wie er ist, tadeln will, der thue es auf der rechten Seite, wo er nehmlich einen Edelmann eine Spielbanque halten sieht, oder wo er Gewerbesteuer zahlt, weil er mit Staatspapieren agiotirt, oder wo er mit Gütern Handel treibt, Ochsenlieferungen an den Feind übernimmt ꝛc.; wo er aber auf ererbten Stammgütern gute Wirthschaft treibt, von seinen Bauern geliebt wird, wo er den Degen fürs Vaterland zieht, oder im Civildienst ergraut ist, ohne große Vergütigung, da nehmt, Bürger und Bauern, immer den Hut ab vor solchem Edelmann, denn er ist mehr wie ihr.

*) Er muß auf jeden Fall Steuern in Geld und Diensten leisten, aber keine neue Grundsteuer, weil sie sein schon kleines Capital noch mehr angreift.

Friedrich II. wird jetzt von einer Seite getadelt, daß er den Adel vorgezogen, von der andern desfalls gelobt.

Friedrich wußte sehr wohl, was er that. Wenn er auf einer Seite den Adel steuerfrei ließ und ihm die Offizierstellen zutheilte, so lag hierin eben seine Besteuerung, oder glaubt man denn, daß es für einen preußischen adlichen Offizier ein Benefiz gewesen sey, vom Fähndrich bis zur Compagnie 35 Jahre lang im Durchschnitt von 90 bis 300 Rthlr. jährlich zu leben? Zwar hat der überstaatskluge Verfasser eines Aufsatzes in der Nemesis dieß als eine Begünstigung vor dem Bürgerstand ansehen wollen, da er z. B. annimmt, diese adlichen Offiziere wären als Cadets vom Staate ernährt worden. Wie unwahr und lächerlich dieß ist, weiß jeder Preuße. Die Cadets sind die Söhne adlicher Offiziere, die ihr Vermögen im Dienst zugesetzt haben, oder pensionirt sind, und machen einen sehr kleinen Theil der Pflanzschule für das Offiziercorps aus.

Nein! wenn es irgendwo eine harte indirekte Besteuerung, die diesen Namen verdient, gegeben hat, so war es jene Sitte. Die Verschuldung des Adels ist solcher ganz vorzüglich mit zuzuschreiben, und wenn jetzt der König diese Sitte erneuern wollte, so würde es nicht angehen, weil der Adel so entkräftet ist, daß er dem Staate das Offiziercorps zum größesten Theil nicht mehr erhalten kann.

Einkommensteuer.

Nach der Theorie ist sie die einzig bewährte. Allerdings! Es wird das Vermögen in stehendes, umlaufendes und verzehrbares geschieden und nur von diesem ein Theil dem Staate als Steuer zugetheilt. Jene sollen niemals angegriffen werden, weil sie produzirend, nicht zur Verzehrung bestimmt, sind. Alles wahr, unsern Freiheitsmännern fließt es recht vom Munde, wenn sie in ihrem poeti-

Digitized by Google

schen Freistaat eine gerechte Einkommensteuer alle andere, besonders die verruchte Accise, eine Erfindung der Despoten, ersetzen lassen. Die tugendhaften Bürger erscheinen nach ihren Ideen vor dem Staatsquästor, und geben ihr Einkommen ehrlich an, vielleicht der Ehre wegen noch höher wie es in der That ist.

Besser noch ist es, wenn, wie 1813 bei uns, fremder unerträglicher Druck und Hohn das ganze Volk aufgeregt hat und jeder freiwillig den letzten Heller daran wendet, um den Druck sich abzuwälzen. Da opfert das gekrümmte Großmütterchen den Nothgroschen, der Knabe seine Sparpfennige. Wehe! Wehe! aber über die Finanziers, welche diese Opfer vergeuden.

Es wäre gut, wenn wir solch Volk und auf solche Volkstendenz begründete Einkommensteuer hätten, dann wäre allem Hader über die beste Steuermethode ein Ende gemacht. Man sagt: daß ehemals Hamburgs freie Bürgerschaft sich selbst mit ihrem Vermögen besteuert, und das Resultat den projektirten Etat übertroffen hätte. Meinetwegen mache man bei uns den Versuch, lege vorher dem Volke ehrlich das Finanzbudjet vor und sage ihm die Zwecke für die Steuerverwendung, ist dann der Erfolg der Erwartung gemäß, desto besser! wo nicht, so bleiben immer andere Mittel übrig, nur um Gottes willen verzichte man auf eine Einkommenausmittelungs-Commission, der man weitläuftige Instruktionen giebt. Geschieht dies, dann ist die Accise dieser Einkommensteuer weit vorzuziehen.

Man wirft der Accise vor, daß sie den einen Theil der Nation zum Spion, den andern zum Contrebandier mache und beide in ihrer Moralität und Nationalität vernichte. Man wirft der Accise ferner Beförderung falscher Angabe der accisebaren Artikel vor, ungeheuren Druck, durch Visitation und Vexation, der Gewerbe, alle diese Vorwürfe

betreffen bloß die Erhebungsart der Accise, diese Abgabe aber nicht an und für sich. Aber diese Vorwürfe treffen eine Vermögen-Einkommen-Classen- oder kopflose Kopfsteuer noch weit mehr, wenn sie nicht auf ehrlicher Angabe des zu besteuernden, sondern auf Untersuchung seiner Vermögensumstände beruht. Wie will man Vermögen und Einkommen ausmitteln? Wir haben es erlebt, wie man dies macht: Man inspizirt die Hypothekenbücher, da findet man eingetragene Capitale und nimmt von 5 pro Cent Zinsen 1 pro Cent für den Staat; dies macht für den Rentier 20 pro Cent seines klar ausgemittelten Nettoeinkommens. Eine Wittwe, die 10,000 Rthlr. Capital und 500 Rthlr. Zinsen zieht, davon einen Sohn in der Armee, den andern auf der Academie zu ernähren und dann noch einige Kinder zu Hause hat, soll nun von ihren 500 Rthlr. 100 Rthlr. dem Staate steuern, dagegen ein Capitalist, der 100,000 Rthlr. besitzt und als hungriger Geizhalz nur 1000 Rthlr. oder 500 Rthlr. verzehrt, soll nur 1000 Rthlr. abgeben? Welch Mißverhältniß. Da ist die Accise weit gerechter, wenn der Collateralstempel damit verbunden ist, denn jene Wittwe, die gewiß sehr sparsam lebt, wird kaum 10 Rthlr. jährlich an Accise bezahlen, und die Erbschaft des Geizhalses trifft der Collateralstempel.

Aber, sagen die klugen Finanziers, der Gläubiger wird die Abgabe nur vorschießen und den Zins erhöhen. Dieß wird er thun, wenn er kann, er hängt aber von der Concurrenz ab, in wie weit der Geldwerth steigt oder fällt. Wie will man nun das wahre Einkommen eines Kaufmanns ausmitteln, der es oft selbst nicht weiß und in einem Jahr, Monat, oder Woche viel gewinnt, in andern verliert? Soll die Commission hier in die Handelsgeheimnisse eindringen? Läßt man einen Gewerbetreibenden durch den

Digitized by Google

andern tariren, so begünstigt man Brodneid und Angeberei; läßt man eidliche Fassionen einreichen, so befördert man, oft gewaltsam, falsche Angaben und Eide.

Kurz man fange es an, wie man will, so trifft man alle Nachtheile der Accise an, und keinen ihrer Vortheile.

Classensteuer.

Eine lächerliche Einkommensteuer. Man beabsichtigt dabei ein geringeres Einkommen, geringer wie ein größeres, nach verschiedenem Maaßstabe, zu besteuern.

Da, wo die Grenzlinie der Classen gezogen wird, da liegt stets die Ungerechtigkeit. Z. B. wer 60 Rthlr. einnimmt, ist abgabenfrei, wer 61 — 200 Rthlr. einnimmt, zahlt 2 Rthlr., wer 201 — 500 Rthlr. einnimmt, zahlt 5 Rthlr., wer 501 Rthlr. einnimmt, zahlt 10 Rthlr. ꝛc.

Dieser, wie der Kopfsteuer, liegt alles Unsinnige einer Einkommensteuer unter und sie sind nur eine nützliche Erfindung für die Ausmittelungscommissärien, die vom Staate Diäten und von den Besteuerten Geschenke erheben, um sie zu begünstigen.

Eine Kopfsteuer ist nur dann zulässig in der Idee, wenn sie nur die mit den Händen arbeitende Classe auf eine so unbedeutende Art trifft, daß sie den Betrag nicht fühlt, aber in der Wirklichkeit ist sie unausführbar, da zur Erhebungszeit selten ein Objectum executionis vorhanden ist.

Ganz vorzüglich ist diese Abgabe für kopflose statistische Tabellenschmierer, denn ihr Ertrag ist ungemein leicht nach dem Maaßstabe der Bevölkerung in ein schön geschriebenes Tableau zu bringen.

Darum bleibe ich denn, durch Erfahrung belehrt, bei der besten aller Abgaben, der Accise, stehen, und lasse Narren über sie schimpfen, welche ihre gehässige Form für

das Wesen halten, diese Form kommt mir aber gerade so vor, wie die häßliche altserbische Tracht, welche man den schönen altenburgischen Mädchen angelegt hat, man entkleide sie davon und jeder wird mit ihren natürlichen Formen zufrieden seyn. Hier verweise ich den Leser auf meine Schrift: Keine Accise mehr?!

Digitized by Google

IV.

Vom
Seyn und Schein
im christlichen Leben.

Fragmente aus einem größern Werke.

Wer jemals die Süßigkeit des innern Lebens in Gott und in Christo empfunden, und sich aus dem Treiben der Welt in jenes Asyl zurückgezogen, wo der Friede des Herrn waltet und wohin wohl kein einziger, wie rein er auch sein möge, ohne Buße gelangt; wer jemals sein irdisches Hoffen, so wie sein Leid in Gottes Hand gelegt und jedes Mißgeschick mit Ergebung getragen, eingedenk der Leiden des Erlösers und klar erkennend, daß es sonst kein Unglück giebt, als das, den himmlischen Vater durch Sünden zu betrüben: der hat auch wohl einen innern unwiderstehlichen Drang empfunden, sein aus Schmerzen erblühtes Glück den Brüdern mitzutheilen, und seine Lieben auf dem Wege, den er für den rechten erkennt, zu Gefährten ein-

zuladen, so wie er auch wünschen mußte, Gott möchte die Kinder der Welt der Leere und Trostlosigkeit eines selbstischen, den wichtigsten Zwecken gewidmeten, oder gar dem Irrthum und der Schuld verfallenen Daseyns entreißen.

Hierin mag wohl der erste Keim der Entstehung abgeschlossener Gesellschaften zu suchen seyn, deren erster Absonderung von der großen Gemeinde zu einer Brüderschaft und zu stillen Andachtsübungen das unschuldige Bedürfniß zum Grunde lag, mit Gleichgesinnten im vollen Einklange die Weihe schöner, frommer Gefühle zu begehen, wo kein ungünstiger Eindruck von Außen her die Feier stören konnte.

Der Reformation ging diese Absonderung eine geraume Zeit voraus, wir können sie sogar als eine Vorbereitung derselben betrachten. Beim katholischen Gottesdienst war das Wesen der Religion in der Form untergegangen, den Sinnen wurde geschmeichelt, das Herz blieb leer; nicht durch den Willen der Reformatoren wurde dem katholischen Glauben ein Stoß gegeben und die Spaltung bewirkt, sondern durch das eigene stufenweise Herabsinken der Geistlichkeit, durch Mißbrauch des Guten geschah dies; das Schlechte ging in sich selbst unter und das Bessere mußte erhalten werden. Es war unerfreulich, daß nun auch in der entgegengesetzten Richtung nicht Maaß noch Ziel gehalten wurde, daß Altäre zertrümmert, und Tische an ihre Stelle gesetzt wurden, daß ein Heer empörter Unruhestifter Kirchen verheerte und fromme Kunst-Denkmahle zerstörte, doch das Höhere war errungen, und so mag immer das Untergegangene für solchen Preis kein zu theures Opfer gewesen seyn.

Während und nach der Reformation dauerten die Brüdergemeinen in sich selbst abgeschlossen fort, sie vermehrten sich und verbreiteten sich durch alle Länder, und viel Gutes, Seegensreiches und Großes ging aus ihrem stillen

Digitized by Google

Wirken hervor. Ordnung, Milde, Reinlichkeit, Demuth, Prunklosigkeit, Wohlthätigkeit, Versöhnlichkeit, und tägliche Andachtsübungen werden von den Mitgliedern dieser Gemeinden gefordert, und finden sich in sehr hohem Grade bey den mehresten Brüdern, dahingegen besitzen auch viele derselben diese Tugenden bloß scheinbar. Der Mißbrauch des Heiligsten, um eigennützige Absichten zu erreichen, ist der entsetzlichste aller Frevel; dieser Mißbrauch findet bey vielen einzelnen Mitgliedern der Brüdergemeinen Statt, und in unserer Zeit nicht dort allein, sondern auch bey den mehrsten mystisch-poetischen, religiösen Schwärmern von denen diejenigen, welche nicht Heuchler sind, doch in Selbsttäuschung leben, wie Mancher, der nicht ohne Bewußtseyn, daß er träumt, einen ihm angenehmen Traum forträumt, und sich vor dem Erwachen hütet. Viele schwimmen getäuscht im Strom der mystischen Frömmigkeit fort, und bleiben ewig im blöden Wahn; andere sind begeistert von den erhabenen Ideen der christlichen Religion, aber um ihre eigne Veredlung ist es ihnen nicht zu thun; sie sind zufrieden, wenn sie mit poetischen Bildern, mit Kunstwerken, und mit schönen Worten ein Spiel treiben können, welches dem Ernste ähnlich sieht. Die Religion ist ihnen ein Deckmantel ihres Hochmuthes, mit welchem sie auch wohl vor dem Spiegel hintreten, und sich selbst nun recht christlich erscheinen. Ein rechter Christ hegt seine Gesinnung tief im Herzen verschlossen, und trägt ehrfurchtsvolle Scheu, das Heiligste mit Worten zu entweihen, die, wo man zu viel ausspricht, leicht zum Irrthum hinreißen können. An seinem Leben allein erkennt man den Christen. Dem Unbefangenen schaudert vor dem hochaufgethürmten Prunkgebäude poetisch-religiöser Mystik in dem dürren Sandboden eines eiteln, oder gar von Schuld und Sünde befleckten Herzens, das sich selbst mit schönen Worten genug thut,

wo es That und Wahrheit gilt. Entsetzlich und ruchlos ist das Wiederaufsuchen des verschollenen Aberglaubens an Gespenster und Teufel, denen Gott Macht gegeben, Menschen zu quälen, oder gar zu morden, und vor allem ist es empörend, wenn die elendesten, verworfensten Menschen uns überreden wollen, daß sie höherer Erscheinungen, des Anblicks des Herrn in seiner Herrlichkeit, des Erlösers am Kreuz, der Engel und Seraphim, gewürdigt worden. Straßenräuber und Mörder sind minder gräßlich, als der Heuchler, der das Heiligste zur Larve mißbraucht und mit dem Höchsten ein Spiel treibt.

Die Inbrunst und Kraft, welche selbst die unschuldigen Opfer mystischer Religionsschwärmerey auf ihre Träume verschwenden, würde, wenn sie auf die That und auf das Leben gerichtet wäre, sicherlich gottgefällige Früchte tragen. Die unsichtbare Welt ist von der sinnlichen Welt so streng geschieden, daß wir mit Zuversicht glauben dürfen, dies sey ein weises, liebevolles Walten des himmlischen Vaters, der am besten weiß, was seinen Menschen frommt. Nur dem innern Auge giebt sich Gott zu erkennen, nur dem innern Herzen, das ihn sucht und ihm vertraut. Eben darum ist der Glaube so schön, weil er sich nicht auf sinnliche Ueberzeugung gründet, sondern nur auf die innere Stimme, die uns sagt, daß wir Gott in seinen Werken erkennen sollen, und Christus in unsrer Gebrechlichkeit und Sündhaftigkeit, die den Erlöser und Mittler so nothwendig, so unentbehrlich macht! Wo wir Gottes Wort im Evangelium besitzen, wo seine Schöpfung seine Herrlichkeit offenbart, was bedarf es da neuer Verkündigungen, Erscheinungen, Wunder? Wozu sollen wir mit irdischem Auge zu erschauen wünschen, was unsre unsterbliche Seele ewig füllt und belebt? Wie möchten die blöden Sinne das Anschaun der Herrlichkeit Gottes tragen? Hat Moses nicht sein Antlitz ver-

hüllt? Haben die Erzväter, die Propheten Gott den Herrn anders, als in Träumen erblickt? Sah St. Stephanus den Himmel offen, ehe er, entfesselt, die irdische Hülle von sich warf? Und wir, die wir die Frucht jener Siege der ersten Gläubigen und Christen im ernsten Streben nach innerer Heiligung genießen sollen, wir sollten Wunder und Zeichen sehen, und des Anschauens des Höchsten ohne Martertum gewürdigt werden? Nein! der Sinnenwelt ist dies unmittelbare Anschauen verschlossen, seit das Reich Gottes im Geist begründet steht, und seit wir auf mühsam gebahntem Wege nur fortzuschreiten haben.

Die ruhig besonnene Beschauung der Ereignisse der neuesten Zeit entdeckt in den Resultaten des Wirkens in brünstiger Mystik und poetisch-katholischer, tändelnder und üppiger Schwärmerei den Keim großen Unheils. Die vor einiger Zeit noch bestehende Ableugnung und Erkaltung war gräßlich und hat viel Unglück auf die Welt gebracht; allein sie konnte nicht so sehr schaden, als jetzt die Heuchelei. Der Gläubige wird sich vom kalten Spott und von der Gottesleugnung nicht bethören lassen, ein Andres ists mit der Kunst religiöser Schwärmer und Heuchler, welche des Daseyns feinste Wollust in sinnlich geistiger Verzückung entdeckt haben, und die Natur nur überwinden, um die Sünde noch sündlicher zu begehen. Diesen dient ihre Schwärmerei nur zur Steigerung und Verfeinerung sinnlicher Genüsse, und die Religion ist ihnen eine glänzende Larve; sie tragen das Bild Gottes zur Schau, wie der stehende Sumpf Sonne und Sterne. Sie sind die übertünchten Gräber, denen unser Heiland flucht! Fällt die Larve, so schaudern wir vor dem Uebermaaß innerer Verderbtheit, Eitelkeit, Gotteslästerung und Sünde, und wir fühlen, wie es besser wäre, einfach und rechtlich fortzuwandeln, ohne alles Wissen, ja ohne Drang nach dem Höheren, als solch ein elender Heuchler zu seyn.

Digitized by Google

Wenn der bessere Mensch einen Drang empfindet, sich aus der Verderbniß der Welt zu Gott hinzuflüchten, so soll der Zweck dieses Flüchtens an das Vaterherz nicht eine müßige Ruhe seyn, sondern er soll sich dort nur zu einem wirkungsreichen, thatkräftigen Leben vorbereiten und stärken, und dies dann alsbald beginnen. Einem edlen Gemüthe genügt nicht das praktische Leben, das nur auf selbstische Zwecke berechnet ist; wer aber das Reich schöner Gedanken und Bilder nicht auf den festen Grund eines schönen Lebens baut, der treibt Spiel und Spott mit der Himmelsgabe.

Die Uebersicht mystischer Poesien und Schriften, welche zeither erschienen, die Darstellung der von Sektenstiftern, unberufenen Bekehrern, Heuchlern und Schwärmern ausgeübten Frevel läßt sich nicht so auf einige Blätter hinwerfen, zum Theil ist auch schon vieles weltkundig geworden. Der Ewige, der diese Frevel geschehen ließ, thut es wohl nur, damit die Menschen einsehen lernen, daß nur ein stilles, redliches Streben zur Wahrheit und zur Seligkeit führt. Möchten doch Alle, die sich berufen fühlen, den Herrn auch außerhalb den Kirchen zu predigen, uns nur durch ihr Beispiel belehren wollen! Dem Worte ist viele Kraft gegeben, doch den besten Nachdruck giebt ihm erst die That! Ein redliches Wirken, das sich in einem engen Kreise in vollem Maaße wohlthätig kund thut, ist mehr vor Gott, als das unruhige Treiben, das Vieles auf einmal erjagen will und sich in Schaum auflöst. Lieber einigen Unglücklichen geholfen, als Hunderten gepredigt und zugesprochen. Dem Neuerungssüchtigen wird oft ein glänzender Erfolg, aber ohne Dauer. An seinem Treiben ergötzt sich die Neugier, der Heuchler gewinnt ihm lauschend ein neues Colorit für seine Täuschungen ab, der Bessere wendet sich seufzend weg, die öffentliche Meinung bricht ihm den

Digitized by Google

Stab, und der guten Sache ist großer Schade geschehen. Freilich möchte jeder, der die Seligkeit des Glaubens empfunden, sie über die Welt hinströmen, damit sie gut und glücklich würde, weil ein ganz reines Glück nur einem christlichen Herzen zu Theil wird, doch ist's mit den Worten nicht gethan, diese können viel Nutzen stiften, aber auch viel Unheil bringen; dahingegen ein demüthiges, christliches Leben, reich an stillen, guten Thaten, durchaus keine andern Früchte tragen kann, als die reinen Seegensmithin ohne alle Gefahr für den Nebenmenschen und für uns selbst ist.

Aus dem Grunde, daß der wahre Christ nur Gott und sich selbst von seinen Empfindungen Rechenschaft giebt, und nicht gern das Heiligste zur Schau trägt, kann auch ein stilles Herz am unruhigen Treiben der Schwärmer ein Aergerniß nehmen. Dieß Christeln sollte vor Allem vermieden werden, um so mehr, da der Eindruck schöner Worte auf den großen Haufen keine andere Wirkung thut, als wenn man mit einem Stabe auf die Wellen schlägt. Ein edles Beispiel wirkt anders, und wenn der Gerechte das Gute während seiner Lebenszeit im Stillen ausübt, so wird doch der Dank an seinem Grabe laut, und so wirkt noch der Abgeschiedene auf die Zurückgebliebenen.

Wahr ist's, daß viele Menschen ganz so leben, als wäre das Ziel ihres Daseyns nur das Grab, und als müßten sie bis dahin nur für sich und die Ihrigen sorgen. Dieser Irrthum ist es, aus welchem viel Unheil hervorgeht, und diese unglücklichen, verblendeten Menschen sind zu beklagen, weil Alles, was sie so mühsam zu ihrem Vortheil und ihrem Vergnügen erjagen, ihnen ja doch im Grunde des Herzens nicht genügt. Das rechte Genügen geht nur aus jener Seelenruhe, jener innern Freudigkeit hervor, die ohne Kampf und Opfer nicht zu erringen sind, und die der

Beste auf Erden nie ganz vollkommen empfinden kann, weil der Mensch immer fehlt, und stets nur wieder gut zu machen hat, was er verbrochen. Die anhaltende Beschäftigung mit dem Heil unsrer Seele ist allerdings die erste Angelegenheit des Lebens; aber sie ist auch das Belohnendste, und was wir sonst thun können, ist nichts dagegen; von diesem Grunde aus muß jedes andere Bestreben ausgehen, weil gute Frucht nur auf gutem Boden gedeiht. Wer das aber nicht von selbst empfindet, wer nicht sein Seelenheil auf das Evangelium zu begründen sucht, den werden poetisch-mystische Worte nicht bekehren; darum genüge es jedem, der sich Gott näher fühlt, für den irrenden Bruder zu beten.

Die Werke des Allmächtigen sind so reich und wunderbar, daß kein Menschenleben ausreicht, sie alle zu kennen und zu bewundern. Die Ueberzeugung, daß der Ewige, Allmächtige unsrer denkt, uns liebt, uns nahe ist, hat in sich etwas so überschwänglich beseeligendes, daß beides, Erkenntniß der Herrlichkeit und Größe des Herrn und Bewußtseyn seiner Vaterliebe, das Herz nur zu Dank und Rührung erheben kann. Dies ist der unversiegbare Liebesquell im Herzen der Frommen. Dies ist das Schönste, was dem Menschen zu Theil wird; doch diese Fülle der Lust und Rührung will sich ausgießen; denn das Herz kann sie nicht tragen. Auch äußerlich möchte der Fromme sich genug thun, und da beut ihm denn das Leben den Anlaß dar, mehr als irgend jemals in unsrer Zeit, wo so viele Leidende Hungers sterben, wo ganze Gegenden dem unerhörtesten Elend Preis gegeben sind. Ein jeder vermag hier zu wirken, wenn er ernstlich will, das Scherflein der Wittwe ist dem Herrn willkommen. Nicht nur in den Ardennen, in den Alpen, in rauhen Gebirgsgegenden ist das Elend daheim, es ist jetzt überall zu Hause. Der Friede

Digitized by Google

hat Viele, welche gesund und kraftvoll den heimischen Heerd verließen, siech und ärmer, als sie auszogen, zurückgeführt. Die Fabriken feiern, zahllose Familien armer Weber betteln, die fremde Waare kommt um einen Spottpreis in das Land, bereichert den spekulirenden Kaufmann und nimmt dem inländischen Arbeiter sein Brod; die Maschinen, jetzt allseitig im Gange, thun auch ihr Werk und machen die fleißigen Hände vieler tausend Menschen entbehrlich. — Wie vermöchte man dies und so viel Anderes in einem kurzen Umrisse darzustellen? Genug, daß die Zeit da ist, wo der Christ sich durch die That zu bewähren hat, und wo die Herzen mit Macht geweckt werden müssen, durch Beispiel aber; denn nur dies hat Kraft. Vergebens wird man alte Mönchslieder aus dem Staube hervorrufen und in zierlichen Weisen nachahmen, vergebens Legenden dichten und mit Heiligenbildern und Madonnen Abgötterei treiben, so lange das Leben dieser Menschen zu ihrem Dichten sich verhält, wie die Kehrseite zum gestickten Teppich. Auch der roheste Mensch hat von der Natur den richtigen Sinn bekommen, daß er auf den Grund geht und nach der Wahrheit frägt. Findet sich nun der Grund nicht ächt, so wird auch das Bessere im Streben eines solchen, nur für das Aeußerliche lebenden Menschen verkannt, wie man einen, wenn noch so zierlich gefaßten und glänzenden Schmuck nicht schätzt, wenn man weiß, daß die Steine unächt sind.

Die Kunst ist immer ein Abglanz und Spiegel der Zeit und des Lebens. Wenn sie vor mehrern Jahrhunderten, und gegen einer Reihe von Jahrhunderten hindurch, in ihren ernsten, frommen, fleißigen, gediegenen Werken beurkundete, daß dazumal in Europa eine wahrhaft religiöse Gesinnung die herrschende war, daß dazumal edle, fleißig, betriebsame Völker ernst und fröhlich sich des wohlverdien-

Digitized by Google

ten Wohlstandes erfreuten, und alles, was in jener Zeit aus den Händen eines Künstlers hervorging, ein Werk war, das den Meister lobte: so sind wir Nachkommen, die wir jetzt nach langem Rausch zum Gefühl der Nothwendigkeit eines bessern Strebens erwacht sind, mit Recht von der Würde, der Aechtheit und heiligen Schönheit dieser Kunstwerke, ergriffen und hingerissen. So wie sich aber dies Gefühl nun in leeren Worten, oder in nichtigen Bestrebungen der Nachahmung aushaucht, welch ein Gewinn kann für unsere Mitgenossen daraus hervorgehn? Kein einziger, sondern nur die traurigste aller Wirkungen, nämlich, daß dies schöne Gefühl gemißbraucht und entheiligt, zu einem Treiben Anlaß giebt, das eine Zeitlang die Schwindelköpfe hinreißt und zur leeren Form, zur Mode wird, und auf diese Weise in sich selbst untergeht. — O der Deutschheit! Wo sind sie, die nicht Madame, nicht Demoiselle heißen wollten, die Frauen, die Jungfrauen? Wo sind die Nationaltrachten hin? Wie haben still und behutsam Putzhändlerin und Schneider so lange Schritt vor Schritt den Schnitt wieder in das alte Geleise zurück gebracht, bis Alle, die noch ein Ueberbleibsel eines deutschen Kleides besaßen, es scheu und bebend an den Nagel hingen; es müßten denn einige Studenten sein! Nein, unsere Nationaltracht ist auf die Bühne hin verbannt, unsre Religion in den Klingklang gedrechselter Poesieen, unsre Kunst ist hohle Nachahmung, und unsre Frömmigkeit ist eine Mode, die bey den Nachbetern auch wechseln kann, wird und muß. In der Literatur waltet der Geschmack am Ueberkräftigen vor, das Einfach-Liebliche, das Ernst-Gehaltvolle behagt dem überreizten Sinn nicht mehr, der selbst an Satanas, Zauberern, und Mord und Graus aller Art nicht mehr genug hat, und den es nur freut, wenn ein Neu-Romantiker den andern überbietet. Im Gegen-

Digitized by Google

satz zu diesem Treiben einer großen Anzahl unserer Zeitgenossen steht die leere Nüchternheit der Egoisten und Alltags-Menschen, die dem Augenblicke leben, und sich vor Schaden hüten. Dazwischen steht unangefochten der ernste fromme ächte Christ, der still seinen Weg fortwandelt, nicht rechts noch links hinschaut, und die Lehre der Zeit im Herzen erwägt. Weder den Geprüften, die vom Baume des Lebens schon die schmerzlich-süße Frucht einer innigen Sehnsucht nach einem bessern Daseyn gepflückt, noch der muthigen unverdorbenen Jugend kann dies weltliche Treiben genügen; jene Phantasienchristen aber sind ihnen verächtlich. Jede edle Kraft will sich eigne Bahnen brechen; allerdings haben die Bessern sich nun vom alten Schlendrian losgemacht, und sehen einer bessern Zeit entgegen; aber nicht in der Idee, in der That ist diese Zeit zu begründen, und hier ist vor Allem die Erfüllung der nächsten und einfachsten Pflichten unerläßlich. Ist diesen genug gethan, dann ist es Zeit, den Wirkungskreis zu erweitern, die Fülle innerer Kraft allseitig auf das Ganze hinzuströmen, und die starre Masse mit dem eignen, edeln Feuer durchglühend, mit sich hinaufzuziehen; doch dies Alles bedarf einer vollen Mitwirkung der Zeitgenossen, kann nicht so aus eines einzelnen Streben hervorgehen, und wird mit Gott einmal seine Zeit haben. Alles, was außerdem geschieht, und sich nicht auf den Grund und Boden eines edeln Lebens, eines reinen Strebens und einer innigen Ergebung in Gottes Willen stützt, muß in sich selbst untergehen; denn es ist nur die Anstrengung des Fieberkranken, der zuletzt gefesselt in Ohnmacht sinkt.

Wir haben alle das frische Andenken einer Zeit, an Leid und Wundern reich, wir alle, die wir für das Ganze empfinden, haben den Opfern der Zeit fromme Thränen zu bringen; wir alle haben vor uns große Pflichten, um

Digitized by Google

uns große Noth. Gott wird helfen. Bete und arbeits ist sein Gebot! Der Einfältigste, der nach dem Wort des Evangeliums lebt, kann zur Seligkeit gelangen, ja, er findet wohl noch den kürzesten Weg dahin, weil er so schlicht und grade aus geht, und nicht rechts noch links, nur nach oben hinschaut.

Digitized by Google

SOCIETÄT

SOCIETÄT

I.

Rückblicke

auf die neueste politische Literatur.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 3tes Heft.

Das Anziehendste und Belehrendste in diesem Heft ist die Fortsetzung der Geschichte des Feldzugs in den Niederlanden 1794. Hier befindet sich der vollständige Operationsplan des Herzogs von Coburg, den Mack verfaßt hat, der hauptsächlich darauf beruhte: daß man im ersten Feldzug die wichtigsten französischen Festungen nehmen, im 2ten Feldzug bis nach Paris als Hauptoperationszweck vordringen und sich mit den Vendeern in Verbindung setzen wollte.

So wichtig dieser Plan war, so wenig waren die Mittel zulänglich, denn die östreichische Macht war immer um die Hälfte kleiner als die französische, und diese war auf revolutionaire Maaßregeln gestützt, die alles erlaubt fanden, was zweckmäßig war. Jene hatte in ihre Berechnung die Hülfsmacht der Alliirten mit aufgenommen, welche höchst unzuverläßig war.

Es werden in diesem Aufsatz des preußischen Feldmarschalls Möllendorf Einwendungen gegen die östreichischen Aufforderungen zur Verstärkung der preußischen Armee mitgetheilt, die den Beweis abgeben, daß das preußische Cabinet damals schon von den Ideen ausging, welche ihm bald darauf den Baseler Frieden und das Neutralitätssystem eingaben.

Auch sehr richtige Ansichten von der damaligen Strategie und Taktik enthält dieser Aufsatz, und zeigt: daß die Lehre von der Operationsbasis, Linien der Operationen und deren Zweck nichts Neues enthalten hätten, sondern von den früheren Feldherren befolgt wären.

Die damals so sehr ausgedehnte Anwendung des Tiralleurwesens und der Armeeintheilung in vereinzelte Colonnen mit

Digitized by Google

Reserven war nicht neue Erfindung, sondern Folge der Nothwendigkeit, welche das Terrain und die Ungeübtheit der revolutionairen Nationalgarden aufiegten.

Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse des christlich evangelischen Kirchenwesens. Vom Oberpräsidenten von Bülow in Magdeburg.

Der Verfasser zeigt in dieser Schrift an der Hand der Reformationsgeschichte so gründlich als richtig, daß es den Geist des Lutherthums fehlareisen und mißverstehen heißt, wenn man eine vom Staat unabhängige evangelische Kirche mit einer Corporation durch die Priesterschaft errichten und derselben einen Oberbischof, einen Chef ꝛc. als Stütze geben will, wovon schon viel ausgeführt worden ist.

Dadurch erzeuge die höchste weltliche Regierung, welche in evangelischen Völkern bisher die oberste geistliche Behörde gewesen, sich unnöthig, erweise selbst eine starke Opposition. Der Vorwand der Geistlichen, daß nur durch neues Entstehen und Ausstattung einer evangelischen Kirche die im Volke gesunkene Religiösität wieder gehoben werden könne, sey unrichtig, weil diese Religiösität gar nicht in dem Maaße gesunken sey, als vorgespiegelt würde, wie die Geschichte des preußischen Volkes 1807 hinlänglich beweise.

Wenn wir auch zugeben müßten, daß die Religiösität im Volke sehr gesunken ist und in den höhern Ständen eher wieder zu Ehren gekommen ist als in den untern, wo der Freiheitskrieg andere Träger hatte, nämlich Volksrache wegen Verletzung des Privateigenthums durch die Franzosen, verletztes preußisches National, besonders des militairischen Ehrgefühls, so geben wir doch dem Verfasser darin ganz recht: daß es der verkehrte Weg ist, die fehlende Volksreligiösität durch eine neue zu fundirende und zu dotirende evangelische Priesterschaft wieder herstellen zu wollen, die diesen Deckmantel nur gebrauchen wird, um mit Hülfe der ihr verstatteten Synodaleinrichtung sich zu einer dem Staate gefährlichen Corporation, aus Haupt und Gliedern bestehend, zu bilden, und wenn sie, eben wegen mangelnder Volksreligiösität, auch durch Bannstrahlen nichts gegen Fürsten wird ausrichten können, so wird sie doch in den ständischen Versammlungen einen gefährlichen Ausschlag zu geben vermögen, und da ihr die Volkserziehung ausschließlich anvertraut ist, so wird sie der Volksjugend solche politische Grundsätze einflößen, die sich mit der Monarchie nicht vertragen.

Digitized by Google

Essai sur l'indifférence en matière de religion. Paris 1817.

Der Verfasser erneuert durch das so vielfach versuchte Streben, die Reformation durch Luther herabzuwürdigen, ihre Gefährlichkeit und Neigung zur Revolution zu zeigen und die römisch-katholische Religion und den Pabst als das einzige wahre religiöse System darzustellen.

Er hebt damit an, zu zeigen: daß kein Staat ohne Religion bestehen kann, daß aber diese Religion sich niemals auf Vernunft, sondern stets auf den Glauben, dieser auf Offenbarung gründen müsse. Daß ferner eine unfehlbare Autorität, also die Kirche vorhanden seyn müsse, welche die Offenbarung erkläre, wogegen kein Widerspruch statt finden kann.

Wenn es auf solche Weise ein göttliches Gesetz und dessen heilige Ausleger, einen unfehlbaren Pabst und die Priesterschaft gebe, an welche die ganze Christenheit glaube, so ließe sich der Staat und eine Gesellschaft denken, die einen gemeinschaftlichen Zweck verfolge. Wenn aber wie Luther und seine Nachfolger bis zu De- und Atheisten herunter die Bibel oder der heilige Buchstabe allein solche Autorität bilde, und es der menschlichen Vernunft frei stünde, sich die Bibel zu erklären, wie sie es begriffe, so könne es so viele Sekten geben, als es verschieden gebildete Vernunften gäbe, und es habe ein Ende mit aller Christenheit und allen Staaten, eine allgemeine europäische Anarchie würde an die Stelle treten.

Welche falsche Begriffe der Verfasser von Luthern hat, sieht man S. 5, wo es heißt:

„Luther und seine Schüler haben einem Theil von Europa gelehrt: daß die Souverainität beim Volke sey, und bald darauf floß das Blut der Könige auf dem Hochgericht."

Wie sehr Luther dem Volke Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit predigte, indem er die geistliche angriff, zeigen seine Schriften, besonders während des Volksaufstandes unter Münzer.

S. 25 heißt es:

„Man findet die Religion bei der Wiege der Völker und die Philosophie bei ihren Gräbern."

S. 35 steht:

„Es giebt nur ein Mittel, um die Menschen der Gleichgültigkeit gegen die Religion, worin sie die Philosophie stürzt, zu entreißen: Man muß die Vernunft gefangen nehmen und einer so erhabenen und höchsten Autorität unterordnen, daß sie deren Rechte nicht mehr verkennen kann."

Von S. 151 bis 157 wird die Reformation ganz besonders angegriffen.

S. 185 sagt der Verfasser:

„daß die Reformation auf einer Willkühr beruhe, daß sie in sich widersinnig, mit ihren eigenen Grundsätzen im Wider-

spruch und mit einem Worte ein Religionssystem sey, das nur dann wahr, wenn das Christenthum falsch und irrig sey."

An diesen Proben wird es gnugen, den Geist und die Tendenz dieses Werkes zu zeigen, daß, wenn es in Frankreich großes Interesse erregt, nur deshalb möglich ist, weil es in so grellem Widerspruch mit der Civilisation steht und klar beweißt, wie dreist das Pfaffenthum sein Haupt erhebt und wie sehr die Protestanten und ihre Fürsten auf ihrer Hut seyn mögen.

Ueberlieferungen, Nr. 2, 3, 1818.

Enthalten in so fern in politischer Hinsicht einige interessante Notizen aus Rom, als sie das Streben des römischen Hofes bekunden, die Völker katholischem Bekenntnisses wieder unter die päbstliche Hierarchie zu bringen.

Miszellen. Märzheft.

Die Fortsetzung der authentischen Halsbandgeschichte gewährt hohes Interesse. Die la Motte bleibt stets die Seele der Intrigue, der Briefverfälscher und Cagliostro sind nur ihre Gehülfen, der Cardinal Rohan der Betrogene. Die Königin und der Minister Breteuil lassen, ob zwar von allen Betrügereien unterrichtet, der Intrigue freien Spielraum, um die Betrüger desto gewisser zu fangen.

Bemerkungen aus St. Helena über Lord Barthursts Rede, gehalten im Oberhause am 18ten März 1817. Am 7ten October 1817 versiegelt an Sir Hudson Lowe unter der Aufschrift „an Lord Liverpol" abgeschickt. London 1818.

„Ich billige diese Bemerkungen. Ich wünsche, daß sie dem Beherrscher und dem Volke von England vorgelegt werden.

(Unterz.) Napoleon.

Longwood, den 9ten October 1817.

Viel Lärm um Nichts! kann man bei dieser Druckschrift mit Recht ausrufen: Sie enthält die alten bekannten Klagen Napoleons über völkerrechtwidrige Behandlung und die unbegreifliche Nachweisung, daß Napoleon, der ehemalige Artillerie-Lieutenant von 2 Fr. pro Tag, mit 8000 Pf. Sterl. jährlich an allem Mangel leide.

Digitized by Google

Politisches Journal. 3tes Heft.

Dieses Heft hat wenig oder gar nichts Erhebliches: alle bekannte statistische Notizen von Rußland, Spanien, Sardinien, eine Biographie König Karl des 13ten von Schweden, die auch nicht neu ist, und ein Schreiben aus Paris von einem Exzropalisten, das die kleinen Hofzänkereien der Thuillerien enthält.

Der Krieg des verbündeten Europa gegen Frankreich 1815. Von Plotho. 4ter Theil.

Dieser letzte 4te Theil schließt dieß höchst wichtige Werk. Wir heben nur Einiges über die Schlachten von Ligny und belle Alliance aus, so bisher noch nicht so authentisch bekannt war.

1) Es geht aus der Geschichte (S. 33, 34, 38, 47, 49) der Schlacht von Ligny, ihrer Entstehung und Folgen klar hervor: daß der, dem Herzog Wellington in dem Rheinischen Merkur, diesem schmähsüchtigen Lügenblatte, zuerst gemachte Vorwurf: der Herzog habe den Fürst Blücher bei Ligny im Stiche gelassen, und während hier gefochten worden, in Brüssel auf einem Ball eine Frau verführt und der Lust gefröhnt, eine schändliche Verläumdung gewesen ist. Der Herzog hat in Brüssel den 15ten 4½ Uhr die erste Nachricht vom Angriff der Franzosen auf die preußische Stellung an der Sambre erhalten, und sogleich Befehl zur Versammlung seiner Armee gegeben, aber noch Meldung erwartet, ob ihm nicht auf der großen Straße von Mons nach Brüssel ein besonderer Angriff bevorstehe. Das Gegentheil erhob sich um Mitternacht, und nun wurde der Armee die Richtung nach Quatre-bras gegeben.

Vor der Schlacht von Ligny war Wellington persönlich beim Fürst Blücher unweit der Windmühle von Brie, und berathschlagte mit ihm, wie die englische Armee die preußische am zweckmäßigsten unterstützen könne. Wellington war der Meinung, die Franzosen und den bei Frasne gegen seine Armee aufmarschirten Feind anzugreifen, auf Gosselies zu werfen und dahin vorzudringen. Es wurde aber späterhin beschlossen, daß die englische Armee auf der großen Straße von Quatrebras zur Unterstützung vorrücken solle, hier fand aber der Herzog so großen Widerstand, daß er nicht allein keinen Mann dem Fürsten Blücher zu Hülfe senden konnte, sondern Mühe hatte, sich bei Quatrebras zu halten, wo er sich persönlich den größesten Gefahren aussetzte.

2) Wird die Annahme der Schlacht von Ligny, worin die Franzosen 30,000 Mann stärker waren als die Preußen, damit entschuldigt:

„daß der Fürst Blücher dadurch Zeit gewonnen, sein eigenes Heer zu vereinigen und dem englischen Heere ebenfalls Zeit

Digitized by Google

zur Vereinigung zu bewirken, daß 80,000 Mann wohl im Stande gewesen wären, einen stärkeren Feind bis zum Abend aufzuhalten, wo eine Hülfe von der englischen Armee und das 4te preußische Armeecorps erwartet wurde."

Die letzten Erwartungen schlugen fehl, theils weil die englische Armee mit sich selbst und ihrer Vertheidigung hinlänglich zu thun hatte und das 4te Armeekorps nicht ankam, da General Bülow (S. 45) den Befehl dazu erst in Hannut den 16ten erhielt, wo solcher liegen geblieben war.

Ueber die Schlacht von belle Alliance sind sehr befriedigende Aufschlüsse gegeben:

1) Daß solche unter den Feldherren im Voraus entworfen worden.

2) (S. 63) Daß der Angrif, welcher vom 1sten preußischen Armee-Corps Abends 7½ Uhr auf Pappelotte ausging, die Schlacht siegreich entschieden habe, besonders nachdem Planchenois genommen worden sey.

3) S. 76 ꝛc. werden die Fehler Napoleons darin gesetzt: daß er am 15ten nicht schneller und überraschender die Cantonirungen des 1sten preußischen Armeecorps angegriffen; am 16ten dem Marschall Ney ein Armeecorps entzogen; die Verfolgung der Preußen am 16ten Abends zu nachlässig betrieben; den 17ten ungenutzt vorübergehen lassen; daß er d. 18ten die englische Armee vorzüglich durch Frontalangriffe durchbrechen wollen, stets seine Stärke mehr auf ihre Flanquen zu werfen, besonders auf die linke; daß dem Feldmarschall Grouchy der Abmarsch des 4ten preußischen Armeecorps von Wawre entgangen sey, den er bemerken können; daß Napoleon das Terrain schlecht gekannt und die Engpässe in seiner Rechten vernachlässiget; daß er die Schlacht nicht abgebrochen, als die preußische Armee erschienen sey.

Europäische Annalen. 12tes Heft. 1817.

Erregt wegen der Briefe vom Vorgebirge der guten Hoffnung Interesse, die Las Cases zugeschrieben werden und sich über die Schrift von Warden und deren Aechtheit verbreiten. Es wird hier ein Auszug daraus geliefert, worin die Zeichnung Talleyrands das interessanteste ist. S. 400 ꝛc.

Der Meinung der Franzosen und ihres Oberhauptes zu Longwood nach ist Talleyrand ein Mann von großem Talent, verschmitzt, gewandt und verschwiegen, allein ganz ohne Grundsätze; seine Aufmerksamkeit gleich seinem Herzen, beständig auf das Glücksrad gebeftet. War man begierig, Gewißheit über seine Gesinnungen zu erlangen, und befragte man ihn, so fand man ihn unausforschlich; seine Haltung blieb so unveränderlich, wie Marmor; allein nahm man ihn um 2 Uhr Morgens, nachdem man sich in Gesellschaft gesetzt, so genügte es, geduldig aufzuhorchen

und ihn reden zu lassen, ohne den Anschein zu haben, ihn ausholen zu wollen; so ward er sofort zum schwahhaften alten Weibe, sich die wichtigsten Staatsgeheimnisse entwischen lassend, und unzählicher Unbedachtsamkeiten schuldig machend. Er zog sich Napoleons Mißvergnügen und Ungnade zu, und ihm ward von demselben die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten entnommen, in Folge wiederholter Klagen der Könige von Baiern und Würtemberg über die unbezügelte Bestechbarkeit, die in dem Cabinet der Thuillerien vorherrschte, und weil keine Verbindungen oder Verträge zu Stande kommen könnten, ohne vorher seine Gönnerschaft durch bedeutende Geschenke gesichert zu haben. Napoleon, nachdem er ihm wiederholt sein Mißvergnügen über dieses Betragen ausgedrückt, allein zuletzt sah, daß er nicht zu bessern sey, auch überdieß über den Flecken betroffen ward, den ein solches Verfahren auf seine Regierung werfen würde, entzog ihm das Portefeuille. Allein Talleyrand's ausnehmende Schlaubeit fand Mittel, den erhaltenen Streich zu mildern; und obgleich er nicht länger der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten genoß, behielt er noch immer hinlängliches Ansehen, unter denjenigen ernannt zu werden, die 1807 nach Erfurt gingen, und zwar in der Eigenschaft, als Groß-Kammerherr, die er mit dem Range eines Vice-Groß-Wahlmannes vereinigte; und hier gelang es ihm, die Heirath eines seiner Neffen mit der jungen Herzogin von Kurland zu Stande zu bringen. Bald nachher, da ihn die Krankheit außer Amt gesetzter Minister befiel, entspann er Intriguen in allen Richtungen, um wieder angestellt zu werden, und ein Ministerium in seinen eigenen Interessen zu bilden. Die Bestimmung Hrn. von Remusat's, ersten Kammerherrn, zum Minister des Innern, beleidigte ihn höchlich, und ward die Ursache, die ihn seine Anstellung als Groß-Kammerherr einbüßen machte, deren Amtsverrichtungen in der That mit denen eines Groß-Wahlmannes unvereinbar waren.

Richtig ist die Angabe Hrn. Wardens, daß Talleyrand der erste gewesen sey, der die Maaßregeln, die nachher in Spanien angenommen wurden, vorgeschlagen habe. Zu dem Endzweck hatte er lange Unterredungen mit dem Sennor Izquierdo; und während Napoleons Ausflug nach Fontainebleau im Jahr 1807, setzte er ihm seine Projekte auseinander. Da er zu dieser Zeit mit keiner Amtsverrichtung beauftragt ward, wunderten sich die Höflinge über die häufigen Unterredungen, die Statt fanden, und verloren sich selbst in Muthmaßungen über die Ursache dieser Gunstrückkehr gegen ihn. Zu seinen Planen, wegen eines Dynastiewechsels in Spanien, soll, wie man behauptet, Talleyrand zwei besondere Absichten vor Augen gehabt haben, — den Wunsch, wieder zu Leitung der Geschäfte zu gelangen, und die Hoffnung, sein bereits ungeheures Vermögen zu vergrößern. Im Februar 1812 ward er ausersehen, sich nach Dresden und von da nach Warschau zu begeben, in der Eigenschaft als außerordentlicher Ambassadeur, die Insurrektion und Konföderation der Pohlen zu leiten.

Digitized by Google

Diese Sendung, als eine von der größten Wichtigkeit, zog ihm verschiedene Gunstbezeugungen zu, und Napoleon hielt ihn öfters in den Abenden, während den März- und April-Monates, lange bei sich zurück, da er als ein später Aufsteher nie beim Lever erschien. In der gleichen Zeit jedoch that der französische Ambassadeur in Wien in seinem Schreiben Meldung, daß ein sonderbares Gerücht daselbst die öffentliche Meinung bewege, und einen großen Einfluß auf den Wechselcours hervorgebracht habe, nämlich daß ein Credit von 100,000 Thlr. in Warschau zahlbar für den Fürsten von Benevent verlangt worden sey. Dieß bewieß augenscheinlich, daß Talleyrand beständig noch seine Actienwucher-Umtriebe nicht aufgegeben habe, was Napoleon so über ihn entrustete, daß er ihn weder nach Dresden sandte, noch ihm die polnischen Angelegenheiten anvertraute; ein Umstand machte ihm dies um so kränkender, da er nämlich die Wiederherstellung der Herzogskrone für Kurland, für seinen, mit der Herzogin von Kurland, Palastdame der Kaiserin, verheiratheten N.ffen beabsichtigte.

Ich habe eine Rede Talleyrands, als er Minister des Direktoriums gewesen, gelesen, worin er das Fest des 21sten Jänners, als Jahrstag der Hinrichtung Ludwigs XVI., rechtfertiget und diese abscheuliche Ceremonie als gerecht, politisch und nothwendig darstellt. Gleichermaßen versuchte er, Napoleon zu überreden, derselben im Jahr 1798 beizuwohnen, während dieser einen großen Widerwillen dagegen bezeigte.

Man sagt, daß während der Unterhandlung des Concordats Napoleon sich bedeutend für Talleyrand interessirte, und daran war, ihn zum Kardinal ernennen zu machen, was die wirksamste Weise gewesen wäre, wieder einen kleinen Theil Charakters bei ihm herzustellen; allein der Erzbischof weigerte sich, darein zu willigen; kurz nachher kam Madame Grand, seine Geliebte, und warf sich Napoleon zu Füßen, die Erlaubniß von ihm zu erbitten, Talleyrand zu heirathen; dieß verweigerte er zuerst zuzugestehen; allein da es Madame Grand gelang, Josephinen zu ihren Gunsten zu interessiren, fand die Heirath statt. Da diese Dame sich nachher in eine genaue Verbindung mit Sr. Foix und andern Bestechbarkeits-Unterhändlern einließ, und große Geldsummen empfangen hatte, in Absicht, Einfluß auf die Gesinnung des Cabinets in Bezug auf die verschiedenen Angelegenheiten Genua's und anderer italiänischen Staaten auszuüben, fiel sie bei Napoleon in Ungnade und ward nicht ferner bei Hof empfangen; auch suchte sie vergeblich um die Erlaubniß an, dem zur Hochzeitfeyer der Erzherzogin Marie Louise angestellten Feste beiwohnen zu dürfen.

Diese drei Vorgänge stimmten Talleyrand's Gesinnung gegen Napoleon gewaltig um. Nichts desto weniger fuhr er beständig fort, bei Hofe aufzuwarten. Im Jahr 1814 beabsichtigte Napoleon im Augenblick seiner Abreise zur Armee, denselben auf seine Güter zu verweisen, in Betracht, daß seine Gegenwart in Paris bei den obwaltenden Umständen nachtheilig werden

Digitized by Google

konnte; allein der Erzcanzler Cambaceres und der Polizei-Minister Savary, die sich von Talleyrand einflüstern ließen, traten mit so viel Erfola zu seinen Gunsten ein, daß es ihnen gelang, Erlaubniß für ihn, zu Paris zu bleiben, zu erhalten. Dabei schien Talleyrand höchst gering geachtet gewesen, das Zutrauen aller Partheien verloren gehabt zu haben und bei allen ohne Einfluß gewesen zu seyn.

Es scheint, daß dieselbe Verschmähtheit von seiner Seite bei Ludwig dem XVIII. ihren Erfola gehabt habe; und daß da, nachdem er allgemein dirigirender Minister gewesen war, Ludwig für angemessen befand, den Herzog von Richelieu in sein Kabinet zu berufen, Talleyrand es so wandte, sich vermittelst desselben Amts als Groß-Kammerherr, womit es ihm sich bekleiden zu lassen gelungen war, bei Hofe zu erhalten.

Das neue Pabstthum oder über den Zweck, die Möglichkeit und die Folgen der projektirten Vereinigung beider protestantischen Kirchenpartheien, von Frenäus II.

Ein mißlungener Versuch, die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen verdächtig zu machen, den ein Catholik und Freund des Probst Siegerr gemacht zu haben scheint. Diese Vereinigung wird sonderbar genug dem heimlichen Catholizismus zugeschrieben.

Merkwürdige Tage meines Lebens. Feldzug und Kriegsgefangenschaft in Rußland. Aus dem Tagebuch eines deutschen Offiziers. Stuttgard 1817.

Ein badenscher Offizier, der auf dem Rückmarsch der französischen Armee in Wilna 1812 in russische Gefangenschaft gerieth, erzählt von diesem Feldzug soviel als er in seiner Sphäre beobachtet hat, das sehr wenig und längst bekannt ist. Interessanter sind seine Beobachtungen, die er in der Kriegsgefangenschaft und auf dem Marsch im Gouvernement Pensa gemacht hat. Hier beschreibt er Sitten und Gebräuche des russischen Volks und die dort herrschende Cultur, welche einen besseren Begriff davon geben, als man gewöhnlich sich davon bei uns macht. Erdichtet und übertrieben sind wahrscheinlich manche darunter, wie S. 140, 145, 146.

Digitized by Google

L' Heremite Lecteur et Penseur.

Palinodie et Apologie de l' Heremite lecteur et penseur. Von Liagno.

Wir sind erstaunt, diese 2 Schriften jetzt erst zu Gesicht bekommen zu haben und daraus zu ersehen: daß ein Ausländer, wenn auch im vergrößerten, doch im wahren Maaßstabe, besser gesehen hat, wo uns der Schuh drückt, als manche Staatsräthe. Es ist die überspannte Exaltation für Mystizismus und Deutschthum.

Aufsätze über Gegenstände und Ereignisse aus dem Gebiete des Kriegswesens, von R. v. L. Berlin bei Mittler. 1818.

Eine etwas weitläuftige und breite, besonders gelehrte, Entwickelung alles dessen, was sich über Krieg und Frieden, Soldaten und Landsturm, Kriegskunst und Empirie sagen und lehren läßt und schon oft gesagt worden ist, für junge Zöglinge lehrreich, für Unterrichtete langweilig. Für jene ist es aber nur bestimmt, für diese möchte II. Nr. 3 einiges Interesse haben, wo von Kriegsoperationen die Rede ist.

Rußlands und Deutschlands Befreyungs-Kriege in den Jahren 1812 — 1815. Von Venturini. 3ter Theil. 1818.

Herr Venturini, der in seiner Chronik 1811 Napoleon viel Weihrauch geopfert, muß wohl wittern, die Volkspartheі in Deutschland sey jetzt die stärkste, denn er führt in der Einleitung zu diesem Werk ihre Sprache. Käme sie nur nicht aus solchem Doppelmunde.

Den großen Befreyungskrieg hat nämlich nur die Begeisterung des deutschen Volks siegreich geendigt, dem die Fürsten sich in die Arme warfen und viel versprachen, was sie nicht gehalten. Alle, in deutschen Oppositionsblättern erklungene Redensarten sind hier zusammengetragen und erklingen von neuem zum Ekel der Vernünftigen, aber zur Ergötzung der Thoren und Narren.

Was den Krieg selbst anlangt, sind aller Geschichte zum Hohn zahllose Unrichtigkeiten vorgetragen. Davon Beweise:

S 14. „Nach der Leipziger Schlacht soll kein allgemeiner zusammenhängender strategischer Operationsplan der verbündeten Heere mehr zu erkennen seyn. Man habe herrlicher gesiegt, als

Digitized by Google

man erwartet und gehofft, sey dadurch so überrascht worden, daß man sich erst besinnen müssen. Nur Bernadotte (ein Liebling des Verfassers) und Bülow hätten gewußt, was sie gewollt. Wenn Blücher schon im November den Angriffskrieg fortzusetzen gedacht, so hätten hochweise Kriegskünstler und Diplomatiker ihn behindert ꝛc."

Nur ein Schwätzer, wie Venturini stets gewesen, kann so aberwitzig absprechen: Frankreich im November 1813 mit unzulänglichen Streitkräften, und das waren sie damals, in seiner ganzen Ost- und Nordgrenze angreifen, hieß den Sieg unmöglich machen.

S. 16, 17 wird mit großer Dreistigkeit behauptet: „ursprünglich hätte es weder in Rußlands noch Oestreichs Politik gelegen: Napoleon vom Throne zu stürzen."

S. 20: „Preußen soll im Gegensatz mit den andern europäischen Mächten stehen, weil es den Talismann seiner Regierung: den Geist des Volkes frei zu lassen, stets anerkennen müsse, der bei ihm das Unerhörte vollendete."

„Daher sey es denn gekommen, daß es trotz der gebrachten größesten Opfer so dürftig belohnt worden sey."

Was sich wohl bei jenem Talismann Herr Venturini denken mag: den Geist des Volkes frei lassen? Redensart, nichts wie Redensart. Keine Regierung kann den Volksgeist frei lassen, sondern sie muß ihn, wenn er da ist, richten und binden, wo er ausschweift, sammeln, wo er schläft, ermuntern.

S. 21: „Die Erhebung der Bourbons ist von England aus durchgesetzt, damit Frankreich schwach bleibe."

S. 26, 27 werden Napoleons Operationen vom Rheinübergang bis zum Marsch nach Paris hoch über die der Alliirten gesetzt.

„Den alliirten Feldherren gebührt weniger Lob als der Tapferkeit ihrer Soldaten. Diese, Talleyrands Verrath und Napoleons Verblendung haben alles gethan, Fürsten und Feldherren nichts."

„Hätte das Feldherrnschwerdt Paris allein errungen ohne Hülfe des Verraths, so kam kein solcher alberner Friede zu Stande, wie der vom 30sten May 1814."

S. 35: „Napoleon hat nur der Zeitgeist vernichtet."

S. 71 wird vorzüglich dem Kaiser Alexander die Idee und deren beharrliche Ausführung, gerade auf Paris zu operiren, zugeschrieben.

S. 141 heißt es: „Kaiser Alexander hätte den Anhängern und Wortführern der Bourbons kalt und geschroben geantwortet."

S. 143 wird das Excentrische der Angriffsoperationen der Alliirten im Februar mit Recht getadelt.

S. 210 wird dem Auftreten Artois in Nancy und Vesoul geringer Erfolg beigemessen.

S. 283: „Schwarzenberg wollte im März, nach der Einnahme von Rheims französischer Seits, nach Bar zurückgehen,

Rußlands und Preußens Monarchen hinderten aber diesen Entschluß und bereiteten sich zu einer Schlacht."

S. 287: „Napoleon wird im Cavallerie-Gefechte beinahe von einem Cosaken erstochen, vom General Girardin gerettet."

S. 291: „Napoleon hatte das ungeheure Unternehmen, seine ganze Armee bei Vitry über die Marne den Alliirten in den Rücken zu führen, nach mathematischen Berechnungen beschlossen."

S. 295, 296 ist wieder vom Verrath Talleyrands, des Kaisers Alexanders Kenntniß davon, die Rede.

S. 297: „Ein von Ozarowsky's Cosaken aufgefangener Courier verräth durch seine Depeschen Napoleons Operationsplan."

S. 298 enthält eine boshafte Bemerkung, des Kaisers Franz Abgang nach Dijon betreffend.

S. 310: „Ney sagt zu Napoleon: Er würde getäuscht, ein Reitercorps verfolge ihn nur, die feindliche Hauptarmee ginge gewiß gegen Paris. Er glaubt es nicht, indem er sagt: dazu fehlt ihnen der Muth."

S. 312: „Als Napoleon die Nachricht erhält, die Verbündeten seyen vor Paris, macht er noch einen Versuch, den Kaiser Franz durch Wessenberg, den er gefangen mit sich führt, zu gewinnen."

S. 332 steht die Erzählung von der Sprengung des Pulvermagazins von Grenelle.

S. 468: „Napoleons Abgeordnete waren 3 Stunden bei dem Kaiser Alexander. Sie hatten ihn durch ihre Beredsamkeit wankend gemacht und er war geneigt, für die Regentschaft Marie Louise zu entscheiden."

S. 469: „Der König von Preußen stimmt den Kaiser für Ludwig XVIII.

Miszellen 1tes Heft. 1818.

1) Neueste Nachrichten über die Insel Novaheva vom Hrn. Shillibeer.

„Sehr lesenswerth um das Urtheil über diese entdeckte Insel und ihre Bewohner zu berichtigen. Sie bringen ihren Göttern keine Menschenopfer, und sind sehr religiös. Die Vielweiberey ist nur den Volkshäuptern erlaubt. Die Weiber sind schön und nett. Die Person des Königs ist heilig. (Was werden die Jenaischen Staatsrechtslehrer dazu sagen.) Krankheiten sind selten wegen einfacher Diät und großer Reinlichkeit.

2) Nachtrag zur Geschichte der französischen Invasion in Rußland.

Hier steht eine Anekdote von dem patriarchalischen Zustande, worin der russische Adel mit seinen Bauern lebt, die beweißt: daß unerhörter Druck der Leibeignen nicht üblich ist.

Digitized by Google

S. 45 steht: daß eine erdichtete Lebensbeschreibung Bonapartes in der Tartarey umlaufe, sie sey in Paris gedruckt und nach Alep gesandt worden, auf Bonapartes Betrieb.

S. 49: „Nach einem offiziellen Berichte soll Moskau vor dem Brande 6591 aus Holz und 2567 aus Backsteinen gebaute Häuser gehabt haben. Als die Franzosen die Stadt räumten, waren noch 2100 hölzerne und 526 andere übrig. Die ungeheuern Verluste, welche der Adel des Gouvernements von Moskau durch die Invasion der Franzosen erlitten hat, haben sie für einige Zeit außer Stand gesetzt, ihre Stadt wieder zu erbauen. Die Fürstin v. K.... schätzt ihren Verlust auf 2095 Sclaven und auf zwei Millionen Rubel an Häusern, Meubeln und Thieren. Alle andern haben verhältnißmäßig große Verluste gehabt, und man begreift, daß die Paläste Moskaus sich in einigen Jahren nicht wieder erheben können; auch sind alle, ausgenommen der des Grafen Apraxin und des Herrn v. Balahoff, noch in dem nämlichen Zustand, in welchen sie der Brand versetzt hat, z. B. die Paläste von Paschkow, Menczykoff, Puschkin, Troubetskoy, Schiremeteff, Aschkow, Orlow, Dolgoruki, Panin, Besborotko, Durassow, Soltikoff, Hagarin u. s. w."

S. 55 „Eine große Menge von Anekdoten, als Belege des Muthes der Bauern, sind hier im Umlauf. Man hat uns erzählt, daß ein Leibeigner des Grafen Romanzow, welcher durch den Schuß eines westphälischen Husaren verwundet wurde, so gut er nur konnte, in seine Hütte kroch. Sein Feind in der Hoffnung einige Beute zu finden, folgte der blutigen Spur seines Schlachtopfers; er fand den Unglücklichen in seiner Hütte ausgestreckt mit dem Tode kämpfend; ohne darauf aber weiter Rücksicht zu nehmen, begann er, alles zu durchsuchen, und als er eben im Begrif war, seine Taschen zu füllen, so ergrif der Russe, alle seine noch übrige Kraft zusammennehmend, die Art und spaltete den Kopf seines Mörders, auf dessen Körper er einige Augenblicke nachher verschied."

S. 61 heißt es: das nach dem Abzug der Franzosen ihre zurückgelassenen Freunde gemißhandelt, ja einige vom Pöbel ermordet worden wären.

Sehr anziehend ist die Geschichte der Jungfrau von Orleans und beweist, was religiöser Fanatismus vermag.

Lady Morgans: Frankreich und die Franzosen, woraus hier Auszüge stehen, ist schon bekannt.

Denkwürdigkeiten meiner Zeit oder Beyträge zur Geschichte vom letzten Viertel des 18ten und vom Anfang des 19ten Jahrhunderts. 1778 — 1806. von C. W. v. Dohm. 3ter Band. Lemgo, bey Meyer. 1817.

In diesem Bande erzählt der Verfasser des Kaiser Josephs Streben, zuerst als deutscher Kaiser, dessen Macht in ei-

ner verbesserten Reichsjustiz wieder geltend zu machen und als ihm dieß nicht geglückt, er die Kaiserwürde zur Machtvergrößerung des östreichschen Staats habe mißbrauchen wollen, wie er die vergessenen kaiserlichen Pantsbriefe wieder aufgesucht und in Gang bringen wollen, dann einen Tausch mit Baiern versucht, dem Frankreich und Rußland ihre Zustimmung gegeben hatten, den aber Friedrich vereitelt und der ihm die Idee des deutschen Fürstenbundes gegeben hätte. Die desfalsigen Maaßregeln, Verhandlungen und Tractaten dieses Bundes werden hierauf entwickelt und sodann folgt der Handelsvertrag mit Nordamerika, die versuchte, vom Prinz Heinrich bestrittene englische Allianz und endlich eine rührende Darstellung der letzten Stunden Friedrichs des Einzigen. Jeder ächte Preuße müsse dieß classische Werk kaufen und neben die Bibel in seinen Bücherschrank stellen, besonders sey es aber den Zwergen der Großmunde zum Lesen empfohlen, die in neueren Zeiten den Riesen Friedrich zu tadeln gewagt haben.

Die Zeiten. 1stes Heft. 1818.

Dieß Heft enthält manche interessante und gründlich ausgeführte Aufsätze.

1) Ansicht der politischen Lage Europas am Ende des Jahres 1817.

Würdigung der heiligen Allianz in Beziehung auf Erhaltung des Weltfriedens; der französischen Prätensionen, auf Verminderung der Occupations-Armee und der Privatliquidationen; Preußens Erklärung dagegen; der Bundestagsverhandlungen; Rußlands mächtiger Einfluß und politische Tendenz in 3 Welttheilen; Englands Crise; des Geschreis in Deutschland nach repräsentativen Verfassungen von Schreiern, die nur sich hören lassen und geltend machen wollen, und der üblen Folgen dieses Geschreis; der gemißbrauchten Preßfreiheit; und endlich des sich in Deutschland verbreitenden Mysticismus; das alles ist hier sehr gut dargestellt.

2) Die Studenten-Versammlung auf der Wartburg.

Fortsetzung des im vorigen Heft angefangnen Aufsatzes, worin die Ungebührlichkeiten jener Versammlung, die Zweideutigkeiten der Frießschen Rede und die schlechte Vertheidigung des ganzen Vorgangs in dem Bericht des Ministers v. Fritsch streng aber wahr gerügt werden.

3) Hauptmomente der gegenwärtigen Zeit.

Der Verfasser wirft hier einen schiefen Blick auf die preußische Anleihe in England.

4) Vertheidigung des westphälischen Anzeigers.

Umriß eines Systems der Vertheidigungs- und Befestigungskunst geographisch und geschichtlich bedingter Grenzen eines Landes; von dem Baumeister Ludwig Catel. Berlin, 1818, in Commission der Maurerschen Buchhandlung.

Ein sehr interessantes neues System der Defensive durch Volksbewaffnung, natürliche Grenzen, deren künstliche Verstärkung durch ein Bollwerk von weicher Beschaffenheit, welche die Schwungkraft der Kanonenkugel durch entgegengesetzte Sprödigkeit nicht verstärkt, sondern verschlingt und unschädlich macht.

Der unkundige Leser wird die hier vorgetragenen Ideen in einer klaren deutlichen Sprache geschrieben und mathematisch durchgeführt, gern und leicht auffassen, auch anerkennen; der sachkundige Leser wird wohl noch manches einwenden, er mag also in die Schranken treten und seine Gegenrede vortragen. Was der Lehre zu fehlen scheint, ist der praktische Versuch. Hoffentlich werden die erleuchteten Vorsteher unsers Kriegswesens Blücher, Boyer, Gneisenau, Knesebeck, Grollmann ꝛc. sich dadurch, daß der Verfasser nur ein Baumeister ist, nicht abhalten lassen, diese praktischen Versuche anstellen zu lassen. Sie wissen, daß das Genie keine Uniform trägt, und wenn vor der Schlacht von Jena der Geist des neuen Kriegssystems schon so einstudirt gewesen wäre, wie in der Schlacht von Leipzig, so wäre die letzte nicht geliefert und Bülow mit dem Lorberkranz auf dem genialen Haupt in Berlin eingezogen, statt daß er 1806 auf den Schub nach Colberg transportirt wurde.

Welcher Staat bedarf wohl mehr der Kraft, welche Genialität und Intelligenz verleiht als Preußen? Seine Nachbarstaaten beruhen auf den Grundgebirgen der Erde und ihrem unzerstörbaren Granit, sie stehen auf ihrem spezifischen Gewicht. Das Preußenthum aber schwebt in der Luft, ist ätherischer Natur. Seine Kraft ist die moralische des Geistes, also wollen wir da, wo sich Spuren davon äußern, sie dankbar verehren, daher machen wir dem Herrn Verfasser unsere Verbeugung.

Die Wartburgsfeyer, von Dr. S. Ascher. Leipzig, 1818.

Saul Ascher versucht darin geschichtlich darzustellen, wie eine Parthei seit 10 Jahren sich angestrengt habe, das Lutherthum, welches nichts anders ursprünglich gewesen, als Unterordnung des Glaubens unter die Vernunft, in ein neues kirchliches Pabstthum umzuschaffen, woraus die Deutschtuerei, Mystizismus, Kirchenvereinigung, Tugendbund, Judenverfolgung und endlich die Wartburgsfeier hervorgegangen sey.

Digitized by Google

Märkisches Provinzialblatt. 1stes Stück. 1818.

Die Einleitung enthält den Plan des Herausgebers zu diesem neuen, dem Volke gewidmeten, Journal, den wir sehr zweckmäßig finden, wenn auch der Plan zu der wissenschaftlichen Beilage etwas hochtrabend im neuen Styl abgefaßt ist. Da kommen die bekannten hochtönenden Phrasen von der Begeisterung 1813 häufig vor.

Diese ist nicht abzuleugnen, wenn ihr aber alle glänzende Erfolge beigemessen werden, so möchten wir doch vor dem unglücklichen Volksdünkel warnen, der für die Zukunft sehr gefährlich werden muß, wie es der Dünkel auf Friedrichs Thaten in der Schlacht von Jena geworden ist.

Dieses Heft enthält eben nichts so sehr Wichtiges.

Welt und Zeit. 3ter Theil. Germanien, 1818.

Da der Verfasser bemerkt hat, daß das von ihm im 2ten Theil vorgetragene vortreffliche democratische System zu voreilig erschienen, da es eigentlich das von ihm beabsichtigte ist, so giebt er nun das aristocratische, auf Intelligenz begründete, und verspricht dann das royalistische. Die vorgetragenen Witze enthalten manche, die schon im 1sten Theil da gewesen sind. Die Unvernunft der Zeit, ein besonderes Capitel, ist dem Beobachter an der Spree nachgebildet.

Das Ganze ist den Obscuranten gewidmet, die rachitisch genannt werden, wäre der Verfasser nur nicht buckligt.

Louis XVI. peinte par lui-même, ou correspondance et autres écrits de ce monarque; precedés d'une notice sur la vie de ce prince, avec des notes historiques sur sa correspondance et ses autres écrits. Paris 1817.

Ein Buch für Könige und Staatschefs geschrieben; diese Originalbriefe des unglücklichen Ludwigs mögen Sie unterrichten, wie Staatsrevolutionen entstehen und von ihrer Seite wider Willen begünstigt werden.

Das Unglück des, gar nicht von Seiten seiner Bildung vernachlässigten, Königs lag darin, daß er ein Gott, Teufel durch englische Güte regieren wollte, er mußte daher entweder mit dem besten Herzen von Verstandswegen ein Tyrann werden, oder vom Throne auf das Chaffot steigen. Er wählte das letztere.

Digitized by Google

Nur einen Brief will ich hier übersetzen, vom 23sten Decbr. 1791, er ist an einen Unbekannten gerichtet:

„Die beiden Partheien, welche die Nationalversammlung „theilen, und welche sich schon von Anfang an constituirt haben, „erschrecken Sie und haben Sie, wie Sie mir melden, gezwungen, „ihre frechen Anerbietungen anzuhören, welche den Haß und „Neid zur einzigen Quelle haben. Ich sehe aus diesem Kampf „unzählige üble Folgen hervorgehen, wovon ich das erste Opfer „seyn werde. Man will, ich soll mich der heftigsten Parthei an„schließen und aus ihr meine Minister wählen. Alle diese „Herren gefallen mir keineswegs und ich habe unter ihnen keine „Wahl. Die Constitution ist da, nach ihr werde ich mich richten, „und ich werde diejenigen Männer zu finden wissen, die mir „nützlich seyn können und die Constitution vertheidigen werden. „Diejenigen, welche Sie mir bezeichnen, sind nicht nach meinem „Geschmack. Ihr ganzes Verdienst ist die Kühnheit, welche „das Verbrechen giebt, sie haben alle etwas im Hinterhalt, das „sich dem Gange der Begebenheiten unterordnet, und sie gehö„ren mehr ihren Oberhäuptern an, als der Constitution und „dem Staat, für den sie zu streiten scheinen. Es giebt unter „ihnen gute Redner, aber sie sind zu unpraktisch, wie Condorcet, „der von Gelehrsamkeit überströmt. Nicht Theorien brauchen „wir, sondern der Thatkraft.“

Journal für Deutschland. 2tes Heft. Februar.

Der Herausgeber läßt jetzt den früher mitgetheilten philosophischen Betrachtungen über die Römer, die über das Mittelalter in der Absicht nachfolgen, um zu zeigen, wie die neue Welt sich daraus gebildet, und darin römisches und germanisches Wesen gegenseitig durchdrungen, woraus klar hervorgehen muß, wie dahin kein Rücktritt möglich sey.

Der Aufsatz über die Deputirtenkammer, aus Le Sur's Werk entlehnt, ist von hoher Wichtigkeit, um allenthalben ihre Nothwendigkeit zu beweisen, wo die erblichen Monarchien erhalten werden sollen, die stets eine Allianz mit der Deputirtenkammer machen werden, wenn die Opposition der Gewalten zu mächtig werden sollte.

Aus der Abhandlung über Pommerns früheste Verfassung lernt man, daß vor dem 13ten Jahrhundert hier ein Staatsvertrag zwischen Ständen und Fürsten statt fand.

Digitized by Google

Die Uebergabe der Adresse der Stadt Coblenz und der Landschaft an Sr. Majestät den König in öffentlicher Audienz bei Sr. Durchlaucht dem Fürstem Staatskanzler am 12. Januar 1818.

Der Professor Görres berichtet hier die Resultate der Audienz, welche die Landesdeputirten des Coblenzer Regierungsbezirks bei dem Staatskanzler am 12ten Januar gehabt haben, worin 7 Punkte verhandelt und von Herrn Görres als Vorstand der Deputation in Antrag gebracht wurden:

1) Die Verfassung; 2) die neue Dotirung der Geistlichkeit, deren Exemtion von der Kriegspflicht; 3) die Preßfreiheit; 4) Reform des Schulwesens; 5) Bevorrechtung des Adels und dessen Verzichtung auf eine Pairskammer; 6) Exemtion der Verheiratheten von der Landwehr; 7) öffentliche Justizpflege und Geschwornen-Gerichte. Der Staatskanzler hat sich auf alle diese Punkte theils entscheidend eingelassen, theils solche ad referendum genommen.

Dieß alles trägt der Verfasser vor, von S. 41 aber fängt er an, auf die frechste Weise auf die royalistische Parthey, auf die, welche an geheime Verbindungen geglaubt, und solche Leute zu schimpfen, die den Ständen kein Votum decisivum einräumen wollen.

Die entlarvte Inquisition.

Eine geschichtliche Darstellung dieses Instituts, das ein Organ für die geheime Polizei der vereinigten geistlichen und weltlichen Macht war, jene aber mehr über als neben diese setzte.

In diesem Buche sind die gesetzlichen Formen entwickelt, welche zum Opfer der Auserkohrnen nöthig waren, die aber der Großinquisitor despotisch willkührlich ändern, festhalten oder zerbrechen konnte.

Es ist hier gezeigt, wie die letzten Cortes dies Institut vernichtet, der jetzige König es aber wieder hergestellt hat.

Une matinée aux bains ou voilà ma Constitution! Francfort sur le Mein, 1818.

Eine ziemlich gelungene Schrift über Zeitgegenstände, besonders über französische Beiträge zur Geschichte des Jahres 1815, Napoleons 100tägige Regierung, Abdankung und Flucht. Zuletzt ein Stück einer Constitution.

Digitized by Google

Oestreichsche militairische Zeitschrift. 1818. 1stes Heft.

Sie fängt mit einer gut geschriebenen Darstellung der Entwickelung der östreichischen Militair-Bildung vom Türkenkriege 1788 bis 1817 an, und zeigt an der Hand der Kriegsgeschichte, wie sich solche von der Stufe, worauf solche nach dem siebenjährigen Kriege gestanden, bis zu der jetzigen nach und nach erhoben, das Wesen des Krieges nicht mehr auf reine Taktik gebaut, das Lazysche unglückliche Cordon und Defensivsystem verlassen, und zu dem Angriffssystem in ungeschlossenen und geschlossenen Linien, zuletzt in Massen ihr Heil gesucht habe.

Wichtig für den Kriegsverständigen ist die Critik des italienischen französischen Feldzugs 1811 und Eugens, des großen Feldherrn aus dem vorigen Jahrhundert, abgedruckte Briefe.

Selbstvertheidigung des Hofrath Fries über die ihm öffentlich gemachten Beschuldigungen in Rücksicht der Theilnahme an der Feier auf der Wartburg.

Die Selbstvertheidigung enthält in so fern eine eigene Anklage, als sie den bekannten deutschthümlichen fixen Ideen, von einem einigen deutschen Reich mit Vertilgung aller provinziellen Verschiedenheiten, widerspricht, die Noten sind Satyren, an deren Spitze ich den Ochsenfuß wegfeilen möchte.

Die Hierodulen, v. A. Hirt, bei Wittich.

Drei Riesen bekämpfen hier einen boshaften Zwerg. Bewiesen scheint mir durch diesen Kampf:

daß der Begrif einer Hierodule mit einer Hetäre bei den Alten nicht gleichlautend war, wenn auch einzelne Hierodulen außer dem Bereich ihrer Amtspflicht zuweilen weibliche Wesen waren, wie bei uns die Nonnen.

Aber die politische und unschickliche Seite des Angriffs ist nicht genugsam herausgehoben, er kam aus Sachsen, wahrscheinlich von einem sächsischen, großen, ästhetischen, zur Messe ziehenden critischen Trödeljuden. Seine geziemende Strafe konnte ein hiesiger Hierodule an ihm üben, wie ein preußischer Offizier im siebenjährigen Kriege an dem Zeitungsschreiber in Erlangen.

Digitized by Google

Der Kornwucher und die Mittel dagegen, von Fr. von Köpken. Berlin, 1818, in den Buchhandlungen des Hallischen Waisenhauses.

Das seit 1808 bei uns in der Staatsverwaltung durch die Majorität größtentheils in Anwendung gekommene Schmalzische staatswirthschaftliche System in Hinsicht auf Entfernung aller polizeilichen Maaßregeln im Getreide-Verkehr und Brodmangel, findet jetzt wieder literarische Anfeindung, besonders da das Jahr 1816 eine Hungersnoth eintreten ließ.

Der Verfasser hat in dieser gründlichen Abhandlung jenes System widerlegt, polizeiliche Maaßregeln vorgeschlagen und besonders eine Brodsicherungsanstalt durch Communalgetreidemagazine in Antrag gebracht, die Beifall in der öffentlichen Meinung finden wird.

Ueber Souverainität, Staatsverfassung und Repräsentativ-Form in Anwendung auf die deutschen Staaten. Von Dabelow.

Eine kleine, aber gehaltvolle Schrift, die von vorn herein unumstößlich darthut, daß selbst in einem Ideal einer Verfassung alles Regieren von der Einheit ausgehen müsse, und daß Landstände nichts anders seyn können, als natürliche Opponenten der Staatsdienerschaft und daß daher der Regent aus Reibung und dem Kampf beider, als einer Wechselwirkung der Kraft und Gegenkraft, das beste Material für die Gesetzgebung ziehen kann.

An den Herrn Oberhofprediger Ammon über seine Prüfung der Harmsischen Sätze. Von D. F. Schleiermacher. Berlin, 1818, in der Realschulbuchhandlung.

Eine Zurechtweisung des Oberhofprediger Dr. Ammon wegen seiner Bekämpfung der Nützlichkeit der Kirchenvereinigung in der bekannten Manier des Verfassers geschrieben. Dr. Ammon will in seiner Schrift nur eine Kirchenvereinigung zulässig finden, wodurch nicht bloß eine Gemeinschaft des Altars, sondern des Glaubens bewirkt würde, und Dr. Schleiermacher beweißt, daß eine Gemeinschaft des Altars ohne Gemeinschaft des Glaubens vorläufig durch die Kirchenvereinigung nur erreicht werden soll und von großem Nutzen seyn würde.

Digitized by Google

Das Königreich Hannover nach seinen öffentlichen Verhältnissen; besonders die Verhandlungen der allgemeinen Ständeversammlung in den Jahren 1814, 1815 und 1816. Von H. Luden. Nordhausen, 1818.

Nichts weiter, als eine Compilation der Landtagsverhandlungen seit der Wiederherstellung des Staats. Sie ist in so fern von Nutzen, als mancher Staatsmann auf diese Landtagsverhandlungen in ähnlichen Fällen recuriren kann.

Considérations de la Revolution Francaise. De M. Stael. 3 Tomes.

Man kann füglich 182 S. dieses Werks überschlagen, welche allgemeine philosophische Bemerkungen über stufenweise Ausbildung der Völker und ihrer organischen Gesetze enthalten, wie daraus Revolutionen von selbst erfolgen, die gar nicht zu vermeiden waren, wenn die Regierungen die Fortschritte nicht selbst machten, wozu sie die Revolutionen zwängen, daß nur auf diesem Wege die französische entstanden sey, welche ihr Vater, Hr. Necker, eben auf jene sinnreiche Weise habe vermeiden wollen, das ihm mißglückt sey, da Ludwig dem 16ten der dazu passende Charakter gefehlt habe.

Von da ab wird die Revolution und ihr Fortgang geschichtlich entwickelt, viele neue aufklärende Thatsachen und Charakteristiken der Häupter beigefügt, die wir stellenweise ausziehen werden.

In dem Capitel mit der Ueberschrift:

Ouverture des états généraux

hat die Verfasserin ein sehr anziehendes Gemälde dieser auf das Volk so mächtig einwirkenden Feierlichkeit gemacht, welches in 1200 Volksvertretern seine neue gesetzmäßige, i. e. von ihm selbst erkohrene centralisirte Regierung und gereinigtesten Staatsverstand zu erblicken glaubte. Von Mirabeau heißt es dort: Einige Edelleute hatten sich zu Deputirten des dritten Standes erwählen lassen, unter ihnen Mirabeau. Die Meinung, welche man von seinen Talenten sich gebildet hatte, wurde von der Furcht vor seiner Unsittlichkeit aufgewogen. Hatte man ihn einmal erblickt, fesselte er diesen Blick. Sein starkes Haar zeichnete ihn aus, und man sagte, seine Kraft sitze darin, wie bei Simson. Seine Heftigkeit selbst unterstützte den Eindruck, den sein Gesicht machte, und seine Persönlichkeit gab einen Eindruck von einer unregelmäßigen Gewalt seines Innern und zuletzt von dem Wesen eines Volkstribuns. (Die Verfasserin kommt späterhin verhofter auf Mirabeau zurück, und widmet ihm ein eigenes Capitel, es sey uns erlaubt, daraus hier alles zusammenzufassen.)

Digitized by Google

„Mirabeau, der alles wußte und alles vorhersah, wollte sich seiner alles niederschmetternden Beredsamkeit nur bedienen, um sich zu den höchsten Stellen Platz zu machen, von deren Besitz ihn seine Unsittlichkeit entfernt hatte."

„Man hat oft sagen hören: daß zu allen Zeiten es Zeitabschnitte in der Geschichte gegeben habe, wo man zwei gegen einander über feindselig gestellte Mächte, das gute und das böse Wesen, bemerken müsse. So Cicero und Catilina in Rom, so Necker und Mirabeau in Frankreich. Der starkgeistige Mirabeau dünkte sich fähig, die bestehende Regierung in Frankreich umzustoßen, und auf ihren Trümmern irgend ein anderes Etwas wieder aufzubauen, wenn er nur dessen Schöpfer wäre. Dieser Riesenplan hat Frankreich umgekehrt und ihn selbst vernichtet, denn er führte sich so auf, wie ein Partheimann, unterdeß er der allerüberlegteste Staatsmann war. Da er sein ganzes damaliges 40jähriges Leben in Prozessen und Gefängnissen zugebracht hatte, so war er aus allen guten Gesellschaften verbannt, und er wünschte sehnlichst darin wieder aufgenommen zu werden. Aber er mußte ein Feuer stiften, um die vorhandene gesellschaftliche Ordnung zu zerstören, damit die Thüren der Gesellschaftssäle in Paris ihm geöffnet würden. Mirabeau, wie alle unsittliche Menschen, sah sein persönliches Interesse in den öffentlichen Angelegenheiten, und seine Voraussehung wurde durch seine Selbstliebe begrenzt."

„Ein wohlmeinender, aber ein Mann ohne Talente, war von der Pariser Gemeinde beauftragt worden, von den Verhandlungen jenes Tages der N. V. Rechenschaft zu geben, wo Necker auf dem Rathhause eine allgemeine Amnestie wegen der Vergangenheit in Vorschlag gebracht hatte und mit Beifall angehört worden war. Diesen Auftrag vollzog er auf die allerunvollkommenste Weise. Mirabeau, der Neckers Einfluß beneidete, nahm sich vor, durch bittern Spott und erregten Verdacht Neckers beabsichtigte allgemeine Aussöhnung zu hintertreiben. Dieß glückte ihm und die Gemeindesectionen nahmen die gebilligte Amnestie zurück, indem er ihren Führern den Glauben beibrachte: man habe sie zum Besten."

„Mirabeau brachte seitdem die allerverderblichsten Vorschläge auf die Bahn, er, dessen Verstand, gänzlich entfernt von seinem Charakter, vollkommen weise und lichtvoll war. Necker sagte von ihm mit Recht: Er ist Volkstribun durch Ueberlegung, und Aristocrat durch seine begehrliche Leidenschaftlichkeit. Er legte großen Werth auf seine Geburt. So sagte er oft: Der Admiral Coligny, der, beiläufig gesagt, zu meiner Familie gehörte."

„Mirabeau, mag er vom Cabinet Geld erhalten haben oder nicht, war entschlossen, sich zum Herrn des Hofes zu machen und sich nicht von ihm beherrschen zu lassen, und man würde sich vergebens bemüht haben, ihm die Idee der Popularität auszureden, so lange er durch sie nicht an die Spitze gestellt worden war. Er predigte die Vereinigung aller Gewalt in einer Versammlung, wohl wissend, daß dieß allein zur Auflösung aller bestehenden Ordnung hinreichend sey, er glaubte aber eben dadurch ganz Frankreich

Digitized by Google

in seine Hände zu bekommen, um es, in die höchste Verwirrung gestürzt, nach Willkühr daraus wieder hervorziehen zu können."

S. 400: „Der Marquis de Bouillé war zwischen dem Cabinet und Mirabeau der Vermittler. Dieser schien zu beabsichtigen: daß der Hof sich nach Compiegne begeben sollte, wo Bouillé seine treuen Regimenter versammeln wollte. Die N. V. sollte hierher versetzt werden, um sie von dem Einfluß der Pariser zu befreien. Mirabeau beabsichtigte aber zu gleicher Zeit die Einführung der englischen Verfassung, denn er wußte sehr wohl, daß, wenn die Willkühr des Regenten wieder hergestellt worden wäre, man ihn sehr bald vergessen würde."

„Ich habe noch einen Brief von Mirabeau in Händen, der geschrieben war, um ihn den König sehen zu lassen. Er gab sich alle Mühe, Frankreich eine constitutionelle Monarchie zu erhalten. Da stand folgende merkwürdige Stelle:

„„Ich will nicht bloß als Zerstörer eines großen Gebäudes genannt werden.""

„Sein Tod war in dem Zeitpunkte, wo er eintrat, ein großes Unglück. Eine so große Ueberlegenheit seines Geistes im Reiche der Ideen ist stets eine große Quelle von Hülfsmitteln."

„Necker sagte ihm einst: Sie haben zu viel Verstand, um nicht früh oder spät zu begreifen, daß es ein Moralprinzip giebt."

„Alles zitterte vor seinem Tode, ein Jüngling, der gehört hatte, Mirabeau würde genesen, wenn man ihm frisches, gesundes Blut einflößen könnte, wollte das seinige hergeben. Er wußte, daß er sterben würde, weit entfernt, darüber zu erschrecken, sagte er mit Stolz, als man wegen einer Feierlichkeit Canonenschüsse fallen hörte: Ich höre das Leichenbegängniß des Achilles. Nach meinem Tode werden die Partheimänner sich in die Ueberbleibsel der Monarchie theilen."

Die Verfasserin erzählt von der Eröffnung der N. V. ferner:

„Ich befand mich am Fenster der Frau des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten M. de Montmorin, wo ich mich dem Gefühl der süßesten Hoffnungen hingab, das dieß erhabene Schauspiel einflößte. Frau Montmorin, die eben keinen großen Geist besaß, sagte mir aber mit fester Stimme, ohne Eindruck auf mich zu machen: Sie haben Unrecht sich zu freuen, großes Unglück wird aus dieser Scene für Frankreich und für uns aufgehen. Sie starb nachher mit einem ihrer Söhne auf dem Hochgericht, der 2te wurde ersäuft, ihr Mann wurde am 2ten September ermordet, die älteste Tochter starb im Hospital."

Der dritte Stand hatte vor Eröffnung der Versammlung erklärt, er werde die alte Sitte nicht nachmachen und knie, wenn der König erschiene.

Wenn die Deputirten von 1789 sich, wie ihre Vorfahren, auf die Knie gebeugt hätten, so würden die Zuschauer, selbst der Adel, dieß lächerlich und unzeitig gefunden haben.

Als der König erschien und sich auf den Thron setzte, merkte ich zum erstenmal Furcht, die Königin fand ich nieder-

geschlagen. Der König sprach mit großer Ruhe und Einfachheit, aber die Gesichter der Deputirten drückten mehr Kraft aus, als das des Monarchen, dieß machte mich unruhig, denn beide Theile bedurften der Kraft.

Im 14ten Capitel sucht die Verfasserin darzuthun, daß die Mehrheit die Deliberationen nach Theilen und Ständen und die Abhängigkeit der Deputirten von ihren Bevollmächtigern verworfen hätten, da diese Institutionen aus der Kindheit der Völker noch hergerührt, und in einem großen Volke den Zweck verfehle. Man konnte dieß eben so gut von der repräsentativen Verfassung selbst sagen.

Vom Adel heißt es: die Mehrheit des Adels sah sich von Geist und Talenten entblößt, daher sprach sie stets von der Gewalt, welche gegen die Volkspartei zu Hülfe gerufen werden müsse. Wir werden sehen, ob eine solche Gewalt noch vorhanden war, aber in so fern man sie vermißte, in demselben Grade war es thöricht, damit zu drohen.

Sieyes schlug dem dritten Stande vor, sich als N. V. von Frankreich zu constituiren, und die beiden ersten Stände einzuladen, sich anzuschließen. Dieser Vorschlag wurde angenommen und beschlossen und dieser Beschluß war die Revolution selbst.

Im 10ten Capitel werden die Mittel beleuchtet, welche der König besaß, um sich der Revolution zu widersetzen.

Da heißt es unter andern:

„Die wahre öffentliche Meinung, welche stärker ist, als der Partheigeist, ist seit 27 Jahren in Frankreich immer dieselbe geblieben. Man dachte 1789 nicht daran, den Thron umzustürzen, man wollte nur die gesetzgebende und vollziehende Gewalt trennen."

„Beide Gewalten waren nicht in den Händen des Königs, sondern seiner Minister. Die Franzosen wollten damals sich nicht mehr der, sie erniedrigenden Meinung unterwerfen, daß sie unwürdig wären, auf die Gesetzgebung Einfluß zu haben, wie die Engländer."

Was konnte man diesem Volkswillen entgegensetzen? Wie weit konnte sich der König diesem Verlangen entziehen? Warum wollte er sich allein mit der Verantwortlichkeit für das Wohl des Staates beladen? War ihm das Licht, welches er durch eine N. V. erhielt, nicht heller, als von seinen Ministern? Warum wurde an die Stelle des gesellschaftlichen Vertrags die jüdische Lehre von der Heiligkeit und Göttlichkeit der höchsten Gewalt gesetzt? Ohne hier diese Fragen untersuchen zu wollen, wird man doch nicht leugnen können: daß man wenigstens Gewalt haben muß, um diese Theorie durchzusetzen, und daß das göttliche Recht einer critischen Armee bedarf, um sich den Ungläubigen geltend zu machen. Welche Gewalt wohnte damals noch dem König bey?

Nur zweierlei konnte vernünftigerweise noch geschehen: Man mußte Herr der Meinung werden, oder mit derselben sich vergleichen. Gewalt, Gewalt, schrien viele, die da glaubten, wenn sie dieß Wort aussprachen, so wären sie im Besitz derselben. Worin

Digitized by Google

besteht aber die Gewalt eines Königs, wenn er nicht des Gehorsams der Armee gewiß ist? Dieß war aber nicht der Fall, und der König war nicht General.

Wäre aber Bonaparte an seinem Platze gewesen, so würde er doch 1789 nichts durch Gewalt ausgerichtet haben.

Im 20sten Capitel ist von der königl. Sitzung am 23sten Juni die Rede.

Der geheime Rath des Königs unterschied sich von dem öffentlichen und sichtbaren. In England kann so etwas nicht statt finden (und doch ist es der Fall), denn das verantwortliche öffentliche würde sich dem geheimen Ministerium widersetzen.

Von dem damaligen Staatsminister heißt es:

„Sein harter, rauher Baß ließ auf Energie schließen, und er stampfte den Boden im Gehen, als wollte er Armeen hervorzaubern."

Herrn Necker läßt die Verfasserin dem König sagen:

„Sire! Ich fürchte, daß man Sie über den Geist der Armee täuscht. Die Briefe aus den Provinzen lassen glauben, sie werde nicht gegen die N. V. marschiren. Lassen Sie daher solche sich nicht um Versailles versammeln, um den Schein zu meiden, als sey sie gegen die N. V. gerichtet. Die Volksparthei kennt noch nicht die Verstimmung dieser Armee. Benutzen Sie diese Ungewißheit zu Ihrem Vortheile in der öffentlichen Meinung, denn wenn die Nachricht von der beabsichtigten Unfolgsamkeit der Truppen bekannt wird, wie soll man alsdann die Partheien im Zaum halten? Sire! Es ist die höchste Zeit, der öffentlichen Meinung entgegen zu kommen, nehmen Sie eine Constitution, wie die englische, an, Sie werden nichts bei der Herrschaft der Gesetze verlieren, denn niemals werden sie Ihnen so viele Pflichten auflegen, als Ihre eignen Bedenklichkeiten. So werden Sie heute geben, was man morgen fordern würde."

Späterhin, als der günstige Zeitpunkt vorüber war, sagte die Königin:

„Ich wollte einen meiner Arme darum geben, wenn die englische Constitution in Frankreich eingeführt würde."

Der König, man kann es nicht genug sagen, besaß alle Eigenschaften eines constitutionellen Königs, welcher mehr der erste Staatsdiener, als Feldherr ist, aber, ob zwar er viele Kenntnisse besaß, und die englische Geschichte kannte, so konnte Ludwig des 14ten Enkel sich doch nicht von dem Glauben an die Heiligkeit der Könige losmachen.

Es waren nur drei Mittel jetzt noch übrig, um der politischen Crise zuvorzukommen, welche einzutreten drohte: Neckers Volksgunst, die Hoffnung, der dritte Stand lege noch Gewicht auf die Aussprüche des Königs, die noch herrschende Ungewißheit über die Gesinnung der Truppen. In 14 Tagen waren auch diese letzten Mittel verloren. Necker wurde verbannt, der dritte Stand erklärte sich für eine N. V. und die Truppen nahmen Theil an der Erstürmung der Bastille am 14ten Julius. Der König wurde an diesem Tage genöthigt, nach Paris auf das Stadtge-

meindehaus zu kommen, um die Umkehrung seiner eignen monarchischen Gewalt zu genehmigen.

Der General la Fayette.

Da er von seiner frühesten Jugend an für die Freiheit von Nordamerika gefochten hatte, so waren ihm die Grundsätze derselben zur andern Natur geworden. Hat er sich darin in Beziehung auf Frankreich geirrt, so haben jene Grundsätze und seine Verehrung Washingtons Schuld daran.

Er war 19 Jahre alt, als er alle seine in Frankreich ihm sich darbietenden glänzenden Aussichten aufgab, um sich in einen fremden Welttheil zu begeben und dessen Befreiung sich zu opfern. Die Liebe für diese Freiheit hat über sein ganzes Leben entschieden. Wäre er ein Eingeborner von Nordamerika gewesen, so würde er sein zweiter Washington geworden seyn.

Eine gleiche Uneigennützigkeit, Enthusiasmus, Ausdauer und Festigkeit, zeichneten beide erhabene Freunde der Menschheit aus.

La Fayette muß als ein wahrer Republikaner anerkannt werden, nicht die geringste Eitelkeit ist ihm eigen, deren großen Gewalt über Franzosen bekannt ist. Die Wuth, in öffentlichen Versammlungen zu glänzen, bestimmt keines seiner Worte. Er hat sein ganzes Glück seiner Meinung geopfert. Er ist in Olmüz als Gefangener, wie auf der höchsten Stufe der Volksgunst, seinen Grundsätzen getreu geblieben. Er geht stets gerade zu, und jeder, der ihn kennt, weiß stets im voraus den nächsten Schritt, den er thun wird. Der Haß, der ihn verfolgte, hat ihn niemals bitter und feindselig gestimmt, aber nichts hat auch je seine Meinung umgestimmt. Seine Grundsätze, im vollkommenen Widerspruch mit dem allgemeinen Egoismus, haben Einigen des Bedauerns werth geschienen. Er war so verkehrt, sagen sie, das Vaterland seinem Ich vorzusetzen, und die besiegte Parthei nicht zu verlassen, und sah die Menschheit nicht als ein Produkt, für seinen Gebrauch bestimmt, sondern als einen Gegenstand an, dessen Wohl jeder sich opfern müsse.

Es war ein Wunder, daß ein la Fayette sich in der ersten Classe des französischen Adels so ausbilden konnte.

Im 12ten Capitel, wo von der nach Paris versetzten N. V. die Rede ist, heißt es:

„Die durch die bewaffnete Macht nach Paris versetzte N. V. befand sich fast in demselben Fall, wie der König, sie hatte keine Freiheit mehr. Der 5te und 6te October waren die ersten Tage der Herrschaft der Jakobiner. Die Revolution wechselte damals ihren Gegenstand und ihre Sphäre. Es war nicht mehr die Freiheit, sondern Gleichheit, welche sie wollte, und von jenen Tagen fing die Herrschaft des Pöbels an.

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Es heißt hier von den Emigranten, daß man sie nicht alle in eine Classe werfen und diejenigen nicht verdammen müsse,

Digitized by Google

welche als constitutionell aus gerechter Furcht vor der Guillotine Frankreich verlassen müssen, um anderwärts lieblos aufgenommen zu werden. Die altadlichen Emigranten aber, welche, den König aufgebend, Frankreich zu früh verlassen hätten, statt den König zu umgeben und zu schützen, diese wären eine Hauptursache der so blutig gewordenen Revolution.

Im dritten Capitel sagt die Verfasserin von der zweiten N. V., welche die gesetzgebende genannt zu werden pflegt, ihre Mitglieder hätten das Revolutionsfieber mitgebracht, in einem Zeitpunkt, wie es nichts mehr zu zerstören gegeben hätte. Das gesellschaftliche Gebäude hätte sich auf die demokratische Seite zu sehr geneigt, und man hätte es wieder aufrichten müssen, durch Verstärkung der monarchischen Gewalt.

Im 4ten Capitel heißt es ferner:

„Die constitutionirende N. V. hatte in 2 Jahren mehr Gesetze gemacht, als das englische Parlament während 50, diese Gesetze aber hatten Mißbräuche zerstört und waren auf Grundsätze gebaut. Die nachfolgende N. V. aber machte ohne Noth eben so viele Gesetze, welche der Factionsgeist einbließ."

Im 5ten Capitel wird von dem 1792 ausgebrochenen Kriege gesagt:

„Im Anfang des Jahres 1792, als der Krieg noch nicht erklärt war, schrieb der Kaiser Leopold an die N. V. einen vertrauten Brief. Barnave und Deport, Mitglieder der constitutionirenden N. V., hatten solchen verfaßt und durch die Königin war er nach Wien befördert worden. Leopold griff in diesem Briefe besonders die Jacobiner an und bot den Constitutionellen seine Dienste an. Was er sagte, war ohne Zweifel weise und erhaben, man fand es aber unschicklich, daß der deutsche Kaiser sich in die neuern Angelegenheiten Frankreichs einmischen wollte, und die Conventsmitglieder sträubten sich gegen einen fremden Monarchen."

Im 6ten Capitel ist von den Mitteln die Rede, durch welche die Republik entstanden, und hier sagt die Verfasserin:

„Die N. V. stürzte die Monarchie durch Redensarten um. Ihre Dekrete waren gegen den gesunden Menschenverstand gerichtet und verdarben die Moralität der Staaten vom Grunde aus. Es bedurfte einer politischen Verketzerung, wie es eine religiöse gegeben hat, um den Thron stückweise zu vernichten, den man zu erhalten geschworen."

„Als Ludwig der 16te der revolutionären Parthei zu sehr nachgab, mehr wie sie es wünschte, legte sie ihm 2 Dekrete zur Genehmigung vor, die gegen sein Gewissen verstießen: die Verdammung der unconstitutionellen Priester, und Berufung der Marseiller nach Paris."

„Seit der König sein veto dagegen bestimmt ausgesprochen, wußte man, daß die Vorstädte einen Aufruhr bildeten."

Capitel 8: Man hat behauptet, daß das Manifest des Herzogs von Braunschweig, eine der Hauptursachen des Aufstandes der französischen Nation gegen die vereinigten Mächte 1792

gewesen sey. Daran habe ich nie geglaubt, denn der Hauptartikel darin war das Versprechen, keine Eroberungen machen zu wollen, und sich nicht in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen.

Capitel 9: Eine einzige Revolution, die von 1789, war nur die Folge der wahren Volksmeinung, alle spätern waren das Werk der Partheien.

Den 10ten August 1792 ließen sich die Canonen der Vorstädter um 7 Uhr Morgens hören und im ersten Angriff siegten die Schweitzer. Das Volk zerstreute sich und floh voll Schrecken, worin seine Wuth sich schnell aufgelöst hatte.

Der König mußte sich damals an die Spitze der Schweitzer setzen, die Königin wünschte es. Einige Bataillons der Nationalgarde waren königlich gesinnt. Viele Republikaner glaubten, wenn der König am 10ten August gesiegt hätte, so würden die Alliirten nach Paris gekommen seyn, um die alte Tyrannei wieder herzustellen.

Capitel 12 enthält den Prozeß Ludwig des 16ten.

„Man erstaunt fast noch mehr über das niederträchtige Benehmen in den gerichtlichen Verhandlungen gegen den König, als über den Prozeß und das Urtheil selbst: Als der Präsident der N. V. zu dem, der sein König war, sagte: Ludwig, Sie können sich niedersetzen! wurde man unwilliger, als da man ihn vieler Verbrechen anklagen hörte, die er nie begangen hatte.

Es ist wahr, daß alle Deputirte, welche den König vertheidigten, sich auf einen Schimpf in so fern einließen, als sie damit anfingen, zu sagen: er sey schuldig. Einer von ihnen sagte sogar auf der Rednerbühne: Ludwig war ein Verräther, die Nation muß ihm aber verzeihen.

Wie war es möglich, auf diese Art einen Kampf gegen so viele Feinde zu bestehen, die von allen Seiten über den König herfielen.

Hinrt, nachdem er vergebens versucht hatte, Thatsachen aufzufinden, die den König strafbar machten, endigte damit, auszurufen: Niemand kann unschuldig regieren. Nichts konnte besser die Unverletzbarkeit eines Königs darthun, als diese Behauptung.

Im 15ten Capitel sagt die Verfasserin vom politischen Fanatismus:

„Die Leistungen, welche jeder Staatsbürger gewähren muß, damit die Gesellschaft bestehe, bewegen erhabene Seelen zur Mildthätigkeit, schmeicheln der Eitelkeit anderer, reizen aber die Habsucht der Menge. Diesem Zustand muß man allenthalben den politischen Fanatismus zuschreiben, den wir in Frankreich rasen gesehen haben. Die Armen fiel in der Nähe der Reichen eine Wuth, und die Auszeichnungen des Adels vermehrte noch den Neid, den das Eigenthum einflößte, das Volk verließ sich auf seine Ueberzahl, und alles, was von der Minorität Glänzendes ausging, erschien ihm als eine Usurpation."

Digitized by Google

Im 14ten Capitel ist von Robespierres Sturz die Rede: „Der Wohlfarthsausschuß war keineswegs von Männern besetzt, welche ein großes Talent auszeichnete, die Allmacht desselben wurde vom Schrecken getragen, den sein Daseyn einflößte und der seine Träger wiederum in den Begebenheiten hatte. Die Regierung glich damals einem Mordinstrument, man sah darin mehr das Beil, als die Hand, welche es bewegte. Die einfache Frage reicht zur Vernichtung des Wohlfarthsausschusses hin: Wie viel zählt er Mitglieder? Man maß aber ihre Gewalt nach der Größe ihrer Verbrechen, daher wagte niemand, sie anzuklagen. Die 12 Mitglieder trauten sich unter einander nicht, so wie der Convent ihnen, und sie wieder diesem nicht trauten. Alle, die Armee, das Volk und die Revolutionairs fürchteten sich wechselseitig. Kein Name ist noch von jener Zeit in der Erinnerung der Zeitgenossen zurückgeblieben, als der des Robespierre, er war aber weder beredter noch geschickter, als die andern, sein Fanatismus war aber noch finsterer und strenger, als der seiner Collegen, und schreckte alle am meisten."

„Ich habe mich einst mit ihm in einer Gesellschaft bei meinem Vater 1789 unterhalten: damals kannte man ihn nur als einen für die Democratie exaltirten Advocaten. Seine Gestalt hatte etwas Gemeines, seine Farbe war bleich, seine Adern grünlich, seine absurden Behauptungen trug er ruhig vor mit der Miene der Ueberzeugung."

„Im Anfange der Revolution hatte er aufrichtige Grundsätze über die Nothwendigkeit der Gleichheit der Stände und des Eigenthums sich angeeignet, wofür ihn sein neidischer, nichtswürdiger Charakter stimmte. Aber nachher, als sein Nebenbuhler Danton von ihm besiegt worden war, wurde er ehrgeizig."

Im 20sten Capitel wird der Standpunkt des Zeitgeistes in der Höhe geschildert, wo die Directorialrepublik in Frankreich eingeführt wurde.

Die Herrschaft des Schreckens muß man ganz und gar den Grundsätzen der Tyrannei zuschreiben; die liberalen Formen, welche diese rohen Despoten beobachteten, waren nichts weiter, als eine Art von Ceremoniel, welches diesen Herren zusagte, aber die Mitglieder des Wohlfahrthsausschusses bekannten öffentlich ihren Machiavellismus, nehmlich eine Gewalt, auf die Verdorbenheit des Menschengeschlechts begründet, sie hatten bloß die Aufgabe, diese alte Lehre mit neumodischen Redensarten auszuschmücken. Die Preßfreiheit war ihnen noch viel verhaßter, als den alten Lehnsherren, sie gestatteten den Angeklagten nicht die allergeringste Sicherheit, weder durch das Gesetz noch durch den Richter; Willkühr ohne Grenzen war ihre Lehre, allen Gewaltstreichen, die sie ausübten, unterzeichneten sie die Worte: öffentliche Wohlfarth, unglückliche Redensart! welche nichts anders sagte, als Aufopferung aller Moralität dem sogenannten

Digitized by Google

Staatsinteresse, welches nichts anders war, als das Interesse derer, die regierten.

Von dem Sturz Robespierres an gerechnet, bis zur Festsetzung des Direktorii, war ein Zwischenraum von 15 Monaten, den man als den Zeitpunkt der vollkommensten Anarchie ansehen kann. Schrecken herrschte nicht, ob zwar Verbrechen genug begangen wurden, und man hatte gar nicht auf das Prinzip Robespierrescher Herrschaft verzichtet, aber die Preßfreiheit war wieder aufgewacht, mit ihr die Freiheit. Die Volksmeinung sehnte sich nach einer weisen und freisinnigen Gesetzgebung und nach der Entfernung derer, welche Blut vergossen hatten.

Nichts war schwieriger, als diesen beiden Wünschen zugleich zu gnügen, da der Convent noch alle Gewalt inne hatte, und viele Freunde wahrer Freiheit glaubten, das alte Königthum wurde wiederkehren, wenn man denen das Heft aus den Händen nähme, welche an dem Umsturz des Thrones Theil genommen hätten. Dieß war eine elende Bürgschaft, welche Verbrechen gewähren sollten, die man auf Rechnung der Freiheit begangen hatte.

Capitel 21: Von den 20 Monaten vom November 1795 bis zum 18ten Fruktidor 1797 oder dem Direktorio.

Der erste Theil der Direktorialherrschaft zeichnete sich aus. Fünf Männer, Carnot, Rewbell, Barras, Lareveillere und Lotourneur, im Zorn gewählt, kamen ohne vorzügliches Talent zur Regierung in einem Zeitpunkt, der für sie sehr ungünstig war. Sie wurden in dem Palast Lurenburg einquartirt, worin kein Schreibetisch vorhanden war, ihm glich der ganze Staat. Das Papiergeld stand gleich Null; es roulirten keine hunderttausend Franks in Metall, die Nahrungsmittel waren selten, der Vendeekrieg dauerte fort, allenthalben gabs Räuber, und alle Armeen waren desorganisirt. In 6 Monaten hatte Frankreich dies überwunden.

Geld ersetzte das Papier ohne Verlust, die alten Besitzer lebten ruhig an der Seite der neuen Domaineninhaber, die öffentliche Sicherheit der Landstraßen war hergestellt, die Armeen waren nur zu siegreich, die Freiheit der Presse lebte wieder auf, die Wahlen geschahen gesetzmäßig, und man würde haben sagen können, Frankreich sey frei, wenn die beiden Stände Geistlichkeit und Adel eine Sicherheit gehabt hätten.

Die besten Generale in Europa gehorchten den 5 Direktoren, wovon nur 3 Freunde gesetzlicher Ordnung waren. Die Vaterlandsliebe der Soldaten war damals noch so stark, daß sie dem Gesetz mehr gehorchten, als der Persönlichkeit ihres Generals, wenn er sich über jenes zu setzen gewollt hätte.

Der Krieg ohne Ende wirkte zuletzt nachtheilig für die Freiheit auf den Soldatengeist. Es wäre gut gewesen, wenn um diese Zeit Friede und der Soldat Bürger geworden wäre, ehe Napoleon auf der Bühne erschien.

Im 24ten Capitel von der Einführung der Militairgewalt in Frankreich heißt es:

Digitized by Google

„Kein Zeitraum der Revolution war gehäffiger, als der, wo die Soldatenherrschaft die repräsentative Verfassung verdrängte.“

„Den ersten Anlaß dazu gaben die Grenadiere, welche das Direktorium in den gesetzgebenden Körper sandten, dieser tyrannische Streich allein, dessen Handhabe Soldaten waren, bereitete Napoleons Pläne vor, die er 2 Jahre später ausführte.“

Im 36ten Capitel erscheint Bonaparte zuerst in diesem Werk, bei Gelegenheit des Friedens von Campo-Formio. Da heißt es:

„Das Direktorium vermied den Frieden, nicht um Frankreich auszudehnen, sondern um es mit einem Kranz von Republiken nach der französischen zu umgeben.“

„Es ist ein volksthümlicher Fehler der Franzosen, ein Resultat ihrer gesellschaftlichen Gebräuche, daß einer dem andern nachahmt, und daß sie es feindselig empfinden, wenn andere Völker ihren eignen Gang gehen wollen.“

„Napoleon, trotz dem, daß er weniger republikanisch dachte, als das Direktorium, war viel klüger, die Zeitumstände zu seinem Vortheil zu benutzen. Er bemerkte, daß die Volksmeinung für den Frieden gestimmt und der Opfer müde geworden war, darum zeichnete er den von Campo-Formio.“

„Der General Bonaparte hatte das Gesetz gegen die Emigranten in seiner Armee nicht publiciren lassen, man sagte, er liebe seine Frau, deren sanfter Charakter anerkannt war, man sagte, er sey leidenschaftlich für den Ossian gestimmt, und man dichtete ihm alle guten Eigenschaften an, welche außerordentlichen Talenten eine gute Unterlage gewähren. Außerdem war man so sehr von Unterdrückern gequält worden, die den Namen der Freiheit mißbrauchten, und von Unterdrückten ermüdet, die alle Willkühr haßten, daß man nicht mehr wußte, woran man sich halten sollte, und der General Bonaparte schien alles zu besitzen, was die Bewunderung fesseln konnte.“

„Mit dieser Meinung von ihm sah ich ihn zum erstenmal in Paris, und ein Gefühl von Furcht ergriff mich sogleich bei seinem Anblick. Bonaparte besaß damals gar keine Gewalt, und man hielt ihn selbst für bedroht durch den Verdacht des Direktoriums, daher war die Furcht, welche er fast allen einflößte, die ihn umgaben, Folge seiner Persönlichkeit. Ich habe viele würdige und viele wilde, rohe Menschen gesehen, in Napoleons Aeußerm lag keines von beiden, und ich begriff, daß die Sprache keine Worte habe, um seinen Charakter zu bezeichnen. Er war nicht gut, nicht bestig, nicht sanft, nicht grausam, nach Art anderer Sterblichen, er hatte keinen Gleichen, und konnte nicht wie andere empfinden, er war entweder mehr oder weniger als ein Mensch. Er sah seine Nebenmenschen als ein Produkt an, er haßte und liebte nicht, er war nur sein Ich, alle andere waren ihm Zahlen, er war der

Schachspieler, dessen Gegner das Menschengeschlecht war, das er matt machen mußte, nichts ließ ihn davon abbringen."

„Jedesmal, daß ich ihn sah, fiel er mir auf durch seine geistige Ueberlegenheit, dennoch besaß er keineswegs irgend eine Annäherungsfähigkeit gegen unterrichtete Leute, welche die Wissenschaft oder die Welt gebildet hatte, aber seine Unterredung zeigte immer den richtigen Takt, welchen die Umstände angaben."

Ueber die Revolution vom 18ten Brumaire sagt die Verfasserin folgendes:

„Nicht Furcht vor der Coalition rief Bonaparte aus Egypten herbei, aber die Furcht vor den Jacobinern kam ihm zu Hülfe. Es fehlten ihnen alle Machtmittel und sie glichen bei ihrer Erscheinung einem Gespenst, das die Gräber verläßt. Dieß aber war hinreichend, um den allgemeinen Haß von neuem zu beleben, welchen sie einflößten, und so stürzten sich die Franzosen in Napoleons Arme, um einem Gespenst zu entfliehen."

„Als Cäsar die römische Republik vernichtete, hatte er einen Pompejus, Cicero und Cato zu besiegen. Bonaparte traf auf seinem Wege Gegner, deren Namen zu nennen, nicht der Mühe lohnt. Wäre selbst das Direktorium in seinem alten Ansehn gewesen, so würde es wiederholt haben, was einst Rewbel gesagt, als man ihn damit schrecken wollte, Bonaparte würde seinen Abschied verlangen: Immerhin! Nehmen wir seine Abschiedserklärung an, denn es wird der Republik nie an einem General fehlen, um die Armee zu commandiren."

„Napoleon hatte 5 Wochen lang sich zu der beabsichtigten Revolution vorbereitet. Alle Partheien hatten ihm ihre Dienste angeboten, und er hatte allen geschmeichelt. Den Jacobinern hatte er gesagt, er würde sie vor der Rückkehr der Bourbons schützen, den Royalisten, er würde sie wieder auf den Thron setzen. Sieyes hatte er versprochen, die von ihm verfaßte Constitution zu vollziehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Freimüthige Blätter

für

Deutsche.

I.

Der im Monarchen lebendig gewordene Staat.

Von

H*****.

Schon Livius hat die Vorzüge der Monarchie darin gesetzt, daß nicht der trockene todte Buchstabe, sondern der lebendige Mensch durch sie herrsche, und Fr. Buchholz hat dasselbe in seiner Kritik der römischen Geschichte (Journal für Deutschland) sehr schön ausgedrückt, wenn er sagt, durch den Monarchen erhält der Staat ein Herz.

Herr v. Haller hat neuerlichst in der Restauration der Staatswissenschaft ausführlich, geschichtlich und kritisch, dargestellt, wie von Hobbes bis auf Fichte, die Philosophen den Staat nur als eine Idee und einen künstlichen Mechanismus, die Gesammtheit, (voloute de touts) oder das Volk, als Souverain, den Monarchen als beauftragten Beamten des Volks, angesehen wissen wollen. Zwischen beiden soll ein Vertrag über

Digitized by Google

gegenseitiges Recht und Pflicht geschlossen werden, und unter dem Volke Gleichheit des Rechts, und Freiheit alles sich zu erlauben, was das Gesetz nicht verbietet, statt finden; das Gesetz soll Ausdruck des Gesammtwillens seyn, ausgesprochen von gewählten Volksvertretern, die aber frei und selbstständig urtheilen, ohne auf ihre Mandanten zu achten; der Monarch soll diese Gesetze nur weihen dürfen, aber die ausübende Gewalt besitzen, wozu ihm der Volksareopag die Mittel, nämlich die Steuern, bewilligt. Dies nennen diese Staatshaumeister eine constitutionelle Monarchie, worin alles seine organischen Gesetze hat, und worin, wenn die Maschine instruktionsmäßig angestoßen wird, die Staatsoperation für alte Ewigkeit mechanisch fortgeht, und allen widerwärtigen Stoff zermalmt; der Beweger und Erreger ist der Zeitgeist, der, wie der lebendige Geist über den Wassern schwebt, in ihr thätig ist, und der in dem Laboratorio, der, in die höchsten Mysterien, Eingeweihten dreifach rektifizirt und sublimirt wird. Er ist unwiderstehlich wie der Geist im Hamlet, und der Knecht Ruprecht am Christabend, trägt jetzt einen Knebelbart und weite Hosen, hat Deutschland vom Antichrist Napoleon befreit, wird dies auserwählte Land zu seinem Reich erklären und einigen, und alles Ungläubige austreiben.

Jene Lehre ist zuerst in England und Amerika, dann in Frankreich experimentirt worden.

In England brachte die praktische Anwendung eine unermeßliche Staatsschuld, eine Geldaristokratie, einen erkäuflichen Volkssenat, die höchste Unsittlichkeit, See- und Handelsdespotie, gegen einen Satteffer hundert Hungerleyder zu Stande. In Amerika ist dem Anschein nach das Experiment geglückt, da es außer näher Berührung fremder Reiche, im Innern des Landes noch

in der Kindheit der Staaten im patriarchalischen Zustande der Pflanzen ist *), und es dort noch keine so verwickelten bürgerlichen Verhältnisse wie in Europa giebt, wo ein Nachbar dem andern das Brodt vor dem Munde weghascht, aber auch in Nordamerika stellt man europäische arme Ankömmlinge auf den Markt und kauft sie von dem Schiffsherrn auf mehrere Jahre zu harter Arbeit, wenn sie ihre Fracht schuldig blieben.

Was von Frankreich zu sagen und wie da die Freiheit Menschen Millionenweise geschlachtet, die Güter der Erde ungleich gemacht, Rang, Würde und Reichthum denen ausgetheilt, welche sie 1788 zu zerstören geboten hatten, lehrt die neueste Geschichte.

In Deutschland haben sich Zeitungsschreiber, Advokaten, vagabondirende Schulmeister, Winkelschriftsteller, akademische Rennomisten, Possenreisser, Bänkelsänger, Hungerleyder Eulenspiegel und Bärenhäuter vereinigt, ein ähnliches Schau- und Trauerspiel aufzuführen, der erste Akt in Würtemberg ist ihnen aber verunglückt **). Worin liegt aber der Trieb nach einer beständig fortgehenden Umwälzung bestehender Staatsformen? Etwa in

*) Hier ist jeder Pflanzer ein Emir, der wie Vater Abraham über Frau, Kinder, Kindeskinder, Knechte und Mägde willkührlich gebietet. Mehrere Hausväter schließen hier einen Bund, sich gegenseitig in ihrem Eigenthum nicht zu stören. Hier bedarf es noch keiner Einheit im Fürsten, da kein äußerer Feind abzuwehren ist, wo der Feldherr (der erste Fürst) nöthig ist.

**) Hier trat die höchste Macht im König persönlich auf mit Kraft, des Possenspiels müde, das Narren mit ihm und dem Volke trieben, welche die Verständigen nicht zum Wort kommen ließen, und nun hat sogleich das Spiel ein Ende, und die Drohungen der Zeitgeistkrödler wurden verlacht.

der edlen Absicht der wachsenden Entwickelung menschlicher Vollkommenheiten, und in der Idee: da der Mensch mit andern gleich gebohren, nackt und blos auf die Welt kommt, und eben so wieder von ihr scheidet, so müsse er auch mit seinem Nächsten gleichen Anspruch an die Güter der Erde machen dürfen? Bei manchem mögen diese Beweggründe statt finden, besonders bei der Jugend, welche Gaukler und Verführer an diesem Köder fangen. Bei den mehrsten aber, besonders bei solchen, die weltklug und erfahren, ohne Vermögen, Rang und Würden, oder von unbegränzter Ehrsucht, gleich einem Wallenstein, befallen sind, ist es zwar ein sehr natürlicher, aber keineswegs edler Trieb, Umwälzungen zu bewürken. Jeder Mensch wird mehr oder weniger mit dem Hange nach Herrschaft, und mit dem Triebe nach Genuß gebohren, jeder will Hammer keiner Amboß, jeder Herr keiner Diener, jeder reich keiner arm seyn. Wird diesem Naturtrieb kein fester Damm, durch Religion, Sittlichkeit und Polizeyzwang entgegengesetzt, wird kein festes Prinzip angenommen, nach welchem Besitzthümer dauernd sind, so muß offner Krieg, derer die Nichts haben und nichts sind, gegen die, welche sich im Besitz von Vermögen oder Aemtern befinden, statt finden.

Die Besitzenden und Mächtigen haben daher zu allen Zeiten Einrichtungen und Gesetze zu machen gestrebt, welche die Nichtbesitzenden und Schwachen möglichst unterdrückten, und diese haben möglichst dagegen angestrebt, und dies ist seit der Vermehrung des Geldes leichter geworden, da es das unbewegliche Besitzthum beweglicher gemacht hat, und vorzüglich dem Talent, weniger dem dient, der einen Besitz aber kein Talent hat. Alle alten Republiken waren solche Aristo-

Digitized by Google

kratien, worin die Besitzer Herrn, die Nichtbesitzer Sklaven waren.

Wenn man annehmen muß, daß die Natur, welche zwar die Ungleichheit der Macht will, doch nicht verlangt, daß ganze Geschlechter ewig die Gedrückten und dienenden, andere die herrschenden seyn sollen, so konnte nichts zweckmäßiger erfolgen, als das Entstehen einer höchsten Macht in der Einheit eines erblichen Monarchen der mit dem Staat als Eins gedacht, oder in welchem derselbe lebendig und persönlich würde. In ihm, der über alles gebot, war der Vermittler zwischen Herr und Diener, zwischen Besitzer und Nichtbesitzer gegeben, der der, von Gott selbst gesetzte, Vormund der Schwachen war *). Selbst dann, wenn er als der größeste Despot gedacht wird, dessen Einfälle Gesetze sind, und der willkührlich über alle Besitzthümer und das Leben seiner Unterthanen gebietet, ist eher anzunehmen, daß er den Schwachen und Armen unschädlicher seyn werde, als dem Reichen und Mächtigen, denn welch Interesse könnte er dabei haben, dem etwas zu nehmen der nichts hat, und dem zu unterdrücken der nichts ist? Immer noch erträglicher für die Mehrheit des Volks, welches stets die Nichtbesitzenden und Schwachen sind, ist solche willkührliche Alleinherrschaft gewesen als eine Aristocratie, worin die Mächtigen eine

*) Dadurch ist nämlich die Aufgabe gelöst, wie man unmerklich und langsam, ohne Sturm und Krampf, mehr Gleichheit in die Vertheilung von Reichthum und Armuth bringe, und den Wechsel den die Natur in allen Erscheinungen will, ohne Schmerz bewürke. Wollte man sagen, nach der Natur finde auch ein Wechsel in der Stellung des Mächtigsten und der legitimen Könige statt, so lehrt dies allerdings die Geschichte. Sollen wir aber gewaltsam diesen Wechsel und ex principio erzeugen?

Digitized by Google

regierende Kaste bilden, da hier der Druck von Vielen dort nur von Einem ausgeht. Auch da ist kein Wohlseyn für den armen Theil des Volks gewesen, wo die Mächtigen als Landstände einen undurchdringlichen Kreiß um den Mächtigsten schlossen und ihn beschränkten, dieß lehrt die Geschichte aller solcher ständischen Verfassungen *). Da wo selbst die Schwachen in die Landstandschaft mit aufgenommen wurden, wie in Schweden, was hat es ihnen denn geholfen? sie brachten stets ihre Schwäche und Beschränktheit mit. Da aber, wo sie auf Momente wie in Frankreich das Uebergewicht erhielten, weil der Mächtigste und die Mächtigen den Kopf und die moralische Kraft verlohren hatten, da entstand Versetzung des Eigenthums, Mord und Todschlag. Der unumschränkte Monarch sey er so böse und unmoralisch wie er immer will, muß, wenn er nur klug ist, es stets mit dem großen Volkshaufen gegen die Mächtigen halten, ohne diese ganz zu unterdrücken, damit ihm der Verein dieser nie schädlich werde.

Gesetzt aber die Revolutionssüchtigen hätten in der Idee recht, wenn sie durch Vertrag zwischen Regierung und Volk, durch den Willen der Gesammtheit ausgedrückt in Gesetzen, einen Vernunft und rechtmäßigen ge-

*) Wo die Mächtigen als Landstände den Mächtigsten beschränkt, und Wahlreiche statt fanden, (Deutschland und Polen) da ist der Mächtigste untergegangen, und die Mächtigen haben sich in größeren oder kleineren Portionen in seine Macht getheilt, sind in Deutschland Fürsten in Pohlen Ackerbesitzer (und hier mit Sklaven umgeben) geworden. Daher Pohlens und Deutschlands Schwäche, jenes Reich hat aufgehört zu seyn, dieses war nahe am Untergang und wäre nicht zu retten gewesen ohne die Macht seiner zwei ersten Fürsten.

Digitized by Google

sellschaftlichen Zustand herbeiführen wollten, wie steht es mit der Ausführung?

In dem System selbst liegt Widerspruch: das Volk muß frey seyn sagen sie i. e., daß es nach Gesetzen handelt, die es selbst gegeben hat. Gut! das will ich zugeben. Wie soll das Volk die Gesetze geben? durch Mehrheit der Stimmen! das lasse ich mir gefallen, in Reichsstädten geht dies an, wie aber bei großen Völkern? durch gewählte Volksvertreter. Wie sollen diese denn die Stimmen ihrer Absender einholen? das brauchen sie nicht, so wie sie constituirt sind handeln sie nach Gutfinden. Wenn das ist, so haben wir eine unabhängige Gesetzgeber Corporation, ein vielköpfiges Ungethüm, worin im Kleinen wie im Großen der natürliche Lauf der Dinge eintritt, daß der Klügste regiert, nicht für das Volk, sondern für sein Privatinteresse. Da wo nun ein König durch die Gnade des Volks gehalten und königlich salarirt wird wie in England, jenem vielköpfigen Senat gegenüber, da läßt er auf diejenigen, welche den Ton darin angeben, seine Reizmittel, die Gewalt des Geldes und der Ehre wirken, es werden Staatsämter erschaffen, die der König vergiebt, und wobei viel gewonnen aber nichts gethan wird, und so regiert der König eigentlich unumschränkt, aber auf verborgener Weise, das dem Volke vielmehr Geld kostet, als geschähe es öffentlich.

Welcher Widerspruch liegt darin: daß der König die ausübende Gewalt haben, die Mittel dazu, die Steuern ihm bewilligt werden sollen? Hat er einmal die ausübende Gewalt, dann wird er sich auch Geld schaffen, hat er sie nicht, dann wird man ihm auch keine Steuern bewilligen. In England kostet dem Volke diese Posse, der ihm zustehenden Steuerbewilligung, unsägliches Geld, welches der Hof durch Bestechung des

Parlaments verwenden muß. Wäre das Parlament nicht bestochen, würde es nichts mehr bewilligen wollen, und der König keine ausübende Macht haben.

Darum bleibt der Hallersche Satz ewig wahr: Wer die Macht hat, der herrscht, und man kann den Mächtigsten nicht unumschränkt genug machen, wenn er das Volk seinem Zweck — Entwickelung seiner Kraft, näher bringen soll.

Darum sind denn die Staaten stets die glücklichsten und freisten gewesen, wo für unumschränkte Monarchen, das hausväterliche Regierungssystem galt, wie in Preußen. Warum soll aber der Mächtigste unbeschränkt seyn? Wird er nicht oft seine Macht mißbrauchen? Wird er nicht das Volk von seiner Bestimmung: Entwickelung zurück — zur Barbarey führen? Wird er nicht das Vermögen seines Volks verprassen? Dies alles ist von ihm weniger zu erwarten, wenn er mit dem Staat identisch, er selbst, erblich und unumschränkt ist, als wenn in einer Volksregierung Einer oder Mehrere dahin streben, dies alles erst zu werden was jener schon ist, er würde gegen sich selbst handeln, wenn er einen Mißbrauch von seiner Gewalt machte, statt daß andere durch den Naturtrieb zu herrschen angeregt würden, die ihnen zustehende Gewalt zu erhöhen und zu mißbrauchen um zur Alleinherrschaft zu gelangen, wenn der Platz leer ist, und zu despotisiren, wenn sie ihn, wie Napoleon, eingenommen haben, um sich darauf zu erhalten.

Wenn übrigens der Mächtigste als Mensch ein Kind der Zeit ist, worin er lebt, so wird er auch mehr oder weniger den Bildungsgrad besitzen, der die Frucht der Zeit ist, und also in ihrem Geist handeln; denn der Ausdruck des Bildungsgrades des Zeitalters im

Menschen ist der Geist der Zeit der unwiderstehlich ist, nicht der den eine Parthei ausspricht. *)

Alleinherrschen in der höchsten Potenz soll aber der Mächtige, weil das Mittel sein ist, was dazu gehört um es auszuführen: die höchste Macht, und nicht erst unter mehreren Mächtigen erstrebt werden darf; herrschen soll er allein, weil es sein Vortheil erheißt, den Schwachen gegen die Mindermächtigen als er ist, in Schutz zu nehmen. Wollte er die Mächtigen noch stärker machen, als sie schon sind, so könnten sie ihm nur gefährlich werden, anstatt die Schwachen, die er verstärkt, immer auf seiner Seite sein werden.

Die Furcht vor der Tiranney unumschränkter erblicher Herrscher, welche Revolutionssüchtige zu verbreiten suchen, ist in unserem Zeitalter in großen Reichen leer und nichtig, und findet nur da statt, wo in kleinen Staaten oder auf einzelnen Gütern und in Städten Magnaten wie in Pohlen und Ungarn hausen und in ihrem Kreise die Schwachen unterjochen zu Sclaven machen, oder wenn sie Sclaven sind, sie stets in diesem Zustande erhalten und den obersten Mächtigsten, wie den König von Pohlen, unterdrückt haben. Das Regieren des Mächtigsten in großen Staaten, welche so cultivirt sind, wo die christliche Religion als göttliches Gesetz herrscht, und die bürgerlichen Verhältniße so vielseitig und verwickelt sind, besteht größtentheils in der innern Staatsverwaltung, in einem steten übertragen der einzelnen Theile der höchsten Macht auf Einzelne im Volke, und kann nur selten

*) Der Fürst soll sich aber von dem rechten Zeitgeist so wenig wie von dem unrechten treiben lassen, wie der Strohhalm vom Winde, er soll jenen nur beachten und diesen mit Füßen treten; am besten ist es, er giebt selbst den Ton an, wie Friedrich II.

willkührlich vom Herrscher persönlich geübt werden. Beamte sind es also, die Gesetze geben und ausüben, die der Herrscher nur bestätigt, sie mögen salarirte oder rathgebende sogenannte Stände seyn, welche nach altem Herkommen sich selbst constituiren, oder Corporationen, Zünfte, die Geistlichkeit ꝛc. *) Ein Gesetz ist nur als solches von Erfolg, wenn im Volke das Bedürfniß darnach vorhanden ist, wenn es auf die Umstände paßt

*) Der Fürst kann in einem großen Staat unmöglich der einzige seyn, der Gesetze bearbeitet und ausführt, aber er kann sehr wohl den Willen ausdrücken, der ihnen den Geist einhaucht und machen, daß sie ausgeführt werden. Man hat in neueren Zeiten, indem man voraussetzt, daß Volk müsse die Gesetze geben, nicht der Fürst, sich gewaltig gegen die Staatsbeamten und ihre Gesetzgebung gesträubt, da sie vom Fürsten salarirt würden, deshalb sein Interesse und nicht das des Volks wahrnehmen müßten.

Davon findet man häufig das Gegentheil, und in manchen Reichen sind die Staatsdiener keine Fürstendiener mehr, sie leben weit mehr in der Welt der Ideen, als der Würklichkeit, halten gar nicht mehr für verpflichtet ihrem Fürsten zu dienen, sondern nur dem Staat, und grade sie sind es von denen Staatsumkehrungen ausgehen, hier ist ein Areopag von Volksrepräsentanten dem Fürsten oft nicht so gefährlich als seine eignen Räthe, da derselbe mehr in der Würklichkeit lebt, und auf Erhaltung seiner Interessen, denen alle Umkehrung zuwider ist, als in der Idee.

Wenn man daher hören muß, daß ein vom Fürsten für die Bearbeitung errichteter Senat, der aus Staatsdienern aller Classen besteht, eine neue Stütze der Monarchie seyn werde, so irrt man, wenn man die Gesinnungen nicht kennt, und diese sind in dubio als der Alleinherrschaft ungünstig anzunehmen, wenn der Ruf der Maaßstab war, nach welchem der Senat besetzt wurde; denn jetzt wird der Beamte nur gepriesen der die Sache seines Fürsten verläßt, ihn in der Stille lästert und die des Volks anpreißt, als wären sie je getrennt gewesen.

SOCIETÄT

die es erheischen, und angemessen dem Bildungsgrade Derer, die es befolgen sollen, bloße Willkühr kann daher wohl ausgesprochen und niedergeschrieben, aber niemals im allgemeinen befolgt werden.

Daher thun unumschränkte Regenten wohl daran, die Regierten bei der Gesetzgebung zu Rathe zu ziehen, ohne sich je von ihnen die Hände binden zu lassen, wenn sie aber ihre Einfälle oder die eines Günstlings oder Projektenmachers als Gesetze aussprechen, so werden sie etwas unwürksames thun, denn solche Gesetze werden nicht befolgt werden. Alle sträuben sich dagegen, Einzelne können gezwungen werden, und zuletzt wird ein solches Gesetz vergessen, confer. das preußische Religionsedikt.

Der hauptsächlichste Zweck der Oberherrschaft und des Staatsvereins, ist Schutz gegen äußere Gewalt, wie soll dieser Zweck wohl besser erreicht werden, als durch den mächtigsten Alleinherrschen? Einer nur muß im Kriege an der Spitze sein, einer nur muß die Diplomatik leiten, Einer nur über die Mittel zum Kriege gebiethen.

Die künstliche Aufstellung einer Staats- und Regierungsmaschiene an deren Spitze das vielköpfige Ungeheuer, Volk, gestellt wird, das jeder Narr, Bandit, Gauner, Phantast und Dummkopf im Munde führt, und das nirgends zu finden ist, das sich nie einstimmig über das, was es will, und was ihm frommt, aussprechen kann, und in der Regel nur die Träger frohlockend absägt auf denen sein Heil ruht, das nie, selbst beim kleinsten Aufstand, ohne Anführer handeln kann, daß heute seine Lieblinge auf Händen trägt, und morgen an den Galgen hängt; die eine Vertheilung der obersten Gewalt in verschiedenen Zweigen statuirt, so nie getrennt vorhanden sein können; die nur auf dem Pa-

Digitized by Google

pier allen Anforderungen der Vernunft entspricht, auf Menschen aber nicht paßt, bei denen Vernunft und Leidenschaft in stetem Kampf sind; die einen Machtmenschen als Bedienten eines Volks hinstellt, und ihm so viele Macht einräumt, daß er sich sogleich unabhängig machen kann, direckt oder indirekt oder so wenig, daß er ein leerer Popanz ist; wie lächerlich ist eine solche Maschine, eine papierne Constitution, mit allem anhängenden Narrentand, für die lebendige Menschenwelt? diese soll dem todten Buchstaben gehorchen? des andern Eigenthum schonen, weil es der todte Buchstabe so will? Nimmermehr! Es muß ein carthagorischer lebendiger Imperativ da seyn, der sie dazu zwingt. Eine lebende Person muß auf die lebendige Person einwürken, um jenen Zweck zu erreichen. So ist es auch, allen sogenannten Republiken und Constitutionen zum Trotz, immer gewesen, und geschah es nicht öffentlich und geradezu, so geschah es im verborgenen unvermerkt. Wozu erst Beispiele anführen, die Geschichte weißt sie auf jedem Blatt nach. Das, was die Freiheitsprediger wollen oder vielmehr nur anpreisen, Gleichheit der Erdengüter, der Rechte und Pflichten aller Staatsbürger ohne Unterschied der Geburten, das kann Naturgemäß nie statt finden, da hier Eins das Andere verbraucht und verzehrt, und allenthalben Macht und Schwäche, Druck und Sclaverei, Herrschaft und Gehorsam, Reichthum und Armuth gegen einander überstehen, wenn sie auch, wie in der französischen Revolution, die Plätze wechseln, wo der Marquis Stiefeln putzte, der Fleischer Gesetze machte und Schulmeister Armeen anführten.

Aber der unumschränkte erbliche Monarch kann diesen Zustand in so fern einer gerechten Gleichheit näher bringen, wenn er dem Unterdrückten hilft sich einem

freieren Zustande zu nähern, ohne dadurch das Eigenthum des dritten zu kränken. So ist bei uns der Bauernstand zu Freiheit und Wohlhabenheit gekommen, und nur darin ist gefehlt, daß die Erbunterthänigkeit ohne Entschädigung aufgehoben wurde.

Schon oben erwähnte ich der Wohlthätigkeit des hausväterlichen Systems in der Regierung eines Einzigen. Seine Folge ersehen wir in Preußen seit 1653 von wo an Preußens Fürsten unumschränkt regierten, und von wo an die Stände nur rathgebend waren. Wie elend stand es dagegen um den preußischen Staat früher, wo im 30jährigen Kriege Stände herrschen? Das hausväterliche System der zur unumschränkten Alleinherrschaft aufgestiegenen preußischen Regenten, das hat uns groß, frei, so weit es möglich, und glücklich gemacht, das entgegengesetzte ständische vielköpfige und vielsinnige die oberste Herrschaft nur als eine Garantie bürgerlicher Rechtsverhältnisse ansehend, wird uns schwach getrennt, zum Spielball der Nachbaren von außen; im Innern der Ränkemacher und kleinen Despoten machen. Das wiederhergestellte uralte ständische auf adliche und Corporationsrechte beruhende ständische Wesen nach Adam Müller, könnte nur, wenn es gelänge, unerträglichen Druck, und da das Gelingen unmöglich ist, der Versuch, einen Bauernaufruhr, das entgegengesetzte sogenannte liberale Volksrepräsentationssystem, nur eine allgemeine Umkehrung hervorbringen.

Das jetzt allgemein verbreitete Gift unter denen die für das Volk das Wort führen, hat seine Ueppigkeit, der Erziehung des größesten Theils unser europäischen Regenten zu verdanken, darum bestig denn Ludwig XVI. das Schaffot. Noch jetzt sind viele Fürsten von dem neuen philosophischen System der mechanischen erbärmlichen Baukunst, worin sie nur wie ein lebloser Schluß-

stein, oder wie ein todter Stempel angesehen werden, womit man Gesetze unterfertigt, mehr oder weniger befangen, haben kein Zutrauen in ihre Macht und Regierungsfähigkeit, sagen oft, das müssen die Behörden verstehen, befehlen nicht, sondern bitten, wünschen und stellen anheim, üben nie eine königliche große den ganzen Staat treffende Maaßregel, wie ein wohlthätiges Gewitter die Saaten befruchtet, üben stets die, in der Uebertreibung jeden Monarchen vernichtenden, Eigenschaften Populavität, Humanität, Liberalität, und wenn sie noch in Ansehn und Würden sind, so haben sie es nur ihrer wahrhaft großen Moralität und dem Herkommen zu verdanken, welches im Volke ihnen das Wort redet. Nachfolger die eben so populair human und liberal sein wollten, ohne eben tugendhaft zu sein, würden bald ihre Stellung verlieren.

Der Monarch braucht nicht grob gegen seine Umgebung zu seyn, aber er muß sich nie ihr gleichstellen, er muß sich nie merken lassen, daß ihm der König zur Last ist, und das er lieber Privatmann wäre, will er Liebe erwecken, so erscheine er in der Mitte des Volks mit Würde, aber liebe und anmuthsvoll, hier höre und spreche er den Bettler eher noch als den Fürsten, und wo er auf der Stelle eine an ihm gerübte Ungerechtigkeit findet, da strafe er auf der Stelle, streng, aber gerecht. Er lasse jeden vor sich, er bereise seine Länder und steure dem Unglück mit vollen königlichen Gaben. Doch wozu hier weiter etwas sagen, da jeder Preuße wenigstens weiß, wie Friedrich regierte.

Leider ist es gelungen, viele unserer Fürsten dahin zu bringen, daß sie es für unrecht halten, selbst zu regieren, sondern sie glauben nichts davon zu verstehen, und es andern überlassen zu müssen: viele sehen ihr Amt als eine Pfründe an, und glauben alles gethan

Digitized by Google

zu haben, wenn sie für ihre Person nichts böses und keinem Unrecht thun, und das gern genehmigen, was ihnen von ihren Räthen zum besten des Staats vorgeschlagen wird.

Nein, sie selbst sollten regieren, und wenn sie auch keine Friedriche sind, so sollen sie nur ihrem gesunden Menschenverstande und ihrer Erfahrung folgen, und die Sachen würden stets besser gehen, als wo die Räthe sich in die Regierung theilen.

Sie sollen sich freilich nicht ins Detaille mischen, aber den Ton sollen sie angeben und den Geist ausgehen lassen, nach welchem regiert werden soll.

Jetzt ist es schon so weit gekommen, daß den Schulknaben gelehrt wird, daß der Monarch ihres Gleichen sey, und die Revolutionssüchtigen haben jetzt vorläufig nur eine Tendenz, wie sie die monarchische Gewalt in der Meinung des Volks stürzen, und die Persönlichkeit des Monarchen herabsetzen wollen.

Wenn jetzt Staatsumkehrungen statt gefunden haben und noch ferner statt finden werden, wenn das Eigenthum versetzt, Reiche und Arme ihre Plätze wechseln, Thronen umgestürzt, gute Könige ermordet, Räuberobersten Könige werden, wenn Millionen Menschen geschlachtet, die Religion verspottet ihre Diener entweiht, die Unschuld vernichtet, das Alter verachtet, die Jugend über die Gebühr geehrt, demnächst Landplagen aller Art jenem Sturm nachfolgen werden, dann hat dieß freilich der Geist der Zeit bewürkt, der jetzt vorzüglich ein Geist der Leidenschaft, des Eigennutzes, eitler Ehr und Ruhmsucht, der Genußgier und der Wollust ist, ꝛc. weil die angenommene Schwäche der Monarchen ihn so hat emporkommen lassen, und sich in Gestalt des leibhaften Satans neben die Fürsten stellte und ihnen den teuflischen Rath gab: Laßt eure Macht schlafen,

ergebt euch dem Geist der Zeit; thut was das Volk will, seyd populair human und liberal, laßt euch nie einfallen, selbst regieren zu wollen, überlaßt es den Weisesten des Volks, das sind nämlich meine Genossen.

Nein, sage ich ihr Fürsten! noch ist es Zeit euren Scepter in die Hand zu nehmen, und Friedrichs Krücke, und nur auf kurze Zeit Furcht und Zittern vor euch hergehen zu lassen. Dieß sage ich offen und frei allen denen zum Trotz, die mich dafür öffentlich herunterreißen werden.

Manche Fürsten werden verführt durch das Geschrei der Schriftsteller und Ränkemacher, der Schwärmer und Dichter, ihrem Volke die Freiheit durch eine Verfassung geben zu wollen, als wenn sie dieß in ihrer Macht hätten. So bald sie dieß thun, Volksvertreter wählen, von diesen die Steuern bewilligen, eine Urkunde über gegenseitige Rechte und Pflichten niederschreiben lassen, und glauben der gesetzliche Buchstabe, und die Liebe des Volks werde sie weit eher auf dem Throne ihrer Väter erhalten, als früher die Macht so heißt dieß nichts anders als sich dieser Macht entledigen, und unter ihren Füßen das Volk zermalmen lassen.

Andere wollen klüglicherweise die, welche stets das Wort Verfassung im Munde führen und dabei stets einen Seitenblick auf ihre Taschen werfen, dadurch beruhigen, daß sie ihnen lucrative Aemter austheilen. Dieß that Napoleon deshalb mit Erfolg, weil die Revolution und die Versetzung alles Eigenthums schon vor ihm dagewesen war, da aber, wo die Hungerleider und Lazaroni noch von dieser Operation Geld, Amt und Ehre erwarten, da nehmen sie diese nur von den Fürsten an, um sie zu ihren bösen Zwecken zu gebrauchen.

Nichts kann daher den Fürsten helfen, als der kräf-

kräftige Gebrauch ihrer Macht, und die strenge aber gerechte Ausübung der vorhandenen Gesetze.

Den Zeitgeist dürfen sie gar nicht fürchten, in so fern er ihre Krone antasten will, sobald sie nur stets die Aufgabe erfüllen, die Parthei des Schwachen gegen den Mächtigen zu nehmen ohne diesen selbst zu unterdrücken und in seinen Rechten zu kränken.

Was die Preßfreiheit anlangt, so können sie solche dreist ohne Censur gestatten, sie müssen nur den, der sie gesetzwidrig mißbraucht dermaßen züchtigen, daß ihm der Kitzel vergeht, dann kann sie nur eine Waffe des Schwachen gegen den Mächtigen und eine Quelle der Wahrheit für selbst regierende Fürsten seyn.

Nichts anders, als die Schwäche der Fürsten, die von der ihnen von Gott anvertrauten Macht keinen Gebrauch machen, ist Schuld an Revolutionen; sind sie aber stark durch die That, weichen nicht vom Pfade der Tugend und sind Väter, die in ihre Hände gegebenen Volks, so dürfen sie so wenig die Bücher fürchten, wie Friedrich der 2te der der Rede und der Schrift nicht Schranken setzte, aber der That zu begegnen wußte. Da aber, wo Rede und That gepaart sind, wo Prediger von der Canzel, Lehrer vom Katheder, Schulmeister in ihrem Unterricht der Jugend Aufruhr predigen, den Königsmord als etwas löbliches anpreisen, da darf es nicht an Galgen fehlen, um sie daran aufzuknüpfen, und es darf nur einer dort hängen, so werden die andern stumm wie Fische seyn. Viele von denen die neumodische Verfassungen anpreisen, glauben im Ernst an die Wirksamkeit dieses Recepts in krankhaften Staaten, die an der Schwäche der Fürsten und ihrer Stellvertreter leiden, und hoffen von einem Bogen Papier der todt ist, er solle die fehlende lebendige Thatkraft in der Persönlichkeit des Fürsten ersetzen; diese wollen keine Re-

volution; sie meinen es ehrlich und verabscheuen die Greuel einer anarchischen Volksregierung. Sie sind den Unvorsichtigen ähnlich, die mitten in einer Stadt ein großes Feuer anlegen, nicht um Brand zu stiften, sondern sich und ihre Mitbürger zu erwärmen.

Es giebt Fürsten, wir haben neuere Beispiele, die sich für stark genug halten, an ihrer Person und dem Staat das Experiment einer Constitutionsmacherey, ausführen zu lassen; da wo kein brennbarer Stoff war, und man diese Operation für eine Comödie hielt, da hatte es keine Folgen, da aber wo des brennbaren Stoffs viel vorhanden war, da sah sich der Fürst genöthigt, das Feuerwerk zu löschen, wobei er sich die Finger verbrannt hatte.

Diejenigen welche nur an Umkehrung denken, schimpfen gewaltig auf die geheime Polizey, welche manche Fürsten halten, unterdeß sie ganz allein sind, welche sie nöthig machen, da sie die oberste Macht wo sie nur wissen und können durch geheime Gänge untergraben. Dieß ist gerade so, als von dem Commandanten einer Festung, verlangen, er solle den Belagerer nur offen von den Wällen abschlagen, ohne seine Mienen zu gebrauchen, wenn dieser den Krieg unter der Erde führt.

Läßt man alle die, wenige ausgenommen, die an Verstandsverwirrung leiden, welche Verfassungen und den gesellschaftlichen Vertrag empfehlen, die Revüe passiren, was findet man für Subjekte? Männer die bey dem schnellen Wechsel der Zeitereignisse, vom Schicksal schnell, oft ohne ausgezeichnetes Talent, gehoben, hohe Stuffen erstiegen haben, mehr Ehrgeiz und Ruhmsucht als Tugend und Vaterlandsliebe besitzen, und alles umkehren möchten, um einen 2ten Napoleon zu spielen, dem sie hinsichtlich der Talente nicht das Wasser reichen, ihn aber an Arroganz, Hochmuth, Grausamkeit und

Brutalität übertreffen. Ein Glück iſts, daß ihnen die nöthige Klugheit fehlt, daß ſie vor der Zeit ſich haben in die Charte ſehen laſſen, und daß ſie in dem bürgerlichen Verhältniß worin ſie leben, gegen Dienſtbauern und Geſinde kleine Despoten geweſen und als ſolche bekannt ſind. Ihnen hilft es nichts, daß ſie von eben den Zeitungsſchreibern ſich als die Herren des Zeitalters ausposaunen laſſen, der Unterrichtete weiß zu gut, wie wenig daran iſt.

Andere haben ſtets mit dem Winde geſeegelt, der ihnen der Zeitgeiſt war, ſie dienten ſtets dem Stärkſten, und wo ſie würkliche oder prinzipienmäßige Schwäche der Fürſten gemerkt haben, welche ihnen gegenüber, die Kraft derer verſtärkt, welche Fürſten werden wollen, ſo ergreifen ſie ſchnell dieſe Parthei, und aus ihrem Munde ſtrömen die Worte, Freiheit, Verfaſſung u. dergl.

Schriftſteller, Schulmonarchen, Cathederredner, Bonzen, denen Verſtand, Ehrgeiz, Tücke, Scheinheiligkeit, Geldgier und Bosheit verliehen worden, huldigen einem Syſtem, welches alle jene Leidenſchaften begünſtigt.

Ein Heer von Hungrigen, Arbeitsſcheuen, Lumpenhunden und Schmarotzern ziehen jenen Anführern nach, um bei der angelegten Feuersbrunſt ungeſtraft zu ſtehlen. Keiner von ihnen allen iſt, wenn man ſein Leben unterſucht, auf dem nicht ein Mäkel haftete.

Dieſe ſind es, welche durch eine Verfaſſung das arme Volk beglücken wollen. Die Narren ſehen aber nicht in die Zukunft, und daß das losgelaſſene Volk ſie zuerſt erſchlagen wird. Sie ſind wie die Nachtvögel, die ſo ſo lange das Licht umflattern, bis ſie ſich die Flügel verbrannt haben.

Was ſoll der Vaterlandsfreund bei ſolchem Unweſen thun? Soll er ruhig die Arme übereinanderſchlagen, und ſehen, wie ſo viele der erſten Staatsmänner mit

Blindheit geschlagen sind, wenn die Jugend in der Schule, das Volk in der Kirche, die Leselustigen durch Bücher, verführt werden? wenn er dieß thut mag es klug gehandelt sein, aber edler ists, mit Hand und Mund gegen den Strom anzukämpfen, und wenn es nicht anders ist, in seinen Fluthen unterzugehen.

Die Fürsten aber sollten bedenken, daß sie verantwortlich sind, für die Macht, welche ihnen Gott anvertraute zu Beglückung der Völker, und daß sie sich solche nicht sollen stehlen lassen, oder wohl gar aus Grundsatz freiwillig aufgeben.

Fühlen sie in sich selbst nicht die Kraft ein Staatsruder zu führen, so sollten sie doch einen tüchtigen Stellvertreter wählen, wohnt in ihnen aber Kraft und Fähigkeit, sind sie aber zu bequem, selbst zu regieren, oder thun sie es aus Grundsatz nicht, so sind sie Schuld an jedem Unglück, das sie selbst, ihr Geschlecht und ihr Volk trifft. So ist Ludwig gestorben, weil Gott ihn wegen seiner Schwäche strafte; — und Napoleon ist als Gegensatz untergegangen, weil er seine Kräfte mißbrauchte.

Die Politiker streiten jetzt über den Begriff des Worts Legitimität, welches Talleyrand beim Wiener Congreß zuerst gebrauchte.

Allerdings ist auch der Mächtigste legitim, so könnte man Napoleon so nennen, aber der Mächtigste ist es par excellence durch den Glauben des Volks an die Heiligkeit seiner Einsetzung durch Gott, und dieser Glaube fällt weg, wo ein anderer aus dem Volke sich via facti auf den Thron setzt; mithin sind die herkömmlichen erblichen Könige, welche im Besitz der moralischen Kraft — des Volksglaubens — an ihre Heiligkeit, die legitimen, und diese Usurpatoren, die via facti sich eines Throns bemächtigen. Die Umkehrer

SOCIETÄT

suchen jetzt aus allen Kräften die Legitimität anzufechten und lächerlich zu machen, indem sie nur den König als legitim gelten lassen, der es durch Vertrag mit dem Volke geworden ist.

Dieß ist denn einer von den Hauptränken wodurch sie dem Volke den Glauben an die Könige zu nehmen suchen und da es ihnen mit den Aelteren nicht gelingt, so versuchen sie es mit den Jüngeren, daher ist es denn eine gewöhnliche Erscheinung, daß die Schuljugend, wo sie nur weiß und kann, die Fürsten verspottet.

Wenn es irgend ein Majestätsverbrechen giebt, so ist es das, wenn Gelehrte, Canzelredner, Schullehrer, Hofmeister, Journalisten und Zeitungsschreiber dem Volke und der Jugend den Glauben an die Legitimität nehmen, da dieser Glaube das stärkste Bollwerk der Macht des Monarchen ist, wodurch er das Mehrste zum Heil seines Volks bewirken kann, er darf nur winken, so geschieht sein Wille ohne Zwang, statt daß ein Usurpator stets mit Tod und Kerker drohen und strafen muß. Was ist eine Macht doch so schwach, an deren Unfehlbarkeit man nicht mehr glaubt?

Die thörigten, ja wahnsinnigen Umkehrer in Frankreich, nachdem sie Ludwig vor dem Volke die Heiligkeit seiner Stellung genommen hatten, bekleideten sie ihn von neuem mit der Unverletzbarkeit seiner Person durch den Willen und Auftrag des Volks, und ein Jahr darauf schlugen sie ihm den Kopf ab. Ein profanirter König ist stets in den Augen eines Volks ein Verbrecher, und steht an der Schwelle des Schaffots.

Dieß profaniren aller Fürsten geschieht jetzt alle Tage, die Fürsten und ihre Stellvertreter glauben sich aber so stark, daß sie darauf mit Verachtung herabsehen, und es ahnden zu müssen, nicht der Mühe werth

Digitized by Google

halten; ja sie achten es nicht, wenn es selbst von ihren Beamten geschieht. Sie sind mit Blindheit geschlagen, und die Zeit ist nicht fern, wo der Glaube an die Heiligkeit der Fürsten, mit dem Glauben an Gott und sein Gesetz im Volke gänzlich sinken, eine allgemeine Umkehrung erfolgen, und nur neue Napoleone auf den Thronen erscheinen werden, die das Strafschwerdt nie aus den Händen legen dürfen, und denen nichts nöthiger sein wird, als eine geheime Polizey, um sich auf dem Throne zu erhalten. Das ihr elenden Schwätzer werdet ihr hervorbringen, die ihr die Legitimität mit den Waffen euren sophistischen Philosophie und der Satyre angreift, der überdieß das Salz fehlt, und welche beim Voltaire, Diderot, Mably, Rainal ꝛc. weit kräftiger zu finden ist, denen ihr Wichte! nur blinds lings nachtretet.

Viele sagen: Allerdings ist die Regierung eines unumschränkten, weisen und tugendhaften Königs allen Freistaaten vorzuziehen, wo ist aber Sicherheit, daß der erbliche Nachfolger auch so seyn werde; dieser Ungewißheit muß durch eine Constitution abgeholfen werden, die dem König keine Grenzen im Guten, aber im Bösen setzt. O ihr Thoren! Wird der böse Nachfolger, wenn er Macht hat, die Constitution halten? und ein König ohne Macht ist ein Unding.

II.

Auszüge aus der Reise eines Gallo-Amerikaners (M. Simond's) durch Großbritannien

in den Jahren 1810 — 11.

(Fortsetzung.)

Der König bewilligt Würden und Titel. Er ist die Quelle, daraus alle Ehrenstellen fließen. Er unterhandelt mit den fremden Völkern, oder vielmehr die Minister unterhandeln in seinem Namen. Er ist das Oberhaupt der Kirche, d. h. er beruft, verlegt und entläßt die Versammlungen der Geistlichkeit; seine Einwilligung ist nöthig, ihre Beschlüsse rechtskräftig zu machen, und er ernennt zu den Bisthümern und Erzbisthümern. Er hat das schöne Recht der Begnadigung; diese Begnadigung befreit von Leibesstrafen, nicht aber von Geld-Compensationen. Wenn im Fall eines Mords die Wittwe oder der nächste Verwandte des Getödteten klagt, so findet die königliche Begnadigung nicht Statt. Ungewiß ist's, ob sich dies Recht auf Fälle erstreckt, wo der Staatsverbrecher nach öffentlicher Anklage abgeurtheilt worden ist, so viel ist nur gewiß, daß der Be-

fehl des Königs nicht als Rechtfertigung der That angesehen wird, und daß seine im Voraus erlangte Begnädigung den Lauf des Prozesses nicht aufhält. Endlich ist noch seine Bestätigung zu jedem Gesetze erforderlich, nachdem es durch beide Häuser des Parlements gegangen ist; aber seit Wilhelm III. 1692 ist kein Beispiel einer vom Könige verworfene Bill vorgekommen. Jenes mal geschah es wegen des Antrags, das Parlement dreijährig zu machen.

Die Mehrheit des Parlements ist im Grunde der Oberherr (Souverän), denn sie hat die Schlüssel zum Geldkasten, und wenn sie ein Gesetz durchgehen läßt, muß es der König wohl bestätigen, sonst verunreinigte man sich und es entstünde eine allgemeine Lähmung. Es muß ihm daran liegen, die Mehrzahl auf seiner Seite zu haben, und man erlangt dies durch Mittel, welche eine von den Parteien, die die öffentliche Meinung theilen, rechtmäßig und schicklich; die andere abscheulich und verdorben nennt. Und wirklich ist von beiden Seiten so viel zu sagen, daß ich noch nicht weiß wem ich recht geben soll. Pitt hat zuerst das Mittel gebraucht, ein widerspenstiges Parlament aufzulösen, um zu versuchen, ob das neue billiger sein würde, und es gelang ihm. Für ein Mitglied eines aufgelösten Parlements, den sein Sitz viel kostet, ist es ein ziemlich ernsthafter Wechsel, nach Hause zu seinen Machtgebern geschickt zu werden, to take the sense of the people und seine Wiedererwählung mit neuen Kosten zu betreiben. Bis zu jener Epoche nahm jeder Minister, welcher die Minderzahl für sich hatte, seinen Abschied. Dies Hülfsmittel Pitts ist eben so, als wenn jemand einem, der ihn Lügen gestraft, den Degen mitten durch den Leib stieße, und sich dann mit der noch rauchenden

Klinge an die übrige Gesellschaft wendete und fragte, was sie davon denke?

10. April. Seit vier Tagen ist London wegen des am 5. dieses Monats im Unterhause durchgegangenen Beschlusses zur Einkerkerung des Sir Francis Burdett, eines seiner Mitglieder, in den Tower in der größten Gährung. Es hat nämlich dieser Mann eine Schmähschrift gegen die Kammer herausgegeben, sich zum Verfasser derselben bekannt, und sich dadurch einer criminellen Beleidigung und Verletzung ihrer Freiheiten schuldig gemacht. Seit dem Morgen des 6. bis gestern des 9. früh hat der Gewaltbote, obwohl mit dem Befehl des Unterhauses in der Hand, und einem Heer 40 — 50,000 Mann regulirter Truppen zur Begleitung, dennoch angestanden, ob er die Hausthür des Sir Francis, der in seinen vier Pfählen dem Befehle seiner Herren Amtsbrüder trotzt, und ihnen das Recht, ihn in Verhaft zu schicken, abspricht, sprengen soll. Es sind zahlreiche Beispiele vorhanden, daß diese zur Sicherheit, Ruhe und Existenz des Hauses unentbehrliche Gewalt ausgeübt worden ist; aber man hat noch kein Beispiel von Widerstand. Die Frage war, wie weit der Gewalthote (Sergeant at arms) im Falle des Widerstandes gehen dürfte, und ob er nicht des Mordes schuldig und nach den Gesetzen dafür zu strafen sei, wenn bei Sprengung des Hauses jemand das Leben verlöre. „Thut eure Pflicht," sagt ihm die Kammer der Gemeinen durch ihren Präsidenten. „Aber" erwiderte der Gewalthote, „wenn es mir begegnen sollte, daß ich jemand tödtete, werde ich gehangen werden?" — „Das wissen wir nicht," entgegnet man ihm; „aber macht nur, das Gesetz wird hernach entscheiden!" Der Gewalthote wendete sich in seiner Verlegenheit an den General-Procurator und andere Rechtsgelehrte; aber alle

Ruhe im Innern haben, und weniger kosten. Auf der andern Seite würde es Schade seyn, eine so sorgfältig eingerichtete Maschine, welche so viel Zeit und Arbeit zu bauen gekostet hat, in die Polterkammer zu werfen. Es ist möglich, daß sie nicht die Mittel enthält, die alte verfassungsmäßige Freiheit zu erhalten und zu beschützen, die aus England eine in der ganzen übrigen Welt nicht vorgekommene Erscheinung bürgerlicher Glückseligkeit und Größe gemacht hat; vielleicht wird sie diese unter dem Drucke der außerordentlichen Umstände, worin sich Europa befindet, verschmachten lassen müssen; aber sie enthält die Keime zur Wiedergeburt derselben Freiheit, sie bewahrt diese kostbaren Formen, diese Organe der Verfassung, wodurch die öffentliche Meinung in einer gesetzmäßigen Versammlung reden und sich zeigen, ihre Kraft in einem Vereinigungspunkte sammeln kann. Und wenn es wahr wäre, daß das brittische Parlament keinen Nutzen, als gesetzgebender Körper gewährte; so hätte es immer noch einen großen Nutzen als ein Haus zur Erziehung für erwachsene Männer. Wenigstens ist es ein Ort, wo sich Männer, die durch Vermögen, Rang und Talente ausgezeichnet sind, Beredsamkeit, Kenntniß der Menschen und Geschäfte erwerben, sich an ernste Beschäftigungen gewöhnen, die ihrer unruhigen Thätigkeit eine unendlich vorzüglichere Nahrung geben, als jede eitele Beschäftigungen und Vergnügungen, denen sich zu meiner Zeit in Frankreich Männer des nämlichen Standes hingaben. Diese reifen Männer würden freilich in keine Schule gehen mögen, aber ein Schein von Gesetzgebung unterhält Interesse und Aufmerksamkeit — wie das Geld beim Kartenspiel.

Es giebt furchtbare Mißbräuche in der Regierung, sagen die Reformatoren, und das kömmt von der schlechten Stellvertretung des Volkes. Alle Augenblicke sieht

man die sonderbare Thatsache gedruckt oder hört davon sprechen, daß von 558 Mitgliedern des Unterhauses für die Gemeinden von England und Schottland 307, also eine große Mehrheit, von 154 mächtigen einzelnen Individuen erwählt werden, da die Flecken oder Städte, welche diese Abgeordneten ernannten, ihre Bevölkerung so weit verloren haben, daß sie nur noch einige Hunderte leicht für oder wider das Ministerium zu gewinnende Einwohner enthalten, oder wohl gar so weit entvölkert sind, daß ihr Raum das Eigenthum einiger wenigen Personen, in einigen Fällen sogar eines einzigen Menschen geworden ist, während große, aber erst in neuerer Zeit entstandene Städte, z. B. Birmingham und Manchester, keine Stellvertreter im Parlament haben. Diese Stellen im Parlamente, welche von einer kleinen Anzahl Wähler abhängen, werden öffentlich für Geld verkauft, oder Freunden, Verwandten umsonst gegeben, oder auch durch Unterhändler aufgekauft und wieder an die Regierung verkauft.

Hierauf antwortet man, daß die populärsten Wahlen, welche, wirklich vom Volke geschehen, und wozu jeder kommen darf, der eine Besitzung von 40 Sch. jährlicher Einkünfte (weniger als zwei Guineen) hat, und Steuern bezahlt, oft gerade diejenigen sind, die am meisten kosten, wobei eine ungezügelte Bestechung angewandt wird, so daß oft die reichsten Familien überbieten, sich darüber zu Grunde richten, da das Volk mit beiden Händen nimmt und für denjenigen stimmt, der es am besten bezahlt oder wenigstens am besten behandelt und bewirthet. Die Wähler, sagte Herr Windham in seiner berühmten Rede am 26. Mai 1809, sind also eben so verdorben als die Gewählten, die einen gerade eben so geneigt, sich zu verkaufen, als die andern zu kaufen, und das Volk muß Vorsichtsmaaßregeln

gegen sich selbst ergreifen. Die Maschine der Regierung ist voller Mißbräuche von oben bis unten aus, oder vielleicht besser zu sagen, von unten bis oben aus, und das ist noch nicht alles. Nachdem das Volk mit seinem Rechte der Oberherrlichkeit Handel getrieben hat, ist es nothwendiger Weise auch noch Theilnehmer an allen Mißbräuchen der Verwaltung. Die Lieferungen, Unternehmungen, Einnahmen der Abgaben sind mehr oder weniger in den Händen solcher Leute, welche zum Volke gehören; und es hat die Hälfte von allen Unterschleifen, worüber es sich beklagt.

Herr Windham geht noch weiter und behauptet, es sey nichts Schädliches und Verbrecherisches in dem Verkaufe der Parlamentsstellen; er führt die richterlichen Aemter in den alten französischen Parlamenten, in England selbst geistliche und militärische Stellen an, welche gar häufig gekauft und deßhalb nicht schlecht verwaltet werden. Bei Untersuchung der Frage, was denn die Stimmen des Volkes bestimme, fragt er, woher es komme, daß ein großer Eigenthümer mehr Einfluß auf seine Zinsleute, als auf diejenigen solcher Güter habe, die ihm nicht gehören, oder warum ein reicher Fabrikant seine Arbeiter, und nicht des Nachbars seine auf den poll (Ort der Wahl) führet; warum der Bäcker und Metzger eines reichen Landedelmanns, für diesen statt für seinen Gegner stimmen, dessen Kundschaft sie nicht haben, oder der sie nicht so richtig bezahlt. Was, fragt er, haben diese Betrachtungen mit den erforderlichen Eigenschaften eines Parlamentsrathes gemein? Und wenn der Edelmann, statt selbst nach dem Amte zu streben, seinen Freund oder irgend eine andere Person vorschlüge, würde seine Wahl durch Gründe bestimmt werden, die den parlamentarischen Eigenschaften noch fremder wären, als die der Wähler

SOCIETÄT

ſelbſt? Wenn es denn unmöglich iſt, dieſe perſönlichen Beweggründe außer Einfluß zu ſetzen, und wenn ſie am Ende zu einer in vieler Rückſicht beſſern Wahl führen, als andere reinere, aber dem Irrthum mehr ausgeſetzte Triebfedern würden hervorgebracht haben: ſo muß man ſich ohne die unmöglich zu erlangende Reinheit deren Nützlichkeit noch zweifelhaft iſt, behelfen. Die Beſtechung worüber man ſo ſehr ſchreit, kommt darauf zurück, daß man das perſönliche Intereſſe des Volkes ins Spiel ziehen, es überreden, auf dieſe oder jene Art ſeine Gunſt gewinnen muß. Dieſe Mittel ſind nicht immer untadelig; aber doch immer eine dieſem Volke geleiſtete Huldigung, welches durch eine vortheilhafte Umkehrung der alten Lehnsrechte nun ſeiner Seits die herrſchaftlichen Gebühren und Rechte empfängt, die es ſonſt bezahlte.

Die engliſche Regierung beruht auf einem Syſtem von Einflüſſen, welche ſich durch die ganze Nation verzweigen, und eine Kette gegenſeitiger Intereſſen zwiſchen Reichen und Armen, zwiſchen dem Talent und der Macht, zwiſchen der öffentlichen Meinung und der Regierung ausmachen. Die Macht Aller iſt immer nur die Macht eines Einzigen oder einer kleinen Anzahl! Hier iſt zu gleicher Zeit die Macht eines Einzelnen, Aller und einer kleinen Anzahl beiſammen, und doch ſehr beſtimmt unterſchieden, neben einander geſtellt und vermiſcht, ſo daß ſie, wenn nur jeder der verſchiedenen Theile an ſeinem Platze bleibt, ein ziemlich feſt verbundenes Ganzes ausmachen. Ungeachtet vieles Streitens und unvermeidlicher Zänkereien iſt das Beſonderſte, das Bewunderswürdigſte, in der engliſchen Verfaſſung und was ihr eine lange Dauer zu verheißen ſcheint, dies, daß ſie ſchon alle menſchlichen Leidenſchaften befriedigt hat. Von dem großmüthigen Ehrgeize an, der bloß nach

Ruhme dürstet, bis zur niederträchtigsten Bestechung, finden alle ihre Rechnung dabei.

Vielleicht würden die Meinungen über die Parlaments-Reform weniger verschieden sein, wenn jedermann mit dem Worte Stellvertretung den nämlichen Begriff verbände. Jedes Parlaments-Glied, sagt Blackstone, obwohl nur von einem Bezirke gewählt, ist doch für das ganze Königreich und nicht bloß für seine Machtgeber da u. s. w., woraus folgt, daß die Parlamentsglieder keine Instructionen von ihrem Bezirke zu empfangen und nur ihrer eigenen Meinung über das Wohl nicht des Bezirks, sondern des ganzen Königreichs zu folgen haben. Die genaue geographische Stellvertretung ist also um so weniger wichtig.

„Die Engländer," sagt J. J. Rousseau, „halten sich für frei; aber sie sind es nur bei den Wahlen der Parlaments-Glieder. Sobald diese geendigt, sind sie Sklaven, sind sie nichts, und der Gebrauch, den man sie von ihrer Freiheit in ihrer kurzen Dauer machen sieht, zeigt, daß sie ihrer wenig würdig sind." — Die Gedanken einiger Reformatoren nähern sich diesem Grade der Uebertreibung; sie scheinen zu glauben, die Freiheit bestehe mehr darin, Gesetze zu machen, als ihres Schutzes zu genießen. Der beschimpfte, geplagte römische Bürger war unter den tyrannischen Obrigkeiten, die er selbst unter dem tumultuarischen Gedränge des Forums hatte wählen helfen, nicht frei: aber der Bürger von Manchester, Birmingham, seines Eigenthums, seines Lebens, seiner Befugniß der freien Ortsveränderung, alles dessen sicher, was ein Engländer sein Recht der Geburt nennt, ist sehr frei, ob er wohl nicht die geringste Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten hat. Wie kann er alles dessen sicher sein, wird man fragen? Das ist eine andere Betrachtung; das Recht, diejenigen zu wählen,

wählen, welche die Gesetze machen, kann das Mittel sein und nicht sein, gute zu bekommen, nicht aber die Freiheit selbst ausmachen, es sei denn jene speculative Freiheit, welche die französische Revolution sich vorsetzte.

Die Sicherheit des Eigenthums ist beinahe von eben so großer Wichtigkeit als die persönliche, nicht bloß weil das Eigenthum für seine Besitzer eine Quelle von Genüssen, sondern die Grundlage der Civilisation ist, ohne welche die menschlichen Fähigkeiten für immer vergraben bleiben würden. Die persönliche Sicherheit erfordert wenig Gesetze, und sie werden, wenn sie einmal vorhanden sind, von den Gerichtshöfen leicht aufrecht erhalten. Eine verdorbene Verwaltung macht ihre Angriffe nicht auf das Leben, sondern auf den Beutel, und ihren Ermächtigungen muß auch wieder mit dem Beutel gewehrt werden. Mithin muß die Sicherheit des Eigenthums der erste Gegenstand der Gesetzgebung seyn; sie verlangt Wächter, welche bei dem Umsturze der stehenden Ordnung viel zu verlieren und nichts zu gewinnen haben. Wie sie für die Aufrechthaltung der Regierung interessirt sind, müssen sie es auch dafür seyn, daß diese nicht unabhängig von ihnen und Herrin des Geldkastens werde, welcher für das Volk recht eigentlich das Palladium der Freiheit ist. Diesen Leuten mag immerhin Kühnheit fehlen, sie mögen mehr Klugheit als Talente besitzen; die Volkswahlen sind am geschicktesten, das Fehlende zu ersetzen. Die glänzenden Eigenschaften sind nicht allgemein genug mit den wesentlichen verbunden, als daß man wünschen sollte, sie in einer gesetzgebenden Versammlung herrschen zu sehen. Man weiß, wer die vom Volke gewählten Gesetzgeber der französischen Republik waren — Advocaten ohne Proceße, Dorfpfarrer, Schauspieler, alles, was in der

bürgerlichen Gesellschaft von dürftigen, frechen, an öffentliches Sprechen gewöhnten Abentheurern zu finden war, oder Theoretiker, die eine blinde Begeisterung dahin riß. Je reiner eine Wahl, d. h. je mehr sie von bloßer Ueberzeugung eingegeben wäre, desto schlechter würde sie ausfallen; denn niemand giebt sich die Mühe das Volk zu überzeugen, wenn er es betrügen kann. Diejenigen, welche es durch Freigebigkeit gewinnen, beweisen dadurch wenigstens, daß sie rücksichtlich des Geldes unabhängig und gemeiniglich für die Aufrechthaltung der Ordnung und der Ruhe interessirt sind. Die Reformatoren und selbst die gemäßigtsten, sagen, daß die gegenwärtigen Wahlen im Grunde eine wahre Neuerung sind, statt eines alten Gebrauchs, weil die entvölkerten Flecken (boroughs) nicht mehr sind, was sie waren; daß nach dem Geiste der Verfassung man nicht wollen könne, daß ein Drittheil der Parlaments-Glieder von einigen Familien gewählt werde, während neuere Städte und ihre zahlreiche Bevölkerung keine Stimme haben, daß eine solche Stellvertretung täuschend und völlig mißgestaltet sey. Man müßte jedoch betrachten, daß die Einwohner dieser neuern Städte meist Manufacturisten sind, und wegen ihrer Unwissenheit und ihres natürlichen Ungestüms die schlechtesten Wähler abgeben, die man nur irgend finden kann, so daß eine solche Art der Bevölkerung eher eine Verengerung als eine Ausdehnung des Wahlrechts wünschenswürdig machte, und für jede neue Manufacturstadt müßte man einen neuen Flecken (borough) schaffen, statt einen von diesen zu Gunsten jener eingehen zu lassen. Ohne diesen äußersten Satz nach der Strenge behaupten zu wollen, suche ich nur dem fremden Leser das gemischte Princip anzudeuten, worauf sich die englischen Parlaments-Wahlen gründen, damit er sich hüte, eine zufäl-

lige Einrichtung, deren scheinbare Ungereimtheit doch bis auf einen gewissen Grad wesentliche Vortheile verbirgt, nicht mit in die allgemeine Klage über Mißbräuche und Verderbnisse zu werfen. Das rechte Maß von Demokratie und Aristokratie für Parlaments-Wahlen ist eine Sache der Erfahrung und muß mehr durch Thatsachen, als durch Abstractionen bestimmt werden. Vielleicht wäre es gut, einige der rotten boroughs (verfallenen Flecken) einzuziehen und das Wahlrecht auf einige Städte überzutragen, welche es nicht haben; aber in diesem Falle müßten die Erfordernisse zum Stimmrecht höher gestellt, der Theil des Einflusses, welchen man den Reichsten nähme, den Mittelleuten zugelegt werden, oder vielmehr man müßte ihn den ganz Reichen und den ganz Armen völlig abschneiden, so daß der Einfluß des Eigenthums in der Masse vermehrt, und in der kleinen Zahl vermindert würde, kurz, das Stimmrecht dürfte nur solchen Leuten zukommen, welche eine Art von Unabhängigkeit haben und über das Bedürfniß erhaben sind. Ein Volk kann nicht geldreich und zahlreich sein, und zugleich eine sehr populäre Regierung haben; überall, wo man Riegel an die Thüren braucht, muß die Regierung eine angemessene Gewalt besitzen.

Das Ungewitter der Parteien, welches unaufhörlich am Horizonte Englands brüllt, die Uebertreibung in den Verhandlungen, das falsche Licht, das die öffentlichen Blätter auf alles werfen, geben ihm den Schein, als sei es immer am Rande einer Umwälzung, und wirklich scheint es, als fehlte nur ein kühner und geschickter Anführer, um die Regierung über den Haufen zu werfen und seinen Thron auf ihren Trümmern aufzuschlagen. Wir wollen einen Mann voraussetzen, der sich ganz zu einer solchen Unternehmung eignet, verherrlicht durch

große Kriegsthaten zu Wasser oder zu Land, unterrichtet, beredt, an Geschäfte gewöhnt, und so entblößt von Grundsätzen, so geschmeidig, als ihr ihn euch denken könnt. Ein solcher Mann säße unfehlbar im Parlamente; dies ist eine so glänzende Laufbahn, daß es ihm nicht in den Sinn kommen könnte, sich eine andere zu bahnen, mit Gefahr, sich sofort bloß zu geben, und alle Gewalten gegen sich zu kehren. Ein ehrgeiziger Bürger hat diesen großen und schönen, aber auch nur diesen Weg vor sich. Ist er einmal im Parlamente und in der Opposition (denn damit fangen sie alle an), so wird er die Minister necken, ihre Maßregeln verschreyen, der Abgott des Volkes werden, endlich, an der Spitze einer Partei, eine Mehrheit im Parlamente erlangen und sie zwingen, ihre Stellen niederzulegen. Immer im Strome schwimmend, wird dieser ihn zu angenehm fortreißen, als daß er versucht sein sollte, ihm zu widerstehen, auch wenn er es wollte, und er sehr natürlich an ihre Stelle treten, wahrscheinlich als erster Minister. Was wird er nun thun? Etwa die Abgaben vermindern, die Mißbräuche abstellen, gegen die er so sehr declamirt hat, die parlamentarischen Kunstgriffe, wodurch die Macht der Minister gesichert wird, außer Gebrauch setzen? Nichts von dem Allen. Das immer wachsende Geldbedürfniß wird ihn wahrscheinlich nöthigen, die Abgaben zu vermehren, statt sie zu verringern, und an den Einfluß der Minister aufs Parlament zu rühren, wird er sich weislich hüten; seine Vorgänger sind noch da und nehmen ihn von den Bänken der Opposition aus, wohin sie sich verfügt haben, aufs Korn, bereit und fertig, ihn zu stürzen, sobald er die Schranken öffnet. In dieser Stellung haben sie gut Spiel, ihm die Verleugnung seiner eigenen Grundsätze und seine abscheuliche Falschheit vorzuwerfen. Von diesem Augenblicke an

Digitized by Google

sinkt er in der Gunst des Volkes sehr geschwind, jedes Mittel, sich der Oberherrschaft durchs Volk zu bemächtigen, ist für immer verloren. Seine Talente wollen wir so groß annehmen, daß er sich zeitlebens im Ministerium erhält; aber er kann nicht mehr sein als dies, und wenn er die Pairschaft erlangt, was ihm leicht und lockend sein wird, so ist er nur um desto entfernter von jener Art der Gewalt, wonach ein Usurpator strebt. Das bürgerliche Leben bietet also keinen Weg zu einer Usurpation dar. Giebt es einen durch die Kriegsmacht, d. h. durch die Landmacht? denn die Seemacht vermag nichts. Die Lage Englands erfordert wenig regelmäßige Truppen, und bietet ihnen wenig Gelegenheit dar, furchtbar zu werden. Das englische Heer ist, in gewöhnlichen Zeiten, eine Art wohlgeübter Miliz, welche nie Pulver gerochen hat, von reichen Leuten befehligt, welche keine Erfahrung haben, und nur auf ihr Vergnügen sinnen. Dies Heer wird im Lande selbst, das niemals der Kriegsschauplatz ist, nie in Corps zusammengezogen, und wenn es etwa auf dem Festlande gebraucht würde und einen Feldherrn hätte, der damit große Thaten thäte, und nun, wie Cäsar, an der Spitze seiner siegreichen Schaaren zurückkehren wollte: so muß er sie erst auf einer Transportflotte einschiffen, der Seemacht preis geben. Wenn er dann aber auch die zerstreuten Mannschaften nach dem Ausschiffen zusammenzöge, so wäre dies Beginnen um so gefährlicher, da er keinen Vorwand dazu hätte.

Die jetzige Lage Englands, mit einem sehr zahlreichen und kriegerischen Heere, bietet gewiß mehr Gelegenheit zu einem Thronraub durch Soldaten dar als je; aber die Schwierigkeit der Ueberfahrt bleibt die nämliche. Die Sitten sind einer solchen Unternehmung ganz besonders entgegen, und die Umstände werden sich eher

Digitized by Google

als die Sitten ändern. Ein äußerster Mißbrauch der Macht von Seiten der Regierung könnte ohne Zweifel Widerstand, Empörung und Ermächtigung herbeiführen, wie unter Cromwell; aber das ist ein anderer Fall. Ich rede hier bloß von freiwilliger Usurpation, und diese Art ist in England fast unmöglich.

Die von de Lolme zum Beweis der Festigkeit der Macht der Krone angeführten Thatsachen gelten auch als Beweis für die Festigkeit der ganzen Verfassung. Er erinnert (S. 214 der 4ten Ausgabe), wie leicht Marlborough und seine Anhänger ihrer Macht beraubt wurden. Hannibal, sagt er weiter, setzte unter fast ähnlichen Umständen den Krieg gegen den Willen des Raths von Carthago, so wie Cäsar in Gallien fort; und als er endlich aufgefordert wurde, sein Amt niederzulegen und seine Vollmacht abzugeben, ging er auf Rom los und gründete hier eine unumschränkte Soldatenherrschaft. Man findet in diesem Werke von de Lolme eine sehr lichtvolle Auseinandersetzung alles Wissenswürdigen aus der englischen Verfassung und Gesetzgebung. Die gemäßigten Engländer schätzen ihn sehr. Die strengen Whigs machen ihm den Vorwurf, daß er das, was sein sollte und als vorhanden angesehen wird, auch als wirklich annähme, und man muß gestehen, daß er die Dinge ein wenig zu sehr von der schönen Seite ansieht. Ein Beispiel! „Da die ausübende Macht," heißt es bei ihm, „ungetheilt nur in einem Einzelnen ruhen kann, so sind alle übrigen dabei interessirt, ihn in seinen Schranken zu halten, und die Gesetze gegen den Mißbrauch der Gewalt zu verwahren. Die Habeas-Corpus-Acte z. E. wird mit demselben Eifer von dem Vornehmsten wie von dem Geringsten vertheidigt." Mit der nämlichen liebenswürdigen Einfalt fährt er fort: „Der Minister selbst ist eben so

interessirt bei der Aufrechthaltung der Gesetze worauf die Freiheit beruht, als der gemeinste Bürger; denn er weiß, daß Launen oder Ränke ihn unter die Menge zurückschleudern können und daß ein gehässiger Nachfolger ihn in einem Gefängniß könnte schmachten lassen." Diese ganze Gedankenreihe könnte man auf Richelieu, Wolsey, Strafford oder auf jeden andern tyrannischen Minister, und, wie hier zu Lande viele Leute mit Recht oder Unrecht hinzufügen würden, auch auf Pitt anwenden, und es scheint nicht, daß diese Betrachtung viel Einfluß auf ihr Betragen gehabt habe.

Je weiter ich mich von London entferne, desto gemäßigter finde ich die politischen Meinungen, desto weniger reden die Leute von einer Staatsumwälzung, entweder weil sie eine fürchten, oder eine wünschen, oder glauben, das Volk sei dazu geneigt. Die Partei, deren Posaune wo nicht gar Anführer Cobbett ist, scheint mir außer der Hauptstadt nicht zahlreich zu sein. Dieser politische Schriftsteller ist eine in England ganz eigenthümliche Nationalerscheinung; es ist Hogarth mit der Schreibfeder; seine Zerrbilder sind von Meisterhand. Fremde, welche die Parteischriften, die unaufhörlich unter den englischen Pressen hervorquellen, und besonders Cobbett lesen, machen sich eine ganz irrige Vorstellung von dem Stande der Sachen. In Amerika glaubte ich nebst vielen andern, und ich weiß, daß Personen an der Spitze der amerikanischen Regierung es geglaubt haben, und wahrscheinlich noch glauben, England sei am Vorabend einer Umwälzung, welche sie zu benutzen hoffen, um sich dem Joche seiner Seemacht zu entziehen. Wenn man sich in einem Englande so ähnlichen Lande dergestalt irren kann, wie wird es vollends in Frankreich seyn, wo man gar keinen richtigen Begriff von der Uebertreibung und Frechheit sol-

cher Schriften hat? Weit entfernt, alles was, diese politischen Schriftsteller sagen, nach dem Buchstaben zu nehmen, sehe ich vielmehr, daß das englische Publicum sie als eine Art von Kämpfern betrachtet, deren Geschicklichkeit und Stärke anzieht und ergötzt, die aber bei ihren Kämpfen keinen andern Zweck haben, als den Kampf selbst und keine andere ernstliche Absicht, als — Unterzeichnungen. Die Meinung, welche man von der Aufrichtigkeit der Sprechenden und Schreibenden faßt, ist von solcher Bedeutung, daß ohne sie keine wahre Ueberzeugung statt finden kann. Welch einen weit tiefern Eindruck macht doch die kurze Wiederholung des eingeleiteteten Prozesses vom Richter, als die schönsten Reden, die vorher gehalten wurden! — Herr Cobbet hat die Gabe der Invective im höchsten Grade; er ist Titularprofessor dieses Theils der Logik; die seinige ist stark und männlich; er hat eine an treffenden und lichtvollen Vergleichungen vorzüglich reiche Einbildungskraft. Unter dem Schutze vieler Wahrheiten, eines Scheins von Freimüthigkeit und einfacher und derber Aufrichtigkeit, läßt er irrige und gefährliche Grundsätze mit unterlaufen; aber so viel ich sehe traut man ihm nicht. Mich dünkt, er würde mit weniger Uebertreibung viel mehr Gutes oder viel mehr Böses bewirken. Seine Unzuverlässigkeit macht ihn unwirksam. In diesem Augenblicke ist er in einen peinlichen Prozeß wegen Aufwiegelung der Soldaten zum Ungehorsam verwickelt, und heut sollte er sein Urtheil empfangen.

Keine Regierung in Europa könnte den Anfällen, die unaufhörlich gegen die hiesige gerichtet werden ausgesetzt, sein, ohne tief verwundet zu werden. Hier läßt man Dinge drucken, welche in jedem andern Lande die Köpfe entzünden würden; aber sei es aus Unempfindlichkeit, Vernunft oder Gewohnheit, kurz man geräth hier nicht so leicht in

Digitized by Google

SOCIETÄT

Bewegung. Die Gefühllosigkeit äußert sich auch bei den empfindlichen Vorfällen, welche Einzelne betreffen; täglich werden in Druckschriften so niedrige, so lächerliche Schändlichkeiten an den Tag gebracht, daß man meinen sollte, die, welche derselben beschuldigt werden, Gesetzgeber, Minister, Prinzen, müßten vor Scham sterben, oder sich ihr ganzes übriges Leben in eine Einöde verkriechen. Mit Nichten! Sobald den Nacken aus dem Halseisen ist, welches der Zeitungsschreiber ihnen umlegte, sobald die Schultern nach der Geißelung, die er ihnen gab, wieder bedeckt sind, sieht man sie ihren Rang in der Gesellschaft wieder einnehmen, als wenn nichts geschehen wäre. Es ist auffallend, daß ein so stolzes, so hochmüthiges, und wenigstens eben so sittliches Volk als die benachbarten Nationen so wenig empfindlich für die Schande ist.

Folgende von Pennant *) erzählte Anekdote giebt ein auffallendes Beispiel von den Lastern und Tugenden der schottischen Bergbewohner. „Als der Prätendent nach seiner Niederlage von einem Zufluchtsorte zum andern floh, und 30,000 Pf. St. auf seinen Kopf gesetzt waren, verbargen ihn zwei Brüder, Namens Kennedy, eine Zeit lang. Oft stahlen sie, um demselben Nahrung zu verschaffen und trieben ihren Eifer und ihre Kühnheit so weit, daß sie das Gepäck eines Generals überfielen und wegnahmen, damit der Fürst keinen Mangel an Hemden leiden möchte. Einige Jahre darnach wurde der eine dieser Kennedy in Inverneß gehängt, weil er eine Kuh, an Werth 30 Sch., gestohlen hatte. Und der Unglückliche hatte der Versuchung widerstanden, 30,000 Pf. St. zu verdienen! Man fügt

*) Pennant 2r Th. S. 346.

noch hinzu, daß er im Augenblick seiner Hinrichtung seine Mütze abgenommen und Gott gedankt habe, daß er nie das Vertrauen eines Menschen verrathen, nie den Armen Leid gethan, nie sich geweigert hätte, sein Brot mit dem Fremden und Nothleidenden zu theilen." Man glaubt unter den Arabern zu sein!

Die Neujahrsnacht schläft man in Edimburg nicht. Unter dem Volke ist es gewöhnlich, alle Frauenzimmer zu umarmen, die man um Mitternacht auf den Gassen zu Fuß oder zu Wagen antrifft. Wenige setzen sich diesen Liebkosungen aus; aber doch laufen die gemeinen jungen Burschen die ganze Nacht auf den Gassen herum, schlagen an die Thüren und machen Lärm. Es ist ein Ueberbleibsel der groben Sitten, die man duldet; und wenn man bedenkt, was dies Land vor seiner Vereinigung mit England war, so hat man mehr Ursache, sich zu wundern, daß es so sehr, als daß es so wenig polizirt ist.

Die Hoffnungen der whigschen Partei sind doch nicht ohne alle Beimischung von Furcht, welches auch die Grundsätze des muthmaßlichen Thronerben sein mögen. Andere Zeiten, andere Sitten, und ein whigscher König ist ohne Beispiel. Das Königshandwerk erfordert, sich so viel Macht anzumaßen, als nur geht (die Minister sind der König), und des Parlaments Beruf ist, ihm diese Fuß für Fuß streitig zu machen. Die britische Verfassung ist ein Ding, das nachgiebt und sich nach der Seite dehnen läßt, wohin man es zieht. Bis zu einem gewissen Punkt kann man ihr jede beliebige Ausdehnung und Richtung geben, und dafern es nicht möglich wäre, diese Richtung im Voraus für alle künftige Veränderungen, Umstände und Fälle zu bestimmen, muß man wohl vertheidigen, was immer streitig gemacht

wird und werden wird, und seine Rechte in ihrem ganzen Umfange behaupten, um davon zu behalten, was Vernunft und Nothdurft erfordern. Mit einem Worte, mit einem whigschen Könige würde es sich eben so verhalten, wie mit einem Quäkervolke, das Nachbarn hätte, die es nicht wären.

Man hat mich versichert, daß im Jahre 1794 nur 13 Personen es wagten, Foxens Geburtstag zu feiern, und die Nahmen dieser 13 kühnen Patrioten wurden an der Thür aufgezeichnet und als verdächtig dem furchtbaren Ministerium jener Zeit (Pitt) eingeschickt. Letzteres Jahr waren 150 Gäste bei dieser Mahlzeit, und dießmal noch 50 mehr. Man versichert dieser Zuwachs bestehe hauptsächlich aus solchen Leuten, die man hier Ratten nennt, weil die kleinen Thiere dieses Namens einen Instinct haben, alte Gebäude zu verlassn, die bald einstürzen wollen. Die Anspielung ist deutlich.

Man legt in der Gegend um Edimburg neue Sammelplätze von Kriegsgefangenen an, und es sind schon mehrere Abtheilungen solcher Unglücklichen zu Schiffe aus dem mittäglichen England angekommen und in Leith ausgeschifft worden. Ehe man sie in die Sammelplätze vertheilt, werden sie ins Edimburger Schloß quartiert. Ich erfuhr, daß sie meist ohne Schuhe, im Kothe wadend angelangt wären. Begierig zu sehen, was daran wäre, und zur Linderung ihres Elendes beizutragen, ließ ich mich dem commandirenden Offizier Col. Maghie vorstellen, der die Güte hatte, mich zu den Gefangenen zu begleiten. Ich fand ungefähr 3 — 400 Menschen, die wie Seeleute aussahen, in einem offenen Ort eingesperrt waren, der vor demjenigen Theile der Gebäudes ist, wo sie des Nachts liegen. Dieser Platz, ungefähr 100 oder 120 Fuß im Gevierte, mit einem Gatter umgeben, hat vor sich die

Neustadt und eine herrliche Aussicht, zu deren Genuß diese Unglücklichen freilich eben nicht aufgelegt sein möchten. Sie spazierten die Länge und Breite im Kothe herum und plauderten meist ziemlich fröhlich mit einander, waren ärmlich gekleidet, doch nicht zerlumpt, und die, welche keine Kleider haben, erhalten gelbe Jacken, weil diese kenntliche Farbe ihnen die Flucht erschwert. Ihr gewöhnlichstes Schuhwerk bestand aus einer hölzernen Sohle und oben drüber Anschroten von Tuch. Sie sagten uns, daß ungefähr 150 unter ihnen ohne Schuhe wären, und der Obrist versicherte, daß sie ihnen beim Abgange aus dem Schlosse nach dem Sammelplatz gereicht werden würden. Ihre tägliche Beköstigung besteht aus 1½ Pf. Brot, das Pf. zu 3 d., ½ Pf. Fleisch, zu 6¾ d. das Pf., ein- oder zweimal die Woche erhalten sie statt des Fleisches Fisch. Jeder hat eine Hangematte oder ein Schiffsbett, und zwei wollene Decken. Funfzig flehende Hände boten Werke ihrer Geschicklichkeit zum Verkauf an, Uhrbänder von Haaren und allerlei sehr sinnreich verfertigten Flitterklam. Ein junger Mann, dessen Gesicht von guter Laune leuchtete, erzählte mir, daß er sieben Jahre so im Käfig zugebracht habe, indem er am Bord des ersten nach Wiederausbruch des Kriegs gekaperten Schiffs gefangen genommen worden sei. Was hätte man denn bei solcher Stimmung noch auf der Welt zu beneiden? und was sind die reichsten Gaben des Glücks gegen die unzerstörbare Anlage, allenthalben glücklich zu sein! Mehrere dieser Unglücklichen sah ich, von den andern abgesondert, den schmalen kothigen Raum durchschweifen, oder an das Gatter gelehnt, mit hohlen, stieren Augen, abgezehrten, erdfahlen Gesichtern, traurig brütend über nichts, über die Zeit, die nicht vergeht, über diese ewigen Stunden, die keine andere Veränderung herbeiführen, als die des

Lichts und der Finsterniß, eines Lichts mit langen und schaurigen Zwischenräumen der Dunkelheit, über ein Dasein nachsinnend, dessen Dauer nichts bezeichnet, und doch die schönsten Jahre des Lebens verzehrt, endlich über die Vernichtung einer flüchtigen Hoffnung auf Befreiung — ich meine die fruchtlos gebliebenen Unterhandlungen wegen Auswechselung der Kriegsgefangenen. Und in dieser kläglichen Lage sollen sich 50 — 60,000 Menschen befinden! Gewiß nicht so viele; der größte Theil fühlt nicht, daß ihm die Haut über die Ohren gezogen wird. Man sah hier die unbekümmerte Menge sich mit großem Geschrei um einen Winkel drängen, wo mit Nadeln oder Würfeln gespielt wurde, mit dem nämlichen lauten Gelächter, den nämlichen rasenden Schwüren, als wenn es um ihre theuersten Angelegenheiten zu thun gewesen wäre; alle redeten auf einmal, und keiner verstand etwas. Ein Aristokrat am Laternenpfahl, die Hinrichtung Robespierre's, die Nachricht von einer allgemeinen Auswechselung der Gefangenen hätte keine größere Bewegung, kein ärgeres Geschrei erregen können. Es ist die möglich beste Schule des Müßigganges und der Laster aller Art. Wenn diejenigen, von welchen hier und in Frankreich die Befreiung so vieler Unglücklichen abhängt, sehen könnten, was an den Orten vorgeht, wo sie eingeschlossen sind, alle Uebel, die hier geduldet und vorbereitet werden; so müßte nothwendig die Auswechselung erleichtert werden, welche harte Herzen man auch bei ihnen voraussetzen möchte. Mehrere Gefangene schienen alt und kraftlos, und könnten ohne Gefahr heimgeschickt werden. Ich hörte von dem Capitän eines Schiffs der indischen Compagnie erzählen, der zu Anfang des Kriegs 1793 gefangen, beim Frieden 1802 befreit, im folgenden Jahre wieder gefan-

Digitized by Google

gen wurde und noch jetzt Gefangener ist, und Weib und Kinder in Frankreich hat.

Jetzt eben gibt man hier ein Aergerniß anderer Art. Es sind vornehme Personen von beiderlei Geschlecht in der ausdrücklichen Absicht angekommen, um gegenseitige eheliche Austauschungen vorzunehmen, welches man in der Handelssprache ein Riscontro oder Ab- und Zuschreiben nennen würde. Die Sache ist folgende: Lady Charlotte W** hat sich heftig in Lord P**, einen, wie man sagt, mit jenen Eigenschaften, die allenthalben unwiderstehlich machen, begabten Helden in der Liebe und in der Schlacht, verliebt, und sich unverholen ihrem Geliebten in die Arme geworfen. Der Gemahl dieser gefühlvollen Dame ist, wie es scheint, ein vernünftiger und duldsamer Mann, der sich erboten hat, seine Frau wieder zu sich zu nehmen, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehren wollte u. s. w. Allein diese setzte eine Ehre darein, in der Unbeständigkeit beständig, gewissenhaft in der Vergessenheit dieser Pflichten zu sein, und so mußte er es denn endlich auf Scheidung ankommen lassen. Es ist hier nicht der Gebrauch, sich mit dem Liebhaber seiner Frau zu schlagen; wohl aber, wie es scheint, für seine Schwester, denn der Bruder der Lady Ch. W** hat den Liebhaber aufs heftigste verfolgt. Dieser aber hat mit dem Zartgefühl der wahren Ehre und der Zuversicht eines Mannes, dessen Muth nicht zweifelhaft ist, ohne Klage alle verdiente Beleidigungen ertragen, und sich geweigert, das Blut des Bruders zu vergießen, nachdem er die Schwester entehrt hatte. Dies Liebespaar ist nach Schottland gekommen, um seine Verbindung durch Verheirathung noch fester zu knüpfen. Da aber Lord P** schon verheirathet ist und Untreue des Ehemanns in England die Ehe nicht löst, wohl aber in Schottland, so hat man seine Zuflucht zu einer

örtlichen Untreue, nach den Worten des Gesetzes, nehmen müssen, und Lord P** hat sich nun in richtigen Stand gesetzt. Noch nicht alles! seine erste Frau mußte auch dabei-sein. Ihr kam es zu, wegen Untreue ihres Mannes zu klagen und sie hätte die Bosheit haben können, es nicht zu thun; aber Amor hat gegen die von ihm gestifteten Uebel selbst ein Mittel bereitet. Der Herzog von A** hat sich das Schicksal der neuen Dido zu Herzen gehen lassen und in ihr eine Geneigtheit bewirkt, sich die Scheidung gefallen zu lassen. Am Ende machte man es übers Kreuz. Lady Ch. W** hat den Lord P** und Lady P** den Herzog von A** geheirathet. Lord P** vertauscht durch dies Abkommen eine schöne und liebenswürdige Frau gegen eine, die einer dieser Vorzüge fehlt, eine Gattin, die er, wie man sagt liebte, gegen eine, die er nicht liebt. Es ist also hier bloß Großmuth und Hingebung im Spiele. Zu bemerken ist noch, daß das neue Paar schon 14 Kinder zählt, da Lady P** vor ihrer Scheidung sechs, und Lord P** acht gehabt hat.

Eine andere abweichende Heirath beschäftigt und ärgert gegenwärtig die Edimburger Welt. Die verstoßene Gemahlin eines schottischen Lords, der früher Gesandter an der Pforte war und England mit gelehrten Ueberresten Griechenlands bereichert, hat sich wieder mit ihrem Geliebten verheirathet. Dies kostete diesem glücklichen Liebhaber 10,000 Pf. St.; aber nach seiner guten Laune, nach seinem vergnügten und zufriedenen Wesen zu schließen, scheint er zu glauben, er hätte für das doppelte noch nicht zu theuer gekauft.

Die Ehescheidungen sind ohne Zweifel jetzt viel häufiger als ehedem. Vor 30, 40 Jahren wies man mit dem Finger auf eine geschiedene Frau, als auf einen Gegenstand der Neugier und der Verwunderung. Jetzt

macht nicht sowohl das Uebel als das Mittel Aufsehen, und der Hof der beiden letzten Stuarts, wo dies Mittel unbekannt war, hätte es viel nöthiger gebraucht, als der Hof Georgs des Dritten.

Man hört jetzt allgemeine Klagen über Handelsnoth; bei den Manufacturisten in Glasgow ist sie außerordentlich. Man muß sie großen Theils den Beschränkungen auf dem europäischen Festlande und in den vereinigten Staaten von Amerika zuschreiben: auch die Rückwirkung der unklugen Speculationen nach dem spanischen Amerika trägt gewiß viel dazu bei. Die Einwohner von Edimburg, obwohl ohne allen Antheil am Handel und den Manufakturen, sind sichtbar davon ergriffen.

Sehr hat mich Wunder genommen, daß unter den täglich häufiger werdenden Bankerottirern sich auch Pächter befinden. Ein einziger Grundbesitzer hat dreizehn Pächter die bankerott geworden sind! Die Bilanz eines Pachters würde in Frankreich eben so außerordentlich und lächerlich scheinen, als die Bilanz einer Obsthökerin oder eines Essenkehrers; aber ich habe schon angemerkt, daß der englische Pachter ein großer Fabrikant ist und kein bloßer Bauer, ein Geschäftsmann, der seine Bücher nach allen Regeln hält. Noch wußte ich aber nicht, daß er auch seinen Banquier hat, der ihn in den Stand setzt, seinen Pacht zur gesetzten Frist zu bezahlen, indem er ihm Vorschüsse auf den Credit seines Capitals oder seiner Ernte auf dem Boden macht, die jener bis zu vortheilhafterem Verkaufe aufhebt, oder der die Verschreibungen seiner Abnehmer discontirt, wenn er zur Zeit verkauft hat. Der Vortheil der aus diesem erleichterten Umlauf für den Handel entspringt, ist eben so offenbar für den Ackerbau, veranlaßt aber auch die nämlichen Mißbräuche. Wie bei jedem verwickelten Geschäft, treten hierbei

bei Unfälle ein. Wenn in einem Zweige dieses großen Systems des öffentlichen Credits irgend eine Stockung entsteht, wenn eine der Haupthanquen weniger discontirt, so sind alle andern ebenfalls dazu genöthigt; und bei allem Getreide auf dem Boden, bei allen acceptirten Wechseln in seiner Brieftasche kann der Pachter wie der Kaufmann dahin kommen, daß er nicht im Stande ist, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Dieser Bankerott ist jedoch nur eine Ausnahme von der gewöhnlichen Pünktlichkeit, und die französischen Pächter wurden nicht bankerott, eben weil diese Pünktlichkeit dort nicht vorhanden war. Da die Capitalisten sicher sind, ihren Landpacht zum bestimmten Tage zu heben, so haben sie auch um so mehr Lust, Urbarmachungen und andere Werke, welche die Anlegung großer Capitalien erfordern, zu unternehmen und mit einer geringern Rente zufrieden zu sein, so daß die Pünktlichkeit des Pachters ihm eben sowohl als dem Eigenthümer zum Nutzen gereicht, und der Gewerbfleiß überall ermuntert und belebt wird.

Mit Vergnügen nahm ich den mir gemachten Vorschlag an, in eine Grube mit einzufahren, die mir Stoff zur Beobachtung geben mußte. Das ist ein etwas schauerliches Beginnen. Das Ende des Tau's, womit man die Kohlen heraufzieht, wird zu einer großen Schleife geschlungen; hier hinein steckt man das Bein, umklammert das Tau fest mit den Armen und so rücklings stößt man euch von dem Gerüste ab, und ihr schwebt über einem Abgrunde, dessen schreckliche Tiefe die Dunkelheit verbirgt. Ein Kohlengräber trat neben mir ins Tau, und so fuhren wir hinunter. Die Felsenmauer um uns herum schien schnell in die Höhe zu steigen, wie die Ufer eines reißenden Flusses, auf welchem man im Kahne hinunter fährt, vorüberzufliegen scheinen. Der Eingang

in diesen tiefen Brunnen war nur noch ein Li
aus Furcht vor Schwindel schloß ich die Auge
wir kamen bald 378 Fuß tief auf die Erde
andere Personen fuhren nach uns ein. Mit ei
ßen wollenen Oberrock über unsern Kleidern,
einem Lichte in der Hand, gingen wir durch ei
Gasse vorwärts, über uns Fels, unter uns
beiden Seiten eine schwarze glänzende Mauer.
lenkarren laufen in zwei eisernen, längs der G
befestigten Rinnen. Zu diesen Karren braucht
bis 60 Pferde, für welche ein großer Stall da
nahe dabei ein kleiner Röhrbrunnen, um sie zu
Ihr Haar ist fein, weich und glänzend wie
Maulwurfe. Ob sie gleich fast immer in diese
welt leben, so zieht man sie doch zuweilen und
leicht in einem großen Netze oder Sacke hera
Karren fassen 8 große Körbe mit Kohlen, die
auf andern kleinen Karren nach der Hauptgasse
werden. Diese kleinern Karren ziehen oder schie
der auf Nebengassen, welche die Hauptgasse un
ten Winkeln durchschneiden. Sie sind nur so
die Kohlenschicht, nähmlich 4½ Fuß, aber die H
ist etwa 18 Zoll höher in die Decke des Felsens
damit die Pferde durchkönnen. Man muß also
gehen und oft ausruhen. Die Gassen sind
breit und eine 36 Fuß von der andern entfern
dere Gassen, die mit der großen paralell laufen,
schneiden die erstern, und da sie die nämlich
und den nämlichen Zwischenraum haben, so fo
aus, daß die ganze Grube in Blöcke von
in allen Richtungen getheilt ist. Unaufhörlich
sich Wasserstoffgas aus den Kohlen, mit ein
merklichen Zischen, und es ist von höchster Wi
daß dieses Gas mittelst eines äußern Luftzugs

SOCIETÄT

schafft werde. Um diesen Zug hervorzubringen, theilt man die Oeffnung oder den Schacht durch eine Bretterwand, so daß die Luft auf einer Seite hinunter, und auf der andern hinaufzieht. Diese Scheidewand läuft auch durch die Gassen fort, bis wieder zurück an die Oeffnung; denn nun entsteht ein Luftzug von einer Gasse zur andern, ohne wieder in die nämliche zurückzugehen. Wenn man einen zweiten Schacht am andern Ende des Bergwerks anlegt, so zieht die Luft in dem einen hinunter und zum andern wieder hinaus. Einige dieser Gruben sind größer als Philadelphia, und ihre Gassen eben so regelmäßig als die Gassen dieser Stadt. Es gehört viel Kunst dazu, allenthalben Luftzug hinzubringen, ohne eine Gasse zu vergessen, und das geringste Versehen hierin verursacht oft große Unglücksfälle durch die Entzündung des Wasserstoffgasses. Die Gassen sind mittelst des Kompasses angelegt und mit solcher Genauigkeit vermessen, daß ein neuer Schacht, den man von oben herunter treibt, gerade an die Gasse oder den Gang mehrere hundert Fuß tief unten trifft. Ob nun gleich das Bergwerk so in allen Richtungen durchgraben ist, darf man doch nicht denken, daß die Blöcke oder Pfeiler von 36 Fuß übrig gelassen würden. Man fängt vielmehr an dem von dem Eingange entferntesten Punkte an, einen nach den andern wegzunehmen, und erst nachdem man einen Raum von 2 — 300 Fuß ins Gevierte leer gemacht und alle Stützen weggenommen hat, fängt die Decke an zu spalten und fürchterlich zu krachen, indem sie sich nach und nach bis zum Boden senkt. Die Arbeiter ängstigen sich darüber nicht, sondern verlassen sich auf die Pfeiler, an welchen sie arbeiten, fahren immer fort zu arbeiten und die Decke sich hinter diesen Pfeilern zu senken, bis man an den Fuß des Schachts kommt, keine Kohle mehr in der Grube

vorhanden, und selbst der Raum, welcher sie enthielt, verschwunden ist. Indessen spüren die Leute oben auf der Erde nichts von dem, was unter ihnen vorgeht; die von Steinen gebauten Häuser werden nicht erschüttert; das sinken ist so gleichförmig, das es unmerklich wird, oder es findet auch gar kein Sinken Statt, und die Zwischenräume der zusammengebrochenen Felsen ersetzen die weggenommene Kohlenschicht. Die Kohlenschichten liegen gemeiniglich ein wenig abhängig und die Arbeit geht hinaufwärts, wie die Gassen oder Gänge nach dem Schachte oder der Oeffnung der Grube abwärts laufen, wodurch das Fahren der Kohlen und das Abtrocknen des Wassers sehr erleichtert wird. Die Kraft der Dampfmaschiene hebt die Kohlen und das gepumpte Wasser heraus.

Die Bergleute sehen aus der Beschaffenheit des Felsens, in welchem sie den Schacht graben, wann sie an die Kohle kommen; auf den schwärzlichen Schiefer folgt eine Lage weißer Sandstein, welcher die Kohlenschicht deckt, und unter dieser ist wieder eine Lage weißer Stein. Sie graben die Woche ungefähr zwei Klaftern tief in den Schacht.

Der Vorrath in London hat sich seit einigen Jahren um den vierten Theil vermehrt, und beläuft sich jährlich bis auf eine Million Caldronen *) oder 1,200,000 Tonnen Kohlen, welche 6000 Schiffsladungen, jede zu 200 Tonnen, betragen **). Sie machen jährlich neun Reisen, und es werden folglich bloß in diesem Zweige des Handels zwischen London und Newgate 666 Schiffe

*) chaldron, ein Kohlengemäß von 36 Scheffeln.

**) Die von den bloß in London verbrauchten Steinkohlen erhobene Abgabe trägt dem Staate nahe an 600,000 Pf. St. ein. (Oddy's canal navigation.)

gebraucht. Die Bemannung besteht aus zwei alten Seeleuten, einer als Capitain, der andere als dessen Gehülfe, und aus acht jungen Bootsleuten oder Lehrlingen, die alle von dem Pressen für die königlichen Schiffe frei sind. Der Capitain und sein Gehülfe erhalten jeder ungefähr neun Guineen für die Reise, die Lehrlinge bloß den Unterhalt. Dies ist also eine Schule für mehr als 5000 junge Matrosen und eine Anstalt, um 1000 alte Seeleute aufzumuntern und zu belohnen. Der berühmte Seemann Cook hatte auch auf einem Kohlenschiffe gelernt.

Wenn die Kohle aus der Grube an die Oberfläche kommt, so schafft man sie auf vierrädrigen Karren, die auf zwei parallel und gleich hoch auf dem Wege aufliegenden eisernen Stangen *) rollen, ans Ufer des Flusses. Die Räder sind von Eisen und in der nämlichen Form gegossen, ihre Achse dreht sich zugleich mit ihnen um, und somit ist ihre Bewegung vollkommen gleich. Der Umfang dieser Räder ist hohl ausgefugt, so daß sie sich in ihrer Stellung auf den eisernen Stangen erhalten. Jeder dieser Karren führt 92 Scheffel Kohlen, welche außer dem Gewichte des Karrens 2½ Tonnen wegen. Sie werden von einem einzigen Pferde mit solcher Leichtigkeit gezogen, daß der Fuhrmann beim geringsten Abhange genöthigt ist, einen Knöppel ins Rad zu stecken, um durch die Reibung die Bewegung zu hemmen und zu verhindern, daß der Wagen das Pferd nicht fortreiße. Die Kohlen werden in platte Kähne von ungefähr 15 Tonnen, die man Keels nennt, geschüttet, um sie am Bord der Schiffe zu bringen.

Die Leute, welche in den Gruben unter der Erde

*) Diese eisernen Wege nennt man railways.

arbeiten, genießen gemeiniglich einer bessern Gesundheit als die, welche auf der Erde arbeiten, da die regelmäßige Temperatur sie vor vielen Krankheiten bewahrt und überdies die Luft beständig erneuert wird.

Als wir an den Eingang des Bergwerks, Speedwell, Leadmine oder Navigationmine genannt, angekommen waren, gab man jedem von uns ein Licht in die Hand, und wir stiegen hundert und sechs Stufen oder holprige, schmutzige, schlüpfrige Unebenheiten, die man in den Felsen angebracht hatte, hinunter. Am Fuße dieser Art von Treppe fanden wir einen 7 Fuß breiten, mit 2 Fuß Wasser bedeckten, horizontalen Gang, der einen unterirdischen Canal bildet, auf welchem wir uns in einem langen, platten, mit Bänken versehenen Kahne einschifften. Die Bergleute stießen von Zeit zu Zeit an den Felsen, wodurch der Kahn sehr schnell fortging; an einigen Stellen zeigten sie uns Spuren des Metalls, zu dessen Gewinnung dieses große Werk ausgeführt worden ist. Bald hörten wir von fern ein dumpfes und beständiges Geräusch; — Es war ein Wasserfall, ein großer Katarakt, auf welchen unser Kahn mit solcher Schnelligkeit zufuhr, daß man hätte unruhig werden können; da wir uns aber gänzlich auf die Erfahrenheit unserer Führer verließen, so erwarteten wir den Ausgang bloß mit Neugierde. Plötzlich, als das Geräusch am stärksten war, hatte der Gang ein Ende, und statt einer Felswand, die man mit der Hand greifen konnte, lag ein ungeheurer, sehr finsterer Raum vor uns, zu seiner linken ein Abgrund, in welchen sich das Wasser über eine kleine Mauer von Bruchsteinen stürzte, die allein uns und unsern Kahn vor dem nämlichen Falle schützte; rechts konnte man an's Land treten, und einer der Bergleute, der mit einer Hand voll dürren Holzes versehen war, klomm zwischen den Felsen hinauf.

Er machte Feuer auf einer Höhe, und vermittelst desselben konnten wir einige Theile dieser Riesenhaften Aushöhlung unterscheiden, welche die Hand der Natur hier spielend gebildet hat; denn sie ist, wie man leicht denken kann, kein Werk der Bergleute. Einer von denen, die uns begleiteten, war bei Entdeckung der Höhle gegenwärtig gewesen; er schilderte uns sein und seiner Gefährten Schrecken, als nach 6 oder 7 Jahren Arbeit ein letzter Hammerschlag diesen unermeßlichen Raum mit dem Geräusche des Wasserfalls vor ihnen öffnete. Die Menschen benutzen alles, und man wurde nicht nur bald mit dem Wasserfalle vertraut, sondern baute auch die erwähnte kleine Mauer quer durch sein Bett, auf einen platten Rand, der ihre Erbauung erleichterte. Vermittelst dieses Dammes brachten die Bergleute 2 Fuß Wasser in ihren Gang und machten einen sichern und bequemen Canal daraus, der nie mehr, nie weniger Wasser hat. Um die Höhe der Höhle zu entdecken, warf man Racketen, die nur das Leere zeigten. Um ihre Tiefe kennen zu lernen, haben sich einige Bergknappen an einem Seile heruntergelassen. In einer Tiefe von 90 Fuß fanden sie ein großes Wasserbecken, in welchem das Senkblei 300 Fuß gab. Obgleich die Höhle so hoch und tief ist, hat sie doch eine geringe Breite. Ohne über so vieljährige, fruchtlose Arbeit muthlos zu werden, trieben die Unternehmer ihren wagerechten Gang weiter, und ungefähr eine halbe Meile tiefer, in der nämlichen Richtung, öffnete sich eine zweite Höhle unter dem Hammer der Knappen, die ungleich geräumiger als die erste ist, aber von geringer Höhe. Man drang drei Meilen weit vorwärts, ohne das Ende zu entdecken; sie ist äußerst roh und unregelmäßig und man könnte sich leicht darin verirren. Da man nun keine Hoffnung des Erfolgs mehr hatte, so ließ man

einr Arbeit liegen, die elf Jahre gedauert hat und für immer sowohl die Geduld und den Fleiß der Menschen, als auch die Gefahr solcher Unternehmungen bezeugen wird. Sie bietet dem Naturforscher Gelegenheit dar, die Anatomie der Kalkgebirge und den Umlauf der unterirdischen Gewässer zu studiren, welche die Flüsse ernähren. In diesen Höhlen hat man einen regelmäßigen Luftzug, welcher die Flamme der Lichter immer auf eine Seite neigt und das Athemholen der Menschen erleichtert. Aller Schutt aus dem zweiten Gange ist in das große Becken geworfen worden, ohne es merklich seichter zu machen. Statt des gesuchten Bleis hat man viel luftsauern Kalk in schönen Krystallen gefunden, woraus man verschiedene Gefäße und Zierrathen macht, die in England unter dem Namen Derbyshire spar (Derbyshire Spath) so bekannt sind. Bei unserer Rückkehr zum Kahn empfing uns einer der Bergleute, ein kleiner, krüppliger Alter, mit einem Gesange; er hatte eine Donnerstimme, eben so unharmonisch als gewaltig.

Es giebt in Derbyshire noch andere solche Stollen, länger als diese, aber sicherlich einträglicher; einer davon ist vier Meilen lang.

Ich würde mich vergeblich bemühen, eine umständliche Beschreibung von allem dem zu geben, was wir gesehen haben. Es arbeiten hier 500 Menschen an der Verfertigung tragbarer Stühle, die man in ein Rohr zusammenlegen kann, an Taschen-Sonnenschirmen, an Kutschtritten mit einer Feder, die fallen wenn man den Schlag öffnet, und sich von selbst wieder zusammenlegen, wenn man ihn wieder zumacht, an wunderbaren Erfindungen, Brot oder Käse zu rösten, und tausend andern eben so wichtigen Dingen. Ferner fertigen 300 Menschen monatlich 10,000 Flintenläufe; ungeheure Hämmer, von einer Dampfmaschine in Bewegung ge-

setzt, welche die Kraft von 120 Pferden hat, zerschmettern die Eisenstäbe, wenn sie aus dem Ofen kommen. In einem Augenblicke sind sie in eiserne Bänder verwandelt; um einen metallenen Stab gewickelt, welcher das Kaliber bestimmt, die Enden zusammengeschweißt, und so ist der Flintenlauf fast fertig. Stabeisen, dicker als ein Zoll, wird in ungeheure Scheren gehalten, die ihren stählernen Rachen unaufhörlich öffnen und schließen und es wie Papier zerschneiden. Eisendrath, einen bis $\frac{1}{10}$ Zoll stark, kommt aus den Zieheisen eben so leicht und mit noch weniger Geräusch, als ein baumwollener Faden sich um die Spindel windet. Große Schleifsteine zum Poliren des Metalles drehen sich mit solcher Heftigkeit daß sie zuweilen durch die bloße Centrifugalkraft zerbrechen. Man hat schon erlebt, daß Stücken davon durch die Mauer geschlagen haben oder zum Dache hinausgefahren sind; aber neuerlich hat man ein Mittel erfunden, solche Unfälle zu verhüten.

Die Kupfergießerei bietet andere Wunder des Kunstfleißes, der Geschicklichkeit und der Macht dar. Dies Metall dehnt sich unter dem Cylinder der Dampfmaschine, wie der Teig unter dem Rollholze des Pasteten-bäckers, und man macht daraus jene dünnen Platten, womit die Schiffe beschlagen werden. Kurz, Eisen und Kupfer laufen von allen Seiten aus Feuerquellen und ergießen sich in Formen aller Art.

Vielleicht kommmt eine Zeit, wo man ganze Schiffe in der Form gießt, wie einen Topf, oder wahrscheinlicher, wo man sie aus geschmiedeten eisernen Schienen macht, Rand an Rand zusammenschweißet, wie die Flintenläufe, sie wieder mit andern Platten in entgegengesetzter Richtung beschlägt, daß die beiden vereinigten Oberflächen oder Schalen nur ein Stück oder Gefüge ausmachen. Um mich deutlicher zu machen —

die innern Platten werden in der gewöhnlichen Richtung der Rippen und die äußern Platten in der Richtung der Bretter gelegt, d. h. das Vorderste zu hinterst. Die Masten werden Röhren sein, aus senkrechten, zusammengefügten Platten, wie die einer Muschelschale. Bloß zu den Verdecken braucht man bei einem solchen Baue Holz. Man wird solchen eisernen Schiffen die zum Segeln beste Form geben können, ohne durch die Natur der Materialien beschränkt zu seyn, da das Metall sich arbeiten läßt, wie man will. Man wird diejenigen Theile, denen es etwa noth thun möchte, nach Belieben durch noch andere aufgelegte Schienen verstärken können, das eiserne Schiff wird jene zu seinem Gange so wesentliche Biegsamkeit und Elasticität besitzen, es wird scheitern, ohne in Trümmern zu gehen, das geschmiedete Eisen wird einer Kanonenkugel nachgeben, ohne ein Loch zu bekommen, es wird keinen Leck erhalten, nicht kalfatert werden müssen: aber es könnte nöthig werden, es mit Zinn oder verzinntem Bleche zu belegen; endlich würde die ganze Dicke des Zimmerwerks an einem hölzernen Schiffe eben so viel gewonnener Raum im Innern seyn. Wahrscheinlich würde ein eisernes Schiff nicht viel mehr kosten, als ein hölzernes, gewiß nicht im Verhältniß der überwiegenden Vortheile, die ein solcher Bau gewähren würde.

Das schöne weiße Glas, Flintglas genannt, wird bloß durch die Reibung eines schnell gedreheten Rades mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Geschwindigkeit geschnitten. Der Arbeiter hält eine Flasche, einen Becher, oder ein Stück Zierrath an dieses Rad, und es nimmt im Augenblicke weg, was es berührt; er dreht das Gefäß in seiner Hand, hält nach und nach alle Seiten desselben mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit, Ge-

schicklichkeit und Sicherheit daran, und bildet so in einigen Minuten die regelmäßigste Zeichnung. Während wir in dieser Fabrik waren, kam ein fremder Mann, näherte sich dem Schmelzofen, und maß mit einem Instrumente, das vorn an einem langen eisernen Stabe stak, die flüssige Glasmasse in den Schmelztiegeln. Es war der Accisbediente, der diese Verrichtung mehrmals des Tages wiederholt. Man merkte nicht, daß dies jemand verdroß; diese Leute sind an Abgaben gewöhnt; sie klagen zwar oft darüber, aber so, wie sie sich über ihr Clima beklagen, aus bloßer Gewohnheit, den Kindern gleich, die noch lange weinen, wenn sie schon die Ursache ihres Verdrusses vergessen haben.

Diese Anstalt wird durch Wasserstoffgas erleuchtet und zwar erleuchtet wie von der Sonne. Ein metallenes Rohr läuft um die Gemächer herum, jeder Arbeiter hat seinen Hahn, und sobald dieser geöffnet ist, entzündet sich der Gasstrahl einige Zoll lang, wenn man ein brennendes Licht daran hält und brennt nun gleichförmig fort. Man kann ihn willkührlich verstärken oder vermindern, je nach dem man den Hahn mehr oder weniger dreht. Es waren hundertzwanzig solcher Lichtstrahlen hier. Man erhält das Wasserstoffgas durch Destillation aus den Steinkohlen; die Retorte ist ein eisener Cylinder, ungefähr 9 Zoll im Durchmesser und 2 — 3 Fuß lang. Ein Scheffel (boiseau) Kohlen reicht für einen Tag hin. Man läßt das Gas durch eine Masse Wasser gehen, worin das Erdpech und der üble Geruch zurückbleiben. Hier ist dieser üble Geruch aber noch sehr merklich und fast unerträglich; die Arbeiter scheinen ihn aber nicht zu spüren. Offenbar war der Wasserbehälter zu klein, und das Wasser ganz in Theer verwandelt. Man sagt uns, das Gas verliere von seiner Entzündbarkeit, wenn es durch eine größere

Masse Wasser ginge, welches aber wahrscheinlich ein Irrthum ist. Diese prächtige Erleuchtung nebst dem Zins vom Werthe der Vorrichtung und der Ausbesserungen, kostet auf eine Nacht nur 4 Schill. 6 d. oder einen Dollar; 240 Lichter, die nicht so viel Schein geben, würden ungefähr 20mal so viel kosten; und doch ist diese Methode noch nicht allgemein angenommen, ich weiß nicht warum.

Die Fabriken von dem schönen geschliffenen Glase scheinen durch die Unterbrechung des Handels mit den vereinigten Staaten mehr als manche andere gelitten zu haben. Die neuen Reichen jenes Landes lieben diese Art von Pracht, und scheuen die Kosten dafür nicht; hier ist dieser Luxus schon ein wenig gemein. Die in Folge der politischen Begebenheiten verschiedenen Fabriken eröffneten neuen Handelswege haben verhindert, daß diese Unterbrechung bis jetzt eben fühlbar geworden ist; aber ohne Zweifel wäre die Nachfrage aus den vereinigten Staaten unermeßlich gewesen, und würde immer stärker geworden seyn. Für jetzt hat sie größtentheils aufgehört. Herr M** sagt uns, daß ein einziges Birminghamer Handelshaus im letzten Jahre mehr Waaren nach den vereinigten Staaten abgesendet habe, als vor 10 Jahren alle dortigen Häuser zusammen, doch freilich nach anderthalbjähriger Unterbrechung, die durch den politischen Versuch des Embargo verursacht worden. Jetzt haben die Kaufleute aufgehört, für die vereinigten Staaten fabriciren zu lassen.

Die Arbeiter verdienen wöchentlich 16 bis 60 Schilling, je nach dem sie geschickt und fleißig sind. Sie arbeiten alle nach dem Stücke, leben gut und haben ihr Auskommen. Ein kleines Quartier von drei Stuben kostet jährlich 5 Pf. St. Miethe, die Feuerung ein Fünftel dessen, was sie in New-York kostet. Die Nah-

BIBLIOTHEK

rungsmittel sind etwa noch einmal so theuer. Das Volk, und besonders die Weiber sehen gut aus, und wir haben nichts von den grünen Haaren bemerkt, von welchen Don Espriella redet. Von allen Bosheiten, die dieser apokryphische Reisebeschreiber den Birminghamer Fabrikanten nachsagt, hat die Fabel von den grünen Haaren den meisten Eindruck gemacht.

Obgleich die Fabriken hier im Großen betrieben werden, obgleich das riesenhafte Verhältniß der Maschinen aller Art und die Vollkommenheit, wozu sie gebracht sind, urtheilen lassen, daß nichts gespart ist; so sind doch die Gebäude selbst, welche die ganze Geräthschaft enthalten, ziemlich dürftig, zu verschiedenen Zeiten gebaut und angestückt. Man sieht, daß sie mit dem Wachsthume der Fabrik auch gewachsen sind und daß man seine Mittel in Verschönerung des Aeußeren nicht erschöpft hat. Diese Vorsicht verbürgt den guten Fortgang schon wegen der unmittelbaren Ersparniß, die daraus entspringt, und noch mehr wegen des guten Geistes, den sie verräth.

Nach Hamlett gab man den Blaubart, eine Art tragikomischer Oper, die an Albernheit und Verderbheit des Geschmacks alles übertrifft, was ich noch von neuern Stücken auf der englischen Bühne gesehen habe. Es ist Reiterei darin und zwar wirkliche Pferde, in zwei großen Haufen, welche sich auf den mit Erde bedeckten Brettern eine Schlacht liefern. Dies sind Astley's sorgfältig abgerichtete Pferde. Sie bäumen sich, schlagen hinten aus, beißen, klettern auf Wälle und nachdem sie Wunder der Tapferkeit gethan, fallen und sterben sie mit eben so viel Grazie, als ihre Mitbrüder, die andern brittischen Tragiker. Wenn diese Nachfolger Garricks spielen, ist das Haus voller, als bei der Siddons.

Digitized by Google

Die Bierbrauereien machen mit Recht eine von den Merkwürdigkeiten Londons aus, und die der Herrn Barclay und Comp. ist eine der beträchtlichsten. Alles wird darin durch eine Dampfmaschiene von der Kraft von 30 Pferden in Bewegung gesetzt, und obwohl an 200 Menschen und eine große Anzahl Pferde darin gebraucht werden, so dienen sie doch fast bloß zu den auswärtigen Arbeiten. Im Innern dieser ungeheuren Fabrik sieht man keinen Menschen, eine unsichtbare Hand verrichtet alles. Große Rechen steigen auf und nieder und rühren unaufhörlich in Kesseln von 12 Fuß Tiefe und etwa 20 Fuß Durchmesser, voll Hopfen und über Feuer gestellt. Hebemaschienen schaffen täglich 2500 Scheffel Malz auf den obersten Theil des Gebäudes, von wo aus es durch verschiedene Canäle nach den Orten vertheilt wird, wo es gebraucht werden soll. Die Tonnen werden fortgeschafft, ohne daß man sie berührt. Die Dampfmaschine selbst, die das alles bewirkt, ist mit solcher Genauigkeit gebaut, es findet so wenig Stoß oder Reibung Statt, daß, ohne Uebertreibung, sie so wenig Geräusch macht, als eine Uhr, und man überall eine Nadel auf den Boden fallen hören würde. Die Bottiche oder Tonnen, worin die Flüssigkeit gegossen wird, nachdem sie die letzten Zubereitungen erhalten hat, sind von riesenhafter Größe; der größeste faßt 3000 Faß, jedes zu 36 Gallonen, welches, wenn man 8 solche Fässer auf die Tonne rechnet, einem Schiffe von 375 Tonnen gleich kommt, und solcher Gefäße sind 40 — 50 da, wovon das kleinste 800 Faß und folglich 100 Schiffstonnen hält. Diese Flotte steht unter einem und demselben Dache, sie schwebt oder ruht wenigstens auf einem Zimmerwerk, worunter man aufrecht stehen und das Untere wie das Obere sehen kann. Der kleinste Bottich, wenn er voll Bier ist, enthält für

3000 Pf. St.; und wenn man in diesem Verhältniß die andern anschlägt, so wird man finden, daß bloß der Keller ein Capital von 300,000 Pf. St. enthält. Bloß die Fässer, worin das Bier zu den Abnehmern gebracht wird, kosten 80,000 Pf. St. und wahrscheinlich braucht die ganze Anstalt nicht weniger als eine halbe Million Pf. St Capital. Das Gebäude ist feuerfest, denn die Fußböden sind von Eisen und die Mauern von Backstein. Es liefert jährlich 250,000 Fässer Bier womit man eine Flotte von 150 Schiffen, jedes von 200 Tonnen, beladen könnte. Herr Barcley und seine Handelsgesellschafter sind die Nachfolger Thrale's, dessen Name an Johnsons Unsterblichkeit geknüpft ist. Natürlich fielen uns bei Beschauung dieser Gegenstände die Worte des Philosophen ein: „Wir sehen hier nicht bloß einen Haufen Bottiche und Kessel," rief er aus, „sondern die Kraft, über die Träume des Geizigen hinaus reich zu werden."

Hundert Pferde braucht man bloß, um das Bier in die Stadt zu schaffen, und wir haben ihnen in einer langen Reihe reinlicher und bequemer Ställe einen Besuch abgestattet. Es sind Elephanten, Kolossen. Man füttert sie mit einem Gemengsel von getrocknetem Klee, Stroh und Hafer, unter einander geschnitten, das sie fressen können, selbst wenn sie schon die Zähne verloren haben. Es war kein krankes da, ob sie gleich oft sechzehn Stunden des Tages arbeiten und mehrere sehr alt sind.

Diese Brauerei bezahlt jährlich an Trankſteuer die ungeheure Summe von 400,000 Pf. St. Die Haupteinnahme der vereinigten Staaten ist der Eingangszoll auf Rum, Branntwein, Genever und andere geistige, aus den Antillen und aus Europa eingeführte Getränke der wenn mir recht ist, 2 Millionen Dollars einbringt.

Hier ist eine bloße Bierbrauerei für eine ein
stadt von London (denn man zählt in der St
zwölf solcher Hauptbrauereien, ohne noch ei
Anzahl anderer), die der Regierung ein Einkor
währt, welches der Haupteinnahme (ungefähr
großen Volks fast gleich kommt. Ungeachtet
seinweisen Erhöhung der Trankſteuer und des
des Steigens der ersten Zuthaten, die binnen
wissen Zeit (ich habe die Zahl der Jahre, die a
zur Rechnung thut, vergessen) auf 120 pro
schätzt wird, ist doch der Preis des Biers b
selben Zeit nur von 50 zu 100 gestiegen. S
der Vortheil der Arbeit im Großen, ihrer richt
theilung, der Maschinen und besonders der D
schiene. Die Gelderſparniß, welche daraus
ist nur der geringste Vortheil, oder vielmehr
Merkzeichen von der Menschenersparniß, dieser
blen Kraft, worin die Kraft des Staats bes
die hier so weit über die Bevölkerung des Lan
Diese Menschenersparniß in den nützlichen Künst
auch die Verschwendung in allem, was zum
hört. Die Zahl der Bedienten in London und
England übersteigt alles, was man in andern
sieht, nicht bloß bei einigen Privatpersonen, so
allen. Man versichert, daß auf den Gassen
immer 50,000 dienstlose männliche Dienstbot
Welch ein Behälter stagnirender Bevölkerung
schlechterdings verloren geht! Und das ist
keine Verbesserung durch die Dampfmaschine.

Die Preßfreiheit ist zugleich Englands P
und seine Geißel. Dieser Sauerteig belebt
säuert den constitutionellen Teig beständig; es
bessere öffentliche Censur, als die der Römer;

ist unerträglicher Mißbräuche fähig, wofern man sie nicht für ihre Handlungen verantwortlich macht.

Nichts ist so unbeständig und so veränderlich, als die Gesetze, oder vielmehr die Gewohnheiten, die Bekanntmachung von Schmähschriften betreffend, und folglich auch nichts mangelhafteres in der englischen Gesetzgebung. Die alten Verfassungssätze hatten über eine Sache nicht bestimmen können, die kaum vorhanden war, und als hernach die Buchdruckerkunst Gelegenheit zu häufigen Schmähschriften gab, so ließen sich die Gerichte wahrscheinlich zuerst von dem römischen Gesetze leiten. Hier fanden sie Beispiele von großer Strenge; aber da bei den Römern der Beweis der in der Schmähschrift enthaltenen Beschuldigungen zur Rechtfertigung zugelassen war, so scheint es, daß dies auch bei den Engländern bis auf die Zeiten der Elisabeth, selbst noch unter ihrer und ihrer Nachfolger Regierung, geschehen ist. Der willkührliche, unter dem Namen der Sternkammer bekannte Gerichtshof setzte Censoren ein, ohne deren Erlaubniß nichts gedruckt werden durfte, und Contraventionen wurden, ohne Jury, mit äußerster Strenge bestraft. Diese Einrichtungen dauerten fort bis nach der Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron setzte, und die Preßfreiheit wurde in England im Jahre 1694 bloß durch das Erlöschen der Gesetze wieder hergestellt, die sie beschränkten. Seitdem hat sie keine andern Grenzen gehabt, als die, welche aus dem Mißbrauche dieser Freiheit entstehen; aber die Bestimmung dieses Mißbrauchs ist eine äußerst zarte Sache, und es waltet hierüber ein unabsehbarer Streit zwischen der Partei der Macht und der Partei der Freiheit ob.

Bei jedem peinlichen Verfahren entscheidet das Geschwornengericht nicht nur über die begangene That,

sondern auch über die Absicht dieser That, welche allein die Criminalität derselben bestimmt, da selbst der Todtschlag, je nach dem die ihn begleitenden Umstände sind, kein Verbrechen sein kann. Es ist kein besonderes Gesetz über Schmähschriften vorhanden; ihre Criminalität wird bloß nach den allgemeinen Grundsätzen des Gewohnheitsrechts (common law) wie jedes andere Verbrechen bestimmt. Jedoch haben die Richter in ihrem Eifer gegen eine Art Verbrechen, welches besonders gegen die Macht gerichtet ist, und auf die von der Sternkammer angenommene Gewohnheit gestützt, eine sonderbare Unterscheidung eingeführt. Sie legten nämlich der Jury auf, bloß über die einfache Thatsache der Herausgabe zu sprechen, ohne die Wahrheit der in der Schmähschrift enthaltenen Beschuldigungen und manche andere, die Acht bezeichnende Umstände zu untersuchen, und behielten sich vor, über die Absicht, d. h. über die Criminalität, allein zu entscheiden. Zuweilen hat sich die Jury dieser Willkürlichkeit des Richters nicht gefügt, d. h. sie hat den Verfasser einer beleidigenden Schrift, als durch die Umstände gerechtfertigt, für unschuldig erklärt: es giebt mehrere merkwürdige Beispiele davon. Endlich hat das Parlament im Jahr 1792 auf eine Motion von Fox festgesetzt, daß die Jury wie bei jedem andern Criminalprozeß verfahren solle, und einem ärgerlichen und unseligen Streite der Macht ein Ende gemacht.

Es wird dem, der einer Schmähschrift beschuldigt wird, nicht immer erlaubt, die Beweise für die Wahrheit dessen zu geben, was er behauptet hat. Je mehr eine Schmähschrift Wahrheit enthält, desto verbrecherischer ist sie. So scheint das Axiom der Gesetze zu sein und nicht ohne allen Grund. Das Publicum braucht sich mit den Schwächen, Gebrechlichkei-

ken, selbst mit den Lastern bloßer Privatleute nicht zu beschäftigen; wer darunter leidet, hat allein das Recht, sich darüber zu beklagen und auf dem gerichtlichen Wege Genugthuung zu suchen. Große Laster machen sich von selbst bemerklich genug, und es ist besser, daß die geringern verborgen bleiben; alle Menschen haben ihren Antheil daran, und der Anblick der fremden versöhnt uns nur mit den unsrigen, setzt herunter, ohne zu bessern. Uebrigens würde die Leichtigkeit, sich zu vertheidigen, die Schmähschriften nur vervielfältigen, und in Ermangelung einer kurzen und einfachen Rache durch das Gesetz würde man zu Thätlichkeiten und Meuchelmord schreiten. Der oberste Entzweck der Gesetze ist die persönliche Sicherheit; man muß in ihnen einen Friedensvertrag zwischen dem Schwachen und dem Starken, nicht einen Katechismus der Moral oder einen Lehrgang der Erziehung suchen. Vielleicht sollte der öffentliche und selbst der Privatcharakter der Beamten und derer, welche es werden wollen, eine heilsame Ausnahme machen, so daß dem, der gegen sie schreibt, der Beweis der Wahrheit zu seiner Rechtfertigung zugelassen, er aber auch um desto strenger bestraft werden sollte, wenn er dies nicht vermag. Uebrigens weiß die Jury in Ansehung öffentlicher Personen recht wohl, woran sie sich zu halten hat; ohne die Beweise nachzusehen, kann man sich auf die Einstimmigkeit von zwölf gleichgültigen Personen verlassen; der Angeklagte hat wenig zu fürchten.

Gestern war der Tag eines großen Kampfes in den Schranken, zwischen dem amerikanischen Neger Molineaux und einem jungen englischen Faustkämpfer, Namens Rimmer. Da ich einmal das nationelle Schau-

spiel eines wirklichen Faustkampfes zu sehen wünschte, so begab ich mich diesen Morgen bei guter Zeit auf's Schlachtfeld, Molesey-Harst bei Hampton-Court, 15 Meilen von London, in gefälliger Begleitung des Herrn S**.

Es war ein großer Kreis gebildet, eine Art Wagenburg von neben einander gestellten Fuhrwerken und Karren ohne Pferde. Es ist dies eine Speculation der Landleute, welche diese hohen Standplätze an die Liebhaber vermiethen. Wir waren also hinausgewandert und hatten unsere Plätze eingenommen. Eine unzählbare Menschenmenge füllte den Kreis, und in der Mitte sah man eine Schranke von 40 — 50 Fuß im Durchmesser, aus Pfählen und Seilen. Ungefähr halb 1 Uhr Mittags trat Nimmer in die Schranken. Es ist ein großer junger Mensch von gutem Ansehen und hochrothem Gesichte. Bald hernach erschien der Schwarze, in einen Ueberrock mit großen Kragen gehüllt, auf einem vierspännigen Wagen, von einigen jungen Leuten von gutem Ton kutschirt, wahrscheinlich Mitgliedern des Postzugsklubbs (four in hand club). Nun begab sich ein ganz unerwarteter Auftritt. Es sollte die Schranke geräumt werden. Alle gegenwärtigen Faustkämpfer, Lehrer und Liebhaber der Kunst, griffen das Volk mit einem Male an. Die Menge wich in Unordnung zurück und bildete außer der Schranke einen Kreis, der jedoch nicht groß genug war. Diese Ritter fuhren also fort, das Volk ohne Umstände mit Peitschenhieben und Stockschlägen zu bearbeiten, warfen es auf sich selbst zurück und erweiterten den Kreis. Alle Augenblicke erwartete ich durch die Rache einen allgemeinen Kampf entzündet zu sehen; aber keineswegs. Diese Behandlung wurde sehr wohl aufgenommen, und ich höre, daß es in solchen Fällen so angenommen und gebräuchlich

Digitized by Google

ist. Doch muß ich sagen, daß die Hiebe meist über die vordersten Reihen weggingen und auf die hintern fielen die so von einer unsichtbaren Hand getroffen, nicht anders, als zurückweichen konnten. Endlich kauerten die Vordersten nieder auf den Rasen, um die Aussicht nicht zu benehmen; es schien Ruhe und Ordnung wiederzukehren und es entstand eine Art allgemeinen Stillschweigens. Die Kämpfer legten bald ihre Kleider ab, der Schwarze zeigte den Zuschauern seine vierschrötigen Gliedmaßen und den kleinen Herkuleskopf,

Scarce more extensive than the sinevy neck.

Kaum größern Umfangs als ein nerv'ger Hals.

Sein Gegner, größer, breitschultrig, aber jünger und weit weniger muskulös, schien fest und entschlossen, und sein Gesicht hatte nichts von der Farbe verloren. Nachdem sie sich zum Zeichen der Freundschaft die Hand gegeben hatten, nahmen sie eine gedeckte Stellung an und beobachteten sich einige Minuten, Faust gegen Faust, Auge gegen Auge. Ich weiß nicht wer den ersten Stoß gegeben hat, der augenblicklich erwiedert wurde; beim zweiten Gange fiel Rimmer auf den ersten Angriff unter den Stößen seines Gegnes; beim dritten faßte er ihn um den Leib, und ob sie gleich mit einander fielen, lag doch der weiße Athlete auf dem schwarzen; aber liegend wird nicht mehr gestoßen, und es macht nichts aus, auf diese Art die Oberhand zu haben. Noch zweimal suchte der Weiße den Schwarzen zu fassen und niederzuwerfen; aber dieser empfing ihn immer mit einem so wohl angebrachten Stoße, daß er zu Boden stürzte; sein linkes Auge war ganz zugeschwollen und sein Blut rann an mehreren Stellen. Auf der Haut des Schwarzen konnte man die Wunden nicht so gut

Digitized by Google

gewahr werden, man sah bloß, daß er mehr außer Athem war.

C'est un plaisir de les voir se baiser,
Se relever, reculer, avancer,
Parer, sauter, se ménager des feintes;
Et se porter le plus rudes atteintes.

Voltaire.

Bei jedem Angriff (round), der sich allemal mit einem Falle endigt, heben die Secundanten den Kämpfer wieder auf, trocknen ihm das Blut ab, waschen ihm das Gesicht, besonders die Schläfe, mit einem, ich glaube, in Wasser und Weinessig getauchten Schwamme. Der, welcher nicht gefallen ist, setzt sich auf das Knie seines Secundanten, der das andre Knie auf die Erde stemmt; er lehnt sich an ihm hin und ruht so gut er kann. Der Kampf dauerte seit einer halben Stunde, als der ungeheure Haufe, wahrscheinlich von den Hintern gedrängt, die nichts sehen konnten, plötzlich durch die Reihen der Kauernden drang. So wie diese Bewegung einmal angefangen hatte, war der Kreis bald von allen Seiten durchbrochen und in einem Augenblicke die Schranke nebst den Kämpfern in die allgemeine Fluth mit fortgerissen. Vergeblich versuchte die Schaar der Faustkämpfer sie wieder hinter ihren Damm zurückzudrängen; man sah Fäuste, Peitschen und Stöcke erheben; aber es war nicht Platz zum Schlagen. Nachdem zwanzig Minuten geschrieen, getobt, gelärmt worden war, schien es, man wolle Seile und Pfähle wegnehmen, als sey es nicht möglich, den Kampf fortzusetzen, oder als wolle man ihn anderswo endigen. Das Volk sah, was es verlieren würde, schien sich seines Mangels an Lebensart zu schämen, und es wurde ein wenig Platz. Die Faustkämpfer benutzten den Augenblick klüglich, fielen über diese wankende Masse her

SOCIETÄT

und trieben sie von allen Seiten zurück. Der Kreis bildete sich von neuem, die vordersten Reihen nahmen ihre Sitze auf den Rasen wieder ein, die folgenden bückten sich halb nieder, damit die hintersten sehen konnten, und es entstand eine Art von Ruhe und Schweigen.

Mitten im Kreise sah man die Kämpfer, jeden auf seinen Secundanten gestützt (der Neger hatte einen schwarzen und einen weißen) ihre Kleider über die Schultern hängend. Beide erschienen wieder in ihrer athletischen Nacktheit. Der Weiße schien noch stark und munter; aber beim ersten Angriffe sah man leicht, daß diese lange Ruhe ihn um seinen einzigen Vortheil, nämlich um die Athemlosigkeit seines Gegners gebracht hatte. Dieser frisch und ruhig, war ihm zu sehr überlegen, und warf ihn bei jedem Angriffe über den Haufen. Er stand nur auf um wieder zu fallen, wie ein Ochs unter der Keule des Metzgers. Es war schrecklich anzusehen. Vom Siege war nicht mehr die Rede; man kämpfte nur noch um zu zeigen was der Muth (bottom) ertragen kann. Endlich konnte er sich nicht mehr halten, der Kopf sank ihm auf die Brust, er war sichtbarlich zum fernern Kampfe unfähig, und da die zu neuem Widerstande vorgeschriebene Zeit verflossen war (2 oder 3 Minuten), so ließen die Anhänger des Afrikaners ein Siegsgeschrei ertönen und warfen ihre Hüte in die Luft. Ich bemerkte, wie der Barbar lächelnd und wie ein homerischer Held triumphirend den hingestreckten Leib seines Gegners ansah. Wir mochten nichts weiter sehen, suchten unsern Wagen und kehrten unverzüglich nach London zurück.

Den Liebhabern zu Folge ist es ein schlechter Kampf gewesen; der junge Rimmer hat seine Kräfte nicht recht gekannt und die Lehre erhalten, welche seine Verwegen-

Digitized by Google

heit verdiente. Der Neger wird wenig so muskulöse Fechter finden, als er ist; aber es fehlt ihm an Athem und kaltem Blute; er geräth in Zorn, und wird von den Meistern der Kunst geschlagen werden, wenn er sein Spiel mit ihnen treibt *).

Eine einzige Betrachtung milderte die Empfindung, welche dies brutale Schauspiel erregte, nämlich die Unparteilichkeit, mit welcher dieser ganze Volkshaufen die Kampfgesetze beobachtete. Er sah einen Fremden, eine Art von Wilden, einen Neger, einen englischen Landsmann zu Boden schlagen, und ließ ihn seinen Sieg ohne Belästigung genießen. Die Unterbrechung des Kampfes war nur zufällig gewesen, bloß übertriebene Neugierde und Theilnahme. Wenn ich diese Versammlung einen Volkshaufen nenne, so meine ich nicht, daß er aus lauter gemeinem Volke bestanden hätte; man sah keine Lumpen, ein Drittheil wenigstens von dem, was ich Volkshaufen nenne, bestand, wo nicht aus Gentlemen, doch aus Herren.

Das englische Reich in Ostindien ist eine politische Erscheinung von so ganz neuer Art, in seiner jetzigen Unermeßlichkeit daß außer England wenige sich eine richtige Vorstellung davon machen. Vielleicht hat es nie eine zum Theil so wichtige, zum Theil so außerordentliche Begebenheit gegeben, worüber eine so allgemeine Unkunde geherrscht hätte; so sehr haben die ungewöhnlichen Dinge, welche sich in den letztern zwanzig

*) Im folgenden October, nach unserer Abreise aus England, hat zwischen dem schwarzen Athleten und Cribb, Englands Vorfechter, ein großer Kampf Statt gehabt, worin der Afrikaner völlig geschlagen worden ist.

Digitized by Google

Jahren in unserer Nähe zutrugen, unsere Aufmerksamkeit von dem abgezogen, was sich bei den Gegenfüßlern zugetragen.

Vor ungefähr 100 Jahren hatte das mongolische Reich unter Aurang-Zeb den Gipfel seiner Größe erlangt und die ganze indische Halbinsel zwischen dem Ganges und Indus eingenommen, d. h. ungefähr die Ländermasse, welche gegenwärtig das englische Reich ausmacht. Die Einkünfte desselben beliefen sich auf 32 Millionen Pf. St., und er hatte unter seinen Befehlen eine damals kriegerische Miliz von 1,200,000 Mann.

Dieser tartarische Regentenstamm wurde 30 Jahre nach Aurang-Zebs Tode von 100,000 Persern unterjocht, und nach ihnen wurden die Maratten Herren der indischen Halbinsel. Ehedem hatte Alexander mit seinen 300,000 Griechen diese Länderstriche ohne Schwierigkeit eingenommen. Indien gehört dem, der es nehmen will. Eine Abtheilung französischer Truppen, weniger als das Zehntheil dessen, was Alexander hatte, brachte in Decan eine Revolution hervor. Im Jahr 1756 rächte der Obrist Clive seine im Gefängniß zu Calcutta (dem berüchtigten Black-Hole) erstickten Landsleute, und stürzte mit einer Hand voll Soldaten (weniger als 1000) den Thron des Tyrannen von Bengalen. Die Engländer haben ihre Niederlassungen in Indien später angefangen, als die andern europäischen Mächte, und doch besaßen sie im Jahr 1792 eine Provinz von etwa 100 Stunden ins Gevierte an der Mündung des Ganges, deren Hauptstadt Calcutta sich unter ihrer Regierung mit einer halben Million Einwohnern bevölkert hat. Von dort bis Madras hatten sie nur einen an zwei Stellen unterbrochenen Küstenstreif. Aber seit 1792 bis jetzt haben sie diese

Erwerbungen, theils durch völlige Eroberungen, theils durch Subsidienverträge, die das Vorspiel von jenen sind, verfünffacht und sich mit einem Worte zu Herren einer Ländermasse gemacht, welche 60 Millionen Einwohner enthält. Der erste Schritt ist gewöhnlich gewesen, einem Fürsten gegen eine gewisse jährliche Zahlung eine Hülfe von stehenden Truppen zu geben, und auf diese Art die freundschaftliche Macht von jedem andern Bündniß und den eigenen Vertheidigungsmitteln abzuziehen. Erst unterjochte man die Feinde dieses Freundes, und dann den Freund selbst, wegen seiner Undankbarkeit! Man verlangte von ihm eine Vermehrung des Tributs, Gebietsausgleichungen, oder Sicherheitsplätze; er weigerte sich dessen und man nahm ihm alles. Wenn man die Verhältnisse der Handelsgesellschaft mit den indischen Mächten im Verlaufe der letztern 18 Jahre durchgeht, so entdeckt man kein einziges, weder ein freundschaftliches, noch ein feindliches, das sich nicht auf diese Art geendigt hätte. Ein Schriftsteller von der Opposition (Lord Lauderdale) vergleicht die Anklagen gegen die indischen Fürsten, welche gewöhnlich diesen Besitzergreifungen ihres Gebiets vorausgingen, mit den französischen Schmähschriften gegen die europäischen Fürsten gerade in jenem Zeitraum, und es ist schwer zu sagen, wem die Erfindung dieses sinnreichen politischen Verfahrens gehöre. Wahrscheinlich hat man's zu allen Zeiten gekannt, und selbst vor der Fabel vom Wolfe und Lamm.

Die Geschichte hat kein Beispiel eines Staates, welcher beständiger Herr des Schicksals von Ländern geworden ist, die bei den Gegenfüßlern liegen, die fruchtbarsten der Erde sind und eine vierfach stärkere Bevölkerung haben, als seine eigene. Das Erstaunen steigt, wenn man sieht, daß es nicht einmal ein Staat, ein

Digitized by Google

unabhängiger europäischer Fürst ist, der sich so zum Herrn eines weitläuftigen Reichs gemacht hat, sondern eine bloße Gesellschaft von Kaufleuten, und zwar ohne sich dessen zu versehen, ohne es zu wollen, und fast gegen ihre Befehle.

Das brittische Parlament setzte 1784 einen Gerichtshof oder einen Rath von Aufsehern über die Maßregeln der Compagnie ein (board of controul) und erklärte feierlich, es sey der Ehre und dem Interesse des Volkes entgegen; daß die Handelsgesellschaft ihre Besitzungen in Indien durch Eroberungen erweitere, wobei es Mäßigung und Gerechtigkeit gegen die indischen Fürsten empfahl. Es ist ganz bekannt, daß die Gesellschaft selbst sich immer sehr stark gegen das System der Eroberungen erklärt hat, und doch sind sie von ihren Statthaltern und Generalen gemacht worden, man weiß nicht wie, und von demselben Rathe bestätigt, welchem man ihr zu Aufsicht gegeben hatte. Sind sie aber einmal gemacht, so muß man sie wohl behalten; und da es bei allen verwickelten Regierungsformen schwer ist zu entdecken, wem die Fehler zugeschrieben werden müssen, so schlüpft der Einzelne, welcher die Verantwortung hat, immer durch.

Die Eroberungen kosten viel Geld. Im J. 1803 hatte man in Indien eine Macht von 125,000 Mann, nämlich 25,000 M. Europäer, 90,000 M. indische Truppen und 10,000 M. Invaliden, unregelmäßige und lascarische Truppen. Dies Heer beläuft sich jetzt auf ungefähr 150,000 Mann, und daraus ist eine Schuld in Europa und eine andere in Indien erwachsen, die zusammen 35 Millionen Pf. St. ausmachen. Das jährliche Einkommen von 15 Millionen Pf. St. wird von den Ausgaben für das Militair- und Civilwesen

mehr als verschlungen, und die Schuld wächst alljährlich.

Noch mehr! die Kaufleute sind unter die Beherrscher zu stehen gekommen; die Gesellschaft hat für ausgerüstete Schiffe und Truppen, für Besoldungen der Geschäftsträger, Jahrgelder, Geschenke, Gnadengehalte, Dividenden der Actionairs und endlich für die halbe Million, welche sie, wie man annimmt, jährlich der Regierung zahlt, unerläßliche Remessen nach Europa zu machen. Man muß folglich aus Indien eine gewisse Menge Waaren nach England schicken, die aber für Englands Verbrauch zu groß ist, da ihr Vertrieb durch die fortschreitende Vervollkommnung seiner eigenen Manufacturen und die Hindernisse ihrer Ausfuhr nach dem festen Lande außerordentlich verringert worden. Der jährliche Betrag der Einfuhr von indischen Waaren an 4,667,000 Pf. St. im Jahr 1798 war im Jahr 1808 bis auf 1,191 000 Pf. St., also auf $\frac{1}{4}$ in 10 Jahren gesunken. Noch merkwürdiger ist das Fallen der Preise; denn die Einfuhr von 1798 gab 298 000 Pf. St. Gewinn, die von 1808 hingegen 264,000 Pf. St. Verlust!

Die Gesellschaft schickt kein Geld mehr nach Indien zum Einkauf ihrer Waaren; sie treibt keinen Handel mehr, sie läßt nur so viel von ihren Landeseinkünften zurückbringen, und zwar in indischen Waaren, mit wie viel Verlust es auch sey, als erforderlich ist, ihre Zahlungen in Europa zu bestreiten. Dieser Verlust ist so groß, daß die Gesellschaft mehr gewinnt, wenn sie 8 Procent Zins auf ihre Schuld in Indien, als 5 Procent in England bezahlt. Die Summe der Zinsen zu 8 Procent, in Waaren verwandelt und nach England geschickt, gewährt hier nicht so viel, daß man 5 Procent bezahlen könnte, woraus sich ein Verlust von mehr als $\frac{1}{3}$ oder $37\frac{1}{2}$ Procent ergiebt. Außer den unvermeidlichen

Remessen der Gesellschaft sind die ihrer Geschäftsleute nicht minder beträchtlich. Man rechnet, daß von der Menge junger Abentheurer, die jährlich im Dienste der Gesellschaft nach Indien geht, nur der zehnte Mann vom Klima nicht getödtet wird. Von diesem Zehntel sammelt ein Theil Vermögen; dies Vermögen geht alles mit den Eigenthümern nach England. Da aber das persönliche Interesse thätiger und sorgfältiger macht, als das öffentliche, so suchen diese reichen Privatleute Nebenwege, die minder lästig sind, als der gerade Weg auf den Schiffen der Gesellschaft; sie remittiren durch die vereinigten Staaten und andere neutrale Flaggen; aber diese Heimsendungen vergrößern die schon allzubeträchtliche Menge indischer, nach Europa gebrachter Waaren immer noch mehr.

Wenn man die indische Gesellschaft aus dem Gesichtspunkte des Handels betrachtet, so hat man schon gesehen, daß sie nichts ist. Sie ist nur ein Mittel, die Landeseinkünfte zu erheben, und wenn die Erhebungskosten die Einnahme verschlingen und selbst übersteigen, so muß man gestehen, daß das Land ganz und gar nichts einbringt.

Was nun den Gesichtspunkt der physischen Kraft betrifft, so ist England weit entfernt, Hülfe von jenen 60 Millionen Unterthanen zu erhalten, noch genöthigt, in Indien 20 — 30,000 Mann europäischer Truppen zu unterhalten, welche das Klima schnell aufreibt. Indien bereichert ohne Zweifel einige Privatleute, die ihre ungeheuren Reichthümer nach England zurückbringen, und es ist möglich, daß die Anleihen hierdurch noch erleichtert werden. Endlich sagt man noch, daß die Gesellschaft 50,000 Leuten in London Brodt verschafft; allein wenn sie dieselben zu unnützer Arbeit gebraucht, so giebt nicht sie ihnen das Brodt, sondern das Publicum.

Das ist also die unerschöpfliche Goldgrube, von der man sich einbildet, sie mache Englands ganze Stärke aus, um welche seine Feinde es beneiden und welche sie ihm um jeglichen Preis entreißen möchten! Wenn es ihnen gelänge, so würden sie bald mit Erstaunen sehen, daß sie wenig gegen England und noch weniger für sich selbst ausgerichtet hätten. Die Eingebornen in Indien würden allein beim Tausch verlieren: ihr Zustand ist ohne Widerstreit glücklicher als ehedem. Von Freiheit ist nicht die Rede. Was man in Europa unter diesem Namen versteht, taugt für Asien nicht; aber die Vereinigung eines großen Länderstrichs unter einem einzigen Herrn der nach bestimmten Gesetzen regiert, die von achtbaren und unabhängigen Richtern unparteiisch gehandhabt werden, sichert den Eingebornen Indiens das Wesentliche, wenn auch nicht die Formen der Freiheit und gewiß mehr, als sie je unter ihren alten Herren hatten. Dieser Zustand des Friedens und comparativer Sicherheit hat viel Blut gekostet, und große Uebel sind vorhergegangen. Einige unter den neuen Herren Indiens sind furchtbarer Verbrechen beschuldigt worden. Da diese Beschuldigungen vom Parteigeiste eingegeben waren, so mußten sie übertrieben sein; aber solche vorübergehende Greuel waren unter den vorherigen Herrschaften der gewöhnliche Zustand. Revolutionen waren damals so häufig, daß in 13 Jahren 13 Kaiser nach einander abgesetzt und ermordet wurden, und Raynal führt hierüber folgenden gräßlichen, aber kräftigen Gedanken eines morgenländischen Dichters an: „Die Väter schenken, so lange ihre Söhne leben, ihre ganze Liebe den Enkeln, weil sie in ihnen die Feinde ihrer Feinde sehen.“ Als Sir Th. Row vor 200 Jahren auf seiner Reise nach Surate durch mehrere Provinzen kam, so bemerkte er mehr Empörer als Unterthanen, an den

Straßen hin waren die Köpfe der Schuldigen aufgepflanzt, als Opfer einer unregelmäßigen und wilden Polizei. Die unter den Namen der Maratten bekannten militärischen Despoten erhoben mit gewaffneter Hand und der äußersten Strenge einen Tribut, unter dem Namen Chout; dabei verwüsteten sie das Land mit 80,000 Reitern und begingen die allerschrecklichsten Grausamkeiten. Gemeiniglich folgte auf diese Züge Hungersnoth im ganzen Lande und theilweise, wogegen bei dem Mangel an Handel kein Mittel war. Das flache Land wurde zu aller Zeit so sehr von Räubern verheert, daß die Landleute sich nicht getrauten, unbewaffnet aufs Feld oder zu Markte zu gehen. All dies Elend und alle diese Unterdrückung könnte noch schauderhafter im Einzelnen beschrieben werden; aber es sei genug um zu zeigen, daß die indischen Eingebornen beim Wechsel der Herrschaft nur gewinnen konnten. Auch fühlen sie, ungeachtet ihrer Vorurtheile und ihrer Abneigung gegen das Christenthum, doch die Ueberlegenheit der Europäer, und man bemerkt, daß sie ziemlich geneigt sind, ihre Kinder englisch lesen und schreiben lernen zu lassen. Auf der andern Seite zeigt aber auch die letztere Verbündung der Maratten, daß die indischen Fürsten die europäischen Lehren nur allzuwohl benutzt und sichtbare Fortschritte in der Kriegskunst gemacht haben. Ein Zufall der Hauch der Meinung könnte, wie einst der berühmte Oberstatthalter Hastings sagte, die englische Macht in Indien auflösen. Das Unglück würde für England sehr gering seyn. Was hatte man nicht alles von den Folgen des Abfalles der englischen Colonien in Amerika vorhergesagt! Man sehe dagegen, welchen Aufschwung der Handel genommen hat, seit sie unabhängig geworden sind. England hat seine Seemacht verdoppelt, seit es 40,000 amerikanische Matrosen ver-

Digitized by Google

lohr, es hat sein Einkommen vervierfacht, seit es für immer auf das Recht verzichtete, Amerika zu besteuern. Hat es sich aber unverwundbar bei dieser Gelegenheit gezeigt, so darf ihm die Trennung eines Landes keine gerechten Besorgnisse einflößen, welches weder Menschen noch Einkommen liefert, noch auch englische Waaren verbraucht.

Man muß die Quelle der Reichthümer Englands in der großen innern Circulation, in der großen Vertheilung der Arbeit und in der Vollkommenheit der Maschienen suchen. Eine Masse von Genüssen aller Art wird mit weniger Ungleichheit und in größerem Ueberflusse als in irgend einem andern Lande von Europa, in allen Classen der Gesellschaft hervorgebracht und vertheilt. England könnte den Handel mit Europa, es könnte sogar den mit seinen Colonien entbehren, wenn es dessen nicht bedürfte, um Matrosen zu erziehen. Man braucht Colonien der Seemacht wegen, und eine Seemacht der Colonien wegen, wie man Aecker für die Landwirthe und Landwirthe für die Aecker braucht. Wenn man England als ein Ganzes betrachtet, so wird man in Erstaunen gesetzt, daß eine Bevölkerung von 15 Millionen Menschen, geräumig, wie es wirklich ist, auf einem Flächenraume wohnend, der mehr als diese Zahl ernähren könnte, unter der Herrschaft der Gesetze lebend, auf allen Seiten vom Ocean und der besten Seemacht auf der Welt vertheidigt, unüberwindlich ist, wie groß auch die Zahl seiner Feinde, und zahlungsfähig, wie groß auch seine öffentliche Schuld sein mag, dafern es sie sich nur selbst schuldig ist. Ohne mir das Ansehen philosophischer Einfachheit geben zu wollen kann ich doch nicht glauben, daß dieses Volk zu Erhaltung seines Lebens für alle seine Nachbarn Tuch und Musselin

SOCIETÄT

Musselin fabriciren, ihren Wein, Branntwein, ihr Oel oder ihre Seide verbrauchen müsse.

Die Untersuchung der Ursachen der ausserordentlichen in den Manufacturen fühlbar gewordenen Noth vor einem vom Unterhause ernannten Ausschusse, und die Aussagen sehr vieler Kaufleute und Fabrikanten haben mehrere merkwürdige Thatsachen ans Licht gebracht. Der Lohn der Baumwollen-Arbeiter in Glasgow beträgt jetzt nur ein Viertel von dem, was er vor neunzehn Jahren betrug, obwohl in dieser Zeit alles noch einmal so theuer geworden ist. Diese Verringerung kommt aber nicht allein von den neuern Unterbrechungen des Handels her, sondern ist in diesem Zeitraume stufenweise entstanden. Das neue System des Ackerbaues, die großen Pachtungen, die Einführung Arbeitsparender Maschinen und Werkzeuge, die Schafe u. s. w. trieben die Einwohner aus den schottischen Hochländern weg, während die Zunahme der Manufacturen sie in die Städte rief, so daß die Auswanderungen von einem Orte zum andern mit diesen Ursachen im Verhältniß standen. Aber die fortschreitende Anwendung der Mechanik auf die Manufacturen, die dabei noch viel größere Ersparniß der Handarbeit, als im Ackerbau, haben die Nachfrage nach Arbeitern gehemmt, die zwischen Schafheerden und Dampfmaschinen und mitten unter Systemen, welche unstreitig einen größern Ueberfluß aller Dinge hervorbringen, vom Hunger bedroht werden.

Irland.

Das in kleine feindselige Fürstenthümer getheilte Irland wurde von den Engländern ohne Schwierigkeit und in einem einzigen Feldzuge unter Heinrich dem Zweiten im Jahre 1172 erobert. Er gründete sein Recht auf eine Bulle Pabst Hadrians des Dritten, die er einige Jahre vorher erlangt hatte. Die Einwohner wurden im Besitze ihrer Ländereien gelassen; nur eine kleine Zahl Engländer blieb unter ihnen. Sie war zu gering, um beide Völker in eins zu verschmelzen, aber groß genug, um die Irländer an ihre Knechtschaft zu erinnern. Vor Heinrich dem Siebenten ward ein Engländer in Irland, wenn er einen Eingebornen des Landes getödtet hatte, um nichts mehr gestraft, als man in Amerika gestraft wurde, einen Wilden aus dem Wege geräumt zu haben. Die gegenseitige Feindseligkeit und Rache pflanzten die innern Zwistigkeiten und nationellen Unterscheidungen immer fort. Das halb freie, halb eroberte Irland bestätigte in vier Jahrhunderten der Unterdrückung, der Empörungen und der Anarchie, die natürliche Barbarei seiner Sitten, und und wurde erst im Jahre 1603 gegen das Ende der Regierung Elisabeths völlig unterworfen.

Die Spanier, welche während dieser laagen Regierung zu verschiedenen Malen Truppen zur Unterstützung der Empörer in Irland ausgeschifft hatten, ermangelten nicht, die Königin als eine des Thrones verlustige Ketzerin vorzustellen, und die Irländer, welche katholisch geblieben waren, weil England protestantisch war,

vermehrten ihren Haß noch. Um zu zeigen, auf welche Art dieser Colonialkrieg geführt wurde, begnüge ich mich, folgenden Zug zu erwähnen, den Hume unter einer Menge anderer anführt. Als Gray, Elisabeths General, nach der Einnahme von Kerry im Jahr 1580 nur wenig Truppen hatte und mit seinen vielen Gefangenen in Verlegenheit war, ließ er ohne Barmherzigkeit alle Spanier niederhauen und ungefähr 1500 Irländer hängen. Es scheint aber nicht, daß der General deßwegen gestraft worden oder in Ungnade gefallen wäre, obwohl er hinzufügt, diese Grausamkeit habe der Elisabeth großes Mißvergnügen verursacht. Auf diese Art unterworfen, empörte sich das unglückliche Volk bald von neuem, und im Jahr 1641 gerieth es in eine so wüthende Rachsucht, wie man sie nur unter den amerikanischen Wilden antrifft. Es war eine allgemeine Bartholomäusnacht, aber von noch ausgesuchterer Grausamkeit. Nichts wurde verschont, weder Weiber, noch Kinder an der Brust; alles bis auf die Thiere, was den englischen Namen trug, wurde überfallen, niedergemetzelt, gemartert, an langsamen Feuer verbrannt. Es gibt keine List, die diese Rasenden nicht wandten, um diejenigen ihrer Schlachtopfer, welche sich in feste Oerter gepflichtet hatten, herauszulocken, und das gebrochene Wort schien das Vergnügen noch zu erhöhen, mit welchem sie dieselben todt marterten — und das alles im Namen Gottes und des katholischen Glaubens. Die Stadt Dublin allein entging diesem Schicksale wie durch ein Wunder. Carl der Erste lebte damals in Streitigkeiten mit seinem Parlamente, trauete ihm entweder nicht, oder hatte es im Verdachte, Theil an der Niedermetzelung der Protestanten von den Katholiken zu haben. Weit entfernt, eine hinreichende Macht nach Irland zu schicken, um die unglücklichen

Ueberbleibsel der englischen Einwohner zu beschützen, machte vielmehr die Parteiwuth, daß man die Erzählung von den Greuelthaten, in welche man den König zu verwickeln hoffte, gern hörte. Aus Mangel an Mitteln sah sich dieser unglückliche Fürst genöthigt, mit den Empörern oder vielmehr mit diesen wilden, der Freiheit unwürdigen Bestien, einen Waffenstillstand zu schließen, woraus das Parlament ihm ein Verbrechen machte und ihn nicht bestätigte. Der Katholicismus bildete eine Art natürlichen Bandes zwischen dem Könige und den Irländern. Auch sah man sie wirklich wegen Aufrechthaltung der Sache des Königs mit dessen Stellvertreter, Lordlieutenant Ormond, unterhandeln, dann, auf Anstiften des päpstlichen Nuntius selbst, ihn verrathen, endlich sich ihm wieder nähern; aber immer ohne Tugend, ohne Vereinigung, ohne Standhaftigkeit, selbst ohne Muth, wenigstens ohne jenen vernünftigen Muth, welcher die Menschen von den Thieren unterscheidet, und jene zu Herren von diesen macht. Wirklich ist den Irländern kein einziger Befreiungsversuch gelungen, und sie sind, ungeachtet ihres constitutionellen und fast sprüchwörtlichen Muthes, immer geschlagen worden, wenn sie in Masse waren.

Jedoch führte die Errichtung der Republik in England die Stunde der Rache herbei. Cromwells eiserne Hand lag auf dem Volke. Mit seiner gewohnten Schnelligkeit und Scharfsichtigkeit machte er alle Maßregeln der irländischen Oberhäupter und Königlichgesinnten zu nichte. Die gräßliche Art, wie er sich rächt, verbreitet Schrecken, sein Name macht seinen Waffen Bahn; in drei Monaten ist dies ganze revolutionäre Wesen zerdrückt, zerstreut, zerstört. Vom August bis November 1649 ist das Land unterworfen, und in seiner Gnade erlaubt er 40,000 irländischen Soldaten,

ungefährlich dem Doppelten seines eigenen Heeres, sich für immer aus ihrem Vaterlande zu verbannen.

Die Partei machte in den folgenden Jahren noch einige convulsivische Bewegungen, die von Ireton, Cromwells unbeugsamen Stellvertreter, und von Ludlow ohne Barmherzigkeit unterdrückt und gestraft wurden. Zuletzt legte er die Regierung in die Hände von Commissarien.

Ein gleichzeitiger Schriftsteller, Sir William Petty, sagt, daß in diesem eilfjährigen Aufstande 500,000 Irländer und 112,000 Engländer, also mehr als ein Drittel der Bevölkerung, da diese 1652 in Irland 850,000 Menschen betrug, durch Schwert, Feuer, Hunger und Pest umkamen. „Die Ursache dieses Kriegs, sagt er, war die Begierde der Römischen (der katholischen Priester), die Einkünfte der Kirche, die sich jährlich auf etwa 110,000 Pf. St. beliefen, wieder an sich zu bringen, und des gemeinen Volkes, sich der Güter der Engländer zu bemächtigen. Die Aussicht von zehn bis zwölf großen Familien war, die Herrschaft über Alle zu haben. Die Engländer haben das Spiel gewonnen und nun auch noch (außer andern Vorwänden) das Recht der Spieler. Wem das vergossene Blut zuzurechnen sey, weiß Gott.“

Nach Wiederherstellung der Monarchie waren Irlands Angelegenheiten noch schwieriger zu leiten als je. Die von den Würgern des Jahres 1641 aus dem Besitze geworfenen irischen Protestanten und Engländer hatten gerechte Ansprüche auf ihr ehemaliges Eigenthum; auf der andern Seite war diesen Würgern, in Folge der Hülfe, die sie ihm versprochen hatten, von Carl dem Ersten verziehen worden, und sie glauben sich berechtigt, zu behalten, was sie zur Zeit des Vertrags besessen hatten. Da Cromwell in der Folge alle Ein-

Digitized by Google

wohner ohne Unterschied aus den Provinzen Munster, Leinster und Ulster vertrieben und über ihre Ländereien verfügt hatte, so war es ohne Zweifel gefährlich, eine grosse Zahl neuer Eigenthümer aus ihrem Besitze zu werfen. Außerdem war eine grosse Menge Reclamationen für Kriegsdienste gegen Insurgenten im Jahre 1641 vorhanden. Unmöglich konnten alle befriedigt, unmöglich irgend eine Maßregel ergriffen werden, die nicht eine grosse Zahl Mißvergnügter gemacht hätte. Und als ob diese noch nicht zahlreich genug gewesen wären, ließ sich das durch seinen Haß gegen den Papismus verblendete Parlament im Jahr 1668 beigehen, die Einfuhr des Rindviehes aus Irland nach England zu verbieten, da dies noch die einzige Waare war, welche dies arme Land ohne Kunstfleiß auszutauschen hatte. Vom Unglück gezähmt, empörten sich die Irländer nicht; aber das Parlament gab sich alle Mühe, sie durch Angaben von eingebildeten Verschwörungen dazu zu treiben, und ließ ehrenwerthe Männer auf die Aussage gedungener Zeugen verurtheilen. Dies trug sich 1681 zu. Einige Jahre nahher (1687) sah man den neuen König Jacob den Zweiten seine Irländer in entgegengesetztem Sinne bearbeiten. Unter dem Schutze der vorübergehenden Volksgunst, die er im Anfange seiner Regierung genoß, verfolgte er die Protestanten eben so heftig, als die Katholiken unter der vorigen Regierung verfolgt worden waren. Nie hat es eine römische Provinz, nie Unterthanen von Sparta oder Athen, nie einen Bundesgenossen des neuern Frankreichs gegeben, die so systematisch geplündert worden wären, als Irland. Es kämpfte für die Freiheit unter Carl dem Ersten, und wurde geplündert, für das Königthum unter Cromwell, und wurde geplündert, es stritt für Jacob den Zweiten, und wurde ge-

plündert. Die Plünderungen in der Empörung wurden für recht erklärt bei Wiederherstellung der Königswürde; die Plünderungen der Revolution von 1688 sind seitdem durch eine lange Reihe von Strafgesetzen in Schutz genommen worden.

Sir William Petty, den ich schon angeführt habe, war Arzt bei dem englischen Heere, das in Irland nach dem Aufstande von 1641 gebraucht wurde; er schrieb im Jahr 1672 das, was sich zu seiner Zeit und unter seinen Augen zugetragen hatte. Die Aussagen und Meinungen eines so verständigen Zeugen erregen natürlich die Neugierde, und man darf ihm glauben, wenn er zu Gunsten der Irländer spricht, auf deren Kosten er sein Glück gemacht zu haben scheint und deren Feind er sein mußte. „Es gibt Sprudelköpfe, sagt er, die es gern sähen, wenn eine neue Empörung in Irland ausbräche, damit sie die Einwohner über die Klinge springen lassen könnten. Das ist aber nicht nur unmenschlich, sondern auch verderblich. Die Irländer können sich nicht mehr empören. 1) Die Protestanten, die Engländer und die Kirche besitzen drei Viertel des Landes, alle festen Plätze und neun Zehntel der Häuser darin; zwei Drittel des auswärtigen Handels sind in ihren Händen. Es sind jetzt in Irland 300,000 Engländer und 800,000 Papisten, von denen 600,000 wie das Vieh in Hütten ohne Schornsteine, ohne Thüren, ohne Fenster wohnen, und die so räuchrig, so stinkend und so voll Ungeziefer sind, daß man nichts, sogar nicht Eier darin aufheben kann, ohne daß es einen übeln Geschmack annähme, so klein, daß man nicht Platz darin hat, um Wolle oder Flachs zu bearbeiten. Eine solche Hütte wird in drei oder vier Tagen gebaut. Den Tabak ausgenommen, der die Wonne ihres Daseins ausmacht, verzehren die Einwohner bloß, was an dem Orte

selbst wächst, Kartoffeln vom August bis zum Mai, Austern und andere Schalthiere (da sie fast überall nahe am Meere wohnen), Milch und Käse. Aber obgleich 8 Papisten auf 3 Protestanten kommen, so sind doch unter letztern mehr Soldaten oder wehrhafte Männer. In allem gibt es ungefähr 20 römischkatholische Edelleute, die wegen ihrer Geburt und ihrer feinen Lebensart von den Irländern ernannt werden, um ihre Angelegenheiten bei der englischen Regierung zu vertreten. Diese Edelleute erheben die Steuern durch die Priester, welche wirklich und unmittelbar das Volk lenken. Die Priester stehen aber wieder unter etwa 24 Bischöfen, die alle in Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland als Kaplane, Prediger u. s. w. gelebt haben, noch Verbindungen im Auslande unterhalten und Pfründen dort besitzen; so daß das Volk von etwa 1000 Weltgeistlichen und 2500 Mönchen verschiedener Orden, hauptsächlich Franziscanern, regiert wird. Alle diese hängen wieder von ihren Bischöfen ab, die anerkannt unter fremdem Einflusse stehen. Ihre Macht ist eben sowohl weltlich als geistlich. Einem katholischen Friedensrichter fehlt es nicht an Vorwänden und Mitteln, jeden zu strafen, welcher der Geistlichkeit nicht gehorcht. Die niedere Geistlichkeit ist nicht leicht außer Irland gewesen und hat eine üble Meinung von den Fremden und Protestanten, den Manufacturen und dem Handel. Sie schwatzt dem Volke Prophezeiungen von der Wiederherstellung ihres Landes u. dgl., abergläubische Mährchen von gewissen Höhlen, Brunnen, Felsen und Bergen vor. Das Volk hat wenig Ehrfurcht vor einem Eid auf eine englische Bibel; es hält ihn treuer auf einen Stein, den es ein Buch nennt. Unter allen Eiden bricht es am unbedenklichsten [illegible] land oath, d. h. den Eid, zum Beweis, daß der Recognitionsanspruch auf den Besitz von Län-

dereien oder auf schuldige Renten falsch ist, oder um die eingezogenen Güter ihrer Freunde wieder zu erhalten. Unstreitig denkt es wie Hudibras:

> He that iwposes an oath, makes it.
> Not he that for conveniethe takes it.
>
> Es thut den Eid, wer ihn begehrt,
> Und nicht, wer herkömmlich ihn schwört.

Das irländische Volk ist ganz in die irländische und englische, protestantische und katholische Partei getheilt; aber den wahren Unterschied bilden die, welche mit den Gütern der Insurgenten von 1641 belehnt, und die, welche daraus vertrieben wurden, so wie der große Haß der katholischen Geistlichkeit gegen die protestantische daher kommt, daß diese die Pfründen besitzt. Der vierte Theil der Landeigenthümer lebt in England, ihr Einkommen geht aus dem Lande und kommt nie zurück. Ein großer Theil des irischen Heeres wird außer Irland gebraucht, aber von Irland bezahlt. Da aller Handel zwischen beiden Königreichen verboten ist, so muß man, um diese Summen zu bezahlen, Irlands Erzeugnisse z. B. nach Barbados schicken und sie gegen Zucker verkaufen, der dann nach England gebracht wird und eine nachtheilige Rücksendung ausmacht, da am Umsatz oft 15 Procent gewonnen wird, während er die Kosten Fracht und der Versicherung des baaren Geldes nicht übersteigen sollte. Da alle Ländereien zu verschiedenen Zeiten eingezogen worden oder einziehbar gewesen sind, so gibt es wenig Besitztitel, die nicht streitig gemacht werden könnten. Es ist ein ordentliches Gewerbe, die Mängel der Besitztitel aufzuspüren, und es gibt Leute, die dazu beauftragt werden. Die öffentlichen Abgaben sind verpachtet und werden auf eine sehr drückende Art erhoben. Das Volk muß bezahlen, was

Digitized by Google

man ihm abverlangt. Die Friedensrichter wissen die armen Leute in criminelle Händel, Angebereien zu verwickeln, ziehen sie vor die geistlichen Gerichte (bishop's courts), setzen das Vergehen voraus, und pflegen dann Vergleich wegen der Strafe. Von 200,000 Häusern, auf jedes eine Familie gerechnet, die in Irland vorhanden sind, kann man 16,000 mit Schornsteinen, Thüren und Fenstern rechnen, und 184,000 sind solche elende Hütten, wie ich sie schon beschrieben habe. Bei dem Mangel eines andern Gewerbfleißes kann man sagen, daß diese 16,000 Optimaten durch Prozesse, Angebereien, Steuerverwaltungen u. dgl. entstanden sind. Sie sind die Heuschrecken und Raupen des Landes, und die 184,000 Hütten sind das brachliegende oder wilde Land. Irland enthält 12 Millionen Acker, englisches Maß, tragbares Feld oder gute Weide, und 2 Millionen, die etwas geringer sind. Das übrige noch sehr beträchtliche Land besteht in Felsen, Sand, Morästen und Schlüchten. Es kommen also mehr als 10 Acker gutes Land auf den Einwohner, statt vier, wie in England oder Frankreich, oder nur eines Ackers, wie in Holland. Dublin und seine Vorstädte bestehen aus 5000 Häusern. Davon sind 1200 Schenken, und dies Verhältniß ist in den kleinen Städten noch stärker. Die Unthätigkeit der Irländer kommt nicht sowohl von einer natürlichen Anlage, als von dem Mangel an Aufmunterung zur Arbeit her. Warum soll man denn arbeiten, wenn die Arbeit eines einzigen Menschen hinreicht, für vierzig Menschen Kartoffeln zu bauen? Wenn die Milch einer Kuh für drei Personen hinreicht, wenn Fische und Schalthiere im Ueberfluß vorhanden sind, wenn man ein Haus in drei Tagen bauen kann; warum sollten sie eine andere Lebensart suchen, da man sie lehrt, daß dies die Lebensart der Heiligen und der Erzväter war, deren Verdienste

SOCIETÄT

ihr ewiges Heil bewirken werden? Wozu Vieh aufziehen, da dessen Ausfuhr nicht erlaubt ist, und die englischen Verordnungen den Handel verbieten, durch den man den Ueberfluß austauschen könnte? Warum sollte man endlich Güter zu erwerben suchen, da die Gesetze sie nicht schützen, da List und Ränke die Stelle der bürgerlichen und natürlichen Rechte vertreten?

Man bemerkt in Irland, daß die Engländer, welche arm und mißvergnügt werden, in Irländer ausarten, und umgekehrt, daß Wohlhabenheit und Reichthum die Irländer in Engländer verwandeln. Wenn es gerecht ist, daß die Engländer, welche Güter in Irland erworben haben, bei der gesetzgebenden Macht vertreten werden; wenn es gerecht ist, daß die Irländer nicht von denen gerichtet werden, welche sie beschuldigen, sich ihrer Güter bemächtigt zu haben: so sollte man beide Reiche durch eine und dieselbe gesetzgebende Gewalt vereinigen.

Unstreitig reichen diese Auszüge und der vorhergehende Entwurf hin, um sich eine Vorstellung von der Art Regierung zu machen, die seit seiner Eroberung bis auf W. Petty's Zeiten Statt gefunden hat, und unmöglich kann man sich einen monströsern Zustand der Dinge denken. Man wundert sich über die Greuelthaten der Spanier in Amerika; aber wahrlich der berühmte Geschichtschreiber ihrer Eroberungen (Robertson) erzählt uns nichts Ausschweifenderes und Scheußlicheres, als das Betragen seiner eigenen Landsleute in Irland. Zwar scheinen die Irländer weit wenig liebenswürdige Barbaren gewesen zu sein, als die Peruaner und Mexikaner; aber es scheint auch, daß die Engländer sich Mühe gegeben haben, sie selbst zu allen den Lastern anzuführen, die sie nachher an ihnen so grausam straften, und ganz absichtlich Ungeheuer aus ihnen zu machen, um sie nachher zu zertreten, wie Fox von der franzö-

Digitized by Google

fischen Revolution sagt: Sie bis zur Tollheit reizen, und dann beklagen, daß sie toll sind.

Die glückliche Revolution (wie man gewöhnlich in England diejenige nennt, wodurch der Prinz von Oranin auf den Thron kam) war für Irland nicht sehr glücklich. Wilhelm kam mit seinen siegreichen Waffen auch nach Irland und schloß mit den Einwohnern im Jahre 1691 einen Vertrag, dessen Bedingungen bald verletzt wurden. Ihre Gefangenen behandelte man grausam. Im Kriege wie im Frieden waren es immer Feinde. Folgendes Beispiel zeugt eben so sehr von damaliger schlechten Politik als Ungerechtigkeit. Als das Parlament dem Könige vorgestellt hatte, daß die Irländer den englischen Manufacturen durch die Einfuhr ihrer wollenen Zeuge, die sie bei ihrer Armuth für den niedrigsten Preis verfertigten, Schaden thäten, antwortete ihnen dieser weise Fürst (die Fürsten kommen wohlfeil zu ihrem Ruhme), sie könnten darauf rechnen, daß er so viel möglich den irländischen Fabrikanten den Muth benehmen würde. Die Unduldsamkeit der Protestanten erwiederte den Katholiken in Irland alle Uebel, welche die katholische Unduldsamkeit den Protestanten in Frankreich zufügte. Jedes Jahr der Regierung Wilhelms und seiner Nachfolger fügte den niederdrückenden Gesetzen, unter welchen die Irländer schon seufzten, noch ein neues hinzu; — Einziehung der Güter derjenigen, welche ihre Kinder auf auswärtige katholische Universitäten schickten; Verpflichtung, Sonntags anglicanischem Gottesdienste beizuwohnen; Unfähigkeit, bei den Wahlen der Mitglieder des irländischen Parlaments zu stimmen; Unfähigkeit, ein ehrenvolles oder einträgliches Amt zu bekleiden, nicht einmal das eines Advokaten u. dgl.; kaum konnte einer Lastträger sein; denn man lies't, wie das irländische Parlament

eine Bittschrift der protestantischen Lastträger in Dublin annahm und einem Ausschuß übergab, worin sie sich beklagten, daß man nur papistische gebrauche. Die Presbyterianer, weniger verabscheuete Nonconformisten als die andern, und die an Eifer gegen die Papisten den Anglicanischen nichts nachgaben, erlitten einen neuen Druck durch die Test act, welche ein gewisses Glaubensbekenntniß in Bezug auf das Abendmahl vorschrieb. Sie schrien also auch über Unterdrückung. „Ich habe gesehen, sagt bei dieser Gelegenheit Swift, der Rabelais Englands, was Verfolgung heißt, nämlich Alles, was da hindert, andere zu verfolgen."

Im Jahr 1723 schlug ein Mitglied des irischen Parlaments im Ernste in einer langen Rede vor, die gothische Strafe der Entmannung gegen die katholischen Priester wieder einzuführen. Man wird kaum glauben, daß eine so sonderbare Motion vom Parlament angenommen, seiner Majestät übergeben und kräftig empfohlen, auch nur durch Verwendung des Cardinals Fleury bei dem Minister Walpole verworfen wurde. Der offenbar parteiische Curry erzählt diese Anekdote im 2ten Th. S. 253. Ich kann aber doch nicht denken, daß er sie erfunden habe. Merkwürdig ist, daß die Irländer an der Invasion des Prätendenten und der Rebellion von 1745 gar keinen Theil nahmen; dennoch finde ich, daß sie im Jahre 1759 revolutionärer Versuche zu Gunsten desselben und Frankreichs beschuldigt wurden. Der Vorwand zu den damaligen Unruhen, sagt ein anderer, eben so, aber im entgegengesetzten Sinne, parteiischer Schriftsteller, waren die Erpressungen der großen Grundeigenthümer und der Geistlichkeit, das Urbarmachen der Gemeinheiten u. s. w. Wahrscheinlich waren diese Beschwerden halb wahr, halb vorgegeben; ohne Zweifel haben die Irländer unaufhörlich

Gelegenheit gesucht, ein verhaßtes Joch abzuschütteln, weniger aus Verlangen nach der Freiheit, als nach Rache. Eine gewisse unruhige Zusammenrottung, wegen ihrer weißen Uniform the white boys (die weißen Leute) genannt, verheerte zu jener Zeit besonders den Süden Irlands. Diese liebenswürdigen Leute waren in der Art ihrer Rache gegen diejenigen, welche nicht das Glück hatten, ihnen zu gefallen, besonders sinnreich. So schnitten sie z. B. Menschen und Thieren die Kniesechsen (ham string) ab, oder scharrten sie lebendig in Gräber ein, die ganz mit Dornen ausgefüttert waren, so daß nur der Kopf heraussah. Jedoch war dies der gewöhnliche Stand der irländischen Sitten, und man hielt solche Vorfälle für so unwichtig, daß eine humble address oder unterthänige Bittschrift, welche Sr. Majestät 1775 von ihren getreuen irischen Unterthanen überreicht wurde, und worin sie ihre verschiedenen Beschwerden anführten und um Erleichterung baten, sich ausdrücklich auf ihre lobenswürdige Aufführung berief, da sie in den letztern 80 Jahren so folgsam und friedlich gelebt hätten. Das Verdienst der guten Aufführung, welches sie sich hier beilegen, ist unstreitig nur vergleichsweise; aber die Regierung schien es doch gelten zu lassen, da zu jener Zeit die Strenge nachließ und ein versöhnendes Verfahren eintrat, welchem der zuletzt angeführte Schriftsteller die Revolutionen gegen Ende des Jahrhunderts zuschreibt. Die obige Bittschrift beschwerte sich unter andern darüber, daß die Katholiken keine Güter besitzen, kaum eine Pachtung haben könnten, daß sie unaufhörlich von gewissen Angebern verfolgt würden, deren Geschäft darin bestände, auszukundschaften, ob sie das geringste Vermögen mehr erworben hätten, als das Gesetz ihnen erlaubt, in welchem Falle nicht bloß dies Mehr, sondern das Ganze dem Angeber

zufiele, und daß dies Geschäft so glücklich von Statten gegangen, daß es keine Schande mehr sei, es zu treiben; daß ein unnatürlicher Sohn sich nur zur herrschenden Religion bequemen dürfe, um den katholischen Vater des Rechts zu berauben, über sein unbewegliches Vermögen zu verfügen, es zu verkaufen oder zu verpfänden, während er selbst den Heimfall veräußern kann; daß beim Tode eines katholischen Vaters das erste seiner Kinder, welches sich zur herrschenden Religion bequemt, die ganze Erbschaft allein bekomme u. s. w. Diese Beschwerden waren, ganz unabhängig von den politischen Rechten, die hier nicht in Frage stehen, gewiß äußerst hart. Sie mußten durch ihre Folgen alle Lust zum Gewerbfleiß ersticken, allen häuslichen und geselligen Tugenden Abbruch thun, und man fühlt sich unwillkührlich für die Bittsteller eingenommen. Bei alle dem darf man sich aber nicht einbilden, daß das gemeine irrische Volk zu seiner Zeit sehr unglücklich gewesen sei. Man hat hierüber das Zeugniß Arthur Young's, der das Land in den Jahren Jahren 1776, 77, 78 und 79 durchreis'te und sich allenthalben sehr genau von der Lage der Einwohner unterrichtet zu haben scheint. Er fand freilich, daß sie sehr schmutzig in der kleinen Hütte ohne Fenster und ohne Schornstein lebten, wie sie Sir W. Petty 109 Jahre vorher beschrieben hatte; aber sie hielten ihre Kuh, oft ein kleines Pferd, ein oder zwei Schweine, eine Menge Federvieh. Dies alles und ein Ameisenhaufen von Kindern lebte in dem nämlichen Loche beisammen. Sie hatten so viel Kartoffeln, als sie und ihr Vieh verzehren konnten; ein Stück Land, das nur 40 — 60 Schilling jährlich kostete, trug sie ihnen, und die Heizung (mit Torf) hatten sie vollends nur für die Mühe des Stehlens. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, eine Stelle aus Young über eine landwirthschaftliche

Unternehmung eines bloßen Privatmannes auszuziehen, die zwar ziemlich ungewöhnlich ist, aber doch zeigt, daß der Geist der Betriebsamkeit in Irland nicht erstorben war, und nur einer klugen Sorgfalt bedurfte, um aufs neue zu erwachen.

(Die Fortsetzung folgt).

SOCIETÄT

Rückblicke.

Digitized by Google

SOCIETÄT

I.

Rückblicke.

auf die neueste politische Literatur.

Der Krieg in Deutschland und Frankreich 1813/14 von v. Plotho. 3ten Theil.

Dieser Theil fängt mit der Darstellung des Operations-Plans der Verbündeten am 1sten Januar 1814 an und endet mit der Beschreibung der Belagerung, der vom Feinde besetzten Festungen und dem Einzug von Paris.

Der Operationsplan beabsichtigte Frankreich mit der Hauptmacht an seiner schwächsten Seite, von der Schweiz her, anzugreifen und mit möglichster Eile Langres zu erreichen, das Centrum unter Blücher auf dem geradesten Weg nach Paris vorrücken zu lassen, und den rechten Flügel der Armee vorläufig mit der Eroberung Hollands und Belgiens zu beauftragen. Die Zweckmäßigkeit dieses Plans, der schon seit langer Zeit in den Werken der Kriegsschriftsteller, einen offensiven Krieg gegen Frankreich voraussehend, gezeigt worden war, wird vom Verfasser ausgeführt.

Die Stärke der vereinigten Armeen wird zu 881000 Mann angegeben.

S. 112. Die Schlacht von Brienne war eine Frontalschlacht, die wenig entschied und keine großen Resultate hatte. Es kämpften darin:

45000 Oestreicher.
39000 Russen.
8000 Preußen.
17000 Bayern.
14000 Würtemberger.

123000

Digitized by Google

von denen 80000 eigentlich nur ins Gefecht kamen. Der Sieg muß vorzüglich S. 123 den russischen Grenadieren zugeschrieben werden, die den nächtlichen feindlichen Ueberfall der Dörfer Rothiere und Dionville abschlugen.

S. 176. Nachtheiliges Gefecht des 5000 Mann betragenden Corps des russischen General Alkusieo bey Chamesaubert. Es wird der zu großen Vorsicht dieses Generals, seine Artillerie nicht auszuliefern, zugeschrieben, welche er zu früh rückwärts gesandt habe. Die Russen verloren 3000 Mann und 14 Kanonen indem ihnen der Feind in den Rücken gekommen war.

S. 179 Nachtheiliges Gefecht des Sackenschen Corps. Es verliert 7 Kanonen und 2500 Mann.

S. 186. Nachtheiliges Gefecht des Marschall Blücher bey Jouvielliers, Champeaubert und Etoges und forzirter Rückzug nach Bergere. Die Preußen verlieren 4000 Mann und 7 Kanonen, indem sie sich durch die Franzosen durchschlagen mußten die ihnen den Rückzug abgeschnitten hatten. In allen jenen nachtheiligen Gefechten, bis zur Wiedervereinigung der getrennt gewesenen schlesischen Armee bey Chalons gehen 15000 Mann verloren.

Diese Verluste werden S. 193. falschen Operationsplänen zugeschrieben. Die Alliirten schätzten den Feind nach der Schlacht von Brienne, die sie fälschlich für eine Hauptschlacht angesehen, zu gering und er hatte damals gerade durch alte Truppen aus Spanien seine Armee auf 100,000 Mann gebracht. Man theilte in jener falschen Voraussetzung die Heere, um den Feind zu umfassen wie bey Leipzig, ohne die nöthigen Streitkräfte zu beisammen; Napoleon conzentrirte seine Armee dagegen, und er griff die Alliirten an ihren innern Flanken an, so schlug er sie ein Corps nach dem andern und zwang sie alle zum Rückzug. (S. 227.) Dieser Rückzug war sehr gefährlich, da Anger au im Süden vorgedrungen, das Landvolk im Rücken der Armee im Aufstande, das Land selbst ausgezehrt war. Der alte französische Nationalstolz, so wie der ihrer Heere war wieder erwacht, und Napoleon trotzte allen Friedensvorschlägen. Den 25sten Februar (S. 231.) vereinigten sich die Monarchen, auf Knesebecks Rath, zum Rückzug des Hauptheers nach Langres, um hier entweder eine Schlacht anzunehmen, oder nach erhaltenen Verstärkungen wieder den Angriff zu beginnen; das schlesische Heer sollte sich hinter der Marne halten und mit dem Bülowschen Heer sich vereinigen.

Dieser beschlossene Rückzug wurde nicht ausgeführt, da der König von Preußen (S. 236.) der sich beim Rückmarsch aufhielt, bey Bar für aube erfuhr, daß Napoleon mit der Hauptmacht dem schlesischen Heer nachziehe und die vereinigte Haupt-Armee es nur mit einem Neben Corps zu thun hätte. Es wurde also der Angriff beschlossen, Bar für aube durch die Bayern genommen.

S. 290. wird das nachtheilige Gefecht der russischen Corps von Woronzow und Sacken bey Craonne erzählt, wo sie sehr

brav fochten, aber 4000 Mann verloren und sich nach Laon zurückzogen.

S. 293. Die Schlacht von Laon wird durch den nächtlichen Ueberfall des rechten Flügels der Franzosen durch das Yorckische und Kleistische Corps gewonnen.

S. 332. Wird der neue von Napoleon entworfene Kriegsplan sich an den Rhein zu ziehen, und die gefährliche Lage der Alliirten berichtet und S. 342. 343 näher entwickelt, und S. 371. der genialle Entschluß der Monarchen, ihren Angriff gegen Paris fortzusetzen gewürdigt, wodurch der Krieg entschieden wurde.

Dies Werk wird noch in der fernen Zukunft in der Geschichte als pragmatisch erscheinen, da es so freymüthig als unparteiisch und gründlich erscheint, nur wird der Soldat die fehlenden Pläne vermissen.

Journal für Deutschland. 1stes Heft. 1818.

Der Verfasser giebt darin:

1) Den Beschluß der philosophischen Untersuchungen über die Römer.

Wir wiederhohlen den schon früher ausgesprochenen Wunsch, daß es dem Verfasser gefallen möge, diese lehrreichen Untersuchungen besonders in einem eignen Werk verlegen zu lassen, damit die Liebhaber sie im Zusammenhange lesen können, dieß wird um so gemeinnütziger seyn, als der Verfasser sie den heutigen Regierungen als einen Spiegel vo hält, um daraus zu lernen, wie Staaten entstehen, sich erhalten oder untergehen, denn er sagt mit allem Recht:

„Schwerlich lehrt die Geschichte irgend eines andern Volks das, was zur Bildung eines guten politischen Systems erforderlich ist, vollständiger erkennen, als die Geschichte der Römer. Die größte aller Erfahrungen, welche jemals über das Staatsleben gemacht sind ist uns in dieser Geschichte mitgetheilt; und wer die einzelnen Erscheinungen der Römerwelt so durchdringt, daß er in ihrer Mannigfaltigkeit ihre Einheit wiederfindet, für den ist der feste Boden gewonnen, auf welchem er sich zu einer untrüglichen Theorie der politischen Welt erheben kann."

„Während der Periode, welche die königliche genannt wird, finden wir von den Grund-Charakteren, welche das Wesen jeder Regierung ausmachen sollten nur Einen; nämlich den der Einheit. Zwar giebt es in dieser Periode eine Körperschaft, Senat genannt; allein, da sie nicht auf die Verrichtungen beschränkt ist, welche ihr zukommen, d. h. da sie, gegen ihre Bestimmung Theil nehmen muß an der Verwaltung, und von

der Theilnahme an der Bildung des öffentlichen Willens über des Gesetzes geschieden wird: so empört sie sich gegen das Königthum; und die Folge davon ist, daß dieses untergeht in dem Mangel an Gesetzen, welche den zweiten Charakter der Regierung, die Gesellschaftlichkeit, verbürgen."

„Während der zweiten Periode, welche die republikanische genannt wird, weil die organischen Gesetze des Staates den Charakter der Einheit aus der Regierung verbannt haben, muß das römische Volk, um den Bürgerkrieg von sich abzuwenden, von einer Anstrengung zur anderen übergehen und sich zum allgemeinen Feind des menschlichen Geschlechts, so weit dies erreichbar ist, aufwerfen. Es verstärkt sich durch ein Bundesgenossen-System; es macht mit jedem Tage neue Eroberungen; es steht nach Jahrhunderten als Sieger da, der die cultivirte Welt unter seine Füße gebracht. Zugleich aber ist die Gränze seiner Kraft gefunden; und weil unübersteigliche Hindernisse einem Vergrößerungstriebe Schranken setzen, so kommt der bisher zurückgehaltene Bürgerkrieg zum Ausbruch, und die Anti-Monarchie, Republik genannt, geht unter in dem Mangel an Gesetzen, welche den ersten Charakter der Regierung, die Einheit, verbürgen."

„Nach dem Untergange der Anti Monarchie bedurfte es für die Römerwelt eines neuen politischen Systems. Aus der Stadt war im Verlauf der Jahrhunderte durch glückliche Eroberungen ein Reich geworden, welches nach anderen organischen Gesetzen regiert seyn wollte, als ein bloßes Stadtwesen, geben konnte; und die Aufgabe war, diese Gesetze so zu bilden, daß die Fortdauer des Reiches in ihnen gesichert blieb. Eigentlich waren diese Gesetze ausgesprochen in den Schicksalen, welche Rom in dem Laufe der ersten sieben Jahrhunderte gehabt hatte; denn wer diese gehörig durchdrang, mußte sich zu der Ansicht, „...daß, dafür die Erhaltung von Staaten und Reichen alles von der organischen Beschaffenheit der Regierung abhängt, diese aber nur in so fern vollständig ist, als sie den Charakter der Einheit mit dem der Gesellschaftlichkeit vereinigt, alles darauf ankomme, dem römischen Reiche eine Regierung zu geben, welche weder absolut-monarchisch, sondern aus Monarchie und Anti Monarchie, aus Einheit und Gesellschaftlichkeit, zusammengesetzt sey.""

2) Historische Betrachtungen am Feste der Kirchenverbesserung.

Nachdem die christliche Welt den Anstrengungen der Kreuzzüge erlag, fing man an den großen Betrug zu ahnden, der durch das Pabstthum mit dem Worte Gottes zeither getrieben worden war; die Verlegung des heiligen Stuhls nach Avignon vollendete diese Entdeckung. Es folgten die Kämpfe um das ärgerliche Schisma die nachfolgenden Concilien stellten sich in der kirchlichen organischen Gesetzgebung über den Pabst und

immer noch hielt man das allein herrschende Kirchenthum in Religionssachen für nöthig, wenn man auch die Heiligkeit der Päbste ablängnete. Die Kirche gründete ihre Gewalt einmal auf den Besitz von Grund und Boden, dessen Cultur sie gleich dem Adel durch Bauernknechtschaft erzwang, zum andern auf die Lehre von Hölle und Teufel, ein Kapzaum für die Christen aller Stände. Von christlicher Lehre und Sittlichkeit war im Kirchenthum keine Spur anzutreffen.

So fand Luther sein Zeitalter. Sein innerer großer Drang nach Ueberzeugung von den Wahrheiten des Christenthums, und deshalb sein eifriges Studium der Urquellen, wird der vorzügliche Grund zur Reformation der Kirche und Lehre. Seine Zeitgenossen, des Drucks und der Lasterhaftigkeit der Kirche, müde, waren dafür reif. Die Begehrlichkeit deutscher Fürsten nach dem fetten Kirchengut kommt zu Hülfe und der Ausgang des 30jährigen Kriegs entscheidet definitiv über die Anrede Luthers, worin gezeigt wird, daß die Reformation neben der von ihr ausgegangenen Reinigung der Religionsbegriffe den Grund zu den theils schon vollendeten, theils noch bevorstehenden politischen neuen Schöpfungen, besonders der Volksvertretung gelegt hätte.

3) Das Geschlecht der Medici.

Eine höchst anziehende geschichtliche Darstellung, wodurch gezeigt wird, wie ein Privatmann und seine Familie durch Liebe einen Frei-Staat unumschränkt regieren könne, ohne den Schein davon anzunehmen.

Unter drey Familien, welche sich in den verschiedenen Städten Italiens Ansehn, Macht und endlich Alleinherrschaft erwarben, hat keine einen größern und bleibendern Ruhm erlangt, als die Medicei'sche. Es muß daher interessant seyn, die Mittel zu erfahren, welche das Geschlecht der Medici endlich zur Würde von toskanischen Großherzogen erhoben. Der Herr Verfasser hat ihre Auseinandersetzung im gegenwärtigen Hefte begonnen.

Seit Johann von Medici, welcher sich in der Mitte des 12ten Jahrhunderts an der Spitze von 100 Florentiner durchs Mailändische Heer einen Weg bahnt, datirt sich der Ruhm dieses Geschlechts, der unter Cosmo und seinem Enkel Lorenzo den höchsten Gipfel erreichte. Die Lage von Florenz und die damaligen politischen Verhältnisse erlaubten diesen großen Männern nicht, in kriegerischen Unternehmungen Ruhm zu erwerben; dafür zeichneten sie sich durch Sorge für die Wohlfahrt ihrer Stadt, durch Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, durch Unterstützung von Gelehrten, durch Eingehung von Handelsverbindungen, durch Sicherung von Florenz mittelst vortheilhafter Bündnisse ehrenvoll aus. Cosmo, genannt der Große, war der reichste Privatmann in Italien, 128 Handels-Häuser in Europa, Asien und Afrika wurden auf seinen

Namen geführt und bey allem Reichthum unterschied er sich nicht durch Pracht im Aeußerlichen vor seinen Mitbürgern. Sein Haus stand den Bedürftigen und Unglücklichen offen und war der Aufenthalt von Gelehrten und den cultivirtesten Männern, dennoch ward er verbannt, da ihn seine Feinde nicht tödten konnten, aber im Exile ward er von der stolzen Venezia wie ein Fürst empfangen und von den Bürgen von Florenz bey seiner feyerlichen Rückkehr Vater des Vaterlandes genannt. Fürsten suchten seine Tochter, er aber verheyrathete sie an vaterländische Häuser. Durch dieses Benehmen löste er die Aufgabe, der Fürst von Florenz zu seyn, ohne einen solchen Titel zu führen und ohne seine antimonarchisch-gesinnten Bürger zu beleidigen. Cosmos Schöpfung war durch das Bedürfniß der Einheit bey den Florentinern gehalten und mußte so lange fortdauern als das Vermögen der Medici groß genug war, um ihnen eine Stellung zu erlauben, worin sie ihren Mitbürgern nützlich waren, ohne ihrer Gegendienste zu bedürfen.

Lorenzo wirkte in des großen Cosmos Geiste fort. Er entging der Verschwörung welche ein Pabst, ein Cardinal, ein Erzbischof ein Graf, ein Hauptmann der Leibwache und mehrere Priester zum Untergange seines Hauses angezettelt hatten und benutzte sie, sein Ansehen zu erhöhen. Bald bedrohten jedoch Kriege mit dem Pabst und Neapel die Stadt Florenz. Mehrere kleine Städte des Gebiets waren genommen; die Verbündeten verließen Lorenzo; seine Mitbürger fingen an, ihm zu zürnen und selbst die mit Ferdinand von Neapel persönlich angefangenen Unterhandlungen waren ohne Erfolg, da dieser keinen Separatfrieden schließen wollte. Da erschien die Rettung von einer Seite, wo man sie am wenigsten erwartet hatte. Muhamed der Zweite landete in Italien, eroberte Otranto und bedrohte Neapel.

4) Bemerkungen zu des Herrn von Haller Restauration der Staatswissenschaft.

Die Nichtigkeit eines gesellschaftlichen Urvertrags, worauf der Staatsorganismus beruhe, wird zwar dem Herrn v. Haller zugegeben, keineswegs aber das daraus hergeleitete Prinzip der Nichtigkeit alles künstlichen Staatsorganismus und daß es nur einen natürlichen gäbe, worin die Macht herrsche und die Schwäche gehorche und diene. Die Elemente der Gesellschaft habe nur die Natur gegeben, diese in ihrer Gestaltung sey das Werk künstlicher menschlicher Schöpfung.

Wir müssen uns darin nach einem leitenden Prinzip umsehen; und dieß können wir nur dann finden, wenn wir auf das allgemeinste Naturgesetz zurückgehen, welches kein anderes ist, als das der Wirkung und Gegenwirkung, der Kraft und Gegenkraft. Am Tage liegt, daß keine Gesellschaft ohne

Digitized by Google

Regierung fortdauern kann. Wie aber die Regierung in Abstracto beschaffen seyn müsse, um ihre Bestimmung zu erfüllen, dieß wird nicht von Allen erkannt. Der Geschichte nach, hat es von jeher nur zwey Formen für dieselbe gegeben, nämlich die monarchische und die antimonarchische und über das Daseyn der einen oder der anderen hat nichts so sehr entschieden, als der Mißbrauch. Schon hieraus hätte man schließen sollen, daß beyde für einander da wären, um eine vollständige Regierung zu bilden; und dieß würde dem obersten Naturgesetze, welches die Kraft an die Gegenkraft bindet vollkommen entsprochen haben. Doch, wenn auch der Eine oder der Andere so geschlossen haben sollte, so haben Leidenschaften und Interessen immer für das Gegentheil entschieden; und so ist es geschehen, daß die eine oder die andere Form sich so lange behauptet hat, als sie konnte. Jetzt nun liegen die Dinge so, daß man mit Wahrheit sagen kann, nichts sey in der Monarchie schwerer zu erkennen, als die Monarchie. Ihr Gegensatz ist zwar nicht ausgesprochen, und beruhet noch weniger auf feststehenden Gesetzen; aber er ist da, er läßt sich nicht verkennen; er ist in seinen Wirkungen so auffallend, daß man mit Blindheit geschlagen seyn muß, wenn man ihn nicht sehen will. Die Beamtenwelt ist es, die ihn bildet. Nicht gegen Könige und Fürsten hat man seine Freiheit zu vertheidigen; wohl aber gegen die, welche, in ihrem Namen handlend, nur den eigenen Willen vollziehen. Gegen diese also bedarf es des Schutzes der Stellung. Früher oder später müssen sich in allen monarchischen Staaten Europa's dieselben Erscheinungen wiederholen, welche Frankreich erlebt hat, es sey denn daß man Mittel findet, die frey gewordene Beamtenwelt zu beschränken, und durch diese Beschränkung die Monarchie zu sichern. Da nun alle Mittel vergeblich seyn würden, wenn dem Deligiren keine Grenze gesetzt werden könnte: so muß man vorzüglich darauf bedacht seyn, wie man diese Grenze finden will. Gefunden aber wird diese nur durch die Idee einer Volksvertretung, wie sie von Etwas ausgehen muß, was der Beamtenwelt entgegengesetzt ist. Ist die Volksvertretung etwas Künstliches, so ist sie zugleich etwas Natürliches; gerade so natürlich, wie alle die Mittel, welche Herr von Haller in dem 15ten Kapitel seiner neuen Theorie gegen den Mißbrauch der Gewalt anführt. In jedem anderen Betracht verdient sie sogar den Vorzug; denn wenn sie Empörung, Anrufung fremder Hülfe und (im äußersten Falle) Trennung und Flucht ersparen sollte: so muß man gestehen, daß sie etwas sehr Großes leistet. Hierauf aber ist es bey der Volksvertretung angesehen. Sie hat keineswegs die Bestimmung, als unabhängige Kraft zu wirken; sie hat noch weit weniger die Bestimmung, die Gegenkraft zu schwächen: sie soll nur dazu dienen, den öffentlichen Willen, ohne welchen die Gesellschaft nicht bestehen kann, nach dem Vortheil derselben zu regeln — oder vielmehr regeln zu helfen, damit alle Ueberspannung der Kräfte vermieden werde, welche nothwendig da entsteht, wo

die Willkühr gebietet. Nur auf diesem Wege kann das wahre Gemeinwesen, Staat genannt, zum Vorschein kommen, während es weder in den reinen Monarchien, noch in den reinen Anti Monarchien (diese mögen sich der aristokratischen oder der demokratischen Form nähren) wiederzufinden ist: Ein offenbarer Beweis, daß der Staat für sein Daseyn und seine Fortdauer der organischen Gesetze oder der Constitutionen bedarf, und ohne sie gar nichts seyn würde, als eine Menschenmasse ohne Ordnung und Regel.

Für die Vereinigung der lutherischen und der reformirten Kirche. Wider die 21 letzten Sätze von Claus Harms. Von Sack.

Ueber die Vereinigung der lutherischen und der reformirten Kirche. Freimüthiges Bedenken eines Lutherischen, veranlaßt durch die Schrift des Herrn Predigers Sack.

Zwei Schriften, welche den durch den Titel bezeichneten Gegenstand aus verschiedenen Gesichtspunkten behandeln.

Der Herr Sack richtet seine Schrift gegen die 21 letzten Sätze, welche Herr Claus Harms in Kiel hat anschlagen lassen, die gegen die Vereinigung beider evangelischen Kirchen gerichtet sind, und sieht dieselbe für sehr ersprießlich an, behauptend, daß nur die Formen des beiderseitigen Kirchenthums, keineswegs aber die Lehre vereinigt worden sey und es jedem Bekenntniß, dem Lutherischen wie dem Reformirten frei stände, in ein und derselben Kirche von einander abweichend, seine religiösen Gesinnungen und Grundsätze beyzubehalten.

Der Verfasser der zweyten Schrift theilt mit dem Herrn Sack diese Meinung keineswegs und behauptet dagegen, daß die bisherige Kirchentrennung weder Nachtheile gehabt, noch durch die Vereinigung der Form noch, Vortheile für das Christenthum erwachsen wären und wohl ihr Daseyn am mehrsten der entstandenen Gleichgültigkeit in der Religion überhaupt zu verdanken hätte. Die Vereinigung hätte aus den Gesinnungen der Gemeinden geschichtlich hervorgehen, diese wenigstens deshalb befragt werden müssen und nicht von oben herunter.

Digitized by Google

Ueberlieferungen No. 22.

1) Schilderung des sächsischen freiwilligen Banners.

Eine Darstellung, daß der ganze Zweck dieses freywilligen Corps durch dessen erste Bildung, Führung und endlichen Auflösung gänzlich verfehlt worden sey, der König von Sachsen seinen Haß gegen diesen Banner nach seiner Rückkehr ohne Hehl öffentlich ausgesprochen und die Tragung der Uniform desselben verbothen hätte. Dem General Carlowitz als Führer wird mancher bittere Vorwurf gemacht, besonders die Begünstigung adlicher Officiere, die Erhebung des Banners zur russischen Garde, die Vertheilung des neugeschaffenen Verdienst-Ordens, die langsame Bildung und Bewegung des Corps zur Hauptarmee und noch mancher andern mehr.

2) Die sächsischen Kriegsgefangenen in den preußischen Staaten.

Es wird hierin die üble Aufnahme der sächsischen Gefangenen nach den Schlachten von Groß-Beeren und Hennewitz von den Preußen aller Volksklassen sehr bitter gerügt. Am Schluß sagt der Verfasser selbst:

„Ob übrigens gleich in den Gemüthern aller Sachsen, die ihr unseliges Geschick jenen Weg des Elendes gehen ließ, die bittersten Erinnerungen in unvertilgbaren Spuren fortleben werden, so lehnen sie sich doch keineswegs gegen die sich ihnen selbst aufdringende Ueberzeugung auf, daß bei den damals bestehenden Verhältnissen ihres Vaterlandes in dem Laufe des wüthenden Kampfes ihr Schicksal kein anderes seyn konnte. Sie finden es sogar in dieser Erwägung nicht anders, als höchst natürlich; allein nur so weit wollen sie nie in ihrer deutschen Philosophie kommen, daß sie sich, wie man schon hier und da die mehr als billige Erwartung geäußert, der schonenden hochherzigen Behandlung, die man ihnen als Gefangene in jenen Perioden zu Theil werden lassen, mit segnendem Danke freuen sollten.

Gegen eine solche, das Unglück so frecherweise verhöhnende, Zumuthung öffentlich zu protestiren, und mit Freimüthigkeit auch in diesem unbedeutenderen Theil der neueren Geschichte der wieder emporgekommenen Herrschaft der Wahrheit zu huldigen, ist der einzige Zweck dieser gelegenlichen Bemerkungen.

Rusts Magazin für die gesammte Heilkunde. 2ten Bandes 3tes Heft.

In diesem Heft ist No. 4.: „Neue Methode, verstümmelte und durchbrochene Nasen auszubessern;" sehr lesenswerth be-

sonders da der Verfasser Herr Geh. Rath am Ende dieses Aufsatzes ein Urtheil über die von Herrn Geheimen Rath Gräfe erfundene Methode der Ansetzung von Nasenspitzen fällt, welches aber nicht sehr günstig ist.

Beiträge zur neuen Kriegsgeschichte, von Fr Förster. 2ter Band.

Enthält den Anfang der Beschreibung des Aufstands in Vorarlberg 1809, eine Beschreibung dieser Provinz, die Ursachen des Aufstandes, (die vorzüglich darin gesetzt werden, daß Oestreich dem Lande seine alten Rechte und Abgaben ließ, es mit denselben an Bayern abtrat, von diesem zwar bestätigt aber demnächst gebrochen, Conscriptionen, Mauthwesen ꝛc. eingeführt wurden.) Das Leben des Doctor Schneider und die ersten Begebenheiten des Aufstandes, an dem Hormaier und Schneider den vorzüglichsten Antheil hatten.

Einen vorzüglich interessanten Anhang hat dieser Band in dem Auszuge eines Tagebuchs des sächsischen Obersten von Odeleben als Ergänzung seiner Geschichte des Feldzugs 1813.

Von diesem Tagebuch war schon die Rede in jenem Werke, wo der Verfasser es, als während des Feldzugs verloren, ang. b. Es hat sich seitdem wieder gefunden, und so unausgeschmückt wie es ist, dürfte es ein höchst wichtiges geschichtliches Document dieses merkwürdigen Feldzugs bleiben, besonders da es die Persönlichkeit Napoleons und sein Betragen während und nach der verlorenen Schlacht von Leipzig schildert, auch beweißt, wie planlos er manchmal gehandelt und wie häufig er aus dem Zusammenhang gekommen ist.

Die Zeiten. 3tes Heft.

In diesem Heft ist die Beurtheilung einiger neuen preußischen organischen Edikte das Wichtigste, und wir müssen dem Verfasser beipflichten, wenn er Seite 385 die Meinung äußert:

> durch die Oberpräsidenten würde die unsägliche Schreiberei nicht vermindert werden, wie die Absicht sey, sondern vermehrt.

Alle Klagen über Schreiberei, von Regierenden und Regierte, die beide täglich beflissen sind, sie zu vermehren; Diese Klage klingt eben so lächerlich als wenn man in einem Badeort die Gäste über die Steifheit des gesellschaftlichen Tons klagen hört, der doch von ihnen ausgeht.

Es ist zu bewundern, daß der so allgemein gepriesene Baron Stein, von dem die Reorganisation der preußischen Civiladministration 1808 ausging in demselben Grade darin zurück als die Militairadministration vorwärts schritt, denn war jene 1806 schlecht, so ist sie seitdem noch unendlich schlechter gewor-

Digitized by Google

den, deßhalb weil man die Organe unrecht anstellte: bey der Gesetzgebung die Einheit, bey der Ausführung die Vielheit. Oben ein Staatskanzler und Minister unten ausführende Collegia in 4 Abtheilungen. Dort nicht über einen Thaler schaltend, jene Millionen ohne Verantwortlichkeit anweisend. Wie soll da Schreiberei in einem Volke vermieden werden, das von allem den Grund wissen, über jeden einzelnen Grund raisonniren, sich in nichts fügen will, was seinem individuellen Interesse widerspricht?

Die Oberpräsidenten sind wie ein Keil zu betrachten, den man in ein nasses Holz schlägt um es zu spalten, ist die Widerstandskraft der des Keils überlegen, so werden sie herausgeschleudert im andern Fall trennen sie was vereinigt seyn sollte, Wenn der Staatsrath und der Reichsrath künftig für die Gesetzgebung in Wechselwirkung treten sollen, so müssen alle collegialische ausführende Organe wegfallen, und Individuen an die Stelle treten, dort hört die Schreiberei nicht auf, und dann erst treten Oberpräsidenten oder Landvoigte an ihre Stelle.

Märkisches Provinzialblatt. 3tes Stück. 1818.

Als statistischer Beitrag hat der Aufsatz von dem Zustande der Mark nach dem Ende des 30jährigen Kriegs seinen Werth.

Die Recension des Dirickeschen Werks vom Adel, ist zwar etwas partheiisch lobend, enthält aber doch viel zu beherzigendes.

Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, von Wolfart. Erster Band. 1stes Heft.

Ganz vorzüglich anziehend darin sind die Nachrichten von Mesmers Leben und Ende.

An den Sprecher der Stadt und Landschaft Coblenz von Adam Müller. Leipzig 1818.

Der Verfasser freut sich ungemein, Herrn Görres durch seinen Bericht über die Uebergabe der Addresse rc. als einen neuen Bekenner seiner Lehre zu erblicken, von dem allein seligmachenden katholischen Glauben, von der Alleingültigkeit des offenbarten göttlichen Gesetzes, von der Nothwendigkeit einer neu zu begründenden und mit Grund und Boden auszustattenden

Geistlichkeit ꝛc. Ob Herr Görres eben solche Freude haben wird von Müller sich belobt zu sehen, und ob seine Freunde immer noch so blind sind, eine abermalige öffentlich erklärte Sinnesänderung dieses Chamäleons nicht zu bemerken, lassen wir dahingestellt seyn.

Turnziel. Turnfreunden und Turnfeinden von Dr. Franz Passow. Breslau 1818.

Wem es gelüstet ein Buch voll falscher Thatsachen, über die preußische Geschichte vom Jahre 1813 zu lesen, daß Fichte, Schornhorst und Jahn eigentlich allein die zu canonisirenden preußischen Helden gewesen, von denen die Besserung des in moralische Schlechtigkeit versunkenen Volks ausgegangen sey, der lese diese Sammlung von klingenden Worten und frechen Verunglimpfungen derer, welche das Turnen nicht über allen Tadel erhaben gefunden haben. Es wäre verlorene Mühe, auch nur noch ein Wort über dieß elende Machwerk zu verlieren.

Nemesis. 11ter Band. IIItes Stück.

Ein Herr Friedrich Förster liefert eine bittere Critik der rechtlichen Erörterung ꝛc. vom Herrn von Kamptz, die schon so vielfach Recensionen veranlaßt hat. Diese Critik ist vorzüglich gegen Sprachfehler gerichtet, deren mehrere angebliche „statt zeigen, zeugen" gerügt werden. Man wird dadurch versucht zu glauben: Herr Förster sey in irgend einer Schulanstalt angestellt, und zwar in einer Juristenfacultät, denn die juristischen Bedenken:

> Ob das Verbrennen von Druckschriften für ihre Verfasser eine symbolische Injurie sey oder nicht?

wird sehr gründlich untersucht.

Obschon der Herr Verfasser behauptet, sich vor Ehrenrührigkeiten gehütet zu haben so möchte doch wohl die Stelle S. 331. bedenklich scheinen, wo es heißt:

> Herr v. Kamptz verlor durch Aufhebung der geheimen Polizey den schönsten Zweig seiner Thätigkeit, aber ohne Rücksicht auf jene Verordnung bleibt jenes Amt ihm zu werth, als daß er sich sogleich davon trennen konnte ꝛc.

Sollte hierin nicht für Herrn von Kamptz der Vorwurf liegen, einen Mißbrauch seines Amts gemacht zu haben, der nach dem Allgem. L. R. ein Verbrechen ausmacht? Wie wenn Herr von Kamptz niemals Vorstand der geheimen Polizey gewesen wäre; wenn er Auftrag zu einer Untersuchung wegen der Wartburgsfeyer gehabt hatte, die er nicht geheim geführt?

Digitized by Google

Miszellen. 4tes Heft. 1818.

1) Ueber des Brittischen Seecapitains Wrigbt letzte Schikſale und geheimnißvolle Todesart im Tempelgefängniß zu Paris.

Ein Bericht eines mit dem Capitain Wright vor Quiberon gefangen genommenen Seeoffizier Namens Hiller der nachher mit jenem in Paris im Temple gefangen saß und keinen authentischen Aufschluß über die behauptete gewaltsame Todesart des Herrn Wrights giebt.

2) Cardinal Rohan, oder neuenthüllte Geſchichte des berüchtigten Pariſer Halsband-Prozeſſes. (Schluß.)

Die Halsband-Geschichte wird hier aufgeklärt und geschloſſen, die Täuſchung und Unschuld des Cardinals wurden vor Gericht anerkannt und die Betrügerin La Motte gebrandmarkt, die Complizen Cagliostro ꝛc. des Landes verwieſen.

Journal für Deutſchland. 4tes Heft.

1) Philoſophiſche Unterſuchungen über das Mittelalter. (Fortſetzung.)

Dieſer Theil umfaßt die Regierung des Gothenkönigs Theoderich in Italien, den Streit des Arianismus, wozu ſich derſelbe bekannte, mit den Päbſten, die Kriege Beliſars und des Caſtraten Nerſes, welche der Gothen Herrſchaft vernichtete, in Rom triumphirten und das Exarchat begründeten.

2) Ein Auszug aus de Grande's Schrift: von den Fortſchritten der repräſentativen Regierungsform in Frankreich beweißt: daß ſolche noch in ihrer Kindheit ſey, und ein 2ter Auszug aus Llorent's Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition giebt eine Biographie des Don Carlos die der Schillerſchen widerſpricht und ihn als einen Teufel darſtellt.

Aktenmäßige und geſchichtliche Darſtellung meines Prozeſſes, auch der wider mich auf die Denunciation des Prignitzſchen Deich-Directoriums wegen Beleidigungen geführten fiscaliſchen Unterſuchung und

meiner Verurtheilung von F. E. E. v. Saldern ꝛc. Wilsnack 1818.

Dürfte dem Justizministerium zur Beurtheilung in sofern interessiren, als hin und wieder stark ausgedrückter Tadel der Justizverwaltung vorkommt, daß sie höchst mangelhaft sey, z. B. S 5. der Vorwurf, daß sie ein rechtliches Gehör verweigert ꝛc.

Einige Ideen über ständische Volksvertretung in Neu-Pommern und Rügen von Pr. Schildern. Greifswald 1818.

Der Verfasser theilt das Volk in Gebildetes und Ungebildetes, und sagt mit richtigem aus der Erfahrung geschöpften Wahrheitsgefühl, daß jene Classe über ihre geistige Ausbildung das vaterländische Herkömmliche vernachlässiget und den allgemeinen Weltansichten geopfert, dem römischen Rechtsbegriff sich ganz hingegeben hätte, darüber sey solche in reine Eigensucht versunken, und habe dem erstern Feinde daher erliegen müssen. Diese gebildete Volksklasse habe nachtheilig auf die ungebildete gewirkt, da sie solche nur als Produkt zu ihrem Gebrauch angesehen und in Sklaverei versinken lassen, der Rohheit und Unwissenheit gefolgt seyn.

Aus diesem vereinzelten Stof, wovon der eine Theil eigensüchtig, der andere roh sey, würde sich eine ständische Landschaft schwer bilden lassen, die ihre Bestimmung erreiche, lieber keine als eine solche.

Ueber Deutschland wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wieder fand, von Dr. Merkel. Riga 1818.

Der 1ste Band enthält die Ansichten, vorzüglich Berlins, ob sie richtig sind, werden hiesige Leser bald finden. Wir haben wenigstens unendlich viele Unrichtigkeiten bemerkt. Ob sie interessant sind? Mitunter! z. B. die vom Theater, vom Turn-, vom Schriftstellerwesen.

Der 2te Band enthält die Beurtheilung des Verfassers über politische Gegenstände, die an der Tagesordnung sind. Verfassung Landstände, Zeitgeist Volkssouverainität, Einheit Deutschlands ꝛc, er huldigt der Mode, indem er so darüber spricht, wie er die öffentliche Meinung darüber erkannt zu haben glaubt. Das ist das Sicherste, wenn auch nicht immer das Richtigste. Wie manche dieser Urtheile abgefaßt sind, zeigt folgende Stelle:

Digitized by Google

„Leiten und leiten, und immer leiten? Wenn ihr nicht Hammel wärt, würdet ihr das Volk nicht für eine Schaafheerde halten, die eurer Schelle folgen soll. Gebt ihm nach und gebt ihm was es braucht, dazu seyd ihr da."

„Ist es wahr, daß ein junger Thronerbe so zu einem Minister seines Vaters gesprochen hat, so war dies unstreitig nicht sehr verdindlich, aber mich dünkt dieser Fürstensohn, hat ganz die Miene danach, einst wahrhaft ein Führer seines Volks zu seyn, weil er ihm durch Verstand (das da oben war nur Witz) imponiren (Wie?) und es beglücken wird."

So weit Herr Merkel. Wie viel Widersprüche! der große Haufe soll seinen Willen und alles haben was er braucht, und doch soll sein Fürst ihm Führer seyn, der ihn imponirt und dadurch beglückt. Imponirt man wenn man giebt was verlangt wird?

Seite 95 wird dem Gesetzgeber ein Seitenhieb gegeben, der neuerlichst verordnet hat:

daß fernerhin das Wort protestantisch nicht mehr gebraucht werden solle.

S. 174. beweißt Herr Merkel seinen russischen Patriotismus, da er Rußland in seiner Schilderung europäischer Staaten, die wenig Beifall finden wird, sehr hoch erhebt.

Europäische Annalen. 3tes Stück.

Enthält Fortsetzungen in Uebersetzungen bekannten Schriften und nichts interessantes.

Beiträge zur Criminalwissenschaft, vom geheimen Ober-Appellationsrath Schmid in Jena, bei A. Schmid daselbst 1818. Oder: des Geheimen Ober-Medicinal-Raths Dr. Heinrich Kohlrausch zu Berlin öffentliche Vertheidigung gegen öffentliche Verunglimpfung.

Für dieß auf Akten begründete Buch muß jeder preußische Patriot der Regierung die höchste Aufmerksamkeit wünschen. Hier kommt nicht bloß die bürgerliche Ehre zweyer Aerzte und Staatsdiener in Betracht, sondern die Ehre und Zuverlässigkeit eines der ersten Rechtsbehörden im Staate, des Kammergerichts. Hier ist von Mangelhaftigkeit der Gerichtsordnung die Rede und von Mißbräuchen die einer der wichtigsten Krankenanstalten des Staats in der Charite statt finden sollen. Hier muß jedem Leser die jetzt so häufig besprochene Sache der Oeffentlichkeit der Justiz einfallen. Hier endlich muß jedem Leser

die Nothwendigkeit einer strengen Verantwortlichkeit der untersuchenden und erkennenden Richter einleuchten.

Es müßte sonderbar zugehen, wenn die, in dieser Schrift verhandelte Rechtssache nicht eine solche Sensation und Reform veranlaßte, als die Arnoldsche Sache 1779 unter Friedrich dem Großen, welche ein neues Gesetzbuch mit veranlaßte und eine gänzliche Umformung der Justiz-Verwaltung.

Diese Gesichtspunkte sind es die den Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, bewogen haben, diese Schrift herauszugeben.

Sie zerfällt in *IV.* Abschnitte, welcher ein jeder seine eigene Beilagen hat:

I. Nothwendigkeit einer öffentlichen Rechtfertigung des ꝛc. Kohlrausch. *II.* Verhältnisse zwischen dem ꝛc. Kohlrausch und ꝛc. Horn. Veranlassung der Untersuchung gegen den Letzteren. *III.* Gang der Untersuchung wider den Hofrath Horn. *IV.* Beleuchtung des auf diese Untersuchung gefällten Erkenntnisses.

Als Veranlassung der Untersuchung gegen den ꝛc. Horn, als Vorsteher der Charite und dieser Anstalt selbst ist die von den Verwandten der verstorbenen tiefsinnigen Demois. Thiele der Polizey-Direktion, angezeigte gewaltsame Todesart in der Charite anzusehen, wo dieselbe aus 2 über einander gezogenen Säcken todt durch Erstickung herausgezogen worden, worauf die Polizey-Direktion durch den Medizinal-Rath Könen und eine Polizey-Deputation jene denunzirte Thatsache so wie den Befund der Charite untersuchen, und die Resultate dem Ministerio des Innern vorlegte, welches solche dem Justizministeriet zur fiscalischen Rüge einsandte. Dieser beauftragte das Kammergerichte damit, welches die Anzeige nicht hinlänglich begründet fand. Da das Ministerium des Innern sich bey diesem Urtheil nicht beruhigte, wurde eine Untersuchung vom Justizministerio dem Kammergericht anbefohlen. Solche erfolgte durch den Kammergerichts Rath Skülley; und der Kammergerichts Rath Eichhorn war Referent. Da der im Ministerio des Innern in der Sektion der Medizinal Polizey angestellte Dr. Kohlrausch in einem Schreiben an das Ministerium des Innern mannichfache Mißbräuche der Charteverwaltung gerügt hatte, welches zu den Acten gekommen war, so hatte sich die Sentenz des Kammergerichts, worin der Horn völlig freigesprochen worden, besonders auf dieses Schreiben bezogen, und solches für eine Denunziation angesehen und in den Urtheilsgründen sich des Ausdrucks bedient:

„daß der Kohlrausch nicht ohne Absicht, Vorsatz und besseres Wissen, Thatsachen entstellt und unrichtig vorgetragen zu haben, den Verdacht erregt, jedoch aller der diesen Verdacht erregenden Umstände nicht für überführet zu achten gewesen sey.“

Der ꝛc. Horn ließ die Untersuchungsacten drucken und so kamen die den Kohlrausch entehrenden Urtheilsgründe in den Mund

Mund des Publikums. Derselbe beschwerte sich darüber, und brachte Nova bei, welche die Horn zur Last fallenden Beschwerden der Wahrheit näher brachten. Es erfolgte eine Revision durch einen Deputirten des Kammergerichts, aber das Justizministerium ließ nun die Sache liegen, und sah solche als abgeschlossen an.

In obiger Schrift sind sehr bittere Vorwürfe, ganz besonders dem Referenten Herrn Eichhorn S. 250. gemacht, wo es heißt:

„Der Vortrag des Referenten, worauf das Erkenntniß sich gründet, hätte alle Unförmlichkeiten und Mängel der Untersuchung zeigen, und auf ihre Ergänzung hinwirken sollen, aber er that gerade davon das Gegentheil. Er versteckte jene Mängel, stellte die Sache als erschöpft, die Unschuld des Hofraths Horn als vollständig ausgemittelt dar; er erklärte die Behauptungen, worauf die Anschuldigung gebaut war, nicht nur für unerwiesen, sondern sogar für unerweislich, ohne daß ihr angeblicher Urheber, um die dafür beyzubringenden Beweismittel, nur wäre befragt worden. Ja er verleitete durch die unrichtige Stellung der Thatsachen, und durch die geschickte Verwechselung derselben, mit den daraus zu ziehenden Folgerungen das Gericht zu einem Ausspruche, welcher sowohl die rechtliche Form, als die Rechte eines Dritten auf Unbescholtenheit und guten Namen auf das tiefste und nachtheiligste verletzte, und eine harte Beurtheilung ohne vorhergegangenes rechtliches Gehör in sich enthielt.

Auszüge aus den Ueberlieferungen der neuen Welt, nach den jüngsten Entdeckungsreisen und interessanten Gemälden. Leipzig 1818.

In dem ganzen Umfange Brasiliens zählt man wenigstens 600000 Sclaven, die entweder alle in Afrika gebohren, oder von denen, welche aus diesem Lande hieher gebracht wurden, erzeugt worden sind. Es findet keine eigene Verordnung in dieser Hinsicht Statt; doch wird allgemein anerkannt, daß man sie nach dem gemeinen Rechte richten müsse. Jährlich werden gegen 20,000 eingeführt, um ihre Zahl immer im gleichen Verhältnisse zu erhalten. Jedes Individuum kostet gegen 200 Thl. Vor ihrer Einschiffung in Afrika erhebt der Agent des portugiesischen Hofes in diesem Lande eine Abgabe von zehn Reis von jedem Kopfe, welches jährlich an 400,000 Thl. betrug, eine

Summe, die nicht zu den öffentlichen Einkünften gerechnet, sondern als Privateigenthum des Königs betrachtet wird.

Diese Unglücklichen werden von ihren Herren ernährt und gekleidet. Man überläßt ihnen ein kleines Stück Landes zu ihrem eigenen Erwerbe, welches sie an 2 festgesetzten Tagen in jeder Woche bearbeiten. Die fleißigen unter ihnen gewinnen dadurch oft so viel, daß sie ihre Freiheit erkaufen können, welche sie für eine bestimmte Taxe jedesmal verlangen dürfen, wenn sie von ihrem Herrn mißhandelt oder unterdrückt werden. Vorzüglich dieser Hoffnung und diesem persönlichen Interesse ist die kleine Zahl weglaufender Sclaven hier zuzuschreiben, welches vorzüglich selten in der Nachbarschaft der Bergwerke der Fall ist, wo sie von dem Ertrage des Feldbaues leben. Wer von einer Sclavin gebohren ist, wird auch ein Sclave, seine Farbe sey, welche sie wolle, da man hier tausend Abstufungen derselben vom Schwarzen zum Weissen findet. Die der Krone zuständigen Sclaven werden mehrentheils bei den Diamant-Gruben und andern öffentlichen Arbeiten gebraucht.

Andere stehen im Dienste der Klöster und bloß die Benediktiner haben mehr als tausend auf ihren Pflanzungen. Diese Geistlichen behaupten, daß die Mulatten, so wie die andern Sprößlinge aus vermischten Geschlechtern, im allgemeinen viel Verstand und Genie besitzen. Sie haben einige dieser Kinder mit eben so viel Sorgfalt als Erfolg erzogen und während Sir George Staunton's Aufenthalt in Brasilien, sagte ihm einer dieser Mönche mit triumphirender Miene, daß vor kurzem ein Individuum aus gemischter Abkunft stammend in Lissabon Professor geworden sey.

Die Neger und Mulatten, welche ihre Freiheit erkauft haben, genießen alle Rechte der Bürger, können aber weder Priester werden, noch irgend einen Dienst bey der Regierung, auch keine Offiziersstelle, als nur in ihren eigenen Bataillons erhalten. Selten heirathen die Colonisten Negerinnen. Sie begnügen sich, mit ihnen in unerlaubter Verbindung zu leben, was nach den Sitten des Landes gestattet ist.

Hätten die Portugiesen, statt in ihre neuen Besitzungen die Sklaverey der Neger und alle daraus entstehenden Uebel einzuführen, verstanden, sich durch ein weises und aufgeklärtes Benehmen, die Freundschaft der Eingebohrenen zu erwerben; hätten sie sich bemüht, die ihnen eigenthümliche Gefühllosigkeit zu überwinden, indem sie ihnen die Vortheile des bürgerlichen Lebens kennen lehrten, mit einem Worte, darauf hingearbeitet, aus den Eingebohrenen und Colonisten nur ein und dasselbe Volk zu bilden, so wäre ihr dortiger Aufenthalt eine Wohlthat für eines der schönsten Länder der Erde geworden. Aber die Eroberer des neuen Continents waren so unmenschlich und so unklug, daß, als sie kaum eine feste Niederlassung in Brasilien gegründet hatten, sie über die Eingebohrenen herfielen, sie auf öffentlichem Markte verkauften, und sie, gleich Sclaven in den Pflanzungen zu arbeiten zwangen.

Gemählde der südamerikanischen Steppen, Llanos genannt.

(Nach Alexanders von Humboldts Werken über Amerika.)

Das Interesse, welches dies Gemählde dem Beobachter gewähren kann, ist ein reines Naturinteresse. Keine Sage erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwildeter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschen fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenreichs.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe, bis zu den Wäldern der Guayana, von dem Gebirge von Merida, in dem siedende Schwefelquellen unter ewigem Schnee hervordringen, bis zu dem großen Delta, welches der Oronoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme, jenseits der Ufer des Meta und Vicharda bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare, oder bis zu dem eisernen Gebirgsstock hin, den spanische Kriegsvölker, im Spiel ihrer regsamen Phantasie, den Paramet de la Summa Pas, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 14,500 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie oft als ununterbrochen bis an die magellanische Meerenge fortlaufend geschildert, nicht eingedenk der Bergjoche, welche die Andeskette östlich aussendet, und welche die waldige Ebene des Amazonenflusses gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Apurn und La Plata-Stromes scheiden. Die letztern, die Pampos von Buenosayves, übertreffen jene, (die Llanos) dreymal an Flächeninhalt. Ja ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begränzt, und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. Der Casuarähnliche Touyou ist diesem Pampos eigenthümlich, wie die Colonien verwildeter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich der Wüste Zaara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerika, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt; bald verödet, wie das lybische Sandmeer, bald eine Grasflur, wie die hohe Steppe von Mittelasien.

Es ist ein belohnendes, wenn gleich schwieriges Geschäft der allgemeinen Länderkunde, die Naturbeschaffenheit entlegener Erdstriche mit einander zu vergleichen, und die Resultate dieser Vergleichung in wenigen Zügen darzustellen. Mannigfaltige, zum Theil noch wenig entwickelte, Ursachen vermindern die Dürre und Wärme des neuen Welttheiles.

Schmalheit des mannigfaltig eingeschnittenen Continents:

seine weite Ausdehnung gegen die beeisten Pole hin; der freye Ocean, über den die tropischen Winde wegblasen; Flachheit der östlichen Küsten, Ströme kalten Meereswasser, welche vom Feuerlande bis gegen Peru hin nördlich vordringen, die Zahl quellenreicher Gebirgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenschichten emporstreben; die Fülle ungeheurer Ströme, welche nach vielen Wendungen stets die entfernteste Küste suchen; sandlose und darum minder erhitzbare Steppen; undurchdringliche Wälder, welche die flußreiche Ebene am Aequator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ocean am entlegensten sind, ungeheure Massen theils eingesogen, theils selbst erzeugten Wassers aushauchen — alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theile von Amerika ein Klima, das mit dem Afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunderbar contrastirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen saftstrotzenden Pflanzenwuchses, jener Fruchtbarkeit, welche den eigenthümlichen Charakter des neuen Continents bezeichnet.

Wird daher eine Seite unsers Planeten luftfeuchter als die andere genannt; so ist die Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge hinlänglich, das Problem dieser Ungleichheit zu lösen. Der Physiker braucht die Erklärung solcher Naturerscheinungen nicht in das Gewand geologischer Mythen zu hüllen. Es bedarf der Annahme nicht, als habe sich auf dem uralten Erdkörper ungleichzeitig geschlichtet der verderbliche Streit der Elemente, oder als sey aus der chaotischen Wasserbedeckung Amerika später als die übrigen Welttheile hervorgetreten, ein sumpfreiches, von Krokodillen und Schlangen bewohntes Eiland.

Allerdings hat Südamerika nach der Gestalt seines Umrisses und der Richtung seiner Küsten eine auffallende Aehnlichkeit mit der südwestlichen Halbinsel des alten Continents. Aber innere Structur des Bodens, und relative Lage zu den angränzenden Ländermassen, bringen in Afrika jene wunderbare Dürre hervor, welche in unermeßlichen Räumen der Entwickelung des organischen Lebens entgegensteht. Vier Fünftheile von Südamerika liegen jenseits des Aequators, also in einer Hemisphäre, welche wegen der größern Wassermenge und wegen mannigfaltiger anderer Ursachen, kühler und feuchter, als unsere nördliche Halbkugel ist. Dieser letztern gehört dagegen der beträchtliche Theil von Afrika zu.

Die südamerikanische Steppe, die Llanos, haben, von Osten gegen Westen gemessen, eine dreimal geringere Ausdehnung, als die afrikanischen Küsten. Jene empfangen den tropischen Seewind; diese, unter einem breiten Zirkel mit Arabien und dem südlichen Persien gelegen, werden von Luftschichten berührt, die über heiße, wärmestrahlende Continente hinwehen. Auch hat bereits der ehrwürdige langverkannte Vater der Geschichte Herodot, im ächten Sinn einer großen Naturansicht, alle Wüsten in Nordafrika, in Penen, Kerman und Mekhran (dem

Digitized by Google

Gedrosia der Griechen) ja bis Multan in Vorderindien hin, als ein einziges zusammenhängendes Sandmeer geschildert.

In der Wirkung heißer Landwinde gesellt sich in Afrika, so weit wir es kennen, noch der Mangel an großen Flüssen, in inländischen Seen; und an hohen Gebirgen Mit ewigem Schne bedeckt ist bloß der westliche Theil des Atlas, dessen schmales Bergjoch, seewärts gesehen, den alten Küstenfahrern wie eine eingelegte bunte luftige Himmelsstütze erschien. Oestlich läuft das Gebirge bis gegen Dakul zu, wo, jetzt im Schutt gesunken das meerbeherrschende Carthago lag. Als langgedehnte Küstenkette, als pätulische Vormauer, hält sie die kühlen Nordwinde, und mit diesen die aus dem Mittelmeere aufsteigenden Dämpfe zurück.

Wahrscheinlich erhebt sich auch über der untern Schneegränze das Mondgebirge, el Komri, von dem man fabelt, daß es einen Bergparallel zwischen dem afrikanischen Quitto, der hohen Ebene von Habesch, und den Quellen des Senegal bilden. Selbst die Cordillern von Lupolta, die sich an der östlichen Küste von Mosambique, wie die Andeskette in der westlichen Küste von Peru, hinzieht, ist mit ewigem Eise bedeckt. Aber diese wasserreichen Gebirge liegen weit entfernt von der ungeheuren Wüste, die sich von dem südlichen Abfall des Atlas bis an den östlich fließenden Niger erstreckt.

Doch wären vielleicht alle diese aufgezählten Ursachen der Dürre und Wärme noch nicht hinlänglich, jene afrikanischen Ebenen in ein fruchtbares Sandmeer zu verwandeln, hätte nicht einst eine Naturrevolution, z. B. der einbrechende Ocean diese flache Gegend ihrer Pflanzendecke und ihrer Dammerde beraubt. Wenn diese Erscheinung sich zutrug, welche Kraft den Eindruck bestimmte, ist tief in das Dunkel der Vorzeit gehüllt. Vielleicht war sie Folge des großen Wirbels, der die wärmeren mexikanischen Gewässer über die Bank von Neufundland an, den alten Continent treibt, und durch welche westindische Cocus Nüsse nach Irland und Norwegen gelangen. Wenigstens ist ein Arm dieses Meeresstroms noch gegenwärtig von den Azoren an, gegen Südosten gerichtet, und schlägt mit Ungestüm an die westliche Küste von Nordafrika. Auch zeigen alle Meerufer (ich erinnere an die Peruanischen, zwischen Amotape und Tlaguimbo) wie Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende, vergehen, bevor sich in heißen, regenlosen Erdstrichen, wo weder Cecideen noch andern Flechten keimen, der bewegliche Sand mit Kräutern zu bedecken anfängt.

Diese Betrachtungen genügen, um zu erklären, warum, trotz der äußern Aehnlichkeit der Länderform, Afrika und Südamerika doch die abweichendsten klimatischen Verhältnisse, den verschiedensten Vegetationscharakter darbieten. Hat aber auch die Südamerikanische Steppe eine dünne Rinde fruchtbarer Erde, wird sie auch periodisch durch Regengüsse getränkt, und mit üppig aufschießendem Grase geschmückt; so hat sie doch

die angränzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caracas, oder das Meeresufer oder die Flußwelt des Orinoco zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward sie auch bey der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler fast menschenleer gefunden.

Zwar sind die Llanos zur Viehzucht allerdings geeignet, aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Einwohnern des neuen Continents völlig unbekannt. Kein Völkerstamm wußte die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht dargeboten hatte. Zwei Arten Grasfluren von West-Canada, und um die colossalen Trümmern des Azteken-Pallastes, der, ein amerikanisches Palmyra, sich verlassen in der Einöde am Gyla Flusse erhebt. Der langhörnige Mouflon, der Stammvater des Schaafes, schwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelsen von Kalifornien umher. Der südlichen Halbinsel sind die kameelartigen Bicunnas, die Alpacas und Lamas eigenthümlich. Aber alle diese nutzbaren Thiere haben, das Lama abgerechnet, Jahrtausende lang ihre natürliche Freiheit bewahret. Denn Genuß von Milch und Käse ist, wie der Besitz und die Cultur mehlreicher Grasarten, ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Welttheils.

Sind daher von dieser einige durch das nördliche Asien auf die Westküste von Amerika übergegangen, und haben sie, Kälte liebend, den hohen Andesrücken gegen Süden verfolgt; so muß diese Wanderung auf Wegen geschehen seyn, auf welchen weder Heerden noch Cerealien den neuen Ankömmling begleiten konnten. Sollte vielleicht ein Stamm des Hoangnu, welcher laut den chinesischen Jahrbüchern, unter seinen Anführer Hunon in Nordsibirien verschwand, bis Amerika vorgedrungen, und wie in Pannonien als Hunnen, wie in Corea als Neujapanesen, so in Mexico als Tulteken oder Azteken erschienen seyn? Eine so gewagte, durch Sprachvergleichung bisher wenig begünstigte Hypothese würde wenigstens den auffallenden Mangel der Getreidearten in dem neuen Continent erklären. Denn die Bewohner der asiatischen Steppen waren selbst nicht ackerbauende.

Blieb dennoch das Hirtenleben, diese wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt, und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Amerikas unbekannt; so liegt in dieser Unbekanntschaft selbst der Grund von der Menschenleere der südamerikanischen Steppe. Desto freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Naturgestalten entwickelt; frey, und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern des Orinoco, wo der Hymenea und dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Gewächse drohet. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche gepanzerte Armadille, welche rattenartig den unterirdischen Hasen in seiner Höhle aufschrecken; Heer-

den träger Chiguires, schön gestreifte Viverren, welche die Luft verpesten, der große ungemähnte Löwe, brasilianische Tiger, die den jungen selbsterlegten Stier am Hügel aufwärts schleppen. — Diese und viele andere Thiere durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine nomadischen Völkerhorden, die ohnedieß (nach indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hie und da die Fächer Palme, Mauritia, zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orenoco die unbezwungene Nation der Guaraunen. Hängematten aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, spannen sie künstlich von Stamm zu Stamm, um während in der Regenzeit das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben.

Diese schwebenden Hütten werden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schüren die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bey Nacht auf dem Flusse vorüberfährt sieht die Flamme hoch in der Luft. Die Guaraunen verdanken die Erhaltung ihrer physischen, und vielleicht selbst ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockeren Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalte auf den Bäumen, einer hohen Freistatt, zu der religiöse Begeisterung wohl nie einen amerikanischen Styliten leiten wird.

Aber nicht bloß sichere Wohnung auch mannichfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der nemlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanze Metamorphose, enthält das Mark des Stammes, ein sagoartiges Mehl, welches, wie das Mehl der Jatropha Wurzel, in dünnen brodtartigen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrne Saft des Baumes ist der süße berauschende Palmwein der Guaraunen. Die frischschuppigen Früchte, welche röthliche Tannenzapfen gleichen, geben, wie Bisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedennartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwickelung ihres Zuckerstoffes, oder früher, in mehlreichen Zustande genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung (gleich dem Insekt das auf einzelne Blüthentheile beschränkt ist) die Existenz eines Volksstammes an einen einzigen Baum gefesselt.

Seit der Entdeckung des neuen Continents ist die Ebene dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und der Guayana zu erleichtern, sind selbst hie und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Fern von ihnen hat überall Viehzucht in dem unermeßlichen Raum begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne mit Rindsfellen gedeckte, mit Riemen zusammengeflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Mauleselschwärmen dazwischen umher. Ja die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewunderungswürdiger je man-

nigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klopft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, und pflanzt sich durch Gegenstoß die kreisende Bewegung fort, so gewährt die Steppe einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, deren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die Luftsäule, vielleicht elektrisch geladen, Mitte des Wirbels empor — gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße staubige Erde, die im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Gluth herbey, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdünstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Krokodill und die Boaschlange, tief vergraben in trockenen Letten. Ueberall verkündet Dürre den Tod.

In dichten Staubwolken gehüllt und von Hunger und brennendem Durste geängstiget, schweifen die Pferde und Rinder umher, erstere mit langgestrecktem Halse hoch gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabey vielsäftige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stachlichen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos, denn oft sieht man Thiere, welche vom Cactus-Stacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt endlich auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht ruhen. Ungeheure Fledermäuse verfolgen sie während des Schlafes, saugen ihnen vampyrartig das Blut aus, und hängen sich an den Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in denen Mosquitos, Hippoboscen und eine Schaar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach lange Dürre die wohlthätige Regen-

zeit ein; so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewolkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bey Nacht den schwarzen Raum im Sternenbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die Scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig breiten sich die Dünste über den Zenith aus. — Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt; so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum, und mit mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt entfalten krautartige Mimosen die schlummernden Blätter, und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel, und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genuß des Lebens. Im hochaufschießenden Grase versteckt sich der schöngefleckte Jaguar, und erhascht die vorüberziehenden Thiere, im leichten Sprunge, katzenartig, wie der asiatische Tieger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingebohrnen) an den Ufern der Sümpfe den beleuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben, denn plötzlich mit heftigem Getöse, wie beim Ausbrechen kleiner Schlammenvulkane, die aufgewühlte Erde wolkenartig aufsteigen. Wer des Anblicks kundig ist, sieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodill, steigen aus der Gruft hervor, durch den Regenguß, aus dem Scheintodt erwecket. Schwellen allmählig die Flüsse, welche die Ebene südlich begränzen, der Arauca, der Apure und der Papara; so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnen Wasser. Die Mutterkühe ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche lange, inselförmig, über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodillen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Auch nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, die den Rachen dieser blutgierigen Eidexen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Dieser Anblick erinnert unwillkührlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt; vom Ganges bis an den Platastrom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Ge-

hirgebene des Antisana, welche höher, als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier ist es die nordische Birke, dort die Dattelpalme, welche den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne schützt. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpften, wird unter einem anderen Himmelsstriche von den Angriffen der Tieger und Krokodillen bedrohet. Aber nicht die Krokodille und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach; auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Reastro sind mit zahllosen electrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkühr aussendet. Diese Gymnoten haben 5 — 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. In der That mußte die Steppenstraße von Uritusen einst verändert werden, weil sie sich in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Fuhrt ertranken. Auch fliehen alle andere Fische die Nähe dieser fruchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihn die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht electrisches Feuer tief aus dem Schooß der Gewässer aus.

Ein mahlerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, den die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen, und sich, verschlagen, unter den Bauch der Pferde drängen. Viele der letzteren erliegen unter der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne schnaubend, wilde Angst im funkelndem Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Gymnoten. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählig ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpune verwundet, und mit dürrem nicht leichtenden Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist, was durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt; was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen bindet, und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt, alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrals,

Digitized by Google

fließt aus einer Quelle; alles schmilzt in eine ewige allverbreitete Kraft zusammen.

Ich könnte hier diesen gewagten Versuch eines Naturgemäldes der Steppe schließen. Aber wie auf dem Ocean die Phantasie sich gern mit den Bildern ferner Küsten beschäftigt; so werfen auch wir, ehe die große Ebene uns entschwindet, vorher einen flüchtigen Blick auf die Erdstriche, welche die Steppe begränzen.

Afrikas nördliche Wüste scheidet die beiden Menschenarten, welche ursprünglich demselben Welttheil angehören, und deren unausgeglichener Zwist so alt, als die Mythe von Osiris und Typhon, scheint. Nördlich vom Atlas wohnen schlicht- und langhaarig Völkerstämme von gelber Farbe und kaukasischer Geschmeidigkeit. Dagegen leben südlich vom Senegal, gegen Sudan hin, Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Civilisation gefunden werden. In Mittel-Asien ist durch die mongolische Steppe, sibirische Barbaren von der uralten Menschenbildung in der Halbinsel vom Hindostan getrennt.

Auch die südamerikanischen Ebenen begränzen das Gebiet europäischer Halbcultur. Nördlich zwischen der Gebirgskette von Venezuela, und dem antillischen Meere, liegen gewerbsame Städte, reinliche Dörfer, und sorgsam bebauete Fluren an einander gedrängt. Selbst Kunstsinn und wissenschaftliche Bildung sind längst darinnen erwacht.

Gegen Süden umgiebt die Steppe eine schaudervolle Wildniß. Tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickigt erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Oronoco und dem Amazonen-Strome. Mächtige, bleifarbige Granitmassen verengen das Bette der schäumenden Flüsse. Berg und Wald hallen wieder von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrülle des Jaguar, und den dumpfen regen verkündenden Geheul der bärtigen Affen.

Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft mit Vögeln bedeckt, die ungeschlachten Körper der Krokodille.

Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die tigerfleckige Boaschlange. Schnell vorgestreckt ergreift sie in der Fuhrt den jungen Stier oder das schwächere Wildpret, und zwängt mühsam den Raub, in Geifer gehüllt, durch den schwellenden Hals.

In dieser großen und wilden Natur leben mannigfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprache gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit, wie die Otomaken und Jaruren; andere angesiedelt, von selbst erzeugten Früchten genährt, verständig und sanfteren Sitten, (wie die Maquiritaner und Makos.) Große Räume zwischen den Cassiquiare und dem Atabavo sind nur vom Taper und von geselligen Affen, nicht von Menschen be-

Digitized by Google

wohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß selbst auch diese Einöde der Sitz höherer Cultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker, wie die Form biegsamer Sprachen, die zu den unauslöschlichsten Denkmahlen der Menschheit gehören.

Wenn aber in der Steppe Tieger und Krokodille mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir dagegen an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guayana, ewig den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier ganze Völkerstämme das ausgesogene Blut ihres Feindes; andere würgen ihn, scheinbar waffenlos, und doch zum Morde vorbereitet, mit vergifteten Daum-Nägel. Die schwächern Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Roheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung, sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über dem weitem Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige trostlose Bild des entzweiten Geschlechtes.

Darum versinkt, wer im ungeschlichten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen, und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder hingegeben dem angestammten Trieben, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahndungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte ewige Bahn vollenden.

Ueberlieferungen. 4tes Heft.

Enthält über Deutschlands dermalige Lage einen Aufsatz, der rein aus der Phantasie irgend eines Träumers geflossen ist. Da heißt es u. a. S. 96. „Nicht die Vereinigung der Fürsten hätte Napoleon besiegt, sondern die Einheit des deutschen Volks (Es war beides eine Ursache Napoleons Vernichtung, die Einheit der Fürsten, und die der Völker reichten sich die Hand.)

„Wäre der König von Preußen nicht nach Schlesien gegangen, das deutsch-preußische Volk hätte, wie York das Beispiel gegeben, ohne ihn die Waffen wider die Franzosen ergriffen.“

Das kann nur ein Narr oder ein Ausländer behaupten, und das deutsche preußische Volk hätte dies gewiß unterlassen, wie es die That lehrt. Einmal hatte es dazu keine Mittel, weder Waffen noch Munition noch den Willen, denn sonst hätte es die, vor dem Aufruf des Königs, zurückkehrenden Franzosen erschlagen. Es hat solche aber trotz seines Hasses aus Gutmüthigkeit gepflegt, wie es Menschenliebe gebot.

York hat dem Volke gar kein Beispiel gedachter Art gege-

Digitized by Google

ben, denn er capitulirte wohl auf eigene Hand, erklärte aber der französischen Armee nicht eben so den Krieg.

Das Interesse und die Macht von Rußland. Von L. K. Leipzig 1818, bei W. Rein und Comp.

Eine kleine aber wichtige Schrift, welche gründlich und mit vieler Sach- und geschichtlicher Kenntniß das Streben zeigt der russischen Staatsweisheit darin setzt, die Betriebsamkeit in seinem unermeßlichen Innern dadurch zu fördern, daß es sich bessere Handelswege als bisher im Mittelmeer und einen unmittelbaren Handel mit Indien durch den Sturz des türkischen Reichs verschaffe. Es soll sich desfalls mit Spanien wegen der Herrschaft im Mittelmeer vereinigen, um England daraus zu verdrängen, es soll Egypten erobern, die Türken aus Europa und Kleinasien verjagen, es soll die Griechen revolutioniren, und ihnen wie den Polen eine konstitutionelle Regierung geben. Die Mittel dazu sind mit Sachkenntniß angegeben, eine Darstellung der bisherigen Türkenkriege beigefügt, die Milchwege gezeigt, und die Streitkräfte der Türken, ihre Art Krieg zu führen, den russischen vorzüglicheren Streitkräften gegenübergestellt und gewürdigt. Die Anstellung des staatsklugen Capodistria ist auch als eine günstige Erscheinung für jenen Plan angegeben worden.

Altdeutsche Bruchstücke (aus verschiedenen Autoren, nach Originalen und altdeutschen Uebersetzungen.)

Vorwort.

Unsere alten frühzeitigen Jünglinge, und unsere jungen spätthörichten Alten suchen jetzt die altdeutsche Sinnesart der Ursitten und Gewohnheiten der Altvodern durch Kleidung, Grobheit und rohes Wesen wieder herrschend und geltend zu machen, da man doch glauben sollte, die Flegeljahre des deutschen Volks wären schon vorüber.

Es giebt aber, wie die Erfahrung lehrt, in allen Städten knotige Genies, die sich durch eine sogenannte göttliche Grobheit auszeichnen, und die unter den feineren und besser gebildeten Menschen, wie ein roher Granitblock unter den geschliffenen Edelsteinen erscheinen. Gewöhnlich leben solche Grobjans unter dem Schutze eines Kunsttalents oder einer ausgebildeten Geschicklichkeit! —

Man trägt jetzt altdeutsche Kragen und Schuhe, auch findet man sogar bei Zuckerbäckern altdeutsche Spritzkuchen für

diejenigen deutschen Michel, welche nicht mehr portugieser Kuchen, — Bonsbons und Bonssens zu schätzen verstehen. Wir wollen daher den Lesern der freimüthigen Blätter von Zeit zu Zeit einige altdeutsche Bruchstücke aus dem Zeitalter der alten deutschen Ritter- und Knappheit mittheilen — um in der Mode zu bleiben — und — mit den Wölfen zu heulen.

Zünfte und Gewerbsfreiheit.

Im Jahre 1189 ward die Bürgerschaft zu Speyer in folgende Handwerker begriffen. Die Tücher Gewändter, Schneider, Rhein-Kaufleut, Metzger, Becker, Fischer, Kürschner, Colhenger, Gärtner, Ackerleut, Zimmerleut, Steinmetzen, Schiffleut, Schuster, (die alten haben Schuhsuter geschrieben), Lawer, Weber, Schmidt, Krämer, Lauwerweber, Altgewändter, Mitter- und Sackträger, welche man von Alters in 12 Zünft abgetheilt, auch ein jede ihr sonder Zunfthauß zu ihrer Zusammenkunft erbauet und erhalten. In Kayser Sigismunds Reformation lib. 2. cap. 5. wird angedeut, zu was End von Anfang die Obrigkeit ihre Bürgerschaft in Zunft abgetheilt. Nemblich daß keiner mehr Gewerb und Handwerk treiben sol, als ihme gebührt, auch keiner dem andern in seiner Handthierung Eingriff thun soll, damit jedermann für sich und die seine die Nothurft erwerben, und sich ehrlich ernähren möge.

Solcher Zunfteinsetzung hat bei den freye Reichs-Stätten ihren Anfang, und ist bißher 1662 in beständigem unverändertem Stande und Wesen bei demselben beharrlich erhalten. Hingegen bey den Reichsstätten oft versucht und eingeführt, aber zu gewissen Zeiten wieder abgangen und gefallen.

Kayser Sigismund in berühmter Reformation, lib. 2. c. 4. hat befohlen, daß man in allen Städten die Zunft abschaffen aber sonst Gesellschaft anstellen soll, welcher Verordnung die Reichsstätte gefolgt, auß Ursachen in berühmtem Ort vermeldet, welche Ferrarius der fürnehme Rechtsgelehrte, in tract. de republ. instituenda weitläuftiger wiederhvlt und ausgelegt.

Die von der Gans (Huß) gelegten goldenen Eier.

Zu König und Kayser Wenzels Zeit fing Johann Huß zu lehren an, und hat sich großen Anhang und Beifall in ganz Böhmen zugezogen. Daher im Land, Städten, Flekken und Dörfern viel Wortgezenk, Streit und Widerwärtigkeit geflossen. Jeder Theil suchte nun beim König Wenzel Hülfe und Beistand, und brachten ihm deswegen große Gaben und Verehrungen.

Andere die dem Könige rathen wollten, den Huß arretiren zu lassen, gab er zur Antwort.

Laßt mir die Gans zufrieden; sie legt mir guldene Eier. (Huß heißt in Böhmischer Sprache Gans).

Keyser Wenzels Trost bei einer Feuersbrunst.

Einst hat man dem Keyser Wenzel die Zeitung gebracht, daß ein köstlich Schloß zu Wißgrad in einer Brunst verdorben, hat er alsbald getragt, ob auch der Wein im Keller verbrennt. Da man gesagt daß derselbe noch unversehrt, hat er zur Antwort geben, so brenn das Schloß noch einmal, wenn nur der gute Rheinische Wein noch vorhanden ist.

Zuchtlosigkeit der Kreuzfahrer und — ihr Judenmord.

Es hat aber damals (1096) ein wunderbarer Geist die Leute getrieben, daß sie die Reyß nach Palestina auf sich genommen, die Weyber haben Mannskleider angethan, und wie die Männer ihre Wehren (Gewehr) und Rüstungen getragen, und haben sich sämptlich in schändlicher abscheulicher Unzucht vermischt. Diese Krieger seynd auch angestifft worden, keinen Juden irgends überall zu dulden, sondern zur Christenheit zu bereden, oder zu nöthigen, und die Widersetzige gar zu tödten. Zu Mainz sind 1014 Juden umbbracht, und ihre Haab und Nahrung von berührten Wallbrüdern eingezogen worden. Zu Wormbs als sich gleichmässiger Aufstand erhaben, seind die Juden sämmtlich ins Bischofs Hof geflohen, mit Fürgeben, daß sie sich mit ihnen zu unterreden Fürhabens, weil aber der Bischoff ihnen kein Rettung erzeigen können, und der gemeine Pöfel vor der Thür auff sie gewartet, sein die Juden selbs in einander gefallen, un haben sich alle in berührtem Hof entleibt. Zu Speyer hat die Judenschafft den Wallbrüdern einen Ranck abgelauffen, seind theils ins Königliche Palatium, theils ins Bischoffs Hof geflohen, und als verzweifelte, denen der Tod auf dem Halß, grossen Ernst und Widerstand wider ihre Feind und Verfolger fürgewendt, endlich durch Hülff Bischoff Johansen, der umb Geld und Gaben die Juden beschützt, und viel Christen ihrentbalben lassen umbbringen, ihre Leben erhalten. In andern Stätten und Orten haben die Juden, die das Christenthumb nicht wollen annehmen, selbst einer den andern Hand angelegt, die Männer ihre Weiber, die Weiber ihre Männer und Kinder jämmerlich umbbracht, und was sie verschont das haben die Wallbrüder grausamlich hingericht.

Endlich seynd die Waller der Kreuzkrieger auff Ungarn fortgerückt, und demnach sie mit so reichlichem Ablaß und gewisser Vertröstung beladen, daß ihnen deß Himmels Thüren

und Thor offen, haben sie ihnen diese Freiheit dermaßen nutz gemacht, daß sie alle Unzucht, Leichtfertigkeit, und unmenschliche Vermischung ohne Scheu und Scham verübt, als müsse Gott in so christlichem Zug und Krieg hierin übersehen. Es war aber diese Rechnung ohne des allmächtigen Gutheissen gemacht, das bezeugt der Ausgang, dann als sie Ungarn erreicht, haben sie alle Päß und Strassen verlegt befunden, und da sie zum Treffen kommen, sein unzählig viel erschlagen, viel mit Krankheit beschwert, und die übrige getrungen worden, wiederzurückzuziehn, oder andere sichere Päß und Strassen zu suchen.

SOCIETÄT

Freimüthige Blätter

für

Deutsche.

SOCIETÄT

I.

Wozu sollen, und wozu werden Landstände *) in Preußen dienen?

Von

F. v. Cölln.

Die Opposition wird diese Frage allerdings lächerlich finden und sagen: Landstände sind schon im natürlichen Recht des Volks begründet, wie kannst du fragen, wozu sie nützen sollen? Baut man ein Haus ohne Fundament, und wächst ein Baum ohne Wurzel?

Zugegeben, die Souverainetät sey beim Volke, alle Regierung gehe von ihm aus, die Regierenden seyen ihm verantwortlich, so liegt darin immer noch nicht die Nothwendigkeit einer Volksvormundschaft; aber das folgt daraus, daß das Volk selbst, ohne Anregung und Verführung derer, welche gern die Rolle der Vormundschaft spielen möchten, sich frei und bestimmt bejahend darüber erklären müsse. Würde es

*) Es werden darunter nicht die alten Landstände, sondern Volksvormünder, Landboten oder Repräsentanten, verstanden.

Digitized by Google

dieß bei uns thun? Dieß müßte der Erfolg lehren und unpartheiische Commissarien vom Staatsrath ausgehen und in jeder Gemeinde die einzelnen Hausväter darum befragen, ihnen aber auch zuvor erklären, worin die Repräsentation bestehen solle. Wenn dann die Hausväter hören würden, daß die von ihnen für eine Sitzung gewählten Landbothen, sobald sie sich constituirt, unabhängig und ohne Verantwortlichkeit für ihre Rechnung beschließen könnten was die Mehrheit verlange, und daß sie die Kosten dieser Versammlung tragen und aufbringen müßten, so würden sie sich höchst wahrscheinlich für diese Wohlthat bedanken. O! über das dumme Volk, würde dann das Oppositionsblatt ausrufen? Keineswegs!

Das Volk würde recht gut wissen, und besser wie die Weimar-Jenaische Zeitschreiberjunta, wo es der Schuh drückt, und daß die gewählten Landbothen dem Uebel weniger noch abhelfen würden, als die bestehende Regierung. Denn die Uebel, welche uns drücken, sie sind größtentheils eine nothwendige Folge des letzten Kriegs. Verminderung der Capitale, der männlichen Bevölkerung und der Arbeiter, verminderter Absatz der inländischen Fabrikwaaren, Lähmung des Handels, zerstörte Gebäude, verminderter Viehstand, wüstgewordene Aecker, stockender Realcredit, verschlechterte Sitten, überspannter Luxus, übertriebener Dünkel auf vollbrachte Thaten, eine überkluge und anmaßende Jugend, Haschen nach dem Schein statt der Sache, zu viel metaphysisches schreibseeliges Regieren, ohne Rücksicht auf Zeit, Ort, Umstände und Personen, ganz hintan gesetzte Erfahrung, ungerechtes Zurücksetzen des Stadt- gegen das Landinteresse, eine langsame und kostbare Justizverwaltung, ungleiche Steuervertheilung und Accisenoth, übertheuerte Lebensmittel, Sucht nach Geld-Verdienst um zu genießen, nicht nach Arbeit und Ersparniß, vernachlässigte Erziehung besonders des zweiten Geschlechts, zunehmende Gleichgültigkeit gegen die Religion, und großes Stre-

ben der Geistlichkeit nach Priesterherrschaft, verwickelte diplomatische Verhältnisse, abweichende Interessen verschiedener Provinzen, Zwiespalt der Meinungen und politische Partheisucht, Sucht nach Freiheit, verbunden mit großem Abscheu gegen Gesetze, weniger Herrschaft der Staatsbehörden als Ungehorsam der Untergebenen, alle wollen befehlen, niemand gehorchen, die Regierenden nehmen, ohne viel zu geben oder Rechnung zu legen. Mehr Rescripte und Decrete als Leges, diese zu oft auf Idealen begründet, auf die Würklichkeit nicht passend. Die Regierenden stets nachgebend, die Regierten stets fordernd, das Militair mehr Zweck als Mittel, und noch viele andere Unregelmäßigkeiten mehr.

Warum würden die Landbothen diesen Uebeln weniger noch abhelfen als die bestehende Regierung? Deshalb, weil ein Collegium wohl geeignet ist, Beschwerden vorzutragen, keineswegs aber, wegen des Streits der Meinung, der Folge seiner Eigenthümlichkeit ist, ihnen abzuhelfen.

Um die Beschwerden vorzutragen, brauchen wir weder Vormünder, Anwalde oder Bothen, sie sind nur zu bekannt und aufgefaßt durch Druckschriften des In- und Auslandes und durch täglich, bei den höchsten Behörden eingehende, Bittschriften und Vorstellungen.

Nur ein kräftiger, nachdrücklicher, vermögender Einzelnwille an der Spitze des Staats kann das wieder ordnen, was verworren ist, und nur die das ganze Volk theilenden und die Theile in sich fassenden Körperschaften können jenen Einzelnwillen durch Rath und That unterstützen. Sonst bestanden diese Körperschaften in dem Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft; wenn diesen Ständen jetzt nun auch noch die Bauerschaften hinzutreten, so sind sie doch nicht mehr geeignet, ihren Zweck zu erfüllen, sondern diesen erreichen nur Gemeinden. Wir haben Stadt- und Dorfgemeinden; wie sind sie organisirt? Da sitzt das Uebel!

Es wurde sonst alle und jede Gemeinde zur Staatssache gemacht, darüber verloren sie alle Bedeutsamkeit, und das Interesse der Einzelnen an dem Gemeinschaftlichen verschwand immer mehr, der Egoismus nahm zu in demselben Grade, als der Gemeinsinn verschwand.

Seit 1808 hat die Regierung nach entgegengesetzten Grundsätzen gehandelt, und wie man so leicht von einem Extrem sich zum andern verirrt, so viel Staatssachen zu Gemeindesachen erklärt, ehe diese die Kraft hatten, welche ihnen zur Ausführung nöthig war.

Es wäre nur nöthig, um die Gemeindeverfassung herzustellen, daß man sie auf ihre alten Träger zurückgründete, die das Herkommen nachweiset: Freie Wahl der Vorsteher, des Schulzen und Gerichts auf dem Lande, des Magistrats und der Zunftältesten in den Städten; Ortspolizei, desfalsige Statutzen in voller Gemeindeversammlung unter der Linde beschlossen, so wie Steuervertheilung, und der Kriegslasten Ausgleichung ꝛc.

Die Gemeindevorsteher wären zugleich Gemeindedeputations-Wahlherren für die Provinziallandstandschaft, worin dann aller sonstiger Unterschied: Adel, Bürger, Bauer, Gelehrter, wegfiele, und nur die natürlichen Gegensätze: Stadt und Land, Industrie, Handel und Ackerinteresse zu beachten wären.

Soll der Gemeindeverband seinen Zweck: Geistige Entwickelung, Vervollkommnung erreichen, so muß das Erziehungswesen im ausgedehntesten Sinn das seyn, was es seyn soll, und daher jetzt noch Staatssache bleiben, bis die Bildung so weit gediehen, daß ein jeder weiß, was ihm und dem Staat frommt, denn beider Interessen sollen in eins zusammenfallen. Diesen Standpunkt haben wir noch nicht erreicht, und wenn wir vor der Zeit die Gesetzgebung den, von Wahlversammlungen erkohrenen, Ständen gänzlich

übergeben wollten, würden wir ihn, wenigstens für Bürger und Bauer, nicht erreichen, sondern das Landinteresse würde allein obsiegen, wie schon jetzt es der Fall ist, theils deshalb, weil die Regierung alles Gewerbe freigegeben, theils weil das Landinteresse bei uns noch immer das überwiegende ist.

Auf unsern letzten Wollmärkten haben englische Aufkäufer die feine Wolle von 26 — 46 Rthlr. den Stein in die Höhe getrieben und wenn unsere Tuchmacher auch vor den englischen die Transportkosten voraus haben, so können doch die Engländer die Farbestoffe wohlfeiler erhalten, und der Absatz fehlt ihnen bei ihrer ausgebreiteten Schifffarth nie.

Durch gewählte Stände erhalten wir jetzt ohne Frage solche, die dem Ackerbau das Wort reden, der dann seine Erzeugnisse frei und ungehindert da absetzt, wo sie am theuersten bezahlt werden; dieser Markt ist in England, wo das Geld am wohlfeilsten, die Industrie am regsamsten durch Maschinen ist, unser Gewerbsfleiß geht unter und mit ihm kleiner Ackerbau; der große, der stets Leibeigene seiner Natur nach, im Gefolge hat, kommt dagegen empor, mit ihm die Aeckeraristokratie und diese geht rückwärts ins Mittelalter. Die Vereinigung des Throns mit dem dritten Stande zur Unterdrückung des früher Herrschenden 1ten und 2ten Standes ist dann gesprengt. Die Folgen werden nicht erfreulich seyn.

Wenn die Gemeindevorsteher zugleich als Wahlherren angesehen werden, so hat dieß folgende Vortheile:

Die Gemeinde, deren Interesse den Gliedern derselben näher vor Augen liegt als das Staatsinteresse, besonders im Anfange der Repräsentation, wählt und kann nur die tüchtigsten und gebildetesten dazu wählen, die dann im Kreise am besten beurtheilen werden, wer sich zum Repräsentanten eignet.

II.

Das

Süddeutschthum,

eine

politisirende Abhandlung

von

Adolph von Schaden,

vormals Offizier in Königl. Baierischen Diensten.

Fortsetzung.

Die Schweiz mit Tyrol vereiniget, ist eine nicht zu nehmende, ja vernünftigerweise gar nicht anzugreifende einzige Bergfestung. Dieser Satz ist indeß, wie jeder andere, nur unter Konditionen richtig, und die hier dominirende Bedingung heißt: wenn diese Bergfestung ganz zweckmäßig vertheidigt wird.

Es wäre überflüssig, hier weitläuftig anführen zu wollen, wie oft und auf welche Art, in ältern und neuern Zeiten die größten, muthigsten und vorzüglich gut angeführte Heere in jenen Bergen den Hindernissen, welche ihnen die Natur, und die Tapferkeit und List der Alpensöhne in den Weg legten, weichen mußten.

Jedoch könnten, nach unserer Meynung, in jenen gigantischen Gebirgsketten Vertheidigungsanstalten getroffen werden,

Digitized by Google

von denen man bis jetzt nichts ahnete, und denen der günstigste Erfolg nicht leicht abzustreiten seyn dürfte.

Wir können nicht umhin, hier einige Ideen mitzutheilen, die sich uns einst bei Anschtigwerdung und näherer Untersuchung jener Gebirgspässe an Ort und Stelle unwillkührlich aufdrängten.

Wer jene Gebirgspässe je gesehen hat, oder nur im Stande ist, sich eine richtige Vorstellung von ihnen zu machen, muß der festen Ueberzeugung seyn, daß in ihnen ein sehr kleines tapferes Häuflein allein einer großen weitüberlegenen schnell andringenden Macht, mit dem besten Erfolg widerstehen könne.

Jedoch hat auch die Vertheidigung dieser Gebirgspässe ihre Schwierigkeiten, zu deren Beseitigung viel geschehen könnte.

Ein die Vertheidigung des Einganges an den Grenzen dieser enormen Naturfestung befehligender Anführer sieht sich zu jeder Zeit gezwungen, seine Streitkräfte sehr zu vereinzelen, weil nothwendigerweise, und der Natur der Sache gemäß, sämmtliche Eingänge besetzt seyn müssen. Wird nun in diesem Terrain ein Posten heftig angegriffen, so ist es immer mit vieler Schwierigkeit verbunden, demselben schnell und nachdrücklich zu Hülfe zu kommen.

Ein Posten kann von dem andern in gerader Linie kaum eine mäßige Kanonenschußweite entfernt seyn, und dessen ungeachtet kann es der Mannschaft eines solchen Postens oft nicht möglich seyn, der Mannschaft des ihm zunächst liegenden andern Postens auf der Stelle zu Hülfe zu kommen, weil Menschen bekanntlich nicht wie der Aar von Bergspitze zu Bergspitze fliegen können, sondern hübsch sachte Berge hinab und hinan klimmen müssen, um in einem solchen Terrain von einem Flecke zu andern zu kommen. Diese sehr natürliche Nothwendigkeit hat ja jederzeit im Gebirgskriege, selbst dem ein-

gebohrenen Vaterlandsvertheidiger nicht selten bedeutende Nachtheile zugezogen, und es wäre von großem Werthe, ein solch bedeutendes Hinderniß beseitigen zu können. Wir sind kühn genug zu glauben, daß wir selbst uns auf dem Wege befinden, ein Mittel zu der Beseitigung dieses Hindernisses entdeckt zu haben.

In den Gebirgsgegenden Südamerika's, vorzüglich aber in Brasilien, findet man eine ganz eigene Art Brücken, welche über Abgründe führen, und von denen sehr viele Reisebeschreibungen Meldung thun. Diese Brücken bestehen aus zwei sehr starken und dicken Seilen, welche von dem einen Rande des Abgrundes nach dem gegenüberliegenden laufen, und auf denen man, vermöge eines einfachen Mechanismus, nehmlich durch den Flaschenzug, in einigen Minuten Menschen, Pferde und Lasten über Abgründe schafft, welche zu umgehen oder zu durchgehen oft halbe Tage erforderlich wären.

Unbegreiflich bleibt es uns, warum man nicht schon längst auf die Idee gekommen ist, diese vortrefflichen brasilianischen Taubrücken in den Gebirgen der Schweiz und in Tyrol anzuwenden. Für kein Terrain könnte die Benutzung dieser Erfindung wohlthätiger und zweckmäßiger seyn. Man stelle sich vor, welche Vortheile würde es zu Kriegszeiten gewähren, wenn man durch ähnliche Vorrichtungen Krieger, Geschütz, Munition u. s. w. schnell von einer Bergspitze zur andern bringen könnte.

Noch viel weiter ließe sich die Benutzung der Taubrücken aber ausdehnen. Zu den fürchterlichsten Vertheidigungsmitteln der Gebirgsbewohner gehört es, daß sie, wenn der Feind durch ihre schmalen Bergschluchten vordringen will, von beiden Seiten von ihren Anhöhen herab Baumstämme und große Steine herabrollen, welche fürchterliche Verheerungen anrichten, indem sie die durch die Defileen vordringenden feindlichen Krieger zerschmettern. Oft aber ist dieses so furcht-

Digitized by Google

bare Vertheidigungsmittel doch nicht anwendbar; sind zum Beyspiel die beyden Seitenwände des Defilees mit Baumstämmen bewachsen, so machen diese das Herabrollen der großen Steine u. s. w. nicht thunlich, weil sie sich den herabrollenden Körpern als ein aufhaltendes natürliches Hinderniß in den Weg stellen. Schwebte nun aber in einem solchen Falle über dem Defilee eine Taubrücke, so könnte man auf derselben, mitten über dem Defilee, einen großen mit Steinen gefüllten Korb anbringen, der durch ein zweites Seil im günstigsten Zeitpunkte gestürzt werden könnte, und ein solcher Steinregen von oben wäre noch ein viel furchtbareres und zerstörenderes Vertheidigungsmittel, als das Herabrollen der Steinmassen die Defileeseitenwände entlang.

Selbst in Friedenszeiten müßten solche Taubrücken in der Schweiz und in Tyrol, wo doch bekanntlich ein lebhafter Transitohandel blüht, sehr vortheilhaft und bequem seyn.

Die sogenannten Steinbatterien machten ehemals eine Hauptvertheidigungsanstalt der Insel Maltha aus. Die innere Form der gewöhnlichen Metallmörser wurde nehmlich an erhabenen Stellen in die Felsen gehauen, aus welchen die ganze Insel besteht. Auf diese Art erlangte man, wir möchten sagen, Naturbatterien, welche gegen das Meer gerichtet, ganze feindliche Flotten zerstören konnten, indem die Maltheser durch häufige Uebung gelernt hatten, sich genau auf die Wirkung ihrer Felsenmörser zu verstehen. Eine ähnliche Vorrichtung würde in unserm demokratischen Freistaate ganz an ihrem Platze seyn, und den Eingang der Pässe vielleicht besser decken, als metallene oder gar hölzerne Kanonen, wie sie die Tyroler im J. 1809 brauchten. Freilich kann man uns hier den Einwurf machen: „die Schweiz und Tyrol bildet kein so komplettes Felsennest wie Maltha.“ Ganz wahr — allein dort, wo wir unsere Mörser nicht in Felsen graben können, formen wir sie in den gewöhnlichen Erdboden. Ein

dänischer Offizier bewies neulich zu Koppenhagen, durch die gelungensten Versuche, daß dieses angeht, wenn man die Form mit Klugheit ausgräbt, daß die innern Seitenwände nicht zusammenstürzen können, und diese sodann beim wirklichen Feuern mit Pappe auslegt.

Daß solche Batterien nicht der Ewigkeit trotzen können, versteht sich am Rande, allein dieses soll auch nicht ihr Zweck seyn, nur im gegebenen Augenblicke sollen sie Nutzen stiften. Der Feind müßte sich weidlich ärgern, wenn es ihm nach Vergießung ganzer Blutströme endlich gelänge, eine solche Felsen- oder Erdbatterie zu erobern, denn einmal könnte er die Mündungen nicht auf den fliehenden Gegner richten, anderntheils die eroberten Geschütze nicht als Trophäen von der Stelle führen.

Auch an einen Verhau zur Deckung der Gebirgspässe haben wir gedacht, der in seiner Art eben so gut auf Originalität Anspruch machen kann, als jener, den C. Jul. Cäsar einst vor Alexia anwendete.

Unser Verhau bestehe aus einer Menge ganz ausgetrockneter Stämme, welche mit Pech oder Harz überstrichen, inwendig aber ausgebohrt, mit Pulver gefüllt und dann wieder sorgfältig verkeilt werden. Diese tragbaren Minen werden nun auf die gewöhnliche verworrene Art am Eingange der Schluchten in einander gefügt; kömmt der Feind, und will das Hinderniß wegräumen, lasse man ihn sich vorerst in den Verhau hineinarbeiten, nun aber stecke eine Granate das Ganze plötzlich in Brand. Man versuche es einmal, sich ein Bild von der schnellen gräßlichen Zerstörung zu machen, welche dieser infernalische Verhau nothwendigerweise anrichten müßte. Dabei hätte man noch den Vortheil, daß die einzelnen Stücke der platzenden Stämme sogleich von selbst wieder einen neuen Verhau bilden würden. Noch Hunderte von Mitteln würden Scharfsinn und Kunst auffinden können, die große Natur-

Digitized by Google

Burg zu einer unüberwindlichen Festung zu bilden, allein es ist hier nicht der Ort, an welchem diese Ideen füglich länger verfolgt werden können.

Fr. v. Cölln sagt: „ein Volk kann werden, was sein „Meer hat und seine Ströme. Völker sollen, wie Menschen, „sich ausarbeiten, ausbilden, ausleben von allen Seiten; „Theilnahme an den größeren Verhältnissen des Lebens auf „dieser Erde, ist nur möglich im Berühr mit dem „Meere, dem allgemeinen Bindemittel der Menschen; die „Möglichkeit dieser Art von Ausbildung darf dann nicht ab„gehen, was ein Volk heißen soll. Wie der Baum ohne „Naß, wie das Ungeborene ohne Nabelschnur; so das Volk „ohne Meer und ohne freien Strom. Erst wenn beides vor„handen, ist die Lebensfähigkeit des Volks gegeben.

Wir fragen: sind dieses nicht goldene Worte, enthält nicht beinahe jedes einzelne eine tief ergreifende Wahrheit?

Die Deutschen, Oesterreich und Preußen, haben ihre Meere, jenes das adriatische, dieses die Baltische See. Allein sie benützten nicht hinlänglich bisher ihre Meere, und darum sind beyde in ihrer eigentlichen Volksausbildung noch zurück; soll dieselbe befördert werden, so muß der süddeutschen Staatswaage Tendenz dahin gehen, das schwarze Meer zu okkupiren, die norddeutsche Staatswaage aber ein eifrigeres Streben nach der Ostsee hinwenden.

Wie nöthig für Europa's Gesammtwohl überhaupt die Vertreibung der Türken aus diesem Welttheile nach Asien hinüber sei, darüber ist man längst einig, und sind hier keine weitere Beweise nöthig, nur das wie und wann muß in Betracht gezogen werden.

Vor Jahrhunderten schon kam dieses Projekt in Anregung, denn die Deutschen fühlten zu jeder Zeit das Schimpf-

liche und Gefährliche, was für sie darin lag, daß ihre Länder von Morgen her ewig durch Einfälle dieser wilden Barbaren bedroht wurden.

Der K. K. Oesterreichische Generalissimus, Fürst Raimund Montecuculi *), führt in seinen unschätzbaren besondern und geheimen Kriegsnachrichten mehrere Autoren an, welche über die Vertreibung der Türken geschrieben haben; da wir nicht voraussetzen können, daß die interessanten militärischen Memoiren des Fürsten Montecuculi (welche so viele unsrer Zeit weit hinter sich lassen) der Mehrzahl unserer Leser ganz genau bekannt seyn werden, so halten wir es für nöthig, in Kürze zu melden, was jener kluge Feldherr über diese Sache niederschrieb.

Es heißt dort unter andern: „Wenn man das ganze „Türkische Reich auf einmal über den Haufen werfen wollte, „könnten

I. „die Polen, Russen und Perser vieles ausrichten; die „Moldauer, Wallachier und Siebenbürger sind leicht auf „Unsere Seite zu bringen." (Montecuculi schrieb diese

*) Fürst Montecuculi wurde 1608. zu Modena geboren, trat sehr früh in Kaiserliche Dienste und diente in denselben von der Pike auf. Im Jahre 1645 befehligte Montecuculi bereits ein Reuter-Regiment, mit welchem er die von 10000 Schweden hartbedrängte Festung Ramslau in Schlesien entsetzte. Bald darauf fiel er aber in Schwedische Kriegsgefangenschaft, und wurde nach Stettin gebracht, wo er zwei Jahre als Kriegsgefangener verlebte. Diese Zeit benutzte Montecuculi vorzüglich zu seiner weitern militärisch-wissenschaftlichen Ausbildung. Als Montecuculi seine Freiheit wieder erhielt, wurde er zum Generalmajor ernannt und schlug den Marschall Türenne in der Wetterau. Noch viele wichtige Dienste leistete der unsterbliche Montecuculi seinem Hofe nicht nur als Feldherr, sondern auch als Diplomatiker. Er starb zu Linz im 73sten Jahre seines Alters im Jahre 1681.

Worte im siebenzehnten Jahrhunderte nieder, jetzt stehet bekanntlich ein Theil dieser Völker bereits unter Oesterreichischer Oberherrschaft.)

II. „Zu Papst Leonis X Zeiten hatte man einen andern Anschlag auf das Tapet gebracht: Viele Christliche Potentaten sollten insgesammt auf Constantinopel selbst losgehen: der Kaiser durch Bosnien, Servien und Thracien; der König von Frankreich durch Griechenland, nachdem er aus dem Brindisischen Hafen hinüber nach Albanien gegangen; der König von Spanien aber sollte sich zu Carthagena zu Schiff begeben, durch die Meerenge von Gallipoli segeln und die Dardanellen einnehmen; der Papst aber sollte von Ancona abfahren. (vide Guicciardin. Hist. lib. 3.)

III. „In des Lanoue disc. pol. et mil. und in Perifixo vita Henrici IV. findet man noch zwei andere Vorschläge.

IV. „Die Venetianer formirten zu Ende des 1658 Jahres einen neuen Anschlag, welcher dahin auslief. Gleichwie man wüßte, daß die Türken bei den Seetreffen meistentheils gar schlechte Helden wären, so sollte man in dem mittelländischen Meere eine Flotte von Raubschiffen halten, solche monathweise miethen, und durch die Potentaten, so dergleichen in ihren Häfen hätten, auf ihre eigene Kosten ausrüsten lassen. Sobald die Türkische Flotte dann würde nach Candia abgesegelt seyn, müßte sich die Venetianische mit ermeldeten Corsaren vereinigen, zwischen den Dardanellen hinlaufen, hiernächst gerade auf Constantinopel losgehen, da den Eingang des Canals *) einschließen, und solcher Gestalt

*) Es scheint uns, als ob derjenige, welcher diesen Plan entworfen, entweder vergessen, oder gar nicht gewußt habe: daß Constantinopel außer dem Canal, welcher der Hellespont genannt, und durch die Dardanellen gedeckt wird, jener Meerenge nehmlich, durch welche das Mar di Marmora mit dem Archipp oder

„hindern, daß man weder Entsatz, noch Lebensmittel hinein„bringen, darauf solches mit Stücken, Bomben und Feuer„Einwerfen beängstigen, und die Häuser, so nur von Holz, „in die Asche legen: Auch hätten sich die Cosacken vereiniget, „daß sie auf der Seite des schwarzen Meeres eben dergleichen vor die Hand nehmen, und sich, auf gewissen Felsen, „die nicht weit von der Stadt liegen, verschanzen, auch sich „bemühen wollten, durch Hunger, Feuer und andere Schreck„nisse allda einen Aufruhr zu erregen. Zu eben der Zeit sollten Ragoczi mit den Siebenbürgern, Constantinus und Ste„phanus mit den Wallachiern und Moldauern den Türken zu „Land angreifen, welcher damals, wegen des Hassan„Bassa Aufstandes, in Asien, in schwere Händel ver„wickelt war; weil aber mittler Zeit des Bassen und Ra„goczi's Tod erfolgte, so ward der ganze Anschlag auf einmal „in Rauch und Wind verwandelt."

Diese sind die Plane zur Vertreibung der Türken, welche Montecuculi als von Andern angegeben citirt. Merkwürdig aber bleibt dieses geistreichen Feldherrn eigene Meynung über die Sache, und wir bitten daher, die folgenden Worte ganz vorzüglich zu berücksichtigen. Montecuculi schreibt: „Gleichwie die allerschlechtesten (der Sinn des Wortes ist: die einfachsten) Mittel insgemein die leichtesten, „thunlichsten und der Verwirrung am wenigsten unterworfen „sind, also ist der Kaiser, wenn ihm nur Polen zu Lande, „und Italien zu Wasser beistehet, allein stark genug, den Türken mit Krieg zu überziehen, ohne daß das Reich dabey „etwas zu thun von nöthen hat, außer die Kaiserlichen Län-

dem Griechischen Meere Gemeinschaft hat, auch noch durch einen zweiten Canal, den Bosporus nehmlich, in Verbindung stehe. Der Bosporus verbindet das schwarze Meer mit dem Propontis oder Mar di Marmora.

SOCIETÄT

„der von hinten zu in Sicherheit zu setzen. Unter Italien „aber versteht man den Pabst, Spanien, die Venetianer, „Genueser und Maltha."

Wir sind kühn genug zu behaupten, und hoffen es auch zu erweisen, daß dieser von Montecuculi vor beinahe 200 Jahren angegebene Plan, mit Modifikationen, welche die Zeit bedingt, auch im neunzehnten Jahrhunderte noch der vernünftigste und ausführbarste ist, den man entwerfen kann.

Bei einer Vertreibung der Türken aus Europa käme es allerdings Oesterreich zu, die wichtigste Rolle zu spielen und die größten Anstrengungen zu machen. An die Stelle Polens müßte in unsern Tagen Rußland mit einem großen Theile seiner Macht treten. Man ist häufig der Meynung: Rußland würde sich der Vertreibung der Türken ernstlich widersetzen; allein wir finden diese Behauptung lächerlich. Für Rußland wäre die Erlangung einiger türkischen Provinzen eben so wichtig, als für Oesterreich die Okkupirung der andern. Man müßte sich in das Ganze freundschaftlich theilen, und auch hier wieder an die Herstellung des Gegengewichts bedacht seyn. Preußen würde mit Freuden seinerseits ein starkes Auxiliarkorps zu dieser Expedition stellen, wenn es anders dafür durch die zwei betheiligten Mächte in der Erreichung seines höchsten Strebeziels, von dem weiter unten Meldung geschehen wird, unterstützt würde, und sowohl Rußland als Oesterreich könnten unter diesen Umständen Preußen in seinen Absichten unterstützen, ohne befürchten zu müssen, sich selbst gefährdet zu sehen. Dasjenige, was Montecuculi unter dem Reiche versteht, wäre jetzt Baiern, und in seiner neuen von uns oben näher bezeichneten Gestalt, wäre es gewiß im Stande, dem süddeutschen großen Staatskörper von hinten hinlängliche Sicherheit zu gewähren, und dessen Rücken vollkommen zu decken.

Digitized by Google

Jetzt im Besitze eines großen Theiles von Italien, könnte sich Oesterreich von dorther selbst zu Wasser beistehen. Von des Papstes und Spaniens Hülfe könnte heute freilich nicht mehr die Rede seyn, auch geben wir gern zu, daß England den Plan keineswegs unterstützen würde, was könnte es aber unter diesen Umständen dagegen thun? — Mit Subsidien wäre der Türkei nicht gedient, und wie wenig geschickte Ingenieurs-, Artillerie- und Generalstabsoffiziere, in der türkischen Armee vertheilt, zu deren besseren Anführung, bei dem egoistischen Nationalstolze der Muselmänner und bei ihrem Widerwillen, von Franken sich belehren zu lassen, ausrichten könnten — dieses a posteriori zu beweisen, dürfte uns keineswegs schwer werden.

Montecuculi hat viel über die Art geschrieben, in welcher ein solcher Offensivkrieg gegen die Türken in jeder Hinsicht am zweckmäßigsten geführt werden könnte. Seine sämmtlichen diesfalsigen Rathschläge verrathen den ausgelernten Meister, aber seit Montecuculi schrieb, haben sich die politischen Verhältnisse und geographischen Grenzen der Staaten, von denen hier die Rede ist, zu sehr verändert, die Kriegskunst hat zu mächtige Fortschritte gemacht, — als daß Montecuculi's Operationsplan jetzt noch mit Erfolg angewendet werden könnte: nichts desto weniger sind wir fest überzeugt, daß ein neu zu entwerfender Operationsplan nur dann gut und zweckmäßig ausfallen könnte, wenn er im Geiste jenes unsterblichen Feldherrn ausgearbeitet würde. Wir wollen es einmal versuchen, einen solchen Gigantenplan zu skizziren, indem wir aber unaufhörlich des großen Raimunds hohen Genius zu verfolgen uns bestreben werden.

Fürst Montecuculi war der Meinung, man müsse sich zu jedem Kriege, absonderlich aber zu einem mit der Türkey, lange zuvor rüsten; nun ist es zwar freilich wahr, daß Philipp von Macedonien seinen Krieg gegen die Perser zwei

Jahre lang vorbereitete, daß in neuern Zeiten Heinrich IV, Ludwig XIV und andere große Fürsten und Feldherren, viele Zeit raubende Anstalten ihren Kriegen vorangehen ließen; allein hätten diese Herren im neunzehnten Jahrhunderte gelebt, sie würden anders gehandelt, und Montecuculi als unser Zeitgenosse anders geschrieben haben.

Waren lange Rüstungen einst hohe Weisheit, so sind sie nun reine Thorheit. Nach den Grundsätzen der heutigen Kriegskunst müssen Rüstung und Aufbruch einander unmittelbar die Hand reichen, und sie können es auch nach der Organisation der stehenden Heere unserer Zeit, und nach Einführung des militärischen Simplifikationssystemes in den Bedürfnissen der Heere.

Gerade ein halb wildes Volk, wie die Türken, müßte so schnell von allen Seiten angegriffen werden, als nur möglich wäre.

Was die Rüstungen selbst betrifft, so wäre unserer Meinung nach eine ungewöhnlich starke Artillerie-Armee zu empfehlen, da, nach der neuesten und erprobtesten Art Krieg zu führen, diese Waffengattung gerade es ist, welche am wirksamsten entscheidet, und einem Volke um so fürchterlicher seyn muß, welches gerade in diesem Theile der Kriegskunst gegen den civilisirten Europäer noch am weitesten zurück ist.

Bekanntlich ist des Türken gefürchtetste Waffengattung seine Reuterei. Montecuculi widerräth mit Recht, gegen diese allerdings vorzügliche Reuterei wenige leichte Cavallerie aufzustellen, und auf keinen Fall andere als Croatische und Ungarische Regimenter, welche die Ordre erhalten müßten: den fliehenden Feind zu verfolgen, und vor dem angreifenden Feinde zu fliehen. Wie sonderbar dieses auch lauten mag, schon Ambiorix erprobte die Zweckmäßigkeit einer solchen Maaßregel gegen eine an Gewandtheit überlegenere Reuterei, und Wallenstein

ahmte demselben viele Jahrhunderte später zu seinem größten Nutzen nach.

Montecuculi behauptet ferner; „Unter allem Gewehre, dessen man sich zu Pferde bedient, ist die Lanze das beste, sie muß aber stark und wohlbeschlagen, und der Lanzier stark und ganz (wenigstens Brust und Rücken, bemerken wir hier) geharnischt seyn, dabei gute Pferde und einen ebenen, festen und wegsamen Grund vor sich haben. Verhält sich alles auf diese Art, so theilt man dieselben in kleine Schwadronen, darauf sie denn im Galopp auf den Feind losgehen, und einen Weg eröffnen, dadurch die Kürassiere, welche jenen im Trabe nachfolgen, alsdann ebenfalls eindringen und ein großes Gemetzel anrichten können. Wenn hingegen die Lanze die bemerkten Eigenschaften nicht hat, oder der Mann, das Pferd und der Boden nicht so beschaffen, wie sie seyn sollten, und mithin der Heftigkeit des Anrennens und des Angriffes nicht beförderlich sind, oder auch, durch die Kürassiere in der Nähe nicht unterstützt wird, so ist die Lanze zu nichts nützlich. Angesehen sich der Feind, wenn er sie anrücken sieht, alsofort öffnet, und der Spitze des Angriffes aus dem Wege weichet, darauf aber die Lanziers umzingelt und solche niederhaut, wie es der Schwedenkönig Gustav Adolph, in den letzteren Kriegen wider die Polen, machte. Die schweren Unkosten, die man auf die Lanze wenden muß, und daß man solche, außer einer ordentlichen Feldschlacht, wenig gebrauchen kann, haben die Veranlassung gegeben, daß man dieselbe bei unsern Armeen beinahe ganz und gar hat fahren lassen. Die Polen hingegen bedienen sich derselben noch beständig; allein sie theilen solche, bei einem Treffen, in kleine Haufen von 25 oder 30 Pferden. Wer nun also deren ungefähr 1000 hätte, müßte 30 oder 40 kleine Schwadronen daraus machen, und wenn diese mit

Nachdruck angeführt, und durch die Kürassiere secundirt würden, könnten sie sehr viel ausrichten."

Die Maaßregeln, welche Montecuculi hier gegen die so sehr gefürchtete türkische Reuterei räth, so wie der Gebrauch der Lanze nach seiner Angabe, vertragen sich nach unserer Ansicht ganz mit der heutigen kunstreichen Art Krieg zu führen. Ein großer Uebelstand unserer Kriegskunst ist es ohne Zweifel, daß sie ihre Lanzenreiter als leichte Cavallerie betrachtet und braucht, denn wie wir gerade mit Montecuculi's Worten dargethan haben, so ist sie als solche in der That eine sehr unzuverlässige und unzweckmäßige Waffengattung, denn die Kosaken glauben wir doch nicht, daß sie uns Jemand nennen möchte, der diesen Satz bestreiten wollte.

Man las vor einigen Monaten in öffentlichen Blättern, daß bei der Baierischen Armee auf Anrathen des Feldmarschalls, Fürst Wrede, ein Theil der Kürassiere schwere ganz beschlagene Lanzen erhalten sollten; es scheint demnach doch, daß dieser kluge Feldherr, der es bewiesen hat, wie sehr vertraut er mit der neuesten Art Krieg zu führen ist, überzeugt seyn muß, daß die Montecuculi'sche Lanze, auch in unserer Zeit noch, eine furchtbare und zweckmäßige Waffe seyn könne.

Nach Vorausschickung dieser beiläufigen Notizen, wollen wir uns an den Subtilitäten eines eigentlichen Operationsplanes gegen die Türken versuchen.

Oesterreich könnte nun zwar mit einer Flotte aus dem Adriatischen Meere auslaufen, um der Türkei auch zu Wasser den Krieg zu machen; allein wir würden dessen ungeachtet rathen, darauf zu verzichten, denn einmal hat Oesterreich bis jetzt keine eigentliche militärische Seemacht, und mit einer schnell zusammengerafften Kriegsflotte, ohne eigentliche Seesoldaten und Matrosen, können wahrlich keine große Resultate erscheinen; ferner ist es in der neuen Kriegeskunst, je

größer und wichtiger das Object ist, welches wir bekriegen, ein um so unverzeihlicherer und folgenreicherer Fehler, wenn wir unsere Streitkräfte zu sehr vereinzelnen.

Endlich glauben wir bis jetzt, daß Constantinopel und mithin die ganze Türkei fallen könne, ohne zu Wasser angegriffen zu seyn. Die Geschichte lehrt uns übrigens auch, daß Angriffe auf Constantinopel zu Wasser selten, ja eigentlich nur einmal, vollkommen gelangen.

Nach unserm Plane müßte die Türkei zu Lande von zwei Seiten zugleich, und zwar von Oesterreich in der Fronte, von Rußland aber in der linken Flanke angegriffen werden.

Jede Macht müßte zwei Armeen, nehmlich eine Operations- und eine Reserve-Armee, ins Feld stellen.

Ein Preußisches Auxiliarkorps müßte die Oesterreichische Reserve-Armee verstärken.

Die Basis, von welcher aus Oesterreich zu operiren hätte, wäre seine Gränze an der Türkei ihrer ganzen Länge nach.

Der rechte Flügel dieser Linie lehnte sich an Dalmatien, der linke an die Russische Grenze.

Man spotte nicht zu frühe über diese ungeheure Extension; um mit Sicherheit und Nachdruck agiren zu können, wäre sie nöthig, und die Herstellung derselben nicht aus dem Bereiche der Möglichkeit.

Die Ungarische Nation müßte in Masse aufstehen um ihre Grenzen zu decken; sie könnte und würde dieses thun, denn wenn der Hauptcoup gelänge, würde der ganze Krieg nicht lange dauern.

Es müßten Maaßregeln getroffen werden, daß an der Grenze schnell Mannschaften von einem Orte zum andern, wo es die Noth erforderte, auf Wagen zugefahren würden.

Eine fahrende Infanterie, wie sie die Engländer an ihren Küsten errichteten, als sie von Seiten der Franzosen eine Landung befürchteten, wäre zweckmäßig.

Digitized by Google

Belgrad wäre der Hauptwaffenplatz der Oesterreichischen Armee, und der Punkt, von welchem alle ihre Operationen ausgingen.

Reichhaltige Magazine und Waffenplätze wären ferner anzulegen in Rackersburg, Fünfkirchen, Temeswar, Peterwardein, Carlsburg, Klausenburg und an mehrern andern Orten.

Der rechte Flügel der Basis oder der Operationslinie der Russischen Armee müßte sich in der Gegend von Schernowetz an den linken Flügel der Oesterreichischen Operationslinie, der linke Flügel der Russen aber an das schwarze Meer lehnen.

Bender wäre der Hauptwaffenplatz der Russen, Ismail aber der Punkt, von dem aus sie ihre Operationen leiteten.

Widdin wäre das erste Objekt, nach welchem aus beiden Grundlinien hin zu streben wäre, Constantinopel selbst aber das zweite.

Montecuculi sagte: „Den Krieg gegen die Türkei kann man an keinem Orte vortheilhafter, als längs der Donau führen. Man kann nehmlich die Maschinen, Artillerie, den Proviant und den Kriegsvorrath da leicht zu Wasser hinunterschaffen. Auch ist es eine allgemeine Regel, daß man sich der Flüsse, und sonderlich der großen, bemeistern soll. Dadurch bedecket man die Erblande, man vollstrecket die Anschläge, und mit einer guten Communications-Linie von einem Ort zu dem andern, und ohne etwas zu überhüpfen, ist man im Stande, sich der Galeren und Barquen, welche die Kriegsverrichtungen zu Wasser befördern, mit besonderem Nutzen zu bedienen; vermittelst der Brücken, Fahrzeuge, platten Schiffe und Flösse kann man nach eigenem Gefallen, auf einer oder der andern Seite des Flusses stehen: dieses ist zu der Armee Sicherheit sehr gut, damit man desto mehr Fütterung haben, und um so viel besser im Stande seyn möge, die An-

schläge nach Belieben zu erwählen. Der Krieg kann auf solche Art überhaupt mit wenigern Kosten geführt werden.

Die Saw und die Draw fließen ebenfalls gegen Morgen, und daher ist uns das Wasser zur Zufuhr der benöthigten Sachen beförderlich, dem Türken hingegen zuwider."

Alle diese Vortheile würde die Oesterreichische Operationsarmee bei ihrem Vordringen aus ihrer Basis längs der Donau nach Widdin hin genießen können; allein dann freilich könnte, nach unserm Operationsplane, die Donau keinen fernern Vortheil gewähren, weil unser Plan nach der Wegnahme Widdins und nach hergestellter Kommunikation mit der Russischen Operationsarmee ein unbedingtes energisches Vordringen auf dem geraden Wege nach Constantinopel über Sophia und Philippopolis bedingt.

Nun wäre Widdin der Hauptwaffenplatz der vereinigten Armeen, von dem aus jetzt alle Bewegungen geleitet und mit dem die sorgfältigste Communication erhalten werden müßte, so wie die Verbindung Widdins mit Belgrad mit einer zweckmäßigen Aengstlichkeit erhalten werden müßte.

Sonderbar ist es, daß unser Operationsplan einige Aehnlichkeit mit demjenigen hat, nach welchem Napoleon im Jahre 1812 in Rußland agirte. So wie jetzt Ungarn, bildete dort Polen die Basis; das erste Objekt, auf welches man hinwirkte, war Smolensk, das zweite Moskau. Man sage was man wolle, auch jener Operationsplan war an und für sich selbst vortrefflich, wenn er schon nicht originell war; Karl XII. kriegte hundert Jahre früher ganz nach denselben Grundsätzen, denn auch er schlug bei Smolensk Peters Schaaren, und als dieser große Fürst ihm den Frieden anbot, lautete die Antwort: „in Moskau werde ich ihn diktiren." Wäre Karl XII. seinem Plane treu geblieben, wäre Peter der Große verlohren gewesen, und der Schwedenkönig nimmermehr geschlagen worden.

Digitized by Google

Was aber unser Operationsplan gegen die Türkei vor jenem angeregten gegen Rußland zuvor hat, ist der wichtige Umstand: daß auf das erste Objekt aus zwei verschiedenen Grundlinien zugleich, nehmlich aus der Oesterreichischen und Russischen in einem möglichst stumpfen Winkel hingewirkt wird.

Nun ist es Zeit von der Art zu sprechen, in welcher die Russische Operationsarmee wirken müßte.

Sie würde, wie schon oben bemerkt, von Ismail aus in die Türkei eindringen, und immer die Ufer der Donau festhaltend, ihren Marsch gegen Widdin hin fortsetzen. Da sie gegen die Strömung des Flusses sich bewegte, so gingen ihr freilich einige von den Vortheilen verlohren, welche Montes cuculi so richtig den Armeen verspricht, welche ihre Bewegungen stromabwärts leiten; nichts destoweniger würde sie sich durch diese Art ihres Marsches sehr begünstiget sehen.

Es versteht sich am Rande, daß sowohl die Russische als auch die Oesterreichische Operationsarmee sehr stark seyn müßte, sintemal ihre Tendenz wäre, die Türkei zu forciren.

Die festen Plätze der Türken an der Donau müßten die Russen im ersten Augenblicke zu überrumpeln suchen; wenn aber dieses nicht gelänge, solche ohne weiteres umgehen, da der Hauptzweck dieser Operationsarmee wäre, rasch vorwärts zu dringen, und die Communication mit der von Belgrad vordringenden Oesterreichischen Operationsarmee zu gewinnen.

Nichts destoweniger müßte aber die Russische Armee die von Constantinopel andringenden Türken durch Scheinexpeditionen unaufhörlich zu trügen suchen, so daß der Türkische Feldherr unaufhörlich über die wahre Absicht seines Feindes in Zweifel stünde, und schwer zu einem Entschluß kommen könnte, ob er seine Hauptmacht gegen Widdin den Oesterreichern entgegen führen, oder aber das Vordringen der Russen zu verhindern suchen sollte.

Digitized by Google

Ein Meisterstück des Russischen Feldherrn wäre es, wenn er die Türken von sich abzulenken und sie künstlich zu disponiren wüßte, sich gegen Widdin zu wenden, denn da das Russische Heer auf der Diagonale marschiert, so wären in diesem Falle die Türken eo ipso überflügelt, könnten von den Oesterreichern in der Fronte angegriffen, von den Russen aber in die rechte Flanke genommen und im Rücken bedroht werden, und das erste Türkische Hauptheer müßte demnach nothwendigerweise zu Grunde gehen.

Von keinem menschlichen Plane läßt sich das Gelingen mit voller Bestimmtheit behaupten, und es könnten demnach auch hier Umstände eintreten, welche die Sache mächtig verändern dürften.

So könnte z. B. die Oesterreichische Operations-Armee Widdin glücklich wegnehmen, ohne daß es den Russen gelingen könnte, sich mit ihr zu vereinigen. In diesem Falle hielten wir es am gerathensten, von Oesterreichischer Seite den einmal festgesetzten Plan zu verfolgen und geradenwegs gegen Sophia vorzudringen; der Russische Feldherr müßte nun natürlicherweise seinen Operationen eine andere Direktion geben, und die Herstellung der Communication anderwärts herzustellen suchen.

So könnte nun Sophia selbst der Punkt werden, in welchem man sich bequem vereinigen könnte. Wenn z. B. die Russen in der Gegend von Nikopoli sich links von der Donau ab und gegen Sophia hinwendeten, so bildeten die Marschdirektionen der Oesterreicher von Widdin nach Sophia und jene angegebene der Russen von der Donau her wieder einen stumpfen Winkel.

Doch einen sublimen Operationsplan in seinen Details auszuarbeiten, kann unmöglich unsere Absicht seyn; wir wollten nur zeigen, daß die Verjagung der Türken aus Europa,

Digitized by Google

SOCIETÄT

ohne Seemacht, dem vereinigten Oesterreich und Rußland gelingen könnte und müßte.

Ob wir unsere Absicht erreicht haben, können wir selbst freilich nicht bestimmen; auf jeden Fall bitten wir aber unsere Leser, uns diesen Absprung von unserm eigentlichen Thema zu vergeben, indem gerade er es ist, welcher mit in unser Haupt-Sujet mächtig eingreift.

Noch wäre freilich die Frage zu beantworten, auf welche Art nun die Türkei, wenn sie wirklich unterjocht, zwischen Oesterreich und Rußland am zweckmäßigsten zu theilen wäre; allein die Beantwortung dieser Frage ist so eine kitzliche und schwierige Aufgabe, daß wir uns einstweilen auf das alte Sprichwort beziehen wollen: „Man kann keinen Vogel theilen, bevor er abgeschossen ist.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

III.

Ueber die

Preußische Anleihe in England.

Die von Seiten Preußens und Frankreichs in England negociirten Anleihen sind schon vielfach in öffentlichen Blättern behandelt, besonders aber über die Frage:

ob es vortheilhafter sey, Staatsanleihen im eigenen Lande oder im Auslande zu machen?

manches Vernünftige gesprochen, noch mehr aber gefaselt worden. Noch kürzlich hat sich in No. 30. des Schwerinschen freimüthigen Abendblatts ein Gegner der Anleihen in der Fremde erhoben. Wenn derselbe im Eingange seines Aufsatzes sagt:

„Jeder wichtige Verwaltungsgegenstand muß vielseitig erörtert, und das pro und contra erwogen werden, weil er nur dadurch aufgehellt wird, und das Wahre ans Licht kommen kann."

so hat er ganz recht; ob er aber die sich gestellte Aufgabe vollständig gelöst habe, oder in Irrthümer und Einseitigkeit verfallen sey? das wird die Folge der gegenwärtigen Darstellung ergeben.

Ueber das Factische des preußischen Anleihegeschäfts mit dem Banquier Rothschild in London, so wie über die Verzinsung und die Art der Rückzahlung des Kapitals, findet sich in der allgemeinen Zeitung ein Aufsatz, der von einem

Digitized by Google

wohlunterrichteten Manne herzurühren, ja einen halb offiziellen Character an sich zu tragen scheint. Bei Bezugnahme auf jenen Aufsatz wird es daher hier nur auf eine nähere Erörterung folgender Fragen ankommen:

1) War die Anleihe, welche die preußische Regierung in London gemacht hat, überhaupt nothwendig? Und

2) wenn sie nothwendig war, warum wurde sie nicht im Lande eröffnet, sondern bei einem englischen Hause?

Zu Beantwortung der ersten Frage dürfen wir nur an den Zeitraum von 18$\frac{0}{12}$ zurückerinnern, der den wichtigsten Zeitabschnitt in der preußischen Geschichte überhaupt, und besonders im Finanzwesen ausmacht.

Es ist allgemein bekannt, und in mehreren Druckschriften jener Zeit zur öffentlichen Kunde gekommen, daß eine nicht unbedeutende Staatsschuld schon vor der Thronbesteigung Sr. Majestät des jetzigen Königs vorhanden war. Die Geldsummen, welche, gegenüber, der Schatz enthielt, reichten kaum hin, die Mobilmachung der Armee in den Jahren 1805 und 1806 zu bestreiten.

Bei der gänzlichen Erschöpfung des Landes nach dem Feldzuge von 180$\frac{5}{6}$ mußten sogar die Königl. Kleinodien, das goldene Service u. s. w. zu baarem Gelde gemacht werden, um die dringendsten currenten Staatsbedürfnisse zu decken.

Fast zwei Jahre lang waren sämmtliche preußische Lande, mit Ausnahme von Pommern, Glatz und eines Theils von Ostpreußen in der Gewalt der Franzosen, welche die Einkünfte bezogen. Dann folgten, durch die Convention d. d. Paris den 8ten Septbr. 1808, die übernommenen ungeheuren Kriegscontributionen, und die Verpflegung der französischen Garnison dreier Festungen. Noch hatte das Land nicht Zeit gehabt, sich von jenen Drangsalen und von seiner Erschöpfung zu erholen, als der Krieg von 1812 aufs Neue enorme Summen verschlang.

Digitized by Google

Hierzu kamen die kostbaren geheimen Vorbereitungen zu Herbeiführung besserer Zeit und dann die Erstaunen erregenden Anstrengungen in den Siegesjahren 1813. 1814. 1815. so wie endlich die nachträglichen bedeutenden Staatsausgaben zur Wiederherstellung vieler, durch den Krieg zerstörter, unentbehrlichen Dinge: die Retablissementskosten gesprengter und beschädigter Festungen und ihrer Umgebungen, die nothwendige Anlegung neuer Festungen, kostbare Ausbesserung schadhaft gewordener Waffen aller Art, des Fuhrwesens und anderer Kriegsutensilien, Beischaffung neuer Munition ꝛc.

Das Volk hat nun zwar allerdings seit dem Jahre 1806 erhöhte Abgaben aller Art tragen müssen, es sind 1813 viele freiwillige Beiträge eingegangen, Staatsgüter veräußert worden, und die französische Kriegscontribution kam 18$\frac{1}{7}$ den Staatscassen zu Hülfe. Es darf aber nicht übersehen werden:

daß der wichtige Feldzug 1815, wo Preußen 300,000 Mann ins Feld stellte, keine außerordentlichen Staatsabgaben herbeiführte.

Doch selbst ohne dies, wer wird nicht einsehen:

daß die Mehreinnahmen der Staatscassen seit 1808 bis 1818 unmöglich die in diesem Zeitraum stattgefundene Staatsausgabe decken konnten, und daß daher das Resultat in Staatsschulden bestehen mußte, da ohnehin jene Mehreinnahme an Vermögen-, und Einkommensteuer, Kriegsimpost ꝛc. schon dadurch in sich zusammenfiel, daß die Consumtionssteuern, die wichtigste Staatseinnahme, damals, wo Industrie und Handel stockten, nur der im Lande hausende Feind consumirte und der Produzent darbte, jährlich abnahmen.

Es kann hier nicht der Ort seyn, eine, auf rechtfertigende Beläge, gestützte Darstellung des Finanzhaushalts pro 18$\frac{15}{16}$ dem Publikum vorzulegen; dem Vernehmen zufolge wird aber an einem solchen Tableau gearbeitet, und dem

Digitized by Google

Publikum die Ueberzeugung werden, daß nie die Verschwendung, weder in den Leidens- noch Siegesjahren, in dem Finanz-Haushalt vorherrschten. Aber auch ohne eine solche Berechnung, wer weiß es denn nicht, der die fast unbegreiflichen und überraschenden Erscheinungen erlebt hat, welche im Jahre 1813, durch eine wohlausgerüstete, so lange verborgen gewesene, Armee, den Vaterlandsfreund entzückten, den Feind erschreckten, die trotz aller Dürftigkeit der Finanzquellen, dennoch möglich gemacht worden waren, die ohne eine gute Wirthschaft und richtige Anwendung der vorhandenen Geldmittel nicht hätte Statt finden können.

In jener Zeit aber, besonders im Anfange des Feldzugs 1813, und im Waffenstillstande, mußten oft, um jeden Preis, schleunigst Geldmittel herbeigeschafft werden, welche der Krieg und seine wechselnden Ereignisse gebieterisch erheischten; und die Regierung durfte, um die oft kostbare Zeit nicht zu verlieren, zuweilen nicht ängstlich die Kosten berücksichtigen.

Damals entstand der Ausdruck fliegende Staatsschuld, welche solche Vorschüsse bezeichnet, die auf Monate, und dann gegen hohe Zinsen aufgeborgt werden mußten, wo irgend Geld anzutreffen war.

Als nun nach wiedereingetretener Ruhe im vorigen Jahre der Staatsrath von Sr. Majestät dem Könige eingesetzt worden war, um die Vorarbeiten der künftigen Staatsverfassung zu ordnen, worin das Finanzwesen eine bedeutende Rolle spielt, da ergab sich bald die Nothwendigkeit, zur Begründung der neuen Etats, den Standpunkt des früheren Haushalts zu prüfen, die Staatsschuldenmasse gründlich zu ermitteln, und ausführbare Vorschläge zu machen, wie solche, insofern sie nicht schon fundirt waren, künftig verzinset und nach und nach getilgt werden konnten, ohne jedoch das Land jetzt mit neuen Abgaben zu belästigen, so daß man vielmehr die Zukunft mit ihrer steigenden Cultur und dadurch vermehrten

Digitized by Google

Staatseinnahme, billigerweise mit in Anspruch nähme, um der bisher so sehr gedrückten Gegenwart die schwere Last zu erleichtern.

Diese Commission theilte die Staatsschuld auch in stehende und fliegende, und überzeugte sich, daß jene nicht sogleich auf der Stelle zu tilgen sey, sondern deshalb ein umfassender Fundirungs- und Tilgungsfond, der Zeit und Berathung erfordere, gemacht werden müsse; in Hinsicht der letztern aber (der fliegenden Schuld) war sie der Meynung, daß solche je eher je lieber, durch eine, nach billigen Bedingungen zu negociirende, zu fundirende, und durch überschießende Zinsen zu tilgende Anleihe bezahlt werden müßten.

Zu dieser fliegenden Staatsschuld, welche zum Theil Wechselschulden enthielt, die auf Monate geborgt, und sehr hoch verzinset worden, deren Zahlung auch keinen Aufschub litt, wurden hinzugerechnet:

Retablissementsbeihülfen für die Bewohner um die belagerten Festungen; Compensationsgelder für mehrere Gläubiger im Volke; Lieferungsforderungen aus der Periode vor dem Jahre 1813 und in den Jahren $18\frac{13}{15}$.

Da nun jene hohe Commission zur Regulirung des Finanzhaushalts auch dafür gestimmt hatte:

„daß diese Anleihe wo möglich im Auslande gemacht werden möchte;“

so wurden deshalb von dem späterhin eingesetzten Schatzministerio Maaßregeln getroffen.

Warum im Auslande?

Besser war die einländische, sagen die Gegner, wann sie viel wohlfeiler wie die ausländische zu erhalten gewesen, weniger Beschränkung der Verwaltungsbehörden, und ängstliche Formen, eine erkleckliche Ausbeute an Metallgelde und nicht

statt dessen zu compensirende Staatsschuldpapiere zur Folge gehabt hätte!

Wären aber auch alle diese Voraussetzungen — wie nicht der Fall war — vorhanden gewesen, so hätte doch eine ausländische, vorzüglich eine englische Anleihe, immer noch überwiegende Vortheile vor einer inländischen: denn der Empfang bedeutender ausländischer baaren Gelder, zur Belebung des Umlaufs, des Credits, und dadurch der vaterländischen Industrie, war mit ein Hauptzweck derselben. Wäre sie im Inlande allein contrahirt worden, so würde die Regierung freilich in den Besitz der zum Ausleihen im Lande bestimmten Gelder gekommen seyn, und durch deren Ausgabe ebenfalls vortheilhaft auf den Geldumlauf gewirkt haben, dann aber erhielt sie nur die Summe der im Lande vorräthigen, zum Verleihen bestimmten, Capitale, deren Betrag nach dem Erbieten der hiesigen Banquiers nicht die Höhe des Betrags der englischen Anleihe erreichte.

Wenn man demnach auch zugeben wollte: daß die im Lande vorräthigen, zum Verleihen bestimmten Capitale, trotz dem, daß die Anleihe in London contrahirt worden sey, doch, durch Ankauf der Anleiheactien auf inländischen Plätzen verwendet werden dürften, daher die ganze Anleihe nicht als eine ausländische zu betrachten sey, so wird doch der Ueberschuß, den die, jetzt abgeschlossene, Anleihe in London mehr beträgt, als die hiesigen Banquiers gezeichnet hatten, mehr vom Auslande hereingezogen werden. Auch läßt sich, jener Hypothese entgegen, mit Zuversicht annehmen, daß gewiß nicht viele inländische Capitalisten ihre Capitale, welche sie bisher dem Privat-, Real- und Personalcredit anvertrauten, solchen entziehen, und denselben dadurch lähmen werden, um an einem, von den Engländern gemachten Geschäft einigen Antheil nehmen zu können.

Daß dies von Nutzen sey, liegt schon darin: daß es darauf ankam, mehr baar Geld zu erhalten, als bisher im Um-

lauf war, theils um dadurch den hohen Zinsfuß niederzudrükken, den besonders zeither die obengedachten fliegenden Staatsanleihen erhielten und begünstigten, theils um ein besseres Verhältniß zwischen Staats- und Privatschuldpapieren und Metallgeld zu bewirken, theils neue Betriebscapitale für inländische Gewerbe, durch die ausländische Anleihe im größeren Maaßstabe, als bisher Statt gefunden, zu erhalten, welche durch die fortschreitende Cultur der Zukunft an Zinsen und Tilgung gedeckt würden; und die Last, welche die traurige Vergangenheit auf die Gegenwart gewälzt hatte, erleichtern. Es war auch die der Regierung und dem Volke günstige Concurrenz auswärtiger und inländischer Capitalisten nicht zu übersehen, welche durch eine auswärtige Anleihe bewirkt wurde, da eine inländische fast ein Geldmonopol hervorgebracht und den Zinsfuß in einen wucherlichen verwandelt haben würde. Die ältere und neuere europäische Staatengeschichte hat uns Beispiele genug aufbewahrt von den Nachtheilen für die Regierung und das Volk, wenn das Staatsanleiheweſen als Monopol ganz in den Händen inländischer Banquiers ist.

Das baare Geld, dessen wir bedurften, mußte erkauft werden, da wo es am wohlfeilsten auf dem Markt kam, wir legten keine Austauschungsgegenstände, die in das Gebiet der Erzeugnisse und Sachen gehörten, auf die Wagschaale, sondern nur das Wort des Königs und schriftliche Verpfändung der Domainen, welches hinreichte, das Zutrauen der Gläubiger und der Aktienkäufer in unsere Rechtlichkeit, Pünktlichkeit und künftige Zahlungsfähigkeit zu begründen.

Wir fanden keinen besseren und wohlfeileren Geldmarkt als in London, wo der größeste Ueberfluß am baaren Gelde ist und die Lust, seine Ueberschüsse in Staatsfonds anzulegen, und dem preußischen Nationalehrgefühle muß dadurch geschmeichelt werden, daß das englische Volk uns die baare Ausbeute seines Gewerbsfleißes auf das Wort des Königs, als ein neues

Betriebscapital hingiebt, wodurch unser Nationalfleiß so belebt werden kann, daß dadurch allein der Abzahlungsfonds in der Zukunft hervorgebracht werden wird, ohne daß wir nöthig haben werden, Realitäten mit 7 pro Cent Verlust zu Capital gerechnet, (Domainen) dafür hinzugeben. Nein, wir werden bei erhöhtem Betriebscapital vergrößerten Arbeitsfleiß und dessen Repräsentanten: Geld; eine vermehrte Produktion; dadurch vervielfachte Güterwerthe und Einkünfte; dadurch gesteigerten Domainenertrag und ergiebigere Consumtionssteuern gewinnen und bei einem dauernden Frieden in der Staatsausgabe Ersparnisse bewirken können.

Hätte das Schatzministerium die Anleihe im Lande abgeschlossen, so fiel jener Markt weg, und schwerlich dürfte ein Engländer eine unserer Anleiheactien gekauft haben, deren Sinking fund nicht in England niedergelegt worden war.

Der Abschluß der Anleihe mit einem der ersten englischen Häuser, wie das des Herrn Rothschild, mußte ebenfalls berücksichtigt werden, da das Zutrauen vieler von dem Zutrauen dieses Hauses in die Zuverlässigkeit der preußischen Regierung abhing.

So viel zur Rechtfertigung einer auswärtigen Anleihe und ihrer Vorzüglichkeit vor einer inländischen; was aber die Kosten derselben betrifft, so müssen solche nicht nach dem Maaßstabe des Geldpreises von 1805, sondern nach dem von 1818 gemessen werden, um die Begriffe von theuer oder wohlfeil richtig aufzufassen. Das baare Geld ist eine Waare wie alles übrige Marktgut, und der Begehrer wie der Inhaber müssen sich dem Geldmarktpreis unterwerfen, der ein Resultat der unwiderstehlichen öffentlichen Meinung ist. Vielleicht würde eine Anleihe, welche die Regierung durch einen Ausschuß aus ihrer Mitte ohne Vermittler gemacht hätte, wie es der Vorschlag des Herrn Geheimenraths Rother enthielt, etwas wohlfeiler zu erhalten gewesen seyn, als die

letztgedachte Art; aber ihr Erfolg war problematisch, beschränkte sich nur auf inländische Capitale, langweilig und ungewisser, als wenn eins der ersten englischen Wechselhäuser für den schnellen Erfolg eintrat und seinen gewaltigen Credit mit auf die Waageschale legte.

Statt aller weiteren Anführungen zum Vortheil der geschlossenen Anleihe, mag der gestiegene Cours aller Staatsschuldpapiere reden.

Digitized by Google

SOCIETÄT

IV.

Unsere
Sprache und ihr Studium.

Von

Prof. E. M. Arndt, in Bonn.

Fortsetzung.

Was nun besonders die Reinigung, Besserung, Erhebung und Bereicherung der Muttersprache betrifft, so sind, wie mir däucht, viele der redlichsten Streber und Eiferer für sie auf dem falschen Wege. Sie scheinen es mir oft zu machen wie die Kinder, welche Blüthen und Blumen ohne Wurzeln in die Erde stecken und meinen, sie sollen wachsen. Neue Worte machen, wodurch man fremde Eindringlinge ersetzen will, alten fast verschollenen Worten wieder Geltung und Umlauf geben, das ist kein Werk der Willkühr, es kann nur das Werk des höchsten und unmittelbaren Lebens seyn. Das ganze Volk schafft und findet neue Wörter, wie ihm neue Anschauungen und Gefühle aufgehen, hohe Geister schaffen und finden sie und bringen sie in Umlauf. Das schöpferische Volk wirkt da aber so wie die dunkel und geheimnißvoll schaffende Natur, der schöpferische Geist vielleicht wenig anders, vielleicht nur selten mit Bewußtseyn. Die Sprachkünstler und Sprachlehrer, meistens trockene und strenge Leute, wollen ihre Kinder nach Regeln zeugen und gebähren; aber darum werden es so häufig Dummköpfe oder kommen auch sogleich todt zur Welt.

Selbst die trefflichen alten Wörter und Redeweisen, die man wieder lebendig machen kann und lebendig machen soll, müssen mäßig und bescheiden gebraucht werden, damit das Volk sie allmählig wieder für gute deutsche Münze annehmen lerne. Denn sehr natürlich ist das Gefühl, welches einem ein zu sichtbares Streben und Bewußtseyn bei Dingen, die natürlich seyn und wehen und scheinen sollen wie Luft und Licht, noch unleidlicher macht als eine unbewußte Nachlässigkeit und Vergessenheit. Auch mir und gewiß vielen andern Biedermännern ist es ein Gräuel, daß unsre schöne, reiche, volltönende Sprache bei so vielen Gelegenheiten und Gegenständen immer noch fast wie die verlegene und blöde arme Sünderin da stehen und sich gebärden muß, als wenn sie nicht lauten und sprechen könnte. Denn über manche Dinge, worüber sie vor zwei Jahrhunderten noch ihr gutes und leichtes, reines Deutsch sprach, kann sie jetzt nur noch in französischen Worten sprechen; ja sie hat es hin und wieder so weit gebracht, daß ihre eigenen Wörter, wenn sie was bedeuten sollen, auf französisch gestutzt und geschwänzt werden müssen. Ich denke, wir sind in keiner Beziehung verlegen mit unserer Sprache. Was schon Leibnitz gewußt, was der unsterbliche Ihre, der die weitesten Sprachkenntnisse hatte, in seinem trefflichen schwedisch-gothischen Wörterbuche klarer als der Tag gezeigt hat, daß unsere Sprache eine der ältesten, mannigfaltigsten, reichsten und herrlichsten Niederlagen von bedeutenden Urbildern der frühesten Zeit ist, das müssen wir bedenken und da nicht Schätze graben, wo sie nicht liegen, und wo wir so leicht zur Falschmünzerei verführt werden können. Welchen Reichthum der lieblichsten, vielgehaltigsten und vielgestaltigsten, haben wir an Mundarten, mehr als irgend ein anderes bekanntes Volk! Besonders möchte es leicht zu beweisen seyn, daß die sassische Mundart, die bis in den höchsten Norden hinaufläuft, unerschöpfliche Minen hat, die kräftiger

Bergmeister und Steiger warten. Ich möchte fast behaupten, daß in dem Bezirke zwischen der Elbe, dem Harz und dem Rhein ein solcher Reichthum von Grundwörtern und Grundbildern der Sprache liegt, daß man die Wurzeln der meisten germanischen Sprachen und gewiß ein Drittel der Wurzeln der griechischen Sprache dort wiederfinden kann. Es ist unläugbar durch die Geschichte, daß der sassische Stamm, zu welchem viele Völkerschaften des skandinavischen Nordens und die meisten Völker des nordwestlichen Deutschlands bis an und über den Rhein gehörten, in jeder Hinsicht eine höhere Ausbildung des Bürgerwesens, der Kriegskunst und der Sitten und Sprache hatten, als die östlichen Germanen. Man denke nur an die frühe Bildung der angelsächsischen Sprache, an die skandinavischen Sprachen in Norwegen und Island, an den Wohllaut, die Fülle und Bestimmtheit des Altschwedischen, weßwegen eben in Schweden das dem Sassischen nähere Schwedische über das Gothische gesiegt hat; und will man es bis diesen Tag in der klarsten Anschauung sehen, so durchwandere man Westfalen und studiere die Mundarten. Dasselbe thue man in Holland, Ost- und Westfriesland, Holstein, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg. Und man wird erstaunen über den Reichthum von Anschauungen, Bildern und Ideen, welche diese Mundart vor allen andern deutschen voraus hat. Was nun darin von Sprüchwörtern und Volksscherzen niedergelegt ist, oder vielmehr sich ruhig niedergelegt hat (denn in den meisten dieser Orte ruhet die Sprache, weil sie keine schreibende ist), das hat freilich den Charakter des kleinen Volks angenommen, in dessen Kreisen es rundgeht; aber in der inneren Tiefe und in einer gewissen vielseitigen und vielspiegelig-abgeschliffenen Feinheit deutet diese Mundart auf eine frühe Entwickelung und Bildung des Volks hin, das sie spricht, welche Entwickelung und Bildung wahrscheinlich älter war, als die Einwanderung der sassischen Stämme

in den Norden und Nordwesten Europas und Deutschlands. Besonders ist der sassischen Art eine wundersam schräge Darstellung eigen, wo sie die Dinge im Gegensatz, oder gar in völliger Umdrehung betrachtet und abspiegelt. Dieses Schräge könnte klimatisch seyn und ist es zum Theil auch. Weil die Natur in schroffen und oft ziemlich unfreundlichen Gegensätzen gegen den Menschen spielt, so könnte daraus, indem er sich zugleich über ihre und seine Mängel lustig macht, die Ironie und Satyre und die Ausbildung des Komischen, die hier sehr weit getrieben ist, als ein ganz natürliches Gewächs hervorgesprungen seyn. Diese Erklärung reicht bis zu einem gewissen Grade hin und findet auch hie und da ihre völlige Lösung; aber die zugleich grundlose und spiegelhelle Tiefe der Idee, und ein gewisser feiner Schalk, ein ganz anderer als der sassische Eulenspiegel, der aus der Vielseitigkeit und Vielgestaltigkeit der Bilder hervorblitzt, werden wahrlich nicht in den Hütten freier Bauern ausgebildet, sondern setzen ein feines, in mancherlei Verhältnissen und Verknüpfungen mit einander spielendes und sich einander beleuchtendes und bildendes gesellschaftliches Leben voraus. Man klagt bei unserer Hochdeutschen Sprache mit Recht, daß es ihr an Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der Bilder mangele, die zarten Lichter und Schatten der gesellschaftlichen Verhältnisse und des zwischen dem sinnlichen und geistigen Triebe hinspielenden Gemüthes, worin es eben wie im lebendigen Leben spielen muß, auszudrücken und zu malen. Von dieser Bildung scheint das Volk viel gehabt zu haben, welches ältestens Sassisch redete. An Sprüchwörtern, Sittensprüchen, feinen Bemerkungen, schrägen Anschauungen und Namen, kurz an allem, was in das Gebiet des Lustigen und Komischen und in das lebendig-lebende und wirkende Leben einschlägt, ist diese Sprache sehr reich. Viel ist in dieser Hinsicht aus der reichen Fundgrube schon geschöpft; viel mehr aber kann

noch geschöpft werden. Auch däucht mir, daß sie vielmehr als die hochdeutschen Mundarten jene Mittelfarben und Mittelbilder hat, wo ein Wort zugleich das sinnliche und geistige Leben, die leibliche und geistige Mißgestalt oder Schönheit ausdrückt. Doch schon zu viel über jenen Gegenstand, der sich der Darstellung fast weigert, und immer nur wie das Leben überhaupt aus der innersten Tiefe angeschaut und erkannt werden muß.

Was haben wir aber nun zu wünschen für die deutsche Sprache? und in welchen Zweigen könnte am verdienstlichsten für ihre Verschönerung und Bereicherung gearbeitet werden? Darüber einige flüchtige Bemerkungen.

Wie eine Sprache wird und wie die hohen und tiefen Geister des Volkes aus ihr schaffen und wirken können, und wie wenig da, wie in allem Lebendigen, durch Absicht und Willkühr zu erlangen ist; wie überhaupt jede Sprache und ihr Leben in jedem Zeitalter ein allgemeines Weltbild und Volksbild darstellen muß, das habe ich anzudeuten gesucht. Das Volk in seinem dunkeln und geheimen Leben und Wirken und einzelne große Genien schaffen und bilden die Sprache. Aber diese großen Geister stehen nicht allein, ihre äußerlichen Werke sind nicht allein ihre Arbeit und Geburt. Dankbar müssen sie erkennen, daß viele herrliche Kräfte, viele wackere und unverdrossene Männer vorarbeiten und mitarbeiten, damit sie so Großes hervorbringen konnten. Die Sprachkünder, Sprachlehrer, Sprachkünstler und viele andere Männer, die in irgend einer Kunst und Wissenschaft treu fortschreiten und wirken, sollen uns immer in hohen Ehren bleiben; nur Sprachschöpfer im höheren Sinne und Wortmacher müssen sie nicht seyn wollen. Das wird selten einer, der darum weiß, daß er es seyn will, so wie der Mann, der sich einmal recht darauf legte, einen Raphael oder Shake-

ſpeare zeugen zu wollen, gewiß am wenigſten eines ſolchen Sohnes Vater werden wird. Was wäre aber nun von denen, welche im heiligen Eifer für das Einheimiſche und Deutſche brennen, zunächſt zu wünſchen?

Das wäre der nächſte Wunſch, daß der deutſche Sprachvorrath geſammelt würde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

V.

Das rothe Blatt und Herr Professor Görres.

Der berühmte Görres, der im 6ten Jahre der französischen Republik das rothe Blatt, im Befreiungskriege den rheinschen Merkur redigirte, und im vorigen Jahre in der Schrift:

Uebergabe der Adresse der Stadt Coblenz ꝛc.

die Volksvertretung auf Körperschaften begründen, den Adel herstellen, die catholische Geistlichkeit neu ausstatten und eine römische Kirche wieder herstellen wollte, ist ohne Zweifel einer der vorzüglichsten deutschen politischen Schriftsteller von Seiten der Darstellung und der Sprache.

Ob er irgend ein System habe oder nicht, ob er der Gewalt nachgegeben, die über ihn herrschte, oder ihr getrotzt, das will ich nicht weiter untersuchen, so viel ist Thatsache: daß er im 6ten Jahre der französischen Revolution für die Franzosen schrieb, unter Napoleon gänzlich schwieg, 1814 für die Deutschen entbrannte, ehemals gegen die Kirche, neuerlichst für dieselbe arbeitete.

Seine Freunde entschuldigen diese Sinnesänderung mit den veränderten Zeitumständen und mit den verschiedenen Perioden, der Jugend und des Alters.

Auf alle Fälle ist das rothe Blatt ein merkwürdiges Denkmahl der Zeit, worin es geschrieben worden, und blos aus dieser Rücksicht will ich dem Leser hier ein ganzes Heft dieser Schrift in seinem ganzen Zusammenhange wieder vorlegen,

Digitized by Google

ohne mir darüber ein Urtheil oder eine Bemerkung zu erlauben, welche der Leser selbst machen kann.

Das rothe Blatt

eine

Monathsschrift.

Sechstes Jahr der Frankenrepublik.
Thermidor, zweyten Trimesters, zweytes Heft.

I.

Konstitution Sultan Wampums des Dritten.

(Fortsetzung.)

Siebenter Titel.

Verwaltungs und Munizipalkörper.

54) In jedem Schlage ist eine Zentraladministration, die aus lauter geübten fürstlichen Jägern, und in jedem Kanton wenigstens eine Munizipaladministration, die aus den kühnsten Wilddieben besteht. Diese Anordnung ist getroffen, um das so heilsame Reiben zwischen den konstituirten Gewalten zu verewigen.

55) Jedes Mitglied einer Zentraladministration, muß wenigstens 25 Hasenleben auf Kosten von eben so viel Menschenleben erhalten haben.

56) Todfeinde in auf- oder absteigender Linie, Gevatter und Basen können nicht zu gleicher Zeit Mitglieder der nämlichen Verwaltung seyn.

Digitized by Google

57) Jede Gemeinde, deren Bevölkerung sich von 5000 bis 100000 Hamster erstreckt, hat eine Munizipalverwaltung für sich allein.

58) In jeder Gemeinde von weniger als 5000 Stück Gewild ist ein Agent; der geübteste Fellabzieher wird ihm als Adjunkt zugegeben.

59) Die Vereinigung der Municipalagenten jeder Gemeinde in einen Bündel mit dem über ihren Köpfen schwebenden Beile des Sultans, bildet die Munizipalität des Kantons.

60) Die Mitglieder jeder Munizipalverwaltung werden für zwey Jahre ernannt, und jährlich zur Hälfte oder nahe an der Hälfte ausgeweidet, und des angesetzten Fettes entledigt.

61) Wenn der Betrag des auf diese Art gewonnenen Fettes einen halben Zentner übersteigt, so können sie nach verrichteter Entkörperung (Entfettung) und geschehener Apotheose wieder gewählt werden. Doch soll sodann den auf diese Art zweymal entphlogistizirten eine Ruhe von zwey Jahren verstattet werden.

62) Die Departements oder Munizipalverwalter können die Akten des gesetzgebenden Körpers oder jene des vollziehenden Direktoriums weder faconniren, verzieren, umgießen noch in ihrer Vollziehung hemmen. Sie können sich nicht in Gegenstände einmischen, welche zur Rechtspflege gehören, weil ein Rabe dem andern die Augen nicht auskratzen soll.

63) Die wesentlichen Amtsverrichtungen der Administratoren bestehen in der Sublimation der Säfte des Landes in den großen Kolben des Sultans, der sie mit seinem Hofe verzehrt, und dann seinen Unterthanen wieder als Dünger verkauft. Der gesetzgebende Körper bestimmt die Handgriffe, nachdem diese chemische Operation vorgenommen werden muß.

Digitized by Google

64) Der Sultan ernennt bei jeder Departements- und Munizipalverwaltung einen Kommissär, der das Maschinenwesen besorgt, das Feuer dirigirt, und die Leute abrichtet. Er unternimmt von Zeit zu Zeit Reisen, um durch Experimente aus freyer Hand den Zustand des Landes zu prüfen. Er bedient sich dabei einer Wünschelruthe von Ramsden, die schon auf einen einzigen Louisd'or anschlägt, und dabei einen Bogen von zehn Graden beschreibt.

65) Die Munizipalverwaltungen sind jenen des Departements, und diese den Ministern untergeordnet. Folglich können die Minister, jeder in seinem Fache, das Verfahren der Departementalverwaltung und diese die Verfügungen der Munizipaladministrationen als nichtig erklären, wenn dieselben einmal zufällig dem Wohle des Landes entsprechen.

66) Der Sultan kann, ohne Gründe angeben zu müssen, die Administratoren suspendiren und absetzen, ja er kann sie nach Belieben stranguliren, köpfen, henken und radbrechen, mit und ohne Gnadenstoß; nur wird er ihnen in diesem Falle eine Zeitfrist zur Besorgung ihres Seelengeräthes verstatten. Ueberdem wird das Stranguliren nur mit einer golddurchwirkten Schnur, das Köpfen mit einem silbernen Beil, das Rädern mit dem Hinterrade der Krönungskarosse geschehen, endlich keine andere als mahagonyholzene Galgen gebraucht werden.

67) Jede Administration muß jährliche Rechenschaft über ihre Verwaltung ablegen, und dabei jedesmal wenigstens zweyhundert rebellische Bauern oder was gleich gilt, Froschköpfe *) einliefern, die sodann vor dem Sitzungssaale der beiden Räthe als dii Termini auf Piken gesteckt und in Reih und Glieder gestellt werden.

*) S. Wampum hat vermuthlich von den lieyschen Bauern gehört, die Katona in Frösche verwandelte.

SOCIETÄT

68). Alle Akten der Administrationen werden durch die Aufbewahrung des Registers, worin sie in präadamitischer Sprache verzeichnet sind, und dessen Einsicht einem jeden offen steht, dem naseweisen Publikum bekannt gemacht.

Dieses Register wird alle sechs Monathe geschlossen, versiegelt, und zu jedermanns Ansicht im Archive ausgestellt. Die gesetzgebende Versammlung wird nach Maaßgabe der Umstände, das Format und die Art des Einbandes bestimmen.

Jedes Mitglied der Departementalverwaltung erhält ein payement convenable.

Achter Titel.

Gerichtliche Macht.

Allgemeine Anordnungen.

69) Das Richteramt wird vom Sultan und seinen vom Volke gewählten Delegirten, aber nur im Schlafe versehen.

Die Richter können sich nicht in die Ausübung der gesetzgebenden Macht, die am Tage geschieht, einmischen, denn beyde Funktionen sind so verschieden und unabhängig von einander, wie Mitternacht und Mittag.

Die Justiz wird nach Abzug der Kosten und Entschädigungen unentgeltlich seyn, und nie an Silber mehr, als das sechsfache Gewicht des Verurtheilten betragen.

Die Richter können ihres Amtes nicht entsetzt werden, als wegen gar zu ausschweifenden Träumen von Rechtschaffenheit und Unbestechlichkeit.

Von der Strafe und peinlichen Rechtspflege.

70) Sobald jemand ergriffen worden, muß er sogleich vor den Polizeybeamten geführt werden, der ihm sodann die Augen ausstechen läßt, und einen körperlichen Arrest befiehlt, das heißt: eine Ordre, an Händen und Füßen im Gefängniß angenagelt zu werden, ausfertigt.

Digitized by Google

71) Wer immer ist ergriffen und vor einem Polizeybeamten geführt worden, muß noch bei Lebzeiten verhört werden.

72) Wenn sich aus dem Verhöre ergiebt, daß ganz und gar kein Grund zur Beschuldigung vorhanden ist, so soll der Verhaftete in Freyheit gesetzt, und ihm auf Kosten des Staates ein Paar Glasaugen angeschaft werden.

73) Niemand darf in den Fällen, wo das Gesetz die Verhaftnehmung gebietet, tiefer als 4000 Klafter unter der Erde in Verhaft gehalten werden.

74) In jedem Departement sind wenigstens 3, höchstens aber 6 Zuchtgerichte, diese können aber keine schwerere als zweijährige Galgenstrafe bestimmen.

75) Jedes Zuchtgericht besteht aus einem Scharfrichter, als Präsident, einem Arzte, als Kommissär der vollziehenden Gewalt, und zwey Todtengräbern.

76) In jedem Departement sind eben so viele Korps von Anklagsgeschworenen, als Zuchtgerichte. Diese Korps werden aus den Narrenhäusern gezogen, und aus den Brüderschaften rekrutirt.

77) In jedem Departement ist ein peinliches Gericht. Dies peinliche Gericht hält seine Sitzungen in der Folterkammer. Das Kostume seiner Mitglieder ist eine Schlangenperücke, ein Huth mit großen Fledermausfedern, ein mit Bocksblut roth gefärbter mit Schwerdtern, Beilen, Guillottinen gestickter spanischer Mantel, vorn statt des Medaillons eine Hetzpeitsche.

78) Dem peinlichen Gerichte ist ein Würgengel, der eigends dazu aus dem Himmel herabsteigen wird, als öffentlicher Ankläger zugeordnet.

79) Wenn einer vom Adel von einem solchen Gerichte zum Tod verurtheilt wird, so kann er sich durch das Blut von sechs seiner Leibeigenen von der Strafe befreyen.

Digitized by Google

80) Bei jedem peinlichen Tribunal befindet sich zum Vortheil des Sultans eine Berlinerblaufabrik. Das Blut aller Hingerichteten muß sorgfältig aufgefangen, und dem Aufseher dieser Anlage eingeliefert werden. Jede solche Fabrik muß wenigstens 1000 Zentner im Jahre abwerfen, auf Gefahr der Responsabilität der Richter. Sie werden alle abgedankt, wenn der Ertrag weniger als 500 Zentner ist; erhalten aber den Zehnden, die Knochen der Verbrecher, und auf Kosten des Staates die nöthigen Geräthschaften, um Phosphorsäure und somit ihre Besoldung aus denselben zu entbinden.

81) Höchstens zwey Stunden nach dem Tode des Deliquenten muß der Anfang mit Untersuchung seiner Sache gemacht, und sein Prozeß instruirt werden. Binnen zwey Tagen müssen die Geschwornen ihr schuldig oder unschuldig gesprochen haben. Im letzten Falle wird das Berlinerblau und der Phosphor seinen Erben übergeben. Wird er aber schuldig befunden, so liest ein Geistlicher eine Messe für seine arme Seele, und dieser ist nun der Erbe seines Vermögens. Stirbt der Geistliche, dann liest ein Bischoff diese Messe, und tritt nun in die Erbschaft; der Sultan selbst aber übt diese letzte Pflicht aus, wenn der Bischoff stirbt, und konzentrirt auf diese Art, wie es ihm denn von Gott und Rechtswegen zukömmt, in seinen Händen das Vermögen aller Spitzbuben und Haudiebe unter seinen Unterthanen.

82) Jährlich setzt das Tribunal einen Preiß von hundert Menschenköpfen auf die Erfindung einer neuen Todesart. Wer dreymal hintereinander diesen Preiß erhalten hat, wird für seine Lebenszeit Präsident des Gerichtes, wo er den Preiß erhalten hat.

Digitized by Google

Von dem Kassationsgerichte.

83) Für die ganze Republik soll ein Kassations- oder Keuschheitsgericht bestehen.

84) Die Zahl der Kassationsrichter darf jene von zwey Dritttheilen der Departemente nicht übersteigen, und die Wahlversammlungen der Departemente ernennen nach und nach und abwechselnd, aus den Marschällen der Heiligen und den Menagerien des Himmels, die Richter, welche an die Stelle der Austretenden rücken sollen.

85) Die Keuschheitskommission ist nie an einem Orte fixirt, sie durchreist die ganze Republik, sie fliegt von einem Orte zum andern. Je drey und drey Richter erhalten daher auf Kosten des Staates ein Paar Flügel.

86) Bei diesen beständigen Ausfliegen ist es die Pflicht der Richter den Stand des Barometers der öffentlichen Keuschheit zu notiren, den Zustand der Jungferschaften zu bestimmen, und aus Leibeskräften an ihrer Verminderung zu arbeiten. Alle Schlafzimmer müssen ihnen daher offen stehen, wer sich ihnen widersetzt, wird unter die Leibwache des gesetzgebenden Körpers gesteckt.

87) Das Kassationsgericht muß jährlich eine Deputation an jede Sektion des gesetzgebenden Körpers abschicken, und derselben ein Verzeichniß der gewonnenen Feldschlachten überreichen, wobei am Rande des Textes die Manövres angeführt sind, nach denen dabei verfahren wurde.

Höchster Gerichtshof.

88) Ein Inquisitionstribunal wird eingesetzt, um über die Anklage von Unglaube und Irreligiosität zu richten.

89) Dieser Gerichtshof besteht aus fünf Richtern, denen das Gehirn verschnitten, und deren Herz balsamirt vom Ober*mufti* aufbewahrt und ihnen erst bei Endigung ihrer

Digitized by Google

Funktionen zurückgestellt wird. Sie müssen dabei wie die Salamander mitten im Feuer leben können.

90) Den Richtern ist statt der Geschworenen eine Kuppel von 10000 Hunden zugegeben, die Ketzer, wie Trüffeln auszuwittern und ihre Schandthaten ans Tageslicht bringen zu können. Sie werden mit Menschenfleische gefüttert.

91) Er hält seine Sitzungen in einem grausenvollen Thale, zwey Naringen vom Eingange der Hölle, wo die Natur konvulsivisch röchelnd dahingestreckt liegt, umwallt von Asphaltdämpfen und Schwefelwellen, von schroffen, nackten, eiskalten Klippen umschlossen, durch eine dichte von fliegenden Drachen, Donnerwolken, giftigen Heerrauchen, gewebte Decke vom Himmel und der lächelnden Sonne geschieden, von feuchter Kälte umgossen, und von vergifteten Winden umweht.

92) Es giebt hauptsächlich vier Hauptgattungen von Strafen, unter denen viele tausend andere als species begriffen sind. Wer wie ein Freygeist denkt, wird roht gesotten, wie ein Krebs; wer bei den weisen Orakelsprüchen der Pfaffen die Miene eines Ungläubigen macht, wird gebraten, wie ein Roostbeef, wer spricht, wie ein Ungläubiger, wird verkohlt, endlich, wer handelt wie ein Ungläubiger wird zu Asche verbrannt und mit der gewonnenen Lauge seine Seele von ihren Sünden gereinigt.

93) Der Oberinquisitor muß der Gevattermann vom Satanas seyn, und diesen als Liferanten für den Schwefel, das Pech und geschmolzene Bley, die er für seine Scheiterhaufen nöthig hat, anerkennen, wogegen er selbst ihn sodann die Verdammten und zu peinigenden Sünder einliefert. Für jeden solchen Verdammten erhält er nach Abzug des Zehenden, den der Sultan bekömmt, sechs Pfund gediegenes Feuer, und so schwer an Schwefel und Pech, als die Sünden desselben wiegen. Für einen Adelichen wird das Hun-

dertfache bezahlt, und überdem noch ein Schmauß von den Eingeweiden deſſelben gratis gegeben.

94) Alle Dekaden wird unter der Aufſicht des Großinquiſitors eine Treibjagd auf die Ketzer angeſtellt. Alle zehntauſend Hunde werden durch vorhergegangenes dreytägiges Faſten darauf vorbereitet; alle Sbirren dazu aufgeboten. Man ſchießt unterm Abſingen von Pſalmen und Loblieddern, mit geweihten Kettenkugeln, die aber nur auf die Füße gerichtet ſeyn dürfen. Wer einen der Aufgejagten tödtet, wird an ſeiner Stelle gebraten.

95) Der Ertrag einer ſolchen Jagd wird erſt abgebrüht, und dann langſam mit Reiſerbündeln in Schlummer geröſtet.

96) Die heilige Hermandad iſt unverletzlich. Wer Hand an eines ihrer Glieder legt, ſey verflucht; ihn treffe die Rache des Herrn!

Neunter Titel.

Von der Kriegsmacht. *)

97) Der Zweck der Kriegsmacht iſt, den Staat gegen äuſſere Feinde zu ſchützen und Ordnung und Vollziehung der Geſetze im Innern zu handhaben.

---

*) Man hat dem Herausgeber hinterbracht, daß eine Menge heiliger Leute im Lande umhergehen, und ihre Beicht- und ſonſtige Kinder warnen, das rothe Blatt ja nicht zu leſen; der Gedanke daran ſey ſchon eine Todtſünde. Die heiligen Leute mögen Recht haben; es iſt ein giftiges Ding, das unmöglich wo anderſt als vom Böſen herkommen kann. Guckt doch überall der Pferdsfuß heraus! Gekrönte und geſalbte Häupter, Fürſten und Herren, Barone und Grafen, Reichstagsgeſandte, Geiſtliche und Weltliche, Prälaten, Mönche, und Esprit Küche, nichts läßt das Inſekt ungeſtochen und unbeſudelt, nichts iſt ihm zu heilig, wie die Mücke, die ſogar auf des Kaiſers Naſe ihre Exkremente kleckſt. Geſtrenge Herren! Der Herausgeber wirft ſich zu euern Füßen, noch ein einzigesmal, bittet er, laßt ihm's hingehen; er gelobt

98) Sie theilt sich in die sedentäre Nationalgarde, und in die aktive Nationalgarde.

Von der aktiven Nationalgarde.

99) Die Republik unterhält auch in Friedenszeiten eine Land- und Seemacht unter dem Namen der aktiven Nationalgarde in ihrem Solde, die aus den Welt- und Klostergeistlichen, beyderlei Geschlechts nach folgendem Plane zusammengesetzt werden soll.

100) Die in der ganzen Republik zerstreuten Bettelmöche jedes Ordens, sollen sich unter einer Fahne sammeln, exerzirt und mondirt, und dann die gewöhnlichen Infanterieregimenter aus ihnen gebildet werden. Die jeweiligen Ordensheiligen werden ihrem Versprechen gemäß, zu ihrem respektiven Regimentern herabsteigen, und dieselben kommandiren.

101) Was die Waffen betrifft, so sollen die Franziskaner *) mit dreyknöpfigten Stricken, die Dominikaner mit Ochsenziemern, die Minoriten mit Schleudern, die Kapuziner mit Bogen und Pfeilen, die übrigen Volontärs mit keulenförmigen Prügeln versehen werden.

---

euch auch Besserung. Zum Beweise derselben, bittet er selbst alle frommen altmodischen Leser, diesen ganzen Titel zu überschlagen, und ihrem eigenen Seelenheile zu lieb, ungelesen zu lassen.

*) Man wundre sich nicht, daß man die Namen aller unserer Mönche in einem heidnischen Lande wieder findet. Es ist nichts als eine Uebersetzung der vorgefundenen barbarischen Benennungen zum bessern Verständlichmachen für uns feiner geehrte Europäer. Der Aberglaube ist sich in seinem Erzeugnissen überall ohngefähr gleich, so wie faules Holz überall so ziemlich die nämliche Art von Schwämmen erzeugt. Der Herausgeber hat die Statuten der Ululanischen Orden durchblättert, sie mit denen der Unsrigen verglichen, und darnach die Uebersetzungen gemacht.

Digitized by Google

102) Da die Jesuiten sich von jeher, als die tapfersten Streiter in der Sache des Rechtglaubens gezeigt haben, so sollen alle Trümmer dieses Ordens gesammelt, und aus denselben die angehörigen Grenadierbataillone formirt werden.

103) Da die Karthäuser unter allen andern am besten Wege und Stege kennen, und gewöhnlich die flüchtigsten auf den Füßen zu seyn pflegen, so sollen aus ihnen die Chasseurs a pied gebildet werden.

104) Da die Dominikaner, durch Erfindung der Inquisition und ihrer Mordfackeln, hinreichend ihren Beruf als tapfere Würger bewährt haben, so sollen aus ihnen die Rothmäntler und Kopfabschneider genommen werden.

105) Die Kapuziner sollen in zwey Rotten spirituales und conventuales abgetheilt, und beyde als Mauerbrecher gebraucht werden.

106) Aus den Eremiten und Waldbrüdern, besonders denen, die in den Höhlen leben, sollen die Sapeurs und Mineurs genommen werden; die Witzigsten unter den übrigen sollen als Spionen angestellt werden; der Rest aber als Panduren dienen

107) Aus den Klosterbrüdern sollen die vierschrötigsten und Breitschulterigsten ausgelesen und als Chartiers und Wagenknechte zur Fortschaffung der Bagage und Munition angestellt werden.

108) Aus allen Abteygeistlichen sollen diejenigen ausgelesen werden, deren Bäuche weniger als sechs Fuß im Umfange haben, und die nicht volle 250 Pfund wiegen. Diese sollen beritten gemacht, abgerichtet, in den Evolutionen geübt, und dann chevaux legers aus ihnen formirt werden. Alle diejenigen, die ein größeres Volumen, oder eine schwerere Masse haben, sollen unter die schwere Kavallerie gesteckt, und mit schweinsledernen Küraſſen versehen werden.

Digitized by Google

109) Aus den Domherrn sollen die Husarenregimenter formirt und kompletirt werden. Man wird zu dem Ende große türkische Streithengste ankaufen. Diejenigen die auch für diese Rosse noch zu schwer sind, sollen sich in englische Kaleschen setzen, und auf diese Art die Streitwagen der alten Kriegskunst in die Neuere wieder eingeführt werden. Die Officiere dieser Regimenter werden auf großen afrikanischen Elephanten, in darauf angebrachten Beichtstühlen sitzend und segnend reiten. Bouteillen mit Champagner gefüllt soll ihr Geschoß und ihre Waffe seyn.

110) Aus den Chorbuben sollen Pfeifer und Tambours, aus den Orgelschlägern aber die Kriegsmusik zusammengesetzt werden. Doch darf diese ganze musikalische Bande, keine andere als geistliche Märsche und Kompositionen aufführen.

111) Die Nonnen sollen gesammelt und behoset werden, und dann Amazonenregimenter bilden. Die Dominikaner sollen ihnen mit Ausschluß aller andern das Exerzitium beibringen; wozu aber doch täglich nicht mehr, als zwey Stunden verwendet werden dürfen, weil diese geistlichen Uebungen sonst zu unanständigen Vertraulichkeiten Anlaß geben könnten. Sie sollen sich ihre Nägel lang wachsen lassen, die Zähne, wie die Afrikaner, spitz feilen, und mit diesen natürlichen Waffen ihre Feinde bekämpfen. Die Schwächsten unter ihnen werden noch ausserdem mit Stecknadeln versehen werden.

112) Die Jüngsten und Schönsten unter denselben, sollen als Gesellschafterinnen und Mitarbeiterinnen im Weinberge des Herrn der großen Armee folgen, jedoch so, daß nach dem steigenden Bedürfniß auf vier Infanteristen eine Schöne, auf drey Kavalleristen zwey, auf jeden Domhusaren aber drey derselben gerechnet werden.

113) Was den Dienst der Artillerie betrifft, so wird die Verzahlung getroffen, daß unter allen Soldaten die besten

Schützen ausgesucht werden, (eine Wahl, die den Nonnen überlassen bleibt!) und als Kanoniere angestellt werden. Uebrigens wird nur mit Hexenpulver geladen, und statt Kugeln mit Amuletten geschossen.

114) In Rücksicht auf den Sold aller dieser Truppen wird die Sache dahin bestimmt, daß ein Infanterist täglich zwei Maaß Rheinwein und eine Tafel von sechs Schüsseln, ein Kavallerist aber vier Maaß und zwölf Schüsseln erhält; den Husaren aber sollen, da von ihren Waffen ihr Leben abhängt, ihre Patrontaschen täglich mit 50 Bouteillen Champagner gefüllt werden. An hohen Festtagen soll noch überdem jedem Soldaten eine Volle Punsch zu Gute kommen.

115) Die Theatiner, Cajetaner, Barnabiner, Oratorier, Piaristen, Lazaristen, Alexianer, Trinitarier, Augustiner, Zölestiner, sollen zur Legio sancta zusammengestoßen, und aus ihnen zur Zeit der Schlacht der sogenannte Schweinskopf zum Angriffe gebildet werden.

116) Die Fleisch- und Kriegskommissäre sollen überhaupt aus dem Orden à la Trappe genommen werden.

117) Es sollen keine Lazarethe und Feldspitäler angelegt werden. Jeder unheilbare Kranke oder Verwundete wird in den feurigen Wagen des Elias gesetzt, und vom ersten, besten Chartier, in den Himmel kutschirt; doch muß er eben, wie der Luftschiffende Prophet, seine Uniform zurücklassen.

118) Die Feldprediger sollen aus den Professoren der Philosophie bei den ululanischen Universitäten gewählt werden.

119) Vermöge eines mit dem Himmel geschlossenen, und vom Erzengel Michael und Mahomed unterzeichneten Schutz- und Trutzbündnisses, wird diese Armee zu Kriegszeiten noch folgendermaaßen verstärkt werden:

„Vermöge des siebenten Artikels dieser Allianz, macht sich der erste Mandatarius, im Namen seines Kommittenten

SOCIETÄT

anheischig, im Falle eines Of- oder Defensivkrieges, den Sultan von Ululu mit folgenden Truppen zu unterstützen: 56000 Engeln, 49000 Erzengeln, 42000 Fürsten, 35000 Mächten, 28000 Thronen, 21000 Cherubim, 14000 Seraphim. Mahomed verspricht 31000 Engel aus Tarphia oder dem schmaragdenen Himmel, in Gestalt der Vögel, unterm Kommando des Samael; 10000 Engel aus dem edelsteinernen Himmel, in Gestalt der Adler, Inhaber Sachabiel, 19000 aus Maun oder dem hyazinthenen, in Gestalt der Geyer, Feldmarschall Saphraphriel; 20000 aus Ramaliim oder dem silbernen, in Gestalt der Pferde, Rittmeister Sabtabiel; 30000 aus Ratakia oder dem goldenen, in Gestalt von Mädchen. Dagegen verspricht auch Sultan Wampum dem Himmel, im Fall Satanas noch einmal einen Sturm darauf wagen sollte, mit seiner ganzen Macht zu Roß und zu Fuß zu unterstützen."

120) Diese ganze Hilfsarmee wird jedesmal nach dreymal wiederholtem Läuten aller Glocken, in der Republik auf den Beinen seyn, und auf einem Platzregen reitend herabkommen. Der Himmel aber wird seine Noth durch einen dreystündigen Seufzer, d. i., einen eben so lang gedehnten Donner, mit einem Teufelsgestank verbunden, zu erkennen geben, und die Mönchsarmee dann auf dem Maythan in die Höhe steigen, und zur Hülfe eilen.

121) Was die Seemacht betrifft, so soll statt der unbehilflichen Schiffsgeschwader ein schwimmendes Korps aus den maltheser Rittern errichtet werden. Sie werden entweder auf dem Rücken schwimmend, nach Luccanischer Art, mit einem Segel versehen, oder auf Meernymphen reitend, zur Schlacht gehen. Im letztern Falle wird jeder noch mit drey Delphinen, als Handpferden versehen.

122) Die Wallfische sollen, wie zu Lande die Elephanten,

Digitized by Google

abgerichtet und mit Kastellen auf dem Rücken versehen werden, die mit Schwerdtfischen besetzt und vertheidigt sind.

123) Aus den elektrischen Fischen und den Zitteraalen soll die Artillerie formirt aus den fliegenden Fischen eine Kompagnie aërostiere errichtet werden; die Giftfische werden als Officiers de santé ernannt, mit Dintenfischen aber die Kriegskanzley besetzt. Aus den Meunaugen sollen die Spionen genommen werden; die Hayfische sollen als Fournisseurs für die beständige Zufuhr des Proviantes; die Silber- und Goldfische als Kriegszahlmeister für die richtige Auszahlung des Soldes Sorge tragen; die Seemöven endlich als Packetboote dienen, und die Robben Kuriers Funktionen verrichten. Die Austern sind als Flügeladjutanten dem Obergenerale zugegeben, und die Meerkrebse werden, wie die Parther, im Retiriren die Feinde angreifen.

124) Alle übrigen Fischgeschlechter sollen nach dem linneischen System in Regimenter getheilt, und von ihrem Hofprediger Antonius von Padua angeführt werden.

125) Pontoppidans Ungeheuer, die Koacke soll als der Riese Goliath vor der Armee herschreiten, und jeden Streitlustigen zum Kampfe herausfordern.

126) Auf allen Eisbergen und Eisfeldern der Südsee sollen Kastelle errichtet und Verschanzungen angelegt werden. Alle tropischen Fische sollen dort zur Abhärtung in Garnison verlegt werden, und aus Leibeskräften daran arbeiten, ihre unmännliche Weichlichkeit abzulegen, und mit einer angemessenern Unempfindlichkeit gegen Kälte und Witterung zu verwechseln.

127) Unmittelbar auf dem Südpole selbst, soll jedesmal das Hauptquartier des Obergenerals seyn. Ihm soll alsdann auch der Schlüssel zum großen Uhrwerke der Erde, das alle 24 Stunden aufgezogen werden muß, überantwortet

Digitized by Google

werden. Das Südlicht ist die Verbrämung seiner Halskrause und die Erdaxe sein Kommandostab.

Von der sedentären Nationalgarde.

128) Die sedentäre Nationalgarde wird in zwey große Abtheilungen zerfällt in die Lichtnationalgarde und die Finsterniß-nationalgarde, von denen der ersten die Vertheidigung des Landes, von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang, der andern von Sonnenuntergang, bis wieder zu Sonnenaufgang obliegt.

129) Unter die Erstere werden eingeschrieben, alle Bethschwestern und Bethbrüder, jung und alt, von allen Ständen und Geschlechtern, von allen Zungen und Sprachen, gute und böse, reiche und arme, kleine und große, dicke und dünne, alles, was nur Athem hat und sich zum alleinseligmachenden Glauben bekennt; ferner, alle Frömmler und Andächtler, Schwärmer, Geisterseher, Theosophen, Theurgen, Goldköche, Wahrsager, Zeichendeuter, Astrologen, vom Teufel Besessene, und Inspirirte, Teufelsbanner, Chiromanten, und Orakelpächter.

130) Ein rothes Kreutz, auf die Schultern genäht, ist das unterscheidende Merkmal für diese Truppen: ein Kuhschweif ihr Feldzeichen. Der tägliche Sold eines jeden, beträgt 40 Jahre und 40 Quadragenen Ablaß.

131) Alle Arten von Waffen, Gift und Dolche sind gäng und gebe; Meyneid ist eine Tugend, Verrätherey eine Handlung der Schlauheit; Unthaten werden belohnt, Meuchelmorde mit Ehrenmedaillons gekrönt.

132) Alle Exerzitien, Uebungen und Manövres dieser Armee geschehen an hohen Fest- und Feyertagen, bei Prozessionen und feyerlichen Umgängen, unter Sang und Klang, und Psalmen, und Harfengetön.

Digitized by Google

133) Unter die Finsternißnationalgarde wird eingeschrieben alles, was die Mitternacht schreckliches und grausenvolles hat. Alle Gespenster, Poltergeister, Kobolde und Koboldinnen, Wechselbälge, Scheusale, Nacht- Himmels- und Berggeister, Alpmännerchen, Schrötel, Waldteufel, Liliputianer, Mähren, Wichteln, Düniken, bestialische Wärwölfe, Rübezahl, Wettermännlein, Drachenkinder, Elben, Feuermänner, Irrwische, Tückbolde, Gütgen, Kielkröpfe, Luft- und Windmenschen, Mondleute, Seleniten, Nixen, Sirenen, Oceanische Gespenster, Alraunen, Qualmenschen, Hünen, Steinmänner, Satyre und Drachenkinder. Der wilde Jäger, und das wüthende Heer aber soll bey allen ausbrechenden Kriegen jederzeit die Avantgarde machen, und unter schrecklichem Geheul und mit feuerflammenden Augen den Feind angreifen und verscheuchen.

134) Glühende Ketten und Zangen, feurige Krallen und Bockshörner, Besenstiele und Ofengabeln, eiskalte Todtenlüfte und Höllengestank und Todtenknochen sind die Waffen dieser furchtbaren Nachtgeister; ihre Uniform weiße schauerliche Sterbekleider aus Nebel und Erddampf, und Wolkenspiritus gewebt.

135) Das Kommando über diesen Theil der sedentären Nationalgarde erhalten die Feen, erstgebohrene Kinder der Sonne und der Mutter Natur. Auf einem Wolkenwagen mit feuersprühenden Drachen bespannt, mit Regenbogenfarben bemahlt, von Luft-, Erd-, Wasser- und Feuergeistern umschwebt, fahren sie einher an der Spitze ihrer Kolonnen, in ihrer Hand den Kommandostab, der die Welt in ihren Angeln zittern macht.

Digitized by Google

136) Allnächtlich um die Gespensterstunde versammelt sich die ganze Armee an bestimmten Punkten, und von hieraus schweben die Patrouillen auf den Flügeln der Nacht, in alle Theile der Republik; alle abgelegenen Fußpfade werden von ihnen begangen, alle Defileen, Päße, Schlüchte und Kreuzwege besetzt; auf allen Kirchhöfen stehen Schildwachen. Wehe dem Feinde, der sich blicken läßt! Sie leiten ihn in Sümpfe und Abgründe, und brechen ihm schadenfroh das Genick.

137) Alljährlich am ersten May ist Generalrevü auf dem Blocksberg. Dort werden in Gegenwart der Generäle alle Manövres im Spucken, Poltern und Kettenrasseln gemacht, die Ungeschickten bestraft, die Fleißigen belobt; die abgängigen Montirungsstücke und Waffen ersetzt, und der rückständige Sold ausgezahlt.

138) Dieser Sold besteht in mehr oder weniger fetten Pfründen und Kanonikaten im Himmelreich, je nachdem die geleisteten Dienste von größerem oder geringerem Belange waren. Alle Saumseeligen, Deserteurs und Verräther werden in Stücke zerhauen, und in den Höllenpfuhl zum Schmorren versenkt.

139) Bei Märschen der ganzen Armee oder einzelner Divisionen, geht der Tod als Generalquartiermeister vor dem Zuge her; ein langes grauenvolles Gerippe, frisirt, geschminkt, und in seidenen Strümpfen, in der Rechten Hand die mähende Sense mit Bändern umwunden, in der Linken statt der Sanduhr einen emeryschen Chronometer.

140) Wimmernde Töne, Stöhnen, Geheul, Zähnklappern, Kettengerassel, lärmendes Gepolter, Seufzen und Aechzen, dumpfe,

Hohle, gebrochene Akkorde sind die Feldmusik dieser bleichen Armee; Leichensteine ihre Paniere. *)

Zehnter Titel.

Oeffentlicher Unterricht.

141) Die Republik unterhält Kinderschulen, wo die Zöglinge in dem Lesen, Schreiben, in den Anfangsgründen der Rechenkunst und Sittenlehre Unterricht empfangen. Die Republik sorgt für die Kosten der Wohnung der Lehrer, welche diesen Schulen vorgesetzt werden. Aber es soll nichts, als Legenden gelesen, nichts, als Wechselbriefe auf die Himmelsbank geschrieben, und nichts anders, als Rosenkränze und Stoßseufzer berechnet werden. In Bezug auf die Sittenlehre und übrige Bildung soll aufs strengste darauf gehalten werden, daß die Eleven aus den Kinderschulen noch als Kinder herausgehen, und jene jugendliche Unschuld, Unwissenheit und liebenswürdige Roheit, die ihnen in der Folge in ihrem bürgerlichen Leben so sehr zu Gute kommen,

*) Mein Herr Kollege und Glaubensbruder Sultan Wampum wird sich gewaltig betrogen finden, wenn er von dieser, Gott sey bey uns! verdammten und vermaledeyten Nationalgarde den Schutz seines glücklichen und deswegen vermuthlich alt angefochtenen Landes erwartet; er muß doch wissen, daß man mit einem einzigen geweihten Prügel die ganze Armee in die Flucht schlagen kann, wie man dann Beyspiele hat, daß ein ächt Christkatholischer Mensch, wenn er im vollem Glauben sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnete, gar oft ohne alle andere, als diese geistliche Waffe, ganze Schaaren dieser Höllenkinder in die Flucht schlug ꝛc. ꝛc.

Diese Anmerkung ist in dem archivarischen Urtexte eigenhändig von Ludwig dem achtzehnten an den Rand geschrieben, und der Herausgeber hat der ächt katholischen Philosophie wegen, die darinn herrscht, sich ohnmöglich enthalten können, sie allen curiosis mitzutheilen.

Digitized by Google

mitnehmen. Die Lehrer werden übrigens auf Kosten des Staats einen Schweinsstall zur Wohnung und eine jährliche Besoldung von 200 Zentner Eicheln erhalten. In Rücksicht auf bürgerliche Ehre werden sie gleichen Rang mit dem Scharfrichter haben.

142) In den verschiedenen Theilen der Republik werden höhere Schulen errichtet, die den Namen Centralschulen erhalten. Jede solche Schule hat einen Professor der Naturgeschichte; dieser lehrt seine Eleven die Zähne an den Infusionsthieren zählen, Flöhe zum Lasten Ziehen und Tragen abrichten, aus Mückengehirn Pasteten backen, Götze's kleinen Wasserbären zum Tanzen abrichten, und Fliegenköpfe zum Düngen der Felder auffammeln. Ein Professor der alten Sprachen giebt Unterricht über den Dialekt des Ululanischen, den die Engel dem Urvater Adam beybrachten; die Professoren der Mathematik sind gehalten, die Auflösung des großen Problems der Quadratur des Zirkels ausfindig zu machen. Sie werden alle nach der Reihe gespießt, wenn sie diese Aufgabe nicht im dritten Jahre ihres Amtes auflösen. Ein Professor der Physik und Chemie zeigt, wie man die schädliche Sperlinge und Waldraupen vernichten kann, wenn man Stück vor Stück durch den elektrischen Schlag tödtet; er magnetisirt Kanonen, daß sie sich auf den Laveten, und Gewehre, daß sie sich auf den Schultern der Soldaten nach Norden drehen; galvanisirt geschlachtete Käsemilben; verwandelt Elephanten in eine Hand voll Asche und Staub, und lehrt den Stein der Weisen und die Goldtinktur destilliren und entwickeln. Ein Professor der schönen Wissenschaften lehrt Spitzen knöppeln, Hauben aufstecken, Manschetten ausnähen, Zähne putzen, frisiren und rasiren, Wangen blau roth und weis belegen, und Lorgnetten schleifen. Der Professor der Moral und Gesetzgebung, liest über die Moral der Könige und über die ululanische

Konstitution; der der allgemeinen Grammatik über die Sprache der Thiere; jener der Geschichte endlich über die Art, wie der Heilige Geist sich benahm, als er über den Wässern brütete, deren Untiefen und Sandbänke der Professor der Geographie seine Schüler kennen lehren wird.

(Der Beschluß künftig.)

II.

Mein Glaubensbekenntniß.

(Beschluß.)

Ich glaube, daß die gegenwärtigen Machthaber in Frankreich wenigstens der Majorität nach, Männer von festen und guten Grundsätzen sind, und im Allgemeinen nach denselben handeln; daß aber oft der Drang der Umstände sie zu Schritten nöthig, die mit denselben im direkten Widerspruch stehen. Man hat im Auslande, besonders aber im jenseitigen Deutschlande den achtzehnten Fruktidor aus einem sehr misantropischen Gesichtspunkte angesehen. War es Leidenschaftlichkeit, Kurzsichtigkeit, oder übelangebrachtes Mitleiden mit dem Schicksal derjenigen, die dieser Tag zu Boden stürzte? Kurz, man sah in ihm den Todestag der Freyheit, und den Anfangsmoment einer drückenden Direktorialdespotie. Man erhob den tückischen verschlossenen Pichegrü zum Ideal eines rechtschaffenen Patrioten, und erblickte in seinen Anhängern gleich edle ihm nacheifernde Männer; in allen ihren Schritten und Unternehmungen, möchten sie auch noch so deutlich auf ihr Ziel hinweisen, sah

man nichts als die Anstrengung der bessern Majorität, das Joch einer herrschsüchtigen ehrgeizigen Minorität abzuwerfen. Mit Vergnügen fand man auf der Seite dieser Parthey den Schranzen Barthelemy und den durch sein militärisches Genie dominirenden Carnot; willig stimmte man ein in das Zetergeschrey der Pfaffen, Emigranten und Royalisten: als endlich der Tag kam, an dem den Republikanern die Binde von den Augen fiel. Man glaubte, dieser Augenblick habe der Constitution den Todesstoß versetzt; man sah in den Direktoren nichts als herrschsüchtige Usurpatoren, in den Gliedern der beyden Räthe, nichts als Kreaturen und Werkzeuge von jenen, die sich nach der gehörigen Abnutzung durch Ambassaden und andere lukrative Stellen belohnt sähen; man blickte mit jedem Momente dem Zeitpunkte entgegen, wo dies unverholen zu Tage gelegte System, die Ausgeburt einer unbegrenzten Ehrsucht zur Reife gediehen seyn würde.

Man muß, wie wir, Nachbaren von Frankreich und Beobachter aller Vorgänge um und neben uns, Augenzeuge des Unfugs, der vor dem achtzehnten Fruktidor von dem Royalism getrieben wurde, gewesen seyn, um diesen Tag nach Verdienste würdigen zu können; man muß die Erfahrung gemacht haben, wie sehr der Geist der Armeen gesunken war, wie schlau die Verräther es darauf angelegt hatten, den schwachen Ueberrest jenes Feuers, das sie in den schönen Tagen der Revolution durchglühte, zu ersticken, und die ertödtete Waffen dann als ihr Werkzeug in ihren Händen gebrauchen zu können; man muß empfunden haben, wie sehr man überall die Republikaner verfolgte, und ihre Grundsätze verhaßt zu machen suchte, wie laut man der entschiedenen Rückkehr des Königthums entgegenjauchzte, und wie eifrig die ihrer Sache gewissen Royalisten ihren Gegnern Tod und Verderben schwuren; man muß das alles gesehen und erfahren haben, um eine Begebenheit, die dem Allen die schleunigste Abhilfe, der

schaffte, und die Lage der Dinge wie durch einen Blitzschlag plötzlich umänderte, nicht aus einem schiefen Gesichtspunkte zu betrachten. Hart und konstitutionswidrig war es, die Koriphäen der gestürzten Parthey ohne Urtheil und Recht in ferne Zonen zu exiliren, um dort Verbrechen zu büßen, die ihnen nicht gerichtlich erwiesen wären. Aber die Konstitution beruht wesentlich auf dem Republikanism der Freyheitsliebe und der Aufklärung der Bürger. Wenn diese Stützen wanken, brechen, und das ganze schön organisirte Gebäude dem Sturze und dem Ruine Preiß geben, wer mag es dann denen, welchen die Erhaltung desselben anvertraut ist, hoch anrechnen, wenn sie sich aus ihm hinausschwingen auf das Gebiet der Willkühr, der Stärke und des Naturstandes, und von dem festen Boden desselben aus künstliche Stützen anbringen, die freylich die Architektonik des schönen Werkes verunstalten, aber zur Fristung seiner Existenz wesentlich nothwendig sind. Wenn einst die Zeit kömmt, wo die gegenwärtigen Machthaber Rechenschaft von ihrer Geschäftsführung ablegen werden, dann können sie, wenn die Sprache auf den achtzehnten Fruktidor kömmt, mit heiterer Stirne vor dem strengen und unerbittlichen Richter erscheinen; die Zeitumstände und der Erfolg haben ihre Handlungen gerechtfertigt.

Ein schlimmeres Licht aber haben die Vorgänge in Italien, der Schweiz und in Batavien auf das Betragen und den Charakter derselben geworfen. Mit dem tiefsten Schmerz hatte insbesondre die Behandlung der braven Schweizer die Seelen aller Patrioten gefüllt; mit Unmuthe sahen sie die Männer, denen der Stempel des ächten Republikanismus, Biederkeit in allen Handlungen, und höchste Reizbarkeit gegen allen unrechtmäßigen Zwang, so unverkennbar aufgedrückt war, mit Unmuth vernahmen sie das Hohnlachen der Oligarchischen Despoten und Anhänger Pitt's, die mitten in ihrem Jubel vergassen, daß die Zeit der Täuschung nur von kurzer

SOCIETÄT

Dauer seyn könnte, und daß die Wahrheit und gute Sache bald wieder ihre Rechte okkupiren würden. Sie hat triumphirt, diese Wahrheit; das Direktorium hat gezeigt, daß es sich nicht zu erhaben dünke, um angethanes Unrecht wieder gut zu machen.

Als die helvetischen Räthe ihr Direktorium mit fünf braven, aber obskuren und in Frankreich unbekannten Männern besetzten, da glaubte das fränkische Direktorium in diesem Vorgange das erste öffentliche Hervortreten einer Parthey, die sich mit Frankreich zu überwerfen gedenke, um dann ihr Vaterland wieder in den alten oder einen ähnlichen Zustand zurückzuwerfen, zu erblicken, und nahm dieser Vermuthung gemäß seine Maaßregeln. In der durch diese Maasregeln und andere begleitende Umstände entstandenen allgemeinen Unzufriedenheit, in dem Benehmen der Räthe, und den Schritten des Direktoriums glaubte es diese Muthmaßung bestätigt zu sehen. Leidenschaftlichkeit verschlimmerte immermehr eine Angelegenheit, die Anfangs durch wechselseitige Verständigungen leicht beizulegen gewesen wäre, und so trat die Krise ein, die endlich die ganze Sache zwar nicht ganz gütlich, aber doch so ziemlich zur Zufriedenheit beyder Partheyen beyleate.

Was die Vorgänge in Cisalpinien und Batavien betrifft, so müßten sie zwar, durch den militärischen Despotism, der hier wie dort alle Unternehmungen charakterisirte, den Republikaner empören. Allein näher betrachtet, wer kennt das Gewebe von Intriguen und Kabalen, das diese Eruption herbeyführte; wer kennt die Federn, die da spielten, die Machinationen die dort angewandt würden, um die Projekte die man gefaßt hatte, durchzusetzen; wer kennt nur genau genug den moralischen Charakter der Personen, die dort ihre Rolle spielten; kurz, wer ist so mit dem ganzen Terrain vertraut, um sich ohne Gefahr zu irren, auf die verwickelte Untersuchung der Rechtfertigung oder Verdammung dieser Schritte einlassen zu

können. Mag also immerhin der dichte Schleyer, den man über diese Begebenheiten geworfen hat, noch fortan sie decken; die Zeit wird ihn aufheben, und dann erst werden wir uns in Stand gesetzt sehen, unser Definitivurtheil zu fällen.

Ich glaube, daß wir noch weit davon entfernt sind, alle untergeordneten Stellen mit braven untadelhaften Patrioten besetzt zu sehen; daß diese schlechte Stellenbesetzung nebst dem Kriege die Ursache der unzähligen Uebel ist, die uns drücken; daß daher eine immer zum bessern vorschreitende Reform das Ziel ist, auf das alle Republikaner hinarbeiten müssen. Diese Reform muß durch Bildung des Volkes von unten herauf bewirkt, und durch Bildung der Gewalthaber von oben herunter unterstützt werden.

Ein einziger Blick um uns herum, auf unsere Lage, und alles das, was innerhalb unseres Gesichtskreises vorgeht, und uns analogische Schlüsse auf fernere Regionen an die Hand giebt, beweißt uns die Wahrheit des ersten Theiles von diesem Satze. Wenn jetzt noch Royalisten, Intriguanten, Pinsel, Taugenichtse, Diebe, Aussauger und goldgierige Blutigel, so manche öffentliche Stelle bekleiden, und von hier aus den Gemeingeist verderben, die Reste der Staatskräfte aufzehren und vergeuden, durch ihre Sittenlosigkeit die öffentliche Moral vergiften, durch ihre Räubereyen die Völker empören und der guten Sache unsäglichen Schaden zufügen, dann müssen wir uns damit trösten, es wird besser werden, und daß es besser wird hängt von uns selbst, von unserer Thätigkeit und von unserm Bestreben ab, uns und unsern Mitbürgern eine immer größere Kultur, Aufklärung und Kenntniß unseres gemeinschaftlichen Interesses zu verschaffen. Jene Räuber und un-

Digitized by Google

würdigen Menschen, werden dem Loose nicht entgehen, das ihrer wartet, und sie früh oder spät erreichen wird.

Ich glaube, daß bis zu dem Augenblicke, wo alle unsere öffentliche Fonktionärs nur aus dem Grunde brav sind, weil sie brav seyn wollen, ein Surrogat der fehlenden Grundsätze ausgefunden werden muß, daß sie antreibt, brav zu handeln, weil sie brav handeln müssen. Dies Surrogat ist die Publizität. Jeder Bürger, der Gelegenheit dazu hat, wache über das Betragen der öffentlichen Beamten in seiner Nähe, denunzire ihre Vergehen ihrem Volke; und was Grundsätze nicht vermögen, wird die Furcht vor dem Pranger erwirken, wenn das Gefühl für Ehre und Schande nicht ganz zum Nichts eingeschrumpft ist.

Aus diesem Gesichtspunkte verlange ich mein Unternehmen betrachtet zu sehen. Nur solche Menschen, die, wenn sie in ihren Busen greifen, sich selbst nicht Vorwurfsfrey fühlen, können darauf schmähen, nur Ununterrichtete darin, wie man mir schon vorgeworfen hat, eine Kabale gegen die Franzosen erblicken. Unpartheylichkeit im strengsten Sinne ist mein erstes Gesetz, und Wahrheitsliebe mein zweytes, Furchtlosigkeit im Bewußtseyn ohne Nebenabsichten rechtschaffen zu handeln, meine unzertrennliche Gesellschafterin auf meiner Laufbahn. Wenn ich bisher weniger Deutsche, als Franzosen aufführte, so lag das Theils darin, daß bei einem bestimmten Raume die frappantesten und wichtigsten Thatsachen doch immer den Vorzug verdienten; dann in Rücksicht auf neu angestellte Beamten in dem Umstande, daß die lukrativsten Stellen sich ja beynahe ausschließlich in den Händen von Franzosen befinden; die alten Beamten aber haben ihre Verwaltung in ein so undurchdringliches Dunkel zu hüllen ge-

wußt, daß es dem geübtesten Auge vor der allgemeinen Rechnungsablage, die man zu beschleunigen sich eben nicht sehr angelegen seyn läßt, unmöglich fällt ihre Schleichwege zu enthüllen.

Ich habe wohl auch sagen gehört, wozu frommt es alle Vergehen der öffentlichen Beamten von den Dächern auszurufen, und ihre Verbrechen vor den Augen des ganzen Volkes zu enthüllen; die nächste Folge davon wird seyn, Erbitterung gegen die Franzosen, ihre System und alles was damit zusammenhängt, weil sie denn doch, wie die Erfahrung lehrt, am öfftersten in den Fall kommen, ihre Handlungen dem öffentlichen Tadel ausgesetzt zu sehen? Wozu sind die Tribunäle vorhanden? Habt ihr einen öffentlich Angestellten auf einer schlechten Handlung betreten, so denunzirt ihn dort, bringt die nöthigen Beweißstücke bei, und er wird seiner Strafe nicht entgehen. Wofür die ganze Welt zu Zeugen derselben machen?

Aber wenn ein solches Verfahren bei den Handlungen eines Privatmannes, qua talis, statt finden muß und auch füglich statt finden kann, so ist es doch keineswegs bei denen eines öffentlichen Beamten zureichend. Wenn jener in seinen Privatverhältnissen die Pflichten gegen sich und einige seiner Mitbürger verletzt, so verletzt dieser bei seinen öffentlichen Fehltritten die Pflichten gegen den Staat; wenn also die nichtswürdige Handlung des Ersten nur für die in ihren Rechten Gekränkte und etwa Einige der Zunächststehenden von Interesse ist, so ist es die des Zweyten für das ganze Volk gegen das er seine Pflichten aus den Augen setzte. Jeder öffentliche Beamte ist Repräsentant irgend eines Attributs der Volkssouveränität, er ist also seinen Repräsentirten Rechenschaft von allen den Handlungen schuldig, die er in dieser Eigenschaft vornimmt. Wenn er es unterläßt, seine Schritte in Dunkel einhüllt, und in die Nacht der Mysterien begräbt, dann hat je-

der Bürger das Recht die Fackel der Wahrheit zu ergreifen, mit ihr die künstliche Finsterniß zu verscheuchen, und den Verbrecher in seiner Blöße darzustellen. Was aber den Vorwurf, der dadurch begünstigten Nationalerbitterung betrifft, so ist er zu seicht und zu elend, als daß er einer ernsthaften Widerlegung bedürfte. Der Franzose, der die Sache einzelner Räuber zur Sache der Nation macht, muß selbst ein Räuber seyn; und der Deutsche, der die Vergehen einzelner Nichtswürdigen, der Nation aufbürdet, verdient keine Widerlegung. Nur Verzweiflung erregt Erbitterung, und diese würde eintreten, wenn das Volk ausser jenen Erpressungen und gesetzwidrigen Handlungen, die der Krieg authorisirt, sich noch andern, Preiß gegeben sähe, die sich nur durch die Habsucht und die Willkühr des Erpressers und illegal Handelnden rechtfertigen ließen.

Soweit meine Ueberzeugungen und Grundsätze im Allgemeinen, weiter in's spezielle einzugehen, würde sich nicht mit den Umständen der Zeit und des Ortes vertragen. Unbedingte Freymüthigkeit und Stillschweigen sind die Göttinnen, denen ich huldige, ich wähle die Letzte, wenn man mir die Erste entreißt. Aber nur physischer Zwang, gegen den ich nicht aufzukommen vermag, wird mir sie entreißen, und dann werde ich meine Ueberzeugungen in mich selbst verschließen, aber sie um kein Haarbreit ändern, wenn mich nicht fortgesetztes Denken und Prüfen eines Bessern belehrt.

Geschrieben im Messidor, J. VI.

J. Görres.

III.

Gang der neuen Organisation.

Ueber die jetzige Lage des Rhein- und Mosel-departements.

Unter dieser Rubrik eröffnet der Herausgeber eine Gallerie von Gemälden und Ausstellungen die hoffentlich den Beyfall seiner Leser nicht verfehlen wird. Sein Zweck dabei ist seine Mitbürger mit der Lage ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes bekannt zu machen; den Vorhang wegzuziehen, hinter dem Intrigue und Kabale ihre Taschenspielerkünste treiben, durch Aufdeckung der sich vorfindenden Gebrechen und Mißbräuche Gelegenheit zur Abhilfe derselben zu geben; durch Rüge schlechter Handlungen und grober Vergehen gegen Amts- und Bürgerpflichten Recidive zu verhindern; durch die Lichter der Gemälde dem durch Schatten und wieder Schatten beleidigten Auge wohlzuthun; und endlich durch das alles Energie zu zu wecken, zu Untersuchungen, Prüfungen, Auffindung neuer Ansichten und Erörterungen, Veranlassung zu geben, und einem freymüthig und leidenschaftlos prüfenden Geiste Spielraum zu verschaffen. Er ist dabei überzeugt, daß die benachbarten Departemente in der Entwerfung solcher Skizzen nicht zurückbleiben, und das Ihrige zur Unterstützung eines Unternehmens beytragen werden, das sie alle gleich sehr interessirt. Schon zum voraus freut er sich auf das Fest, das diese schön Kolorirte gut gehaltene Blumenstücke, die er von daher erwartet, seinem Auge, das sich an traurigen, niederschlagenden Szenen beinahe stumpf gesehen hat, geben werden. Denn schön müssen diese Gemälde allerdings seyn, ist doch dem Publikum noch nicht ein einziger Zug bekannt, der sie entstellen könnte, nicht eine Spitzbuberey die dort vorgegangen wäre, nicht ein Schurkenstreich, den man enthüllt,

nicht eine Erpressung, die man entdeckt, nicht eine gesetzwidrige Handlung, deren Urheber man der öffentlichen Verachtung preiß gegeben hätte; und zu glauben, die Menschen dort wären zu indolent oder zu feig, für so was, das wäre eine Impertinenz, die sich nur durch den gerechten Unmuth rechtfertigen ließe, wenn man finden sollte daß auch dort alles tout comme chez nous wäre. Jetzt ohne weiteres Präambuliren zur Sache.

Erstes Gemälde.

Das Administrationswesen.

Der Mahler, der irgend eine Figur auszuführen gedenkt, beginnt damit, daß er sie zuerst nach allen ihren Theilen skizirt, und in die gehörigen Umrisse einschließt, dann schreitet er zur Ausarbeitung der einzelnen Theile fort, und zwar in dem Verhältnisse früher, als sie größere Ansprüche auf seine Aufmerksamkeit machen können. Daher wird der Kopf, von dessen Ausdruck meistens die Haltung des ganzen Gemäldes abhängt, gewöhnlich der erste Vorwurf für seinen Pinsel seyn, er wird sich zuerst über ihn werfen, und ihn mit Sorgfalt und con amore bearbeiten.

Wenn wir diese Allegorie auf unsern Fall anwenden, so werden wir finden, daß die Abkonterfeyung der Departementalverwaltung jenes sechsköpfigten Kopfes vor allem andern vorgenommen werden muß. Während unserer Arbeit werden wir freylich bewerken, daß es in diesem Kopfe nicht so ganz richtig ist, daß seine Gesichtszüge sich mit jedem Augenblicke verändern und daß starke Spuren einer innern Inflammation statt finden, zu deren Abhülfe vielleicht bald eine Trepanirung nothwendig gefunden werden wird. Allein, überlassen wir die Heilung dieser Schäden künstlicheren Händen, unseres Orts ist nur die Untersuchung und Bloslegung derselben.

Digitized by Google

Die Zentralverwaltung des Rhein und Moseldepartements besteht aus dem Brgr. Champein als Präsident, den Mitgliedern Saur, Vanrecum, Holthof, Godon, dem berüchtigten Sta als Vollziehungskommissair, und dem Brgr. Mehee als Generalsekretair. Wir befassen uns nicht mit Untersuchungen über den persöhnlichen Charakter, die Talente und Leidenschaften dieser sieben Menschen; wir haben es nur mit den Aeußerungen derselben zu thun, und der Maasstab der Würdigung oder Verdammung für diese kann nur von Thatsachen abgezogen werden. Kennen wir diese, so ist der Schluß auf ihre Motive nicht schwer.

Eine Verwaltung wenn sie den Zweck ihres Daseyns erfüllen soll, muß das Wohl ihrer Verwalteten wollen, sie muß aber auch können, was sie will: das Beste ihrer Mitbürger muß das Ziel seyn, das ihr beständig vor Augen schwebt; ihre ganze innere Organisation muß aber hinzukommen, um die Erreichung desselben nicht zur Chimäre zu machen. Um das Gute zu wollen müssen ihre Glieder Patrioten im weitesten Sinne des Wortes, Männer von geprüfter Rechtschaffenheit, Freunde der Menschheit und Republikaner seyn. Um zu können was sie wollen, bedarf es aber noch mehr als diese weltbürgerlichen Anlagen. Genaue Kenntniß des Terrains das sie verwalten, seiner Bevölkerung und Fruchtbarkeit, des Charakters, der Anlagen, der Bedürfnisse, des Vermögensstandes der Bürger, die ihrer Sorgfalt anvertraut sind, ist das erste Requisit; innere Harmonie der Verwalter untereinander, gemeinschaftliches Hinwirken auf dasselbe Ziel, ununterbrochen durch Leidenschaftlichkeit und Personalität das Zweite. Das allgemeine Interesse muß jedes Privatinteresse verschlingen, Uneigennützigkeit jede Handlung stempeln. Bekanntschaft mit allen Zweigen der Verwaltungswissenschaft und des Geschäftswesens, Menschenkenntniß, Kaltblütigkeit, Gewandheit, und jener schwer zu erwerbende feine Takt, der

auf der Stelle die richtige Ansicht und den entscheidenden Punkt bei irgend einem gegebnen noch so verwikelten Objekte auszufinden weis, das alles sind nicht minder unnachläßliche Foderungen an den, der sich dem Ideale eines guten Verwalters nähern will. Energie des Charakters, Muth und Beharrlichkeit in einem einmal angefangenen, als nützlich anerkannten Unternehmen, Unerschütterlichkeit in Grundsätzen, Lojalität und Unbestechlichkeit dürfen eben so wenig vermißt werden.

Ob unsere Administratoren das Gute wollen, auf diese Frage lassen wir uns nicht ein; ihre Erörterung greift zu weit ausser der Welt der Erscheinungen, in die des Geistigen, als daß wir uns damit abgeben könnten. Weniger Schwierigkeiten hat die Beantwortung der zweyten, können sie das Gute ausführen, wenn sie es entweder selbst wollten, oder von aussen gezwungen, müßten. Es bedarf hier nur einer kleinen Vergleichung mit dem so eben aufgestellten Ideale, um darüber, geleitet durch Thatsachen, unser Urtheil zu fällen.

Kenntniß des Landes und seiner Bewohner stellten wir als die erste Erforderniß auf, um jenen Zweck zu erreichen. — Den Kern und den gröſten Theil des Departements bildet das ehmalige Kurfürstenthum Trier, in Rücksicht auf statistische und geographische Notizen seinen Nachbarn eben so unbekannt, als wenig es diese selbst kennt. Der Krieg hat jene wechselseitige Unbekanntschaft der nächsten Nachbarn untereinander nur wenig vermindert, denn die Ursachen derselben, Sorglosigkeit und unbekümmertes Dahinleben haben während seinem Verlaufe nicht aufgehört. Wenn also Kenntniß des Lokals nicht unter die unbedeutendsten Foderungen gehört, die man an eine Verwaltung machen kann; so war es der Natur der Sache gemäß nothwendig, wenigstens ein Mitglied aus dem Trierischen selbst zu nehmen. Man that das nicht, und die Folgen haben bewiesen, daß man Unrecht hatte es zu un-

Digitized by Google

terlassen. Noch mehr. Nach dem Reglement des Justizministers sind an den Verwaltungen die Geschäfte in fünf Zweige vertheilt. Unter diesen sind diejenigen die die meiste Kenntniß des Terrains, so wie der Lage des Landes und seiner Bewohner erfodern, jene der Kontribution und der Polizey. Denn nach jenem Reglement ist dem Kontributionsbüreau anvertrauet: „Die Auffindung der alten Kontributionsrückstände, Anordnung und Repartition der direkten Grund- und Personalsteuer, und der indirekten Auflagen. Dem Polizeybüreau hingegen „die Polizey, Organisation und Aufsicht der konstituirten Gewalten, Eintheilung des Territoriums, Bevölkerung, Zivilstand der Bürger, Nationalgensd'armerie, Ackerbau, Jagd, Handel, Fabriken, Manufakturen, Minen, Posten, Botenwesen, Versorgung mit Lebensmitteln, und Gefängnisse. Unglücklicherweise hat nun der Zufall gewollt, daß diese beiden Administrationsrubriken, die schlechterdings Männer erfordern, die bis in's kleinste Detail mit ihrem vorliegenden Lokale vertraut sind, der Aufsicht der Brgr. Champein und Godon übergeben sind, die sich hier als gebohrne Franzosen in einem ganz fremden Felde befinden müssen.

Nur zu fühlbar sind die Folgen dieser widersinnigen Anordnung; am allerfühlbarsten aber bey der Repartition der den vier Depart. aufgelegten Kontribution. Diese Repartition als Divisionsexempel betrachtet, ist freylich ein Meisterstück einer schnellen und simpeln Auflösung. 2,600000 mit 30 als der Anzahl der Kantons dividirt, giebt eine runde Zahl, der man nach Belieben zusetzt oder abzieht, je nachdem der Kanton ein besseres oder schlechteres Ansehen auf der Charte hat, dunkler oder heller illuminirt ist: wenn nur am Ende beym zusammenaddiren die gegebne Zahl wieder zurückkömmt, dann ist die

SOCIETÄT

Probe gemacht, und die Pflicht des Repartirenden erfüllt. Zahllose Klagen, und dringende Reklamationen mögen nun bei wirklicher Division in praxi erfolgen, die schreyendsten Ungerechtigkeiten, die drückendsten Misverhältnisse *) statt finden; wer kann dafür! nach allen Regeln der Arithmetik ist die Rechnung richtig. Wahr ist's, der Grund-fehler liegt hauptsäglich in der unverhältnißmäßigen Vertheilung der zwölf Millionen auf die vier Departements; freylich muß ein Geschäft, das schon durch diesen Umstand noch odiöser gemacht wird, als es schon seiner Natur nach ist, noch durch die Ungeschicklichkeit, den bösen Willen und die stupide Steiffsinnigkeit mancher Kantonsmunizipalitäten in der Abgebung ihrer Deklarationen, unendlich erschwert werden; allein ohne alle Kenntniß des Landes und seiner Resourcen einer so verwikkelten Arbeit sich zu unterziehen, das setzt doch einen Grad von Selbstvertrauen voraus, dessen Grundlosigkeit das mishandelte Volk nur zu bald mit seinem Schaden empfinden muß.

Freilich müssen wir auch von der andern Seite wieder gerecht seyn, und dem Umstande, daß wir uns in der ersten Epoche einer ganz neuen Organisation, und einer totalen Reform des Alten, befinden, das nöthige Gewicht beilegen; wir müssen bedenken, daß es schlechterdings nothwendig und heilsam war, daß Franzosen an den oberen Gerichts- und Administrationsstellen angestellt wurden, die dann freylich nicht so augenblicklich in die neue Lage, worin sie versetzt wurden, sich zu finden wusten. Allein die Foderung können denn doch in

*) So fodern in diesem Augenblike die Bewohner des Kantons Birneburg eine Kommission, zur Untersuchung ihrer Aussage auf Ort und Stelle, daß nämlich ihr Antheil der Kontribution nach einer unpartheyischen Unterrepartition 36 Livres auf den Morgen Landes, den sie dem ersten besten Käufer gern zu 12 Livres zu überlassen sich erbieten, beträgt.

Digitized by Google

jedem Falle die Verwalteten an ihre Verwalter machen, daß sie die nöthige Mittel anwenden, um sich die fehlenden Kenntnisse zu verschaffen; daß ihr ganzes Studium dahin gehe, dem so schädlichen Mangel der Bekanntschaft mit den Lokalitäten abzuhelfen, und dann müssen wir gestehen, daß wenn die Spuren dieses Studiums sich successiv an den Handlungen äussern müssen, daß sagen wir in diesem Falle noch vor einigen Tagen die Verwaltung einen schlimmen Beweis ihrer Fortschritte darin gegeben hat, indem sie drey Fanatiker die das Korrektionelltribunal noch erst vor wenigen Wochen wegen Theilnahme an einem Auflaufe zur Geld- und Gefängnißstrafe verdammt hatte, zu porteurs de contrainte ernannte, während eine Menge braver, untadelhafter Patrioten im Mangel und Elende schmachteten. *) Genug hievon; gehen wir zu einem andern Gegenstande über.

Als zweytes Requisit, und als conditio sine qua non für eine Verwaltung, die sich dem Ideale einer Untadelhaften auch nur von weitem nähern, und die Pflichten gegen ihre Verwalteten in ihrem ganzen Umfange erfüllen will, gaben wir oben die Harmonie ihrer Glieder, und die Verbannung alles Partheygeistes aus ihrer Mitte, an. Aber leider ist zum unzuberechnenden Schaden des Landes und der guten Sache just das Gegentheil der Fall.

Der Dämon der Intrigue und Kabale, jenes schleichende, tückische, alles Edle und Gute untergrabende Gespenst, scheint in den Mauern unserer Administration seine Höhle aufgeschla-

*) Sie hat zwar diese Ernennung durch einen förmlichen Beschluß, als man sie eines Bessern belehrte, wieder kassirt; allein, wie gesagt, immer verräth der Vorgang eine schlechte Bekanntschaft der Administration mit dem, was um sie herum vorgeht, an; die Hauptschuld selbst aber haftet auf dem preposé de Contribution, der sie aus Gründen, die wir schlechterdings nicht auffinden können, der Verwaltung vorschlug.

Digitized by Google

gen zu haben; von innern Partheyen zerrissen, von kleinlichen Leidenschaften aufgeregt, von endlosen Zwisten immerfort gährend, ruft sie das Andenken der verbannten Höfe zurück, und erregt Ideen, die man mit der Entfernung unserer Despoten auf immer verbannt glaubte. Noch einmal sehen wir ihn in seiner ganzen Verächtlichkeit jenen kriechenden Schranzengeist, der diese Höfe charakterisirt; alle die Leidenschaftlichkeit, jene heuchlende Verstellungskunst, verbunden mit tückischer Rachsucht, jene Erbitterung und den Partheyhaß, die dort den Völkern zum Skandale dienten, finden wir wieder: Unmuth füllt die Seele des Beobachters, wenn er auf eine so schändliche Art die schöne Staatsform verhunzt, und ihren Einfluß auf das Wohl der Bürger vernichtet sieht.

Beynahe in dem Augenblicke, wo die Administration ihre Existenz zu fühlen begann, finden wir sie schon in drey Partheyen getheilt. Die Veranlassung zum Ausbruche gab Mehee durch die gänzliche Destitution des bisherigen provisorischen Generalsekretärs Rogier, der bald die, einiger andern Employes, die mit demselben Parthey gemacht hatten, folgte. Die Betreibung dieser Epuration geschah in einer etwas bruskken Manier, die Abgesetzten klagten bei der Administration, Champein und Godon nahmen sich ihrer an, Mehee bestand auf seinem Rechte, und von diesem Augenblicke an war das Loos geworfen. Auf einer Seite stehen Champein und Godon, umgeben von der ganzen Schaar misvergnügter Employes; auf der andern Mehee, an den sich bald Sta anschloß; in der Mitte, aber doch näher bei den Letztern, die drey Deutschen, die sich ohne Zweifel noch bestimmter entscheiden würden, wenn der niederträchtige Sta nicht dort figurirte. Aufgehetzt von ihren Waffenträgern, die sich bei Gelegenheit des blauen Blattes als eine sehr bösartige Menschenklasse gezeigt hatten, drangen Champein und Godon auf die Destitution Mehees, die Deutschen

nahmen seine Parthei, die Majorität ihrer Stimmen erhielt ihn auf seiner Stelle. Mehee belangte Rogier beym Tribunal wegen Entwendung öffentlicher Gelder, dieser hinwiderum jenen wegen Erbrechung eines Briefes, der nach seiner Entfernung unter seiner ehmaligen Addresse aufs Sekretariat gekommen war. Die Leidenschaften erhitzten sich, der Partheygeist wuchs, Mehees Gegner eben so kurzsichtig als leidenschaftlich triumphirten laut, und nun enstanden jene skandalöse Szenen deren Wirklichkeit bei einer Gesellschaft gebildeter Menschen man für unmöglich halten sollte. Die Sitzungen wurden mit Chikanieren, Ausfällen, Persönlichkeiten und Schimpfen hingebracht; man tobte und lärmte; die schmutzigsten Leidenschaften bekamen freyen Spielraum, und erschöpften sich in Projekten zum Sturze des Gegners; der Privatgroll bekam immer neue Nahrung; das Wohl des der Obsorge der Streiter anvertrauten Landes, und die Amtsgeschäfte wurden dabey als unwichtig auf Seite gesetzt und vernachläßigt. Die Teutschen blieben während dem ganzen Zwiste ihrem Systeme getreu; kaltblütig traten sie nur dann auf Mehes Seite, wenn er als Opfer des Partheygeistes und der Aufhetzung fallen sollte. Vanrecum erklärte förmlich seine Unzufriedenheit mit allem was vorging zu Protokoll; und äusserte dabey sein Erstaunen, daß die Franzosen die der R. Kommissär in seiner Proklamation als ältere Brüder uns zum Muster aufgestellt, mit einem so schlechten Beyspiele vorgiengen. Diejenigen denen es galt verstanden den Wink; allein ihr Betragen blieb immer dasselbe. Der Regierungskommissär erkundigte sich endlich selbst um die Sache, bey seiner neulichen Durchreise stellte er die gehörigen Untersuchungen an, und versuchte durch seine Vermitlung die getrennten Partheyen zu vereinigen, allein mehr als einen kurzdauernden Waffenstillstand brachte er nicht zu Stande. Vor wenigen Tagen brach der Streit bey einer unbedeutenden Gelegen-

Heit *) mit erneuerter Lebhaftigkeit aus; man drang wieder auf Destitution, und die Farce spielte noch einmal durch alle Auftritte hindurch. Sta, jener Elende, der sich vor aller Welt einen Spitzbuben nennen läßt, und noch dazu lacht, sieht mit Vergnügen auf den ewigen Hader, weil er dadurch um so leichter der verdienten Strafe entgehen zu können glaubt. Er hat sich zu diesem Ende auf die schwächere Seite geschlagen, und wendet nun alle seiner würdigen Mittel an, um die Gemüther noch mehr zu erhitzen **), was ihm denn auch bis-

*) Bei der neulichen allgemeinen Hausuntersuchung fiel der Briefwechsel eines Emigranten in die Hände der Munizipalität von Stromberg. Der ganze Plunder ward an die Zentralverwaltung eingeschickt, und Mehee sollte die Piezen vorlesen. Unter andern fand sich auch ein Liebesbrief adressirt Constance à son ami M. Mehee las Constance à son ami Mehée, und lachte dabei laut auf über den Inhalt. Der Präsident, der glauben mogte, die Adresse wäre wirklich so abgefaßt, untersuchte den Brief, und als er sich getäuscht fand, geboth er in einem herrischen Tone dem Bürger Mehee Stillschweigen; die Verwaltung sey der Ort nicht, um Kindereyen zu machen. Mehee bemerkte darauf, er glaube doch hier nicht in der Kirche zu seyn, schwieg aber, als der Präsident seine Aeusserung wiederholte. Mehee wartete das Ende der Sitzung ab, und nun foderte er vom Bürger Champein Erläuterung über die Befugniß, die er habe, ihm Stillschweigen zu gebieten, als diese nicht zu seiner Befriedigung erfolgte, soll er die Floskel gebraucht haben: im Falle er sich noch einmal sowas beigehen ließe, alors je te prendrai au chignon et je te tordrai le cou. Diese Aeusserung war beleidigend, allein da sie nicht gegen den Präsidenten sondern gegen den Brgr. Champein geschah, so war es nicht Sache der Administration, sondern ein Privatzwist, dessen Ausgleichung vor den Friedensrichter gehörte. Champein, statt auf diese Art den Streit an die gehörige Behörde zu bringen, schlug Feuerlärm, gab vor, in seiner Person sey die ganze Verwaltung beleidigt, und dieser Frevel müsse streng gerochen werden; die Sache wurde an Rudler gebracht, und so war das Signal zur neuen Explosion gegeben.

**) Nur ein Beyspiel aus unzähligen. Als ohnlängst das Arrette des

her bei dem leichten Zunder, den er vorfindet, mehr als zu gut gelungen ist. Von der andern Seite kämpfen die Employes ihm mit ähnlichen Waffen entgegen; sie hassen ihn tödlich, aber nicht weil er ein Verbrecher ist, sondern weil er nicht auf ihrer Seite ficht. Sie geben dem Partheygeiste, wenn auch einmal die Zeit ihn verkühlt hat, immer wieder neue Nahrung, und die innern Krämpfe werden auf Unkosten des Landes verewigt, wenn nicht der Justizminister an den alle Akten über diese ekelhafte Sache eingeschickt wurden, schleunige Abhülfe bewirkt.

So opfern diese Leute, denen das Wohl von Hunderttausenden anvertraut ist, in deren Hände der Ruf des Gouvernements das Vermögen legte, so viel so unermeslich viel Gutes zu thun, ihre heiligsten Pflichten ihrem Privatgrolle auf: in Augenblicken wo das Bewusstseyn ihrer Würde alle Persönlichkeit verschlingen sollte, vermögen sie nicht einmal ihre Leidenschaften so weit zu bändigen, als nöthig ist, um das äussere Dekorum dieser Würde zu behaupten. So werden die kostbarsten Stunden, Stunden deren jede Jahre beym Privatmanne aufwiegt, verschleudert; die Geschäfte stocken; die Maschiene schleicht fort in einem steifen schleppenden Tempo, und die guten Absichten der Regierung und ihres Kommissärs werden zugleich mit den Aussichten der Verwalteten vereitelt.

Direktoriums, worin verordnet wird, daß die Ernährung der Truppen aus der Kontributionskasse bestritten werden sollte, ankam; verlaß dasselbe der Präsident Champein mit Emphase vor den versammelten Gliedern der Verwaltung. Mitten im Lesen, ward er durch ein lautes Lachen von Sta unterbrochen: er sah auf, und nun machte derselbe die Grimasse, daß er erst die Hände an einander rieb, und dann damit an den Kopf fuhr als ob er die Haare einschmieren wollte, eine Hyroglyphe die dem Bürger Champein nicht schwer zu deuten seyn mogte. Der Sturm, der nur einige Tage geschwiegen hatte, brach nun neuerdings los.

Und alle diese Szenen gehen unter den Augen eines Volkes vor das niedergebeugt durch die nur zu langedauernde Leiden des Krieges, von der neuen Ordnung der Dinge seine Rettung erwartete, und nun seyn Interesse auf eine schändliche Weise verrathen sieht; eines Volkes dessen Anhänglichkeit an das alte Unwesen durch den Kontrast desselben mit der Trefflichkeit und den überwiegenden Vortheilen der Ausführung in praxi des neuen Systems bekämpft werden müßte, und das eben dies alte Unwesen jetzt unter einer neuen Gestalt wiederaufleben sieht. Menschen, Menschen! wie lange werdet ihr noch Sklaven eurer Leidenschaften seyn.

(Die Fortsetzung künftig.)

Esprit public.

(Fortsetzung.)

Der ehemalige Sekretär des Hrn. Sta hat der Auffoderung im 9ten Hefte zufolge uns seine Rechtfertigung eingeschickt. In wiefern es ihm gelungen sey, seinen Antheil Schuld von sich ab, und auf seinen Reisegeführten hinzuwälzen, darüber steht uns nicht die Entscheidung zu; wir überlassen dieselbe dem Publikum, dem wir hier den Aufsatz in seinem ganzen Umfange mittheilen.

Rechtfertigung des Brgr. Höfler ehemaligen Sekret. beym Vollz. Kom. Sta.

Ich würde ihrer Auffoderung zur Rechtfertigung meiner Ehre und zur Aufdeckung der Machinationen des Brgr. Sta nicht abgewartet haben, und eher dazu geschritten seyn, wenn nicht ein heftiges kaltes Fieber, welches schon bald dritthalb Monate dauerte, mich an meinem Vorsatze gehindert hätte. Durch Gegenwärtiges liefere ich meinen Mitbürgern eine Rechtfertigung in der getreuen Erzählung der mir angeschuldigten, aber

von einem andern, und unedlen Manne begangenen Vergehungen. Hierdurch hoffe ich meinen Mitbürgern meine Ehre und unbescholtenen Ruf hinlänglich zu beweisen.

Da ich nach erhaltenem Abschiede vom trierischen Fuselier Bataillon, ohne Anstellung, folglich ein dem Staate unnützes Glied war, so beschloß ich, wie ich meinem Vaterlande in andern Umständen durch 4 Jahre als Offizier und Quartiermeister in obigem Bataillon diente, auch jetzt demselben meine wenige Kenntnisse zu widmen. Zu dem Ende wurde ich dem Brgr. Champein empfohlen, der mir sein Versprechen zu einer Anstellung sogleich damit erfüllte, daß er mich dem Brgr. Sta in sein Bureau anempfahl.

So befand ich mich bei demselben beinahe zwei Monate ohne Anstellung: kurz darauf als ich bei ihm arbeitete sagte er mir, daß er gemäß seiner Instruktion jährlich 4 Touren in den Cantons machen müsse, und nächster Tage die erste zu machen gedenke, wo ich dann, weil ich die beide Sprachen kennte, als Dollmetscher mit ihm gehen sollte, wie es auch geschah.

Aber, so wie der Wolf sich nicht immer unter Schaafspelzen verbergen kann, so konnte es auch Sta nicht. Er entdeckte mir den ersten Tag unserer Reise seine schändlichen Absichten; ich lernte ihn verabscheuen, und würde ihn schon auf der ersten Station verlassen haben, wenn ich nicht gehofft hätte, meinen Mitbürgern, ohnerachter Sta's Intrignen zu nützen, indem ich diesen Mann in seinem wahren Lichte darzustellen mir schon den ersten Tag unserer Reise vornahm.

Unter andern war nun seine erste Materie das Geld erheben. Um auf diese zu verfallen, sagte er mir, daß er von höherer Stelle authorisirt sey, sich von den Cantons eine willkührliche Summe zahlen zu lassen. Den Anfang hiezu machte er in Castellaun, wo er mir auftrug den Kommissair des Kantons dahin zu stimmen, daß er ihm eine gewisse Summe zah-

gen möge, welche List aber an mir mislang. Ich unterließ dieses Sta sah sich also genöthiget es selbst zu thun, welches er auch mit einer, nur ihm möglichen Effronterie, that. Dann gab er mir ein Formular der hierüber auszustellenden Recu, welches ich von seiner eigenen Hand anoch besitze, und trug mir auf die Quittungen in seinem Namen zu unterschreiben, welches ich aber nur in folgenden 5 Cantons, als Castellaun, Stromberg, Kreuznach, Sobernheim und Münster that. Da ich mich nichts arges hierin versah, so glaubte ich dieses ohne Anstand thun zu können, da Sta selbst die Anforderungen machte. Hernach aber weigerte ich mich ferner diese Recu zu unterschreiben, worauf denn Sta so listig war, lieber keine mehr zu geben, als sich selbst zu unterschreiben. Er kann sich also nicht damit entschuldigen, daß ihm nicht bekannt sey, was für Summen an ihn gezahlt worden, zumal da er selbst die Summen bestimmte, selbe durch die Kommissärs und Präsidenten gebracht und durch mich auf seine Sage: donnés cela au Secrétaire in seiner Gegenwart und genauer Aufsicht, wie man sich wohl denken kann, in seine Casette gelegt worden. Auch ist noch anzumerken, daß er sich große Einnahmen versprach, da er sich die bestimmte Summen in Gold (en or sagte er!) erbeten und in Stromberg, Kirn und Trarbach das schon erbeutete Silber gegen des ihm so werthe Gold eingewechselt hat. Als die Einnahme nicht so ganz seinen Erwartungen entsprach, sagte er mehrmal c'est un foutes pays, dans la Belgie c'est une autre chause. Nachstehendes Verzeichniß, für dessen Richtigkeit ich aber nicht ganz stehen kann, weil mich schon in Kirn das Fieber angegriffen, und mein Gedächtniß sehr schwächte, enthält beinahe den Geldbetrag, den Sta überhaupt empfing: als zu

Castellaun	- - -	4½ Louisd'or.
Stromberg	- - -	5 —
Simmern	- - -	—

Kreutznach	6 —	
Sobernheim	7½ —	zweifelhaft.
Kirn	5 —	
Kirchberg	6 —	zweifelhaft.
Trarbach	7 —	zweifelhaft.
Zell	6 —	
Treis	5 —	
Münster	4½ —	
Ohngefehr in Summa	56½ Louisd'or.	

Sta's Hauptabsicht aber meines Erachtens war, daß er den Kommissairs Instruktionen, welche mir aber unbekannt sind, zum Theil aber wegen der bald zu verkaufenden National Domänen gab. Er verlautete sich bei mir auch dahinaus, sich mittels der Kommissaire in den Cantons die besten Ländereyen notiren und mittels pariser Papiere (die er um einen guten Preis zu erhalten gedachte) dieselben sehr wohlfeil ankaufen zu lassen, und alsdann diese Ländereyen wieder an Particuliers zu Verhandeln, um durch diese Agiotage sich ein schönes Stück Land frey zu machen. Mich gedachte er zum Verhandlen seiner gesteigerten Güter zu gebrauchen, und wenn ich selbe gut anbrächte, versprach er mir zum Lohne 20 — 30 Morgen Landes. Zu eben gedachten Absichten paßten vermuthlich einige Kommissaire nicht, weil sie zu brav waren, diese waren daher zum Destituiren von ihm bestimmt. —

Ferner sagte er mir in Stomberg, daß er den Gerbern gegen Erlag einer guten Dosis Louisd'or, den von selben verlangten Befehl, daß verschiedene von ihnen nichts mehr nach Frankfurt arbeiten dürften, weil dieses dem Absatze von ihrem Leder schädlich wäre, wohl auswirken würde. Zur Erhebung dieser Summe that er mir die Ehre, mich zu bestimmen. — Sehr leid that es ihm aber, daß er die Eisenschmelzen bey Stromberg vorbeigefahren, denn so drückte er sich einmal aus: il faut ramasser de l'argent autant qu'il est possible. Da die Saline von Kreutznach eine Domäne ist, so war auch hier für Sta nichts zu verdienen; eben so gings mit der geistlichen Administration zu Heidelberg, weil alle ihre Güter schon sequestrirt waren. — So wie er zu allem Unverschämtheit genug besaß, so log er im Kloster Sponheim bei seiner Ankunft, daß er wegen dem Streite des Priors mit dem Kommissaire von Sobernheim, expresse käme, und daß dies dem Prior ein übler Handel werden könne, weil aber der Prior just wegen dieser affaire anhero zum Departement mit einer Petition gegangen war, so wartete Sta noch einen Tag länger auf den Prior, foderte endlich da dieser nichts kam 30 Louisd'or, und ließ, da weder der erste Caplan noch die Hofleute des Priors im Stande waren, ihm diese

SOCIETÄT

Summe zu zahlen, einen Gensd'arme zur quasi Exécution zurück, der ihm die Ankunft des Priors avisiren sollte, der Prior aber kam nicht, und der Gensd'arme kam auf Kirn nach. Um aber die 30 Louisd'or nicht zu verlieren, beschloß er mich später dahin abzuschicken, und dann sollte ich die ganze Brigade Gensd'armerie in Stromberg zur Exekution mitnehmen, welcher er auch diese Ordre durch die 2 mitgehabte gemeine Gensd'armen zu wissen machte. —

Zu ihrer Erzählung, Bürger! von der Avanture zu Münster muß ich nebst der Bekräftigung derselben annoch hinzusetzen, daß er nichts mehr, als die Armuth dieses Stiftes bedauerte.

Auch sogar die Juden sollten ihm Nutzen bringen, er lag mir nämlich öfters an, ihm den Rabbi der Juden zuzuführen; bevor aber sollte ich ihm bedeuten, daß man ohne ein schönes Geschenk welches in einer Rolle Louisd'or bestehe, nicht zu einem Departements Kommissäre kommen könne. Alle diese Intriguen merkte ich mir genau, um diesen Mann einst vor der Welt zu entlarven.

Wer, meine Mitbürger! hätte länger mit so einem Manne in Gemeinschaft stehen, wer ohne alles Ehrgefühl verlohren zu haben, länger mit ihm leben können? — Bei meiner Ankunft allhier wurde ich ernstlich krank, theils aus Aerger über diese Reise, theils aus natürlichen Ursachen. Ich könnte und würde, wenn ich auch gesund geblieben wäre, nicht mehr bei Sta gearbeitet haben. Während meiner Krankheit brauchte Sta dem ich meinen Verdruß deutlich genug merken ließ, allerley Schwänke, um mich wieder zu beruhigen, und in sein Interesse zu ziehen. Auf einen Vorwurf den ich ihm machte, daß ich nun wegen seiner öffentlich an meiner Ehre angegriffen würde, gab er mir mit Lachen zur Antwort: Pah! daraus machen sie sich nichts, denn um in der Republik angestellt zu werden, müßte ich noch 25 mal ins rothe Blatt kommen, dieses diene mir zur Rekommandation. Auf meine Antwort, welche der seinen ganz angemessen war, nannte er meine Besorgniß kindisch; aber auch hierauf antwortete ich ihm. Endlich rückte er mit Versprechungen heraus und verhieß mir eine Anstellung von 1200 Livres jährlich in seinem Büreau. Meinem einmal gefaßten Entschlusse gemäß, bei ihm nicht mehr zu arbeiten, nahm ich dieß Anerbieten nicht mehr an. — Ohnerachtet nun Sta den Feinen machen wollte, so verrieth er sich doch in einem seiner lezten Besuche, die er mir machte. Wie ich vermuthe Verdruß und fehlgeschlagene Pläne zur Plusmacherey verriethen ganz den unedlen Mann, er brauchte unter andern folgenden Ausdruck: Man sollte nicht glauben, daß er die Deutsche Pekins, wie er uns zu nennen beliebte, welche man gleich Hunden und Affen auf den hintern Füssen stehen und gehen lerne,

umsonst zu instruiren gedächte, und ich sey gleich allen andern auch ein Pekin.

Also M. Sta ihr beliebtet uns Pekins zu schelten, weil man zu euren Räubereien nicht stille war, und weil ich nicht Theil an selben nehmen wollte. Besser von einem schlechten Manne gescholten als gelobt zu werden!

Mr. Sta glaubt durch seine Aeusserung in einem Wochenblatte, das Publikum zu bestärken, als habe ich mich aus eigner Willkühr über den Agenten so ausgelassen; aber ich übersetzte nur Sta's Worte, welches wohl dem Kommissär Lang unbekannt seyn mag. —

Ich werde so nach dem äussern Scheine von meinen Mitbürgern scharf beurtheilt, weil derselbe gegen mich ist, und nur wenige Edle kennen mich und beurtheilen mich anders. Denn nie war es meine Sache den schlechten Mann zu machen; ich war 4 Jahre Quartiermeister, und hatte mehrere Tausende zu verrechnen; immer waren meine Obern mit mir zufrieden, und immer suchte ich rechtschaffen zu bleiben. Sie sehen also wohl meine Mitbürger, daß ich ein ernsthafteres Geschäft hatte, als bei Mr. Sta, und daß mich die Neuheit der Dinge nicht verführen konnte. Der Rechtschaffene bleibt überall rechtschaffen, und sollte auch des Himmels Gewölbe über ihm zusammen brechen. — Er steht. —

Rechnet daher Brgr. Sta nicht darauf einen Theil eurer Schlechtigkeiten auf mich zu wälzen; die ganze Last ruht auf euch; ihr wolltet listig genug mich euren Geniestreichen vorschieben, um euch dahinter zu verbergen; aber es geht nicht: man kennet mich und euch. Unterfangen sie sich daher nicht meine Ehre anzugreifen, wie sie vielleicht schon gethan haben. — Zuletzt erinnert euch noch, daß euch bloß meine Krankheit abhielt Laach und Rosenthal zu besuchen; dann erinnert euch noch der Instruktionen, die ihr mir in Hinsicht des Laachs gabet. Solche hättet ihr mir nicht geben sollen, denn ich leide kein Unkraut in meinem Garten. Endlich muß ich's euch wohl sagen, was ihr deutlich genug bewieset; ihr hieltet mich für einen Einfaltspinsel, der sich für Geld zu allem brauchen ließ. Aber sie haben sich schändlich geirret; sie müssen wahrlich sehr schlechte Begriffe von Ehre haben, daß sie einem Manne, der Offizier war, nicht mehr Ehrgefühl zutrauen konnten. —

Wohlan hier haben sie meine Mitbürger meine Rechtfertigung, ich hoffe sie ist das, was ich wünsche. Sehen sie in derselben nicht Rachsucht, nicht Lüge und auch kein sonstiges Interesse, nein! nur beleidigte und gekränkte Ehre und das Verdienst einen Bösen Menschen zu entlarven, führte ich hier die Feder. —

Endlich sage ich ihnen Brg. Görres! Friede, und die Hand dem Biedermanne, Verachtung und Schande dem Schurken. Koblenz den 5ten Thermidor 6ten Jahrs.

Höfler.

Digitized by Google

In den ersten Tagen des Thermidor erhielt die Departementalverwaltung eine Zuschrift des Justizministers, vom 23 Messidor datirt, worin er die im sechsten Hefte des rothen Blattes beigebrachte Thatsachen über payement convenable und die Spitzbubenstreiche von Sta citirt, sein Erstaunen darüber, mit den Worten bezeugt: Kaum könne er glauben, daß solche Sachen unter den Augen der Centralverwaltung vorgingen, und sie am Ende zum schleunigen Berichte auffodert. Die Administration foderte darauf bei ihren ehemaligen Employes, denen die Rubrik des payement convenable galt, die Berechnung über die erhaltenen Summen ein, übersandte diese dem Minister, und bemerkte dabei in Hinsicht auf Sta: sie haben denselben aufgefodert, sich über die ihm zur Last liegenden Thatsachen zu rechtfertigen; er aber hätte erwidert, diese Rechtfertigung habe er schon bey'm Regierungskommissär und der Regierung, denen er allein Rechenschaft schuldig sey, beygebracht. Mehr, setzte sie hinzu, hätte sie nicht thun können, und überlasse nun dem Minister die Entscheidung. Seitdem ist noch keine Antwort erfolgt, und man wundert sich allgemein, woher es komme, daß dieser Mann, dem notorisch solche Verbrechen zur Last liegen, die ihn zur Führung auch des niedrigsten Geschäftes im Staate untauglich machen, noch immerfort auf einem Posten bleibe, von dem aus er so unzählich viel böses wirken kann; wie man es wagen könne, einen Menschen, der in der öffentlichen Meynung alles Vertrauen rein verloren hat, dessen Name mit einem unauslöschlichen Schandflecken gebrandmarkt ist, und der von keinem einzigen seiner Verwalteten mehr, als ehrlicher Mann anerkannt wird; wie man, sag ich, es über sich gewinnen könne, ein solches Subjekt der öffentlichen Stimme und der allgemeinen Moralität zum Trotz, in seiner Stelle zu lassen, und kaltblütig zuzusehen, wie er im Vertrauen auf höheren Schutz, höhnend auf die, die seine Verbrechen enthüllten, herabblickt. Freilich, es wäre weit mit einer Verfassung gekommen, in der ein solcher Verbrecher durch Protektionen geschützt, seiner verdienten Strafe entschlüpfte; allein Verzögerung dieser Strafe ist noch kein Unglück. Der Mann ist einstweilen unschädlich gemacht. Man untersuche seine Vergehen kalt und unpartheyisch, und findet man ihn schuldig, so treffe ihn das Loos, das die Gesetze ihm bereitet haben. Selbst über den Verbrecher darf die Strafe nicht im Sturme hereinbrechen: um so mehr Hoffnung hat dann der ehrliche Mann, nicht der Chikane und Intrigue als Opfer zu fallen.

Digitized by Google

Forstverwaltung.

(Fortsetzung.)

Wir haben in einem der vorigen Hefte die Bemerkungen eines Sachverständigen über die bei der neulichen großen Holzversteigerung im Rhein- und Moseldepartement vorgegangenen Unterschleife mitgetheilt, und erwarteten nun auch aus den benachbarten Departements, besonders dem der Ruhr entweder direkt durch Zuschriften, oder indirekt, durch öffentliche Blätter, nähere Notizen über die Art, wie man es dort gehalten hatte. Aber umsonst; ein böser Dämon scheint alle Zungen zu binden; nicht ein Laut ist hörbar, nicht eine Stimme, die der Wahrheit huldigt; wir verdienen unser Schicksal.

Wir bemerkten damals, der Bericht der Gemeinde Stromberg an die Centralverwaltung über jenen wichtigen Gegenstand, sey, statt durchgreifende Maaßregeln zu ergreifen, an das Domainenbureau verwiesen worden, wo er nun noch lange in guter Ruhe schlummern möge. Dies war der Fall nicht. Wir haben diesem Bureau unrecht gethan, am Tage nach der Erscheinung des Heftes, legte es seinen Bericht vor, und dieser wurde mit allen Beylagen an den Regierungskommissär geschickt. Aber auch von dort keine Antwort, alles mäuschenstille; Hundert tausend Livres ist doch kein Gegenstand, über den man als unbedeutend zur Tagsordnung übergehen kann.

Von Seiten der Forstadministration selbst scheint man zu großmüthig zu seyn, um solche kleine Neckereien zu achten; man fährt fort in seinen Operationen, wenn die Schreyer sich heiser gebellt haben, so werden sie von selbst stillschweigen. Und das Volk? — je nun, das mag immerhin nach Herzenslust über Vergeudungen und Unterschleife schreyen und murren; es macht ja doch immer nur Fäuste im Sacke.

Bis zum Einlaufen tröstlicher Nachrichten einstweilen eine Stelle aus einer Adresse des Kantons Stromberg an den Brg. Rudler, die das Widersinnige und Verderbliche jener Versteigerungen im Großen, bis zur Evidenz mit Gründen beweißt, die nicht zu oft weiderholt werden können, um wenigstens eine zweyte Operation der Art zu verhindern, wenn denn die erste nicht mehr gut gemacht werden kann.

„Nach der alten Staatsverfassung, die in diesem Stücke „unverbesserlich war, sagt die Adresse; zeigte der Unterförster „mit Gründen dasjenige Holz an, welches in dem Jahre ohne „Nachtheil des Waldes gefällt werden könnte; die Obern ge„nehmigten den Hieb, und nun wurde die Versteigerung über-

„all, wo es nöthig war, durch öffentlichen Anschlag oder Re„quisitionsschreiben, bekannt gemacht; der einzelne Bürger „konnte ohne kostspielige Reisen und Versäumniß seiner kost„baren Zeit sein Nothholz an sich bringen; wegen der Konkur„renz der Liebhaber kam dabei alles an seinen gehörigen Werth, „und das Interesse des Staats, war mit dem Vortheil der „Partikuliers in schönster Harmonie vereinigt. Durch die un„selige Operation aber, wie man das Holz jetzt in den vier „neuen Departements veräußert wird die Staatskasse und das „Land betrogen, und die ruinirten Wälder neuen Verheerun„gen Preiß gegeben. Der einzelne Bürger hat nicht Geld „und nicht Zeit genug, um die theuere Reise nach Koblenz, „Trier, Maynz oder Achen zur Ersteigerung seines Holzbe„dürfnisses zu thun, und wenn's ihm auch an beyden nicht „fehlte, so ist ihm dennoch der Weg, zu seinem Zwecke zu ge„langen, dadurch abgeschnitten, daß keine kleine Parthie, son„dern die ganze Masse auf einmal ausgesetzt wird. Dadurch „wird dann die Konkurrenz vernichtet; ein oder zwey habsüch„tige Reiche erhalten den Zuschlag: die Republik wird um „zwey Drittheil übervortheilt; der Privatmann, wenn er sich „nicht erlaubt, neue Verheerungen zu machen, giebt den Pro„fit diesen nie genug zu verwünschenden infamen Wucherern, „und zahlt die nämliche Summe, — weil die Kasse der Re„publik um eben so viel ärmer ist, und doch um so viel mehr „nöthig hat, — mit der Kontribution noch einmal. Auf diese „Art fließt das wenige Geld, das sich noch in dem ausgesoge„nen Lande befindet, in die Beutel dieser schändlichen Kom„plottirer, und in dem Staatsschatze herrscht ein ewiges „Defizit.

„Vernichten sie diese Lands- und staatsverderbliche Ver„steigerungen, Bürger! zu welchen die Forstadministrationen „nur durch die untreuen Berichte ihrer schlechten, für Geld „feilen Subalternen verleitet werden konnten, und welche „Unzufriedenheit, Mistrauen, Niedergeschlagenheit und laute „Klagen aller Orten verursachen. Der reichere Erlöß, wel„chen wir ihnen bei der oben vorgeschlagenen und neu vorzu„nehmenden Versteigerung verbürgen, wird eine so ansehnliche „Summe in die Nationalkasse liefern, daß schon allein in die„ser Rücksicht die Last der neuen Steuer in dem nämlichen „Verhältniß vermindert werden muß.“

Jubiläum des Pfarrets von Bourgen.*)

Schon seit langer Zeit hatte der Pfarrer von Bourgen an der Mosel durch seine Habsucht, seinen Prozeßgeist, Nachlässigkeiten in seinem Dienste, und sein despotisches bruskes Betragen den Unwillen seiner Gemeinde in so hohem Grade auf sich gezogen, daß die elbe die durch das jüngste Arrete des Regierungskommissärs ihr zurückgegebene Wahlfreyheit, auf der Stelle benutzte, um einen Mann von einem Amte zu entfernen, das er der allgemeinen Stimmung nach nicht länger mehr zu bekleiden fähig war. 65 Bürger der Gemeinde, unterzeichneten einen Beschluß, der seine förmliche Absetzung enthielt. Der Herr Pfarrer, unterstützt vom Agenten der Gemeinde, N. Noll der schon ehemals als Vogt immer mit demselben in Einverständniß lebte, und der Gemeinde mehr als einmal seinen bösen tückischen Charakter fühlen ließ, bot alles auf, um diesem Streiche zu entgehen. Der Agent verboth Rudlers Arrette über die Wahlfreyheit öffentlich zu verkündigen, bezog sich aber dagegen auf einen ältern Brief desselben unterm 21 Messidor an die Centralverwaltung, worin er sagt, den Bauern stünde die Wahl zu, sobald ihre Pfarren vakant seyen. (Daß das nichts anders heißen könnte, als durch Absetzung des vorigen vakant, das wollte den Herren nicht zu Kopfe,) Betäubt und in Bestürzung gesetzt durch diese Machinationen, rief die Gemeinde den Bürger. Mayer von Koblenz, einen braven Patrioten und selbst geistlich, zu Hülfe, um ihre Sache zu vertheidigen. Dieser verfügte sich an Ort und Stelle, verschafte sich bald die nöthige Aufklärung über die Lage der Sachen, die Intriguanten wagten nicht, den Faden der Chikane in seiner Gegenwart weiter auszuspinnen. Er versammelte die Gemeinde, und hielt eine Rede, worin er ihnen sagt: er halte sich verpflichtet, der Aufforderung der Gemeinde die Pfarrey bis zur Ausfindung eines tauglichen Subjektes zu entsprechen, und diese Stelle provisorisch anzunehmen, zugleich aber fuhr er fort, fodert mich meine Pflicht auf, der versammelten Gemeinde die Größe ihres Unternehmens vorzustellen, und sie zur Eintracht und Zufriedenheit zu ermahnen. Jeder ist Mensch, und fehlen ist unser Antheil. Hat der ehemalige Pfarrer gegen euch seine Pflichten

*) Wir theilen hier die Erzählung dieses Vorganges etwas weitläuftiger mit, um den Landleuten, die noch immer nicht den Umfang ihrer Rechte kennen, an einem Beyspiele zu zeigen, wie sie sich in ähnlichen Fällen zu benehmen haben.

„aus den Augen gesetzt, so seyd großmüthig und verzeihet, und „schenkt ihm euer Zutrauen wieder, das er für die Zukunft „auch gewiß zu verdienen suchen wird.“ Er schloß damit, daß er sie aufforderte, ihrem strengen Rechte zu entsagen, und zur Versöhnung die Hand zu bieten. Diese Rede, die genau und richtig auf das Bedürfniß und die Lage des Augenblicks berechnet war, verfehlte ihre Wirkung nicht; zitternd vernahm sie der anwesende Pfarrer; gerührt gab die Gemeinde nach, und verzieh dem reuigen Sünder. Sie wählte dann aus ihrer Mitte 8 Deputirten, die mit dem Pfarrer um die Bedingnisse seiner Wiederannahme unterhandeln sollten, und da kam denn der folgende Kontrakt zu Stande. „Die Gemeinde von Bourgen versammelte sich Nachmittags bei meiner unterschriebenen Notars-Gegenwart, und erkannte ihren am 22. Juli a. c. durch die Mehrheit der Stimmen abgesetzten Pfarrer Bürger Braun auf unbestimmte Zeit, ihrer neuen Rechte unbeschadet, als ihren wirklichen Seelsorger wieder; jedoch aber erwählten sie aus ihrem Mittel acht Bürger, welche die Bedingnisse festsetzen sollten, unter welchen der benannte Pfarrer beyzubehalten sey; die Bedingnisse aber sind folgende:

1) Der Pfarrer ist Bürger der hiesigen Gemeinde, zieht bürgerliche Vortheile, ist aber auch gehalten, jede bürgerliche Last nach Verhältnis mitzutragen. 3) Brgr. Pfarrer Braun macht sich anheischig, dem Gemeindeausschuß die Kirchenrechnungen von dreyzehn Jahren her zum durchgehen, vorzulegen. 3) Verzichtet Brgr. Pfarrer Braun auf die Ostereyer, Stephansbrod, Tannenstecken und Krißbrandholz, welche er jährlich von der Gemeinde bezogen hat. 4) Hat der Pfarrer wegen den hiesigen Fruchtzehnten, den er im Jahre 1796 bezogen hat, Red und Antwort zu geben, und nach dem Befund der Gemeinde dieserwegen den Schaden zu ersetzen; worauf er erklärte, daß er die gehörigen Bons vom Kommissär Morelle hervorsuchen, und der Gemeinde vorlegen wolle. 5) Sollen dem Brgr. Braun diejenigen Weingüter, welche er zu benutzen hat, jedoch dergestalten überlaßen bleiben, daß er dieselbe in gutem Bau und Besserung erhalten müsse. 6) Soll Brgr. Braun weder ein Gemeindsglied, noch den zeitlichen Schullehrer in Zukunft in der Kirche während dem Gottesdienst öffentlich zurechtzuweisen berechtigt seyn. 7) Soll Brgr. Braun, falls etwas in dem Pfarrhauß durch sein Verschulden verbrochen worden, dasselbe aus dem Seinigen wieder repariren. Die Herausgabe des Ackords über diese Reparatur, so wie aller andern Urkunden, die das Pfarrhaus und andere Stiftungen betreffen, an den Ausschuß wird eben so stipulirt. 8) Zu den rückständig geleisteten Pfarrfrohnden, hat Brgr.

Braun seinen Antheil, wie ein jedes einzelne Gemeindglied verhältnißmäßig mit beyzutragen, indessen soll derselbe von den Rückständigen sowohl, als zu künftigen Handfrohnden befreit bleiben, dafür vergütet er aber wieder der Gemeinde für rückständige und verhältnißmäßig nicht genug gethanene Lieferungen, und nicht hinlänglich getragene Einquartierung, 225 Reichsthaler. Die übrigen Artikel betreffen den Kirchendienst, und interessiren uns hier nicht weiter.

in fidem Beyerle, Notar.

Der Herr Pfarrer machte gute Miene zum bösen Spiel, und unterzeichnete, die Gemeinde ebenfalls, und so wurde ein Zwist beigelegt, den Herr Braun durch Erfahrung klug gemacht, durch sein Betragen noch einmal aufzuwecken, sich hüten mag.

Die blauen Ritter.

Unsere auswärtigen Leser mögen wohl neugierig seyn, zu erfahren, was aus jenen stattlichen Rittern von der Tafelrunde geworden sey; wohin sie ihr Schicksal wohl getrieben haben möge. Hier einige Notizen zur Befriedigung dieser Neugierde.

Mehee war nicht sobald angekommen, als er sogleich seinen provisorischen Stellvertreter Rogier, aus Gründen, die er in einem darüber abgefaßten Memoire angab, und vermöge seines Rechtes als Generalsekretär seine Subalternen nach Belieben zu wechseln, destituirte. Bei Untersuchung der Kasse, die derselbe unter Händen gehabt hatte, fand sich ein Deficit von 447 Livres 14 Sols. Mehee stellte darüber eine Civilklage gegen den Entwender an, vergaß aber dabei die nöthigen Formalitäten zu beobachten, und wurde daher, als Rogier das Tribunal auf diesen Verstoß aufmerksam machte, mit seiner Klage abgewiesen. Darüber kam die Sache ins Stecken, und ist bis diesen Augenblick nicht abgethan.

Bald nach der Entfernung Rogiers traf die Chefs de Bureau Vouté und Quatresols und den souschef Pigeon ein ähnliches Schicksal. Quatresols ward von Godon in Schutz genommen, die Sache an Rudler gebracht, und jener besucht noch provisorisch bis zur Entscheidung sein Bureau.

Der ehemalige Stadtkommandant le Grand in Bezug auf den, das blaue Blatt die folgende Phrase enthielt: Wem ist es unbekannt, daß eben dieser Bube, (die Herren sprechen

von ihrem Antagonisten) den hiesigen Platzkommandant, einen in Hinsicht auf seine grauen Haare, seine sittliche Eigenschaften und seine Anstellung gleich achtungswerthen Mann gröblich beleidigt hat;" dieser verehrungswürdige Mann wurde über jenem bekannten Verrathe, wo er in Einverständniß mit einigen andern seines Schlages, die Festung Ehrenbreitstein mit Lebensmitteln versorgte, betreten; stürzte sich, um seiner verdienten Strafe zu entgehen, in einen Brunnen, ward noch lebend herausgezogen, in das Hospital gebracht, und starb dort, ohne weitere Aufklärung über die ganze Sache zu geben, am Zufall. Unter den übrigen Mitverwickelten befanden sich der General Merlin, einige Officiere von der Garnison, und der Spion Diel, der den Unterhändler, bey der ganzen Verrätherey gemacht haben sollte. Alle diese wurden vor ein Kriegsgericht in Bingen gebracht, und dort der General Merlin freygesprochen, die Officiere zu mehrjähriger Gefängnißstrafe, und Diel zum Tode verdammt. Diel, der mit Rogier seinem defenseur officieux unzufrieden zu seyn Ursache hatte, hielt um Revision seines Urtheiles an, und bat dabei Mehée seine Sache zu führen. Dieser nahm sich derselben an, untersuchte die Procedur, und fand in derselben 10 Nullitäten, als eben so viele Kassationsmittel auf, die er dann in einer gedruckten Affiche dem Publikum vorlegte. Im Eingange derselben sagt er: Un Citoyen a été condamné à la peine de mort! Je suis persuadé qu'il est innocent. Je dois travailler à le sauver. Ce n'est pas ici le moment d'examiner si, comme le dit le condamné il a été vendu au crédit et à la puissance; si, comme il l'assure, le C. Rogier, après s'être chargé, 1° de son argent; 2° du soin de son honneur et de sa vie, a trahi tous ses devoirs, a interdit au condamné toute espèce de révélation de la vérité en lui promettant que tout le monde serait sauvé; si, ensuite, apres l'avoir laissé condamner, sans dire un mot pour sa défense, il a été dans sa prison l'exhorter à subir son sort, et à ne pas prolonger un suplice inévitable par un recours en révision. Mon objet n'est pas d'examiner, ici, si tant d'horreur existe en effet. Je ne veux que faire casser le jugement qui fourmille de nullités. Rogier antwortete darauf in einer ähnlichen Schrift, wirft seinem Gegner in seinem schon bekannten Tone impostures, calomnies, perfidie, und eine Seele gonflée de fiel et de poisons vor; sagt dann er habe von seinem Clienten nichts als 24 Livres zur Bezahlung für die Kopisten der Aktenstücke während des Prozesses erhalten; vertheidigt sich auf den Vorwurf: er habe nichts zur Vertheidigung des Angeklagten gesprochen, damit,

Digitized by Google

daß die längsten Vertheidigungen nicht die Besten wären, und schließt damit, daß ohne ihn jetzt nicht einmal Revision statt fände, weil er es gewesen sey, der den dazu nöthigen Akt in den ersten 24 Stunden dressirt hätte.

Nun erschien von Mehée, un Mot sur l'ex-moine Rogier, worin er in einem bittern wegwerfenden Tone von einem gewissen quidam, der sich Rogier unterzeichne, und ihn des Betrugs bezüchtigen wolle, spricht, und sich wundert, wie es gekommen sey, daß die Ehre dieses quidams seitdem er ihn wegen Entwendung öffentlicher Gelder von der Verwaltung entfernt habe, so ausserordentlich kitzlich geworden sey. Beigefügt ist eine Erklärung von Diel, worin er aussagt, daß er den Brgr. Mehée zu seiner Rettung aufgerufen habe; daß er es gewesen sey, der vor aller Welt gesagt habe: er sey dem Ansehen und der Gewalt verrathen worden, nicht durch das Kriegsgericht, sondern durch seine Vertheidiger, die ihm jenes unglückliche Schweigen auferlegt hätten; Rogier habe nicht ein einziges Wort zu seiner Vertheidigung gesagt; daß jener zwar seiner Amtspflicht gemäß den Revisionsakt dressirt, in der Folge aber im Gefängniß ihm zugesprochen habe, diese Revision nicht anzunehmen; daß er ihm nicht 24 Livres sondern 3 Louisd'or gegeben, und ausserdem noch ein 6 Livresstück ihm in seine Westentasche zur Bezahlung der Kopisten gesteckt habe. Endlich folgt noch eine Erklärung des Bürger Postage republikain, wie er sich nennt, eines jener mitverdammten Officiere, worin derselbe sagt, Rogier habe ihn durch die Vorstellung, er riskire sein Leben, wenn er um Revision anstehe, von diesem Schritte abgehalten; endlich habe er ihn aufgefodert, den Spion Diel zu bereden, daß er sich in den Rhein stürze, ein Vorschlag, den er zu St. Goar wiederhohlt habe: denn sind wir jenen Menschen los, so ist die ganze Geschichte bald beigelegt, habe er gesagt. ꝛc.

In einer Duplik erwiedert nun abermals Rogier, er sey nie Mönch nicht einmal Jakobiner gewesen, er sey nicht von der Verwaltung entfernt worden, sondern habe sich selbst zurückgezogen, weil die Fierté und independance de son charaktére (verbunden zur Schande der Physiognomie mit dem kriechendsten Mönchsgesicht) ihm nicht erlaubt habe unter Mehee zu dienen; bringt dann ein vom 9ten Prairial datirtes Zeugniß der Centralverwaltung über die Moralität seines Charakters und seiner Geschäftskenntnisse bei; sagt dann er habe keine Gelder aus der Kasse, die gar nicht existire, entwendet, sondern sich blos für eine doppelte Arbeit doppelt bezahlen lassen, und darauf habe er Ansprüche gehabt, weil die Abwesenheit Mehees, der unterdessen in den Primärversammlungen zu Paris intriguirt, und jene skandalöse Ge-

SOCIETÄT

schichte mit den Fournisseurs der deutschen Armee ausgefochten habe, ihn zur Uebernehmung jener Arbeit nöthigte; die Richter selbst hätten ja den Ungrund jener Klagen eingesehen, und ihn gewissermaßen freygesprochen; was die Erklärungen Diels beträfen, so seyen es die letzten Konvulsionen eines dem Tode geweihten Verbrechers; er möge immerhin von drey Louisd'or sprechen, es wäre doch wohl immer einerley, drey Louisd'or erhalten zu haben, oder einen ꝛc."

Das ist der Verfolg eines Kampfes, der beyderseits mit weniger Mässigung geführt wurde, und dessen Resultat jetzt dahinausläuft, daß Rogier bald als gänzlich gefallener Engel auf unser Mitleiden Ansprüche machen kann; wenigstens wäre es unedel unserer Seits hier über die Prostitution unsers ehmaligen Gegners zu triumphiren. Man sieht jetzt allgemein mit Neugierde dem Ausgange jener Revision, und mit ihm des ganzen Prozesses entgegen.

Miszellen.

Der Bürger Pfender von Trarbach fodert uns auf, bey Gelegenheit der ehrenvollen Erwähnung, die der Herausgeber von seiner Indolenz im vorigen Hefte P. 98. machte, die ganze bei dieser Gelegenheit zwischen beiden geführte Korrespondenz abzudrucken. Diese wichtigen Aktenstücke würden wenigstens vier Seiten füllen, die der Herausgeber ihnen aber leider nicht einräumen kann. Er begnügt sich daher mit der Erklärung, daß er nach nochmaliger aufmerksamer Durchlesung derselben keine Ursache finde, auch nur eine Silbe an dem dort gesagten abzuändern. Er benutzt zugleich diese Gelegenheit zu einen Kommentar über die Stelle seines Cirkulärs, das er an die Beamten der Orte, wo Sta durchpassirt war, erlies, worin er nämlich sagt: „in dem Augenblicke, wo sie diesen Brief erhielten, wäre Sta suspendirt; dies beruhte auf der authentischen Nachricht, die der Herausgeber hatte, daß die Centralverwaltung ihrem Vollziehungskommissär am folgenden Tag erklären wolle, er möge ihre Sitzungen bis dahin verlassen, daß er sich gerechtfertigt hätte. Dies geschah auch wirklich an diesem Tage, allein er gab die oben beygebrachte Antwort.

Die Munizipalität von Koblenz hat ohnlängst dem ehmaligen Bürgermeister Rosenbaum eine Besoldungsfoderung von 278 Rthlr. auf die Stadtkassen zur Zahlung angewiesen, nachdem der Präsident derselben, Brgr. Elz und der Munizipal Bürger Rebel vorher jeder 100 Rthl. für alte Schuld-

Digitized by Google

forderungen an diesen Mann abgezogen hatten. Die Bewilligung dieser Foderung kann nur insofern Unrecht seyn, als dadurch eine Menge Leute mit gegründetern Ansprüchen abgewiesen wurden, und es zweytens nicht in der Macht der Munizipalität steht, einem ehemaligen Beamten, der noch mit einer so schweren Rechnungsablage zurück ist, wie dieser, irgend eine Summe aus den öffentlichen Kassen auszuzahlen. Die ganze Operation verräth übrigens wenig Delikatesse von Seiten jener beyden Munizipalen, die diese Gelegenheit ergriffen, um sich für eine vielleicht verlorengegebene Schuld bezahlt zu machen. —

Digitized by Google

SOCIETÄT

Rückblicke

auf die neueste politische Literatur.

Considérations sur la Revolution Francaise par M. de Stael. 3 Tomes.

(Fortsetzung.)

Im Capitel von den Fortschritten, welche die Tyrannei in Frankreich gemacht hat, wird mit großer Wahrheit gesagt:

„Trotz der Verschiedenheit der Zeit und des Orts haben doch die Geschichten der Unterjochung aller Völker große Aehnlichkeit. Gewöhnlich setzte sich bei ihnen die Tyrannei auf einen Haufen von Trümmern fest, welche Revolutionen und Bürgerkrieg geschaffen hatten, indem alle vom Streit ermüdeten Parteien einen Ruhepunkt erblicken. Buonaparte hat mit Recht von sich selbst gesagt, er verstände sich auf die Benutzung der Gewalt. Da er an keiner Idee fest hielt, und kein Hinderniß ihn in seiner Bahn hemmte, so trat er sich auf dem Kampfplatz der Zeitumstände als ein Riese, und sein scharfsinniger Blick ließ ihn stets seinen rechten Mann finden. Sein Herrschersplan hatte 3 Träger: die Wünsche der Menschen auf Kosten ihrer Tugend zu befriedigen, die Meinung durch Sophismen zu stimmen, und solche als Zweck seiner Kriege der Freiheit unterzuschieben."

In dem Cap. Buonaparte als Kaiser, heißt es ferner:

„Buonaparte öffnete alten Vorurtheilen die Thür, in der Ueberzeugung, sie zu seinem Vortheil zu beherrschen. Man hat oft gesagt, wenn er sich zu mäßigen verstanden, würde er sich erhalten haben. Was versteht man unter dem Worte mäßigen? Hätte er aufrichtig und wahr die englische Constitution in Frankreich eingeführt, so würde er allerdings noch jetzt regieren. Seine Siege erhoben ihn in die Reihe der Fürsten, er bedurfte seiner strengen Gesetze der Etiquette, der Schmeichelei der Titel und Orden, um in ihm den Emporkömmling vergessen zu machen. So nichtswürdig aber auch sein System gewesen seyn mag, so frägt sich dennoch, ob er des Krieges entbehren konnte, wenn er großartig als Despot regieren wollte? Denn was wäre ein Despot in Frankreich ohne militairischen Ruhm? Konnte er die Franzosen unterjochen, ohne ihnen den traurigen Ersatz zu gewähren, ihrerseits fremde Nationen wieder zu unterdrücken?"

Digitized by Google

„In demselben Augenblick, wo Buonaparte sich zum Kaiser ernennen ließ, hielt er es für nöthig, auf der einen Seite den Jakobinern die Möglichkeit der Rückkehr der Bourbons aufzuheften, auf der andern Seite die Bourbons zu überzeugen, daß, insofern sie sich einmal ihm hingegeben, keine Rückkehr möglich sey. Darum mußte Enghien sterben, dadurch überschritt er den Rubicon des Verbrechens, und von diesem Tage an stand sein Unglück im Buche des Schicksals niedergeschrieben. Einer von seinen Machiavellistischen Rathgebern sagte damals: dieser Mord ist noch schlimmer als ein Verbrechen, er ist ein Fehler."

„Im Frühling 1804 nach Enghiens Tode und Pichegrüs Prozeß, wo alles voll Furcht war, ließ Napoleon einst einige Senatoren rufen, und sprach oberflächlich mit ihnen über die Idee, sich zum Kaiser zu erklären, worüber er sich noch nicht bestimmt habe. Er ließ alle verschiedene Regierungsarten die Revüe passiren, und diejenigen Senatoren widersetzten sich ihm mit großer Heftigkeit, wenn er eine andere Regierungsform der seinigen vorzog. Endlich entließ er sie mit den Worten:

Wenn Sie, meine Herren! glauben, daß meine Ernennung zum Kaiser zum Wohl Frankreichs gereicht, so nehmen Sie wenigstens Vorsichtsmaaßregeln gegen meine Tyrannei, denn ich stehe nicht dafür, daß ich in dieser neuen Stellung von meiner Gewalt einen Mißbrauch machen würde.

In Beziehung auf das im Cap. geschilderte Betragen Napoleons gegen das Festland sagt die Verfasserin:

„Zwei verschiedene ehrenvolle Strebeziele zeigten sich Buonaparte, als er Kaiser geworden war. Er konnte sich mit der Grenze des Rheins und der Alpen begnügen, und so Frankreich zum stärksten Reich der Welt machen. Das Beispiel constitutioneller Freiheit würde für das übrige Europa günstige Folgen gehabt haben, und man würde eins der größesten und cultivirtesten Reiche im Schutz der Gesetze blühen gesehen haben, welche, nachdem die Religion den Credit verloren hat, noch das heiligste auf Erden sind. Viele Menschen von Kopf haben sich Mühe gegeben ein klein wenig Gutes zu thun, um nach ihrem Tode wenigstens einige Erinnerungen an sie zu schaffen. Die Vorsehung hatte auf eine verschwenderische Weise, günstig gegen Buonaparte das Schicksal von 40 Millionen Menschen in seine Hände gelegt. Ein tüchtiger Regent hätte seit dem Anfang unsers Jahrhunderts Frankreich ohne alle Anstrengung frei und glücklich machen können, wenn er nur einige Tugenden besessen hätte. Napoleon ist viel strafbarer wegen des Guten, das er unterlassen, als wegen des Bösen, das er ausgeübt.

Wenn endlich seine grenzenlose Thätigkeit in Frankreich an ihrer rechten Stelle war, und wenn denn in seinen Augen es eine sehr kleine Beförderung vom Sous-Lieutenant bis zum Kaiser war, so mußte er doch Europa wenigstens wegen irgend eines gemeinnützigen Zwecks in Aufstand bringen. Die Herstellung Polens, Italiens Unabhängigkeit, die Befreiung Griechenlands waren von solcher Art, die Völker konnten sie für das Wiedererwachen anderer Völker interessiren. Mußte er aber wohl die Erde mit Blut düngen, damit Jerome den Hessenfürsten verdrängte? und daß die Deutschen von

Digitized by Google

SOCIETÄT

französischen Beamten regiert würden, welche bei ihnen mit Lehnen ausgestattet wurden, ohne daß sie ihre Namen aussprechen konnten? Warum sollte denn Deutschland sich dem französischen Einfluß unterwerfen, von dem ihm kein neues Licht leuchtete? und wodurch keine liberalen Staatseinrichtungen eingeführt, sondern härtere Steuern bezogen wurden, als sie früher bezahlt hatten. Allerdings waren vernünftige Staatsreformen in Deutschland zu machen gewesen, alle aufgeklärten Menschen waren davon überzeugt, und die ersten französischen organischen Gesetze in Frankreich 1789 hatten ihren Beifall. Aber, abgesehen von dem widrigen Eindruck, den fremde Soldaten jedesmal machen, that Buonaparte gar nichts andres als suchend, seine Familie in der höchsten Gewalt zu bestätigen; waren die Deutschen geschaffen, ihm dazu als Fußschemmel zu dienen?

Was hat Buonaparte den eroberten Ländern jemals an Ersatz gegeben? War es die Freiheit? War es Macht? War es Reichthum? Nein! Immer nur sein Ich war es, wogegen man alle Güter der Erde auszutauschen gezwungen wurde.

Die Italiener im dunkeln Gefühl, endlich zur Freiheit zu gelangen, die unglücklichen Polen, welche im Himmel und in der Hölle die Mittel suchten, um wieder selbstständig zu werden, diese waren es, welche Buonaparte freiwillig dienten. Er aber hatte eine solche Scheu vor der Freiheitsliebe, daß, obgleich er die Polen als Krieger bedurfte, doch den edeln Enthusiasmus haßte, der sie antrieb, ihm zu dienen. Buonaparte, so geschickt sich zu verstellen, konnte ohne innern Abscheu sich nicht patriotischer Gefühle zur Erreichung seiner Zwecke bedienen. Diese Waffe verstand er nicht zu führen, und er fürchtete stets, sie würde seinen Händen entschlüpfen. In Posen war es, wo die Polen ihm Gut und Leben darboten, um Polen herzustellen. Napoleon antwortete ihnen mit der ernsten Stimme und übereilten Declamation, welches man jedesmal an ihm bemerkte, wenn er sich Gewalt anthat; wenn er dann einige Worte von Freiheit fallen ließ, so kostete dies ihm solche Anstrengung, daß man merkte, es sey die einzige Lüge, die er nicht lächelnd und wohlmeinend auszusprechen fähig sey

Die Mittel, welche Buonaparte angewendet hat, um Europa zu unterjochen, waren Kühnheit im Kriege und List im Frieden. Er zeichnete den Frieden, wenn seine Feinde halb vernichtet waren, um sie nicht in Verzweiflung zu bringen, da sie hinlänglich erschöpft und ihnen ein Wurm ins Mark gesetzt war, der den Baum vollends verzehrte. Er gewann dadurch einige Freunde unter den alten Regierungen, da er sich stets als ein Feind der Freiheit zeigte. Es waren auch am Ende die Völker, welche sich gegen ihn erhoben, denn er hatte sie noch mehr als selbst die Könige gemißhandelt. Dennoch hat er jetzt noch Anbeter, worüber man billig erstaunt.

Die Wohlthaten, welche von Buonaparte ausgegangen, sind: Einige Poststraßen, Denkmäler, einige Ueberbleibsel freier Einrichtungen von 1789, die Reform der Justiz, der öffentlichen Erziehung, Unterstützung der Wissenschaften, alle diese Wohlthaten, sage ich, so bedeutend sie auch seyn mögen, können die Knechtschaft mit ihren Folgen nicht aufwiegen, die er auf die Menschheit gelegt hat. Welchen großen Mann hat man unter seiner Regierung sich bilden sehen?

Digitized by Google

Wo wird man in vielen Jahren einen antreffen, wo er gehauſet hat? Hätte er eine weiſe und kräftige Freiheit gewollt, ſo würde ſich die Kraft allenthalben aufgethan haben, und die gebildete Welt hätte neue Anregungen erhalten. Buonaparte hat aber den Franzoſen die Anhänglichkeit keines einzigen Volks gewonnen. Er hat Heirathen geſchloſſen, geographiſche Abrundungen vollzogen, Charten zeichnen und Seelentabellen ſchreiben laſſen, um darnach den Werth der Krongüter zu beſtimmen.

Wenn man irgend einen Lebensplan in Buonaparte annehmen will in Hinſicht auf das Ausland, ſo war es der der Univerſalmonarchie auf die Grundſätze des Lehnweſens gebaut, nach welchen Königreiche, Herzogthümer ꝛc. verliehen werden.

Er wollte endlich immer vorwärts ſchreiten, in ſo fern er keine Hinderniſſe fand.

Er hatte aber nicht bedacht: daß das Vorwärtsſchreiten in ſich ſelbſt die Nothwendigkeit enthielt, niemals ſtill zu ſtehen, wenn man auch wollte.

Um der franzöſiſchen Nation die Kriegslaſt erträglich zu machen, welche, wie alle andere Nationen, den Frieden wünſchte, und um ausländiſche Truppen zu zwingen, den franzöſiſchen Waffen zu folgen, bedurfte es eines Sporns durch Vorſpiegelung eines gemeinnützigen Zwecks Hätte er ſich dazu der Freiheit der Völker bedient, ſo würde er Europa ohne das Schreckenſyſtem in Aufſtand gebracht haben; aber dadurch hatte der Kaiſer ihm nichts gewonnen, und wahrlich er war nicht der Mann, um ſich, ohne ſein Ich zu bedenken, gewinnen zu laſſen.

Er wollte aber ein Strebeziel für ſeine Anſtrengungen aufpflanzen, um Europa unter ſeinen Fahnen zu verſammeln; er wählte dazu die Worte: Freiheit des Meers. Englands Goldquellen ſperrten ſich allerdings, ſo wie ſeine Volkskraft dagegen ſich auflehnte

Das unglückliche Feldgeſchrei zur Zeit der Revolution, Gleichheit und Freiheit! gab den Völkern eine Anregung, die Buonaparte unmöglich gefallen konnte; aber die Inſchrift ſeiner Fahnen: Freiheit des Meers, führte ſie dahin, wo er ſie haben wollte.

III. Theil 1ſtes Capitel.

Im erſten Capitel handelt Fr. v. Stael von dem, was das legitime Königthum begründet. Zuförderſt bemerkt ſie:

Wenn man das Königthum (ſo wie alle Einrichtungen beurtheilt werden müſſen) in Bezug auf das Glück und die Würde der Nationen betrachtet, ſo läßt ſich im Allgemeinen, und unbeſchadet der Ausnahmen, ſagen, daß die Fürſten aus den alten Geſchlechtern der Wohlfahrt des Staats bei weitem zuträglicher ſind als die emporgekommenen. Sie haben gewöhnlich weniger ausgezeichnete Eigenſchaften, aber ihre Stimmung iſt friedfertiger; ſie haben mehr Vorurtheile, aber weniger Ehrgeiz; die Gewalt ſetzt ſie weniger in Erſtaunen, weil man ihnen von Kindheit an geſagt hat, daß ſie dazu beſtimmt ſind; auch fürchten ſie den Verluſt dieſer Macht weniger, und ſind daher minder argwöhniſch und unruhig. Ihre Weiſe zu

Digitized by Google

seyn ist einfacher, weil sie nicht nöthig haben, zu täuschenden Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, um sich ein Gewicht zu geben, und weil, was den Respect anlangt, ihnen nichts zu erringen übrig bleibt: Gewohnheiten und Ueberlieferung dienen ihnen zum Führer. Endlich scheint auch der äußere Glanz — das nothwendige Attribut des Königthums — bey Fürsten passend, deren Vorfahren seit Jahrhunderten auf der nämlichen hohen Stufe gestanden haben. Wenn aber ein Mann, der erste aus seiner Familie, plötzlich zur höchsten Würde erhoben wird, so bedarf er des zauberisch blendenden Ruhms, um den Contrast zwischen dem königlichen Gepränge und seinem vorigen Zustande eines bloßen Privatmanns verschwinden zu machen. Nun kann aber der Ruhm, der jenen Respect, welchen die Menschen gern einem alten Ueberzuwicht einräumen, einzuflößen vermag, nur durch Kriegsthaten erlangt werden; und man weiß wohl, welchen Character große Feldherren und Eroberer fast immer in die bürgerlichen Angelegenheiten bringen.

Nachdem Fr. v Staël weiterhin von der, für die Ruhe der Monarchieen nöthigen Erblichkeit des Throns gesprochen, sagt sie:

Nirgends ist die Erblichkeit fester begründet, als in England, obwohl das englische Volk die auf das göttliche Recht gegründete Legitimität verworfen hat, um an deren Stelle die, durch die repräsentative Regierung geheiligte Erblichkeit zu setzen. Alle verständigen Menschen begreifen sehr wohl, wie es den Nationen, die eben so erblich und legitim sind — angemessen ist, zufolge von Gesetzen, die von den Abgeordneten des Volks gemacht und von dem Monarchen angenommen sind, eine Dynastie anzuerkennen, die durch das Recht der Erstgeburt zum Thron berufen ist. Wollte man hingegen die königliche Gewalt auf die Lehre gründen, daß alle Macht von Gott kömmt, so würde nichts der Usurpation günstiger seyn; denn die Macht ist keineswegs das, was den Usurpatoren zu fehlen pflegt; auch sprechen sich gerade die Menschen, die Buonaparte Weihrauch streuten, jetzt für das göttliche Recht aus. Ihre ganze Theorie beschränkt sich darauf, daß sie sagen: die Kraft ist die Kraft, und wir sind die hohen Priester derselben. Wir verlangen jedoch einen andern Cultus und andere Diener desselben, und glauben, daß nur dann die Monarchie fest stehen wird.

Ein Wechsel der Dynastie, selbst ein gesetzmäßig ausgesprochener, hat jederzeit nur in Ländern Statt gefunden, wo die Regierung, welche man über den Haufen warf, willkührlich war. Denn da hier der persönliche Character des Fürsten das Loos der Völker machte, so hat man wohl, wie die Geschichte mehrfach zeigt, diejenigen entsetzen müssen, welche außer Stand waren zu herrschen; wohingegen unter unsern Augen der achtbare Monarch von England, obschon seine Geisteskräfte verwirrt waren, dennoch lange Zeit regiert hat, weil ein verantwortliches Ministerium den Entschluß, die Regentschaft zu verzögern, gestattete. Sonach flößt also einestheils die repräsentative Regierungsform denjenigen mehr Achtung für den Fürsten ein, welche nicht wollen, daß man die Angelegenheiten dieser Welt in Dogmen umgestalte, weil sie fürchten, daß man den Namen Gottes eitel mißbrauche: anderntheils aber haben gewissenhafte Fürsten

nicht zu fürchten, daß die ganze Ruhe des Staats lediglich auf ihrem Haupte ruhe.

Frau v Staël geht hiernächst darauf über, von der Thorheit derjenigen zu sprechen, welche die Beweisgründe dafür, daß etwas jetzt so und nicht anders seyn müsse, daher nehmen: daß es früher so gewesen, und welche durchaus keine Veränderung der Regierungsform zulassen wollen — Sie bemerkt dabei: „Muß man denn immer auf 300 Jahre rückwärts regieren, oder wird denn ein neuer Josua der Sonne Stillstand gebieten? Nein, sagt man, es giebt Dinge, die Veränderungen erleiden müssen, aber die Regierungsform muß unveränderlich fest stehen. — Wollte man die Revolutionen systematisch zu Wege bringen, so brauchte man sich nur auf solche Weise zu benehmen: denn wenn die Regierung in keiner Weise an dem Gang der Dinge und Menschen Antheil nehmen will, so wird sie nothwendigerweise durch diesen Gang zerbrochen.

Ohne die Nation vermag man nichts; mit ihr alles; nur nicht, sie zu erniedrigen.

2tes Capitel.

Im 2ten Capitel handelt Fr. v Staël von den politischen Lehrsätzen einiger französischen Ausgewanderten und ihrer Anhänger; sie bemerkt:

Die Gegner der französischen Revolution im Jahre 1789, Priester und Magistraten, wurden nicht müde zu wiederholen, daß gar keine Veränderung in der Regierung nöthig sey, weil die, damals existirenden, Mittelglieder hinreichten, um den Despotismus zu verhüten: jetzt aber proclamiren sie den Despotismus als die Wiederherstellung der alten Regierung. Diese Inconsequenz in den Grundsätzen ist eine Consequenz in den Interessen. So lange die Privilegirten den Königen zur Schranke dienten, so lange waren sie gegen die Willkühr der Krone; seitdem aber die Nation sich an die Stelle der Privilegirten zu setzen gewußt hat, haben diese sich an die Königlichen Prärogativen angeschlossen, und wollen, daß man allen verfassungsmäßigen Widerstand und alle politische Freiheit für Rebellion ansehen soll 2c.

Sie wollen einen unumschränkten König, eine ausschließende Religion und unduldsame Priester, einen Hofadel, der auf die Genealogie gegründet, einen dritten Stand, aus welchem von Zeit zu Zeit jemand durch Adelsbriefe befreit wird, ein unwissendes und rechtloses Volk, eine Armee, die blos Maschine ist, unverantwortliche Minister, keine Preßfreiheit, keine Geschwornen-Gerichte, keine bürgerliche Freiheit; dagegen aber Polizey-Spione und im Sold stehende Journale, um jenes Werk der Finsterniß anzupreisen. Sie wollen einen König mit unbegränzter Gewalt, und deshalb, damit er ihnen alle Vorrechte wiedergeben könne, so sie verloren, und in deren Rückgabe nie von den Abgeordneten des Volks gewilligt werden würde.

3tes Capitel.

Im 3ten Cap. erörtert die Verf. die Umstände, wodurch die repräsentative Regierung jetzt in Frankreich nothwendiger gemacht wird, als irgend anderswo.

Digitized by Google

Sie saat: Wenn ein Staat große Bewegungen erlitten hat so kann der Beherrscher die Zügel der Regierung nur wiedernehmen, sofern er aufrichtig die herrschende Meinung des Landes annimmt und dabey zugleich die Opfer der Minorität weniger drückend zu machen sucht. Ein König muß, wie Heinrich IV., bis auf einen gewissen Punkt selbst denen entsagen, welche ihm in seinem Mißgeschick gedient haben, weil, wenn Ludwig XIV. strafbar war, indem er die berüchtigten Worte aussprach: „der Staat, das bin ich," der rechtschaffene Mann auf dem Throne dagegen sagen muß: „ich, das ist der Staat" ꝛc.

Wenn die Stuarts, von der Nation ohne fremde Beihülfe zurückgerufen, und von einem nie ausgewanderten Adel unterstützt, sich doch stürzten, indem sie sich auf das göttliche Recht stützen wollten; wie viel nöthiger war es für das Haus Bourbon, einen neuen Vertrag mit der Nation abzuschließen, um das Bittere zu mildern, was für ein jedes stolzes Volk in dem Einfluß der Ausländer auf seine innere Regierung liegen muß.

4tes Capitel.

Im 4ten Cap spricht Fr. v. St. von dem Einzug der Alliirten in Paris und von den damals in Frankreich bestehenden Parteyen.

Vom Kaiser Alexander sagt sie: Ich habe mehrmals die Ehre gehabt, mit ihm zu sprechen, sowohl zu St. Petersburg als zu Paris, in der Zeit seiner Widerwärtigkeiten, zur Zeit seines Triumphs. Gleich einfach und ruhig in der einen wie in der andern Lage, hat sein feiner, richtiger und geläuterter Sinn sich nie verleugnet. Seine Unterhaltung hat nichts gemein mit dem, was man gewöhnlich ein officielles Gespräch nennt. Keine unbedeutende Frage, keine wechselseitige Verlegenheit nöthigt die, welche sich ihm nähern, zu jenen chinesischen Redensarten, (wenn ich mich so ausdrücken darf) die mehr bloßen Verbeugungen als Worten ähnlich sind. Die Menschenliebe flößt dem Kaiser Alexander das Bedürfniß ein, die wahrhaften Empfindungen anderer Menschen kennen zu lernen, und mit denjenigen, die er dessen würdig hält, über die großen Ansichten abzuhandeln, welche zum Fortschreiten der geselligen Ordnung dienen können. Bei seinem ersten Einzuge in Paris hat er sich mit Franzosen von verschiedenen Meinungen als ein Mann unterhalten, der sich offen mit andern messen kann.

Sein Benehmen im Kriege ist eben so tapfer als menschlich, und nur sein eignes Leben setzt er ohne Bedenklichkeit der Gefahr aus. Mit Grund erwartet man von ihm, daß er einen wird, seinem Lande alles das Gute angedeihen zu lassen, dessen die Geistesbildung daselbst fähig ist. Wenn schon er eine starke Armee unterhält, so würde man ihn doch mit Unrecht für einen ehrgeizigen Fürsten halten. Seine Meinungen haben mehr Macht über ihn, als seine Leidenschaften, und nach meiner Meinung sind Eroberungen keineswegs das Ziel seines Strebens. Repräsentative Regierung, religiöse Duldsamkeit und die Veredlung des Menschengeschlechts durch Freiheit und Christenthum sind in seinen Augen keine Chimären. Wenn er seine Pläne ausführt, so wird die Nachwelt ihm alle Ehre, die dem Genius gebührt, erweisen; wenn aber die Umstände und die Schwie-

Digitized by Google

rinkeit, Werkzeuge, die in sein Streben eingreifen, zu finden, ihm nicht verstatten, seine Wünsche zu verwirklichen, so werden wenigstens die, die ihn kannten, wissen, daß er große Gedanken gefaßt hatte. ꝛc.

Die Verf. sagt hiernächst auch vieles zum Lobe des Kronprinzen — jetzigen Königs — von Schweden, und erzählt unter andern als Beispiel seines Scharfsinns und richtigen Blicks:

Als man ihm die Nachricht von dem Einzuge der Franzosen in Moskau brachte, so geriethen die, gerade bei ihm versammelten Gesandten der auswärtigen Mächte zu Stockholm in Bestürzung; nur er allein erklärte, daß von dem Tage dieses Ereignisses an der Feldzug der Sieger vereitelt wäre. Hierauf wandte er sich zum Gesandten Oestreichs, dessen Truppen sich noch bei der Heeresmacht Napoleons befanden, mit den Worten: „Sie können es Ihrem Kaiser melden, Napoleon ist verloren, wenn schon diese Einnahme von Moskau die größeste That seiner militairischen Laufbahn zu seyn scheint.

7tes Capitel.

Im 7ten Cp. handelt Fr. v. St. von der Verfassungsurkunde, welche der König im Jahre 1814 gab, und den vielen Mißgriffen dabei. — — Anstatt wenigstens die beiden Kammern aufzufordern, selbst die Commissarien zu wählen, welche die Verfassungsacte prüfen sollten, ließen die Minister dieselben vom König ernennen. Wahrscheinlich würden die Kammern dieselben Männer gewählt haben; es ist aber einer der Irrthümer der Minister aus der alten Zeit, daß sie gar zu gern die königliche Autorität überall hinsetzen, da man doch dieses Mittel nur sehr mäßig gebrauchen sollte, wo es nicht unumgänglich nöthig ist. Alles was man durch die Nation selbst thun lassen kann, ohne daß Unordnungen daraus entständen, das vermehrt ihre Einsichten, verstärkt den öffentlichen Geist, und bringt die Regierung mit dem Volke mehr in Uebereinstimmung.

Den 4ten Juni 1814 eröffnete der König den beiden Kammern die Verfassungsurkunde. Seine Rede war voll Würde, geistreich und angemessen; aber sein Kanzler begann damit, daß er die Charte ein Umgestaltungs-Edikt nannte. — Welch ein Mißgriff! Hieß dies nicht merken lassen, daß das, was der König gegeben, von seinen Nachfolgern wieder entzogen werden könne. Doch das war noch nicht alles; im Eingang der Charte hieß es: daß die Autorität lediglich in der Person des Königs ruhe, aber daß deren Ausübung öfters durch die frühern Monarchen modificirt worden sey, so z. B. von Ludwig dem Dicken, Philipp dem Schönen u. s. w.

Die Charte begann mit der alten, in den königl. Ordonnanzen üblichen Formel: wir bewilligen, gewähren und octroairen. —

Wie könnten wohl die Bewilligungen Seitens der Krone zum Staats-Grundgesetz werden, wenn sie nichts weiter als eine Wohlthat des Fürsten wären.

8tes Capitel.

Das 8te Capitel handelt von dem Benehmen des Ministeriums während des ersten Jahres der Wiederherstellung.

Digitized by Google

Die Minister sprachen öffentlich von der Charte mit dem größten Respect, hauptsächlich wenn sie Maaßregeln vorschlugen, wodurch dieselbe allmählig zerstört wurde. In ihren Privat-Cirkeln dagegen lachten sie über den Namen dieser Charte, gerade wie wenn die Rechte der Nation ein allerliebster Scherz (plaisanterie) wären. Welche Leichtfertigkeit! guter Gott! und das am Rande des Abgrunds! Ist es möglich, daß in dem Hofleben etwas liegt, was den Leichtsinn bis ins hohe Alter fortdauern macht? Daraus kann wohl manchmal eine gewisse Anmuth entspringen, er kommt aber sehr theuer zu stehen in den ernsten Zeiten der Geschichte. — — —

Man erstaunt, wenn man liest, was alles in Europa seit der Erfindung der Buchdruckerkunst geschrieben worden ist, und selbst, was aus alten Chroniken angeführt wird: wie alt die Grundsätze der Freiheitsfreunde in jedem Lande sind; wie viel richtige Ideen, mitten durch den Aberglauben gewisser Epochen, bei denen durchdringen, welche auf irgend eine Weise ihre unabhängigen Reflexionen bekannt gemacht haben. Wir haben ohnstreitig die Vernunft aller Zeiten für uns, was eine eben so gute Legitimität ist, als irgend eine andere. —

Wenn schon im Ganzen genommen die Regierung mild und leidlich gut war, so sagte doch Jedermann: das kann keinen Bestand haben; der Mangel an Kraft, das heißt an dauerhaften Grundlagen, beunruhigte die Geister. Das, was man wünschte, war keineswegs die willkührliche Gewalt; denn sie ist nichts weiter als eine Convulsion, woraus früher oder später eine verderbliche Reaction entsteht, während eine Regierung, die sich auf den wahrhaften Zustand der Dinge gründet, sich immer mehr befestigt.

Manche Fehler wurden auch dabei begangen, daß man Personen, die in der Revolution und unter Buonaparte eine große Rolle gespielt, begünstigte und emporhob. —

Wenn man einen Mann von der Volkspartei dahin bringt, seine Gunst beim Volke aufzuopfern, dann ist er auch der neuen Partei, die er ergreift, zu nichts mehr nütze. Die hartnäckigen Königlichen werden immer mehr Achtung einflößen, als die bekehrten Buonapartisten. Man glaubte die Arme zu fesseln, indem man den Marschall Soult zum Kriegsminister ernannte; darin täuschte man sich aber. Der große Irrthum derjenigen, welche in der alten Regierungsweise auferzogen worden sind, besteht darin, daß sie auf die Häupter in jeder Gattung ein zu großes Gewicht legen. Die Massen sind heut zu Tage alles, die Individuen wenig.

Auch in der bürgerlichen Laufbahn kann man sagen: daß es nicht die Männer, sondern die Systeme sind, welche die Macht sichern.

Napoleon macht in der That eine Ausnahme von dieser Wahrheit. Aber außer seinen ganz außerordentlichen Talenten hat er doch auch in den verschiedenen Umständen, worin er sich befand, die Meinung des Augenblicks zu gewinnen, und die Leidenschaften des Volks, das er unterjochen wollte, zu verführen gesucht.

10tes Capitel.

Im 10. Cap., wo die Verf. von dem Einfluß der Gesellschaft auf die politischen Angelegenheiten in Frankreich spricht, bemerkt sie,

Digitized by Google

die Franzosen wären durch die unendliche Steigerung der Ansprüche aller Klassen jetzt so schwer zu befriedigen, daß eine repräsentative Verfassung sowohl der Regierung Noth thät, um sie von den zahllosen Reclamationen der Einzelnen zu befreien, als auch den Einzelnen, um sie vor der Willkühr der Regierung zu schützen.

11tes Capitel.

Im 11ten Cap. erörtert Fr. v. Stael das System, welchem man im Jahre 1814 folgen mußte, um das Haus Bourbon auf dem Throne von Frankreich zu erhalten. Sie sagt: Frankreich habe sich auf dem Congreß zu Wien nicht in die deutschen Angelegenheiten mischen sollen; dagegen hätten die französischen Minister die Entfernung Buonaparte's von Elba fordern müssen. Man hätte keine so zahlreiche Armee unterhalten dürfen, welche natürlicher Weise lieber Napoleon, als einen Bourbon zum Anführer haben wollte. Den Ausgewanderten hätte man Unterstützung bewilligen, nicht aber ihren, mit der Zeit und den Rechtsverhältnissen in Widerspruch stehenden Anmaßungen und Forderungen Raum lassen sollen. Die Geistlichkeit mußte man nicht wieder reich und mächtig zu machen suchen, sondern überall Toleranz und Freiheit vorwalten lassen. Endlich mußte überhaupt das Ministerium sich das Benehmen des Hauses Hannover in England, und nicht das Verfahren der Stuarte, zum Muster nehmen.

Hinsichtlich der Preßfreiheit sagt die Verf.:

Ich wage es zu behaupten, daß Buonaparte nicht zurückgekommen seyn würde, wenn die Preßfreiheit in Frankreich bestanden hätte. Denn man würde dann die Gefahr seiner Rückkehr dargestellt geschildert haben, daß die hartnäckigen Täuschungen zerstört worden wären; so hätte die Wahrheit zum Führer gedient, anstatt einen verderblichen Ausbruch hervorzubringen.

Am Schlusse bemerkt Fr. v. St. noch in Ansehung der, von manchen Seiten aufgestellten Behauptung, daß die Franzosen der Freiheit nicht fähig wären — nach einer ausführlichen Auseinandersetzung zu Gunsten der Franzosen.

Sonach sollte man, wenn ein Minister behauptet, seine Mitbürger seyen nicht zur Freiheit geeignet, diese Erniedrigungsacte für sein Theil Franzosenthum als Entlassungsgesuch annehmen: denn ein Minister, der die fast einstimmigen Wünsche Frankreichs verleugnen kann, der kennt dies Land zu wenig, als daß er fähig wäre, die Angelegenheiten desselben zu leiten.

12tes Capitel.

Im 12ten Cap., wo von der Rückkehr Buonaparte's die Rede ist, bemerkt Fr. v. St.:

Die Anhänger Buonaparte's waren tausendmal besser von der Lage der Dinge unterrichtet, als die Diener des Königs: denn die Buonapartisten wußten, so gut wie ihr Herr, von welcher Wichtigkeit ein jedes Individuum in den Zeiten der Unruhen seyn kann.

Ehedem beruhte alles auf den Staatsdienern: jetzt wirken diejenigen, die nicht angestellt sind, mehr auf die öffentliche Meinung, als die Regierung selbst, und folglich sehen sie auch die Zukunft besser voraus.

Digitized by Google

14tes Cap. Von der Rückkehr Buonaparte's.

Wenn es ein Verbrechen war, Buonaparte zurückzurufen, so war es dagegen eine Albernheit, einen solchen Mann in einen constitutionellen König verlarven zu wollen. Von dem Augenblick an, wo man ihn zurücknahm, mußte man ihm die militairische Dictatur geben, die Conscription wieder herstellen, die Nation in Masse aufstehen lassen, kurz, nicht um die innere Freiheit besorgt seyn, während die Unabhängigkeit von Außen auf dem Spiele stand. Man betrachtete Buonaparte durchaus von einem falschen Gesichtspunkt, indem man ihn eine Sprache führen ließ, die derjenigen, welche er 15 Jahre lang geführt, ganz entgegen war. Soviel war klar, daß er Grundsätze, die von denen, welche er während seiner Alleinherrschaft befolgt hatte, so verschieden waren, nur darum aussprechen konnte, weil die Umstände ihn dazu nöthigten; was ist aber ein solcher Mann, wenn er sich nöthigen läßt? Der Schrecken, den er einflößte, und die Macht, die ihm aus diesem Schrecken erwuchs, waren dahin. Er erschien als ein aufgezäumter Bär, der zwar noch brummt, den aber seine Führer nach ihrem Belieben tanzen lassen.

Anstatt einen Mann, dem abstracte Ideen und gesetzliche Schranken ein Gräuel waren, stundenlang von Verfassung sprechen zu lassen, mußte derselbe 4 Tage nach seiner Ankunft zu Paris bereits im Felde seyn, ehe die Vorbereitungen der Verbündeten geschehen waren, und besonders während noch die Bestürzung, welche seine Rückkehr erregt hatte, alle Gemüther erschütterte. Dann mußte er die Leidenschaften der Polen und Italiener aufregen, den Spaniern Aussöhnung seiner Vergehen wider sie durch Wiederherstellung der Cortes versprechen; kurz, er mußte die Freiheit als Waffe ergreifen, nicht aber sich durch sie einzwängen lassen.

Sechster Theil.

Erstes Capitel.

Im 1sten Capitel des 6ten Theils behandelt Fr. v. Stael ausführlicher die schon früher berührte Frage: ob die Franzosen für die Freiheit geeignet?

Wenn man von gewissen Leuten sagen hört: die Franzosen sind der Freiheit gar nicht fähig! so bedeutet dies nichts weiter, als daß es gewissen Privilegirten vortheilhaft scheint, für die einzigen anerkannt zu werden, welche Frankreich mit Weisheit zu regieren vermöchten, wogegen der übrige Theil der Nation als Aufrührer zu betrachten sey.

Aus einem höhern und unpartheiischen Gesichtspunkte betrachtet, läßt sich der Satz aufstellen: daß ein jedes Volk zur Freiheit geeignet ist, wenn es frei seyn will. Denn ich glaube nicht, daß es in der Geschichte das Beispiel eines unerfüllt gebliebenen Volkswillens gegeben habe. — Sobald die Einrichtungen eines Landes unter der Stufe der daselbst verbreiteten Geistesbildung stehen, so streben sie mit Nothwendigkeit dahin, sich ins Gleiche zu setzen. Nun haben seit dem Alter Ludwigs XIV. bis zur französischen Revolution der Geist und die Kraft in den Privatleuten gewohnt, die Regierung ist immer mehr gesunken. — Man wird hiergegen sagen: die Franzosen

Digitized by Google

haben ja in der Revolution nicht aufgehört, zwischen Thorheiten und Gräuelthaten in der Irre zu laufen! — Wenn dem wirklich so wäre, so würde man, wie ich schon oft bemerkt, die Schuld lediglich den alten politischen Einrichtungen beizumessen haben; denn durch sie war die Nation gebildet worden, und wenn jene Einrichtungen von der Art waren, daß durch sie nur eine Klasse von Leuten aufgeklärt und gebildet, die große Masse aber verschlechtert wurde; so waren sie ohne Zweifel schlecht. Das ist aber ein Sophismus der Feinde menschlichen Verstandes, daß sie verlangen, ein Volk solle die Tugenden der Freiheit besitzen, ehe es die Freiheit selbst erlangt habe, da doch das Volk diese Tugenden nur durch den Genuß der Freiheit erlangen kann, weil die Wirkung das Vorhergehen der Ursache verlangt.

Die erste Eigenschaft einer Nation, die der ausschließenden und willkührlichen Regierung müde zu werden beginnt, ist die Energie. Die andern Tugenden können nur das allmählige Resultat von Einrichtungen seyn, die lange genug gedauert haben, um den Volksgeist zu bilden.

Es hat Länder gegeben, wie das alte Aegypten, wo die Religion mit der Politik in Eins verschmolzen ist, und den Sitten und Gewohnheiten der Menschen einen passiven, feststehenden Charakter eingeprägt hat. Im Allgemeinen aber sieht man die Völker sich vervollkommnen oder verschlechtern, nach Maaßgabe ihrer Regierungsform. Rom hat noch dasselbe Clima wie sonst, und doch kann man, bei Betrachtung der Bewohner Italiens von den alten Römern an bis zu unsern heutigen Italienern, die ganze Stufenleiter übersehen, welche die Völker vermöge der Verschiedenheit ihrer Regierung durchzusteigen haben.

Allerdings liegt es außer Zweifel, daß das die Würde eines Volks begründet: sich die ihm angemessene Regierung geben zu müssen; doch ist dies ein Werk, dem viele Schwierigkeiten im Wege stehen können, eine der größten aber ist ohnstreitig die Vereinigung der alten europäischen Staaten zu Hemmung des Fortschreitens der neuen Ideen.

Man muß daher unpartheiisch die Schwierigkeiten und die Anstrengungen beurtheilen, ehe man den Ausspruch fällt, daß ein Volk nicht für die Freiheit geeignet sey.

2tes Capitel.

Im 2ten Cap. wirft die Verf. einen Blick auf die Geschichte Englands. Sie bemerkt unter andern:

Weder die Könige noch die Nationen halten politische Schwüre, wenn nicht die Natur der Dinge die Fürsten nöthigt und den Völkern genug thut. — Hinsichtlich Heinrich des VII. von England sagt sie:

Die Nation war ermüdet von bürgerlichen Kriegen, und der Geist der Knechtschaft trat auf einige Zeit an die Stelle des Parteigeistes. Heinrich VII unterjochte den Adel, und stellte den vollständigsten Despotismus auf. Das Parlament, späterhin das Allerheiligste der Freiheit, diente damals lediglich dazu, die willkührlichsten Handlungen durch einen falschen Schein der Zustimmung des

SOCIETATIS

Volks zu heiligen: denn es giebt kein besseres Werkzeug für die Tyrannei, als eine Versammlung, wenn sie zur Schlechtigkeit herabgewürdigt ist. Die Schmeichelei verbirgt sich unter den äußern Schein der öffentlichen Meinung, und die gemeinsame Furcht sieht beinahe dem Muth ähnlich; so sehr belebt und bestärkt man sich wechselseitig im Enthusiasmus für die Macht. —

Bei Carl dem II. wird bemerkt: Dieser König und nach ihm Jakob II. nahmen von Ludwig XIV. Subsidien dafür an, daß sie dem Volke keine constitutionelle Freiheit geben sollten. Eben so erhielten die ersten Minister und deren Frauen Geschenke von Seiten des französischen Gesandten für das Versprechen, England dem Einflusse Ludwig XIV. zu unterwerfen

Die Habeas Corpus Acte wurde zwar unter Carl II. gegeben, jenes Gesetz, worauf die individuelle Freiheit gegründet ist; dennoch gab es nie mehr Verletzungen dieser Freiheit, als unter seiner Regierung: denn die Gesetze ohne Bürgschrft (Preßfreiheit) sind nichts.

Es folgt nunmehr eine schauderhafte Schilderung der Gräuel, die unter Carl II. und Jakob II. geschahen, bis endlich eine neue Umwälzung die Freiheit begründete, die unter Wilhelm III. und seinen Nachfolgern immer mehr entwickelt ward.

Die übrigen Capitel größtentheils eine lobpreisende Darstellung der englischen Verfassung.

Schilderung der Provinz Limoufin und deren Bewohner. Aus dem Tagebuch eines preussischen Offiziers in französischer Kriegsgefangenschaft. Berlin 1817, in der Maurerschen Buchhandlung.

Dieses Werk verdient in politischer Beziehung insofern eine besondere Beachtung, weil es sowohl an Ort und Stelle zu einer Zeit geschrieben ward, wo die öffentliche Stimmung im innern Frankreich mächtig bewegt war; als auch deshalb, weil es getreue Darstellungen des innern Zustandes der französischen Verfassung und Verwaltung enthält, die wir in den jetzt Preussisch gewordnen Rhein-Provinzen wiederfinden.

Der Verfasser fängt mit der geographischen Lage und dem geognostischen Verhalten des Landes an, und geht dann in die genauesten Details der Statistik ein. Die großen Strecken Landes, welche durchaus aller Cultur unfähig sind, zeigen uns, daß Frankreich, wenigstens nicht überall, das schön gepriesene Frankreich ist.

Im November 1813 fand damals während des Aufenthalts des Verfassers die große Aushebung von 120,000 Mann Statt, um die bei Leipzig verlornen Armeen wieder zu ersetzen. So groß diese Conscription ist, so war sie doch im Verhältniß zur Bevölkerung Frankreichs nur unbedeutend. Das zeigt der Verfasser am Beyspiel des Departements der obern Vienne. Das Departement hat 236000 Einwohner, und durfte zu dieser Aushebung nur 1200 Mann stellen. Dennoch waren im Jahre 1801 seit den Revolutionskriegen schon 12000 Mann zur Armee abgegangen. Die blutigsten Kriege erfolg-

Digitized by Google

ten erst nachher; so daß man abnehmen kann, wie groß der Verlust an Männern für ganz Frankreich zu nehmen seyn muß. Demohnerachtet hat die Bevölkerung in Frankreich im Ganzen zugenommen, seit die Nationalgüter nach der Revolution verkauft worden, und eine größere Theilbarkeit des Grund-Eigenthums eingeführt war. Uneheliche Geburten sind selten, weil die Französinnen einen zu männlichen Charakter haben, vielleicht auch weil sie vor Gefallsucht gar nicht zum wirklichen Gefühl kommen können.

Sehr lesenswerth sind die Bemerkungen über die Wirkung der Revolution auf die verschiedenen Stände und Erwerbsarten der dortigen Bewohner. So haben sich die Capitalisten vermindert, dagegen die Grundbesitzer vermehrt. Mehr Grundbesitzer als sonst treiben jetzt ein bürgerliches Gewerbe. Am meisten hat sich die Zahl der Handelsleute vermehrt, und der Handwerker. Allein dadurch haben Handel und Gewerbe nicht gewonnen; bei der Leichtigkeit ein eignes Etablissement anzufangen, gingen viele bald wieder zu Grunde. Am meisten haben die Tagelöhner und Dienstbothen abgenommen, da viele derer jetzt als Eigenthümer das Land bauen, welches diesen Gewerbszweig um das Doppelte vermehrt hat. Was aber am meisten auffällt, ist, daß sich die Zahl der Staatsbeamten so unverhältnißmäßig vermehrt hat. Das kleine Departement der obern Vienne zählt 992 besoldete Personen. Sonst waren in diesem Umfange nur 270. Dies zeigt wieder, daß manche französische Institute nur von weitem so vollkommen erscheinen.

Dagegen schildert der Verfasser das französische Marsch-, Etappen- und Militair-Verpflegungswesen als sehr vollkommen; auch kann man sich sehr gut davon überzeugen, wenn man sich die Mühe nimmt, die pag. 40 abgedruckte französische Marschroute zu lesen, wo alles so bestimmt ist, daß alle Collisionen, welche sich bey dem Etappenwesen so leicht finden, gänzlich vermieden werden

Mit Verehrung wird der Leser durchdrungen bey der Schilderung der Verdienste der barmherzigen Schwestern. In Deutschland, wo so viel über Religion geschrieben wird, wo der Mysticism immer mehr um sich greift, findet eine ähnliche Aufopferung wenigstens unter den Protestanten — nicht Statt. Es wäre traurig, wenn man mit Fr. v. Stael den Deutschen nachsagen müßte, daß es ihnen der leichtsinnige Franzose an praktischem Sinn zuvorthut, und daß bey uns im Wortschwall der Schule die That untergeht

Die Menge Notarien macht, daß jeder im Durchschnitt nur 143 Notariatsverhandlungen aufnimmt. Hieraus muß man folgern, daß sie mit ihrer Arbeit sehr theuer seyn müssen; oder daß sie Gelegenheit haben, sich nebenbey viel per fas zu erwerben; denn sonst könnten sie unmöglich leben.

Die Gensdarmerie-Einrichtung erscheint sehr einfach, da für das ganze Departement 5 Offiziere hinreichen

Sehr interessant ist die Vergleichung der Preise der nöthigsten Lebensbedürfnisse, wie sie vor der Revolution und 21 Jahre später waren. Die vermehrte Landes-Cultur zeigt sich in größerer Wohlfeilheit des Getreides; die bessere Vertheilung der Abgaben in der größern Wohlfeilheit des Salzes, und der vermehrte Wohlstand in

Digitized by Google

der verstärkten Consumtion des Fleisches, welches im Preise gestiegen ist.

Daß die zu große Theilbarkeit von Grundstücken auch übermäßig werden kann, zeigt uns der Verfasser bey Beschreibung des Landbaues. Güter, welche mit 2 bis 4 Kühen beackert werden, sind oft aus 18 bis 20 verschiedenen Ackerstücken zusammengesetzt, welche mit andern untermischt liegen.

Auffallen wird es jedem, der sah, wie viel Napoleon durch sein Kriegsheer that, daß dasselbe keiner besondern Vorrechte genoß. Er bezahlte die Subaltern-Offiziere besser, als das gewöhnlich in Deutschland der Fall ist; allein die Capitains und Staabsoffiziere standen sich bey weitem nicht so gut, wie in Deutschland. In Frankreich gingen unter Napoleons militairischer Despotie die Civil-Authoritäten immer vor. So kamen die Minister vor den Marschällen, die Staatsräthe vor den Divisions-Generalen, und die Präfekten vor den Brigade-Generalen. Besonders wichtig aber war, daß die Bürgemeister vor den Platz-Commandanten den Rang hatten.

Der Geschäftsgang in Preussen, besonders im Bereich des Ober-Landes-Gerichts zu Cleve. Wesel bey M. Becker, 1817.

Der Verfasser hat das in jedem ehemaligen französischen Departement herausgekommene Annuaire zum Muster genommen. Darin waren für jeden Geschäftskreis alle Behörden von der untersten bis hinauf zur Person des Landesherrn benannt und ihre Attributionen kurz angegeben. Der Verfasser hat in dem vorliegenden Werke mit der Person des Königs angefangen, und der Genealogie des Königl. Hauses und die der damit verwandten Familien beygefügt; worauf der Hofstaat, die Ritter-Orden und dann der Staats-Rath folgt. Hierauf die Ministerien mit den verschiedenen Unterbehörden im Bezirk des Clevischen Ober-Landes-Gerichts; welcher zum Theil zum Bezirk der Regierungen Arnsberg, Düsseldorf und Cleve gehört.

Am wichtigsten ist die Darstellung der ehemaligen ständischen Verfassung in diesen Provinzen, und der zuletzt unter der französischen Regierung eingeführten Volks-Repräsentation; welche sich nach dem Verfasser folgendermaßen darstellt:

Jeder Staatsbürger ist stimmfähig, und hat das Recht, in den Cantons-Versammlungen zu den Wahlen der ersten Stellvertreter des Volks mitzuwirken. Diese Wahlen leitete einer der angesehensten Einwohner des Cantons, als Cantonal-Präsident. Bey größern Cantonen wurden mehrere Sectionen formirt, für jede ein besonderer Delegatus des Präsidenten ernannt, und ein Ort bestimmt, wo sie ihre Stimmen abgeben konnten. Hier wurden die Mitglieder der Wahlkollegien gewählt. Wahlfähig waren die 600 am höchsten besteuerten Einwohner des Departements. Die Wahl geschah schriftlich; auf 500 Seelen kam im Durchschnitt ein solcher Wahlherr.

Diese Wahlherren bildeten in jedem Kreise eine Vereinigung, das *Collège électoral d'arrondissement*, welches aus 150, 200 Männern bestand. (Kreis-Stände).

Außer jedem Kreise hatte auch noch jedes ganze Departement ein Collège électoral du département von 200 - 300 Mitgliedern, welche auf dieselbe Art gewählt wurde. (Provinzial-Stände)

Das Wahl-Collegium des Kreises wählte 2 Candidaten für das Corps législatif.

Das Wahl-Collegium des Departements ebenfalls. Von den für jede Stelle präsentirten 2 Candidaten mußte der Landesherr einen wählen. Dies waren denn die Land-Stände.

Von diesen berathenden Volks-Vertretern sondert der Verfasser noch die zur Aufsicht der administrativen Behörden gewählten Stellvertreter des Volks ab.

Der Senat stand den Ministern gegenüber, und ward aus Candidaten genommen, welche die Departemental-Wahlcollegien erwählten.

Das Conseil général controllirte den Präfecten, und ward ebenfalls von den letzten Collegien gewählt.

Das Conseil d'arrondissement hatte die Aufsicht über den Unterpräfecten, und ward vom Wahl-Collegio des Kreises gewählt.

Der Municipalrath controllirte die Bürgermeister in den Land- und Stadt-Gemeinden.

Der Friedensrichter des Cantons endlich ward auch von den Cantonal-Versammlungen gewählt.

So erscheint das ganze System einfach und umfassend.

Ueber Erziehung und Schulen, mit Bezug auf die Juden, von Geisler. Wesel bey M. Becker, 1817.

Der Verfasser will in der Vorrede die Erziehung der heutigen Menschen nach 4 verschiedenen Rücksichten bestimmt wissen; und fordert eine physische, logische, ethische und ästhetische Erziehung. Bey der Ausführung will er, daß die erwachsene Jugend nur ins Geheim getadelt, das Kind hingegen nie öffentlich gelobt werde.

Der Zweck des Verfassers ist, zu zeigen, wie schlecht die Volks-Erziehung am Rhein bisher war, und was zu ihrer Verbesserung geschehen muß. Er zeigt, daß die reich dotirten Seminarien nichts leisteten; und daß es unzweckmäßig sey, die Aufsicht der Erziehung den Geistlichen zu übergeben. Er schildert die aus der Schule entlassene Jugend, wenn sie zum Abendmahle geht, bey allen Confessionen mit folgenden Worten:

Die ganze Wissenschaft ist höchstens ein mühsames Lesen und das Ein mal Eins. Schreiben können die wenigsten, mathematische Kenntnisse, die Trösterin im Leiden, sind ihnen ganz fremd — von der sittlichen Geschichte der Menschen wissen sie nichts, die Lehre von gegenseitigen Pflichten, in moralischer und politischer Beziehung, ist ihnen Sanskritt, und nur die Furcht für Gefängniß und Tod zügelt ihre Begierden.

Digitized by Google

Freimüthige Blätter

für

Deutsche.

SOCIETÄT

I.

Aphorismen

aus

Schleiermachers Vorlesungen über Politik.

Vorwort.

Jahn las im vorigen Winter über deutsches Volksthum, Schleiermacher im vorigen Sommer über Politik. Beide wollten ihre Reden drucken lassen, dann wird die Welt den Inhalt erfahren. Was ich hier aus den Vorlesungen Schleiermachers gebe, entnehme ich aus dem, was ein Zuhörer mir darüber sagte; vielleicht hat er nicht ganz richtig gehört und verstanden, das wird sich ergeben, wenn der gehaltene Vortrag gedruckt erscheint. Daher diese Aphorismen mit meinen Noten.

Man muß den Staat als ein historisches Ergebniß ansehen, und dabei weniger das Wie seiner Entstehung, als das Was seines Daseyns betrachten.

Physische und geistige Verhältnisse — dasselbe Clima, gleiche Bedürfnisse, gleiche Sprache stellen unserem Blick

Digitized by Google

bald eine Anzahl von Menschen als von der Natur zu gemeinsamen Streben hingewiesenes Ganze dar. Hier stoßen wir auf Volksthümlichkeit und auf die natürlichen Grenzen des Staats.

Der Staat ist ein Verein von Menschen zu Beförderung ihres Naturbildungs-Prozesses. Je homogener die Theile sind, desto besser ist der Zweck zu erreichen; daher Naturgrenzen des Staats.

Die gesundesten, kräftigsten und sichersten Staaten sind diejenigen, die ein ganzes Volk, aber auch nicht mehr umfassen. Geschichtlich ist jeder Staat erst alsdann, wenn er diesen Punkt erreicht, zu seiner vollkommenen Ruhe gelangt; nur freilich muß man ihm dazu Zeit lassen.

Die Religion verschmäht die Grenzen der Volksthümlichkeit, und strebt nach Universalität hin, wie dies in neuerer Zeit bei der Christlichen der Fall: und in der That, auf ihrem Grunde ist die erste Idee der Universal-Monarchie in Europa erwachsen; Heinrich IV. u. a.

Der Uebergang aus dem vorstaatlichen in den staatlichen Zustand wird bezeichnet durch den sich bildenden Gegensatz von Obrigkeit und Unterthanen. Dieser Gegensatz ist jedoch an sich nichts Persönliches, sondern ein Unterschied der Function, wie solches die Democratie am deutlichsten zeigt. *) Der Ausdruck jenes hervortretenden Gegensatzes ist das Gesetz — der

*) Wenn man den Staat als ein geschichtliches Ergebniß, und das mit Recht, betrachten muß, so giebt es keinen vorstaatlichen und vorgesetzlichen Zustand, sondern der Staat fängt mit Adam und Eva, durch ihre Ehe, und mit Kain und Abel, durch den hausväterlichen Zustand an. Es ist auch nicht wahr, daß hier nicht schon der Gegensatz zwischen Befehlenden und Gehorchenden in Mann und Weib, Eltern und Kindern, hervortreten sollte, der das Gesetz bildet, eben so wenig wahr ist es, daß dieser Gegensatz nichts Persönliches, sondern nur die Function Betreffendes, ent-

Ausspruch des Gesammtwillens, dessen Materiale die Beförderung des Naturbildungs-Processes ist. *)

Durch das Gesetz spricht sich das Bewußtseyn der Einheit der den Staat bildenden Individuen aus. Der vorgesetzliche Zustand verhält sich zum gesetzlichen, wie das

---

hatte. Die Natur hat von der elterlichen bis zur Monarchenherrschaft hinauf diese, rein persönlich auf physische und moralische überwiegende Kraft des Ehemanns und der Eltern so wie des Mächtigsten im Volke begründet, und dem Herrschenden das Gesetz ins Herz geschrieben, wonach sie verfahren sollen: Moralische und physische Entwickelung der Menschennatur als obersten Zweck der Familien, der Staaten und der Menschheit. Die Democratie ist dagegen ein ganz widernatürlicher Zustand, der niemals die Probe ausgehalten hat, indem er Gleichheit der Macht ursprünglich voraussetzt, die nie vorhanden gewesen ist und vorhanden seyn kann.

*) Gesetz kann niemals Ausdruck des Gesammtwillens seyn, weil es niemals einen Gesammtwillen gegeben hat, der wie eine Einheit auf das Ziel: Entwickelungsprozeß der Menschheit hingewirkt hätte. Dies selbst in Democratien nicht, die nur auf dem Papier oder in der Idee existirt, denn in allen Volksversammlungen anscheinend und Fürstlich auf Gleichheit der Macht und des Rechts gebaut, hat sich die auf Natur begründete Ungleichheit der Macht durch überwiegendes Talent oder Sachen-Reichthum ein Uebergewicht zu verschaffen gewußt.

Der Gesammtwille müßte aus allen Einzelnwillen zur Einheit zusammenwachsen, um den Entwickelungsprozeß durchzusetzen, dann müßte in jedem Einzelnwillen, oder wenigstens in der Mehrheit derselben, die Idee der Allgemeinheit oder des Staats und dessen Entwickelung herrschen. Dies ist aber nicht der Fall, da die Mehrheit der Einzelnwillen, (welches stets die rohe Masse ist) ihr Ich dem Staat vorzieht und sich nur sinnlich nicht geistig entwickeln will. Es muß also das Gesetz Ausdruck des Willens derer seyn, die den Entwickelungs-Prozeß zu fördern verstehen, und eine Macht in der höchsten Potenz über sich haben, die mit dem Staat identisch (König) über alles Gesetz erhaben und heilig ist, daher kein anderes Ich dem Staat vorsetzt, weil sie mit demselben eins ist, und mit ihm ein Interesse hat.

Bewußtseyn zum unbewußten Zustande (der Einheit). Im vorgesetzlichen Zustande halten die homogenen Individuen gleichsam nur instinktmäßig zu einander; als Gesammtheit erkennen sie sich erst, werden sich bewußt durchs Gesetz.

Das Gesetz ist Ausdruck des Gemeinwillens; wer diesen ergriffen hat, und seinen persönlichen Willen unterordnet, ist Obrigkeit; derjenige aber, der das Bewußtseyn hat, daß bei ihm der persönliche Wille noch prädominire, ist der Unterthan.

Alle Unterwerfung der Regierten unter den regierenden Theil ist eine freiwillige, gegründet auf das Bewußtseyn des gemeinsamen Willens, der Einheit. Die Obrigkeit ist Obrigkeit, weil der Einzelne regiert seyn will, und sie den Widerstreit des persönlichen gegen den Gesammtwillen auflöst. Thut sie dies nicht, so regiert sie nur zum Schein.

Das Fundament des Staats ist die Pietät, das Bestreben des Einzelnen, den allgemeinen Willen gelten zu machen.

Durch Vertrag kann kein Staat entstehn; denn jeder Vertrag setzt einen bürgerlichen Zustand (ein Bewußtseyn der Einheit) voraus. Durch Gewalt aber ist der Staat eben so wenig entstanden: die Entstehung desselben muß also zwischen Gewalt und Vertrag inne liegen.

Das Uebergehen vom bewußtlosen zum bewußten Zustande wird allmählig geschehen, und muß von einem Minimum zum Maximum fortschreiten. Wenn das Bestreben, den einzelnen Willen gegen den allgemeinen aufrecht zu erhalten, (dieser Gegensatz von Obrigkeit und Unterthanen) zurücktritt, dann wird der Staat vollkommen, es entsteht Harmonie; das Widerstreben des persönlichen Willens gegen den Gesammtwillen giebt Anarchie.

Am Staate ist dreierley zu bemerken und zu unterscheiden:

1) Die fortwährende Staatsbildung (die vom Minimum zum Maximum fortschreitende Identität des Willens der Staatsbürger.

Digitized by Google

SOCIETÄT

2) Die Staatsverwaltung.

3) Die erhaltende Thätigkeit (deren Ziel die Festigkeit und Sicherheit des Staats nach außen ist).

Manche haben behauptet: Es komme alles auf die gute Verfassung des Staats an; diese müsse nur gegeben werden, dann werde das Uebrige schon von selbst gehen. — Dies ist ein Irrthum. Verfassung begründet die Freiheit des Einzelnen. Wenn nun aber der Einzelne noch kein Gefühl für Freiheit hat; wenn er noch nicht Intelligenz genug besitzt? — Hier wird es zuförderst der Verwaltung hauptsächlich bedürfen, bis der Unterthan Gefühl für Freiheit erlangt, bis der persönliche Wille in ihm nicht mehr prädominirt, sondern das Bewußtseyn des Gemeinwillens sich höher entwickelt hat.

Andere dagegen meinen: alles beruhe lediglich auf guter Verwaltung des Staats; ob Verfassung vorhanden, und welche? das sey gleichgültig. — Auch dieß ist irrig. Denn der Theil des Volks, der früherhin der intelligentere war, das Bewußtseyn des allgemeinen Willens vorwaltend hatte und es als Gesetz aussprach, unter welches der minder intelligente Theil sich fügte, kann im Laufe der Zeit stehen geblieben, ja zurückgekommen seyn, wogegen der früher minder Intelligente zu höherer Intelligenz gelangte. Die Gesetze, die Verfassung, welche früher passend waren, werden mithin jetzt nicht mehr passen; sie werden nicht mehr Ausdruck des Gesammtwillens seyn; und wenn die Obrigkeit noch so gewissenhaft nach diesen Gesetzen verfährt, wird sie doch schlecht regieren.

Endlich meinen auch wohl manche: es kömmt alles darauf an, daß der Staat sich erhalte; lediglich hierauf muß Verfassung und Verwaltung gerichtet seyn. — Die Erhaltung des Staats als Probirstein seiner guten Verfassung und Verwaltung zu nehmen, würde richtig seyn; jene Meinung

Digitized by Google

aber ist so irrig, daß man vielmehr mit Recht sagen kann: ein Staat, der bloß auf seine Erhaltung hinstrebt, kann sich nicht erhalten. Die nähere Betrachtung wird die Wahrheit hiervon zeigen.

Die Erhaltung des Staats (als dessen Sicherheit nach aussen) ist berechnet auf das Vorhandenseyn mehrerer Staaten und auf deren gestörtes ruhiges Nebeneinanderseyn. Diese Störung tritt dann ein, wenn ein gegenseitiges Mißtrauen entsteht, daß der eine Staat dem andern etwas entziehen wolle, jetzt tritt der Begriff von relativer Schwäche und Stärke der Staaten hervor. Dieser Gegensatz besteht nicht, so lange ein jeder Staat sich innerhalb seiner natürlichen Grenzen hält (im Stande der politischen Unschuld beharrt).

Die Erhaltungswaffe des stärkeren Staats ist Gewalt; die des schwächeren List. Im ersteren Falle sehen wir einen militairischen Staat; im andern aber, wo man die innere Schwäche durch die Kunst verbergen und ersetzen will, vermöge welcher alle äußere Verhältnisse zu Gunsten des schwächeren Staats gelenkt werden, giebt es einen diplomatischen Staat. Im militairischen Staat wird gefordert, daß die Kräfte der Selbsterhaltung in größtmöglicher Masse zu jedem Augenblick bereit und beweglich sind. Alles übrige nicht unmittelbar dahin Einschlagende, alle Quellen des intellectuellen Nationalreichthums werden vernachlässigt. Es zeigt sich hier offenbar Neigung zur Barbarey; der Staat wird auf diese Weise zur Bewußtlosigkeit zurückgehen, aber auch schon lange vorher wird er gar nicht mehr wie ein Staat, sondern wie eine zum Streit verbundene Masse aussehen.

Betrachten wir nun den zweiten Fall, wo ein Staat, im Bewußtseyn seiner Schwäche, durch Klugheit und List stark zu werden sucht; die diplomatische Periode soll die Gewalts Periode vorbereiten. Die Aufgabe wird die seyn: der schwächere Staat muß sich gegen den stärkeren ungefährlich stellen,

Digitized by Google

sich in dessen Willen, wenigstens scheinbar, fügen. — Hierdurch aber geht ja alles Bewußtseyn des Staats verloren. Zudem wird der stärkere Staat, wenn er nicht ganz von Klugheit entblößt ist, den schwächeren zu Maaßregeln treiben, die seinem natürlichen Verhältniß und wahren inneren Staatsleben unangemessen und zerstörend sind.

Ein solcher (diplomatischer) Staat existirt also, recht angesehn, als Staat so wenig wie ein militairischer Raubstaat.

Nach den ältern Theorien unterschied man hauptsächlich 3 Staatsformen, und das Philosophiren über den Staat beruhete gewöhnlich in Erörterung der Frage: welche die beste Form sey, ob Demokratie, Aristokratie oder Monarchie?

Sehen wir auf das geschichtliche Gebiet, in welchem diese Formen entstanden sind, (Griechenland); so werden wir die Frage: ob dieselben wesentlich verschieden sind? verneinen.

Es finden sich Staaten, welche aristokratisch und monarchisch, und eben so aristokratisch und demokratisch erscheinen, und wir nennen sie nur deshalb Aristokratie oder Demokratie oder Monarchie, weil das aristokratische oder demokratische Prinzip verwaltet, oder weil historisch der Staat früherhin Demokratie war, obwohl er später einen aristokratischen Character angenommen hat.

In der Demokratie z. B. nehmen alle Staatsbürger an der Verwaltung Theil. Ausgeschlossen sind Weiber, Kinder, Knechte, als nicht Staatsbürger. Indeß, die Knechte werden frei; denn sie sind Schutzverwandte. Die Staatsform wird hierdurch noch nicht geändert, so lange dieser Schutzverwandten nicht sehr viel sind. Wenn dieselben sich aber so bedeutend vermehren, daß sie gegen die alten Bürger die Mehrzahl ausmachen, so nimmt die bisherige Demokratie einen aristokratischen Character an.

Digitized by Google

Pohlen konnte eben so gut als Aristokratie, wie als Demokratie angesehen werden, obwohl es durch den König eine äußere monarchische Gestalt erhielt. Denn in Pohlen nahmen alle Staatsbürger an der Regierung Theil (also Demokratie), die Mehrzahl des Volks waren aber die Leibeigenen, und der Adel konnte mithin als die Aristokraten angesehen werden; der König aber war nur primus inter pares.

Nach der neuern Theorie Montesquieu's unterscheidet man die verschiedenen Staatsgewalten, und hat in deren Trennung oder Vereinigung den wesentlichen Unterschied der Staatsformen gesucht.

Gesetzgebende, verwaltende, vollziehende Gewalt. Bei näherer Betrachtung aber sieht man bald, daß diese sogenannten Gewalten nicht wesentlich verschieden sind, daß vielmehr deren Functionen in einander greifen und eine und dieselbe Gewalt hier als verwaltend, hier wiederum als gesetzgebend erscheint. Der Unterschied derselben kann daher nur darauf beruhen, daß sie auf diese oder jene Function vorzugsweise gerichtet sind.

Einen Staat, wo alle drei obige Gewalten durchaus in Einer Person vereinigt sind, nennt man einen despotischen.

Es fragt sich: kann denn wohl bei gänzlicher Trennung jener Gewalten, und bei deren Vertheilung an verschiedene Inhaber, der Staat als eine Einheit gedacht werden? Keineswegs! weil diese Gewalten, als getrennt, sich sogleich feindselig einander gegenüber stellen. — Das Volk wird hierbei entweder in einen vorbürgerlichen Zustand zurücktreten, oder, sofern es noch eine Einheit (des Bewußtseyns, des Willens) bildet, auf eine Wiederherstellung des Staats hinarbeiten; es wird sich also in einem revolutionairen Zustande befinden. — Sehen wir z. B. Frankreich im Jahr 1814, bei der Constitution, wo dem Könige bloß die vollziehende Gewalt, und in der gesetzgebenden nur die negative, das Veto gegeben war.

Digitized by Google

Eine so vollständige Trennung der Gewalten ist indeß von den Politikern, die deren Sonderung beabsichtigten, auch nicht gefordert worden. Die Verwaltungen (oder Gewalten) sollten einander vielmehr wechselseitig nur ins Gleichgewicht setzen. — Aber auch in diesem Falle besteht keine Einheit des Staats, außer etwa bei dem Volk, um dessen Genuß alles bahlt.

Wir haben weiter oben gesehen, daß der sich aussprechende Gegensatz von Obrigkeit und Unterthanen das Staat-Werden bezeichnet.

In den Unterthanen wird sich nun darstellen:

1) der Naturbildungs-Prozeß als solcher, welcher sich durch das persönliche Interesse, Streben nach Erwerb, Verbesserung seiner Lage, Eigenthum und Genuß ausspricht.

2) das Streben zur Einheit im Staat, welches sich darstellt durch die Erwartung des kommen sollenden Gesetzes, und durch den Willen, sich demselben unterzuordnen.

Die Obrigkeit dagegen stellt sich dar:

1) Als den allgemeinen Willen aussprechend, und

2) Als sich demselben auch zuerst unterordnend *).

Um den allgemeinen Willen vollständig auszudrücken, muß die Obrigkeit die Naturbildung der Unterthanen, ihre persönlichen Interessen berücksichtigen, wie sich dieselben (als an sich in Gemüth und Geist liegend) durch Wort und That aussprechen.

Realität erhält das Gesetz erst, indem es befolgt, vollzogen wird. Diese Vollziehung geben ihm hauptsächlich die Unterthanen; aber nicht bloß sie, sondern, wie vorbemerkt, fängt die Obrigkeit damit an.

*) Die Obrigkeit als solche, in der höchsten Potenz, im König, kann sich nie dem Gesetz, das sie selbst gegeben, unterordnen, es sey denn jure imperfecto, niemals aber jure perfecto, weil dies immer einen höheren Richter voraussetzt, der nicht vorhanden wäre.

Digitized by Google

Da in dem Gesetz die persönlichen Interessen, der Wille der Unterthanen berücksichtigt seyn müssen, und die Vollziehung zuletzt wieder Sache des Volks ist, so kann man mit Recht sagen:

Die Gesetzgebung hebt beim Volk an, und die Vollziehung hört bei demselben auf, (erreichet ihre Vollendung).

Die Gesetzgebung hört bei der Obrigkeit auf, und die Vollziehung fängt bei derselben an.

Digitized by Google

II.

A. von Schadens
(vormals Offizier in Königl. Baiersch. Diensten)

Sendschreiben

an

den Verfasser des im Oppositions-Blatte vom 28. Sept. d. J. (Nr. 229.) enthaltenen Aufsatzes:

„Einiges wider das Süddeutschthum des Herrn von Schaden."

Dic mihi, si fueris tu leo, qualis eris? —
Mart.

Mein Herr! Sie haben in Ihrer Kritik meines im 7ten Hefte der freimüthigen Blätter des Hrn. v. Cölln erschienenen Süddeutschthums nicht nur mich, sondern zwei meiner Freunde, welche ich sehr hochschätze, (den Hrn. Kriegsrath v. Cölln und den Hrn. Jul. v. Voß nämlich) der Verbreitung revolutionärer Grundsätze beschuldiget.

Einen solchen unziemenden Vorwurf unbeantwortet zu lassen, erlaubt meine Ehre nicht.

Sie beginnen damit, Ihre Verwunderung zu äußern, wie eine Censurbehörde den Abdruck unserer Aufsätze habe erlauben können. Das Motto, welches neulich Hr. v. Kamptz seiner

gehaltreichen Denkschrift über das Verbrennen der Bücher auf der Wartburg vorsetzte, beantwortet Ihre in der That lächerliche Verwunderung zu passend, als daß ich unterlassen könnte, Ihnen jene Worte zu wiederholen, welche Ihnen nicht fremd geblieben seyn werden. Sie heißen:

Preßfreiheit wollen sie für ihre Werke,
Für Andre eigene Censur,
Im Burschenton liegt ihre einz'ge Stärke u. s. w.

Ferner lassen Sie sich, mein Herr! vernehmen: „Jeder „Sachse, Baier ꝛc. ꝛc. hält sein Vaterland für den Kern des „großen Vaterlandes, und will die Nachbaren mit Souveränität „überschatten (?). In diesen Fehler verfiel auch Hr. von „Schaden, dessen fixe Ideen Baiern in Süddeutschland herrschen lassen u. s. w.

Der von Ihnen gerügte, sich allerdings in den heutigen politischen Raisonnements häufig zeigende Egoismus erscheint auch mir im höchsten Grade lächerlich, aber ich machte mich keineswegs desselben schuldig. Auch ich war früher Deutscher als Baier, um auch einmal im Geiste der modernen Opponenten zu sprechen. Nach meinen aufgestellten Ideen soll Baiern keineswegs in Süddeutschland herrschen, indem mein System ja überhaupt in ganz Deutschland nur zwei direkt herrschende und einige subordinirte oder indirekt herrschende Staaten annimmt, unter denen sich auch Baiern befindet.

Die Folge meines Systems zeigt es mehr noch als klar, mit welcher Partheilosigkeit ich über mein Vaterland selbst urtheile, in welchem ich mich schon seit einigen Jahren gar nicht mehr aufhalte, doch ich vergesse, daß bisher nur der Anfang, d. i. kaum der zehnte Theil meines neuen politischen Systemes im Drucke erschienen ist.

In der gesitteten Welt ist es hergebrachte Weise, daß man Jemanden ganz aussprechen läßt, bevor man antwortet; doch

mein Rezensent muß die Formen des gesitteten Lebens wohl nicht kennen, sonst würde er nicht an die Herausgabe seiner Kritik meines Süddeutschthums gedacht haben, ohne vorher die Fortsetzungen und das Ende desselben gelesen zu haben.

Meine Ideen beabsichtigen nichts weniger als Deutschlands Legitimität zu beeinträchtigen, allein nach meinen Ansichten befindet sich die hehre Teutonia bis auf diesen Augenblick noch in dem Zustande einer verderblichen indirekten Illegitimität, und mein System will bloß versuchen, die Mittel anzuregen, welche es zu einer endlichen direkten Legitimität führen können.

Uebrigens ist die Unschuld des Oppositionsblattes mir und vielen andern Leuten eben so verdächtig, als die Tugend der Messaline des Alterthums. Ich besitze leider weder an der Donau noch an der Spree Güter, ein deutsches Herz und ein freier Sinn entschädigen mich aber für alle Güter der Welt; ich bin kein Fürstenknecht noch ein Zelote alter Prosapie, die, nach der Aeußerung des Hrn. Rezensenten, mit den alten Fürstengeschlechtern und deren Unterthanen wie Heinrich IV. spielen sollen, den ein beleidigter Mönch (sehr löblicherweise!) herzhafter angriff, als die Fürsten, die er verschlingen wollte! — (O unschuldiges Oppositionsblatt! — O unschuldiger Rezensent!) —

In seiner Note meint der Hr. Rezensent: „Die fixen „Ideen der Verwandtschaften, die Hr. v. Schaden in einer „Staatsverbindung der Schweiz und Tyrol zu befriedigen glaubt, haben unter andern den Fehler, nicht örtlich erwogen zu seyn. Ein Bergvolk bedarf nicht eines andern „Bergvolkes, wohl aber einer Ebene, die ihm Getreide liefert, „eines Flusses, der seine Bedürfnisse zu und seine Produkte „abführt u. s. w."

Entweder, mein Herr! haben Sie mich nicht verstanden, oder Sie wollten mich nicht verstehen. Ich will den letzten

Fall annehmen, denn im ersten sehe ich mich veranlaßt, auszurufen: O sancta simplicitas! —

Das staatswirthschaftliche Interesse meines demokratischen neuen Freistaates kann und konnte ja vor der Hand gar nicht der Hauptgegenstand meiner Betrachtungen seyn, indem ich in der vereinigten festen Felsenburg in politischer und militärischer Hinsicht für ganz Deutschland gegen Süd und West ein unersteigbares Bollwerk hinstellen wollte, und schon genug, wenn das staatswirthschaftliche Interesse des neuen Freistaats nur nicht diesen Absichten entgegen tritt, und dieses ist keineswegs der Fall.

Sie sagen: „die Venetianische Lombardei gehörte dem „Tyroler nicht, aber sie nährte ihn, und er handelt dort so „frei, als in seinen Bergen.“ Gut! — Baierns und Schwabens gesegnete Gefilde gehören dem Tyroler und Schweizer auch nicht an, allein sie versehen den Alpensohn bis auf diesen Augenblick noch mit dem nöthigsten ihm fehlenden Bedürfnisse — mit Getreide. Sollen denn diese für den Tyroler heilsamen Verhältnisse aufhören, wenn er mit der Schweiz amalgamirt wird, — sollen die Alpensöhne merkantilische Verbindungen mit dem Nachbar deshalb enden? — Keineswegs! jene sollen fester verschlungen werden, diese herrlicher noch blühen. — Wo wären die Steine des Anstoßes vorhanden? — Wer denn will Tyrol dem Oesterreichischen Schutze entziehen? — Sie haben, mein Herr! wahrscheinlich die Schlußworte der ersten Abtheilung meines Süddeutschthumes übersehen, die also heißen: „Oesterreich als Hauptbestandtheil der süddeutschen Wage „müßte einen beständigen Impuls auf den benachbarten „Freistaat behaupten, aber versteht sich, in heilsamen, das „Charakteristische des Freistaats nicht beeinträchtigenden Schranken; — keine Geßler dürften wieder erstehen.“

In einer alten beliebten Wiener Volksoper, genannt, der Tyrolerwastel, spricht der Herr von Tiefenlein zum

SOCIETÄT

Bäckerjodel, als dieser von den Tyrolern ein schiefes Urtheil fällte: „erst denken, dann sprechen.“ Beinahe komme ich in Versuchung, Ihnen mein Herr Anonymus zuzurufen: „erst denken, dann schreiben!“

Es ist unzart, unhöflich und nicht ziemend, zwischen einem umsichtigen deutschen Rezensenten und dem Bäckerjodel gleichsam eine Parallele zu ziehen — ich gebe dieses zu; allein rechtschaffne deutsche Männer, die nach bestem Willen und Wissen in Zeiten einer beinahe allgemeinen deutschen Denk- und Preßfreiheit ihre politischen Meinungen zu Tage fördern, revolutionärer Gesinnungen öffentlich zu beschuldigen, dieses ist traun! noch Etwas mehr als unhöflich. Verstanden?

III.

Freimüthige Gedanken

über

verschiedene Gegenstände der jetzigen Zeit,

besonders

den Preußischen Staat betreffend.

Im Jahr 1818.

Nach dem 13ten Artikel der Bundesacte ist versprochen worden, daß in allen deutschen Ländern eine Versammlung der Stände constitutionsmäßig eingeführt werden soll; in den mindermächtigen Staaten ist dieses bereits zur Zufriedenheit der Unterthanen größtentheils geschehn. Nur die mächtigern Fürsten haben dieses noch aufgeschoben, und die Grundsätze, welche sie dazu bestimmen werden, sind noch unbestimmt. Wenn es auf die Eintheilung oder Classification der zu Wählenden ankommen sollte, so wäre die natürlichste Abtheilung in Adel, Bürger- und Bauerstand; allein diejenigen, die, weil sie die Druckpressen beschäftigen, das große Wort im Publiko führen, wollen davon nichts wissen: sie theilen die Menschen in den Lehr- Wehr- und Nährstand ein, so daß also der Lehrstand den ersten, nämlich den Platz des Adels einnehmen soll; sie bedenken nicht, daß, wenn von jeder Classe Deputirte erwählt wer-

den sollen, der Wehrstand auch Deputirte haben muß, und alsdann würde die Feder gegen den Degen sich nicht vortheilhaft ausnehmen.

Der vernünftigste Grundsatz scheint wohl dieser zu seyn, daß nur derjenige ein Recht, Deputirter und Wahlmann zu seyn, haben kann, der ein von dem Gesetze bestimmtes inamovibles Vermögen im Staate besitzt, so daß sein eigenes Interesse, sein eigenes Wohl und Weh mit dem Interesse des Staats in Verbindung steht.

Ein jeder, der eine Stimme in einer gesellschaftlichen Verbindung haben will, muß eine Actie in dem gesellschaftlichen Fonds niedergelegt haben. Man weiß wohl, daß die Schriftsteller sagen werden: „wir bezahlen unsere Actie mit unserm Verstande und unsern Talenten.“ Wenn man diese Actie genau betrachten sollte, so würde sie vielleicht oftmals nicht sehr ächt seyn; aber gesetzt, sie wäre es, so würde derjenige, der bey den Anordnungen im Staate nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren hat, bloß durch neue Projecte zu glänzen suchen, ohne sich darum zu bekümmern, was die Folgen davon für den Staat seyn würden; es würde daraus eine Versammlung entstehn, die derjenigen ähnlich wäre, die in Frankreich die Revolution verursacht hat.

Das Haupt-Object einer solchen Versammlung betrifft ja eben das Vermögen; die verschiedenen Nahrungszweige der Unterthanen; der ganze Zustand der Finanzen und das System der innern Einrichtungen muß ihr öffenbar vor Augen liegen, sie muß den Zustand jedes Zweiges der Industrie wissen, sie muß die Schulden des Landes, die Masse der Auflagen, wie viel sie einbringen, was ausgegeben wird, und zu welchem Zweck die Ausgaben verwendet werden, durchschauen, und ihre Pflicht ist, einen Etat zu formiren, der, wenn er approbirt worden, nie überschritten werden darf, ohne daß die Minister ihr dafür responsable seyn müssen.

Man muß nicht glauben, daß hiezu große Talente und Einsichten nöthig sind. Ein jeder ist klug genug, um dasjenige einzusehn, was zu seinem Vortheil dienlich ist, und nur diejenigen, die klüger seyn wollen als der gesunde Menschenverstand, verfallen in abentheurliche Verirrungen.

Man sieht ja, daß der größte Theil der Menschen die Fehler der Minister, sie mögen im politischen, oder im Finanz Fach vorkommen, schnell einsieht und beurtheilt, daher das Sprichwort entstanden: „vox populi vox dei.“

Ferner hat die Versammlung ihr Augenmerk auf den grossen Verfall des Landes, wo von Mangel an Wohlhabenheit bis aufs äußerste Elend nichts als Armuth bemerkbar ist. Der so sehr erhöhte Civil- und Militair-Etat erfordert ungeheure Ausgaben, die durch ein Heer von Auflagen, so das an sich arme und durch den Krieg erschöpfte Land ganz niederdrücken, eingetrieben werden müssen.

Diese Auflagen, die auf alle Gegenstände sich erstrecken, verursachen an sich eine große Theurung; hierzu kommt, daß Bäcker, Brauer, Fleischer den Preis der Lebensmittel nach Belieben erhöhen, weil sie, da sie die Gewerbesteuer bezahlen, keine Taxe haben, und von der Aufsicht der Polizei dispensirt sind. Mit dem Holze wird gleichfalls eine Art von Monopol getrieben.

Aus vielen hier zu weitläuftig anzuführenden Ursachen sind die Miethen in der Hauptstadt zu ungeheuern Preisen gestiegen, die Fabriken sind ihrem Untergange nahe, weil man in dem Wahn zu stehen scheint, daß das Land nun ein ackerbauendes seyn müsse; man bedenkt nicht, daß eben durch städtisches Gewerbe der Ackerbau durch erleichterten Debit der Producte begünstiget wird.

Durch die allgemeine Conscription, und durch die Menge von Schreibern, die in den Bureaux angesetzt sind, da ein jeder Beamter, deren Zahl gleichfalls verdoppelt und vervier-

facht ist, ein Bureau hat, werden der Industrie und der produ-cirenden Classe eine Menge Arme entzogen, so, daß also die Zahl derjenigen, die der Staat erhalten muß, immer vermehrt, und die Zahl derjenigen, die durch Arbeit etwas produciren sollen, immer verringert wird.

Nur diejenigen, die durch ihre Gewerbe als Parasitpflanzen zu betrachten sind, hierunter gehören die Juden, die Wucherer, die Agioteurs, die Lieferanten, die Kornjuden, die Aufkäufer, die Höker aller Art, nur diese bereichert sich durch das Unglück der Uebrigen.

Hiezu kann man denn noch gewisse Gewerbe rechnen, als, wie gesagt, Bäcker, Brauer, Fleischer, Brantweinbrenner und Materialisten, die gleichfalls reich werden.

Es giebt gewisse Inconsequenzen, die schwer zu begreifen sind, hierunter gehören z. B. die vielen Vorzüge, die man den Juden gestattet. Alle Erfahrungen jeder Zeit haben die schlimmen Folgen davon gezeigt. Die Juden arbeiten nie, produciren also durch sich selbst gar nichts, sondern leben durch Speculationen, wovon ein großer Theil mit Betrügereien vermischt ist, auf Kosten der übrigen Staatsbürger; daher die schreckliche Inconsequenz des ehemaligen Wucheredikts, besonders zu einer Zeit, da jeder Capitalist, durch das Indult gebunden, nicht Herr seines Vermögens war, und also so gut, wie der Güterbesitzer, in die Hände der jüdischen Wucherer verfiel. Um allen diesen Inconsequenzen die Krone aufzusetzen, fehlte nur noch den Juden das Recht einzuräumen, als Wahlmänner oder Deputirte aufzutreten.

Eine zweite Inconsequenz ist wohl allerdings die Herabsetzung des alten Erbadels (denn von dem diplomatischen Adel kann hier die Rede nicht seyn); der alte Erbadel führt seinen Helm und sein Wappen von Gottes Gnaden, so gut wie der König seine Krone, seinen Scepter von Gottes Gnaden führt.

Beides gründet sich auf das Erbrecht, beides steht und fällt mit einander. König Friedrich, der immer consequent dachte und handelte, sah dieses wohl ein, und hielt deshalb den alten Adel immer in Ehren.

Eine dritte Inconsequenz findet man bei vielen Mitgliedern des geistlichen Standes, ich rede von denen, die die göttliche Offenbarung verwerfen und Christum zum gewöhnlichen Menschen machen; die Folge davon ist bei dem gemeinen Manne, die Herabwürdigung des geistlichen Standes. Sobald die Prediger sich nicht mehr für die Priester eines sich geoffenbarten Gottes halten, sondern als Volkslehrer sich dem Volke aufdringen, so verlieren sie alles dasjenige, was ihnen Würde und Ansehn giebt.

Was aus der Föderation der deutschen Fürsten werden wird, muß die Zeit lehren; die ehemalige deutsche Constitution hatte ein Oberhaupt und Tribunäle, allein, weil die größeren Fürsten sich keiner executiven Gewalt unterwerfen wollten, so wurde aus der Constitution ein Nonens; der König Friedrich schuf einen Fürstenbund, allein sein mächtiger Arm war an der Spitze, und ohne Krieg lief es nicht ab.

Beym Rheinischen Bund war Bonaparte der Despot. Man hat Völker gesehen, die einen Föderativ-Staat gebildet haben, und man sieht es noch; aber ein Föderativ-Staat bloß aus Fürsten bestehend, wo kein Oberhaupt ist, und wo bloß die kleineren Fürsten sich einer executiven Macht unterwerfen müssen, scheint den meisten Menschen ein unausführbares Problem zu seyn.

Baron von Keith.

IV.

Iſt es zu billigen, wenn Staats-Beamte öffentlichen Tadel über die Regierung ihres eigenen Landes äuſſern, und iſt dies namentlich bei Preuß. Beamten zu billigen?

Die Geſchichte lehrt, daß überall und zu allen Zeiten die Einwohner groſſer und kleiner Staaten mehr oder minder ſich über ihre Lage beklagt haben, das Verfahren der Regierung tadelten und Unzufriedenheit mit demſelben äußerten. Mit Recht oder Unrecht, gleich viel! Dem Einen ſind die Abgaben zu hoch, dem Andern ſind ſie nicht gleichmäßig vertheilt, dem Einen haben die Grund-Eigenthümer zu viel Vorzüge, dem Andern zu wenig. Der Hof macht zu viel Aufwand, oder er lebt zu beſchränkt; einer klagt über den Frieden, der andere über den Krieg! Wer könnte die tauſend und aber tauſend Gegenſtände herzählen, welche dem Tadel und der Krittelei zum Stoff dienen. Die perſönliche Lage und Anſichten jedes Einzelnen, ſeine Gemüthsart u. ſ. w. ſind eben ſo viel Urſachen, ſein Urtheil über dieſen oder jenen Gegenſtand ſo oder anders zu geſtalten.

So richtig dieſer Erfahrungsſatz iſt, eben ſo gewiß iſt es aber auch, daß bei allem Tadel, bei mannigfaltigen Aeußerungen von Unzufriedenheit ein Volk ſich dennoch ſehr wohl bei

finden und eine große Anhänglichkeit an seine Verfassung, an seine Landesregierung haben kann. Zu klagen ist Gewohnheit des Menschen im Privat- wie im bürgerlichen Leben, Klagen erleichtern sein Gemüth, und häufig vergißt er bei den Aeußerungen seines Unmuths diesen Unmuth selbst; er trägt sein Schicksal williger, wenn er sich darüber äußern darf.

Es würde daher hart seyn, es wäre vielleicht eine unkluge Bedrückung, wenn eine Landesregierung es versuchen wollte, durch gewaltsame Mittel, die tadelnden Aeußerungen der Einwohner, ihr Bekritteln der Verordnungen und Einrichtungen, ihre Klagen zu unterdrücken. Der Versuch würde ohne günstigen Erfolg bleiben, Haß und bitterer Widerwillen würden dadurch erweckt werden. Statt der unbösartigen Tadelsucht, statt des unschuldigen Hanges zu kritteln, zu klügeln, des Besserwissens, würden gerechte Klagen über Unterdrückung, es würde böser Wille, heimliche und öffentliche Widerspenstigkeit erzeugt werden!

Warum sollte also nicht dem unschädlichen Hange zu tadeln und zu kritteln Raum gelassen werden?

Anders erscheint die Sache, wenn in öffentlichen Blättern zum Volke gesprochen wird, wenn die Vortragenden dabei von einer ruhigen Darstellung abweichen, wenn sie die geglaubten oder wahren Mängel der Staats-Verwaltung mit Bitterkeit rügen, wenn sie sich bemühen, überall Mängel aufzufinden, wenn sie alle Schritte der Regierung tadeln, auch den richtigsten einen Angriffspunkt abzugewinnen suchen, wenn durch dies Verfahren die Gemüther zum Unmuth gereizt werden, ihr Zustand ihnen als Sclaverei dargestellt wird und sie durch vorgespiegelte Dichtungen ideale Pläne mit der Wirklichkeit entzweit werden. Wenn so das Vertrauen zu dem guten Willen, zu den Einsichten der Regierung zerstört wird, wenn die Bürger dadurch ihre Lage nach und nach als unerträglich ansehen lernen, so würde der, der es mit seinem Vaterlande

wirklich gut meint, es nicht als Verfolgungsgeist, nicht als hässige Absicht, die bürgerliche Freiheit unterdrücken zu wollen, deuten, im Fall die Regierung etwa gegen die heftigsten Wortführer Maasregeln nehmen sollte.

Doch wird der gute Bürger es begreiflich finden, er wird es hoch verehren, wenn auch hier die Regierung möglichst die Milde walten, wenn sie keine verhindernde Gewaltschritte eintreten läßt. Denn sind es denn überall nur Eitelkeit, Selbstsucht, Gewinnsucht, Ehrgeiz und ähnliche tadelnswerthe Beweggründe, welche das Auftreten gegen die Regierung veranlassen? Sind es nicht sehr oft nur irrige Ansichten, überspannte Begriffe von dem Guten, was errungen werden könnte, Nachahmungssucht, eine unschuldige Rechthaberei, welche diesen oder jenen zum Schreiben verleiten, welche ihn antreiben, sich ein Publikum zu gewinnen und Proselyten zu machen? Gewiß liegen häufig sogar die wohlwollendsten Absichten zum Grunde. Lesen wir denn nicht fast in allen dahin gehörigen Blättern von diesen heilsamen Absichten der Schreibenden? Die Wohlfahrt ihrer Mitbürger ist der einzige Zweck ihrer Bestrebungen, sie wollen diese glücklicher, freier, wohlhabender sehen! Warum sollte hier die Landes-Regierung nicht Nachsicht üben.

Der Bürger spricht zum Bürger, und welche besondere Verpflichtungen hat dieser, über die Folgen seiner Aeußerungen sorgfältiger nachzudenken; welche besondere Pflichten hat er, das Ansehen der Regierung zu befestigen, welche besondere Gelegenheit hat er zu beobachten, wie auch bei ihren besten Absichten die Wirksamkeit der Regierung leidet, wenn das Vertrauen zu ihr untergraben wird, wenn die Bürger dahin gestimmt werden, sie als eine Widersacherin ihrer bürgerlichen Freiheit zu betrachten, wenn sie veranlaßt werden, sie für unfähig zu halten, weil sie nicht allmächtig ist?

Bleibe die Sünde, die hier der Bürger an dem Bürger übt, auch ungerügt. Handelt die Regierung nach rechtlichen Grundsätzen, leitet sie ein wohlwollendes umsichtiges Bestreben für die Wohlfahrt aller, so wird ihr noch ein großes Publikum erhalten, der hellersehende Bürger stehet ihr zur Seite, sie wird nicht überall verkannt, sie wird in ihrem Vornehmen nicht durch entgegenstehenden bösen Willen gehemmt werden. Erbitterung gegen sie wird nicht Statt finden! Sie wirkt ruhig fort und wird nur bedauern, daß sie bei dem besten Willen den verwunderten irre geführten Gemüthern die Zufriedenheit nicht gewähren kann, mit der diese, nicht aus der Wirklichkeit zur Ideen-Welt verlockt, in ihren bürgerlichen Verhältnissen gelebt haben würden.

Wenn nun aber Staatsbeamte die Regierung ihres Landes in öffentlichen Blättern tadeln, wenn dies selbst mit Heftigkeit, mit Bitterkeit geschiehet; wenn Staatsbeamte die Bürger durch ihre öffentlichen Aeußerungen irre leiten, kann hier wohl eine Entschuldigung Statt finden, muß hier nicht die höchste Mißbilligung eintreten?

Wie viel leichter wird es dem Staatsbeamten als den übrigen Landes-Einwohnern, Mängel in der Verwaltung aufzufinden, Mängel, von denen keine menschliche Einrichtung frei ist, noch jemals seyn wird. Darf er diese Schwächen dem großen Haufen vor Augen legen!

Was von Andern gesagt in Zweifel gezogen werden kann, wird das nicht ihm blindlings geglaubt werden? Welchen Eindruck muß sein öffentliches Auftreten machen? Wird nicht Jedermann zu der Meinung genöthigt, die Regierung wolle Mängel und Fehler; durch amtliche klare Darstellung derselben sei sie zu deren Abstellung — auch wenn diese Abstellung in der Möglichkeit beruhe — nicht zu vermögen, es bedürfe dazu des lauten Rufes der Beamten an das Volk?

Digitized by Google

SOCIETÄT

Ist eine solche Oeffentlichkeit wohl geeignet, das Bessere hervorzubringen? Und wenn der darstellende Beamte nun irrige Ansichten hätte, wenn er nur Einzelnheiten übersiehet, wenn sein Blick nicht das Ganze fassen kann; wenn er ohne gründliche Einsichten die Gemüther aufregt?

Wenn der Beamte selbst aus dem Gleise der Ordnung heraustritt, wird der große Haufe ihm nicht nur zu leicht nachahmen? Alle die Uebel, welche ein unüberlegter, ein leidenschaftlicher Vortrag des Privatmannes veranlaßt, müssen sich in einem sehr bedeutenden Grade vergrößern, wenn Staatsdiener öffentlich diesen Vortrag machen, wenn sie über ihre eigene Regierung sich tadelnde Betrachtungen öffentlich erlauben.

Welche Entschuldigungen kommen überall einem solchen Beamten zu Statten; aber was entschuldigt ihn, wenn er im Preußischen, wenn er in Staaten auftritt, die eine gleich gemäßigte, eine gleich wohlthätige Regierung haben?

Sind denn den Preußischen Beamten etwa die Wege verschlossen, Gutes zu wirken; seit wann ist es ihnen verboten, nützliche wirkliche Mängel bemerkbar zu machen und Vorschläge zur Abhülfe anzugeben? Ist denn im Preußischen um die Ministerien, um den Thron eine Barriere gezogen; dürfen große umfassende Ansichten hier nicht mehr niedergelegt werden? Herrscht denn im Preußischen von oben herab ein Uebelwollen gegen die Landes-Einwohner? weigert man sich denn, ihre billigen, ihre gerechten Wünsche kennen zu lernen? bestrebt man sich denn Unterdrückung zu üben?

O heilige wahre Freiheit der Bürger, blühest du denn nicht im Preußischen? Werden denn hier Menschen willkührlich verletzt, raubt man denn hier ein Eigenthum, walten denn hier nicht gerechte Gesetze über alle Classen der Einwohner, können sich denn nicht Fleiß, Künste, Wissenschaften frei bewegen, wird denn das Land durch Abgaben erschöpfend niedergedrückt, werden die Einkünfte des Landes von einem schwel-

Digitized by Google

geriſchen Hofe vergeudet? Bekümmert man ſich denn in Preuſſen nicht um Sicherheit, Geſundheit und Unterricht der Einwohner, beſtrebt man ſich denn nicht die Uebel des Krieges zu verwiſchen, allgemeine Unglücksfälle auszugleichen? O mein Vaterland! zeigt denn nicht jeder Tag Spuren, wie gern von oben her das Glück, die Wohlfahrt aller befördert wird!

Warum bei einer ſolchen Regierung mit bitterem Tadel die Gemüther verhetzen, wenn die Vollkommenheit nicht erreicht iſt, wenn Wünſche uns aufſtoßen? Wie kann der Staats-Beamte es bei ſeinem Gewiſſen verantworten, bei einer ſolchen Regierung aus ſeinem Wirkungskreiſe heraus zu treten, ſeinen heiligen Eidſchwur zu verletzen?

Möchte doch ein jeder Beamte nur ſeine Pflicht erfüllen, möchte er doch nur ſeine Dienſtanweiſung erſchöpfen, möchte er ſeine Pflichten in dem Geiſte des Wohlwollens üben, wozu ſie alle ſo vielfach ermuntert werden. Welche Maſſe vom Guten muß ſich da im Lande verbreiten. Möge jeder in ſeinem Wirkungskreiſe die Mängel ausgleichen, ſo weit es ſeiner Seits geſchehen kann, möge er mit der Rechtlichkeit verfahren, die zu üben er angewieſen iſt, möge er ſeinen Obern von den Mängeln, welchen abzuhelfen er außer Stande iſt, von dem Guten was geſchehen könnte, ruhigen, klaren Vortrag machen, es bedarf dann gewiß nicht des öffentlichen Geſchreis.

Und will er Ideen anregen, die ein allgemeines Intereſſe haben, die nur durch öffentliche vielſeitige Beleuchtung, durch ein Zuſammentreffen der Meinungen Vieler verwirklicht werden können, warum denn die Sprache der Leidenſchaft, weshalb will er denn dieſe Ideen für unfehlbar erklären, weshalb Partheien bilden! Sind die aufgeſtellten Anſichten wirklich gemeinnützig, ſind ſie gut, ſind ſie ausführbar, ſo gehen ſie gewiß die Keime des darin liegenden Guten nicht unter, die Saat iſt ausgeſtreut, Zeit und Umſtände werden ihr ein Gedeihen geben.

Hält nun aber der eine oder der andere der preußischen Beamten die Regierung wirklich für despotisch, für übelwollend, für kurzsichtig u. s. w., wer zwingt ihn, einer solchen Regierung länger zu dienen! Hat er wahren Sinn für Recht und Gerechtigkeit, und sie würden verletzt, glaubt er, nur öffentliche Rüge könne dies ändern, weshalb scheidet er denn nicht aus seinem Verhältniß!

Denn wie verträgt es sich mit seinem Diensteide, als Staatsdiener seine Regierung öffentlich zu tadeln, so lange dieser Eid ihn noch bindet, die Absichten der Regierung zu erfüllen, stets mit ihr zu wirken, ihr alle seine Zeit, alle seine Kräfte nach seinem ganzen Vermögen zu widmen? Sollte er nicht treu und pflichtvergessen genannt werden, wenn er dies Verhältniß unbeachtet läßt?

Vereinigen sich doch alle preußische Beamte im Innersten ihres Herzens zu dem schönen Verein, ihrer Regierung ganz anzugehören. Gewiß es ist keine Schande, sich als warmen Anhänger einer Regierung in allen seinem Handeln zu bekennen, die so viele der aufgeklärtesten, der rechtlichsten, der unterrichtetesten Männer zu ihren Mitgliedern hat. Ein solcher Verein wird viel mehr Gutes bewirken, als aller leichtsinniger, öffentlicher Tadel jemals hervorbringen kann. — Wahr und freimüthig in allen amtlichen Darstellungen, unermüdlich, beharrlich, leidenschaftlos in Vollziehung dessen, was rechtlich ist; menschlich, selbst da, wo die Gesetze Strafen gebieten! Handeln alle Beamte in diesem Geist, wie glücklich kann ein Land werden, dessen Regent Recht und Gerechtigkeit überall gehandhabt wissen will, dem die Wohlfahrt der Bürger ein heiliger Ernst ist.

Digitized by Google

V.

Vom Rhein.

Antwort eines Teutschen am Rhein auf die in Nr. 1. des Allgemeinen Rheinischen Anzeigers enthaltene sogenannte Perspektive für die Rheinländer in dem Jahre 1818.

Zur Vermeidung ungerechter und zur Beförderung gerechter Wünsche.

Nur über das in diesem Aufsatze über Rheinpreußen Gesagte soll hier das Wort genommen werden. Jeder freie Mann wünscht Wahrheit, sucht Einseitigkeit daher zu berichtigen, meidet aber dabei alles, was auf Persönlichkeit deutet. In diesem Sinne möge man diesen Aufsatz lesen, und so beginne dahier da, wo es erforderlich ist, aus Achtung für die Oeffentlichkeit, eine Beleuchtung der aufgesprochnen Wünsche. — Der Verfasser ist — dies darf ich voraussetzen — kein Rheinpreuße, wünscht aber — dies darf ich hoffen — eine Berichtigung dessen, was er nicht genau wußte, und hält daher — hierfür bürge seine freie Sprache, die jeder freie Teutsche ehrt — eine Widerlegung seiner Behauptungen, oder vielmehr eine gründlichere Darstellung dessen, was bei uns vorhanden ist und was dem-

nach zu hoffen und zu erwarten übrig bleibt, für kein crimen laesae majestatis! —

Die Wünsche, welche der Verfasser im Namen der Rheinpreußen ausspricht, sind folgende: 1) Landstände! — Mit Recht hebt der Verf. mit ihnen unsere Wünsche an; denn für sie giebt es in ganz Teutschland, unter den wahren Freunden des Vaterlandes, nur eine Stimme! — Dieser Gegenstand ist zur allgemeinen Volkssache geworden, und wenn selbst wenige auch nur im Stande seyn mögen, einen zweckmäßigen Riß zu dem landständischen Gebäude zu entwerfen: so hält sich doch die große Mehrzahl im Volke innig überzeugt: daß Teutschland nur durch landständische Verfassung selbstständig und glücklich werden wird! — Diese Ueberzeugung des Volkes werden die Regierungen, zum eignen Wohle und des Volkes Freude, in Erfüllung treten lassen. Von den Fürsten Teutschlands darf man überzeugt seyn, daß sie ihrer gegebnen heiligen Versprechen eingedenk bleiben. — Hätte Preußen, so lange es ein Teutschland wieder giebt, nicht vom ersten Augenblick an bewiesen: daß die teutsche Sache ihm heilig sey, so würde die der Gesetzsammlung einverleibte Verordnung, über die zu bildende Repräsentation des Volkes, vom 22sten May 1815., gewiß für den Preußischen Staat schon in Erfüllung gegangen seyn; denn es fällt keinem Preußen ein, in dem, was Friedrich Wilhelm III. verspricht, irgend einen Zweifel zu setzen. — Aber die Handlungsweise unsers Fürsten, dessen Verdienste das gesammte teutsche Volk mit uns anerkennt, hat in den gemeinschaftlichen Angelegenheiten hinreichend bewiesen, daß ihm das Wohl des gesammten Teutschlands am Herzen liege. — Er wird mit denen der übrigen Fürsten, welche werth sind über Teutsche zu regieren — welche die allgemeine Volksstimme am besten kennt — ferner das Gemeinsame fördern helfen. — Daß aber bei uns in Teutschland das Gute, wenn es auch nicht gleich zur völligen Reife gedeihen könnte, doch

schneller befördert werden sollte, ist eine Wahrheit, die schon oft gesagt, aber nicht oft genug wiederholt werden kann! —

Der Verf. läßt uns 2) verminderte Abgaben wünschen; auch dieser Wunsch ist ganz wie aus unserer Seele gesprochen; denn es giebt auch unter uns wohl wenige, die nicht etwas Eigennutz haben sollten — und da jeder Mensch diese Anlage schon von der Natur erhalten haben soll: so hat der Verf. uns bei der schwachen Seite gefaßt. — Wenn aber der Hr. Verf. oder sonst jemand glauben sollte, daß wir hier unter unsern Abgaben erliegen müßten: so ist er mit diesen nicht gehörig bekannt. — Da der Einsender dieses mit dem bestehenden Abgabenverhältniß näher bekannt ist: so darf er jedem, der nicht von demselben unterrichtet seyn sollte, wenigstens die Ueberzeugung liefern, daß es bedeutend niedriger, als zur Zeit der französischen Herrschaft ist. — Nach den jetzigen Bedürfnissen des Staates ist, ohne das Rheinland zum Nachtheil der übrigen Provinzen gewinnen zu lassen, eine Verminderung der Abgaben unmöglich; uns also auf Kosten unserer Mitbürger zu bereichern, kann nicht unser vernünftiges, und noch weniger unser gerechtes Verlangen seyn. —

Daß aber eine Vereinfachung des Staatsregiments nicht allein wünschenswerth, sondern auch möglich ist, darf zur Steuer der Wahrheit nicht in Abrede gestellt werden. Die mehrsten Staaten Europens scheinen in ihrer jetzigen Zusammensetzung eine Art von Ueberkünstelung an sich zu tragen, sie haben in ihrer gesammten Verwaltung der kostspieligen Handlanger zu viele und des Geistes und Lebens zu wenig. — Die Schwerfälligkeit, welche sie hierdurch erhielten, muß ihnen wieder genommen werden! — Bei der Einführung der landständischen Verfassung kann auch hierin viel Gutes bewirkt werden. — Für die ersten Staatsmänner Teutschlands bleibt es allerdings eine der wichtigsten Aufgaben: wie die Abgaben zu

vermindern und der Wohlstand des Staates mehr, als bisher oft geschehn ist, zu befördern wäre? Oft scheint die Auflösung dieser Aufgabe zu weit gesucht zu werden, und vielleicht ist dies der Hauptursachen eine, weshalb man noch nicht weiter darin gediehen ist. — Ein zweiter wichtiger Grund der hohen Staatsausgaben, in jedem bedeutenden Staate Europens, liegt in dem politischen Standpunkt, den sie gegen einander einzunehmen für gut und nothwendig befunden haben. —

So lange man freilich sich handwerksmäßig, ohne Urtel und Recht, würgt, und ein Volk wie ein reißendes Thier über das andere herfällt, bleibt es für jedes Land, welches seine Freiheit beschützen will, ein nothwendiges Uebel, sich in einem stets schlagfertigen vertheidigungsfähigen Zustande zu erhalten. — Sobald daher die Menschen menschlicher zu werden anfangen, die christliche Lehre besser begreifen und ins Leben einführen werden, wozu vielleicht durch den bestehenden Heiligen Bund der erste Schritt geschehn ist, werden auch die Bedürfnisse des Staates sich vermindern und mit ihnen die hohen Abgaben in denselben von selbst sinken. — Daß eine solche Zeit erscheinen wird, dünkt mich wahrscheinlich, unwahrscheinlich aber, daß wir, die wir jetzt über dieselbe reden können, sie erleben werden. —

Um nun wieder auf uns und unsere Abgaben zurück zu kommen, so verdient es hier noch einer sehr dankbaren Erwähnung, daß unser Geld nicht, wie es früher geschah, in ein fremdes Land gebracht und für uns ganz unnütze Zwecke verwendet wird. — Ohne der besondern Fürsorge und thätigen Unterstützung, die in den Jahren 1816 und 1817 einem großen Theil unserer rheinischen Mitbürger zu Theil geworden ist, einmal ausführlicher zu erwähnen — das natürliche Gefühl der Dankbarkeit sagt jedem Rheinländer von selbst, was er seinem Könige hierfür schuldig ist — und diese, von dem, was durch allgemeine Abgaben in die Staats-Kassen geflossen ist,

in Abzug zu bringen, müssen hier wenigstens die bedeutenden Unkosten, welche die Regierung für gemeinnützige Zwecke bereits verwendet hat und fortwährend bestimmt, in Erwähnung kommen. — Bedeutend sind die Summen, welche bereits für die Verbesserung des in den Rheinprovinzen gänzlich verfallen gewesenen Schulwesens angewendet worden sind. Noch bedeutendere Summe nimmt der mit großer Thätigkeit ins Werk getretene Wegebau hin. — Diese und mehrere andere kostspielige Verbesserungen sind zum unmittelbaren Vortheil des Landes und müssen aus den Staatskassen geleistet werden. — Dabei sind in den verflossnen Jahren viele von den Einsassen zu entrichtende Staatsabgaben unregelmäßig, oder gar nicht in die Staatskassen geflossen, und da, wo Zwangsmaaßregeln angewendet werden mußten, ist dabei stets die größte Umsicht und Schonung anempfohlen worden. — Aus dem kleinen Regierungsbezirk Kleve blieben, wie man aus den zuverläßigsten Quellen weiß, für das verflossene Jahr 1817. von den Bewohnern der Rheinniedrigung allein 46,803 Rthl. 11 gr. 9 Pf. an Steuern rückständig, zu deren Beitreibung auch nicht eine entfernte Zwangsmaaßregel angewendet worden ist. Der König hat nicht allein dies Verfahren seiner Behörden vollkommen gebilliget, sondern den Steuerpflichtigen jene Summe in einer huldreichen Cabinets-Ordre gänzlich erlassen. — Unter diesen Umständen ist daher die Beschwerde über hohe Abgabe nur von denen möglich, welche die Lage des Staats und das in den Rheinlanden beobachtete Verfahren nicht kennen, oder aus Tadelsucht zu dergleichen ungerechten Aufstellungen verleitet werden. Jeder rechtliche unpartheiische Rheinpreuße weiß aber besser, wie er diesen Gegenstand zu würdigen hat. —

3) Wahre Preßfreiheit! Allerdings stimmt der Rheinpreuße in diesen durch ganz Teutschland so allgemein regenden Wunsch! — Der Gegenstand ist in der Oeffentlichkeit so vielseitig und schön behandelt worden, daß man

darüber, wie die Preßfreiheit, wenn sie wirklich eine „wahre" seyn soll, beschaffen seyn muß, in einem Zweifel sich nicht mehr befinden kann. — Daß auch wir das Palladium unserer Freiheit in derselben erkennen werden, kann nur der bezweifeln, dessen Handlungen das Licht scheuen. — 4) Abschaffung der Lattenstrafen bei dem Militär! Wohl wahr, die Strafe ist nicht fein, und scheint demnach einer rohern Zeit anzugehören. — Aber sie kann auch nicht nach Laune und Willkühr ertheilt werden; diesem hat das Gesetz vorzubeugen gewußt. — So lange es Menschen giebt, die sich nicht aus bloßen Vernunftgründen leiten lassen, sind Strafen für hartnäckige Sünder nöthig. — Ordnung und strenge Mannszucht ist in keinem Verhältnisse nothwendiger, als bei dem Wehrstande, weil dieser an sich zu Ausschweifungen aller Art geneigter zu seyn scheint, welches im Allgemeinen wol in seiner Lebensweise und im Besondern in dem Kriegs-Handwerke seine Bestätigung findet. Es wäre freilich wünschenswerth, daß man das Ehrgefühl des Kriegers immer reger zu machen suchte, und jede entehrende Strafe, wohin auch die der Latten gehören müssen, ganz aus diesem Verhältniß verbannte. — So lange aber der Abstand zwischen dem Offizier und Soldaten in der Art bleibt, wie er fortwährend noch besteht, und der herkömmliche Kamaschengeist vorherrscht, läßt sich von der moralischen Vervollkommnung des Kriegers sehr wenig erwarten, so zweckmäßig auch sonst viele der jetzt bestehenden Einrichtungen auf seine höhere Ausbildung als Staatsbürger und Mensch wirken würden. — Der hohe Geist, welchen die verhängnißvollen Jahre 1813, 1814 und 1815 in dem Preußischen Krieger anfachten, könnte, wenn dieser nicht das Vorurtheil vieler ältern Offiziere häufig als feindselig entgegen wäre, von den ersprießlichsten Folgen

für das ganze Volk werden. — Aber, wie gesagt, dieser Geist wird jetzt im Frieden nicht allein häufig zu sehr vernachlässiget, sondern mitunter augenscheinlich unterdrückt. — Es ist daher nicht zu leugnen, daß wir seit den verhängnißvollen Kriegs-Jahren in dieser Hinsicht bedeutende Rückschritte gemacht haben. — Unter den jetzigen Verhältnissen wird daher der zweckmäßigen Brigade- und Regiments-Schulen, der Sänger-Chöre und mehrerer andern Einrichtungen ohngeachtet, der gemeine Soldat schwerlich den Grad von Bildung während seiner Dienstzeit erreichen, den man ihm scheint geben zu wollen. Uebrigens ist, was hier wenigstens einer beiläufigen Erwähnung verdient, die Art der Volksbewaffnung in Preußen eine der ehrenwerthesten Einrichtungen dieses Landes. — Aber unverträglich mit ihr erscheint das fortwährende Bestehn von Anstalten, welche den jungen Edelmann und Söhne der Offiziere von Profession ausschließlich für ein Verhältniß bilden, welches, nach der bestehenden Bewaffnungs-Gesetzgebung, keinen besondern Stand mehr bilden kann. — Während das ganze Volk, oder vielmehr jeder Waffenfähige in demselben, Vaterlands-Vertheidiger ist, giebt es Anstalten, welche fortwährend vorzugsweise Offiziere bilden — Mag man zur Entschuldigung für solche Anstalten sagen was man will, sie sind die Treibhäuser der Einseitigkeit, des Zwiespaltes und der verhaßten Kamaschenreuterey, und ich glaube, daß, so lange sie bestehn, es auch Latten — oder diesen ähnliche Strafen geben wird und muß. —

5) Zöglung des altpreußischen Dünkels! Was der Verf. mit dieser — Bemerkung eigentlich sagen will, hätte zuvörderst einer näheren Auseinandersetzung von seiner Seite bedurft. — Führt er hierbei die Bewohner jenseits der Weser, der Elbe, oder gar der Oder im Schilde:

so mögt er es verantworten, mehrere Millionen des Dünkels zu zeihen und dann bei sich selbst zu Rathe gehn: „was man von dem Dünkel Einzelner, die sich ein so allgemeines absprechendes Urtheil erlauben, wol eigentlich halten sollte?“ — Sucht indeß der Verf. diesen altpreussischen Dünkel in der Staatseinrichtung, in dem Beamtenwesen, oder gar in den Verhältnissen Preußens zum Auslande; so hätte er doch mit seiner Absicht deutlicher hervortreten sollen, vielleicht hätte er dann die Dünkelkranken geheilt, während jetzt alle diejenigen, welche in seiner großen Dünkelrubrik begriffen seyn könnten, über ihren eigentlichen Charakter im Dunkeln bleiben. — Hätte indeß der Verf. Einzelnheiten gerügt, so wäre es möglich, daß er den Nagel auf den Kopf getroffen hätte. Uebrigens gehören, was vielleicht der Verf. vergessen hat, auch mehrere Rheinländer bereits zu den Altpreußen, indem sich eine nicht ganz unbedeutende Anzahl derselben schon zur Zeit des Königs Friedrich I. Preußische Landeskinder nannten, und so weit uns bekannt ist, auch während der französischen Zwingherrschaft, gleich ihren übrigen Landsleuten, nicht zu Franzosen geworden waren. — Ueberhaupt aber ist der Unterschied, den einige zwischen Alt- und Neu-Preußen aufzufinden bemühet gewesen sind, zu abgedroschen, als daß man hierüber für die Zukunft noch ein Wort verlieren sollte; wer hingegen solche Reibungen aufsucht, kann es mit beiden unmöglich gut meinen. —

Der Verf. läßt uns ferner 6) einen Gouverneur für die Rheinprovinzen aus der Königl. Familie, dem ein Mann, wie Sack, zur Seite steht, wünschen. Ob dieser Wunsch — wenn es anders hier einen solchen giebt — auch vernünftig ist, sollte doch zuvor beleuchtet werden; — meine Einzelheit hält ihn nicht dafür! — Was soll, was könnte durch diese Gou-

vernirret für das Rheinland und für das gesammte Vaterland — was uns, Gott sey Dank, doch auch am Herzen liegt — gewonnen werden?! — Wer sich die Staatengeschichte hierbei ins Gedächtniß riefe, der müßte unwillkürlich auf die Satrapenherrschaften und ihr klägliches Ende stoßen. — Uebrigens sollte man nicht darauf sinnen, von dem an sich schon zu sehr zerfetzten Teutschland noch neue Flicken zu machen, sondern lieber darauf bedacht seyn, die schon vorhandenen vernünftiger und fester an einander zu heften; — zumal, da einige ein solches Gouvernement mit besonderer Rechtspflege und Verwaltung zu backen, beliebt haben. — Eine Theilung der moralischen und physischen Kraft des Preußischen Staats dürfte doch wol der größte Unsinn seyn, den jemals unsere Politik begehen könnte! — Unvermeidlich würde aber ein solches Gouvernement in seinen Folgen jene Trennung herbeiführen, welche Friedrich Wilhelm, nach seiner bestimmten Handlungsweise, wol nicht zuzugeben gesonnen seyn dürfte, indem er das Bedürfniß seines Volkes richtiger zu würdigen weiß. — Was soll daher ein solcher hingeworfener Wunsch sagen?! Die vernünftige Volksmeinung und eine richtige Politik kann er wohl nie für sich gewinnen! — Dem Preußischen Staat ist die innigste Einheit nöthig, wenn seine moralische und physische Kraft nicht vergeudet werden soll. — Das Rheinland bildet einen Theil des Königreichs, es kann und darf kein lockerer Appendix werden! — Man sollte daher lieber wünschen, daß durch die innere Einrichtung unsers Rheinlands die Hindernisse, welche jetzt noch seiner innigsten Vereinigung mit dem gesammten Vaterlande entgegen stehn, weggeräumt würden, und daß im ganzen Lande bald mit einem Fürsten, auch nur ein und dasselbe Gesetz herrsche. — Dies ist von allen Vaterlandsfreunden jetzt bereits seit drei Jah-

ren gewünscht und gehofft! — Man sollte daher lieber die alten vertrauten Wünsche so lange wiederholen, bis sie in Erfüllung gingen, als sich mit neuen Hirngespinnsten umherquälen und am wenigsten sie in das große Reich der öffentlichen Wünsche übertragen! —

7) Abschaffung des weitschweifigen Civil-Kanzleydienstes! — Das haben schon mehrere verständige Leute gewünscht! — Die Sache ist auch nicht schwer, man braucht nur weniger zu schreiben, mehr zu sehn und zweckmäßiger zu handeln. — Die Staatsverwaltung kann auf jeden Fall anders und auch wohl zeitgemäßer und zweckmäßiger eingerichtet werden. — Die bestehende collegialische Verfassung in derselben mag ihre Vorzüge haben, sie hat auch Tausende von Mängeln. — Mancher Zweig wird ebenfalls collegialisch verwaltet, der es seiner Natur nach nicht seyn sollte. — Man nehme nur die Polizeiverwaltung, wie sie jetzt besteht! — Einheit, die ihr freilich auch noch sehr fehle, könnte ihr in der collegialischen Verfassung auch wol noch mehr gegeben werden; aber das zweite wesentliche Erforderniß, Schnellkraft, wird ihr in derselben immer abgehn! — Für eine gänzliche Auflösung der collegialischen Staatsverwaltung dürfte sich wol keiner, der sie in ihrer Art und Ausart kennt, erklären, aber es müßte mehr Geistwerk und weniger Schreibwerk in derselben geübt, und alle Verwaltungszweige, welche ihrer Natur nach als unverträglich mit ihr erscheinen, von derselben getrennt werden. Selbst bei diesen dürfte durch eine bedingte Trennung der Zweck sich schon erreichen lassen, und eine bedingte Beibehaltung jener, könnte in einzelnen Fällen selbst als wünschenswerth erscheinen. — Weitere Ansichten und Vorschläge über diesen wichtigen Gegenstand werden bei einer andern Gelegenheit, auch von dem Verf. dieses, abgegeben werden. —

8) Hervorziehung fähiger Eingebornen zum Staatsdienst! — Soll das eine Klage oder ein Wunsch seyn? Als erstere wäre sie unstatthaft, und würde schon durch die eigne, wenn auch nur einzelne Aufstellung des Klägers abzuweisen seyn, denn Sack ist auch ein Rheinländer! — Sollte dies nicht genügen, so würden die namentlichen Verzeichnisse der Preußischen Staatsbeamten eine weitere und genauere Aufklärung liefern. — Der ruhige, vernünftige und gerechte Rheinländer hat daher über diesen Punkt keine Klage, glaubt den Verf. auch nur falsch berichtet und wird nicht, da er es gut meinte, mit ihm hadern. — Wenn erstere — die Klage — daher weggeräumt ist, so wird zweiter — der Wunsch — von — selbst seine Erledigung und Erfüllung finden. — Uebrigens kann bei der Auswahl und Anstellung von Staatsdienern nicht Geburt oder Landsmannschaft im engern Sinne die Norm liefern, weil nur gesetzlich erworbene Ansprüche — welche in frühern Verdiensten um das Vaterland ihren Grund haben — Geistes- und Geschäftsfähigkeit, hierin entscheiden sollen und müssen. —

9) Schutz der Fabrikation gegen englischen Druck! — Ein sehr gerechter Wunsch, der aber nur durch Einigkeit und Einwirkung des gesammten teutschen Vaterlandes zur glücklichen Erfüllung gebracht werden kann! —

10) Eine rheinische Universität! Sie thut Noth, und wird in Bonn wahrscheinlich sehr bald erstehn! —

11) Mehr Thaten als süße Worte! — Süße Worte sind wir von unserer Regierung gerade nicht gewohnt, es wird daher wol ein Schreibfehler in diesem Satze stecken? — Wenn wir aber sagen wollten, daß sie nicht gehandelt hätte, so würden wir eben so ungerecht seyn. — Bis jetzt haben unsere Niedrigungsbewohner

das Nothjahr noch nicht vergessen! — Wir haben keine fremde Kolonien bereichert! — Wir haben verfallene Schulen wieder erstehen, den Gemeinden ihr geraubtes Eigenthum zurückgeben, neue Straßen anlegen, und mehrere wohlthätige und zweckmäßige Staats-Einrichtungen zum Theil erstehn sehn, zum Theil erblicken wir sie noch in der Vorbereitung. Auch der provisorische Zustand hat uns in aller dieser Hinsicht nichts geschadet, sondern wir sind als gesetzmäßige Kinder des gesammten Vaterlandes auf- und angenommen worden, welches ich nur als ein Freund des gemeinschaftlichen Vaterlandes mit dem Siegel der Wahrheit befestigen kann. — Uebrigens verdient die gewiß gute Absicht des Verfassers der Perspektive für die Rheinländer, da er manches zu Verbessernde in derselben zur Sprache brachte, so wie die Tendenz des Blattes, welche ihn aufnahm, eine gerechte Anerkennung. —

Selbiger.

VI.

Ueber das Eigenthum an Kirchengebäuden und Kirchengütern,

mit besonderer Rücksicht auf die Reclamationen katholischer Kirchen für evangelische Gemeinden in Schlesien.

Inhalt.

I. Veranlassung zu der Erörterung.
II. Geschichte der Reclamation katholischer Kirchen in Schlesien.
III. Grundsätze des Röm. und Canon. Rechts über das Eigenthum an Kirchen und Kirchengütern.
IV. Grundsätze der neuern Gesetzgebungen, insbesondere der Preußischen.
V. Meinungen der Rechtsgelehrten.
VI. Anwendung des Gesellschaftsrechts auf die Kirchengesellschaften.
VII. Von Erwerbung des Kirchenvermögens nach den Regeln des Gesellschaftsrechts.
VIII. Erörterung des Begriffs einer Parochie.
IX. Succession in das Vermögen erloschner Kirchengesellschaften.
X. Bestimmungen des Preußischen Rechtes hierüber.

I.

Es giebt Gegenstände in der Staatsverfassung und in der Rechtsgelehrsamkeit, bei welchen uns dasselbe begegnet, was uns, nur hier noch häufiger, bei der Betrachtung von Naturkörpern zu widerfahren pflegt: Wir sehen sie täglich vor Au-

Digitized by Google

gen; wir bedienen uns derselben, ohne eine deutliche Kenntniß von ihrer Beschaffenheit zu haben. Veranlaßt, tiefer in ihren Grund einzudringen, müssen wir uns selbst gestehen, daß ihr innerer Zusammenhang uns fremd ist.

Zu diesen Gegenständen kann man auch das Eigenthumsrecht an den Kirchen und Kirchengütern zählen. Allerdings kommt wohl nicht oft Gelegenheit vor, welche zum tiefern Nachforschen darüber aufforderte, denn der ruhige Besitz und Gebrauch vertritt die Stelle des Eigenthumsrechts, und in Provinzen, wo es nur eine Religionspartheі giebt, oder wo diese die überwiegende Mehrzahl der Einwohner umfaßt, kann sich nicht leicht der Fall ereignen, daß jemand diesen Besitzstand stören und dadurch zur Vertheidigung mit Rechtsgründen auffordern sollte. Allein, in solchen Ländern, wo Katholiken und Evangelische gleich freie Religions-Uebung genießen, und mit gleichen Rechten sich einander gegenüber stehen, ist die Untersuchung jenes Gegenstandes um so weniger ohne praktischen Werth, als eines Theils in dieses Verhältniß nur gar zu leicht etwas Eifersucht sich einmischt, andern Theils aber die festen Grenzlinien, welche der Westphälische Friede in Deutschland zwischen beiden Religionspartheien gezogen hatte, durch die Ereignisse unserer Zeit zugleich mit der Gültigkeit jenes Grundgesetzes selbst so gut als völlig erloschen sind.

Durch den Westphälischen Frieden war der Grundsatz aufgestellt worden, daß jeder Religionstheil im unveränderlichen Besitze der Kirchen und geistlichen Stiftungen bleiben solle, die er am 1ten Jannar 1624 besessen hatte. Wäre also auch der Fall eingetreten, daß im Laufe der Zeit alle die Confessionsverwandten, welche sich ehedem zu einer Kirche hielten, aus dem Bezirke derselben sich verloren hätten, und daß diese also wirklich unbenutzt geblieben wäre, so würde man dieselbe doch nicht haben als herrenlos betrachten können, denn das Eigenthum derselben verblieb der Religionspartheі, zu deren Gottesdienst

die Kirche früher gedient hatte. Anmaßungen einer andern Confession oder einseitige Verfügungen des Landesherrn würden unfehlbar Einsprüche des betheiligten corporis Catholicorum oder Evangelicorum am Reichstage nach sich gezogen haben *). Selbst Klöster und katholische geistliche Stiftungen in protestantischen Ländern sollten dem katholischen Religionstheile verbleiben, wenn sie derselbe am 1ten Januar 1624 besessen hätte, und für den Fall, daß der geistliche Orden, für welchen sie gestiftet war, ganz erlöschen sollte, war sogar die Befugniß zugestanden, die Stiftung an Mitglieder eines andern vor den Religions-Unruhen in Deutschland üblich gewesenen Ordens zu verleihen **).

Wenn nun auch in den neuern Friedens-Schlüssen nicht ausdrücklich die Gültigkeit dieser gesetzlichen Bestimmungen aufgehoben ist, so ist doch ihre Wirksamkeit von selbst dadurch erloschen, daß fast in allen Territorien beiden Religionstheilen gleiche Rechte zugestanden worden und daß es weder einen Reichstag, noch ein corpus Catholicorum oder Evangelicorum mehr giebt, welches über die Beobachtung derselben wachen und bei Verletzung derselben sich des Beeinträchtigten annehmen könnte. Es giebt sonach im allgemeinen deutschen Staatsrechte keinen Grund mehr, welcher die Landesherren von Eingriffen in die Kirchen-Verfassung abhalten könnte, und so wenig es sich bei der fast in allen Ländern Deutschlands ausgesprochnen allgemeinen Religions-Freiheit erwarten läßt, daß ein Regent das ihm zustehende Reformations-Recht dazu anwenden werde, einer Gemeinde die von ihr noch wirklich besessenen und gebrauchten Kirchen und Kirchengüter zu entziehen, so kann desto leichter die Veranlassung vorkommen, über Kirchen und Kirchengüter zu verfügen, welche von der Reli-

*) Aug. Leyser meditt. ad Pand. tom. 1. Spec. 23. med. 5. 6. 5.

**) Westphl. Fr. Art. V. §. 26.

gionspartheĳ, welche sie früher besaß, zur Ausübung des Gottesdienstes nicht mehr gebraucht werden.

Um zu ermessen, wie weit hierbei die rechtlichen Befugnisse des Landesherrn gehn, ist es nöthig, die Natur des Eigenthums an Kirchen und Kirchengütern zu untersuchen. Liegt es in der Natur der Sache und in den Gesetzen, daß dasselbe nicht der einzelnen Parochian-Gemeinde oder Stiftung, sondern dem gesammten Religionstheile zustehe, so würde auch nach aufgehobener Gültigkeit des Westphälischen Friedens der Landesherr ohne Beugung des Rechts dergleichen unbenutzte Kirchen nicht zu andern Zwecken verwenden, mithin auch nicht einer andern Religionspartheĳ überweisen können. Es würde ihm hingegen frei stehen, nach Willkühr darüber zu verfügen, wenn nur die einzelne Gemeinde oder Stiftung Eigenthumsrechte besitzt und nach deren Erlöschen die Kirche herrenlos geworden ist. Allein es giebt auch noch eine andere Ansicht, nach welcher die Gemeinde des Orts durch verändertes Religions-Bekenntniß das Recht auf die Kirche und das Kirchen-Gut des Orts, deren sie sich vorher zur Gottesverehrung bedient habe, nicht verlieren soll. Hiernach würde also nicht die einzelne Parochie der Kirche, sondern die Gesammtheit der Einwohner des Bezirks ein Eigenthumsrecht an denselben haben müssen.

II.

Ein wirklich praktisches Interesse hat die Erörterung dieses Gegenstandes in Schlesien erlangt. Die katholische und evangelische Religionspartheĳ war in dieser Provinz bekanntlich in früherer Zeit in sehr feindseliger Stellung gegen einander. Die Lehre Luthers fand frühzeitig viele Bekenner; viele Gemeinden wendeten sich ganz oder zum größten Theil zu derselben hin und brachten sich in den Besitz der Kirchen und des

Kirchengutes. Der Einfluß des Kaiserlichen Hofs begünstigte jedoch die Gegenwirkungen der Katholiken. Der Westphälische Friede ließ die Lage der Evangelischen in Schlesien meistentheils unentschieden. Nur wenig Hülfe gewährte der Altranstädter Friede, und erst Friedrich der Zweite gab den Evangelischen in Schlesien überall freie Religionsübung. Gegenseitige Duldsamkeit ist nun an die Stelle der ehemaligen Anfeindungen getreten, und vielleicht übertreffen die Einwohner keines Landes, worin ähnliche Verhältnisse vorwalten, in dieser Tugend die Schlesier. Dennoch zeigt sich, als Nachwehe jener ältern Streitigkeiten, zuweilen noch ein getheiltes Interesse beider Religionstheile vornehmlich bei den von evangelischen Gemeinden erhobenen Reclamationen katholischer Kirchen.

Es bedarf einer historischen Erläuterung, um die Veranlassung und Bewandniß derselben zu verstehen.

Im 5ten Artikel des Westphälischen Friedens §. 38. hatte der Kaiserliche Hof den evangelischen Herzögen zu Liegnitz, Brieg, Oels und Münsterberg und der Stadt Breßlau die freie Ausübung der evangelischen Lehre und Gottesverehrung zugestanden; wegen der unmittelbaren Fürstenthümer in Schlesien aber nur verheißen, daß Niemand des evangelischen Glaubensbekenntnisses wegen zu emigriren gezwungen werden solle. Dieß konnte jedoch die Evangelischen in diesen Bezirken nicht davor schützen, daß die Katholiken die ihnen vorher zugehörig gewesenen Kirchen zurücknahmen; sie mußten Zehnden und Stolgebühren an die katholische Geistlichkeit entrichten und mancherlei Bedrückungen sich gefallen lassen. Als Carl der Zwölfte Schlesien besehte, nahmen die Protestanten zu ihm ihre Zuflucht, und es gelang ihm auch, den Kaiserlichen Hof dahin zu bewegen, daß er den Evangelischen nicht nur die Kirchen zurückgeben ließ, welche seit dem Westphälischen Frieden ihnen entzogen worden waren, sondern ihnen auch gestattete, außer den zu Folge des Westphälischen Friedens bei

SOCIETÄT

Schweidnitz, Jauer und Glogau erbauten sogenannten Gnadenkirchen, noch sechs dergleichen Kirchen bei Sagan, Freistadt, Hirschberg, Landshuth, Militsch und Teschen zu errichten.

Völlige Freiheit erhielten jedoch die Protestanten erst durch Friedrich den Zweiten. Er verfuhr indeß hierbei mit großer Weisheit und Mäßigung, und strebte vom Anfange an dahin, beiden Religionstheilen tolerante Gesinnungen einzuflößen. Ohne den Katholiken an ihren Rechten etwas zu entziehen, gestattete er den Evangelischen freie Religionsübung und die Befugniß, sich auch an solchen Orten Bethäuser zu errichten, wo sie früher keine haben durften.

Diese Absichten sprach der König schon in einer Cabinets-Ordre vom 13ten Januar 1742 aus. Als nehmlich der Besitzer von Ober-Thomaswaldau, von Arleben, um die Erlaubniß zur Anlegung einer evangelischen Kirche gebeten hatte, gewährte ihm der König diese Vergünstigung unter der Bedingung, daß weder der katholischen Gemeinde des Orts ihre seit dem Jahre 1654 wieder besessene Kirche, noch der katholischen Geistlichkeit ihre Emolumente und Stolgebühren von den evangelischen Einwohnern entzogen werden sollten, und befahl zugleich in einer zweiten Cabinets-Ordre von demselben Tage, daß in allen ähnlichen Fällen auf gleiche Weise zu verfahren, den Evangelischen also die Anlegung von Bethäusern zwar zu gestatten sey, die Katholiken aber im Besitz der Kirchen, so wie sie solche bis dahin inne gehabt, geschützt, und den Pfarrern und Geistlichen die Emolumenta und jura stolae, so sie rechtmäßig besessen, nicht entzogen werden sollten; die evangelischen Obrigkeiten und Gemeinden, welche eine freie Religionsübung begehrten, sollten für den Ort zum Gottesdienste und für den Unterhalt der Geistlichen selbst und aus eignen Mitteln sorgen.

Der Friedensschluß vom 28. July 1742. bestätigte diesen Grundsatz, indem der 6te Artikel festsetzte, daß die römisch-katholische Religion in statu quo, auch die sämmtlichen Ein-

wohner bei dem ruhigen Besitz des Ihrigen, ihrer Rechte und Freiheiten zu lassen, doch unbeschadet der völligen Gewissens-Freiheit der protestantischen Einwohner.

Spätere Ereignisse, vornehmlich wohl das Benehmen einiger katholischen Geistlichen scheinen diese den Katholiken so vortheilhafte Gesinnungen Friedrichs geändert zu haben. Er fing an, die Evangelischen mehr als vorher zu begünstigen, und befahl unter dem 31sten Decemb. 1757, daß die evangelischen Unterthanen von der Erlegung der Stolgebühren an die katholische Geistlichkeit ohne Ausnahme frei seyn und in den Dörfern, worin sämmtliche Einwohner evangelisch wären, die ihnen aufgedungenen katholischen Geistlichen und Schullehrer nicht weiter geduldet, sondern sofort weggeschafft werden sollten. Nähere Bestimmungen hierüber gab der König in einer Cabinets-Ordre vom 3ten März des folgenden Jahres. Nach dieser sollen 1) an den Orten, wo nur einige, oder auch nur ein katholischer Wirth vorhanden, die katholischen Geistlichen beibehalten werden; eben so sollen 2) die katholischen Geistlichen verbleiben, wenn zwar in dem Orte, wo sie wohnen, keine katholische Wirthe vorhanden sind, aber doch in den eingepfarrten Orten dergleichen existiren; nur sollen ihnen die evangelischen Einwohner keine Stolgebühren mehr entrichten. 3) Die Abgaben, welche die katholischen Geistlichen bisher von evangelischen Eingepfarrten ihres Kirchspiels an Zehnden, Brodten u. s. w. erhalten, sollen dagegen zum Nutzen und Besten der Unterthanen ganz wegfallen *).

*) Es ist allerdings zu beklagen, daß Friedrich der Große durch diese Anordnung einen so beträchtlichen Theil des Kirchengutes völlig vernichtete, und diese Pfarr-Abgaben, da er sie einmal der katholischen Geistlichkeit entzog, nicht lieber der evangelischen Geistlichkeit zuwendete. Diese Deposition wäre völlig consequent gewesen, und es ist schwer abzusehen, welcher Grund den König davon

Zu Folge dieſes Befehles wurden nun die katholiſchen Kirchen, in deren Pfarrbezirken keine katholiſche Wirthe mehr gefunden wurden, aufgezeichnet und verſchloſſen. Die Kirchen ſelbſt und das Kirchengut wurden jedoch nicht den evangeliſchen Einwohnern überlaſſen, ſondern jene blieben ungebraucht, das Kirchen-Vermögen aber wurde nach der Verordnung der Conſiſtorien von den abgehenden Pfarrern berechnet und aufgezeichnet, und dann nebſt allem, was zu der Kirche gehörte, dem katholiſchen Erzprieſter des Bezirks zur Aufbewahrung und Verwaltung übergeben, daher noch heute der größte Theil dieſer Kirchen-Aerarien ein todtes, bis auf geringe Emolumente, welche einige katholiſche Geiſtliche daraus beziehen, völlig unbenutztes Capital bildet.

In dieſer Lage blieben beide Religionspartheien in Schleſien ohne weſentliche Aenderung, bis in den Jahren 1804 und 1805. die Ueberlaſſung unbenutzter katholiſcher Kirchen und Wiedemuthen an evangeliſche Gemeinden ein Gegenſtand vielfältiger Verhandlungen ward.

Durch die Bitten der evangeliſchen Gemeinden zu Gieſmannsdorf, Cunau und Muſchten hatte ſich Sr. Majeſtät der König beſtimmen laſſen, ihnen die katholiſchen Kirchen dieſer Orte, von welchen die beiden letztern zur Zahl der auf Befehl Friedrichs des Zweiten geſchloßnen Kirchen gehörten, nebſt den Pfarrgütern zu übereignen. Der Biſchof von Breßlau, be-

---

abgehalten haben mag. Die Wiederherſtellung dieſer Leiſtungen zu Gunſten der ſo kärglich beſoldeten evangeliſchen Geiſtlichkeit haben die Staatsbehörden wohl nicht mit Unrecht ſtets für unausführbar gehalten. Doch ordnet eine Königl. Cab. Ordre vom 6ſten Febr. 1812. an, daß, wenn ein ſonſt zehndpflichtiges Grundſtück wieder in die Hände eines Beſitzers kommt, der mit dem Pfarrer der Parochie von gleichem Religionsbekenntniß iſt, der Zehnden dann wieder auflebe und unverändert fortdauert, wenn auch das Religionsbekenntniß des Beſitzers ſich wieder ändert.

sorge, daß diese Begünstigung mehrere ähnliche Gesuche nach sich ziehen möchte, that bei dem Könige Gegenvorstellungen und erklärte sich zugleich geneigt, den Evangelischen, welche keine eignen Kirchen besäßen, den Simultan-Gebrauch der katholischen Kirchen ihrer Orte einzuräumen. In einem Antwortschreiben vom 14. Febr. 1805. äußerte Sr. Majestät der König zur Beseitigung dieser Besorgniß: „Er sey so wenig geneigt, „den Katholiken in solchen Orten, wo sich noch katholische Wirthe befinden, ihre Kirchen zu entziehen, daß er alle Gesuche „deshalb zurückgewiesen habe, auch wenn die Katholiken nicht „den zwanzigsten Theil der Einwohner ausmachten; auch habe „Er befohlen, im umgekehrten Falle den Katholiken den Gebrauch evangelischer Kirchen zu überlassen. Die Religion „hafte nicht auf Gebäuden, sondern umfasse die Mitglieder „der Gemeine, die sich dazu bekennen. Es müsse daher den „Gemeinden, die ihr Religionsbekenntniß geändert, frei stehen, sich dieser Kirchen nach ihrer Confession zu bedienen. „Dies sey der Sinn des Allgemeinen Landrechts im 171sten „und 172sten §. Tit. XI. Th. 2."

Aehnliche Gesuche andrer Gemeinden veranlaßten bald darauf ein Königl. Cabinetsschreiben an den damaligen dirigirenden Minister von Schlesien, Grafen v. Hoym, datirt vom 18. April 1805, in welchem erklärt ward, daß zwei evangelische Gemeinden mit ihren Gesuchen um Ueberlassung der katholischen Kirchen ihres Orts abgewiesen worden, weil sie bereits eigne Kirchen besäßen, folglich der katholischen zu ihrem Gottesdienste nicht bedürften. „Da aber in diesen Gemeinden kein „katholischer Wirth vorhanden sey, folglich die Katholiken diese „Kirchen auch nicht bedürften, so könne 1) die katholische Kirche geschlossen, 2) ihr Vermögen und die Wiedemuth den protestantischen Gemeinden übereignet werden, jedoch so, daß der „dermalige katholische Pfarrer und Glöckner den bisherigen „Genuß davon auf ihre Dienstzeit behalten. 3) Alle Abgaben

„der Gemeinde zu der katholischen Kirche, Pfarre und Schule „sollen von nun an zu der evangelischen Kirche, Pfarre und „Schule entrichtet werden; wären dergleichen Abgaben bisher „an beide Kirchen zu entrichten gewesen, so fiele das, was an „die katholische gegeben worden, hinweg; indeß sollten 4) die „katholischen Kirchenbeamten bis zu ihrem Abgange diesen „Dienstgenuß auch behalten, und die Verfügung erst nachher „in Wirkung treten. 5) Wenn die katholischen Pfarrer und „Glöckner abgehen, sollen ihre Stellen nicht wieder besetzt „werden, ihr Diensteinkommen zum Kirchen- und Schul-Ver„mögen eingezogen oder zur Verbesserung des Einkommens der „evangelischen Kirchen- und Schulbedienten verwendet werden. „Nach gleichen Grundsätzen sey in allen ähnlichen Fällen un„ter Zuziehung des bischöflichen Vicariatamtes zu verfahren, „weshalb noch als allgemeine Vorschrift festgesetzt ward: a) „Wenn Patron und Gemeine über die Auflösung des katholi„schen Kirchensystems des Orts einig wären, so sey diese unbe„denklich zu gestatten; b) wenn aber der Patron (oder wie „ein späteres Cabinets-Schreiben vom 20. April 1805 dies er„läuterte, der Dominial-Besitzer des Orts) im Orte wohnt „und widerspricht, so solle dem einseitigen Antrage der Gemein„de niemals deferirt werden, wenn auch kein einziger katholi„scher Wirth im Dorfe sey, doch solle die Gemeinde von ihren „Abgaben und Pflichten zu Unterhaltung des katholischen Kir„chensystems befreit werden, wiewol mit der Beschränkung, „daß die vorhandenen katholischen Kirchenbedienten für ihre „Dienstzeit den Genuß behalten und erst nach ihrem Abgange „die evangelischen Kirchenbedienten succediren.“

Die bald nach Erlassung dieses Schreibens beginnende kriegerische Lage des Staats bestimmte den König, alle Entscheidungen über angebrachte Gesuche um Zurückgabe katholischer Kirchen zu suspendiren, zugleich aber zu befehlen, daß bey den Kirchen, welche von evangelischen Gemeinden in An-

spruch genommen worden, nichts verändert werden und bey Entledigung der Pfarrstellen diese nicht wieder besetzt, sondern durch geistliche Administratoren verwaltet werden sollten.

Die Bitten der evangelischen Gemeinden wurden indeß so oft erneuert, daß das Königl. Ministerium des Innern im July 1811 zur Vorbereitung allgemeiner Beschlüsse und Anordnungen die Errichtung einer aus Mitgliedern beyder Confessionen, geistlichen und weltlichen Standes bestehenden Commission in Schlesien befahl. In dem hierüber erlassenen Rescripte wurden folgende Grundsätze über den zu verhandelnden Gegenstand aufgestellt: 1) Eine katholische Gemeine sey im staatsrechtlichen Sinne als erloschen anzusehn, wenn im Bezirke der Pfarrkirche kein Katholik mehr ansässig sey, und der Staat habe dann die Befugniß, den Gütern und Gebäuden des katholischen Kirchensystems eine andere Bestimmung zu geben; 2) da, wo die Zahl der katholischen Einwohner sehr vermindert, aber doch noch eine Gemeinde vorhanden sey, könne den Katholiken die Kirche und das Kirchengut nicht entzogen werden. 3) Wenn über den zuerst angegebenen Grundsatz hinaus, der Besitzstand einer Gemeine geändert werden solle, so bedürfe es dazu eines neuen Gesetzes oder einer besondern Verfügung Sr. Majestät des Königs.

Diese Commission ist nun zwar, so viel bekannt, nie in Wirksamkeit getreten, und überhaupt ist in der ganzen Angelegenheit nichts, das zur öffentlichen Kunde gekommen wäre, weiter geschehen. In der Erinnerung der evangelischen Schlesier ist diese Sache jedoch nicht erloschen, und fortwährend werden theils neue Reclamationen erhoben, theils die ältern in Anregung gebracht.

Digitized by Google

III.

Die am Allgemeinsten unter den Evangelischen verbreitete Meinung, welche in ihren Reclamations-Gesuchen fast immer zum Grunde liegt, ist die, daß die Katholiken verpflichtet seyen, ihnen die Kirchen zurück zu geben, welche zur Zeit der Reformation von den Evangelischen besessen wurden, nach dem Westphälischen Frieden aber wieder in die Hände der Katholiken fielen. Diese Kirchen und Kirchengüter glauben sie gleichsam vindiciren zu können, und sie nehmen also an, daß sie die wahren Eigenthümer seyen, die Katholiken aber sich im unrechtmäßigen, nur durch Gewalt erworbenen Besitze befänden.

Diese Meinung ist jedoch, wie man sich sehr leicht überzeugen wird, ohne allen rechtlichen Grund. Wie man auch immer über das Verfahren urtheilen möge, welches der Kayserliche Hof nach dem Westphälischen Frieden gegen die evangelischen Einwohner Schlesiens beobachtete, so ist alles, was damals geschehen, durch die Bestimmungen Friedrichs des Zweiten bestätigt worden. Nachdem in der Cabinetsordre vom 13 Januar und in dem Friedensschlusse vom 28 July 1742 erklärt worden ist, daß die Katholiken im Besitze der Kirchen, welche sie bis dahin gehabt, geschützt und erhalten, und die katholische Religion in statu quo bleiben solle, muß jeder im gedachten Jahre von dem katholischen Religionstheile ausgeübte Besitz von Kirchen für rechtmäßig geachtet werden, wenn auch wirklich die katholische Gemeinde früher durch Gewaltschritte ihn erworben haben sollte. Der Friedensschluß vertritt die Stelle des Besitztitels, und es kann also keine katholische Kirche von den Evangelischen wegen der einst geschehenen gewaltsamen Entziehung derselben zurückgefordert werden.

Es wäre zu wünschen, daß diejenigen, welche mit der Abfassung von Reclamations-Gesuchen beauftragt werden,

sich mit dieser richtigern Ansicht bekannt machen möchten, um ihre Clienten darüber belehren zu können; denn gewiß ist nichts so sehr geeignet, das gute Vernehmen beyder Religionspartheyen zu stören, als diese nutzlose Erinnerung an ehemalige, unglückliche Mißhelligkeiten.

Der einzige Grund, der bey Ansprüchen an Kirchen einer andern Religionspartey in Betrachtung kommen kann, wenn überhaupt von rechtlicher Beurtheilung die Rede ist, und der Landesherr nicht etwa ein ihm zustehendes Reformationsrecht ausüben will, ist sonach einzig der Umstand, daß die Religionspartey, welche die Kirche früher innen hatte und gebrauchte, itzt derselben nicht mehr bedarf, weil keine Mitglieder dieses Glaubensbekenntnisses in dem Bezirke der Kirche jetzt vorhanden sind. Es wird hierbey entweder vorausgesetzt, daß die Einwohner des Bezirks an sich selbst Eigenthümer der Kirche des Bezirks sind und das Recht haben, sie zur Gottesverehrung nach ihrem gegenwärtigen Glaubensbekenntnisse zu benutzen, sobald sie von andern Confessionsverwandten nicht mehr gebraucht wird; oder es wird angenommen, daß der Landesherr wenigstens befugt sey, über ungebrauchte Kirchen als über herrenloses Gut zu verfügen. Welches von beyden das Richtigere sey, oder ob vielleicht die Kirche dadurch, daß sie nicht gebraucht wird, doch nicht aufhört im Eigenthume der Religionspartey zu seyn, welche sie früher benutzte, und keinesweges herrenlos werde, dieß ist nun der Gegenstand unsrer Erörterung, und es würde sich alsdann, wenn das Letztere sich als das Wahre darstellen sollte, von selbst ergeben, daß von einer Verfügung über unbenutzte Kirchen gar nicht die Rede seyn könne, und der Staat nur aus policeylichen Gründen, oder Kraft seiner Oberaufsicht auf kirchliche Angelegenheiten, die Schließung von dergleichen Kirchen und die Sicherstellung ihres Vermögens anordnen könne.

Gehen wir auf die älteren Gesetzgebungen, die Römische und die Päpstliche, zurück, so finden wir, wie sehr auch die religiösen Ansichten der Gesetzgeber verschieden waren, doch ihre Grundsätze über das Eigenthum an den Tempeln und Tempelgütern ganz übereinstimmend.

Was den Göttern geweiht war, konnte nach den Begriffen der Römer in keines Menschen Eigenthume seyn; die Götter selbst besassen es und die Priester waren die Verwalter deren Gutes. Dieser Grundsatz machte einen Theil der Lehre des Römischen Staatsrechtes aus; man setzte fest, die geweihten Sachen (res sacrae) gehörten zum göttlichen oder Priester-Rechte und kein Mensch könne Eigenthum daran erwerben, daher sie in diesem Sinne res nullius genannt wurden. Um diese Eigenschaft zu erlangen, war die Dedication erforderlich, durch welche die Sachen aus dem gemeinen Verkehr entnommen wurden und zur todten Hand übergiengen. *)

Aehnliche Festsetzungen enthält das Mosaische Recht. Auch Moses lehrte, daß die Gottheit Eigenthümerin der ihr geweihten Gegenstände sey, und kein Mensch ausser den Priestern sie berühren oder zu andern Zwecken gebrauchen dürfe. **) Die Römischen Kayser, welche die christliche Religion zur Religion des Staats machten, konnten um desto weniger Anstand nehmen, die in der ältern Staatsverfassung begründeten Lehren über das Eigenthum an heiligen Dingen auch auf die christlichen Kirchen und Kirchengüter, sobald es deren gab, überzutragen. Nach dem Justinianischen Rechte sind daher die Tempel und die dem Gottesdienste gewidmeten Gegenstände

*) Fragm. I Tit. 8 Lib. I. Pand: de divisione rerum. Cicero de legibus lib. II.

**) 2tes Buch Mosis Cap. 29. 30.

Eigenthum der Gottheit und dem menschlichen Verkehr entzogen. *)

Ungeachtet man daraus, daß alle Kirchen und Kirchengüter für göttliches Eigenthum gehalten wurden, folgern möchte, daß zwischen den Besitzthümern oder Zubehörungen der einzelnen Kirchen keine Sonderung habe Statt finden können, daß vielmehr alle Kirchengüter eine gemeinschaftliche ungetrennte Vermögensmasse hätten bilden müssen: So findet sich dieß doch in den Gesetzen der christlichen Römischen Kayser keinesweges bestätigt. Sie nehmen im Gegentheile an, daß jeder Tempel sein eignes Vermögen besitze, welches für sich allein verwaltet wurde. Es folgt dieß schon daraus, daß vorausgesetzt wird, eine Kirche könne Schulden haben, und daß aus diesem Grunde die Veräußerung von Kirchengütern für erlaubt erklärt wird. **) Ferner daraus, daß Kirchen ihre Güter unter einander vertauschen können. ***) Beydes ließe sich nicht denken, wenn nicht jede Kirche ein Eigenthum für sich besäße. Bey einer Gemeinschaft aller Kirchengüter könnte nie eine einzelne Kirche in den Fall kommen, Schulden zu contrahiren, denn die andern, reicher ausgestatteten Kirchen würden den Mangel der ärmern Kirche decken; und wenn alle Kirchengüter nur einem und demselben Eigenthümer zugehören, so kann zwischen den verschiedenen einzelnen Kirchen kein Kauf- oder Tauschcontract geschlossen werden, weil niemand mit sich selbst contrahiren kann. Am deutlichsten spricht sich aber ein Gesetz Justinians vom Jahre 530 über diesen Gegen-

*) §. 7. Tit. I. Inst. Lib. II. de rerum divisione. „Aedes sacrae et donaria rite ad ministerium Dei dedicata.“

**) Authent. Hoc ius. Cod. L. 14 de SS Ecclesiis. Auth. Praetores. L. 21 eod. —

***) Auth. Item sibi. Leg. 14. eod.

SOCIETÄT

stand aus. *) Er giebt hierin die Grundsätze an, nach welchen entschieden werden soll, wenn in einem Testamente Kirchen zu Erbschaften oder Legaten berufen werden, ohne daß der Wille des Testators deutlich genug ausgedrückt ist. Wenn jemand, heißt es hier, Christum zu Erben eingesetzt, ohne ein bestimmtes Bethaus oder einen Tempel zu benennen, so soll die Kirche der Stadt, des Fleckens oder Landbezirks Erbin seyn, in welchem der Erblasser gestorben ist. Ist ein Erzengel oder Martyr zu Erben oder mit einem Legat eingesetzt, ohne die Kirche zu benennen; so soll man zuerst sehen, ob im Wohnorte des Verstorbenen oder in dessen Nachbarschaft eine denselben geweihte Kirche vorhanden sey, welche dann für die Erbin zu achten ist; befindet sich daselbst keine solche, wohl aber in der Hauptstadt jener Provinz, so ist diese Erbin. Wenn aber auch in der Hauptstadt keine dergleichen ist, so fällt die Erbschaft oder das Legat den Kirchen des Orts anheim. Ist im Allgemeinen der Kirche etwas vermacht, und es befinden sich mehrere Kirchen am Wohnorte des Verstorbenen, so soll das Vermächtniß derjenigen von ihnen zugewendet werden, welche der Verstorbene am häufigsten besuchte oder am meisten liebte, und wenn die Sache auch auf diese Art nicht ausgemittelt werden kann, so soll diejenige Kirche des Orts den Nachlaß erhalten, welche am ärmsten ist und mehr Hülfe und Unterstützung bedarf als die übrigen.

Diese sorgfältigen Unterscheidungen und Bestimmungen wären nicht erforderlich gewesen, wenn Justinian nicht eine Sonderung der verschiedenen Kirchen-Aerarien vorausgesetzt und beabchsitigt hätte. Offenbar ist aber mit einer solchen Sonderung und mit der eingeführten Selbstständigkeit der Kirchenärarien schon das Privatrecht in das damalige Staats- und Kirchenrecht übergetragen worden.

*) L. 26. Cod. d. SS. Ecclesiis.

Digitized by Google

Das canonische Recht, welches aus den Satzungen der christlichen Römischen Kayser hervorging und an diese sich anschloß, behielt um so mehr den Begriff von dem göttlichen Eigenthume an geweihten Gütern bey, je mehr man eines Theils ihn im Mosaischen Rechte begründet fand und anderer Seits darin ein Mittel erkannte, den Besitz dieser Güter noch mehr zu sichern und vor gewaltsamen Eingriffen zu beschützen. Was Gott durch Moses dem auserwählten Volke befahl, mußte auch für andere Bekenner und Verehrer des wahren Gottes bindende Kraft haben, und man benutzte gern diese Meinung, um wie bey den Israeliten auch unter den Christen Opfer für den Altar, Zehnden für die Geistlichkeit und Unverletzlichkeit für die Kirchengüter zu gewinnen.

Das canonische Recht adoptirte dem zu Folge auch den Begriff der Dedication der zur Religions-Uebung bestimmten Gebäude und beweglichen Gegenstände und lehrte ausführlich die Ceremonien, welche beobachtet werden müßten, um die Weyhe gehörig zu vollziehen. Diese Dinge wurden dann für heilig und für unmittelbares göttliches Eigenthum geachtet. Allein neben ihnen besaß die Kirche noch andere Güter, die nicht gleich den Kirchengebäuden und heiligen Gefäßen unmittelbar zum Gottesdienste dienten, aber doch unmittelbar den Zweck desselben beförderten, indem die Tempel daraus unterhalten und die Einkünfte der Geistlichen gesichert wurden. Man gab diesen den Namen von Kirchengütern im engern Sinne, res ecclesiasticae, und achtete sie nicht in gleichem Grade für heilig; aber beyde Gattungen von Gegenständen waren dem gemeinen Verkehr entzogen, standen unter Verwaltung und Aufsicht der Geistlichkeit und durften nur aus bestimmt vorbehaltenen Ursachen und mit besondrer Genehmigung der obern Kirchengewalt veräußert werden.

Daß aber auch das frühere canonische Recht keine allgemeine Gütergemeinschaft zwischen allen Kirchen angenommen

habe, sondern jede Kirche ihr eignes Gut besaß, erhellt aus mehrern Stellen der päpstlichen Gesetzbücher, indem sie bald von der Dotirung neuer Kirchen sprechen *), bald die Veräußerung von Gütern der Kirchen wegen Schulden der Letztern gestatten **); völlig befestigt wurde indeß die Sonderung der Güter einzelner Kirchen durch die Errichtung von Parochien, innerhalb deren Bezirken die darin angestellten Geistlichen ausschließlich die heiligen Handlungen verrichteten und eben so auch im Genusse der zu diesen Kirchen gewidmeten Güter sich befanden. ***)

Doch blieb mehrere Jahrhunderte hindurch, wenigstens in Hinsicht der Verwaltung und des Nießbrauchs der Kirchengüter, eine gewisse Gemeinschaft der sämmtlichen Kirchengüter in jeder bischöflichen Diöces. Die Bischöfe führten nämlich, seit den Zeiten der ersten Begründung christlicher Gemeinden, die Verwaltung des gemeinschaftlichen Gutes der Gemeinden, und erstreckten diese Pflicht oder dieses Vorrecht auch auf die reichen und ausgedehnten Schenkungen, welche vom vierten Jahrhunderte an die Kirchen empfingen. Ihre Oekonomen waren die Aufseher und Verwalter dieser Güter, von deren Ertrage die Bischöfe zuerst sich selbst bedachten, und dann zur Unterhaltung der Geistlichen und übrigen Bedürfnisse der Kirchen und Gemeinden so viel verwendeten, als ihnen gut dünkte. Um der hierbey eingerissenen Willkühr und Habsucht der Bischöfe zu steuern, wurde schon im sechsten Jahrhunderte in der abendländischen Kirche eine Vertheilung der Kirchen-Einkünfte in vier Theile eingeführt, wovon einen der Bischof empfing, einer für den Clerus, der dritte für die Armen und

*) Gratiani Decr. P. II. C. 2. C. 10. qu. 1.

**) ibid. C. 2. C. 10. qu. 2.

***) ibid. C. 16. C. 12. qu. 1. Cap. VII. qu. 1. Caus. 12.

der vierte zur Unterhaltung und Reparatur der Kirchen bestimmt war. *) In der That mochten also damals die gesammten Kirchengüter einer bischöflichen Diöces eine gemeinschaftliche Vermögensmasse bilden, und man müßte für jenen Zeitraum wohl zugeben, daß das Eigenthum, insofern die Begriffe des Kirchenrechtes ein solches zuließen, nicht den einzelnen Kirchen, sondern der Diöces zustand. Mehrere Jahrhunderte hindurch bestand diese Einrichtung, bis theils durch neue Stiftungen, oder durch Sonderung für den Bischof eigne Tafelgüter und für seine Canonicos ebenfalls besondre Pfründen gestiftet wurden, theils nach völliger Befestigung des Kirchenregiments unter Mitwürkung der weltlichen Regenten feste Parochien-Bezirke bestimmt, und die Geistlichkeit der einzelnen Kirchen auf die Einkünfte dieses Bezirks und des mit jeder Kirche verbundenen Beneficii angewiesen wurden.

Es ist unverkennbar, daß diese Aenderung in der Verfassung auch allmälig andre Rechts-Ansichten hervorbringen mußte. Die ältern Kirchengüter hatten ihre Gemeinsamkeit verloren, und neuere Stiftungen erhielten schon von ihren Urhebern die Bestimmung, zu welcher sie gewidmet waren. Man hielt strenger über die Erfüllung des Zweckes der Stiftungen, und die Geistlichkeit selbst hatte von dem Augenblicke an, wo sie nicht mehr aus der allgemeinen Casse des Bischofs ihre Alimente kärglich zugemessen erhielt, das stärkste Interesse, darüber zu wachen, daß keiner Kirche das ihr gewidmete Gut entzogen und der Geistliche selbst seines Einkommens beraubt würde. So ward der Weg dazu gebahnt, jede Kirche mit ihrem Vermögen als ein für sich bestehendes Ganzes zu betrachten, und diejenigen, welche sich einer Kirche zu ihren

*) ibid. C. 30. C. 12. qu. 2. Böhmer Jus Eccles. tom. II. Lib. III. Tit. V. §. 33 sq. §. 43 sq. van Espen. jus Eccles. univ. Tom. I. p. 669.

Digitized by Google

religiösen Zwecken bedienten, fiengen an, über die Erhaltung des Kirchengutes mit zu wachen und es wie ihr eignes Gut zu bewahren; damit sie nicht in die Nothwendigkeit kommen möchten, bey der Schmälerung desselben aus ihrem Vermögen den Aufwand für die Kirche und die Geistlichkeit tragen zu müssen.

Blieb auch der Begriff fest stehen, daß die Kirche und ihr Zubehör Gottes Eigenthum sey, so war doch die Geistlichkeit und die Gemeinde im Besitze ihres Gebrauchs und ihrer Benutzung, und es würde, da man in jenen Jahrhunderten alles nach den Formen des Lehnwesens zu ordnen gewohnt war, ziemlich folgerecht gewesen seyn, wenn man Gott als Lehnsherrn, dominum directum, die Geistlichkeit aber, als Vasallen, oder dominum utilem, betrachtet hätte.

IV.

Das erweckte Nachdenken über die Mißbräuche in der Kirche und über das Unschickliche vieler Kirchen-Satzungen, mußte bald auch die Ansichten über das Recht an den Kirchen und Kirchengütern berichtigen. Wenn die Israeliten nach Mosis Geboten im Jehova ihren Beherrscher, den Herrn ihres Landes verehrten, und ihm den Tempel, die Güter des Tempels und dessen Einkünfte als besonderes Eigenthum zuschrieben und die Päpste diese Lehren in das Christenthum übertrugen, so lernte man nun, zu der frühern Reinheit der Lehre Jesus zurückgekehrt, in ihm nicht den weltlichen Herrscher, sondern den Schöpfer aller Welten anbeten, und überzeugte sich, daß man ohne Herabsetzung der Gottheit ihr nicht ein Eigenthum und Besitz nach bürgerlichen Rechten zutheilen könne. Aus der den Christen wiedergegebenen Bibel lernte man, wie die ersten Christen-Gemeinden gelebt und gewirkt hatten, und suchte sich ihren Ansichten wieder zu nähern.

Schon zu den Zeiten der Apostel gab es ein gemeinschaftliches Vermögen der Gemeinden. Die zahlreichen Armen unter ihnen bedurften Unterstützung, und die Apostel und Lehrer selbst waren zu arm, um aus eigenen Mitteln ihre Reisen unternehmen und ihren Unterhalt bestreiten zu können. Allein gern gaben die Wohlhabenderen in der Gemeinde ihren Ueberfluß zur Beförderung dieser frommen Zwecke her, oder betrachteten vielmehr ihre eigne Habe als ein Gemein-Gut der Christen.*) Es bildeten sich Gemeinde-Cassen, und die ganze Verfassung der Christen damaliger Zeit stellte, vor den Zeiten Constantins, das Bild einer Gesellschaft dar.

Indem man sich mit dieser frühern Verfassung bekannter machte und die Begriffe ablegte, welche nur die Beförderung und Befestigung der Hierarchie erzeugt und genährt hatte, so lernte man auch die heutige christliche Kirche nach den Grundsätzen beurtheilen, welche das Gesellschafts-Recht darbietet. Kirche und Staat wurden in der Ansicht geschieden, jene als ein Verein zu Beförderung des Seelen-Heils, betrachtet, vom Staate geschützt und bewacht, um weder von äußern Eingriffen beunruhigt zu werden, noch aus den Gränzen heraus zu schreiten, welche ihr Zweck bestimmt; dieser als ein Verein zur Sicherung des irdischen Wohles angesehen, der Kirche nicht untergeordnet, jedoch verpflichtet, den Kirchenverein, so wie jede erlaubte geistige oder physische Thätigkeit der Bürger zu schützen, und die Ausübung der bürgerlichen Freyheit so zu regeln, daß keine Störungen und Beeinträchtigungen entstehen können.

Die neuern Gesetzgebungen, namentlich auch die Preußische, stellen daher das Kirchenrecht unter den Gesichtspunkt des Gesellschafts-Rechtes. Indem das Allgem. Preußische

*) Apostel-Gesch. Cap. 2. V. 44. Cap. 4. V. 32 ff.

Landrechte *) erklärt, daß die Begriffe der Einwohner des Staats über Gott und göttliche Dinge kein Gegenstand von Zwangsgesetzen seyn können, indem es befiehlt, niemanden wegen seiner Religionsmeinungen zu beunruhigen oder zur Rechenschaft zu ziehen, verbietet es blos heimliche, unter dem Vorwande des häuslichen Gottesdienstes veranstaltete Zusammenkünfte, und gestattet dagegen, daß unter Genehmigung des Staates mehrere Einwohner desselben zu Religions-Uebungen sich verbinden können. Einen solchen unter Genehmigung des Staates geschloßnen Verein zur öffentlichen Ausübung des Gottesdienstes, nennt das Allg. Landrecht eine Kirchengesellschaft, welches Wort also gleichbedeutend ist, mit den sonst üblichen Benennungen einer recipirten Religionspartey, oder einer öffentlichen Kirche im Gegensatze einer solchen Religions-Gesellschaft, welche nur das Recht des Privat-Gottesdienstes genießt. — Den vom Staate ausdrücklich aufgenommenen Kirchengesellschaften werden die Rechte privilegirter Corporationen beygelegt, wogegen die nicht öffentlich aufgenommenen nur als geduldete Gesellschaften betrachtet werden. Diese dürfen ohne besondre Erlaubniß des Staates keine Gebäude zur Ausübung ihrer Religions-Gebräuche erwerben **), während jene, Kraft der ihnen beygelegten Eigenschaft, als eine moralische Person betrachtet werden und Güter erwerben können, wobey sie jedoch der allgemeinen und besonders geordneten Aufsicht der Staatsbehörden bey der Acquisition und Verwaltung unterworfen bleiben. ***)

*) Allg. Landrecht. Th. II. Tit. XI. §. 1–11.

**) Allg. L. R. a. a. O. §. 24.

***) ibid. Th. II. Tit. 6. §. 83. Tit. XI. §. 193 fgd.

Digitized by Google

Es folgt hieraus von selbst und es wird auch ausdrücklich bestimmt *), daß die Gebäude, die beweglichen und unbeweglichen Gegenstände, welche eine recipirte Religionspartey oder Kirchengesellschaft gemeinschaftlich erworben hat, das Vermögen dieser Kirchengesellschaft ausmachen, also ein untheilbares Gemeingut aller Mitglieder sind; und so wie bey der Aufhebung einer privilegirten Corporation das Vermögen derselben, das nicht zu bestimmten Zwecken gewidmet ist, dem Staate zu anderweiter gemeinnütziger Verwendung zufällt **), so ist auch über das Vermögen der öffentlichen Kirchengesellschaft ausdrücklich disponirt, daß ihr Vermögen bey dem gänzlichen Aufhören der Gesellschaft dem Staate zur weitern Verfügung anheim fällt. ***)

Allein eine besondre Festsetzung enthält noch der 171te §. im XI. Titel des 2ten Theiles des Allg. Landrechts, indem er bestimmt, daß auch durch Veränderung ihrer Religions-Grundsätze eine Kirchengesellschaft das Eigenthum der ihr gewidmeten Kirchengebäude nicht verliere. Da hier, wie der ganze bisher entwickelte Zusammenhang zeigt, von dem gemeinsamen Eigenthume einer Religions-Parthey die Rede ist: So scheint der Sinn dieser Festsetzung nur der seyn zu können, daß in dem Falle, wenn die Kirchengesellschaft, d. h. die ganze Religions-Parthey, ihr Bekenntniß ändert, wenn also z. B. die lutherische Kirche zum katholischen Glaubens-Bekenntniß übertritt, diese Parthey dadurch das Eigenthum ihrer Kirchengebäude nicht verliere, mithin der Fall nicht vorhanden sey, wo der Staat darüber, als über herrenloses Gut verfügen könnte. Allein indem das oben angeführte Königl. Cabinets-Schreiben vom 14 Februar 1805 und die darauf

*) Allg. L. R. Tit. XI. §. 160.

**) ibid. Tit. VI. §. 192.

***) ibid. Th. 2. Tit. XI. §. 171.

Bezug habenden Verfügungen der höhern Staatsbehörden eben diesen Paragraphen des allgemeinen Landrechts aufühe ren, um dadurch den Satz zu begründen, daß eine Parochian-Gemeine das Eigenthum der Kirche und des Kirchengutes nicht verliere, wenn sie ihr Glaubensbekenntniß ändert, ist die wahre Bedeutung desselben allerdings zweifelhaft geworden. Denn die katholische Religionsparthey in Schlesien behauptet, obschon ohne nähere Beweisführung, daß die Kirchen in solchen Parochien, in denen sich keine Katholiken mehr befinden, nicht Eigenthum der evangelischen Einwohner des Orts seyn oder werden können, sondern dem Corpori catholicorum gehören; während die Evangelischen Gemeinden sich auf die gleichsam authentische Interpretation obiger Gesetzstelle beziehen, und daraus ableiten, daß die Kirche der Orts-Gemeinde auch nach verändertem Glaubensbekenntnisse zum Gebrauche überlassen bleiben müsse. Das, was man früher hierüber beobachtet hat, spricht unleugbar mehr für die Meinung der Erstern. Denn als Friedrich der Zweyte durch die Cabinets-Ordres vom 31ten December 1757 und 3ten März 1758 die Schließung unbenutzter katholischer Kirchen befahl, ordnete er gleichwol nicht an, daß sie den evangelischen Einwohnern der Orte übergeben werden sollten, sondern die Kirchen blieben Eigenthum der Katholiken und das Vermögen derselben ward der Religionsparthey überlassen. Eben so spricht der ganze Zusammenhang, in dem der oben angeführte Paragraph mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden steht, deutlich dafür, daß hier nicht vom Vermögen einzelner Parochian-Kirchen die Rede sey, sondern von dem Eigenthum der gesammten Kirchengesellschaft oder Religionsparthey.

Wenn es also auch deutlich aus dem Preußischen Gesetzbuche hervorgeht, daß die ältere, abergläubische Meynung von einem Eigenthume Gottes an den Kirchen und Kirchengütern abgelegt und beseitigt worden ist: So ist doch durch

diese Verschiedenheit der Auslegung es ungewiß geworden, ob das Eigenthum dieser Gegenstände der allgemeinen Kirchengesellschaft (Religionsparthey) zugeschrieben werden müsse, oder der engern Gesellschaft, welche von den Parochianen gebildet wird, die zu einem bestimmten Kirchen-Gebäude und dem dabey angestellten Geistlichen ihres Religions-Bekenntnisses gewiesen sind.

V.

Wenn wir vor der fernern Prüfung des Gegenstandes einen Blick auf die Lehrer und Schriftsteller des Kirchenrechts wenden, so finden wir hier eine eben so grosse und noch größere Verschiedenheit der Ansichten, als in den Gesetzgebungen selbst liegt.

Die meisten ältern Schriftsteller wiederholen blos das, was die Gesetze sagen, und schreiben daher das Eigenthum der Kirchen und andern geweihten Sachen unbedenklich Gott selbst zu. Selbst protestantische Juristen hielten sich von dieser Ansicht nicht frey. *) Größere Abweichungen unter ihnen findet man aber in der Bestimmung über das Eigenthum an den nicht geweihten Kirchengütern (res ecclesiasticae), weil weder das römische noch das canonische Recht hierüber so feste Grundsätze an die Hand gab. Um die Sache gründlich aufzufassen, giengen die Meisten von ihnen auf den Ursprung der Kirchengüter zurück, und fanden in den Schriften der Apostel und Kirchenväter, daß es ursprünglich Schenkungen für die Armen in den Gemeinden, und für die Priester, die Diener Christi, gewesen seyen. Weil nun Christus erklärt hat, daß er das, was den Armen gegeben wird, so betrachten

*) Carpzov jurisprud. eccles. lib. II. def. 398. Stryk usus mod. Pand. de rer. divis. §. 2.

SOCIETÄT

wolle, als sey es ihm gegeben, so nahm man keinen Anstand, dieß auf die Kirchengüter anzuwenden, und lehrte daher, daß dieselben als Christi Eigenthum anzusehen seyen. Man nannte sie daher patrimonium Christi, res spirituales, res pias oder pias causas.

Andre blieben dem ursprünglichen Begriffe treuer und schrieben das Eigenthum dieser Güter den Armen, noch Andre der Geistlichkeit zu. *)

Die einsichtsvollern Rechtslehrer unter den Protestanten halten die Gemeinden für die Eigenthümer der Kirchen und Kirchengüter, allein sie lassen es gewöhnlich in Dunkelheit, ob sie darunter die gesammte Kirchengesellschaft oder Religionspartheyen verstehen, oder die Parochian-Gemeinden, doch scheinen sie sich zu dem Ersteren mehr hin zu neigen. **)

Da sie sich hauptsächlich nach den Grundsätzen richten mußten, welche das deutsche Staatsrecht aus dem Westphälischen Frieden als Basis in dieser Lehre empfangen hatte, so konnten sie auch eigentlich nur der Religionspartheyen das Eigenthum der Kirchen zuschreiben, weil nach jenem Grundgesetze Deutschlands würklich die ganze Religionspartheyen ein Recht auf die den einzelnen Gemeinden gehörigen Kirchen und Kirchengüter hatte und über eine Kirche, die von ihren Parochianen verlassen war, doch nicht zum Vortheil einer andern Religionspartheyen verfügt werden durfte.

Auffallend ist die Aeußerung Hommels über die Proprietät an Kirchengütern. Er glaubt denen, welche sie den Gemeinen zuschreiben, nicht unbedingt beypflichten zu kön-

*) Diese verschiednen Meinungen ältrer Schriftsteller führt ausführlich an: Boehmer ius eccles. Prot. Lib III. tit. V. §. 1–32.

**) Boehmer a. a. O. L. III tit. V. §. 30 Leyser medit ad Pand. Vol. I. spec. 22. med. 2. Wiese Handb. des Kirchenrechts. II. S. 709.

nen; denn niemals oder höchst selten, sagt er, stifteten die Gemeinden selbst Kirchen und Kirchengüter, sondern die Patrone dotirten die Kirchen und waren daher stets befugt, den Nießbrauch der Kirchengüter den angestellten Geistlichen anzuweisen oder sie damit zu belehnen; man müsse daher dem Patron, wo nicht das alleinige Eigenthum, doch wenigstens das Dominium directum der Kirchengüter zugestehen, wo nicht in einem einzelnen Falle erwiesen werden könne, daß die Gemeinde dasselbe erworben habe. *) Man sieht leicht, daß Hommel hier in der Anwendung des Lehnrechts auf die Kirchengüter zu weit gegangen ist. Derjenige, welcher eine Kirche dotirt, vollzieht seiner Seits eine wahre und vollständige Veräußerung der Güter, die er der Kirche zugewendet, er behält, durchaus kein Eigenthum an selbigen und wenn ihm noch fortwährend gewisse Befugnisse daran zukommen und er selbst das Recht hat, im Falle seiner Verarmung Alimente aus dem Kirchengute zu verlangen, so verdankt er doch dieß nicht einem Realrechte an diesen Gütern, sondern ausdrücklichen Kirchengesetzen, deren Ursprung in der Analogie des bürgerlichen Rechtes in der Lehre von Schenkungen zu suchen ist.

Ueber die Frage, wer eine Kirche und deren Gut in Anspruch nehmen könne, wenn im Bezirke derselben keine Mitglieder derjenigen Religionspartheyen mehr vorhanden sind, welche sie vormals zum Gottesdienste benutzte, schweigen jene Schriftsteller, oder wenn sie dieselbe behandeln, so entscheiden sie dieselbe nach den Grundsätzen des Westphälischen Friedens und können uns daher nicht zum Leitfaden dienen. **)

---

*) Hommel rhaps. obs. 796.

**) Leyser a. a. O. Spec. 23. med. 3. 4. 5. 7.

VI.

Daß diejenigen, welche sich zur Ausübung der Gottesverehrung nach einem gewissen Glaubensbekenntnisse und Ceremoniel vereinigt haben, eine Gesellschaft bilden, bedarf keines Beweises, da alles, was der Begriff einer Gesellschaft voraussetzt, hier zusammentrifft; Vereinigung mehrerer zu einem erlaubten Zweck, eine gesellschaftliche Ordnung und innere Regierung. Auch die Bekenner des christlichen Glaubens, nach ihren verschiedenen Confessionen, bilden dergleichen Gesellschaften. Die Staaten haben sie als privilegirte Corporationen anerkannt und ihnen damit die bürgerlichen Rechte moralischer Personen zugestanden, mit Vorbehalt der Maaßregeln, welche die Gesetzgeber aus Politik anwendeten, um, eines Theils das übermäßige Anwachsen des Kirchenvermögens zu verhüten, andern Theils der Vergeudung dieser Güter vorzubeugen.

Aber nicht nur die gesammte Religionspartey bildet eine Gesellschaft, sondern auch jede Parochie für sich bildet eine solche, und so wie immer in kleinern Gesellschaften das Band der Mitglieder unter sich enger und fester ist, als in großen Gesellschaften, deren Glieder sich wenig kennen und nur durch ein allgemeines Interesse zusammen gehalten werden, so gewährt auch eine Parochie noch deutlicher das Bild einer Gesellschaft, einer Gemeinde, als man es in dem Verein der sammtlichen Confessions-Verwandten erblickt.

Sowol die ganze Kirchengesellschaft, als die einzelnen Parochien sind mithin, als vom Staate anerkannte und bestätigte Corporationen, fähig, gemeinschaftliches Eigenthum zu besitzen, und müssen bey dessen Erwerbung, in so fern die Gesetze nicht besondre Bestimmungen gegeben haben, nach den allgemeinen Vorschriften des bürgerlichen Rechtes be-

urtheilt werden. Zu dem Gesellschafts-Eigenthum der Kirchengemeinden muß dem allgemeinen Begriff zu Folge alles das gehören, was die Gemeinde zur Beförderung ihres Gesellschaftszweckes, also zur Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes und zu Bestreitung der durch denselben verursachten Kosten erworben hat und besitzt. Wenn auch einige dieser Gegenstände unmittelbar zur Ausübung des Gottesdienstes dienen, wie die Kirchengebäude selbst, die Altargefäße u. s. w., andre hingegen nur mittelbar den Zweck befördern, wie z. B. die Güter und Einkünfte, woraus die Geistlichen besoldet, und wenn auch eine oder die andre christliche Kirchengesellschaft noch den Ritus der Dedication für die erstern beybehalten hat: So ändert dieß doch, wenn man darüber einig ist, daß durch die Weihe nicht das Eigenthum der Sachen auf Gott selbst übergehen könne, die rechtliche Natur dieser Besitzthümer nur in so weit ab, als daraus eine wissenschaftliche Eintheilung des kirchlichen Gemeingutes in Hauptsachen und Zubehörungen abgeleitet werden kann.

Hauptsache ist nach dem ritus der christlichen öffentlichen Gottesverehrung das Kirchengebäude oder Bethaus, worin sie ausgeübt wird. Diejenigen Gegenstände, welche bestimmt sind, um entweder in und bey diesem Gebäude zum Gottesdienste gebraucht zu werden, z. B. die heiligen Gefäße, oder um durch ihre Nutzungen die Mittel zu gewähren, wodurch die Gebäude erhalten, die Geistlichen besoldet und der übrige Aufwand bestritten werden könne, sind durch ihre Bestimmung und ihren Gebrauch im rechtlichen Sinne Zubehörungen der Kirchengebäude. Denn nicht blos der körperliche Zusammenhang einer Nebensache mit einer Hauptsache giebt jener die Eigenschaft einer Zubehörung der Letztern, sondern auch die Bestimmung des Menschen kann einer jeden beweglichen oder unbeweglichen Sache die rechtliche

Natur einer Zubehör beylegen *), und daß dieß bey den Kirchengütern wirklich geschehen ist, davon muß man sich bey der ersten Betrachtung derselben überzeugen.

Diese Eintheilung wird dadurch wichtig und folgereich, daß sie alle besondern Deductionen über die Rechte an Kirchengütern an sich überflüssig macht und zu dem Grundsatze hinleitet, daß jede Bestimmung über das Kirchengebäude und das Recht auf solches auch ohne Weiteres das Kirchengut mit in sich begreift. Wem also das Kirchengebäude zugehört oder wem es zugesprochen wird, der ist oder wird auch zugleich Eigenthümer des dazu gehörigen Kirchengutes, wenn nicht eine Säcularisation vorhergegangen ist, d. h. eine Rechtshandlung, wodurch bewirkt worden ist, daß das Kirchgebäude nicht mehr zur öffentlichen Gottesverehrung gewidmet ist. Denn hierdurch endet die bisherige Bestimmung desselben, folglich die Eigenschaft, wodurch es eine res principalis im rechtlichen Sinne war, und das Band, welches die Nebensachen oder Zubehörungen an dasselbe knüpfte, die Widmung zum religiösen Gebrauche, ist zugleich mit gelöset, so wie auch gewöhnlich in einem solchen Falle die Kirchengesellschaft, die das Subject des Eigenthums war, selbst erloschen ist.

Die Frage, wie eine Kirchengesellschaft aufhören und erlöschen könne, läßt sich sehr leicht aus den Grundsätzen des allgemeinen Gesellschaftsrechts beantworten. Eine Gesellschaft endet entweder durch äußere oder durch innere Veranlassungen. Eine äußere Veranlassung ihrer Beendigung kann vornehmlich die Staatsgewalt herbeyführen, indem sie die Aufhebung der Gesellschaft befiehlt. Die Befugniß des Staats, eine solche Anordnung in Bezug auf Kirchengesell-

*) Thibaut Pandectenrecht §. 242. 243. Allg. Preuß. Landrecht. Th. 1. Tit. 2. §. 44.

schaften zu geben, liegt in dem jure reformandi desselben, vermöge dessen die höchste Staatsgewalt die freye Ausübung eines Religions-Bekenntnisses zugestehn oder untersagen kann. Innere Veranlassungen liegen aber entweder darin, daß die Gesellschaft ausstirbt, oder sich von dem Orte entfernt, an welchem sie den Gottesdienst in einem dazu bestimmten Gebäude öffentlich ausübte, oder auch daß sie ihr Glaubensbekenntniß ändert.

Das Letztere könnte zweifelhaft scheinen, wenn man die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse der christlichen Religionspartheyen und ihre Abweichungen von einander nicht für wesentlich hält, und besonders kann im Preußischen Landrechte ein Grund zum Zweifel liegen, weil der oben angeführte 171te §. im 11ten Titel des 2ten Theiles äußert, daß eine Kirchengesellschaft durch Aenderung ihres Glaubensbekenntnisses das Eigenthum ihrer Kirchengebäude nicht verliere. Dennoch aber scheint jene Ansicht die richtigere. Die beyden Hauptpartheyen in der Christenheit, die katholische und die evangelische, sind durch die Grundsätze ihres Glaubens, durch die innere gesellschaftliche Verfassung und durch die Verfügungen der europäischen Staaten über ihre Verhältnisse zu denselben, so scharf von einander abgesondert, daß man sie nicht mehr als eine und dieselbe Kirchengesellschaft betrachten kann, und es würde dem wirklichen, rechtlichen und factischen Verhältnisse durchaus widersprechen, wenn man aus der Uebereinstimmung in den hauptsächlichsten Grundsätzen ihres Glaubens, eine Identität ihrer Gesellschafts-Verbindungen ableiten oder vielmehr fingiren wollte. Der kirchliche Verein gründet sich nicht sowol auf die innere Ueberzeugung über das Wesen der Gottheit, als vielmehr auf die Form, unter welcher die Gottesverehrung ausgeübt wird. Hierin liegen die äußern Unterscheidungs-Merkmale der verschiednen Kirchengesellschaften, und es dürfte daher

ohne eine wesentliche Verwirrung der Begriffe nicht behauptet werden können, daß eine evangelische oder katholische Gemeinde als solche noch bestehen, wenn alle Mitglieder der Erstern sich zum katholischen Cultus gewende haben, oder wenn eine katholische Gemeinde das evangelische Glaubensbekenntniß und den einfachen Gottesdienst adoptirt hat. Man muß vielmehr zugestehen, daß in einem solchen Falle die frühere evangelische oder katholische Kirchengesellschaft erloschen, und an ihre Stelle eine andere Kirchengesellschaft neu errichtet worden ist.

Selbst das Preußische Landrecht scheint dieß anzuerkennen, denn an einer andern Stelle *) sagt es: Wer von einer Religionsparthey zur andern übergeht, verläßt seine bisherige Parochie; er hört also auf, Mitglied der engern Kirchengesellschaft zu seyn, zu welcher er bisher gehörte, darum weil er sich von ihrem Glaubensbekenntnisse und von ihrem Cultus entfernt. Das Landrecht erkennt mithin den Grundsatz an, daß durch Veränderung des Glaubensbekenntnisses das Band gelöset wird, welches die Mitglieder zu einer Kirchengesellschaft vereinigt, und es folgt daraus unwidersprechlich, daß, wenn nach und nach alle Mitglieder einer Kirchengesellschaft ihr Glaubensbekenntniß ändern, hierdurch die Gesellschaft, welche sie bisher bildeten, aufgelöset wird.

Wenn das Preußische Landrecht diesen Grundsatz bey den kleinern Kirchengesellschaften, den Parochien, anerkennt, aus deren Inbegriff und Gesammtheit sich die größere Kirchengesellschaft, die Kirchenparthey bildet: So ist es nicht wohl zu begreifen, wie die Disposition des 171ten §., den wir oben anführten, habe aufgenommen werden können. Es liegt offenbar darin eine Anomalie, die um desto deutlicher

*) Th. 2. Tit. XI. §. 303.

einleuchtet, da der 172te §. dieses Titels doch den Fall als möglich annimmt, daß auch eine ganze Kirchengesellschaft erlöschen könne, und da, wie wir später sehen werden, das Verfahren mit den Parochian-Kirchen, deren bisherige Gemeinden sich durch verändertes Glaubensbekenntniß oder Entfernung vom Orte aufgelöst haben, in einer andern Stelle des Allg. Landrechts recht sorgfältig und ausführlich behandelt wird. Nur dadurch wird der Widerspruch erklärlich, daß der Gesetzgeber vielleicht die Absicht hatte, für den schwer zu denkenden Fall, wo eine ganze christliche Religionsparthey im Staate ihr Glaubensbekenntniß ändern und zu einer andern Religionsparthey übertreten sollte, es zu verhüten, daß dieselbe dadurch nicht ihrer sämmtlichen Kirchen und Kirchengüter verlustig werden möchte, daß also durch jenes Gesetz der großen Verlegenheit vorgebeugt werden sollte, welche unvermeidlich in einem solchen Falle aus der consequenten Verfolgung der Analogie des Rechts hervorgehen würde.

Erlischt nun eine Kirchengesellschaft auf eine oder die andere Art, so hört in demselben Augenblicke das Subject auf, welches Eigenthümer des Kirchengebäudes und der Zugehörungen desselben war, und es tritt nun die practische Frage ein: Auf wen das Eigenthum dieser Gegenstände dann übergehe?

VII.

Da die im Staate aufgenommenen öffentlichen Religions-Gesellschaften, in ihren privatrechtlichen Verhältnissen, den bürgerlichen Gesetzen eben so wie andere Corporationen unterworfen sind: So muß dieß auch bey den Erwerbungen von Vermögen der Fall seyn. Unter den verschiedenen Erwerbungsarten interessirt uns jedoch hier vornehmlich nur

die durch Schenkung oder letzten Willen, denn eine Erwerbung durch Kauf oder Tausch setzt voraus, daß die Gesellschaft oder Kirche vorher bereits Vermögen erworben habe. Alle Erwerbungen erfordern, daß eine Willenserklärung dessen vorausgehe, welcher das Eigenthum der Sache bisher behauptete; in dieser muß ausgedrückt werden, auf wen das Eigenthum der Sache übergehen solle, und es kann ohne solche Erklärung, welche den Rechtstitel bildet, niemand eine Erwerbung vollziehen.

Auch bey Erwerbungen, welche eine Kirchengesellschaft machen will, muß man daher auf den Rechtstitel zurückgehen, und untersuchen, welcher Kirchengesellschaft eigentlich das Eigenthum habe überwiesen werden sollen, ob der gesammten Religionspartey, oder einer bestimmten einzelnen Kirchengemeinde, oder endlich einer gewissen religiösen Gesellschaft, einem Kloster oder geistlichen Orden, wo diese noch in den Staaten als erlaubte und privilegirte Corporationen beybehalten worden sind.

Schon Justinian erkannte die Nothwendigkeit dieser Berücksichtigung, und gab in dem oben angeführten Gesetze die Regeln an, nach welchen bey unvollständigen Willenserklärungen über das Subject des Acquirenten zu entscheiden sey. *) Sein Gesetz ist der Natur der Sache so angemessen, daß auch ein neuerer Gesetzgeber der Hauptsache nach keine andern Vorschriften ertheilen könnte. Daß Justinian das Kirchengebäude selbst als Subject des Eigenthums angesehen zu haben scheint, darf man ihm keineswegs als Irrthum anrechnen. Auch heut zu Tage pflegt man bey Schenkungen oder in Testamenten das Kirchengebäude als Acquirenten zu benennen, ohne dadurch ausdrücken zu wollen, daß das todte Gebäude Subject des Eigenthumes seyn solle, welches, wie jede andre willen-

*) L. 26, Cod. d. SS. Ecclesiis.

lose Sache, nie subjective Rechte haben kann; diese Benennung soll vielmehr nur den Willen des Testators oder des Schenkenden andeuten, daß die von ihm dargebotene Sache, bey dem benannten Kirchengebäude als Zubehör verbleiben, und dort dem Zwecke gemäß verwendet werden soll. Das eigentliche dadurch angedeutete Subject des Acquirenten ist also immer diejenige Gesellschaft, welcher das Eigenthum des Kirchengebäudes zusteht. Denn ihr wächst auch das Eigenthum dieses neuen Gutes durch Accession zu der ihr gehörigen Hauptsache, dem Kirchengebäude, zu.

Nach Maaßgabe des Erwerbungstitels kann man das Kirchengut im Allgemeinen daher in drey Classen theilen: 1) Solches, welches der ganzen Religionsparthey zugewendet worden ist; 2) das, welches eine geistliche Gesellschaft oder Stiftung erworben hat, und 3) das Vermögen der Pfarr- und Filial-Kirchen.

Zu dem Vermögen der gesammten Religionsparthey muß das gerechnet werden, was von dem Schenkenden oder Testator ausdrücklich ihr und nicht einer speciellen Kirchen-Gemeinde übereignet worden ist, und dann diejenigen Güter, welche bestimmt sind, um solche Ausgaben davon zu bestreiten, welche der gesammten Kirchengesellschaft oder Religionsparthey obliegen. Zu der letztern Art werden also namentlich die Dotationen eines bischöflichen Sitzes, und die Dotationen geistlicher Obern überhaupt gehören. Denn die Sorge für die Unterhaltung derselben liegt nicht einer einzelnen Parochie ab, sondern der gesammten diesem geistlichen Obern untergebnen Diöces, und die hierzu bestimmte Vermögensmasse gehört sonach dieser Gesellschaft, welche die große Diöcesan-Gemeinde bildet. Giebt es in einer solchen Diöces ein bischöfliches Kirchengebäude, das nicht zugleich Pfarrkirche einer bestimmten Gemeinde ist, so wird auch das Gebäude als Eigenthum der Diöces zu betrachten seyn. Ist

SOCIETÄT

die Kirche aber zugleich Pfarrkirche, so würde man das Eigenthum derselben der Pfarrgemeinde zugestehen müssen und das Diöcesan-Vermögen dann nur in den Gütern und Capitalien bestehen, welche ausschließlich der Unterhaltung des Bischofs und seiner Geistlichkeit gewidmet sind.

Auf gleiche Weise und nach demselben Grundsatze würde die Dotation eines erzbischöflichen Sitzes der ganzen erzbischöflichen Diöces und die Dotation des päpstlichen Stuhles der ganzen römischkatholischen Christenheit eigenthümlich zustehen. In jedem einzelnen zweifelhaften Falle aber würde aus dem Erwerbungstitel beurtheilt werden müssen, ob der Gegenstand der gesammten Diöces, oder einer einzelnen Pfarr-Gemeinde zustehe, und nur dann für die Erstere entschieden werden können, wenn die Diöces als Acquirent ausdrücklich benannt, oder wenn der Endzweck, wozu die Schenkung oder das Vermächtniß verwendet werden soll, von solcher Beschaffenheit ist, daß er nicht blos eine einzelne Gemeinde, sondern die ganze große Kirchengesellschaft angeht.

Geht eine solche Benennung oder Bestimmung nicht zweifelsfrey aus dem Erwerbungstitel hervor, so muß immer die Vermuthung dafür streiten, daß die Schenkung einer speciellen Gemeinde habe zugewendet werden sollen. Abgesehen davon, daß das römische Recht diese Ansicht begründet, so hat dieselbe auch in den Regeln der Auslegung überhaupt ihre Rechtfertigung. Denn bey zweifelhaften Willenserklärungen über die Person, welcher etwas zugewendet werden soll, muß man dieses Subject immer in den nächsten Umgebungen desjenigen suchen, der eine solche Erklärung gegeben hat. Gesetzt, es würde in einem Testamente ein Legat ausgesetzt für die evangelische oder katholische Kirche: So würde sicher kein Richter darüber zweifelhaft seyn, daß hierunter die Kirche des Wohnorts des Testators zu verstehen sey.

Digitized by Google

Zu der zweiten Classe des kirchlichen Vermögens gehören die Güter einzelner geistlicher Stiftungen oder Gesellschaften, Klöster oder Orden, wo der Staat solchen die Rechte privilegirter Corporationen eingeräumt hat. Ueber den Erwerbungstitel kann hier selten ein Zweifel eintreten, weil die eigenthümliche Benennung der Stiftung das Subject des Erwerbenden immer deutlich bezeichnet. Wohl aber könnte die Frage aufgeworfen werden, ob nicht alles Vermögen geistlicher Gesellschaften eigentlich ein Gemeingut der ganzen Kirchengesellschaft seyn müsse? Geht man auf den frommen Glauben zurück, welcher zuerst zur Stiftung von Klöstern und geistlichen Gesellschaften aufrief, so lag ihm freylich wohl die Meinung zum Grunde, daß die Gebete und guten Werke der Ordensleute allen Christen den Weg zur Seligkeit bahnen sollten. Der Zweck der Stiftung umfaßte also in dieser Rücksicht die ganze Religionsparthey. Allein auf die Verhältnisse dieser Stiftungen zum Staate und auf ihre Privatrechte hatte dieser religiöse Glaube doch niemals Einfluß. Von jeher wurden dergleichen Stiftungen als für sich bestehende moralische Personen oder Corporationen betrachtet, und in der That würden auch solche Stiftungen sich bey einem andern Rechtsverhältnisse sehr übel befunden haben. Es würde dann nicht unterblieben seyn, daß man solche Stiftungen als ein Gemeingut angesehen und über ihr Vermögen nach Willkühr geschaltet hätte. Die Güter einer jeden solchen Stiftung sind also an die Existenz der Letztern geknüpft, und können, wenn diese aufhört, nicht von der ganzen Religionsparthey in Anspruch genommen werden, sondern unterliegen im Falle der Aufhebung der Stiftung den allgemeinen Gesetzen über das Vermögen erloschener Gesellschaften.

Die dritte Classe endlich bildet das Vermögen der Pfarrkirchen und Filial-Kirchen, dessen Eigenthum der Gemeinde dieser Kirchen zusteht.

VIII.

Um die Rechtsverhältnisse der Letztern genauer bestimmen zu können, bedarf es einer Erörterung der Frage: Was eigentlich eine Parochie sey? Denn auch hierbey sind einige Punkte in Zweifel gezogen worden.

Die Erklärung, welche das Preußische Landrecht von denselben giebt, ist dem Begriffe so angemessen, daß sie unbedenklich hier zum Grunde gelegt werden kann. Derjenige Distrikt, sagt dasselbe *), in welchem Glaubensverwandte einer vom Staate öffentlich aufgenommenen Religionsparthey zu einer gemeinschaftlichen Kirche angewiesen sind, wird eine Parochie genannt. Es sind sonach nicht alle christliche Einwohner des Bezirks Mitglieder der Parochie, sondern nur diejenigen, welche der Confession zugethan sind, für deren Gottesdienst die Kirche und deren Zubehör bestimmt ist. Daher können in demselben Orte mehrere Parochien verschiedner Confession seyn, wenn jede Religionspartey ihr besondres Kirchengebäude und ihre eignen Geistlichen daselbst besitzt. Es haben demnach also auch nicht alle christliche Einwohner des Orts ein gegenseitiges oder gemeinschaftliches Eigenthum an allen Kirchen, sondern die Gemeinde jeder Confession bildet eine für sich bestehende Corporation und hat das gesonderte Eigenthum ihrer Kirchengebäude und Kirchengüter. Daher tritt derjenige aus seiner bisherigen Parochie aus, welcher sein Glaubensbekenntniß ändert **), und es ist mithin folgerecht, daß die Parochie erlöschen muß, wenn alle Mitglieder derselben ihr Glaubensbekenntniß ändern oder den Bezirk verlassen.

*) Th. 2. Tit. XI. §. 237.

**) Th. 2. Tit. XI. §. 303.

Digitized by Google

Die Errichtung von Parochien ist eine Handlung, die gemeinschaftlich von den kirchlichen und Staatsbehörden vollzogen werden muß. Denn wenn auch die Bestimmung, in welcher Kirche die Bewohner eines Bezirks ihren Gottesdienst feyern sollen, zunächst eine blos kirchliche Angelegenheit ist, so sind doch an die Parochian-Verhältnisse in den neuern Staaten so mancherley blos bürgerliche Verhältnisse geknüpft, und die Kirchengesellschaft selbst bedarf zu Vollziehung ihrer Beschlüsse und zur Sicherung der Kirchen und Kirchengüter des Schutzes des Staates so sehr, daß dessen Mitwirkung für unentbehrlich zu achten ist. Eben so verordnet daher auch das Preußische Landrecht, daß neue Parochien nur vom Staate unter Zuziehung der geistlichen Obern errichtet, und ihre Gränzen bestimmt werden können. *)

So klar hiernach alles zu seyn scheint, so erregen doch die Königl. Preußischen Cabinets-Schreiben vom Jahre 1805 und die darauf gegründete Ministerial-Verfügung vom Jahre 1811 den Zweifel, ob in den Preußischen Staaten alle Confessions-Verwandte, welche in dem Bezirke wohnen, die Gemeinde bilden, oder ob nur die ansässigen Wirthe diese Gesellschaft ausmachen. Die erwähnten Verfügungen gründen nehmlich den Fall, wo eine katholische Kirche geschlossen werden kann, darauf, daß kein katholischer Wirth mehr in dem Orte ansässig sey; und eben so hatten schon die Cabinets-Ordres Friedrichs des Zweyten von den Jahren 1757 und 1758 entschieden. Man muß freymüthig bekennen, daß diese Entscheidung weder aus dem allgemeinen Begriffe noch aus dem Preußischen Gesetzbuche abgeleitet werden kann.

Nach dem Begriffe über die Parochianen ist ihr Verhältniß zur Kirche von ihrem Privat-Vermögen und ihrer An-

*) Th. 2. Tit. XI. §. 238.

sässigkeit ganz unabhängig. Ansässige und Unangesessene haben gleichen Antheil an der Gottesverehrung und an der Seelsorge ihrer Geistlichen, beide müssen also auch mit gleichen Rechten Mitglieder der Kirchengesellschaft seyn, welche durch die Parochianen gebildet wird. Eben so wenig schließt aber auch das Preußische Gesetzbuch die Unangesessenen von der Zahl der Parochianen aus. Nicht nur die angeführte, im allgemeinen Landrechte gegebne, Definition einer Parochie umfaßt beide Classen von Einwohnern, sondern es wird auch ausdrücklich nur die Wahl eines dauernden Wohnsitzes erfodert, um Mitglied der Parochie zu werden *), und selbst das dienende Gesinde wird zu der Parochie des Dienstherrn gerechnet, ungeachtet bey diesem selbst der dauernde Wohnsitz am Orte wegfällt. **) Wir können sonach keinen Anstand nehmen, zu behaupten, daß sowol Angesessene als Unangesessene zur Zahl der Eingepfarrten gehören, und daß folglich eine Parochie darum noch nicht erloschen ist, wenn keine ansässigen Einwohner des betroffenen Religionsbekenntnisses am Orte mehr vorhanden sind, so lange noch unangesessene Glaubensverwandte daselbst ihren Wohnsitz haben, oder auch im Gesindedienst stehen.

Die Aeußerungen der Königlichen Cabinets-Ordres mögen also zwar auf sehr triftigen Maximen der Staatsklugheit beruhen, aber mit den Landesgesetzen stimmen sie nicht überein, und wenn die Disposition des 59ten §. der Einleitung zum Allgemeinen Landrecht, noch, wie nicht zu zweifeln, ihre volle Gültigkeit hat, so dürfte den Verfügungen von den Jahren 1805 und 1811, über das Erlöschen einer katholischen Parochie, durch Entfernung der ansässigen Wirthe, so lange keine verbindende Kraft beyzulegen seyn, bis die entgegenste-

*) Allg. Landrecht. Th. 2. Tit. XI. §. 260.

**) ibid. §. 275.

Digitized by Google

henden Anordnungen des Allg. Landrechts vom Gesetzgeber ausdrücklich durch ein neues Gesetz aufgehoben worden sind

Ein zweyter hierher gehöriger Gegenstand ist durch eine Behauptung der katholischen Religionspartey in Schlesien dargeboten. Weil das bischöfliche Vicariatamt häufig in der Nothwendigkeit gewesen ist, mehrere Pfarrbezirke, in welchen wenige oder keine katholische Einwohner mehr vorhanden waren, in einen Bezirk zusammen zu ziehen und einem gemeinschaftlichen Pfarrer zu untergeben: So behauptete dasselbe, daß der Fall, wo die in einem solchen Bezirk vorhandenen Kirchen geschlossen werden können, nur dann eintrete, wenn in dem ganzen combinirten Bezirke keine katholischen Eingepfarrten mehr vorhanden wären. Es nimmt sonach an, daß alle vereinigte Bezirke nur eine einzige Parochie ausmachen. Allein diese Meinung ist irrig. Wenn auch mehrere Pfarrkirchen und Parochien einem Pfarrer zur Verwaltung übergeben werden, und hierdurch eine persönliche Vereinigung eintritt, so bleibt dessen ungeachtet die Qualität jeder Pfarrkirche dabey unverändert. *) Die Bildung einer neuen Parochie, zusammengesetzt aus mehrern früher für sich bestandenen einzelnen Pfarrkirchen, kann, dem Preußischen Landrechte zu Folge, nur vom Staate ausgehen, und durch die Ansetzung eines gemeinschaftlichen Pfarrers von der geistlichen Oberbehörde allein nicht bewirkt werden. Kommt sonach in Frage, ob eine Parochie, welche mit einer andern Parochie combinirt ist, wegen des Abzugs oder der Glaubensänderung der Eingepfarrten erloschen sey, so hat man auf jede der vereinigten Parochien für sich zu sehen und kann keinesweges behaupten, daß darum die eine Parochie noch bestehe und ein Kirchspiel bilde, weil in dem andern mit ihr combinirten Kirchspiele vielleicht noch Confessionsverwandte sind.

*) Th. 2. Tit. XI. §. 247.

IX.

Aus den Grundsätzen des Gesellschaftsrechtes ist nun auch die Frage zu entscheiden, wem nach Auflösung einer Kirchengesellschaft das Vermögen derselben zufalle?

Es wird hiernach in jedem vorkommenden Falle zu prüfen seyn, ob das vorhandne Vermögen unbedingtes, wahres Kirchengut sey, oder ob entweder von dem Stifter etwas auf den Fall, wo die Kirchengesellschaft sich auflöste, verfügt ist, oder ob jemandem sonst ein Recht auf einen Theil dieses Vermögens zusteht. Dergleichen Gegenstände würden dann vom Kirchenvermögen zuvörderst zu separiren seyn.

Hierzu gehören namentlich diejenigen Kirchen-Capitale, deren Zinsen nach dem Willen des Stifters an Arme vertheilt oder wovon Schulen und milde Stiftungen, Hospitäler und dergl. unterhalten werden. Hiernächst aber auch bey katholischen Kirchen solche Stiftungen, von deren Zinsen Stipendien für Messen zum Andenken Verstorbener, für Anniversarien u. dgl. an die Geistlichen gezahlt werden sollen. Wir folgern dieses aus dem Begriffe von Kirchen-Vermögen, worunter nur diejenigen Güter begriffen werden können, welche die Kirchen-Gesellschaft zu Erreichung ihres gemeinschaftlichen Zweckes, d. h. zur Feyer des öffentlichen Gottesdienstes und zu Bestreitung der damit verknüpften Kosten, erworben oder zusammengetragen hat. Hierzu kann man aber solche Güter und Stiftungen nicht rechnen, welche zu irgend einem speciellen wohlthätigen Zwecke, oder zur Feyer eines Privat-Gottesdienstes, wofür Familien-Messen doch nur geachtet werden können, gewidmet sind. Bey den Ersteren ist die Kirchen-Gesellschaft und deren Vorstand nur Depositor und Verwalter des Gutes, welches dadurch zugleich unter die Aufsicht und den Schutz der obern Kirchen- und Staats-Behörden gestellt wird; bey den Letztern hingegen dient das der Kirche übergebene Capital ei-

gentlich nur als Caution für das jährlich dem Messe-Lesenden zu verabreichende Stipendium. Der Fundator eines solchen Privat-Gottesdienstes will, daß er jährlich gefeyert werde; seine Erben werden verpflichtet, dafür jährlich etwas Gewisses an die Kirche zu entrichten, so wie sie auch als Vollstrecker seines letzten Willens verpflichtet und berechtigt sind, über die Erfüllung dieser Disposition zu wachen; um aber theils die Kirche sicher zu stellen wegen der jährlichen ihr zu gewährenden Leistung, theils den Erben die Vollziehung zu erleichtern, bestimmt der Fundator, daß sofort ein angemessener Hauptstamm der Kirche übereignet werde, wofür diese die stete Erfüllung der daran geknüpften Bedingung ausdrücklich verspricht, oder sich stillschweigend dazu anheischig macht.

Ein solches Geschenk oder Vermächtniß ist mithin eine donatio oder ein legatum sub conditione relictum, und kann von den Erben zurückgefordert werden, wenn die Erfüllung der Bedingung nicht mehr möglich ist, welches dann eintritt, wenn nach Auflösung der Kirchengesellschaft das Kirchengebäude ohne Geistliche ist oder geschlossen wird. Ist von der Familie oder den Erben des Stifters niemand mehr vorhanden, der bey Eintritt dieses Falles über die Erhaltung der Stiftung wachen könnte, so würde es Pflicht der vom Staate anerkannten geistlichen Obern, als subsidiarischer Executoren eines solchen letzten Willens, seyn, Sorge zu tragen, daß die Stiftung auf eine andre Kirche übergetragen und dort das gestiftete Seelenamt gefeiert werde. Auf keinen Fall aber kann unsers Bedünkens der Staat auf dergleichen Capitale Anspruch machen, selbst wenn die Kirche und deren Vermögen säcularisirt wird, weil sie ihrer Natur nach nicht zum eigentlichen Kirchen-Vermögen gehören, sondern ein Privatgut sind. Daß der Glaube des Stifters, der ihn zu Errichtung einer solchen bewog, vielleicht irrig und superstitios geachtet werden kann, darf hier keinen Einfluß haben. Der Staat ist nicht befugt, über die reli

gidsen Ueberzeugungen seiner Mitbürger zu urtheilen, und kann, ohne willkührliche Gewalt auszuüben, sich nicht eine Stiftung anmaßen, die einer derselben in der Meinung errichtete, daß er hierdurch das Heil seiner Seele befördern könne.

Das reine Kirchen-Vermögen, welches nach Separation aller speciellen Fundationen und nach Berichtigung der Schulden übrig bleibt, ist, nach Auflösung der Kirchen-Gesellschaft, herrenloses Gut, und fällt sofort dem Staate zu mit gleichem Rechte, wie dieser überhaupt herrenloses Gut sich zuzueignen befugt ist.

Man könnte in Ansehung der Güter von Parochian-Kirchen, von geistlichen Gesellschaften oder auch von einzelnen Diöcesen behaupten, daß dieselben im Falle des Erlöschens solcher Gemeinden oder Gesellschaften noch nicht sofort herrenlos werde, daß vielmehr der größern Kirchen-Gesellschaft oder Religionsparthey, von welcher jene Gesellschaft nur einen Bestandtheil ausmacht, ein Erbrecht darauf zustehe. Dieß dürfte jedoch, wenn nicht positive Gesetze darüber in einem Staate vorhanden sind, sich nicht leicht beweisen lassen. In Beziehung auf den Staat besteht jede Parochie und jede geistliche Gesellschaft für sich als selbstständige Corporation. Ihr Aufhören ist dem physischen Tode eines unbeerbten Individui gleich zu achten, und kann nicht so angesehen werden, als ob sich nur ein einzelner Theil in das Ganze zurückgezogen und seine Privatrechte auf diesen übergetragen hätte.

In den Ländern Deutschlands, welche früher unter dem Einflusse des Westphälischen Friedens standen, fand ein solches Erbrecht der Religions-Parthey wohl Statt, denn es war ausdrückliche Vorschrift, daß keiner der beyden anerkannten Religions-Partheyen etwas von ihren Gütern entzogen werden dürfe. Allein nach der aufgehobnen Gültigkeit dieses Friedensschlusses fehlt es an einem allgemeinen Rechtsgrunde,

um ein solches Erbrecht der Religions-Parthey zu beweisen, das aus der Natur der Sache nicht folgt.

Es würde mithin, unsrer Ueberzeugung nach, den allgemeinen Rechtsprincipien gemäß, der Staat befugt seyn, das reine Kirchen-Vermögen als herrenloses Gut einzuziehen, sobald die Kirchen-Gesellschaft, welche Eigenthümerin davon war, verloschen ist. Nur kann dieses Erlöschen noch nicht als wirklich eingetreten angenommen werden, wenn keine ansässigen Wirthe des Glaubensbekenntnisses mehr vorhanden sind, sondern es wird vielmehr erst dann eintreten, wenn überhaupt gar keine Glaubens-Genossen im Kirchspiele oder in der Diöcese mehr vorhanden sind.

X.

Wir haben nun, unserm Zwecke gemäß, noch zu prüfen, in wiefern das preußische Recht mit diesen allgemeinen Principien übereinstimme.

Es ist oben (§. VI.) bereits gezeigt worden, daß das allgemeine Landrecht der Kirchengesellschaft im weiteren Sinne oder der Religionsparthey das Eigenthum der Gebäude, liegenden Gründe, Capitalien und aller Einkünfte zuschreibt, welche zur anständigen Unterhaltung des äußern Gottesdienstes für jede Kirchengemeine (Parochie) nach deren Verfassung bestimmt sind. *) Hieraus würde also folgen, daß die gesammte Religionsparthey ein Ober-Eigenthum an dem Vermögen der einzelnen Parochian-Kirchen habe, und daß beym Erlöschen einer Parochie der Staat sich der Güter der Pfarrkirche nicht anmaßen dürfe, sondern die Religionsparthey Kraft ihres allgemeinen Eigenthums-Rechtes dieselben an sich ziehen müsse. Die Succession des Staates in die Kirchengüter als bona vacantia könnte nur eintreten, wenn die ganze

*) Th. 2. Tit. XI. §. 160.

SOCIETÄT

Kirchengesellschaft (auf eine nicht denkbare Weise) aufhören sollte, denn durch verändertes Glaubens-Bekenntniß wird die Kirchengesellschaft ihrer Güter nicht verlustig. *) Die Behauptung der katholischen Kirchen-Parthey in Schlesien, daß die Güter der Parochian-Kirchen dem ganzen Corpori Catholicorum gehören, scheint sonach in diesen Stellen des allgemeinen Landrechts wohl gegründet zu seyn.

Gleichwol enthält das Landrecht in Bezug auf die Parochian-Kirchen eine Verfügung, die diesem allgemeinen vorausgeschickten Grundsatze zuwider zu laufen scheint. Es verordnet nämlich: daß dadurch, weil aus Mangel an Eingepfarrten in einer Kirche eine Zeitlang keine gottesdienstlichen Handlungen haben vorgenommen werden können, dieselbe die Rechte einer Parochialkirche nicht verlieren **), und fügt dann im folgenden Paragraphen hinzu: Wenn aber aus Mangel an Eingepfarrten die Stelle des Pfarrers länger als zehn Jahre hindurch unbesetzt geblieben ist: So kann der Landesherr, wo nicht besondre Landesverfassungen oder Tractaten entgegen stehen, über die vacante Kirche verfügen, und alsdann erlöschen auch die etwanigen Parochialrechte derselben.

Durch diese Verfügung wird jenes allgemeine oder Ober-Eigenthum der Kirchengesellschaft an den einzelnen Kirchengebäuden erloschener Kirchspiele ausdrücklich ausgeschlossen, und dem Staate das Dispositionsrecht darüber zugestanden. Der Kirchengüter ist zwar dabey nicht gedacht; aber da die zu einem Kirchengebäude bestimmten und gewidmeten Güter Zubehörungen desselben im rechtlichen Sinne ausmachen, so muß

*) Th. 2. Tit. XI. §. 171.

**) ibid, §. 307. 308.

Digitized by Google

die Verfügung über das Kirchengebäude auch dieſe mit umfaſſen.

Das Diſpoſitionsrecht des Staates iſt indeß an eine ſo beſchränkende Bedingung geknüpft, daß es ſchwerlich jemals in einer Provinz, wo beyde Religionspartheyen in faſt gleicher Anzahl und Stärke vorhanden und unter einander gemiſcht ſind, eintreten kann. Denn einmal wird vorausgeſetzt, daß der Kirchenpatron die erledigte Pfarrſtelle aus dem Grunde, weil keine Confeſſionsverwandte am Orte geweſen, unbeſetzt gelaſſen habe, und dann, daß während der zehn und mehr Jahre, von der Erledigung der Pfarrſtelle an gerechnet, kein Glaubensgenoſſe wieder am Orte oder in dem Kirchſpiele geweſen ſey, wobey aber nach dem allgemeinen Begriffe von Eingepfarrten nicht blos auf Angeſeſſene, ſondern auch auf Unangeſeſſene und auf Dienſtgeſinde zu ſehen iſt. Finden ſich dergleichen während jenes, ohnehin nicht genau genug beſtimmten, Zeitraums wieder im Kirchſpiele ein, ſo würde der Kirchen-Patron ſo berechtigt als verpflichtet ſeyn, die Pfarrſtelle wieder zu beſetzen, und ſelbſt die obere Kirchenbehörde könnte ihn dazu anhalten oder ex iure devoluto die Pfarre wieder beſetzen *).

Aber geſetzt, daß der Fall dennoch einmal eintreten könnte, ſo würde es immer noch darauf ankommen, ob nicht provinzielle Verfaſſungen oder Tractaten dieſer Diſpoſition des allgemeinen Landrechts entgegen ſtehen. Wenn man hierbey das Augenmerk auf Schleſien richtet: ſo dürfte wohl einzuräumen ſeyn, daß dieſe Provinz dergleichen beſondre Verfaſſungen und Tractaten im Friedensſchluſſe vom Jahre 1742 und in den Verſicherungen Königs Friedrichs des Zweyten, die von ſeinen Nachfolgern immer beſtätigt worden ſind, aufzuweiſen habe, da nach jenen provinziellen Grundſätzen die katholiſche Kirche

*) Th. 2. Tit. XI. §. 398.

in dem status quo des Jahres 1742 geschützt werden soll, und der König zugleich befohlen hat, daß die Evangelischen sich die Ausübung des freyen Gottesdienstes auf eigne Kosten und ohne Beeinträchtigung der katholischen Kirchengesellschaft verschaffen sollen.

Das Resultat unsrer ganzen Erörterung würde also dieses seyn, daß in Schlesien überhaupt keine Reclamationen an katholische Kirchen zum Vortheil evangelischer Gemeinen gebildet werden können, so lange jene Dispositionen des Allgemeinen Landrechts und die Verbindlichkeit der Tractaten vom Jahre 1742 nicht aufgehoben worden sind.

Die letztern sind durch das Edict vom 30sten Oct. 1810 *), wodurch die Klöster, Stifter, Balleyen und Commenden, die auch in dem Tractate von 1742 mit begriffen waren, in Schlesien, wie in dem ganzen Umfange der Monarchie, aufgehoben wurden, allerdings bereits wenigstens factisch für unverbindend erklärt worden, und die Allerhöchsten Verfügungen vom Jahre 1805 geben zu erkennen, daß die gesetzgebende Gewalt überhaupt andre Grundsätze in Absicht der vacanten Kirchen und Kirchengüter angenommen habe. Allein noch zur Zeit ermangelt es an dem gesetzlichen Grunde, wonach in vorkommenden Fällen verfahren werden kann, und die, durch einzelne Verfügungen über vacante katholische Kirchen, allgemein angeregte Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand macht es wünschenswerth, daß die Absichten der gesetzgebenden Gewalt bald in gesetzlicher, allgemein verbindender Form ausgesprochen werden.

Worauf es bey einem solchen Gesetze hauptsächlich ankommen dürfte, geht aus der bisherigen Entwickelung der Sache hervor. Es würde zu erläutern seyn, wie der 160. 171. und 172ste §. im XI. Titel des 2ten Buches des Allgemeinen Landrechts zu verstehen, und wie der scheinbare Widerspruch

*) Gesetz-Sammlung geb. J. S. 32.

mit dem 308ten §. in diesem Titel zu beseitigen sey. Demnächst bedürfte es einer neuen Bestimmung darüber, wann der Zeitpunkt eintrete, daß ein Kirchspiel aus Mangel an Eingepfarrten für erloschen geachtet werden könne, da der zuletzt erwähnte Paragraph die Ungewißheit nicht hebt. Die Verfügungen von den Jahren 1805 und 1811 scheinen die Parochie in dem Augenblicke für erloschen zu erklären, wenn keine ansässigen Wirthe des Glaubensbekenntnisses mehr vorhanden sind, und der Hauptsache nach dürfte dieß den Grundsätzen des Gesellschaftsrechtes angemessen seyn, nur möchte nicht allein auf angesessene, sondern auch auf unangesessene Wirthe zu achten, oder durch das Gesetz zu bestimmen seyn, daß das Eigenthum des Kirchengutes nur den angesessenen Parochianen zustehe. Das Dienstgesinde könnte wohl unberücksichtigt bleiben, da es keinen bleibenden Aufenthalt in der Parochie hat. Endlich würde das Gesetz sich darüber aussprechen müssen, ob die Kirchengebäude und Kirchengüter erloschener Parochien den Grundsätzen des Gesellschaftsrechts gemäß dem Staate anheim fallen sollen, um nach seinen Verfügungen anderweit zu gemeinnützigen Zwecken verwendet zu werden, oder ob dieselben sofort den andern christlichen Einwohnern des Orts zur Feyer ihres öffentlichen Gottesdienstes überlassen werden sollen.

Die Meinung, daß die Parochianen, wenn sie ihr Glaubensbekenntniß ändern, das Eigenthum der früher zu ihrem Cultus benutzten Kirchengebäude und Kirchengüter beybehalten, und letztere sonach ohne weiteres Zuthun des Staats oder der Kirchenobern nach ihrer dermaligen Confession benutzen können, ist weder im allgemeinen Rechte, noch in den Preußischen Gesetzen gegründet, und kann so lange nicht angenommen werden, als es noch eine Sonderung zwischen den verschiednen christlichen Kirchengesellschaften giebt. Es würde daher eben so consequent, als politisch seyn, daß die vacanten

Kirchengebäude und Kirchengüter für dem Staate anheim gefallen erklärt werden.

Ohne Erlassung eines solchen Gesetzes ist eine rechtliche Entscheidung über die Anwendung unbenutzter katholischer Kirchen und Kirchengüter nicht möglich; jede Verfügung darüber ist vielmehr als ein Machtspruch zu achten, und wird, wie jeder Machtspruch, als eine Folge persönlicher Begünstigung von dem Betheiligten mit Widerwillen aufgenommen. Jeder, welchem ein friedliches Verhältniß beyder Religionstheile am Herzen liegt, muß daher die baldige Entschließung der gesetzgebenden Gewalt wünschen und erbitten.

VII.

Journée du Mont St. Jean

par Paul;

übersetzt

aus den

Ephémérides Constitutionelles et Politiques

der

Französischen Flugschrift: L'Homme Gris *).

W. v. C.

„Napoleon war in Paris; um unter seinen Fahnen alle Franzosen und selbst seine ältesten Widersacher zu versammeln, beugte der alte Despot seinen Kopf unter der Säule der Freiheit. Die Königliche Regierung war gefallen, weil sie nicht die garantirte Konstitution achtete; dieß Beispiel schreckte Napoleon, und er schwankte zwischen der Nothwendigkeit, der Stimme des Volks nachzugeben; oder seine alte despotische Stellung zu behaupten; verschwenderisch war er im Anfange in den verführerischsten Versprechungen, um seinem Zwecke näher zu kommen. Frankreich, von seinem al-

*) Der Verfasser des grauen Mannes, ein gewisser Ferret, ist in Rücksicht seiner Jugend und Unerfahrenheit zu 3 Monate Gefängniß und 50 Francs Strafe verurtheilt; der Buchhändler l'Huillier aber, weil er schon einmal bestraft worden, zu 6000 Francs Strafe, 5jährigem Gefängniß, 6jährigem Verlust der bürgerlichen Rechte und 500 Francs Bürgschaft.

Digitized by Google

ten Herrn an sich gerissen, fand sich unter seine Kinder und seine immerwährenden Feinde gestellt. Die arglistige Politik Napoleons hatte bald diesen Wechsel berechnet; er kannte die Franzosen, er wußte nur zu gut, daß der Haß des ausländischen Joches und die Liebe zum Ruhm fest in unsere Herzen gepflanzt sind.

Unsere eingeäscherten Häuser, unsere niedergemetzelten Mitbürger, unsere geschändeten Frauen und Töchter, die der Jugend sowohl, als dem Alter zugefügte Schmach, sind die Andenken, welche die Soldaten der Verbündeten in unseren Städten und Dörfern zurückgelassen haben *). Der Unwille, welcher alle Herzen bei solchen ausgestandeten Landplagen erfüllte, hatte alle Gemüther erbittert, und rechtfertiget die letzten Kraftanstrengungen, sich dem lastenden Joche zu entreißen.

Auf der einen Seite stand ein großes, seit beinah fünf und zwanzig Jahren sieggewohntes Volk, unterjocht durch dieselben Feinde, die es so oft als Eroberer beherrscht hatte. Dies Volk, befreit von einem Gouvernement, das es nicht vertheidigen und seine Rechte nicht aufrecht halten konnte, hatte jetzt nur zwischen Unabhängigkeit der Nation oder fremder Herrschaft zu wählen.

Auf der andern Seite standen die alliirten Mächte, und erklärten: daß sie sich nicht in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen begehrten; und nur den Krieg gegen Napoleon, den sie als den Ruhestörer Europa's ansahen,

*) Recht französisch! sie denken nicht mehr an die uns zugefügte Schmach, von denen kaum ein Zehntheil ihnen wieder vergolten worden ist; und was auch geschah, so sind doch nie in Frankreich von dem verbündeten Heere solche Schandthaten ausgeübt worden; einzelne Excesse geschehen überall!

Der Uebersetzer.

Digitized by Google

führen wollten; daraus also folgt also: daß sie annahmen, jedes Volk könne seine Regierung verändern. Die Regierung war durch die That geändert worden, und Napoleon organisirte eine Volksvertretung, dessen öffentliche Existenz in der Folge alle Partheien anzuerkennen verpflichtet würden.

Durften die Franzosen sich bei leerem Wortgepränge in ihren Versammlungen aufhalten? Durften sie Frankreich in seinem Innern zerspalten, unterdeß die Preußen und Engländer an den Gränzen standen? Laßt uns nicht fürchten, öffentlich zu bekennen, die Ehre eines großen Volks forderte: die Dazwischenkunft Anderer von sich abzulehnen, und ihnen das Vaterland Fuß für Fuß streitig zu machen; so wie es zu den Zeiten der Revolution geschehen war."

Wir wollen nicht dem Verfasser des Tages von Mont St. Jean in allen Details folgen, die er uns von dem Kampf der französischen Armeen in den Feldern Belgiens giebt. Vor dem 18 Juny war viel Blut geflossen, unsere sterbenden Krieger sahen aber doch den Feind fliehen. Vom 14ten ab hatte sich aber der Verrath in unsere Linien eingeschlichen; einige schlechte Franzosen gingen an diesem Tage zu der Armee des Feindes über, es waren der General Bourmont, die Obersten Clouet und Villoutret, und vier andere Officiere *). Doch beeilen wir uns, auf dem Schlachtfelde von Mont St. Jean

*) N. d. R. Wenn die Franzosen geschlagen sind, so ist jedesmal Verrath Schuld daran. Wäre der Marschall Blücher zeitig genug von der am 14ten auf ihn eindringenden concentrirten französischen Streitkraft, die die seinige um ein Viertel an Zahl überstieg, unterrichtet gewesen, so würde er das Armeecorps von Bülow gewiß zeitiger herbeigerufen haben, als geschehen ist, indem solches gänzlich am Tage der Schlacht am 16ten ausblieb. So aber, standen die meisten Truppen in ihren Cantonnirungsquartieren, und wie wir von Augenzeugen wissen, gingen mehrere Regimenter, namentlich das 5te (pommersche) Husaren-Regiment Blücher, vom Exerzierplatze mit halb ermüdeten Pferden, zur Schlacht.

Digitized by Google

anzukommen, und lassen wir den Geschichtschreiber selbst sprechen.

„Napoleon wollte den 18ten in Brüssel ankommen, und „er konnte dieß ohne verwegen zu seyn hoffen; den 15. und „16ten hatten die Preußen viel gelitten, und seitdem sich nicht „wieder vereinigen können. Aus Belgien wurde gemeldet, „daß alles, so wohl in Brüssel, als in Antwerpen, sich in „großer Verwirrung befinde; man war damit beschäftiget „die Blessirten fortzuschaffen, Equipagen ꝛc. fortzuschicken. „Der Wald von Soigne war voll gebrochener Wagen, Ar„tillerie und einer unglaublichen Menge Blessirten, kurz, „es herrschte im Rücken der englischen Armee die allergrößte „Unordnung.

„Man sah aber dennoch mit Tagesanbruch, daß Wel„lington seine Stellung nicht allein erhalten hatte, sondern „sich auch anschickte eine Schlacht anzunehmen; sein Haupt„quartier befand sich zu Waterloo. Die Vergebene von Mont „St. Jean wurde bis zu dem Pachtgute la Haye Saint „mit Infantriemassen besetzt. Dieses Pachtgut diente dem „englischen Centrum, welches der Prinz von Oranien kom„mandirte, zum Stützpunkte, der rechte Flügel der engli„schen Armee lehnte sich an das Pachtgut Merkebraine, den „Hof von Haugoumont vor sich habend, und dehnte sich bis auf „die Straße von Nivelles aus. Der linke Flügel wurde durch „einen Grund und durch das Pachtgut Terre la Haye ver„theidigt, und stützte sich auf Richemont.

„In der Nacht litt die französische Armee sehr viel von „von Regengüssen; Napoleon schickte, nachdem er die Stel„lung Wellingtons recognoscirt hatte, dem Marschall Grou„chy die Ordre, sich gegen Ohain, mit dem 3ten Corps und „der Division Teste vom 6ten, um den Grafen von Lobau zu „unterstützen, welcher mit dem Ueberrest seines Armeecorps „den Angriff mit einem Sturm auf die Vergebene von Mont

„St. Jean angefangen hatte. Das 2te Armeecorps, bestimmt gegen den rechten Flügel der englisch-belgischen Armee zu marschiren, stellte sich in der Ebene zwischen Nivelle und Brüssel auf, es lehnte seinen rechten Flügel an das 1te Armeecorps, welches an der Seite von Terre la Haye ausdehnte. Der Graf von Lobau hielt auf dem äußersten rechten Flügel; beinah die ganze Cavallerie war auf den beiden Flügeln aufgestellt; die Garde bildete die Reserve auf den Höhen von Planchenois.

„Um 10 Uhr, fand Napoleon, als er erfuhr, daß zwei bedeutende Officiere zum Feinde übergehen wollten, den Plan der Schlacht zu verändern für nöthig; er gab neue Befehle, und ließ dem Marschall Grouchy andeuten: so schnell als möglich mit seiner ganzen Macht heranzurücken und bey Wavre nur eine Division stehen zu lassen. Der Marschall Ney wurde beordert das 1. und 2te Armeecorps zu kommandiren.

„Der Angriff fing um Mittag an; Jerôme, vereinigt mit einem Theile des 2ten Armeecorps, setzte sich mit seiner Division vor den Pachthof von Haugoumont, dessen Gebäude bereits von Kanonenkugeln durchlöchert waren, und es begann ein lebhaftes Feuer; indem er aber an Terrain gewann, verlor er einen Theil seiner Division. Der linke Flügel, das Centrum und der rechte Flügel rückten in gerader Linie vor. Um 2 Uhr hatte der Feind seine erste Schlachtlinie verloren, und seine vorrückenden Theile wurden von der französischen Artillerie bestrichen *). Währenddem war der Pachthof von Haugoumont den Franzosen abgenommen; das Gehölz, an welches er sich lehnt, war von Todten bedeckt und der Marschall Grouchy kam noch

*) N. d. R. Ist gänzlich unwahr; die Franzosen hatten blos den Pachthof la Haye Saint, und nicht die ganze Linie der Engländer genommen.

„immer nicht; die zu ihm abgeschickten Couriere waren entweder gefangen, getödtet oder zum Feinde übergegangen; es verbreitete sich das Gerücht, daß ein Officier vom Generalstabe die Befehle Napoleons an den Marschall Blücher überliefert hätte; aber man achtete nicht auf diese abscheuliche Nachricht *). Das Feuer, welches um 2 Uhr in dem Walde von Soigne **) an der Seite unsers äußersten linken Flügels angefangen, beweist die Verrätherei und mußte Napoleon so handeln lassen, wie er gehandelt hat. Es unterlag keinem Zweifel, daß das Musketenfeuer nicht vom Marschall Grouchy herrührte, dessen Marsch die Preußen aufzuhalten suchten, und er gab daher Befehl, die Bergebenen von Mont St. Jean zu nehmen; die Cavallerie flankirte auf den Flügeln, und hatte Ordre, die Batterien anzugreifen. 500 Stück Geschütz verbreiteten den Tod überall, die Infantrie stürzte sich auf Infantrie, die Kavallerie auf Kavallerie, und in diesen fruchtbaren Angriffen wurden die Regimenter zersprengt, um 3½ Uhr war die Bergebene von Mont St. Jean in den Händen der Franzosen ***). Wellington, seiner vorzüglichsten Mittel beraubt, war besiegt, und die Verwirrung war auf der ganzen englischen Linie vollkommen, nur der Prinz von Oranien, obgleich verwundet, behauptete noch ehrenvoll das Schlachtfeld, in unsern Linien. Das Musketenfeuer in dem Walde von Soigne hatte aufgehört, ohne daß der Marschall Grouchy ankam, und Napoleon erkannte die Verrätherei, die einbrechende Nacht ließ ihm dennoch die

*) N. d. R. Wie es auch unwahr ist.

**) Ist eine abscheuliche Lüge; denn waren die Franzosen im Walde von Soigne, so standen sie im Rücken der englischen Armee.

***) Wieder eine Lüge; nie hatten die Franzosen den Mont St. Jean besetzt, sonst wäre Wellington total geschlagen gewesen.

Digitized by Google

„Hoffnung, die eingenommene Stellung zu behaupten; al„ aber nach und nach sich alle übriggebliebenen Reste der Re„gimenter gesammelt hatten, nahm er wahr, daß die kleine „Anzahl nicht der feindlichen Stärke gewachsen sey, über„dieß wurde noch von Viertels zu Viertelstunde die engli„sche Armee von seinen Bewegungen benachrichtiget.

„Um 5½ Uhr änderte sich das Gefecht, der Graf von Lo„bau engagirte sich mit dem Bülowschen Corps, und warf sich „ihm mit der Kavallerie des General Aumont entgegen; Na„poleon formirte eine vierfache Colonne, und gab Befehle zur „Deckung dieser Bewegungen. Endlich verloren auch die „Garden, diese alten Kinder des Siegs, den Muth, an ihrer „Spitze den Besieger von Egypten, Deutschland und Italien; „es wich die Legion der Helden, die in hundert Schlachten „theils als Befehlshaber, theils als Soldaten siegte; an diese „imponirende Colonne schlossen sich andere Colonnen an; das „furchtbare Kartätschenfeuer vernichtete die Braven. Der „Bayard der neuern Zeit, Cambronne, der mit einigen sei„ner Untergebenen avancirt war, rief, als er Befehl zum „Rückzug erhielt, aus: „Die Garde kann sterben, aber „nicht dem Feinde den Rücken kehren!" Der Ruf schallte „durch alle Glieder; siegen konnten sie nicht mehr; sie gingen „in einen ehrenvollen Tod; nur die Nacht, minder grausam, „als die Menschen, rettete den Rest der Armee."

„Der Pflug ist an die Stelle des Schwerdts getreten; „die große Armee ist nicht mehr, und ihre abgeschiedenen „Seelen verlangen nach ehrenvollen Gräbern.

W. v. C.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Rückblicke

auf die neueste politische Literatur.

Ueberlieferungen aus der neuen Welt. 4tes, 5tes und 6tes Heft.

Ganz besonders merkwürdig sind die Aufsätze: der Brief von Columbus, und über die bekannten größesten Diamanten, welche wir unsern Lesern hier wörtlich mittheilen:

Ein merkwürdiger Brief von Columbus, an Don Raphael Sanzio, Schatzmeister Sr. Maj. des Königs von Spanien.

Am dritten May 1493 im ersten Jahre der päpstlichen Würde Alexanders des Sechsten. Nach der Vollendung aller Unternehmungen, die meine Reise veranlaßt haben, weiß ich, daß es Ihnen angenehm seyn wird, von Allem unterrichtet zu werden, was ich gethan und entdeckt habe. Den 33sten Tag, nachdem ich Cadix verlassen hatte, erreichte ich das indische Meer, wo ich eine große Menge bevölkerter Inseln fand, die ich ohne Widerstand im Namen unsers berühmtesten Königs unter öffentlicher Bekanntmachung und Aufsteckung unserer Flagge in Besitz nahm. Die erste dieser Inseln nannte ich San Salvador, im Vertrauen auf den Schutz des göttlichen Erlösers, durch den ich diese und alle die andern entdeckt hatte. Der indianische Name dieser Insel ist Guana Hanyn. Eben so gab ich den andern neue Namen. Die eine nannte ich nach der heiligen Maria Empfängniß, eine andere Fernandina, eine andere Isabella, und auf diese Art alle die übrigen. Als wir an der Insel landeten, welche, wie ich sagte, Johanna hieß, fuhr ich an ihrem Gestade hin, etwas gegen Westen und fand sie von einer solchen Länge, daß ich kein Ende wahrnahm und sie daher für einen Theil vom festen Lande, für eine Provinz von Cathay hielt. Doch sieht man keine Städte an ihrer Küste, nur einige Dörfer und Höfe. Ich konnte mich mit den Bewohnern derselben in keine Unterredung einlassen, weil sie die Flucht ergriffen, sobald sie uns sahen. Ich segelte vorwärts, weil ich hoffte, eine Stadt, oder doch wenigstens Landhäuser zu finden; aber zuletzt, da wir bemerkten, daß uns nichts neues aufstieß, so weit wir auch fuhren, und daß uns unser Weg gerade nördlich führte, welches ich vorzüglich zu vermeiden wünschte, weil der Winter schon seinen Anfang genommen hatte, und die Winde überdies für unsere Reise südwärts, (welche Richtung ich nehmen

wollte) günstig waren, so beschloß ich, meine Nachforschungen nicht fortzusetzen, sondern kehrte zum Hafen zurück, dessen Lage ich bezeichnet hatte. Ich schickte demungeachtet zwei von unserer Mannschaft an das Land, um sich zu erkundigen, ob Städte in der Provinz wären, und ob sie von einem Könige beherrscht würden. Sie setzten ihre Reise 3 Tage fort, und bezeugneten einer unzähligen Menge Volks und Einwohner, doch war es eine armselige Race und ohne Regierung. Meine Abgesandten kamen zurück. Unterdessen hatte ich von einigen Indianern, welche ich daselbst fand, erfahren, daß es in der That eine Insel wäre. Ich schiffte also weiter nach Osten, immer an der Küste 322 (englische) Meilen hin, bis zum Ende der Insel. Von da gewahrte ich eine ostwärts 54 Meilen von Johanna entfernt, welcher sogleich ich den Namen Hispania gab und darauf zusegelte. Wie ich es vorher mit der Insel Johanna gemacht hatte, so fuhr ich auch hier von Osten nach Norden hinauf, 564 (englische) Meilen weit. Johanna nebst den andern Inseln sind zur Bewunderung fruchtbar. Hispania ist von den herrlichsten und sichersten Häfen, die ich jemals gesehen habe, umgeben. Auch viele hohe Gebirge befinden sich daselbst. Alle diese Inseln sind schön und in großer Mannichfaltigkeit der Form gestaltet. Sie haben einen Ueberfluß an den schönsten Bäumen von verschiedenen Gattungen und so hoch, daß sie die Wolken zu erreichen scheinen, und wie ich glaube, nie ohne Laub. Denn als ich sie sah, waren sie so voll und schön, wie unsere Bäume in Spanien im Monat May. Einige standen in der Blüthe, andere trugen Früchte, und wieder andere waren in einem Zustande, der ihrer Eigenthümlichkeit angemessen war. Die Nachtigall und unzählige Vögel anderer Art sangen in ihren Schatten, und doch war es im November als ich vorüberschiffte. Auf der oben erwähnten Insel Johanna waren ferner 7 oder 8 Arten von Palmenbäumen, welche in Gestalt und Schönheit die unsrigen weit übertreffen, wie man dies überhaupt von allen Bäumen, Kräutern und Früchten daselbst sagen kann. Man findet dort auch Fichten von einer außerordentlichen Schönheit, sehr große Flächen und Wiesen; Vögel von den verschiedensten Gattungen; Honig von allerlei Geschmack; Metalle aller Art, ausgenommen Eisen. Auf der Insel, welche ich, wie schon gesagt, Hispania nannte, waren die höchsten Bäume. Das Land und die Wälder von großem Umfang, die Wiesen sehr fruchtbar und vorzüglich passend zu Getreidebau und Viehweiden oder für Anlegung von Gebäuden. Die Bequemlichkeit der Seehafen auf dieser Insel und die Menge von wohlthätigen Flüssen muß denen unglaublich scheinen, die sie nicht gesehen haben. Die Bäume, Weiden und Früchte daselbst sind sehr verschieden von denen auf der Insel Johanna. Sie ist reich an verschiedenen Arten von Gewürzen, Gold und Metallen. Auf dieser Insel und auf allen andern, die ich sah, oder von denen ich sonst einige Kenntniß erlangt habe, gehen die Bewohner beider Geschlechter nackend, so wie sie die Natur schuf, ausgenommen einige Weiber, welche ein Blatt oder eine Art baumwollene Bedeckung tragen, die sie sich selbst zu diesem Zweck zubereiten und um die Lende befestigen. Alle diese Völker haben, wie ich schon gesagt habe, einen gänzlichen Mangel am Eisen aller Art. Sie sind also ohne Waffen,

Digitized by Google

deren Gebrauch sie gar nicht kennen, und in der That, sie würden sich schlecht dazu eignen, Gebrauch von ihnen zu machen, nicht wegen körperlicher Gebrechlichkeiten, denn sie sind alle wohlgestaltet, sondern weil sie außerordentlich schüchtern und furchtsam sind. Die einzigen Waffen, welche sie besitzen, sind Rohrstäbe in der Sonne getrocknet, an deren unterstem Ende sie eine Art von Lanzenspitze von gedorrtem Holze, das sie spitzig gemacht, befestigen. Selbst von diesen wagen sie nicht oft Gebrauch zu machen. Denn es ereignete sich wohl, daß wenn ich 2 oder 3 von meiner Mannschaft in die Dörfer sendete, um mit den Einwohnern in Verbindung zu treten, ein ganzer Trupp Indianer heraus kam, aber so bald sie sahen, daß sich meine Abgesandten näherten, davon liefen, die Eltern ihre Kinder und die Kinder ihre Eltern ohne Bedenken in Stich lassend. Auch war dies nicht etwa von mir mit Gewaltthätigkeit veranlaßt; denn ich sorgte ernstlich dafür, daß sie durchaus nicht beleidigt werden durften, im Gegentheil, unter jedem Volk, wo ich landete, oder, welches ich zu einer Verhandlung bringen konnte, vertheilte ich in Menge, was ich nur immer hatte, z. B. Tuch oder verschiedene andere Dinge, und nahm nichts dafür von ihnen. Aber diese Insulaner waren von Natur außerordentlich schüchtern, wenn sie sich auch in Sicherheit wußten. Wenn sie ihre Furcht besiegt haben, sind sie eine ungewöhnlich einfache biedere Menschenart, sehr geneigt, Alles, was sie besitzen, mitzutheilen. Sie versagten nie die Erfüllung einer Bitte, ja sie forderten uns sogar auf, etwas von ihnen zu verlangen. Sie zeigen in der That die größte Bereitwilligkeit zu Allem. Sie geben Dinge von großem Werth für unbedeutende, und sind beim Tausch mit wenig oder nichts zufrieden. Ich verordnete daher, daß sie nicht mit ganz unbedeutenden und werthlosen Artikeln, welche man ihnen etwa geben konnte, als z. B. Scherben von irdenen Gefäßen, Glas, Nägel, betrogen würden, ob es schon nicht zu läugnen ist, daß sie im Besitz des schönsten Schmuckes zu seyn glaubten, wenn sie solche Dinge bekamen. Ein Matrose erhielt bei einer Gelegenheit für einen Nagel so viel Gold, als drei goldene Nobel betragen haben würden, und auf dieselbe Art gaben sie für andere Artikel von noch geringerm Werth, was der Einhandler nur immer zu verlangen geneigt war. Da ich aber fand, daß dies eine ungerechte Art von Handel war, so untersagte ich ihn und gab ihnen nützlichere und schönere Artikel, welche ich mitgebracht hatte, ohne daß etwas dafür verlangt wurde, um ihr Zutrauen zu gewinnen und sie dadurch zum Uebergang zum christlichen Glauben zu vermögen, sie für unsern König, für die Königin, für den Adel und die ganze spanische Nation geneigt zu machen, und damit ich solche Dinge für uns aufsuchen konnte, die sie im Ueberflusse besitzen und woran wir Mangel leiden. Da sie große Vorräthe davon hatten, konnten sie sich in einen Handel mit uns einlassen. Sie haben keinen Götzendienst, aber sie scheinen die feste Ueberzeugung zu haben, daß alles Gute, alle Kraft und Macht vom Himmel kommt, von wo auch ich, wie sie sich wirklich schon einbildeten, mit meinen Schiffen und Matrosen gekommen wäre, wie ich von ihnen erfuhr, als sie ihre Furcht in so weit verloren hatten, daß ich mich mit ihnen unterhalten konnte. Sie sind weder träge noch roh, im Gegentheil, sie haben

Digitized by Google

Scharfsinn und Fähigkeit. Die Erzählung derer, die das Meer befahren, über die verschiedenen Dinge, die sie gesehen haben, sind sehr bestimmt und lebhaft. Aber keiner von ihnen hat jemals bekleidete Menschen oder Schiffe, wie die unsrigen, gesehen. Sobald ich in diesem Meere angelangt war, nahm ich von der ersten Insel, welche ich erreichte, einige Einwohner gewaltsam mit mir, damit sie von uns und wir im Laufe unserer Reise wieder von ihnen über die Gegenstände, mit denen sie bekannt waren, unterrichtet werden könnten, und dieser Plan gelang vollkommen wohl. Wir verstanden sie bald, und sie uns durch Gebehrden und Zeichen und sogar durch Worte. Sie waren uns höchst nützlich, dennoch geben sie nie die Meinung auf, so lange sie auch bei uns waren und noch sind, daß ich vom Himmel herabgestiegen wäre, und wo wir landeten, verbreiteten sie dieselbe, indem sie wiederholt mit lauter Stimme riefen: Kommt, kommt, ihr werdet eine Art von himmlischen Wesen sehen.

Da uns nun diese einfältigen Menschen einmal für überirdische Wesen ansehen, folgte daraus, daß sie ihre früher gehegte Furcht ablegten, und Männer, Weiber, Kinder, Alt und Jung in großer Menge aus allen Wohnungen herbeikamen, und uns umgaben. Einige boten uns Speisen, Andere Getränke, mit der größten und unglaublichsten Freundlichkeit an. Alle diese Inseln besitzen viele Boote von dauerhaftem Holz, und ob sie gleich sehr schmal sind, so gleichen sie doch unsern Booten, sowohl in der Länge als auch in der Form, nur sind sie weit schneller in ihrem Lauf. Sie werden nur durch Ruder in Bewegung gesetzt. Einige sind weit, andere schmal und wieder andere von mittler Größe. Mit den größten fahren sie von einer Insel zur andern, und betreiben ihren Handel auf allen Inseln, so zahlreich diese auch sind. Ich sah einige von diesen Booten oder Barken mit 70 oder 80 Ruderern. Auf allen diesen Inseln ist kein Unterschied im äußern Ansehen der Einwohner. Sprache und Sitten sind sich gleich, so daß sie sich alle verstehen; ein Umstand, der vorzüglich wichtig ist, für den Zweck unsers allerdurchlauchtigsten Königs, ich meine nämlich ihre Bekehrung zum christlichen Glauben. So viel ich wahrnehmen kann, sind sie dieser Absicht durchaus nicht abgeneigt. Ich habe schon gesagt, daß ich an der Küste der Johanna 322 Meilen östlich hinsegelte, und ich bin, nach Allem, was ich sah und hörte, überzeugt, daß diese Insel größer ist, als England und Schottland zusammen genommen. Sie enthält zwei andere Provinzen, welche ich nicht gesehen habe. Auf einer derselben, welche die Indianer Aran nennen, giebt es Menschen mit Schwänzen, und diese Provinz ist 180 Meilen lang. So lauten die Nachrichten der Indianer, welche ich bei mir habe, und die mit diesen Inseln sehr bekannt sind. Ich nehme an, daß der Umfang der Insel Hispania größer ist als ganz Spanien, wenn ich die Seite, welche ich in gerader Linie von Westen nach Osten, ungefähr 540 Meilen beschiffte, als ein Viertel vom Ganzen betrachte. Ob ich schon feierlich von allen diesen Inseln im Nahmen unsers unüberwindlichen Königs Besitz genommen hatte, so richtete ich doch vorzüglich meine Aufmerksamkeit auf Hispania, als den vortheilhaftesten Ort für den Handel und für jede Gelegenheit Reichthümer zu erwerben, in der Absicht eine Hauptstadt zu errichten, welcher ich den Nahmen von unsers Heilandes Geburt gegeben habe und von welcher ich ganz besonders Besitz für den Kö-

Digitized by Google

nig nahm. Hier gab ich sogleich Befehl, eine Festung zu bauen, die bald vollendet seyn wird und in welcher die nöthige Mannschaft mit allen Arten von Waffen und mit mehr als für ein Jahr Vorrath gelassen werden kann. Hier werde ich auch eine Tischlerwerkstatt errichten und geschickte Leute, nicht allein in dieser, sondern auch in andern Künsten, zurücklassen, zum Theil zur Vergeltung der Güte und Freundschaft, mit welcher mich der König dieser Insel behandelte.

Die Einwohner derselben waren sehr liebenswürdig und freundlich gesinnt. Der König erzeigte mir sogar die Ehre, mich seinen Bruder zu nennen. Wenn sie auch ihre Gesinnungen ändern sollten, so können sie doch denen nicht schaden, welche in der Festung zurückgeblieben sind, wenn sie es auch noch so gern wollten. Sie fürchten sich außerordentlich vor den Gewehren, sind nackend und unbewehrt, schüchtern, so, daß man wirklich von den Besitzern der Festung sagen kann, daß sie die ganze Insel in der Gewalt haben, ohne Gefahr für ihre Person, wenn sie sich in der Ordnung und den Schranken halten, die ich ihnen vorgeschrieben habe. Auf allen diesen Inseln hat, den erhaltenen Nachrichten gemäß, kein Mann mehr, als eine Frau, ausgenommen die Könige und Oberhäupter, deren viele 20 haben mögen. Die Weiber scheinen mehr zu arbeiten als die Männer, und ich konnte niemals entdecken, ob das Eigenthumsrecht bei ihnen Statt findet, denn ich habe immer gesehen, daß sich diese Leute Alles, was sie besaßen, einander mittheilten, vorzüglich Lebensmittel und dergleichen Dinge.

Ich fand keine Menschenfresser unter ihnen, wie sich viele einbildeten, aber überall Menschen von einem würdigen und sanften Ansehen. Auch sind sie nicht schwarz, wie die Afrikaner; ihre Haare sind glatt und lang. Sie leben auch wirklich nicht in einem Lande, wo die Sonnenstrahlen besonders heftig wirken, da sie 26 Grade vom Aequator entfernt sind. Die Kälte ist auf den Gebirgshöhen sehr streng, doch verwahren sich die Indianer in diesen Regionen gegen den unangenehmen Einfluß derselben zum Theil durch den Gebrauch von sehr gewürzten Speisen, die sie außerordentlich lieben; auch sind sie an das Klima gewöhnt. Es sind also, wie ich gesagt habe, keine Menschenfresser daselbst, wenigstens habe ich keine gesehen, und die Kenntniß, welche ich von solchen erhielt, betraf die Einwohner einer Insel, Cheris genannt, welche für die, so nach Indien segeln, die zweite, der Reihe nach, unmittelbar nach der Insel Hispania ist. Dieses Volk wird von seinen Nachbarn für sehr wild gehalten, sie sollen sogar Menschenfleisch essen. Sie haben verschiedene Arten von Booten, auf welchen sie nach den indischen Inseln fahren und Alles mitnehmen, was sie in die Hände bekommen.

Sie weichen in keiner Art, im äußern Ansehen, von den anderen Indianern ab, ausgenommen, daß sie, wie die Weiber, lange Haare haben. Sie bedienen sich der Bogen und Stockpfanzen mit geschliffenen Spitzen, welche, wie ich schon gesagt habe, an dem dickern Theil des Stocks befestiget sind. Sie sind wegen ihrer Wildheit das Schrecken der andern Indianer, aber mir scheinen sie nicht furchtbarer, als die übrigen, sie leben mit einer Rasse Weiber, die die einzigen Einwohner einer andern nahgelegenen Insel sind. Die

Weiber beschäftigen sich nicht mit weiblichen Dingen, sondern tragen, wie die Männer, Bogen und Lanzen, und bedeckten sich mit Rüstungen von Messina, welches sich auf ihrer Insel im Ueberfluß befindet. Es ist mir gesagt worden, daß noch eine andere Insel, größer wie Hispania, in demselben Meere liegt, deren Einwohner keine Lanzen haben, aber wie jene, Ueberfluß an Gold. Einige der Einwohner von diesen und andern Inseln, welche ich gesehen habe, sind bei mir und bescheinigen durch ihre Zeugnisse die eben erwähnten Umstände. Um zum Schluß in wenigen Worten, die Vortheile dieser ersten kurzen Reise und der schnellen Rückkehr zusammen zu fassen, so kann ich das ehrliche Versprechen geben, unsern unüberwindlichen Beherrscher, wenn ich anädigst von ihm unterstützt werde, mit so viel Gold, als er braucht und einer so großen Menge Gewürze, Aloe, Rhabarber, als Sr. Majestät nur zu verlangen geruhen, zu versehen. Ich zweifle nicht, daß dieses alles von der Mannschaft, welche ich in der Festung zurück ließ, in großer Menge gesammelt werden kann, denn ich wollte mich nicht länger aufhalten, als es die Winde nöthig machten, die Zeit ausgenommen, welche ich zu Natividad blieb, während die Festung gebaut wurde und ich für die Sicherheit derer sorgen mußte, welche zurückgelassen werden sollten. Dieses sind sehr große und bis jetzt noch unerhörte Vortheile; aber sie könnten noch um Vieles vergrößert werden, wenn, wie es auch billig wäre, mir eine größere Anzahl von Schiffen überlassen würde. Dieses große wundervolle Feld von Entdeckungen ist weit über unsern Verdienst und kann nur der Herrlichkeit des christlichen Glaubens, der Gottesfurcht und Frömmigkeit unserer Herrscher entsprechen. Es ist nicht das Werk eines menschlichen Verstandes, sondern nur die Gabe eines göttlichen Geistes. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß Gott die Bitten seiner Diener erhört, welche seine Gebote ehren, wenn es auch scheint, als ob sie Unmöglichkeiten verlangten, so wie seine Schickungen mit uns gewesen sind, mit uns, denen es vergönnt war, Dinge auszuführen, welche außerhalb der Grenzen menschlicher Macht zu liegen scheinen. Denn welche Winke auch ehedem über das Daseyn dieser Inseln, sowohl schriftlich als mündlich, mögen gegeben worden seyn, so ist es doch gewiß, daß es dunkle Vermuthungen waren und daß noch keiner behauptet hat, sie jemals gesehen zu haben, und folglich schien ihre Existenz ganz fabelhaft. Möge also unser Könia, die Königin, ihr Adel und alle ihre glücklichen Reiche und in der That, alle christlichen Nationen unsern Erlöser, dem Herrn Jesus Christus, ihren Dank bringen, weil er uns verherrlicht hat, mit so großer Güte und Sieg. — Man lasse feierliche Prozessionen und andere heilige, gottesdienstliche Handlungen feiern und die Tempel mit festlichen Zweigen schmücken. Ruhm sey hinfort dem Sohne Gottes auf Erden, so wie im Himmel, denn er schreitet vorwärts, die verlohrnen Seelen der Heiden selig zu machen. Wir wollen uns freuen, sowohl über die Verbreitung unsers christlichen Glaubens, als auch über die Vermehrung unserer zeitlichen Vortheile, an welchen nicht allein Spanien, sondern auch das ganze Christenthum Theil nehmen wird. Dieß ist also eine kurze Erzählung unserer Thaten. Leben Sie wohl.

Lissabon, am Tage vor den Idus des Monats März.

Digitized by Google

Ueber die größten bis jetzt bekannten Diamanten.

Nach der Meinung der besten Kenner und Kunstverständigen beläuft sich die Anzahl der bis jetzt bekannten großen Diamanten, von 36 Karat und darüber, nur auf 19. Zwei davon befinden sich in England, nämlich der Pigzot-Diamant von 45 Karat, werth L. 16,200, und ein anderer im Besitz der Familie Hornsby von 36 Karat, werth L. 8000. Holland hat nur einen davon von 36 Karat, den man auf L 10,368 schätzt. Seine Gestalt ist konisch, vor kurzem befand er sich noch im Besitze der Juweliere Rundal und Bridge in London. Frankreich zählt zwei davon; den größten davon kaufte der Herzog von Orleans während der Regentschaft an sich, und daher heißt er noch jetzt der Regent, er wiegt 136½ Karat und wurde auf L. 149,058 Sterling geschätzt. Deutschland kann einen davon aufweisen von 130½ Karat, an Werth L. 155,612 Sterling. Rußland ist vorzüglich reich an solchen Edelsteinen; der größte den es hat, befindet sich im Scepter des Kaisers, und soll 778 Karat wiegen. Ist dieß wahr, so würde er nach der gebräuchlichen Schätzungsart L. 4,859,728 Sterling werth seyn. Die Geschichte dieses Diamanten ist sehr sonderbar. Lange Zeit diente er einem ostindianischen Götzen zum Auge, von welchem Ehrenplatz ihn ein europäischer gemeiner Soldat entführte. Aus seinen Händen ging er durch die verschiedener anderen Personen, die den Werth desselben besser verstanden als der Soldat, der ihn für eine Kleinigkeit weggab. Endlich wurde er der Kaiserin Katharina für L. 90,000 Sterling, einen hohen lebenslänglichen Gehalt und ein Adelsdiplom verkauft. Unter mehreren andern Diamanten die sich in Rußland befinden, giebt es noch einen der auf L. 399,800 Sterling geschätzt wird. Der große Mogul hat einen rosenrothen Diamanten, der L. 622,728 Sterling werth ist. Die zwei größten Diamanten in Persien haben in der hyperbolischen Sprache des Orients die Benahmen „Berg des Glanzes" und „See des Lichtes." Der erste ist L. 145,800 Sterling werth, der zweite L. 34,843 Sterling. Die Krone von Portugal besitzt zwei der größten, davon einer noch gar nicht geschliffen ist. Wenn wir portugiesischen Nachrichten trauen dürfen, so ist dieser der bis jetzt bekannte größte, soll 1680 Karat wiegen und wäre selbst, wenn wir annehmen, daß er bei dem Schleifen die Hälfte seines Gewichts verlöhre, doch noch 5,644,800 Sterling werth. Ein kleines Eckchen desselben ist durch die Ungeschicklichkeit des Finders, welcher, nicht ahnend, welchen Schatz er gefunden habe, mit einem Hammer darauf schlug, beschädigt. Er wurde in Brasilien gefunden. Die Kenner sind jedoch in ihren Meinungen über die Existenz dieses Steines noch sehr getheilt. Nach einem Modell, was man davon zeigt, hat der Stein ungefähr die Gestalt und Größe eines Straußeneies. Der andere Diamant in Portugal ist im Besitze des Hauses Braganza und wird auf L. 369,800 Sterling geschätzt.

Herr Thomson zu London beschäftigt sich damit, Modelle der größten Diamanten zu verfertigen. Er hat nach vielen Experimenten eine durchsichtige Glasmasse entdeckt, welche an specifischer Schwere dem Diamanten ganz gleich kommt, doch 3½ Mal schwerer als eine gleiche Quantität Wasser. Mit vieler Mühe hat er um die Farbe,

Digitized by Google

Gestalt, Größe ꝛc. eines jeden der vorzüglichsten Diamanten zu erforschen gewußt, und so ist es ihm gelungen, die täuschendsten Nachahmungen derselben zu verfertigen. In der kostbaren mineralogischen Sammlung des britischen Musums, deren musterhafte Anordnung man dem Herrn Karl König verdankt, befeinden sich einige dieser täuschenden Facsimile's.

Wir schließen diese Aufzählung großer Diamanten, mit der Erwähnung eines der schönsten und größten, welcher sich auf der Insel Borneo, in dem Besitz des Rajah von Mattan befindet, eines für seine Dummheit und unmäßiges Opiumessen berühmten Fürsten auf der westlichen Küste dieser Insel. Der Diamant soll von dem reinsten und brillantesten Wasser seyn und wiegt 367 Karat. Von Gestalt ist er wie ein Ei, mit einer kleinen Vertiefung am spitzigen Ende. Er ward zu Landeck, vor ungefähr 100 Jahren gefunden, und sein Besitz war die Ursache mehrerer Kriege unter den Fürsten der Insel, seit 80 Jahren ist er jedoch in dem ungestörten Besitz der Mattan-Familie. Vor mehrern Jahren sandte der Souverneur von Batavia einen Herrn Steuvart dahin, um nähere Erkundigungen über die Größe, Schönheit und den Werth dieses Diamanten einzuziehen und ihn, wo möglich, zu erkaufen. Nachdem Herr Stenvart ihn gesehen und geprüft hatte, bot er 150,000 Thaler, zwei völlig ausgerüstete Kriegs-Schaluppen mit ihren Kanonen, Pulvervorrath ꝛc., eine gewisse Anzahl großer Schiffskanonen und eine große Menge Pulver und Kugeln. Der Rajah schlug aber dennoch das Gebot aus, indem er seine Familie nicht dieses unschätzbaren Kleinods berauben wollte; denn die Malayen messen diesem Diamanten eine Wunderkraft in der Kur aller Arten von Krankheiten bei, er wird zu diesem Endzweck in bloßes reines Wasser getaucht, dessen man sich dann als Medizin bedient. Das Glück der Mattan-Familie, glaubt man allgemein, hänge an dem Besitz dieses Steines.

Ueber meinen Aufsatz in den Europäischen Annalen, 6tes Heft, Preußens Verfassung betreffend.

Die Redaction des Oppositionsblatts hat mehrere Aufsätze über meine, in den europäischen Annalen enthaltene, Abhandlung über Preußens Verfassung aufgenommen. In dem erstern bin ich persönlich deshalb verunglimpft worden, weil ich meinen König dadurch, daß ich ihm die Absicht zutraute, sich zum Süzerain von Norddeutschland zu erheben, wortbrüchig mache. Um diesen Satz durchzuführen, hat der Verfasser eine Stelle aus dem Zusammenhange gerissen, meine Note in den Text geschoben und das Wort Süzeränität in Souverainität umgeschaffen, oder war dies ein Druckfehler?

Wenn ich gesagt habe:

daß vernünftige Leute Deutschlands Norden gegen äußere Feinde in Preußen einen Schuz und Obhut wünschten, und daß das Streben der Regierung nach diesem Ziele nothwendig sey, so wiederhole ich es hier noch einmal, ohne damit sagen zu wol-

Digitized by Google

len: Preußen solle Souverain von Norddeutschland werden, oder dieß sey unsers Königs Absicht. Jene Obhut in dem Staatsverhältniß gegen Außen, nenn ich Süzerainität.

Warum darüber solch Geschrei erheben? wie in mehreren Zeitungen kleiner Staaten geschehen ist. Ist es denn in der That bisher nicht seit Friedrichs des Großen Zeiten so gewesen, bis Napoleon sich durch Gewalt der Waffen zum Süzerain des Rheinbundes machte? Warum hat man denn da nicht geschrien? Soll Preußen etwa wieder zulassen, daß ein Fürst von Isenburg ꝛc. sich mit einer auswärtigen Macht gegen Preußen alliirte, oder können die jetzt noch vorhandenen kleinen Souverains auf eigene Hand Krieg führen, müssen sie nicht einer größern Macht folgen, und ist es da nicht rathsamer, sich bei Zeiten über ein schickliches Verhältniß zu einigen, unter welchem es geschehen soll? Ein schicklicheres giebts aber nicht, als das, welches ich vorgeschlagen, da im Kriege nur Einer herrschen muß. Der Verfasser ist aber ganz im Irrthum, wenn er zu glauben scheint, mein Aufsatz sey halboffiziell, ich hätte mit Vorbewußt der Regierung geschrieben. Ich habe meine Privatmeinung geschrieben, welche mit der der Regierung im vollkommensten Widerspruch ist, so wie ich in manchen andern Dingen gar nicht mit derselben einverstanden bin.

Was den 2ten Aufsatz anlangt, so habe ich gegen einige Behauptungen in demselben Mancherlei einzuwenden.

Der Verfasser sagt unter andern:

„Wurde gleich die Armee bis 1740 beständig vermehrt, so vermehrte man doch die Abgaben nicht.“

Das ist irrig. Der große Churfürst führte ja schon die Accise ein, die unter Friedrich dem 1. und Friedrich Wilhelm dem 1. stets höher stieg. Dieser erhob sogar eine Perückensteuer und beschwerte das Land so sehr mit Abgaben, daß dieß die Hauptbeschwerde gegen seinen Minister Wartenberg wurde.

„Waren die Begriffe Staat und König bis zum Landrecht nicht getrennt, und die Domainen Eigenthum des Königs, nicht des Staats, wie Herr von Cölln behauptet, so ist diee irrig ꝛc.“

Ich weiß sehr wohl, daß die Markgrafen von Brandenburg auch die Churfürsten im deutschen Reichs- und Lehnsverbande waren, die Könige von Preußen aber haben sich seit 100 Jahren als Souverains gerirt. Was das Eigenthum der Domainen anlangt, so wurden sie wohl als Familien-, aber nicht als Staatsgut, in diesem langen Zeitraum, der zur Verjährung im Privatrecht hinreicht, angesehen, bis das Landrecht sie dafür erklärte. Der Beweis liegt in der Veräußerung sämmtlicher Domainen unter Friedrich dem 1., ohne Einwilligung der Stände und deren Wiedereinziehung unter Friedrich Wilhelm dem 1. als Familien- und Krongut.

„Also Friedrich II. hielt sich nicht für unumschränkten Herrn der Domainen ꝛc.“

Das habe ich nicht behauptet, sondern das Gegentheil, denn unter ihm wurde das Landrecht verfaßt, worin sie für Staatsgut erklärt wurden.

„Nichts ist unerwarteter als Herrn v. Cölln's Lob der Accise.“

Digitized by Google

Ich habe die Idee, welche dieser Abgabe zum Grunde liegt: unmerkliche Besteuerung des Genusses, gelobt, aber nirgend die Art und Weise, wie sie erhoben worden.

c. Keine Accise mehr? !

„Franzosen brachten den König darauf."

Die Accise bestand schon unter dem großen Churfürsten und allen seinen Nachfolgern, und die Franzosen haben nur eine richtigere Vertheilung, aber drückendere Controllen eingeführt.

„Bei den großen disponiblen Einkünften geschah für Straßen und Canäle wenig."

Ist ganz falsch.

Weichsel, Oder, Elbe, Warte, Netze und Saale sind mit ungeheuren Kosten durch Canäle in Verbindung gesetzt, Netze, Weichsel, Warte und Oder in ihren Ufern geregelt, und die Sümpfe, welche sie früher bildeten, in fruchtbare Gefilde umgeschaffen worden.

Der in den neuesten Oppositionsblättern gegen mich aufgetretene Gegner, greift mich deshalb an, weil ich den Baron Stein deshalb so bitter critisirt, daß er die Erbunterthänigkeit aufgehoben hätte, ohne die Grundherren zu entschädigen, und das Edikt wegen Verfilberung der Frohnen wird mit der Aufhebung der Erbunterthänigkeit zusammen gezogen, als eins dargestellt, und diesen Gesetzen, so wie dem kleinen Grundeigenthum, eine Lobrede gehalten.

Entweder hat der Herr Gegner meinen Aufsatz nicht ganz gelesen, oder nicht verstanden.

Ich habe die Aufhebung der Erbunterthänigkeit nicht getadelt, sondern die Art und Weise; diese Aufhebung geschah 1807, dies Edikt wegen Ablösung der Dienste erfolgte 1811. Das Erbunterthänigkeitsrecht ist ein ganz anderes als das Frohnrecht. Als jenes aufgehoben wurde, blieb ja dieses noch so wie die Patrimonialgerichtsbarkeit in Ehren; das war ja eben die Inconsequenz in der Gesetzgebung, die ich gerügt habe.

Ich habe in meinem Aufsatz in den Annalen nicht das Edikt gerügt, welches den Bauer frei machte, sondern den Mißgriff:

daß man aus Rechtsgrundsätzen den Stadtcommunen das Eigenthum ihrer Güter wieder gab, und den Grundherren ihre Entschädigung für die verlorenen Einkünfte nahm, welche sie durch die Erbunterthänigkeit zeither bezogen hatten und dann wieder die Patrimonialgerichtsbarkeit bestehen ließ.

Die Einkünfte, welche die Erbunterthänigkeit gewährte, bestanden ja gar nicht, in dem Werth der Frohne, welche eine auf den Bauergütern haftende Last war, die das Edikt keineswegs verrichtete, sondern in dem lure detractus, dem Lytro reale und Lytro personali, den Permissions-Geldern und Gesindezwangdienst gegen geringeres Lohn als unter Freien üblich war. Das jus detractus bestand in 10 pr. Cent. vom Werth des von dem einen Domi io in ein anderes translozirten Vermögens, das Lytrum reale betrug 10 pr. Cent. vom Werth des von einer Person auf die andere übergegangenen Guts, das Lytrum personale enthielt das gesetzlich festgesetzte Freilassungsgeld für die Person, die Permissions-Gelder wurden für die Erlaubniß bezahlt, in einem fremden Dominio dienen zu dürfen.

SOCIETÄT

Alle diese Einkünfte wurden durch die Erbunterthänigkeitsaufhebung mit einem Federstrich vernichtet, und es ist eine falsche Ansicht, zu behaupten, der dadurch vermehrte Wohlstand der freigemachten Bauern wäre, wie es bei versilberten Frohnen geschieht, dem Herrn zu Gute gekommen. Nein, er verlor sie ganz rein, und dies halte ich für sehr hart, da es ohne alle Entschädigung geschah, die die Gemeinden gern gegeben hätten. Jene aus der Erbunterthänigkeit fließenden Gefälle waren als Renten seit undenklichen Zeiten angesehen worden, die im Cataster mit aufgenommen worden, auf die Hypotheken eingetragen waren, und den Grundwerth des Guts mit ausmachten. Sie waren gleich dem Zehnten anzusehen, welchen man dem Zehntherrn ohne Entschädigung nimmt, oder gleich dem Zeitpachtgeld, das man dem Zeitpächter als Eigenthum zuspricht und dem Verpächter entzieht.

Gegen die Aufhebung der Frohnen mit Entschädigung des Herrn durch Dienstäquivalent, gegen das kleine Grundeigenthum und seine Vortheile habe ich nichts einzuwenden und schenke ihnen meinen ganzen Beifall, wo beide Theile sie wünschen. Es giebt aber bei uns noch Fälle, wo dies nicht geschieht und besonders die Bauern dagegen protestiren. Sei dies Mangel an geistiger Cultur, genug es ist, und es werden noch Jahre dazu gehören, um die Frohnen mit Uebereinstimmung beider Theile aus der Welt zu schaffen, oder man müßte sie eben so weglöschen, wie die Erbunterthänigkeitseinkünfte. Daß dies ein Eingriff ins Privateigenthum sey, wird der Gegner nicht läugnen können, und er würde sich gewiß gewaltig dagegen sperren, wenn er vor der Aufhebung ein Gut für 100,000 Thlr. gekauft hätte, das mit 1000 Rthlr. Erbunterthänigkeitsgefällen im Kaufanschlag gestanden hätte, nach deren Wealöschung sein Kaufcapital um 20,000 Rthlr. vermindert würde. Auch die bäuerlichen Besitzer, besonders im schlesischen Gebirge, wo viele kleine Nahrungen häufig gegen das an den Grundherrn zu erlegende Lytrum reale von diesem veräußert zu werden, nachgelassen wurden und oft ihre Besitzer wechselten, gewann gerade der zur Zeit der Aufhebung der Erbunterthänigkeit Besitzende ungerechterweise am Werth der erkauften Nahrung, denn der Betrag jener Gefälle war vom Verkaufspreis abgezogen worden.

F. v. Cölln.

Begebenheiten des Capitains von der Russisch-Kaiserlichen Marine Golownin in der Gefangenschaft bei den Japanern in den Jahren 1811., 1812 und 1813. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. C. J. Schultz. Leipzig 1817, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.

Diese außerordentlich anziehende Geschichte wird weder der Gelehrte noch der Laye unbefriedigt lesen, da dadurch ganz neue Ansichten eines Landes und Volks erscheinen, die bis jetzt so gut als unbekannt waren. Der Capitain Golownin wurde durch List von den Japanern auf der Insel Kenaschir ans Land gelockt und dann

mit seiner Begleitung gefangen genommen und nach Chakodada geführt, wo er 2 Jahr und 3 Monate zuerst einen strengen dann einen leichten Arrest litt, der ihm gestattete, einige Beobachtungen über Japan und dessen Volk zu machen. Diese Gefangenschaft war eine Repressalie, da früherhin ein russischer Seefahrer auf eigene Hand auf den curilischen Inseln sich Räubereien erlaubt hatte, welche die Japanische Regierung als eine Kriegserklärung der russischen Regierung ansah; der Lieutenant Rikord folgte dem C. Golownin im Commando des Schiffes, machte einige wiederholte Reisen nach Kenaschir, wo er so glücklich war, einen Japanischen Angesehenen und aufgeklärten Schiffseinhaber gefangen und als Geisel nach Rußland mitzunehmen. Dieser wurde Vermittler beider Regierungen, und wirkte die Freiheit der russischen Gefangenen in Japan aus. Wir wollen dem Leser hier einen Auszug der Beobachtungen des C. Golownin mittheilen:

Das japanische Reich besteht aus Inseln, von denen die größte und bedeutendste Niphon ist. Ihre größte Länge von Süd-Westen nach Nord-Osten beträgt 1300 Werste; ihre größte Breite ungefähr 260 Werste. Nördlich von Niphon, in einer kleinen Entfernung, liegt die 22ste kurilische Insel Matmai oder Matsmai, deren Umkreis 1400 Werste beträgt. Im Norden von Matsmai befinden sich die Insel Sachalin, von der aber bloß die südliche Hälfte den Japanern gehört, da die andere den Chinesen unterthan ist, und die drei von den Japanern besetzten kurilischen Inseln: Kumaschir, Tschikotan und Iturup (Turpu). Südlich von Niphon liegen die zwei ansehnlichen Inseln: Kiosu und Sikoku. Die Länge der erstern beträgt über 300 Werste; die der zweiten 200. Außer diesen acht Hauptinseln gehören den Japanern noch eine Menge anderer, die aber von geringerer Bedeutung sind.

Die japanischen Besitzungen, vom östlichen Ocean umgränzt, liegen gegenüber den Küsten von Korea, China und der Tartarei, von denen sie durch eine breite Meerenge abgesondert sind, die das japanische Meer, und an den engsten Stellen, Straße von Korea genannt wird. Die kleinste Breite dieser Meerenge zwischen der südlichen Küste von Niphon und Korea beträgt 140 Werste, die größte Breite aber beläuft sich auf 800 Werste.

Die Japaner verabscheuen sogar den Gedanken, daß die Chinesen ihre Stammältern seyn könnten; ihre Verachtung dieses Volks geht so weit, daß, wenn sie Jemand einen Schuft oder Spitzbuben nennen wollen, so sagen sie, er sey ein wahrer Chinese. Bei alle dem gestehen sie doch ein, daß viele Familien in Japan chinesischen Ursprungs sind. Zwar erwähnt ihre Geschichte keine Transmigration der Chinesen nach Japan; aber sie glauben, daß Japan, bei den öfters Statt gehabten Feindseligkeiten zwischen beiden Reichen, eine Menge chinesischer Unterthanen als Kriegsgefangene ins Land gezogen habe. Dem Zeugniß der japanischen Geschichte nach, wurden die Chinesen in allen Kriegen besiegt und haben viel verloren, und nur der Grundsatz der Politik der Japaner, ihre Besitzungen nicht auszudehnen, habe sie daran gehindert, China gänzlich zu un-

Digitized by Google

terjochen. Daß die japanischen Historiker aus Ehrliebe ihre Siege vergrößerten, daran ist wohl nicht zu zweifeln; allein man kann doch nicht geradezu behaupten, daß die Japaner in den Kriegen mit den Chinesen keine bedeutende Vortheile gehabt haben mögen. Als Beweis dafür dient die große Achtung, die die chinesischen Kaiser den japanischen angedeihen lassen, und den Uebermuth, mit dem die Japaner mit den des Handels wegen zu ihnen kommenden Chinesen umgehen. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Japaner, die mit Erfolg häufige Ueberfälle an den chinesischen Küsten wagten, viele Gefangene machten und sie als Sclaven fortführten. Die japanischen Historiker behaupten ebenfalls, daß indische Auswanderer sich bei ihnen niederließen, von denen die bei ihnen herrschende Secte den Glauben entlehnte, der, wie aus allem hervorleuchtet, nichts andres ist, als der ungestaltete Glaube der Braminen.

Das wäre Alles, was die aufgeklärten Japaner von ihrer Abkunft für gewiß halten. Sie behaupten, daß ihre Geschichte seit der Regierung des jetzigen Hauses Kin-Rey oder der geistlichen Kaiser einige Authenticität habe; nach ihrer Chronologie also vor einem Zeitraum von mehr als 2400 Jahren, oder sechs Jahrhunderten vor Christi Geburt. Einige der wichtigsten Begebenheiten dieser 24 Jahrhunderte sind ziemlich ausführlich beschrieben, andere werden blos berührt. Die Namen aller geistlichen Kaiser dieses Hauses, so wie auch die Reihefolge und die Jahre des Antritts ihrer Regierungen sind den Japanern bekannt. Alle Traditionen von Begebenheiten vor jener Epoche rechnen sie zum Gebiet der Fabel und keiner Glaubwürdigkeit werth, wenn auch selbst ihre Historiker derselben Erwähnung thäten.

Den Japanern fehlt es nur an einer Eigenschaft, die wir unter die Tugenden zählen, nämlich: Tapferkeit oder Muth. Sind die Japaner zaghaft, so ist es bloß Folge des friedliebenden Characters ihrer Regierung, der langen Ruhe, deren dies Volk genoß, oder vielmehr der Ungewohnheit, Blut zu vergießen. Daß aber dem ganzen Volke Zaghaftigkeit eigen seyn sollte, kann ich, ich mag nun Recht oder Unrecht haben, keineswegs zugeben. Giebt es nicht Völker, die in die tiefste Erschlaffung gesunken sind, und deren Vorfahren vor einigen Jahrhunderten der Welt furchtbar waren? — In meinem Vaterlande flüchtet oft ein ganzes Dorf vor einem Straßenräuber und seinem Paar Pistolen in den Wald, und nachher ersteigen dieselben Bauern Batterien, stürmen Festungen, die man für unbezwingbar hielt. Sollte der Soldatenrock allein zu Helden machen? Ist es nicht vielmehr der angebohrene Geist der Tapferkeit? — So kann man also auch den Japanern keineswegs Feigheit von Natur zusprechen.

Starke Getränke sind unter den Japanern gebräuchlich. Das gemeine Volk hat sie sehr gern, und trinkt an Festtagen oft im Uebermaaße; doch herrscht dies Laster in Japan nicht so stark, als unter vielen europäischen Völkern. Am Tage betrunken zu seyn, wird selbst unter dem Pöbel für die größte Schande gehalten. Daher trinken die Trunkenbolde sich ihr Räuschchen des Abends, am Schluße

aller Arbeiten und Geschäfte. Auch wird nur bei wenigen und in einem geselligen Kreise getrunken, und nicht wie der gemeine Mann es bei uns zu Lande macht.

Unter den Lastern scheint bei den Japanern die Wollust das herrschendste zu seyn. Obgleich sie gesetzlich nur eine Frau nehmen können, so haben sie doch das Recht, sich Beischläferinnen zu halten, und dieses Rechts bedienen sich alle vermögende Leute, selbst bis zum Uebermaße. Die Freudenhäuser stehen unter dem Schutze der Gesetze, und haben ihre Einrichtungen, Regeln und Privilegien. Die Entrepreneurs solcher Häuser werden zwar nicht für unehrlich gehalten, und genießen derselben Rechte, wie Kaufleute, die mit Bewilligung der Regierung mit erlaubter Waare handeln; doch scheuen die Japaner ihre Bekanntschaft. Die Liebhaber solcher Orte besuchen sie gewöhnlich vom Untergang bis zum Aufgang der Sonne. Dann wird Musik gemacht und die Trommel gerührt. In der Nachbarschaft unsers Wohnorts befanden sich einige solcher Häuser, und ich kann mich nicht erinnern, daß nur eine Nacht vergangen wäre, ohne daß wir den Trommelschlag hörten. Daraus schließe ich, daß diese Häuser nie unbesucht bleiben. In Eddo, der Hauptstadt des weltlichen Kaisers, sagten uns die Japaner, giebt es eine Menge der größten Gebäude der Art, die an Pracht den fürstlichen Pallästen nichts nachgeben. In einem dieser, der Venus geheiligten Tempel werden über 600 Priesterinnen unterhalten — und doch müssen nicht selten die Pförtner den jungen Anbetern der Göttin, weil eben keine Vakanz ist, den Zutritt versagen. Man versicherte uns, daß die Entrepreneurs dieser prachtvollen Magazine nichts sparen, um sie mit der schönsten Waare zu versehen, und das ist sehr glaublich. Auf einem Spaziergange in Matsmai führten uns einst die Dolmetscher, um unsere Neugier zu befriedigen, bei einem solchen Hause vorbei. Es sprangen wohl ein halb Dutzend junger Geschöpfe an die Thür, um uns zu sehen. Ich bemerkte, daß einige von ihnen in den Jahren der blühenden Jugend und so schön waren, daß sie auch einem gleichen Hause in einer europäischen Hauptstadt keine Schande gemacht haben würden. Doch mögen sie mir blos so vorgekommen seyn, da mein Auge des Anblicks unserer Schönen schon längst entwöhnt war.

Zur Schande und zur Schmach der Japaner muß ich aber sagen, daß das allen Asiaten gemeine scheußliche Laster auch bei ihnen im Schwange ist. Die Regierung billigt es zwar nicht, ergreift aber auch keine strenge Maaßregeln, es auszurotten. Die Provinz Kioto, in der sich der geistliche Kaiser aufhält, ist wegen der Schönheit ihrer Bewohner männlichen Geschlechts berühmt, und liefert den größten Theil der Knaben zu diesem schmähligen Handel.

Was die Volksaufklärung in Japan betrifft, so sind die Japaner, Nation gegen Nation gehalten, nach meiner Meinung, das aufgeklärteste Volk unter der Sonne. Jeder Japaner versteht zu lesen und zu schreiben, und kennt die Gesetze seines Vaterlandes, die selten verändert werden, und von denen die wichtigsten auf großen Tafeln in Städten und Dörfern, auf offenen Plätzen und andern

bemerkbaren Orten aufgestellt werden. Im Landbau, der Gartenkultur, dem Fischfange und der Jagd, der Bereitung seidener und baumwollener Stoffe, der Verfertigung des Porzellans und lackirter Sachen, und im Poliren der Metalle geben sie den Europäern nichts nach. Die Bergwerkskunde ist ihnen wohl bekannt, und sie verstehen verschiedene Metallarbeiten zu machen. Die Tischler- und Drechsler-Handwerke sind bei ihnen bis zur Vollkommenheit gelangt. Ueberdem sind sie Meister in der Verfertigung aller Sachen, die zu ihrem Hauswesen gehören. Welche Aufklärung kann dem gemeinen Mann mehr nützen? Freilich sind Künste und Wissenschaften bei uns mehr im Gange; wir haben Männer, die den Himmelskörpern ihre Bahn vorschreiben — die Japaner nicht. Für einen solchen zählen wir aber auch wieder Tausende, die mit keinem Elemente des Wissens bekannt sind. Wir besitzen in Europa große Mathematiker, Astronomen, Chemiker, Aerzte u. s. w., wie man sie unter den Japanern nicht suchen könnte, obgleich auch ihnen diese Wissenschaften nicht unbekannt sind, wie ich früher in meiner Erzählung zu erwähnen Gelegenheit hatte. Jene Gelehrten aber bilden kein Volk, und im Allgemeinen betrachtet, haben die Japaner geläutertere Begriffe, als die niedern Classen in Europa. Ich führe nur ein Beispiel an. Einst nahm ein bei uns wachender gemeiner Soldat eine Theetasse, wies auf dieselbe und fragte mich, ob ich wohl wüßte, daß unsere Erde rund sey, und daß Europa und Japan in dieser Richtung gegen einander lägen? (wobei er die gegenseitige Lage beider auf der Erdkugel ziemlich genau auf der Theetasse anzeigte.) Viele andere Soldaten zeigten uns geometrische Figuren, und wollten wissen, ob uns diese Mittel, die Erde zu messen und zu theilen, bekannt wären? — Mit den Heilkräften der verschiedenen, unter jenem Himmelsstriche gedeihenden Kräuter, ist jeder Japaner bekannt, und fast jeder trägt die gewöhnlichen Arzneimittel, als Laxative, Vomitive u. s. w. bei sich, die er im Fall der Noth sogleich gebraucht. Uebrigens haben die Japaner das thörigte und oft schädliche Vorurtheil mit andern Völkern gemein, sich durch Sympathie zu heilen, wie ich schon oben, in meiner Erzählung einmal erwähnte.

Die japanische Regierung will, daß das Volk mit seiner Aufklärung zufrieden sey und die Erzeugnisse seiner eigenen Erfindsamkeit nütze, und verbietet das Ausländische anzunehmen, damit mit den fremden Künsten und Wissenschaften sich nicht auch fremde Sitten einschleichen. Die Nachbaren müssen es der Vorsehung Dank wissen, daß sie den japanischen Gesetzgebern diesen Gedanken einflößte, und sich bemühen, ihnen keine Veranlassung zu geben, ihre Politik gegen die europäische zu vertauschen. Was wäre zu erwarten, wenn über dies zahlreiche, scharfsinnige, arbeitsame, zu Allem fähige und zum Nachbilden alles Fremden sehr geneigte Volk ein Regent herrschte, der unserm Peter dem Großen gliche! Mit den Hülfsmitteln und Schätzen, die Japan in seinem Schooße bewahrt, würde er es in einer kurzen Reihe von Jahren in den Stand setzen, Beherrscher des Ost-Oceans zu werden. Was würde dann aus den

Digitized by Google

Seeprovinzen des östlichen Asiens, aus den Niederlassungen auf dem westlichen Amerika werden, die von den Gegenden so entfernt sind, von denen sie beschützt werden müssen? — Fiele es den Japanern ein, die europäische Aufklärung bei sich einzuführen und sich unsere Politik als Muster aufzustellen, dann würden auch die Chinesen sich genöthigt sehen, dasselbe zu thun. In diesem Falle könnten diese beiden mächtigen Völker der Lage Europa's bald ein anderes Ansehen geben! So tief der japanischen und chinesischen Regierung auch der Abscheu gegen alles Fremde eingeprägt seyn mag, so ist doch eine Umwälzung in ihrem Systeme eben nicht undenkbar. Sind sie doch Menschen, und ist doch alles Menschliche Veränderungen unterworfen! Wozu sie ihr eigener freier Wille nicht bewegt, dazu könnte sie Noth zwingen. Ueberfälle z. B. gleich denen Chwostows, öfters wiederholt, würden sie wohl auf den Gedanken bringen, Mittel ausfindig zu machen, durch welche eine Hand voll Vagabunden zu entfernen wären, die eine Nation beunruhigten. Dies könnte Veranlassung geben, Kriegsschiffe nach dem Vorbilde der europäischen einzuführen; die Kriegsschiffe könnten zu Flotten anwachsen — und dann wäre es wahrscheinlich, daß der gute Erfolg dieser Maasregel ihnen auch die übrigen aufgeklärten Mittel an die Hand gebe, die zur Vertilgung des Menschengeschlechts so anwendbar sind. So könnten endlich stufenweise alle europäische Erfindungen in Japan Wurzel fassen, selbst ohne den schaffenden Geist eines Peter, nur durch die Gewalt und den Zusammenfluß von Umständen. An Lehrern würde es den Japanern gewiß nicht fehlen, wenn diese sie nur einladen wollten; daher muß man, glaube ich, dies gerechte und rechtschaffene Volk auf keine Art reizen. Würden aber, wider alles Erwarten, dringende Gründe nöthigen, anders zu verfahren, so müßte man Alles daran setzen und entscheidend zu Werke gehen. Ich will nicht behaupten, daß die Japaner und Chinesen sich europäisch umbilden und uns jetzt gefährlich werden könnten, allein bemühen müssen wir uns, zu verhüten, daß unsere Nachkommen keine Ursache haben, unser Andenken zu schmähen. — —

Japan hat zwei Beherrscher, welche die Europäer den weltlichen und geistlichen Kaiser nennen. Ich folge zwar auch diesem Gebrauche, kann aber nicht zugeben, daß diese Titel passend seyen. Was den weltlichen Kaiser anbetrifft, so müßte man ihn eigentlich Kaiser von Japan nennen; denn er ist Selbstbeherrscher eines Reichs, das zwar eben nicht sehr groß im Umfange, aber sehr volkreich ist, und aus vielen selbstständigen, unter Einem Scepter vereinten Fürstenthümern besteht. Die Würde des geistlichen Kaisers hat aber nirgend ihres Gleichen, und ist einzig und allein dem japanischen Reiche eigen; daher kann man sie mit dem Titel Kaiser, nach den Begriffen, die wir damit verbinden, gar nicht belegen. In den gewöhnlichen Staatsangelegenheiten hat der Kin-Ree oder geistliche Kaiser keinen Antheil, und erfährt nur gelegentlich, durch Gerüchte, was im Reiche vorgeht. Bei äußerst wichtigen Fällen jedoch muß der weltliche Kaiser seinen Rath heischen, z. B. bei der Abänderung oder Einführung eines Gesetzes, bei Verhandlungen mit auswärti-

Digitized by Google

gen Mächten, bei Kriegserklärungen u. s. w. Allein auch bei diesen Gelegenheiten trifft der weltliche Kaiser frühzeitig Maaßregeln, und weiß schon zum voraus, daß der Kin-Rey seine Vorschläge billigen werde. Kurz die weltlichen Kaiser in Japan verfahren jetzt mit den geistlichen, wie ehemals die vorurtheilsfreien und mächtigern unter den katholischen Herrschern mit den Päpsten, zu denen, wenn sie erst durch Drohungen oder Geschenke geneigt gemacht waren, mit verstellter Unterwerfung und Demuth Gesandtschaften abgefertigt wurden, um den Seegen und eine Bulle des heiligen Vaters zu erflehn, die dann von beiden Theilen herzlich verlacht wurde, aber zur Blendung des abergläubischen Volks sehr nöthig war. Uebrigens beobachten die weltlichen Kaiser gegen die geistlichen im Aeußern die tiefste Ehrerbietung. Persönliche Zusammenkünfte fallen äußerst selten vor. Der weltliche Kaiser besucht den geistlichen in mehreren Jahren nur einmal; allein sie fertigen oft Gesandtschaften an einander ab, wobei der weltliche Kaiser dem geistlichen immer köstliche Geschenke zusendet, welche letzterer mit seinem Seegen erwiedert. Dies ist auch nicht mehr, als billig; denn der weltliche Kaiser hat die Einkünfte des ganzen Reichs in seinen Händen, da der geistliche sich mit den Einkünften seines Fürstenthums, Kioto, begnügen muß. Er beherrscht diese Provinz wie ein unabhängiger Fürst oder Damio, wie die Japaner sie nennen, blos mit dem Unterschiede, daß alle Fürsten ihre Kriegsmacht auf eigene Kosten unterhalten, der Kin-Rey aber gar keine Soldaten hat.

Im Jahre 1813 sagten die Japaner uns, daß die jetzige Dynastie der Kin-Reyen in gerader Linie nun 2413 Jahr regiere, also sechs Jahrhunderte vor Christi Geburt ihren Anfang genommen habe. Die japanische Geschichte hat die Namen und die Jahre des Regierungsantritts aller Kaiser im Lauf der 24 Jahrhunderte erhalten: ihre Zahl beläuft sich auf ungefähr 130. In den ersten 20 Jahrhunderten waren die Kin-Reys, oder, wie die Japaner sie manchmal nennen, Dairi, oder Daiosso, im Besitz einer ungetheilten Gewalt; sie waren Selbstherrscher im vollen Sinne des Worts. Allein nachher benutzten einige Kriegsanführer die Unruhen im Reich und fingen an, der despotischen Gewalt dieser Herrscher theils im Geheim, theils durch offene Fehde, Schranken zu setzen. Es gelang ihnen; und so riß vor ungefähr 230 Jahren ein Kriegsbefehlshaber, Namens Kumbo, die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten an sich, und machte sie in seiner Familie erblich. Dem Kin-Rey überließ er blos die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten aller Secten im Reiche, und das Recht, seinen Rath und seine Beistimmung in wichtigen und ungewöhnlichen Fällen zu ertheilen. Von diesem Heerführer stammen die jetzigen weltlichen Kaiser ab, welche die Japaner Kumbo-Sama, d. h. Herrscher Kumbo nennen. Die Theilung der Regierung zwischen zwei Kaiser schreibt sich also erst seit etwas über 200 Jahren her.

Das japanische Reich besteht aus vielen Fürstenthümern, die von den Damios oder regierenden Fürsten beherrscht werden, und

den Provinzen, die dem Kaiser selbst gehören, und deren Verwaltung Gouverneuren anvertraut ist. Man zählt der regierenden Fürsten in Japan mehr als zweihundert. Die Besitzungen der meisten sind unbedeutend, einige aber sind äußerst mächtig. So hat z. B. der Damjo von Sindai, wenn er in die Hauptstadt kömmt, einen Hofstaat und Trabanten bei sich, deren Zahl sich auf 60,000 beläuft. Diese Fürsten verwalten ihre Besitzungen als Selbstherrscher; sie haben sogar das Recht, neue Gesetze zu geben, nur müssen diese keinen Einfluß auf andere Theile des Reichs haben; denn in solchen Fällen kann ohne höhere Bestätigung keine Verordnung in Erfüllung gebracht werden. Jeder Damjo ist verpflichtet, eine bestimmte Zahl von Kriegern zu unterhalten, über die der weltliche Kaiser verfügt.

Der hohe Rath des weltlichen Kaisers besteht aus fünf Gliedern, die durchaus regierende Fürsten seyn müssen. Dieser Rath entscheidet alle Fälle, die in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge vorkommen, ohne das Gutachten des Kaisers darüber einzuziehen; dagegen kann in ungewöhnlichen, wenn auch ganz unwichtigen Sachen, nichts ohne den Kaiser geschehen. In solchen Fällen hat aber auch der Kaiser nicht das Recht, ohne Beistimmung des Raths zu verfügen. Nach dieser Einrichtung zu urtheilen, müßte man die japanische Regierung eine eingeschränkte Monarchie nennen: allein der Kaiser kann die Glieder seines Hohen-Raths, seiner Willkühr gemäß, so oft verändern, als es ihm gut dünkt. Uebrigens wagen es die japanischen Kaiser nicht, ihre Gewalt zu mißbrauchen, aus Furcht, die Fürsten könnten sich widersetzen und empören, und wie sehr letztere den Kaisern furchtbar sind, beweiset die Vorsicht, daß die Frauen und Kinder der Fürsten sich immer in der Hauptstadt, sie selbst aber abwechselnd ein Jahr in ihren Besitzungen, das andere in der Hauptstadt aufhalten müssen. — Dieser Rath wird Gorodschie genannt. Die Namen seiner Glieder nehmen den ersten Platz im japanischen Adreß-Kalender ein, der jährlich herauskömmt und alle Civil-Beamte in sich faßt.

Außer diesem Hohen-Rath existirt in Japan noch ein anderer, den man Senat nennen könnte; denn er entscheidet über wichtige Criminal- und Prozeßsachen. Angelegenheiten von großer Wichtigkeit werden, ehe sie in den Hohen Rath kommen, erst im Senat durchgesehen und entschieden. Er besteht aus 15 Gliedern, die Fürsten oder vom Adel (Chadamodo) seyn können.

Diese beiden Zweige der Regierung, die die höhere gesetzgebende Gewalt bilden, stehen jedoch sehr unter dem indirekten Einflusse der Höflinge des Kaisers, welche die Japaner Osoba-Kaschira nennen. Unter ihnen hat der Kaiser immer seine Lieblinge und Vertraute, mit denen er sich im Geheim berathet, ehe er sein Gutachten über eine Sache giebt, die ihm der Hohe Rath unterbreitet hat.

Die japanischen Staatsangelegenheiten zerfallen in 7 Theile oder Sectionen, von denen jede, ihrer Wichtigkeit und dem Umfange nach, zweien oder dreien Ministern anvertraut ist. Die Minister werden eben so wie die Gouverneure, Obungo oder Bunjo genannt, nur daß man diesem Titel die Benennung der Section, die

sie verwaltet, beifügt, z. B. Gogandschio-Bungo, Bungo der Handelssachen; Madzino-Bungo, Bungo der Polizei u. s. w. Bezeichnet das Wort Bungo einen Gouverneur, so fügt man dem Titel immer den Namen der Provinz bei, die er verwaltet; z. B. Nangasaki-Bungo u. s. w. Als Gehülfen der Minister werden Räthe (Ginmisaau) und einige andere Beamte angestellt.

Die Sectionen der Regierung sind folgende:

1) Section der Staatsöconomie und Einkünfte.

Da die Staatsabgaben in Japan größtentheils im Zehnten der Erzeugnisse in natura abgetragen werden, so stehen Ackerbau, Fabriken, Manufakturen und andere öconomische Einrichtungen unter derselben Behörde, die die Staatseinkünfte verwaltet.

2) Section der Schifffahrt und des Handels.

Ich meine hier den innern Handel; denn der äußere ist sehr unbedeutend und wird bloß auf Rechnung und zum Vortheil des Kaisers geführt. Der innere Handel in Japan ist sehr ausgebreitet, und wird größtentheils zur See betrieben, da die Lage in Reichs den Transport der Erzeugnisse einer Provinz in die andere sehr erleichtert. Aus dem Innern des Landes nach den Seestädten, und von diesen in das Innere, werden die Waaren größtentheils auf Flüssen und Kanälen transportirt; da wo Berge diese Communication hemmen, gebraucht man Packpferde und Ochsen. Die Verschiedenheit des Klima's der japanischen Besitzungen erzeugt auch eine Verschiedenheit in den Produkten und den großen Austausch derselben, der eine Menge großer Schiffe und eine ansehnliche Zahl Matrosen erfordert.

3) Section des Bauwesens.

Diese Section begreift alle Arten von öffentlichen Gebäuden im ganzen Reiche, mit Inbegriff der Tempel und Festungen.

4) Section der Polizei.

Dieser Theil der japanischen Staatsverwaltung ist sehr wichtig; denn der Argwohn des Kaisers und sein Mißtrauen zu den regierenden Fürsten, zwingt ihn, sie sowohl öffentlich, als im Geheim durch Spione unter strenger Aufsicht zu halten. Daher stehen die ersten Leute im Reiche, zu denen sowohl der Kaiser, als das Volk das meiste Vertrauen und Achtung hegen, an der Spitze der Polizei-Verwaltung.

5) Section der Civil- und Criminal-Gerichtsbarkeit.

In jedem Fürstenthume werden Criminal- und Civil-Sachen nach den bestehenden Gesetzen entschieden. Haben sie aber Bezug auf einen andern Theil des Reichs, oder sind sie mit Angelegenheiten des Staats verwickelt, so gehören sie zur Diskussion und Entscheidung in die Section. Sie ist auch die höhere Instanz für Appellations- und wichtige Criminal-Sachen aus den kaiserlichen Provinzen, im Fall sie von der Art sind, daß ihre Entscheidung die Gewalt des Gouverneurs übersteigt.

6) Section des Kriegswesens.

Unter derselben stehen alle kaiserliche Arsenäle, Gießhäuser und Gewehrfabriken. Sie sieht darauf, daß die Fürsten in ihren Besitzungen die bestimmte Zahl von Truppen in gehöriger Ordnung unterhalten, und daß diese die ihnen zur Besetzung angezeigten Orte

Digitized by Google

nicht verlassen. Auch ist sie verpflichtet, dafür zu sorgen, daß das Reich in defensivem Stande erhalten werde.

7) Section der geistlichen Angelegenheiten.

Was die geistlichen Angelegenheiten betrifft, so habe ich schon früher erwähnt, daß der Kin-Rey, als eine geheiligte, einer Gottheit ähnliche Person, dieselben unbeschränkt verwalte; allein seine Verfügungen dürfen den weltlichen Kaiser nicht im mindesten beeinträchtigen. Geschieht dies doch, so kennt letzterer wohl die Mittel, die ihm seine Macht darbietet, um seinen vermeinten Mitregenten im Zaume zu halten, zu dessen göttlichem Ansehen er aber nicht die größte Achtung hegt.

Mehreres über die Staatsverwaltung in Japan habe ich früher in meiner Erzählung zerstreut angeführt, daher halte ich es nicht für nöthig, es hier zu wiederholen.

Die Bewohner Japans zerfallen in 8 Klassen:

1) **Damjo oder regierende Fürsten.**
2) **Chadamodo oder Adel.**
3) **Bonzen oder Geistliche.**
4) **Soldaten.**
5) **Kaufleute.**
6) **Handwerker.**
7) **Bauern und Arbeiter.**
8) **Sclaven.**

Die Japaner essen sehr wenig im Vergleich mit den Europäern. Jeder von uns aß im Gefängnisse für 2 Japaner; waren wir auf Reisen, so hätten sicher drei Japaner sich an dem satt gegessen, was einer unserer Matrosen verzehrte. Ihre Hauptspeisen sind: Reis, Fische, Kräuter, Wurzeln, Früchte, Schwämme, Muscheln aller Art, Erbsen und Bohnen. Das Fleisch der Schweine, Hirsche, Bären und Hasen essen nur einige Secten, Vögel gleichfalls, überdem sind diese äußerst theuer. Ueber die japanischen Mahlzeiten habe ich schon früher oftmals geredet, daher will ich hier nur dessen erwähnen, was ich noch nicht Gelegenheit hatte anzuführen. Die Japaner saaten uns, daß die angesehensten Leute, so wie auch andere, nur wenig auf ihre Mahlzeiten wendeten; sie sind äußerst mäßig, laden selten Gäste ein und haben fast niemals große Gastmähler. Ihr größter Luxus besteht in einer Menge Diener; jeder angesehene Mann muß daher außer diesen noch einen beträchtlichen Hofstaat haben, als: Secretaire, Aerzte, Pagen u. s. w., denen er, so wie ihren Dienern, ein Gehalt geben muß. Bei Feierlichkeiten kann er sich nur mit einem großen, seinem Range entsprechenden Gefolge zeigen.

Was das gemeine Volk in Japan betrifft, so glaube ich, daß es wohl kaum ein Volk in der Welt giebt, das sich von dem nähren könnte, was die Japaner essen; vielleicht könnten bloß die Chinesen ihnen in der Mäßigkeit an die Seite gesetzt werden. Der Japaner begnügt sich für den ganzen Tag mit einer Hand voll Reis und einem

Digitized by Google

Stücke Fisch, das man auf einmal in den Mund stecken kann; hierzu ist er irgend ein Kraut oder eine Wurzel, denn kein Gewächs bleibt bei ihnen unbenutzt, oder er sucht Muscheln, und bereitet aus dem Gehalte derselben ein wohlschmeckendes und nährendes Mahl. Die Japaner beweisen uns in der That, daß der Mensch nur wenig zu einer Sättigung bedarf, und daß bloß Ueberfluß und Begierden der Menschen zum Vielesser machen.

Der Reis ist das Haupterzeugniß, und, der Gewohnheit der Japaner gemäß, ihr einziges Brod; er vertritt bei ihnen die Stelle unseres Rockens, ja er gilt bei ihnen noch mehr, da es in Rußland viele Leute giebt, die kein Rocken-Brod essen, in Japan dagegen alle, vom Monarchen bis zum Bettler, sich vom Reiße nähren. Ueberdem verfertigt man aus dem Stroh in ganz Japan Schuhe, Hüthe, Matten für die Fußböden in den Häusern, Matten zu Säcken und zur Bedeckung der Waaren, eine Art Schreibpapier, und viele andere unbedeutende, doch im Hausrathe nützliche Dinge, als: Körbe, Besen u. s. w. Die Japaner ziehen aus dem Reis auch eine Art Brantwein oder Wein, und das schwache Getränk Sagi genannt.

Die Fische sind in Japan, was in Europa das Fleisch ist, und noch viel mehr, da wir viele Arten Fleisch und auch Fische essen, bei den Japanern aber nur wenige Fleisch, außer den Geistlichen, aber alle Fisch genießen. Außerdem ziehen sie aus den Fischen auch die Erleuchtung ihrer Häuser; denn Lichte werden nur von vermögenden Leuten gebrannt; alle andere brennen Fischthran, der in den nördlichen Besitzungen des japanischen Reichs in großer Menge bereitet wird.

Der Rettig vertritt bei ihnen die Stelle unsers Kohls, und wird auf verschiedene Art in Brühen gebraucht; außerdem dient gesalzener Rettig bei den Japanern statt des Salzes zu allen Speisen. Doch davon habe ich schon früher gesprochen. Ganze Felder sind in Japan mit Rettigen besäet; sie sind so sehr an Rettig-Suppen gewöhnt, daß Mangel an denselben ihnen sehr fühlbar werden müßte.

Das Salz ist ihnen nicht nur zum täglichen Gebrauch unentbehrlich, es dient auch zum Einsalzen der Fische; denn ihre Hauptfischereien befinden sich an den Küsten der kurilischen Inseln und Sachalin, von wo jeden Sommer viele hundert Schiffe sie nach den Häfen des japanischen Reichs führen. Zur Erhaltung der Fische dienen 2 Mittel: das Salzen und Trocknen; doch die großen Fische kann man nicht so trocknen, daß sie im heißen Klima sich lange eßbar erhielten.

Die Seide und Baumwolle in Japan vertritt außer ihrem gewöhnlichen Gebrauche, noch unsere Wolle, den Hanf, Flachs, die Daunen, Federn und das Pelzwerk; denn alles was man in Japan trägt, wird aus diesen zwei Erzeugnissen verfertigt. Ueberdem werden aus baumwollenem Zeuge, Reisemäntel, Futterale zu Waffen und andern Dingen, und Tabaksbeutel gemacht, die so lackirt werden, daß man glauben sollte, sie seyen von Leder.

Digitized by Google

Den Thee und Tabak könnte man zwar, wie es scheint, leicht entbehren. Sitte und Gewohnheit wirken aber nicht selten eben so stark, als die Natur; für den Japaner geht nach der Nahrung nichts über Thee und Tabak. Er raucht beständig sein Pfeifchen und schlürft seinen Thee dazu. Die kleine Pfeife wird fast alle 5 Minuten gestopft, und nach einigen Zügen wird ausgeruht. Sogar des Nachts stehen die Japaner auf einige Minuten auf, um Tabak zu rauchen, und eine Tasse Thee zu trinken, der ihnen statt Bier, Wasser und Kwaß zur Löschung des Durstes dient.

Japan hat schon seit zwei Jahrhunderten, außer seltenvorfallenden Unruhen, weder äußere noch innere Kriege gehabt; Seuchen, Pest und andere Krankheiten, außer den Pocken und der Lustseuche, sind den Japanern unbekannt — daher kennen sie auch die Uebel nicht, die in andern Reichen der Volksvermehrung im Wege stehen, und sind besonders glücklich, daß der Hauptvertilger des Menschengeschlechts, der Krieg, seine verheerende Fackel bei ihnen nicht schwinnt. Ein Reich, das einen ununterbrochenen Frieden und ein gesundes Klima genießt, muß volkreich seyn. Japan ist es. Die eigentliche Volksmenge von Japan zu erfahren, war mir jedoch unmöglich; denn die Japaner konnten nicht einmal sagen, ob die Regierung glaubwürdige Nachrichten über die Volksmenge habe. Sie hielten Volkszählungen für äußerst schwierig oder unmöglich, weil viele Millionen armer Leute keinen festen Wohnplatz haben, und in freier Luft, auf den Straßen, im Felde oder in den Wäldern hausen. Um uns einen Begriff von der Volksmenge ihres Vaterlandes zu geben, zeigten uns die Gelehrten und unser Dolmetscher Teske eine Charte von Japan, die auf einem sehr großen langen Bogen gezeichnet war. Auf dieser Charte standen nicht nur alle Städte, sondern auch die Dörfer, so daß man vor lauter Namen kaum das Papier sehen konnte. Sie zeigten uns auf dem Wege von Mimai *) nach Edds einen Ort, den sie Steppe nennen, weil ein benachbarter Fluß, bei starkem Regen, diesen Ort unter Wasser setzt und zum Bebauen untauglich macht. Diese japanische Steppe ist jedoch so unermeßlich, daß die Sänftenträger, die zum Fortkommen der Reisenden dienen, wenn sie des Morgens ihre Wanderung beginnen, bis zum Mittag kein Dorf finden, und nachdem sie ausgeruht, bis zum Untergange der Sonne wieder in der Steppe reisen. Nach ihrer Art, in Sänften zu reisen, müssen sie durch zwei wüste Plätze kommen, von denen jeder ungefähr 18 Werste beträgt; und das nennen die Japaner Steppe! Auch zeigten sie uns einen Plan der Hauptstadt Edds, und sagten uns, daß ein Mensch in einem Tage nicht von einem Ende derselben bis zum andern gehen könne. Als wir die Japaner um die Volksmenge in derselben fragten, behaupteten sie, daß sie über 10 Millionen enthalte, und ärgerten sich sehr, als wir daran

---

*) Mimai, eine Stadt an der Tzingarischen Meerenge, 200 japanische Ri (über 800 Werste) von Edds. Reiset man von Matsmai in die Hauptstadt, so läuft man hier ein.

SOCIETÄT

zweifelten. Sie brachten uns den folgenden Tag einen Zettel von einem ihrer Beamten, der in Eddo bei der Polizei gedient hatte. In diesem Zettel hieß es, daß die Stadt Eddo in ihren Hauptstraßen 280,000 Häuser habe *), und in jedem derselben 30 bis 40 Menschen wohnten. Gesetzt, es sind 30, so muß die Zahl der Bewohner sich auf 8,400,000 belaufen. Rechnet man hierzu die Bewohner der kleinen Häuser und Hütten, diejenigen, die in freier Luft wohnen, die kaiserliche Garde, die Wachen der in der Hauptstadt befindlichen Fürsten, ihr Gefolge u. s. w., so muß die Zahl der Einwohner weit über 10 Millionen gehen. Als Beleg ihrer Behauptung führten die Japaner noch an, daß es in Eddo allein 36,000 Blinde gebe **). — Dagegen konnten wir nichts einwenden, und weder den Japanern Recht geben, noch ihre Aussagen widerlegen. Die Angaben können übrigens auch sehr wahr seyn, denn die Stadt kann, dem Plan zufolge, und wenn man die engen Straßen berücksichtigt, vollkommen 10 Millionen enthalten, da der größte Durchmesser derselben über 8 japanische Ri, oder 32 bis 35 Werste beträgt. Teske versicherte uns, daß die Stadt, trotz der ungeheuren Größe, sich immer vergrößere, und führte als Beleg hiervon an, daß er während seines Aufenthalts in der Hauptstadt bei einem Kauf-

*) Japanisch: Sodo-ïe, d. h., Häuser, deren Façade auf die Straße geht. Man unterscheidet sie von den kleinen Häusern und Hütten, die nicht in den Straßen, sondern zerstreut in der Stadt umherliegen.

**) Zu den vielen sonderbaren Einrichtungen in Japan gehört auch die Klasse oder der Orden der Blinden, die im ganzen Reiche, mit Bewilligung der Regierung, in eine Gesellschaft vereinigt sind, die ihre Privilegien, Gesetze und einen Befehlshaber haben, den sie Fürsten nennen. Die haben Gehülfen, Schatzmeister u. s. w. die alle blind sind. Sie beschäftigen sich, ihren Fähigkeiten nach, mit verschiedenen Arbeiten, und liefern ihrem Fürsten das dafür gelöfete Geld ab, welches in der allgemeinen Kasse aufbewahrt und nach den Regeln der Gesellschaft angewandt wird. Viele Blinde sind Aerzte, besonders in verschiedenen Krankheiten, von denen die Japaner sich in Badstuben heilen; andere sind Tonkünstler. Den Grund zur Stiftung der Gesellschaft der Blinden gab ein tapferer, japanischer Heerführer, der zur Zeit der Bürgerkriege seinen Fürsten und Wohlthäter verlor, und von seinem Gegner gefangen genommen wurde. Der Sieger überhäufte diesen Heerführer mit Wohlthaten, und fragte ihn endlich, ob er ihm dienen wolle; allein jener antwortete, daß er zwar seine Gnade erkenne, daß er ihm aber, weil er seinen vorigen Herrn und Wohlthäter ermordet habe, nicht nur nicht dienen wolle, sondern ihn auch nicht ansehen könne, ohne ein heißes Gefühl nach Rache zu fühlen. Daher wolle er sich der Mittel, die Rache auszuüben, berauben, und riß bei diesen Worten seine Augen aus dem Kopfe, und warf sie dem Sieger vor die Füße. Nach dem Tode dieses Helden, stifteten seine Nachkommen den Orden der Blinden, der auch noch jetzt fortdauert.

Digitized by Google

mann gewohnt habe, der mit Steinen zu Fundamenten handelte und einen beträchtlichen Absatz hatte; da aber die häufigen Feuerschäden in Edo die Steine doch nicht zerstören können, so wurden sie ohne Zweifel zu neuen Gebäuden gekauft. — Die ungeheure Volksmenge in Japan zwingt arme Leute, oft ihre Kinder bei der Geburt zu tödten, wenn sie schwach oder verwachsen sind. Die Gesetze verbieten diese Ermordungen bei harter Strafe; allein die Regierung untersucht nie strenq, woran die Kinder sterben, vielleicht aus politischen Gründen. So geschehen Verbrechen der Art, ohne daß die Eltern zur Verantwortung gezogen werden. — Uebrigens wird der Leser es mir nicht verdenken, daß ich die Bevölkerung Japans nicht aufs Gerathewohl angeben will. Dies ist unmöglich, wenn auch einige Reisebeschreiber keck die Bevölkerung eines Reichs nach der Menge Menschen, die sie in den Straßen der Städte sehen, durch welche sie reisen, bestimmen wollen! —

Die Wage. 2tes Heft.

Wir theilen die darin enthaltenen schüchternen Bemerkungen über Preußen und Oesterreich vollständig mit, und bemerken wegen Preußen, daß es doch höchst auffallend ist, wie Deutschlands Schriftsteller, welche man volksthümlich zu nennen beliebt, in einem kurzen Zeitraum von drei Jahren den Ton verändert haben; damals wollten sie die französische Sprache auslöschen, jetzt soll Preußen französisches Gesetz und Einrichtung annehmen.

Im deutschen Bundes-Parlamente stellt Oesterreich das erhaltende Princip (die Pairskammer), Preußen das schaffende Princip (die Deputirtenkammer) vor. Jenes ist das bindende Axot, dieses das freimachende Organ in der politischen Atmosphäre Deutschlands. Aus ihrer gehörigen Mischung allein entsteht für das Volk die athembare Lebensluft. Wo das Eine unziemlich vorherrschte, würde das deutsche Gemeinwesen ein steches unerquickliches Leben verkeuchen; wo das Andere, in heißen und allzuraschen Athemzügen sich verzehren.

Oesterreich hat in den Verhandlungen des Bundestages einen Geist und eine Wärme gezeigt, die einen hohen Grad dankbarer Anerkennung verdienen. Seine herablassende Theilnahme an den frohen Lebensspielen des deutschen Volks mußte um so mehr überraschen und rühren, als das warme Wort der Liebe freundlicher wirkt, wenn es aus dem Munde eines ernstes Mannes kömmt. Preußens Wirksamkeit war freilich seelenvoller und lebendiger, aber als ein jugendlicher Staat, that es nur aus Lust und seinem Naturtriebe folgend, was Oesterreich mit Verstand und mit Freiheit that. Möge das Eine den Rath der Nüchternheit nie überhören oder verspotten, und möge das Andere nie grämlich tadeln, woran der Geist der Zeit seine Freude findet.

Die Oesterreichische Regierung fürchtet jede Volksbewegung, und ist folgerecht genug, auch keine solche zu dulden, die zu ihrem eigenen Besten thätig ist. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt, sie war die einzige deutsche Macht,

Digitized by Google

die eine Volksbegeisterung gegen Frankreich nicht hat aufkommen lassen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu jener Zeit die Bürgerbewaffnung und das Streben der Deutschen zur Volksthümlichkeit, welches überall, auch wo es, wie in den Kleidertrachten, nur spielend sich zeigte, hätte geehrt werden sollen, lächerlich gemacht.

Oesterreich ist die einzige reine Monarchie in Europa, und einige todte Formen von ständischen oder freien Munizipal-Verfassungen, die dort noch Statt finden, dienen nur sie wirksamer zu machen, indem sie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geist des Staatskörpers ist in der Regierung, das Herz im Adel, im Volke ist nur ein Pflanzenleben — der Magen. Dieses Reiches inneres Regierungssystem, die Unmündigkeit, worin der Geist der Unterthanen zurück gehalten wird, die Sklaverei der Presse, die Quarantaine, der sich jede aus der Fremde herkommende Meinung und Ansicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verstattet wird, oder die gänzliche Gedankensperre ausländischer Erzeugniß — alles dieses war nur bis jetzt verzeihlich, vielleicht heilsam. Joseph's II. allzuraſche und darum mißgelungene Versuche mochten es billig schüchtern machen. Nach ihm, dursten wohl bedenklich gefunden werden, zu der Zeit und der Lage der Dinge, die man mit dem Namen französische Revolution zu bezeichnen pflegt, den Bürgern wohl an sich erwünschte Freiheiten, da sie in Frankreich als Früchte des Verbrechens erworben worden waren, wenn auch auf gesetzlichem Wege zufließen zu lassen, da die Güte des Zweckes über die Schlechtigkeit der Mittel leicht hätte verblenden können. Jetzt aber wäre es an der Zeit, den Bürgern freiwillig zu geben, was man sich nicht abtrotzen zu lassen, sich stark genug gezeigt hatte. Daß das österreichische Volk mit innigerer Liebe als irgend ein anderes an seinen Fürsten hängt, beweiset nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfassung, sondern die des Fürsten und der Verwaltung. Aber letztere sind sterblich, während erstere dauert. Weder Liebe noch Furcht ist jetzt mehr ein sicheres Band zwischen Volk und Herrscher, sondern Achtung allein; denn die Völker sind Männer geworden, aber auch das Kind fürchtet, der Jüngling liebt, der Mann achtet. Die öffentliche Meinung hat in den letzten 25 Jahren unübersteiglich geachtete Berge erklimmt, und geht jetzt thalwärts, den Frieden und die Heimath suchend. Man mag ihr immer eine heilsame Hemmkette anlegen, um ihren Lauf zu schwächen, aber aufhalten läßt sie sich nicht, sie zerreißt die Kette, und zieht jeden, der sie gewaltsam zurückhält, mit sich hinab.

Oesterreich ist das europäische China, ein still stehender ausgewachsener Staat. Er treibt seine starken Wurzeln weit über seinem eigenen Gebiete, unter dem Boden anderer Länder fort. Diese starke Eiche kann nicht wanken, nur brechen. Bewundern muß man es, schweret ist, es zu lieben. Es mag zu seinem Vortheile geltend gemacht werden, daß es einige geistreiche Männer für sich zu gewinnen wußte. Aber wie es eben gesinnt sey, spricht sich in diesen seinen Verfechtern am deutlichsten aus. Verspottet und gehaßt führen sie einen lächerlichen Kampf gegen die öffentliche Meinung, die gut oder schlecht stets den Sieg behauptet. Im Streite des Kopfes mit dem Herzen siegt das letztere; darum wird auch Oesterreich

Digitized by Google

kalt besonnen und liebloß wie es ist, dem Geiste der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm stiftet.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die aufgeklärten Staatsmänner, deren Oesterreich nicht entbehrt, und dessen gutmeinender Fürst nicht unwillig sind, dem Volke mehr Luft und Licht zu geben; aber sie gehen zu langsam in dieser eilenden Zeit. In einem wankenden Schiffe fällt nur wer stille steht, nicht wer sich bewegt. Es ist eine überkluge Staatskunst, in einer Zeit der Neuerungssucht und eben weil sie so beschaffen, das Alte trotzend zu behaupten. Vorsicht ist nöthig, aber schleichen heißt nicht behutsam gehen. Ueber eine wankende Brücke muß man schnell zu kommen suchen: die Zeit der Gefahr verkürzen, das heißt die Gefahr selbst verringern.

Es giebt politische Gebrechen, die für den einen Staat, als in seiner Organisation gegründet, nothwendig und daher auch heilsam sind, für den andern aber, weil sie seiner Natur widersprechen, verderblich werden, und ihn früher oder später, entweder zu einer Umänderung, oder zur Zerstöhrung führen. So ist die Schuldenlast Englands sowohl die Stütze seiner innern Freiheit, als die Bürgschaft seiner äußern Ruhe, indem es hierdurch das Schicksal anderer Staaten an seine eigene Fortdauer knüpft. Für Oesterreich hingegen ist die Zerrüttung des Finanzwesens, an der es leidet, ein Uebel ohne Ersatz. Ohne dieses Gebrechen wäre es ein unabhängiger geschlossener Staat. Sein Finanzwesen widerspricht durchaus seinem angenommenen Regierungssysteme; denn es hängt durch jene Fehlerhaftigkeit wider seinen Willen mit dem liberalen Geiste unserer Zeit zusammen, da es genöthigt seyn wird, zur Erhaltung eines endlich fallenden Credits, sich den übrigen deutschen Staaten in Einführung freisinniger Verfassungen anzuschließen.

Aber so mußte Oesterreich beschaffen, und mit diesen Fehlern mußte es begabt seyn, um Europa's Retter zu werden. In unserer sturmbewegten Zeit war dieser Staat der einzige Felsen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte, und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere sich vereinten. Die europäischen Fürsten erkennen es nicht genug, wie viel, ja daß sie Oesterreich alles zu verdanken haben. Es kämpfte 25 Jahre für das Erbrecht der Fürstengeschlechter (man nannte es die Ruhe der Welt), und es hat den gewaltigen Geist der Zeit — besiegt nicht, aber aufgehalten, für so lange, als das Schicksal es in der Menschen schwache Hände geben wird. Aber nicht bloß, wo Oesterreich sich dem Bildungstriebe der Zeit mit dem Schwerdte entgegenstellte, auch da war es Rettung bringend, wo es besonnen dem Laufe der Dinge anscheinend gewähren ließ, und mit dem Feinde Frieden schloß. In unsern Treibhauszeiten, wo jede That von der Gluth einer wahnsinnigen Sehnsucht ausgebrütet, Blüthe und Frucht zugleich hervorbringt, ist die langsame nüchterne Kraft, die sich nie ganz verbraucht, und darum aushält, die wirksamste und nützlichste. Mit dieser hat Oesterreich gestritten, und durch die ihm zum Naturtriebe gewordene fast bewußtlos handelnde Staatsklugheit, unter der Miene bequemen Thuns, mehr verrichtet als Preußen mit unzeitiger zappelnder Geschäftigkeit. Gleich dieser Macht wäre er zertrümmert worden, wenn er der Napoleonischen Herrschaft, da sie noch in ihrem Jugend-

Digitized by Google

feuer war, sich unversöhnlicher entgegengesetzt hätte. Oesterreich hat Napoleons Macht, vielleicht nicht absichtslos, durch eben das Mittel untergraben, wodurch jener sie zu befestigen dachte, und die Welt selbst sie nun auf ewig gegründet glaubte, nämlich durch die Vermählung mit Maria Louise. Halb Frankreich, und viele seiner Anhänger außer ihm, hatte sich der französische Kaiser hierdurch entfremdet, weil er jetzt die Furcht einflößte, er würde wegen dieser Verbindung mit einer legitimen und die Grundsätze der Legitimität verfechtenden Macht, alle Früchte und Lehren der Revolution zerstören und unterdrücken. Daß er diese Furcht einflößte, ohne sie zu rechtfertigen, war um so gefährlicher für ihn, denn Oesterreich und die alten französischen Aristokraten sahen sich in ihren Erwartungen betrogen, und die republikanischen Franzosen hörten darum nicht auf besorgt zu seyn. Auch weil Napoleon nach jener Verbindung mit Oesterreich keinen Feind mehr in seinem Wirkungskreise zu scheuen fand, verließ er den Schwerpunkt, der ihn sicherte, und indem er, Rußland bekriegend, sich mit seiner Macht zu sehr hinüber neigte, stürzte er von seiner Höhe herab.

Preußen kann in seinem langgestreckten Gebiethe sich nur mühsam bewegen; seine Grenzen schlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder — es wird und muß durch Wachsen, das Kleid auszufüllen suchen. Die Rheinprovinzen, welche es erworben hat, können auf die alten Länder, denen sie einverleibt worden sind, wohlthätig wirken, indem sie ihnen die unter der französischen Herrschaft errungenen neuen und heilsamen Ideen über Bürgerthum und Regierung mittheilen. Setzt man sich aber dieser Einwirkung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen verderblich für beide werden, und muß bei den Bewohnern hier und dort einen bedenklichen Geist der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiserlichen Regierung das französische Volk der Gleichheit sich erfreute, die man schmerzlicher vermißt, als selbst die Freiheit, und daß, wenn sie Napoleon der letzteren beraubte, es weniger geschah, um sie selbst zu unterjochen, als um sie zur Unterjochung anderer Staaten und Völker leichter gebrauchen zu können. Will Preußen die freisinnigen Regierungslehren seiner Rheinländer nicht auch für die alten Staaten benutzen, dann thut es besser, diese Provinzen einer eigenen Verwaltung zu unterwerfen, wie es mit Schlesien gethan hatte. Auch hier gilt: trenne und herrsche! Oesterreich hat darum so fest und ungestört seine Staaten jederzeit zu beherrschen gewußt, weil es jedes Land nach seiner eignen Weise, nach alter Sitte und nach Herkommen regieren ließ.

Preußen ist keine europäische Macht; nicht seiner Größe und seinem Gewichte, sondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglückes mittheilt, hat es die Achtung zu verdanken, die seiner Stimme im Rathe der mächtigsten Fürsten gegeben wird. Aber Preußen ist eine deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. Das deutsche Gemeinwesen findet allein im preußischen Könige seinen aufrichtigen Freund; die andern Fürsten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil sie es als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollen. Dieses Bewußtseyn, die Dankbarkeit des deutschen Volks zu verdienen, kann allein an

Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges innerhalb Deutschland bei seinen ausgedehnten Grenzen, dem feindlichen Andrange nicht zu unterliegen. Indem man der preußischen Macht jene hohe Bedeutung zugesteht, kann man zwar nicht läugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch spielend treiben, aber das Spiel ist des Ernstes gute Vorübung. Deutschlands Geist ist in Preußen, und der ist's, der den Körper regiert.

Vertheidigung der preußischen Gerichtsverfassung durch Darstellung ihrer Grundzüge und Vergleichung derselben mit den Grundzügen der französischen Rechtspflege. Ein Fragment. Vom preußischen Oberlandesgerichts-Rath, Edlen von Puttlitz. Köln 1818, bei M. Du Mont-Schauberg.

Die deutsche Opposition hat bis zum Jahr 1816 alles französische Wesen verflucht, jeden angefeindet, der ein französisches Buch in die Hand nahm, ja laut erklärt, der Vater bilde seine Töchter für Bordelle, der ihnen französische Sprache lehren ließe. Seit 2 Jahren etwa hören wir die Opposition aus andern Tönen pfeifen, und das französische Wesen, besonders die Justizverwaltung anpreisen, die preußische herunterreißen.

Zwischen beiden besteht der wesentliche Unterschied, daß jene in den Händen der Advocaten, diese in den Händen der Richter, der Rechtsbeistände und der Partheien selbst ist.

Das in der französischen Justizverwaltung so sehr gelobte öffentliche Verfahren ist nichts andres, als öffentliche Phrasenmacherei, und eine eigene Art von Comödie, die gewöhnlich trockene Gegenstände behandelt und dem neugierigen Pöbel die Zeit vertreibt. Das Ganze geht darauf hinaus, dem Geldteufel allenthalben die Thür zu öffnen und ihm zu huldigen.

In obigem Buche ist dies trefflich dargestellt, der Verfasser möge sich aber nicht einbilden, daß er Eingang finden werde, denn die Oppositions-Parthei will nicht überzeugt seyn, und sie ist die stärkste, den Zeitgeist stets destillirend, weil sie die schlechteste ist.

Archiv für den thierischen Magnetismus. 2ter Band, 2tes Stück.

Dieses Heft enthält wieder eine Menge wundervoller Thatsachen aus dem Gebieth des Unbegreiflichen, welche hier wiedererzählt werden, ohne irgend ein Urtheil, welches ein jeder Leser selbst fällen mag

1) Sammlung merkwürdiger Erscheinungen des thierischen Magnetismus. Von P. S. van Ghert.

Digitized by Google

Commissair S. M. des Königs von Holland, im Departement des Cultus.

S. 7. Madame Millet, eine Hellsehende, wird von Krämpfen befallen, je nachdem der Magnetiseur seinen Willen darauf richtet, daß sie diese Krämpfe erhalten soll, die zu ihrer Heilung dienen.

S. 8. Sie beschreibt ihr Inneres, und daß sie ein Knötchen an der oberen Spitze des Herzens sähe, das abnähme; es müsse eine Compresse in Brantwein getaucht auswendig auf die Stelle gelegt werden, wo das Knötchen säße.

S. 12. Sie verordnet sich einen Aderlaß, weil sie ihr Blut dick und schwarz in den Adern stocken sieht. Sie sieht vorher, daß sie sich an den rechten Arm stoßen, und wenn sie nicht vorsichtig ist, solchen brechen wird. (Es erfolgt eine Quetschung des Arms.)

S. 17. Der Magnetiseur erregt ihr den Krampf, weil er es will, so heftig, daß ihr Schaum vor den Mund tritt.

S. 18. Sie erkennt durch den Magen ein darauf gelegtes Portrait.

S. 21. Wenn der Magnetiseur hustet, muß die Hellsehende es auch.

S. 29. „Ich blieb vor ihr sitzen, drückte mit Anstrengung des Willens die Spitzen meiner Finger auf ihre beiden Schultern, und trieb durch meinen Willen die Wirkung bis unten in den Rückgrat, indem ich sie hier concentrirte. Als ich dieß ungefähr 2 Minuten gethan hatte, konnte die Kranke so wenig sich selbst rühren, als es jemandem aus der Gesellschaft, so viel Muskelkraft er auch haben mochte, möglich war, sie von dem Stuhl aufzuheben, obzwar sie zart und leicht war."

2) Kritiken erschienener Schriften über den thierischen Magnetismus.

„Schon am 4ten October 1814 gab sie einem fremden sie Fragenden bestimmte Nachricht von dem in dem 15 Meilen weit entfernten Freiburg erfolgten Tode seines Schwiegervaters, und bemerkte, „sie sey in diesem Augenblick selbst dort gewesen." Eben so hatte sie zwei Tage vorher von ihrem in Wien wohnenden Bruder gesprochen, und versichert, sie könne zu ihm nach Wien kommen, „könne sich ihm bemerkbar machen, ohne daß er sie durch die Sinne bemerkte;" den Weg dahin durcheile sie in einer Minute, würde sie ihn bei Namen rufen, so würde es ihm seyn, als wenn er eine Stimme im Innern seiner Ohren vernähme. Am bestimmtesten und rein gespensterartig führte sie indessen dies Erscheinen am 23. Nov. 1815 aus, zu welcher Zeit sie sich in einem viermöchentlichen magnetischen Schlaf befand. — „Eine sie besuchende Freundin, Jungfer Catharine M., bemerkte ihr, daß sie an Reißen und Zucken in den Zähnen leide, als gewöhnliche sichere Vorboten von heftigem Zahnweh und Geschwulst der Backe, und deshalb morgen ihren Besuch nicht wiederholen könne. — Wie hingeworfen entgegnete ihr die Hellsehende, so wolle sie sie diese Nacht besuchen. Die Freundin achtete diese Rede nicht, und legte sich um die gewöhnliche Zeit, bei fest verschlossener Thüre, nieder. In der Nacht um halb 2 Uhr aber

Digitized by Google

erwachte sie, sieht vor ihrem Bette eine lichte Wolke, reibt sich die Augen, und erkennt nunmehr die Auguste im Nachtkleid, mit dem Nachttuch um den Kopf, überaus freundlich und anmuthig sie anlächelnd, und umgeben von einer Helle, als wenn, nach ihrem eigenen Ausdruck, eine Sonne hinter ihr schiene. Der Freundin wird ganz unheimlich: die Auguste aber bedeutete ihr, sich nicht zu fürchten: sie rückte hierauf im Bett an die Wand, der Auguste Platz im Bett zu machen, welche auch neben ihr sich hinlegte. Bald darauf schlief jene ein, erwachte am folgenden Morgen, und — vom Zahnweh befreit; gieng sogleich zur Auguste, und begrüßte sie mit den Worten: Deine Besuche am Tage sind mir angenehm, bei Nacht aber bitte ich mich zu verschonen! — Sie erfuhr nun, zu ihrem großen Erstaunen: daß die Auguste, d. h. ihr körperliches Ich, die ganze Nacht das Bette nicht verlassen, und daß ihr magnetisches Ich sie besucht habe, und bei ihr gelegen sey, um von dem Zahnweh sie zu befreien. Auf die Frage: wie die Auguste den Weg in die von ihrer Wohnung ziemlich entfernte Straße zurückgelegt habe, bemerkte sie: es sey, als schwebe sie zwischen Himmel und Erde. — Bei solchen Abwesenheiten des magnetischen Ichs, deren schon mehrmals gedacht wurde, befindet sich ihr Körper immerdar in jenem scheinbar leblosen Zustand." — Dies ist das höchst merkwürdige Faktum, welches als Faktum zu widerlegen wir Andern überlassen. Es fragt sich nun: Fand hier ein wirkliches Wandern der geistigen Persönlichkeit der Somnambule hin zu ihrer kranken Freundin Statt, und war jene Erscheinung nicht ein leeres Phantom, sondern eine wirkliche, objektive, materielle Gestalt; — oder vielmehr, war die Erscheinung lediglich subjektives Phantasiebild der Kranken, aber durch die Einwirkung der Somnambule auf ihre leidende Freundin erzeugt? — Wir erklären uns unbedingt für die letzte Ansicht, und zwar aus folgenden Gründen: Halten wir die Seele für immateriell und unendlich, so ist keine vom Leibe getrennte materielle, also objektive Erscheinung derselben annehmbar, ohne den Satz der Immaterialität und Unendlichkeit, d. h. des Seyns der Seele an sich außer Zeit und Raum, wieder aufzuheben. Nehmen wir aber an, die menschliche Seele bestehe in einer, dem göttlichen Wesen verwandten, dem menschlichen Leben eingepflanzten, und von ihm beschränkten, aber in ihrer Freiheit nicht in Zeit und Raum befangenen, sondern der Idee gleichen, unendlichen und ewigen Kraft; so ist auch gegen die Annahme nichts einzuwenden, daß es Momente geben könnte, wo die im menschlichen Leibe beschränkte geistige Kraft, die menschliche Seele, zur größeren Freiheit gelangt, und dann auch, daß ja eben Zeit und Raum in diesem Zustande des Freiwerdens nicht für dieselbe existiren, in die Ferne wirken könne, wie wir denselben Fall in dem geistigen Wirken des Magnetiseurs auf eine meilenweit entfernte Somnambule vor uns haben, und auf gleiche Weise erklären.

Wir halten daher dieses Phänomen des Selbsterscheinens für einen reinen magnetischen Act, der einerseits von der Somnambule auf eine andere Person ausgeübt wird, und andererseits von der Person, auf welche dieser Act gerichtet wird, gefühlt, und, da

SOCIETÄT

bei den Somnambulen sich alle Gefühle zu Phantasiebildern gestalten, als scheinbar wirkliche Gestalt anthropomorphosirt, und von derselben also als außer ihr befindliche körperliche Gestalt angeschaut wird. — Gleichwie die Somnambule nach meilenweit entfernten Oertern sieht, ohne sich persönlich zu entfernen, gleichwie sie also in diesem Falle sich schon an dem meilenweit entfernten Orte mit ihrem geistigen Auge befindet, eben so wirkt sie mit ihrem geistigen Wollen auf die entfernte Freundin ein, und übt auf sie einen magnetischen Act aus. Dieser kräftige Wille des gesteigerten physischen Lebens wird nun von der entfernten Freundin empfunden, diese Empfindung ist aber in ihr so lebendig, daß ihr die körperliche Gestalt der wirkenden entfernten Somnambule gegenwärtig erscheint, aber nur erscheint, nämlich sich als Bild eines zur Phantasie gesteigerten Gefühls darstellt. Auf gleiche Weise wirkte diese Somnambule früher auf den im Fußbade eingeschlafenen Kranken ein, wo aber die Einwirkung dem Kranken nur als eine Stimme im Traume erschien.

Hier supponiren wir also auch bei der die Erscheinung wahrnehmenden Person einen dem Somnambulismus ähnlichen Zustand, in welchem die äußeren Sinne gleichsam schlafen, dagegen die innere Empfänglichkeit für die geistige Einwirkung mehr erwacht, weil vorzugsweise in diesem Zustande sich die Prosopopöei der inneren Gefühle am vollkommensten entwickelt; — und wohl nicht ohne Grund und mit Unrecht, da solche Erscheinungen vorzugsweise im Schlafe Statt finden (der ja nur Somnambulismus auf niederer Stufe der Ausbildung ist), oder kurz vor oder nach demselben, wo ein ähnlicher Zustand anzunehmen ist.

Die ganze Erscheinung beruht also nach unserer Ansicht auf dem wechselseitigen Rapport zweier im somnambulen oder dem Somnambulismus sich annähernden Zustande befindlichen Personen, wo die plastische Tendenz des somnambulen Ganglienlebens das Produkt der magnetischen Einwirkung als wirkliche leibliche Gestalt darstellt. Daß dieser, die Prosopopöei des Gefühls bedingende, Zustand auf mehrfache Weise eintreten könne, ist wohl nicht zu läugnen; daher wir die Erzählungen, wo sterbende Personen im Momente des Scheidens geliebten Personen erschienen sind, oder wo bei außerordentlichen Ereignissen des Lebens das sehnsüchtige Andenken an durch innere Harmonie mit uns eng verbundene theure Geliebte diesen unsere Gegenwart im Spiegel des innern Gefühls darstellt, und ihnen selbst unsere Körper im magischen Abbilde erscheinen läßt, nicht für Gespenstermährchen ansehen, sondern aus der geheimern Lehre von den tiefen Kräften der menschlichen Seele erklärlich halten. Es giebt allerdings ein höheres Leben, als das unserer täglichen Verhältnisse, und es giebt sich kund in der Extase des abnorm gesteigerten wachenden Lebens, und in den höheren Graden des Somnambulismus, also in dem abnorm gesteigerten schlafenden Leben. Dies zu erklären, reicht zwar die Kenntniß unsers gewöhnlichen wachenden und schlafenden Lebens nicht zu, aber so entfernt von unserm gewöhnlichen Leben dieses höhere Leben auch scheinen mag, so liegt es doch immer noch im Kreise des menschlichen Lebens, und ist aus den Gesetzen desselben erklärbar. Nur bedenke man, daß jede besondere Modification des Lebens überhaupt seine besondere Gesetze hat,

Digitized by Google

welche zwar, wie das besondere Leben unter dem allgemeinen Leben liegt, auch den Gesetzen des allgemeinen Lebens unterworfen sind, jedoch nicht durch eine einseitige, von einer, dieser besondern Sphäre fremden, und von einer andern besondern Sphäre entlehnten Theorie erkannt werden können, und daß wir erst dieß besondere Verhältniß des Lebens kennen müssen, ehe wir die Gesetze desselben angeben, und aus denselben die Erscheinung selbst erklären wollen. — Höher hinauf, zu einer allgemeineren, alle besonderen Sphären des Lebens, und also auch die des extatischen und somnambulen Lebens einschließenden Ansicht des Lebens müssen wir uns daher von unserm beschränkten, nur vom gewöhnlichen wachenden Leben entnommenen Standpunkt erheben, wenn wir das divinatorische, dem Raume und der Zeit entnommene Leben des wachenden Extaten und des schlafenden Clairvoyants verstehen wollen, und wir dürfen uns nicht vermessen, aus der Kenntniß des beschränkten, gewöhnlichen täglichen und nächtlichen Lebens des Menschen auch die höheren Erscheinungen des menschlichen Lebens zu deuten; aber eben so wenig dürfen wir an unserer intellectuellen Kraft verzweifeln, und diese Erscheinungen für aus den Gesetzen des Lebens überhaupt unerklärlich halten, weil dann diese Erscheinungen uns als Gespenster entgegen treten müssen, deren Dämon unsere ganze geistige Kraft der Intelligenz lähmend, über dieselbe erhaben und sie beherrschend sich darstellt. Im Menschen liegt das ganze Weltall, und alle Gesetze desselben kommen in der menschlichen Vernunft zum Bewußtseyn. Nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, giebt es außer ihm nichts Höheres in der realen Welt; und diese tiefe Ueberzeugung läßt uns an keiner natürlichen Erklärung auch der scheinbar über und außer unserm Bereich liegenden Phänomene verzweifeln.

Unsere bisherige Physiologie und Psychologie, da sie nur die einseitige, beschränkte des gewöhnlichen wachenden und schlafenden Zustandes ist, kann daher die seltener auftretenden Formen des höheren geistigen Lebens nicht eher erklären wollen, als bis sie sich zu einem allgemeinern, auch diese ungewöhnlichern Formen übersehenden Standpunkte erhoben hat, und von diesem Standpunkte aus, außer dem wachenden und schlafenden normalen Leben auch die Formen des abnormen, im Wachen und im Schlafen gesteigerten Lebens in der Extase und im Somnambulismus auf ihre innere Gesetze zurückzuführen vermag. Hier kann ihr nur die höhere Pathologie und der Magnetismus den Schauplatz eröffnen, wo diese geheimen, höhern Kräfte der Seele ihr wunderbares Spiel treiben, und ehe Physiologie und Psychologie sich nicht mit diesem Felde vertraut machen, werden sie vergebens versuchen, das Erscheinende aus den vom wachenden, normalen Leben entlehnten Gesetzen zu erklären. So bleibt also immer dieser wunderbar scheinende Gegenstand Objekt der Physiologie und Psychologie; es bedarf hier keiner mit unserer Vernunft, und mit den Gesetzen derselben streitenden Hypothesen und ganz willkührlichen Annahmen, im Gegentheil muß alle Erklärung, welche den höchsten Gesetzen, denen der Vernunft, widerstreitet, als in sich falsch, streng zurückgewiesen werden; aber die Physiologie und Psychologie muß eine höhere, als die gegenwärtige ist, werden, wenn sie das höhere Leben des Menschen begreifen und erklären will.

Digitized by Google

Freimüthige Blätter

für

Deutsche.

SOCIETÄT

I.

Ueber des Herrn von Greveniz Bauer in Polen

von

Kosmophilos.

Vorwort.

Ich bitte den Leser, die Schrift des Herrn von Greveniz zur Hand zu behalten, und meinen Versuch mit dem Wunsche zu entschuldigen, daß immer tiefer in den vorliegenden Gegenstand eingedrungen werden möchte.

d. V.

Jede Zeit hatte und hat ihren Geist, und Zeitgeist und Geist der Zeit dürfte definirt werden können: Stimmung der Nation als das Ergebniß der geschichtlichen Begebenheiten einer gewissen Zeit. Unser jetziger Zeitgeist ist drey Jahrzehnde alt, wenn wir nämlich seinen Geburtstag in dasjenige Jahr setzen müssen, mit welchem ganze Nationen ihre Theilnahme an einer Begebenheit äußerten, in wel-

Digitized by Google

cher allein wir seine Quelle erkennen und nicht den Ideenkreis einzelner Köpfe als solche annehmen. Jene Begebenheit nun ist die französische Revolution, wohl die Tochter früherer Ereignisse, aber dennoch, und ganz gewiß die Mutter unsers heutigen Zeitgeistes: seine Tendenz nach National-Repräsentation hat der Sohn von der Mutter geerbt, und damit keine Nation um dieses Erbstück kommen möge, sollen alle Mitglieder dafür befähiget werden.

Unbedingt zugestanden, daß die Regierungen den Geist der Zeit fassen, ihn zu begreifen, sich bemühen müssen: so folgt doch zuverlässig daraus nicht, daß sie ihm zu folgen haben, weil er ist, was er ist, Geist der Zeit; denn er ist nicht immer das Beste, und führt nicht immer zum Besten: er ist nicht selten der unsaubre Ausfluß aus unsaubrer Quelle. So urtheilten z. B. Philosophen und Geschichtschreiber, daß unser Zeitalter den französischen Volksaufruhr nicht erlebt haben würde, wenn, wie jetzt in Frankreich, so auch früher das Volk an seiner Regierung Theil genommen hätte, statt vielmehr nur einfach geurtheilt werden sollte, daß es wohl nie zur französischen Revolution gekommen seyn möchte, wenn Frankreichs Regierung nicht gar so schwach und kraftlos gewesen wäre. Sie starb in so großer Schwäche, daß sie nicht einmal mehr testiren konnte. Und an dieser Schwäche war wahrlich der Mangel der Nationalrepräsentation nicht Schuld! denn, fragen wir nur die Geschichte, um uns zu überzeugen, daß die Häupter der repräsentirten Völker öfter wechseln, als die der nicht repräsentirten.

Also hypothetisch angenommen, daß aus dem Mangel der Repräsentation kein Grund für die Nothwendigkeit der französischen Revolution zu entnehmen ist, dürfen wir, nun weiter gehend, fragen: ob die National-Repräsentation eine gewisse Quelle der Ruhe, der Sicherheit und des Glücks der Nationen ist? Geschichtlich muß diese Frage verneinend

beantwortet werden, und philosophisch ebenfalls darum, weil zur Ruhe, zur Sicherheit und zum Glück der Nationen wohl Würde, Kraft und Energie ihrer Regierungen, aber nicht Repräsentation nöthig ist, um diese Würde, Kraft und Energie hervorzubringen. Die Nothwendigkeit einer Regierungs-Consulta (z. B. Staatsrath) ist historisch und philosophisch leicht zu beweisen: die Nothwendigkeit einer Nationalrepräsentation als conditio sine qua non der Regierungsbeschlüsse gar nicht.

Dies als zweite Hypothese angenommen, dürfte auch der Schluß richtig seyn, daß man von Staatswegen nicht die Nationen für National-Repräsentation befähigen muß, um zugleich ihr Glück und die Sicherheit der Regierungen zu begründen. Beide, jenes Glück und diese Sicherheit, darf der Mensch nie trennen, will er sich nicht in ein Labyrinth von Fehlschlüssen und Erwartungen verlieren, denen Irrthum und Täuschung auf den Fuß folgt. Jenes Glück und diese Sicherheit waren, wie oben bemerkt, nie die nothwendigen Ergebnisse der National-Repräsentation; sie waren und sind aber gewiß immer die zuverlässige Folge kraft- und würdevoller Regierungen.

So bleibt für die National-Repräsentation kaum ein andrer Vertheidigungsgrund übrig, als daß, was doch nicht zu vermuthen ist, die Nation, indem sie gegen sie aufsteht, eigentlich gegen sich selbst aufsteht. Und doch haben das die Nationen schon so oft gethan, daß von dem, was zu vermuthen oder nicht zu vermuthen, nicht mehr die Rede seyn kann. Mit dem Augenblicke, mit welchem die National-Repräsentation eingeführt ist, erscheinen der Nation ihre Repräsentanten als Mit-Regenten; steht sie auf: so steht sie gegen ihre Regierung auf; ob gegen ein Wahl- oder Erb-Regiment, das gilt ihr gleich. Sie will, und das von Rechtswegen, glücklich, aber nicht gefragt seyn: ob sie glücklich ist? Mit dieser

Frage setzt sich jede Regierung so gewiß auf das Glatteis, als sich die repräsentirten Nationen immer darauf befinden.

So darf man, ohne sich dem gerechten Vorwurfe der Kurzsichtigkeit auszusetzen, annehmen, daß der Zeitgeist uns in der Tendenz nach National-Repräsentation nicht das Bessere gab, daß um ihrentwillen kein Mensch klüger gemacht werden muß.

Aber doch hat jeder Mensch ein wohlerworbnes, ein angebornes Recht auf diejenige Klugheit, die jede Nation Jedem ihrer Regenten wünscht, auf diejenige Klugheit, ohne welche Jeder in seiner Sphäre von seinem Ziele zurückbleibt, und verwerflich ist jeder Stein, der dem Streben nach ihr, der Möglichkeit, sie zu erlangen, im Wege liegt. Das ist wieder so wahr, als sich der Nutzen einer wohlgeordneten Regierungs-Consulta nicht leugnen läßt, nur daß der jetzige Zeitgeist wieder zu weit griff, oder irrigerweise die Voraussetzung annahm, daß die Menschheit unter seinem Vorfahren so sehr unglücklich war. Es scheint nämlich bey ruhiger Ueberlegung der Grundsatz angenommen werden zu müssen, daß die Regierungen, was sie als Wohlthat für die Regierten anerkennen, ihnen nur dann aufdringen sollten, wenn die Ruhe des Staats es erheischt. Haben sie übrigens den Weg, unterrichtet werden zu können, gebahnt; haben sie den äußern Schutz des Staates fest begründet: so kommt es in der That, wenn dazu noch das Eigenthum gesichert, wenn Polizey und Justiz zweckmäßig verwaltet werden, nur noch darauf an, daß sie die Hindernisse, zur Wohlhabenheit zu gelangen, aus dem Wege räumen. Der Geist der Zeit sagt gewiß nicht, daß sich die Regierungen mit Gewalt in die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens eindrängen sollen. Aber er sagt, daß die Nationen Freyheit im Denken, im Schreiben, im Handeln verlangen, und diese Freyheit, zu dem Grade, zu verlangen, berechtigt sind, als er nur irgend mit der Ruhe und Sicherheit des

Staats bestehen kann. Verlangen die Nationen in Gemäßheit des Zeitgeistes mehr: so verlangen sie zu viel; und geben ihnen die Regierungen mehr nach: so hat der Zeitgeist die Regierungen und die Regierten leichtsinnig gemacht. Und wirklich erscheint Leichtsinn als das charakteristische Kennzeichen unsrer Zeit, der allein so viele ungeregelte Willkühr in den Forderungen beider Theile erklärlich macht. Abgerechnet die Zeiten aller Neronen, in welcher Himmelsgegend sie immer ihre Krallen eingreifen lassen mochten, hat keine Zeit mehr willkührlichen Dikasterien-Geist auf der einen, mehr nutzlose Sprech- und Schreibe-Dreistigkeit auf der andern Seite erlebt, als die unsrige, und es scheint so wenig erwogen zu werden, in welchem natürlichen und nothwendigen Zusammenhange sie stehen, als welcher Nachtheil daraus erwächst, beides mit dem großen Unglück, daß beiden, indem sie sich mit gleichem Recht und Ausdruck hinter sogenannt gesetzliche Form verstecken, so sehr schwer beyzukommen ist. Alle Regierungen wollen doch nun einmal gern Regierungen bleiben; können die Furcht, aufzuhören oder geschwächt zu werden, nicht von sich lassen; werden doch stündlich gewinkt, gewarnt, gerüttelt; müssen nun ihre Bureaus als ihre Heere betrachten, und eins an das andre so fest halten lassen, daß die Hoffnung auf ändernde Resolutionen bald zu den Alterthümern gehören wird. Ein dergleichen Despotismus ist, wo er sich auch immer äußern möge, sehr drückend, aber freylich fest gehalten, weil er dem Beschwerdegeist nach und alle Hoffnung nimmt, weil er die Regierten scheint gewöhnen zu sollen, den ersten, den besten Ausspruch auch für den unumstößlichen zu halten. Es soll aber kein Despotismus seyn; man hüllt die Willkühr in eine äußerst höfliche Expeditions-Weise; das Sie und das Herr haben das Ihr verdrängt; — sind indeß heute die Sies und die Herren wohl zufriedner und glücklicher, als vormals die Ihre?

Ist das nicht der Fall, bleibt und muß aber doch das Glück des Staats der Zweck alles Regierens bleiben: so muß die Zeit wieder zurückkehren, wo nicht Bureaus-Reskripte, sondern Gesetze gelten und entscheiden; erstere nur, so weit sie auf letztere gegründet; letztere nur, so weit sie, mit Herrn von Greveniz (S. 35.) zu sprechen; „dem Auge gleichen, womit die Hand des kunsterfahrnen Gärtners den Fruchtstamm zu veredeln strebt; das Auge soll Leben und Nahrung aus dem Stamme ziehen, und dafür diesen bereichern mit schönern Früchten. Jedem Gesetze muß ein im Volke tiefgefühltes Bedürfniß vorangehen, und dieses Bedürfniß muß auf eine der Eigenthümlichkeit des Volkes entsprechende Weise befriedigt werden. Wie die Natur von Stufe zu Stufe, ohne Gewalt, und eben deswegen, mit unwiderstehlicher Macht fortschreitet, also soll auch der Gesetzgeber keine Stufe überspringen.“ Darum möge der neue Zeitgeist ja nicht auf die künftige Gesetzgebung einwirken: er würde uns Zucker zu geben scheinen, doch Gift reichen; denn es ist eine ewige Wahrheit, daß die Gesetzgebung mit den Bedürfnissen des Volks gleichen Schritt halten, daß sie nie leichtsinnig werden, oder vom Leichtsinn angesteckt zu seyn auch nur scheinen muß.

Ob nun des Herrn von Greveniz Vorschläge diese Wahrheit vor Augen behielten, darüber jetzt einige kritische Worte, denen ihr Verfasser so wenig als möglich polemischen Anstrich zu geben, und von denen er wünscht, daß sie geprüft werden möchten.

Polen hat hinsichtlich des Rechtsverhältnisses seiner Einwohner dritten Standes theoretisch nur eine despotische Zeit gehabt, und das war die von Anfang des sechszehnten bis Anfang des achtzehnten Jahrhunderts; theoretisch: denn praktisch fing sie früher an und endete später, indem das bessere lange und eigentlich, auch selbst für denjenigen Theil, der unter preußische Hoheit kam, bis zu dieser Zeit Theorie blieb.

Doch müssen Eigenthümer und Laßleute (Nicht-Eigenthümer) in mehr als einer Hinsicht unterschieden werden.

Betreffend zunächst die Eigenthümer: so mag man zwar von Hanländern, d. h. Ankäufern, deren mehrere Wirthe zu einer Gemeine geschlagen, mit einem die Dienstfreyheit festsetzenden Privilegio versehen, schriftsäfftige Eigenthümer, die nach ihren Nahrungs-Kaufbriefen zu bestimmten Diensten verpflichtet waren, unterscheiden; indeß traf sie doch das Loos, daß Zeit und Umstände ihren Gutsherrschaften gestatteten, von dem ursprünglichen schriftlichen Vertrage abzugehen, und sowohl die Geld- und Naturalprästationen, als die Dienste zu erhöhen. Zweifelsfrey geschah das hin und wieder zu dem Grade, daß selbst die Unmöglichkeitsklage begründet gewesen wäre; dennoch gehörten Fälle dieser Art nur zu den Ausnahmen, und man kann als Regel nur annehmen, daß, um nun bloß von den nachherigen preußischen Antheilen Polens zu sprechen, bis resp. 1772 und 1793 von den Gutsherrschaften mit ihren Eigenthümern vertragswidrig umgegangen wurde. Daraus folgt nun unmittelbar und eo ipso noch keine Widerrechtlichkeit, auf die wir vielmehr erst von dem Augenblicke an schließen konnten, mit welchem die preußische Regierung gesetzlich den Grundsatz aufstellte, daß im Verhältniß zwischen Gutsherren und ihren Einsassen des platten Landes mittelst der Verjährung weder etwas zu erwerben, noch zu verlieren gewesen. Wollte man hier wieder nur der Theorie folgen: so könnte man, nachdem im achtzehnten Jahrhunderte die Assessorialgerichte als Forum für den zweyten und dritten Stand gegen den ersten eingerichtet, leicht der preußischen Regierung den Vorwurf machen, daß sie sich in ihrer Voraussetzung geirrt hätte. Indeß, sie konnte wirklich nicht anders handeln, als sie gehandelt hat; es war und blieb zu polnischen Zeiten den Einsassen der Weg Rechtens gegen ihre Gutsherren so gut,

als versperrt; mancher, der ihn zu betreten wagte, mußte mit harter Leibesstrafe seinen Vorwitz büßen. Dennoch hat in der That mancher gute, mancher unschuldige Gutsherr gelitten, gegen den durch einen Raum von überrechtsvergährter Zeit nicht der geringste Zwang bewiesen, dem die Kläger selbst zu gestehen mußten, daß er ihnen immer ein guter Herr gewesen; — es entschied der Privilegienbuchstabe. Ob nicht vielleicht die preußische Regierung Erfahrungen dieser Art hätte sammeln und sich dadurch veranlaßt finden mögen, z. B. die Bedingung vorzuschreiben, daß der Zwang zu beweisen? darüber ließe sich wohl rechten, obwohl es, da das Gesetz nun einmal ohne eine dergleichen Bedingung da steht, zu weiter nichts nützen kann, als jede neue Gesetzgebung über das fragliche Rustikalverhältniß an die dringende Pflicht zu erinnern, dem Gesetz doch ja nicht mehr Privatwohlstand zu opfern, als schlechterdings nothwendig ist. Jeder Gesetzgeber muß vor allen Dingen dafür sorgen, daß sein Gesetz möglichst wenig umgangen werden kann, daß den Sachverständigen möglichst wenig Spielraum bleiben; denn selbst unter dem Siegel vorzüglicher Gerichtshöfe kommen Erkenntnisse zum Vorschein, die ohne den Glauben der Menschheit an die Ungewißheit des Rechts nicht zu entschuldigen seyn würden.

Also, unsre Eigenthümer waren der Willkühr ausgesetzt, und es verdient die Stimme dessen, der da meynt, sie hätten mit ihren Beschwerden nicht gehört werden müssen, gar kein Gehör. Aber muß eine neue Gesetzgebung, sie mag von den Grundsätzen des Edikts v. 14. September 1811 und seiner Deklaration v. 29. May 1816, oder von andern ausgehen, muß sie von Amtswegen in das Verhältniß unsrer Gutsherren und unsrer Eigenthümer eingreifen?

Die verneinende Beantwortung dieser Frage scheint so lange die richtige zu seyn, als nicht erwiesen worden, daß jeder Hofedienst eo ipso gehässig oder hassenswerth sey. Die menschli-

che Freyheit kann mit und bey Hofedienſten ſehr füglich beſtehen) und unſre Regierungen können bey den jetzt mehr, als je von ihnen geliebten Militairdienſten, conſequent keinen andern Grundſatz annehmen, als den: Sorge für das ne quid nimis! Und ſo weit reicht für unſre Eigenthümer unſre dermalige Geſetzgebung, in Gemäßheit deren theils ſchon rechtskräftige Erkenntniſſe obwalten, theils noch ergehen können, ſo daß rechtlich und ſelbſt billig unſre Eigenthümer kaum einen andern Wunſch hegen dürfen, als den: daß die Juſtiz bey uns beſſer organiſirt ſeyn möchte. Warum man nicht der jetzigen Organiſation die der vormaligen ſüdpreußiſchen vorzog? das können, das müſſen Gutsbeſitzer und Einſaſſen unbegreiflich finden; das können, das müſſen ſie dem Zeitgeiſt vorwerfen, und annehmen, es ſey ihm wohl weiter nichts nachzugeben geweſen, als die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, doch immer ſich wundernd, daß man in andern Provinzen auf den Zeitgeiſt nicht hörte, weil, was dem Einen recht, dem Andern billig iſt. Unſre Juſtiz iſt entſetzlich theuer, entſetzlich unbequem, und wir werden noch dazu auf den innern Werth eines vormaligen Südpreußiſchen Landes-Juſtiz-Collegii ſo lange verzichten müſſen, als der Beſitz der polniſchen Sprache zur ſofortigen conditio sine qua non der Gelangung zur Richterſtelle gemacht, und damit vergeſſen wird, daß das geſcheutere ipse fecit, immerhin in arabiſcher Sprache, beſſer iſt, als das weniger geſcheute in polniſcher. Das iſt es, was wir Laien, die wir nicht mit, nahe oder fern, am Ruder des Staats ſitzen, wieder dem Zeitgeiſt vorwerfen, daß er der Form das Weſen opferte; daß er vergeſſen macht, wie das Geläut wohl betäuben, aber nicht, zufrieden ſtellend, beruhigen kann.

Doch wieder auf den Gegenſtand unſrer Abhandlung zurück zu kommen, ſo läßt ſich alſo wohl nicht beſorgen, daß ſich die neue Geſetzgebung um das Ruſtikalverhältniß unſrer Ei-

genthümer von Amtswegen bekümmern wird. Abgesehen davon, wie sie nur Ausnahmsweise so gelegen, daß Abtretung von Land für den Verlust an Diensten als Entschädigung angenommen werden könnte: so hat Keiner von ihnen so viel Flächeninhalt und dabey so viel Dienste, daß er, wenn doch nun einmal, vorzüglich in einem so wenig bevölkerten Lande, Erbrente, Hülfsdienste beybehalten werden müssen, einen verhältnißmäßigen Theil für die Befreyung von den übrigen Diensten herzugeben genöthigt seyn wird. Und weiter, — ist es denn wirklich ein richtiger, ein bewährter Ausspruch des Geistes der Zeit, daß ein Diener zu Hofe, als und weil er solcher ist, nicht die der menschlichen Würde geziemende Stufe, nicht denjenigen Wohlstand erreichen kann, der ihm gehört und den er ohne Hofedienste erreichen würde? Ich denke, daß, wo Hofedienste diesem Ziel im Wege stehen, es ganz anders aussehen muß, als es bey uns zu Lande noch zuverlässig lange aussehen wird, und daß die dermalen rechtlich begründeten Hofedienste unserer Eigenthümer nicht eher abgeschafft werden müssen, bis:

a) unsere Dienstpflichtigen gelernt haben:

α) ihre ganze Zeit zu benützen;

β) ihre Wirthschaften zweckmäßiger zu betreiben;

b) die Juden nicht mehr am Mark ihrer Wohlhabenheit saugen;

c) die vermehrte innere Consumtion sie über den Zufall guter Produktenpreise erhoben.

Einmal angenommen, unser König wollte den fraglichen Vorwurf zum Gegenstande seiner gesetzgebenden Gewalt machen, und dekretirte zunächst die Einholung eines staatswirthschaftlichen Gutachtens darüber; so würde, weil doch nun einmal hier jura tertii im Wege liegen, die Commission doch sich zunächst darüber auszulassen haben:

ob, wenn die dermaligen Dienste beybehalten werden, es unmöglich ist, den Eigenthümer so glücklich zu machen, wie er nach der Absicht des Regenten seyn soll?

Sey die Commission nun nur nicht eingenommen von der Idee, daß die Hofedienste an und für sich und nach ihrer Natur zu denjenigen Giften gehören, denen keine Administrations- und Gesetzgebungs-Operation ihre Tödtlichkeit zu benehmen vermag, bedenke sie, daß die Hofedienste unsrer Eigenthümer so gut auf Verträgen beruhen, als die auf den Dörfern bey Paris, daß der Unterschied beyder nur in der kürzern Dauer der Zeit besteht: so sind die Gutsbesitzer des Großherzogthums Posen gegen alle und jede Uebereilungen gesichert.

Es werden dazu noch wenige, vielleicht gar keine Oertlichkeiten gefunden werden, wo der Dienste so viele sind, daß der Werth ihnen unverhältnißmäßige Opfer bringen muß, und so kann es in jeder Hinsicht der Zeit überlassen werden, beyde Theile zur unabgeforderten Ablösung der Dienste geneigt zu machen.

Ganz anders sind Lage und Verhältniß des polnischen Laßbauern.

Er ist nicht Eigenthümer der Gebäude, die er und das Vieh inne haben, und darum freilich gleichgültig dabey, wie sie im Dach und Fach erhalten werden. Er ist an den meisten Orten nicht Eigenthümer seines Zugviehes, und darum pflegt er es weniger und muthet ihm nicht selten zu viel zu. Er ist von Natur feurig und aufgeweckt, und darum geneigter, sich der Gelegenheit zum Trunk, die ihm eben so häufig gezeigt, als erleichtert wird, hinzugeben. Er hat kein Eigenthum reinlich und ordentlich zu halten, und ist darum oft selbst schmutzig. Er genießt von Jugend auf weder Erziehung, noch Unterricht, und darum ist er, wie er ist, mehr aus Unwissenheit, als wegen seiner äußern Lage: sein Herr nimmt

nur seine Körperkräfte in Anspruch: sein Geistlicher wird durch das sinnlose Abbeten des Rosenkranzes zufrieden gestellt: der Krüger mahnt ihn vor Martini nicht. Im Alter ist die Turwe sein Trost: mit diesem ledernen Beutel auf dem Buckel kommt er durch seine Welt. In der Jugend lernt er früher reiten und Vieh hüten, als reden: singt, springt, tanzt sich ins Mannsalter. Aber Gegenstände der Geringschätzung mag ich, so lange die Manier der Vornehmen über den Werth des Menschen nicht entscheiden darf, die polnischen Bauern nicht nennen, vielmehr glauben, daß, wer sie gering schätzt, sie nicht kennt.

Der polnische Bauer hat seinen recht gesunden Verstand, mit dem er öfter überrascht, als der deutsche. Der polnische Bauer kann recht anhaltend fleißig seyn, und mag zu seinem Herrn nur Zutrauen haben, um für ihn gern mehr zu thun, als er zu thun schuldig ist. Gewandtheit, Aufmerksamkeit, Nachahmungssucht zeichnen ihn aus: es giebt nicht mehr polnische Verbrecher, als Verbrecher andrer Nationen. Warum ihn also geringer schätzen? Das läßt sich eben so wenig rechtfertigen, als die Nothwendigkeit einer Aenderung seiner heutigen Lage, weil seine Vorfahren sich in einer andern befanden; denn es handelt sich nicht um die Frage, ob der polnische Bauer der unbeschränkten Willkühr seines Gutsherrn überlassen werden soll, sondern nur, soll er Eigenthümer werden und welches Dienstverhältniß für ihn eintreten?

Da scheint es nun, daß so wenig Deduktionen aus der Geschichte, als abstrakte, oder abstrahirte Philosopheme die Normen für eine diesfällige Bestimmung, oder Entscheidung hergeben können, indem, weil die Gutsherren nicht mehr für uneingeschränkte Willkühr in die Schranken treten, auch ihre Berufung auf das Gesetz gehört werden muß, und bey der angedeuteten Voraussetzung der gegenwärtige Besitzstand wenigstens so viel Achtung verdient, daß er nicht willkührlich be-

Digitized by Google

handelt werden darf. Und nur Willkühr kann den statum quo von 1520 heute einführen wollen, den Herr von Grevenitz überdies nicht umfassend dargestellt hat. Das Statut König Sigismunds sagt nicht, daß von jeder (Magdeburgischen) Hufe wöchentlich nur ein Spanntag geleistet werden soll, sondern wenigstens so viel, und Handtage waren und sind die Hauptsache: am ersten drückend für den Bauer, am willkommensten dem Gutsherrn, der, werden ihm nur Handdienste, so viel er wünscht, zugebilliget, mit einem Spanntag in der Woche von jeder Magdeburgischen Hufe gern zufrieden seyn wird. Abschätzung einer solchen Hufennahrung nach ihrer Winteraussaat wird stets den allerunzuverlässigsten Maaßstab für den vorliegenden Gegenstand hergeben: die Commissarien gewinnen durch sie nur Verwunderung darüber, wie auch ein ganz dienstfreyer Bauer von einer Magdeburgischen Hufe zu leben vermag. Denn 10 Berliner Scheffel Aussaat zum 4. Korn geben . . 40;
davon ab:

Saat . . 10,
Brodt . . 10, bleiben 20;

und sie reichen zu Abgaben und Gesindelohn nicht hin. Bey der Veranschlagung einer dergleichen Bauernnahrung bleibt kein andrer Ausweg übrig, als erfahrungsmäßig anzunehmen, daß sie noch keine fleißige Bauernfamilie in beständiger Noth ließ, und doch das für sie zu haltende Zugvieh und Leibeskräfte nicht ganz beschäftiget. Die Behauptung, daß ihr ein wöchentlicher Spanntag die Hälfte ihres Einkommens nimmt, ist eben so gegen die Erfahrung, als es für den Bauer sehr hart seyn würde, gegen ihn als Grundsatz anzunehmen, daß die Hälfte seines Einkommens seinem Herrn gehöre; den Landesherrn, die Justiz, die Gemeine, die Geistlichkeit auf die andre Hälfte angewiesen: so muß die Familie hungern, wenn einen Herbst die Pilze nicht gerathen. Also

ganz gewiß führt uns diese Berechnung nicht auf die bäuerliche Wohlhabenheit zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts, so gewiß es übrigens ist, daß wir Erbeigenthum an Haus, Hof und Feld, billig abgemeßne Dienstleistung, mäßige Belastung als die Quellen der bäuerlichen Wohlhabenheit anerkennen dürfen. War es wirklich wohlhergebrachter Rechtsgebrauch einer niederdeutschen Provinz, daß die Beschwerden eines Dorfs wegen Dienstübermaaßes nicht eher angenommen werden sollten, bis in demselben Dorfe erweislich drey der fleißigsten Bauern zu Grunde gegangen: so war es in Polen gewiß nie am schlimmsten. Hier stand gesetzlich freilich fest, daß den Unterthanen wider ihre Herren keine Schutzbriefe ertheilt werden sollten, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß des Unterthanen Wohl und Weh von dem guten oder bösen Willen seines Herrn abhing. Indeß hilft, wie gesagt, die Erinnerung an jene Zeit nichts zum vorliegenden Zweck, weil sich heute die Gutsbesitzer mit dem Wunsche ihrer Zurückführung nur lächerlich machen würden.

Zuverlässig müssen unsre Laßleute nach und nach Eigenthümer werden, und es kann seyn, daß der Staat Linientruppen, Landwehr und Landsturm nöthig hat, wie ihm freilich der bemittelte Soldat lieber ist und seyn muß, als der arme. Aber immer wird das Soldatwerden ein Opfer bleiben, das einem Zustande der Dinge gebracht werden muß, der auf den Wohlstand der Bauern nicht so nützlichen, als nachtheiligen Einfluß hat. Das weiß der König, das wissen seine Generäle, Minister und Räthe: alle werden vernünftigerweise die dermalige Militair-Einrichtung zu den nothwendigen Uebeln zählen müssen. Für die Einführung des Eigenthums sprechen so viel Gründe, daß nicht erst welche mit Gewalt herbeyzuziehen sind. Wie nun, wenn der Bauer seine Nahrung zu erb- und eigenthümlichen Rechten überkam, ein Zurückfallen derselben an den Herrn, wenn er sie nicht, wie jeder Fremde ac-

Digitized by Google

quirirt, vorkommen kann? das ist nicht wohl einzusehen, und eben so wenig die Nothwendigkeit davon, daß bey Bestimmung der Dienste der status quo von 1520 zur Grundlage anzunehmen, wenn doch ein den jetzigen Zeitumständen angemeßner andrer eintreten soll. Bliebe es weiter, wenn dieser dem Herrn nicht gefiele, ihm überlassen, dem Bauer die Hälfte seines Landes für dessen Dienstfreyheit abzunehmen: so möchte für diesen sehr häufig jenes eiserne Zeitalter zurückkehren, das nicht Herr, nicht Bauer, nicht Staat zurück haben wollen, und gegen die nothwendigerweise zu lassenden Erndtehülfsdienste eine Unmöglichkeitsklage begründet seyn. Auch Trautmann's wissenschaftliche Anleitung zum Studium der Landwirthschaftslehre würde nicht aus diesem Labyrinth helfen, und daß, wird die Nahrung erbliches Eigenthum des Bauern, er seine Gebäude, sein Zugvieh, Schiff und Geschirr im Stande erhalten muß, das versteht sich von selbst. Ist es möglich, der neuen Einrichtung so feste Grundsätze vorangehen zu lassen, daß jeder Fall in einem derselben seine Entscheidung findet, so muß über die Frage: ob sie einzuführen? gar kein Proceß, weder eine, noch zwey Instanzen zugelassen werden. Giebt es, beyläufig gefragt, ohne Proceß, eine, gar zwey Instanzen?

Würde über die Frage: ob die fragliche Einrichtung einzuführen? ein Proceß zugelassen: so würde noch manches Jahr, sehr wenige Fälle ausgenommen, einzig der Fiskus als Kläger auftreten müssen; denn unvorbereitet werden zuverlässig sehr wenige polnische Bauern Eigenthümer der in ihrem Besitze sich befindenden Nahrungen und ihrer Zubehörungen werden wollen. Es bleibt kein andrer Ausweg übrig, als daß man von Regierungs-Wegen das Reden für und Wider den Gesellschaftszirkeln zum freyen Zeitvertreib überläßt, in der Sache selbst aber ruhig den überlegten Gang fortgeht.

Digitized by Google

Jetzt dürfte es an seinem Ort seyn, auf diesfällige Vorschläge näher einzugehen.

Vielleicht verdienen folgende die prüfende Aufmerksamkeit der Regierung.

§. 1.

In jedem Kreise wird eine Commission niedergesetzt, unter dem Vorsitz des Landraths, bestehend aus einer zur Aufnahme deutlicher und umfassender Verhandlungen und Verträge geschickten Gerichtsperson, aus einem tüchtigen Oekonomie-Beamten und zweyen tüchtigen Dorfschulzen, welcher Commission zwey Conducteurs beygeordnet werden.

§. 2.

Die Regierung erklärer als unabänderlich, alle Laßleute sollen binnen spätstens zehnjähriger Frist Eigenthümer seyn, binnen dreyjähriger Frist aber Jeder schon zum unveränderlichen Besitz und Nießbrauch derjenigen Stelle und resp. Nahrung gelangen, die sein Eigenthum werden soll.

§. 3.

Während dieses dreyjährigen Zeitraums kann und muß einem Jeden seine künftige Nahrung zugemessen, können und müssen die Grundstücke bonitirt seyn, um hinsichtlich der Dienste diejenigen Abweichungen festzusetzen, welche die Oertlichkeit von dem im Regulativ festgesetzten allgemeinen Satz nothwendig macht.

§. 4.

Das künftige Eigenthum wird der Einschränkung unterworfen, daß einzelne Parcellen der bestehenden Nahrung ohne den Consenz der Grundherrschaft weder veräußert, noch überhaupt alienirt werden dürfen, und daß im Fall des Verkaufs einer Nahrung, oder einzelner Theile derselben der zehnte Groschen vom Kaufgelde für die grundherrschaftliche Einwilligung in den Verkauf an die Grundherrschaft bezahlt werden muß.

§. 5.

Es hängt von der Wahl der Grundherrschaft bey der ersten Einrichtung ab, ob sie (Magdeburgsches Maaß vorausgesetzt) Einhüfner, oder Zweyhüfner, Fünfviertel- oder Anderthalbhüfner ansetzen will; aber keine Nahrung darf unter einer und über zwey Hufen groß seyn. Zu jeder Hufe gehören sich einschließlich derselben drey Morgen Wiesewachs.

§. 6.

Der Hofraum wird nicht mit gerechnet, zu jedem Hofraum ein halber Morgen bey demselben belegen als Garten geschlagen, und auch dieser außer dem §. 5. bestimmten Flächen-Inhalt zugetheilt.

§. 7.

Gleich mit dem Anfang der das Eigenthum vorbereitenden Besitzzeit erhält ein Jeder als gleich vom Anfang an eigenthümliches Grund-Inventarium zwey Pferde, vier Ochsen, einen Wagen mit Zubehör, einen Pflug, einen Haken, ein Paar Eggen. Sind zum Hofedienst keine Pferde nothwendig, so fallen sie weg: das erste Ackergeschirr muß nach dem Bedürfniß des Hofedienstes eingerichtet seyn, und es versteht sich von selbst, daß der Wirth es in Stande erhalten muß. Der Zweyhüfner muß, wenn er keine Pferde hält, sechs Ochsen haben. Dies Grund-Inventarium erhält ein Jeder zum erstenmal unentgeldlich.

§. 8.

Die Commission unterrichtet sich mit Genau von dem Zustande der Gebäude, Wohnung, Stallung und Scheune. Ist derselbe so, daß die Gebäude nur im Dache erhalten zu werden brauchen, um die ersten funfzehn Jahre kein neues Holz, keine Mauer zu bedürfen, so geht das Eigenthum der Gebäude, wenn Herr und Bauer sich darüber einig sind, den zehnjährigen Zeitraum zur Uebertragung des Eigenthums

der Nahrung nicht erst abwarten zu wollen, gleich mit auf den Besitzer über. Einigen sie sich nicht dahin, so übernimmt zwar der Bauer gleich vom Anfang an die Verpflichtung, die Gebäude in ihrem dermaligen baulichem Zustande zu erhalten, der Grundherr aber bleibt für den Zufall verantwortlich. Was durch Zufall während zehn Jahren verloren geht, zu dessen Wiederherstellung muß der Grundherr die Materialien hergeben und diejenigen baaren Auslagen bestreiten, welche durch eigenhändige bäuerliche Arbeit nicht erspart werden können.

§. 9.

Sind die Gebäude nicht in dem Zustande, daß sie nur im Dache erhalten zu werden brauchen, um die ersten funfzehn Jahre kein neues Holz, keine neue Mauer, geklebte oder Bohlenwände in diesem, wie §. 8. unter der Benennung Mauer mit verstanden, zu bedürfen: so müssen sie entweder neu gebaut, oder sie können noch reparirt werden, um zu dem bezeichneten Zustande zu gelangen. Was geschehen muß, das entscheidet, sind sich beyde Theile nicht einig, die Commission, der Grundherr ist dafür verantwortlich, daß sie nach 10 Jahren in jenem Zustande sind, er muß unentgeldlich die Materialien hergeben und diejenigen baaren Auslagen bestreiten, welche zu Arbeiten nöthig sind, die der Bauer nicht selbst machen kann.

§. 10.

Erst von der Zeit an, daß sich die Gebäude im mehrgedachten Zustande befinden, beginnt die Verpflichtung des Wirths, sie im Stande zu erhalten, und dann hängt es wieder von der Einigung beyder Theile ab, ob, wenn der Bauer das Eigenthum der Nahrung früher übernimmt, auch das der Gebäude früher auf ihn übergeht, oder während der zehnjährigen Dauer der Zufall dem Grundherrn zur Last bleibt.

Digitized by Google

§. 11.

Landesherrliche, geistliche und Gemein-Lasten und Abgaben muß der Bauer von Anfang an übernehmen.

§. 12.

Die Polizey-Obrigkeit behält der Grundherr und mit ihr das Recht der Wahl eines Schulzen, die mit jedem Ersten July eintreten kann, im Laufe des Jahres aber ohne gesetzliche Gründe nicht vorgenommen werden darf. Im Dienst hat der Herr, oder sein Stellvertreter das Recht zu strafen bis funfzehn Hiebe mit der schon vorgeschriebenen ledernen Peitsche, außer dem Dienst bis fünf Thaler, oder acht Tage Gefängniß. Beweiset der Bestrafte im Wege Rechtens seine Unschuld, so bezahlt der Herr ihm Zehn Thaler, und dem Fiskus zwanzig. Wird die Unschuld nicht bewiesen, so sind Fünf Thaler Succumbenzgelder die Folge.

§. 13.

Uebrigens bleibt es in Hinsicht der grundherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse bey den Vorschriften des Allgemeinen Landrechts.

§. 14.

Betreffend den Werth der eigenthümlich zu übertragenden und resp. zu übernehmenden Grundstücke, so erhält ein Jeder, wie den Hofraum, so auch den halben Morgen Garten unentgeldlich, dagegen er für jeden Magdeburgischen Morgen Land und Wiesewachs fünf Thaler preußisch Courant Kaufgeld bezahlen muß.

§. 15.

Die Bezahlung betreffend, so muß ihm dazu, vom Tage der Eigenthums-Uebernahme angerechnet, eine zehnjährige Frist, jedes Jahr einen sich gleich bleibenden Theil zu bezahlen, zwar bewilliget, der jedesmalige Rest aber mit Fünf vom Hundert verzinset werden.

§. 16.

In Rücksicht der Dienste nun, so wird als Regel angenommen, von jeder Magdeburgschen Hufe:

A. Spanndienste mit zwey Pferden oder vier Ochsen, jährlich zwölf Tage, entweder Düngerfuhren, oder pflügen, oder Getreide-Einfahren, das Pflügen nach Morgenzahl zur Saat, zum Stürzen, zum Wenden bestimmt, und außer diesen zwölf Tagen zwanzig Posner Viertel Roggen auf drey Meilen weit zu verfahren.

B. Handdienste mit eignem Geräth:

a. Von George bis Martini wöchentlich einen und einen halben Tag, Manns- oder Frauendienst, wie der Herr ihn verlangt;

b. von Martini bis George wöchentlich einen Tag.

Dies ist das Minimum an Diensten und unter allen Umständen das Maximum an Spanndiensten. Ist der Grund und Boden so, daß, die Dreyfeldermirthschaft vorausgesetzt, der Wirth des einen Feldes Hälfte mit Gerste besäen kann, so muß er von George bis Martini wöchentlich zwey Handdiensttage übernehmen, von Martini bis George wöchentlich einen Tag, und das ist unter allen Umständen das Maximum an Handdiensten.

c. In der Erndte unter allen Umständen acht Tage.

§. 17.

Diese Dienstleistungs-Einrichtung tritt von dem Zeitpunkt ein, mit welchem einem Jeden diejenige Mahrung übergeben, welche er zur bestimmten Zeit als Eigenthum überkommen soll, dergestalt, daß nach drey Jahren also auch das Dienstverhältniß reguliret seyn muß.

§. 18.

Beyden Theilen steht gemeinschaftliche oder einseitige Provokation auf Ablösung der Dienste frey, jedoch dem

Bauer gegen den Herrn erst nach vorher gegangener fünfjährigen, und dem Herrn gegen den Bauer erst nach vorhergegangner dreyjähriger Ankündigung, die in beyden Fällen gerichtlich geschehen muß.

§. 19.

Die Ablösung ist, wenn im Wege des Vertrages nicht ein andres bestimmt wird, an folgende unerläßliche Bedingungen gebunden.

a. Es bleibt die Verpflichtung zur Bezahlung des zehnten Groschens vom Kaufgelde.

b. Jährlich in zwey Raten zu bezahlendes Dienstgeld ist das einzige von dem Bauer zu offerirende Aequivalent.

c. Die Ablösung der Erndtedienste kann der Bauer nicht verlangen.

d. Die Getreidefuhrdienste bleiben auch, wenn sie der Herr nicht abgelöset wissen will.

e. Die übrigen Dienste werden, der Spanntag auf zwanzig Silbergroschen, der Handtag auf sechs Silbergroschen gerechnet.

f. Auf die Dienste aller und jeder Einwohner im Dorf, männlichen und weiblichen Geschlechts, der Wirthe, der Häusler, der Einlieger und ihrer Aller Kinder für Geld hat der Grundherr vor jedem Fremden das Vorrecht, dergestalt, daß, wer über einen Tag, unter welchem Vorwande es immer seyn möge, ohne Consenz des Grundherren bey einem Fremden arbeitet, für jeden Tag demselben von ihm brevi manu einzuziehende Funfzehn Silbergroschen Strafe bezahlen muß.

Es gilt nun den Beweis davon, daß sich Grundherren und Bauern über eine solche Einrichtung der Sache mit Grund Rechtens nicht beschweren können.

Digitized by Google

Gewiß ist nicht zu läugnen, daß der polnische Wirthschaftsbetrieb einen sehr verführerischen Schein hat: Einnahme ohne bedeutende Ausgabe, gegründet auf die Gewißheit, daß jeder andre Betrieb zuverläßig mehr Aufwand verlangt, für mehrere Einnahmen aber nicht so sichre Gewähr geleistet werden kann, verbunden mit Mißtrauen gegen Neuerungen, das bisher die landwirthschaftliche Schriftstellerey weniger zu mindern verstand, als sie vielmehr hin und wieder abschreckende Opfer verschuldete. So bewirthschaften denn die polnischen Gutsbesitzer ihre weit ausgedehnten Feldmarken in drey Feldern ohne bedeutende Benutzung der Brache mit Futtergewächsen, und das mit einem Reichthum an Diensten, der sie mit der Saat und Erndte bald fertig werden läßt, bey dem sie Hofzüge und Gesinde ersparen. Wohl müssen sie ihren Einsassen große Strecken Landes zur Benutzung überlassen; aber, wer selbst so viel Grund und Boden hat, achtet das Wenigere wenig und glaubt auf solchem Wege mittelbar mehr davon zu ziehn, als durch eigne Verwaltung. Kurz, es ist leicht erklärt, daß der polnische Gutsbesitzer seinen Wirthschaftsbetrieb vorzüglich findet. Denkt die preußische Regierung ihn zu überzeugen, daß sie zu einer andern Einrichtung der Dinge eben so berechtiget, als darum verpflichtet sey, weil sie sein und seiner Leute Wohl bezwecke: so irrt sie und es wird nichts übrig bleiben, als das der Zukunft und Erfahrung zu überlassen.

Besser, nicht erst viel fragen, als sich der obwohl geheimen, doch eigentlich gemeinten Antwort aussetzen, „man wolle nur sichrere Liniensoldaten und Landwehrmänner haben, oder die Staats-Einkünfte vermehren.“ Denn, wo der Zeitgeist, wie jetzt, in allen Köpfen spukt, wähnen die Menschen eher Redensarten, als sie daran glauben.

Nach und nach werden auch die polnischen Gutsbesitzer sich davon überzeugen:

a. daß z. B. die preußische Regierung Opfer verdient, weil ihre Administration die ordentliche seyn kann und sie unter ihr immer das mehrste Geld, den mehrsten Credit hatten;

b. daß zwischen ihrer Viehhaltung und Ackerwirthschaft gar kein Verhältniß Statt findet, und sie von der Letztern gewiß mehr Vortheil haben werden, wenn sie auf die erstere mehr wenden;

c. daß die größere Fläche nur in dem Grade lohnender ist, in welchem sie in reichere Dungkraft kommt;

d. daß recht viel Dienste vergeudet wurden, weil man ihrer manchmal zu viele hatte, und daß sich durch bessere Aufsicht und Eintheilung der Arbeiten mancher Mangel ersetzen läßt;

e. daß den Einsassen nicht selten Vorschuß gegeben werden mußte, der nicht mehr zurückkam;

f. daß die Instanderhaltung der Gebäude und des Viehstandes der Laßleute viel kostete;

g. daß sie in Hinsicht der Schaafweide durch diese neue Einrichtung nicht leiden, weil, wie sich von selbst verstehet, die Schäfereygerechtigkeit, d. h. das Recht des Herrn, seine Schaafe auf der ganzen Feldmark hüten zu lassen, dadurch nicht beschränkt wird;

h. daß sie in dem Verhältniß beßre Arbeiten erwarten können; in welchem ihre Einsassen mit Diensten nicht zu sehr beläftiget sind;

i. daß ihr obrigkeitliches Ansehen nicht leidet und ihnen die Gelegenheit, sich für Geld Dienste zu versichern, nicht genommen, vielmehr sicher gestellt ist;

k. daß für den Fonds, der zur Vermehrung der Hofezüge, zur Haltung mehreren Gesindes, zur Erbauung von Familienhäusern und Ansetzung von Dienstleuten, Dreschgärtnern u. s. w. allerdings erforderlich, gesorgt wor-

den, nicht zu gedenken, daß, wie sich von selbst verstehe, das Plus am Lande dem Herrn verbleibt;

1. daß die preußische Regierung Land-Abtretungen nicht als Aequivalent aufdringen wird, weil es ihnen daran der Regel nach ohnedies nicht fehlet.

Irr' ich nicht sehr, so passen nur die vorgeschlagenen, nach der Oertlichkeit zu modificirenden Maaßregeln für das Großherzogthum Posen, wenn den Grundherrschaften nicht zu sehr zu nahe getreten werden soll. Herr von Greveniz hat S. 57 u. f. theils nicht die örtlich richtige landwirthschaftliche Ansicht, theils möchte die vorgeschlagene Wirthschaftsart eher noch mehrere Dienste nöthig machen, wenigstens einstweilen unsern Gutsbesitzern die Beydehaltung der jetzigen als die nothwendige Bedingung ihres Bestehens bey der neuen Einrichtung erscheinen. Mit der gerühmten aromatischen Schaafweide ist es bey uns nicht weit her; die Brennereyen sind nur da eigentlich einträglich, wo ein bedeutender innrer Debit gesichert ist; Torf haben nur einzelne Orte, und der reiche, ungusgesogene Weizen- und Oehlsaathoden gehört zu den Ausnahmen.

Man findet im Großherzogthum Posen wenig sich gleich bleibenden Boden. Reisen wir eine Quadratmeile nach der andern durch, so finden wir auf einer jeden auffallend schnelle Abwechslungen, gutes und schlechtes Land so hart aneinander, daß die Bewohner es zweifelsfrey nur ihren Flächen und der Entfernung vom Meere zu danken haben, daß sie von Versandungen weniger leiden, als sie sonst leiden müßten. Und doch mögen sie es nicht außer Acht lassen, wie sich ihres Landes Oberfläche seit anderthalb hundert Jahren verändert hat! Posen, früher an Hoch- und Niederwaldungen so reich, hat jetzt schon drey und vier Meilen weite Strecken ohne Holz, und Gegenden abgeholzt, welche von der Natur zu

Digitized by Google

Kiefernforsten angewiesen waren. Ihr erster Humus ist längst schon vergessen, die Pflugschaar lockert Jahr aus Jahr ein fleißig drauf los, die Begierde nach Acker ist größer, als die nach Schonungen, und so darf in einem Lande, wo der Sand ohnehin vorherrscht, wohl zu besorgen seyn, daß seiner zu viel werden möchte. Nehmen wir die bekannten vier Classen an:

Weizenboden, Gerstboden, Haferboden, dreyjähriges Roggenland.

Charakterisiren wir weiter:

I. Weizenboden d. h. der, übrigens gehörig gedüngt und bearbeitet, nachhaltig Weizen so sicher trägt, daß man ihn darum mit Weizen und nicht mit Roggen bestellt;

A. Starken d. h. der im dreyjährigen Umlauf einmal gedüngt, zweymal Weizen trägt;

a. Niederungs- auch Marsch- oder Klaiboden genannt;

b. Höheboden, der der Moder- (Schlamm-) Erde weit weniger hat;

B. Schwachen, der zur zweyten und dritten Frucht nur Roggen tragen kann;

II. Gerstboden, von dem man sich mit Sicherheit keinen solchen Weizenertrag versprechen darf, als er im Roggen gewiß giebt.

A. Erste Classe die, wenn nicht die Hälfte, doch nicht viel unter der Hälfte Thon hat;

B. Zweyte Classe, die zwey Drittheil Sand enthält.

III. Haferboden, d. i. solcher, der im dreyjährigen Umlauf nach der Winterung keine Gerste, sondern Haser lohnt.

Digitized by Google

A. Erste Classe, die, neunjährigen Dingungszustand vorausgesetzt, in neun Jahren dreymal;

B. Zweyte Classe, die unter gleicher Voraussetzung in derselben Zeit zweymal, und

C. Dritte Classe, die nur einmal Hafer mit Nutzen zu bringen vermag.

IV. Dreyjähriger Roggenboden, d. h. solcher, dem, wenn er in drey Jahren einmal Roggen getragen hat, mit Sicherheit in dieser Zeit weiter keine Frucht mehr zuzutrauen ist.

Dies vorausgeschickt, so finden wir im Großherzogthum Posen der Regel nach und vorherrschend nur:

I. B. II. B. III. B. IV.

ausnahmsweise:

I. A. b. II. A.

Boden von so glücklicher Mischung, wie man ihn an der Elbe, im Frankensteinschen, im Münsterbergschen, im Fürstenthum Jauer findet, den sieht man in Posen vielleicht gar nicht, auch z. B. die Gegend von Szroda, mehrere Güter im Kostenschen Kreise, die nahe Circumferenz von Meseritz u. s. w. nicht ausgenommen.

Unter solchen Umständen darf der unpartheyische Beobachter des unmaaßgeblichen Dafürhaltens seyn, daß wir hier zwar allerdings ein beßres Wirthschaftssystem und Betrieb einführen mögen, als wir von unsern Vorfahren ererbt; daß uns aber die zweckmäßigere Eintheilung unsrer Felder und Fruchtwechselbestimmung nicht so leicht trösten, oder entschädigen kann, nicht zu gedenken, daß wir dergleichen Trostgründe darum von der Regierung nicht gern annehmen, weil sie die Früchte unsrer besondern Industrie nicht in Anspruch nehmen soll. Es kommt dazu, daß das Großherzogthum Posen noch lange nicht so bevölkert ist,

Digitized by Google

wie der rationelle Landwirth es nothwendig wünschen muß, und ihm stehen namentlich die Juden im Wege. Herr von Grevenitz bezeichnet sie als das Insekt, das, indem es für sich Honig sucht, unwillkührlich den Blumenstaub fortträgt und befruchtet. Mir scheinen sie das Insekt, das an unsrer Wohlhabenheit sehr willkührlich und mit großem Erfolg saugt, das wir keineswegs nothwendig brauchen, das uns durch seinen Faktorverkehr nichts mitbringt, wohl aber kostet.

Es darf mit Gewißheit vorausgesetzt werden, daß die preußische Regierung die Verhältniß-Aenderung der Laßleute an die Bedingung gebunden wissen will, daß die Gutsbesitzer darunter nicht mehr leiden, als für den Zweck der Regierung nothwendig ist, und daß sie selbst darnach ihre Maaßregeln wählt.

Fragen wir also nun zweytens:

ob die Bauern bey unsern Vorschlägen bestehen können?

Vor allen Dingen darf ich aus eigner Erfahrung versichern, daß der polnische Bauer, wenn er einmal Eigenthümer ist, der obervormundschaftlichen Hülfe und Rathgebung dreist entlassen werden kann. Ich kenne zwey Gemeinen, in denen meiner Verwaltung anvertrauten Gütern, deren Mitglieder, in einem Jahre aus Laßleuten zu Eigenthümern geworden, auf ihr Recht so scharf halten, wie der alte Hauländer nur irgend darauf halten kann. Subjektive Hindernisse ihres Fortkommens stehen zuverlässig nicht im Wege; objektive aber würden in den Weg geworfen werden, wenn nicht nach und nach vorgeschritten würde.

Die principienmäßige Veranschlagung einer Bauern-Nahrung führt gewöhnlich auf das Resultat ± 0. Der wirthschaftliche Bauer ißt indeß nicht das vierte Korn auf,

Kraut und Kartoffeln kommen ihm bedeutend zur Hülfe. Er zieht sich alljährlich ein Paar Stücke Vieh, ein Paar Schweine auf und rechnet das Federvieh mit Recht zu den wirthschaftlich erlaubten Erwerbsquellen, wenn die Oertlichkeit es sonst gestattet. An seinen Gebäuden, Schiff und Geschirr erhält er sich vieles selbst; seine gewöhnliche Kleidung verlangt keinen Aufwand. Wirth, Frau, Kinder und Gesinde, unter stündlicher Aufsicht, erarbeiten mehr, als sie verzehren: es wird, was nur irgend möglich ist, zu Gelde gemacht. Nur, wenn die Fruchtpreise sehr sinken, oder außergewöhnliches Unglück ihn trifft, ehe er zu einigem Kapital gekommen, nur dann ist er in Verlegenheit. So und nur so läßt sich, wo wir Bauern-Wohlhabenheit antreffen, eine Erscheinung erklären, die ohne Fleiß, Sparsamkeit, überlegte Benutzung der Oertlichkeit und der Umstände nicht zu erklären seyn würde. Das Jahr zählt 365 Tage, zu einer Bauern Familie nur drey Mitglieder, deren Erhaltung besor kostet, für jedes täglich nur 2 sGr. macht jährlich 73 Rthlr., die aus einer Magdeburgschen Hufe herauskommen müssen, ehe König, Herr und Geistlichkeit einen polnischen Groschen haben. Aber dennoch kommt der fleißige, überlegende Wirth durch, weil er weniger ausgiebt, als man denkt, daß er ausgeben müßte. Doch lernt sich eine Einrichtung der Art theils nicht gleich, theils besteht jeder Eigenthümer nur in dem Grade gut, in welchem er zu unvermutheten Ausgaben nicht unvermuthete Schulden machen muß. Ist dieser Zustand der Dinge vorbereitet, so ist die Erhaltung gewonnen.

Um der vorgeschlagnen Dienste willen nun braucht sich in der Regel der Bauer kein Gesinde zu halten, sobald nur eins seiner Kinder ganz, ein zweytes zur Hälfte herangewachsen. Wohl darf nicht vergessen werden, daß der Herr

die ihm zu leistenden Spanndienste zu einer Zeit verlangen kann, in der der Bauer in seinem Acker arbeiten muß. Indeß mag nur bestimmt werden,

daß der Herr die Getreidefuhren nur im Winter zu fordern hat;

so theilt er sich die übrigen schon von selbst für das Frühjahr, den Sommer und den Herbst ein und mag es sich höchsten Falls gefallen lassen müssen,

daß die Spanndienste wenigstens in zwey Jahreszeiten fallen.

Mag man sagen, was man will: Zeit ist im Großherzogthum Posen eher zu erübrigen, als Geld, und dem fleißigen Bauer bleibt so viel Zeit, wie der vorgeschlagne Dienst verlangt, ja, er wird sich mit ihr hier im Lande kaum mehr verdienen können, als sie ihm unter solchen Umständen einbringt. Nützt er nun die landwirthschaftlich guten Jahre, d. h. diejenigen, die ohne Mißwachs gute Preise haben, setzen sie ihn in den Stand, sich eine andre Lage zu verschaffen, so ist der Weg der Ablösung gebahnt, und es wird nur von ihm abhängen, sich das eingebildete, oder wirkliche bessere Loos zu verschaffen.

Wie es von Seiten der Regierung unbillig und unpolitisch seyn möchte, wenn sie ihr Abgabensystem nach den Resultaten der höchstmöglichsten Industrie der Gutsbesitzer einrichten wollte, unbillig, weil die Regierungen um der Einsassen, nicht die Einsassen um der Regierungen da sind, unpolitisch, weil sie dann wirklich die Industrie in ihrem Keim ersticken würde: eben so unbillig und unpolitisch würde es auch von Seiten der Grundherren seyn, wenn sie der Industrie ihrer Bauern Hindernisse in den Weg legten. Also z. B.

es bleibe die Schäferey gerechtigkeit.

Aber:

a. die Bauern-Wintersaat werde mit aller Hutung verschont;

b. der Bauer benutze ein Drittheil seiner Brache willkührlich;

c. die Stoppelhutung sey auf drey Wochen beschränkt, wenn der Bauer die Stoppeln nicht liegen läßt.

Wohl wurden hin und wieder die polnischen Bauern in dem ganzen Verhältniß zu ihren Grundherren so mitgenommen, daß Erinnerungen an Despotismus auf der einen, an Sklaverey auf der andern Seite erlaubt und gerechtfertigt waren. Aber doch gab es zuverläßig mehr solche Gutsbesitzer, die, besorgten sie sich auch nicht thätig um die Wohlhabenheit ihrer Unterthanen, doch nicht dagegen arbeiteten. Von Regierungswegen geschah und geschieht nur wenig; die Schuleinrichtungen blieben mehr Papier-Operation, als sie ausgeführt wurden: dem Gottesdienst wird man schwer anders beykommen, als daß man die Jugend für das Sehen befähigt.

Gewiß, ganz gewiß wird der Bauer im Großherzogthum Posen gleich ein andrer Wirth und Staatsbürger werden — die liederlichen Taugenichtse abgerechnet — wenn er für seinen eignen Heerd arbeitet, wenn er auch gutmüthiger Willkühr nicht mehr ausgesetzt ist. Und wirthschaftet er nur erst fleißig für sein Eigenthum, so findet sich die Sparsamkeit von selbst. Die jetzt noch mit der Turwe umhergehn, werden die Letzten seyn, die ihr Schicksal so aufs Ungewisse hin Preis geben. Sagen Oertlichkeit und andre äußre Umstände dem Fleiße belohnend zu; merkt der Bauer, daß er auf einem andern Wege, als im Hofedienst seine Zeit theurer verkaufen kann: so ist ihm ja mit dem gewünschten Regulativ der Weg gebahnt und das Ziel nicht zu weit gesteckt.

Digitized by Google

Ich wünsche weiter nichts, als Prüfung:
ob meine Vorschläge nicht der Oertlichkeit entsprechen?

Ich bitte um weiter nichts, als:
dem zu erwartenden Regulativ genaue Untersuchung der Oertlichkeit vorangehen zu lassen.

Insbesondre wird der gute Erfolg der neuen Einrichtung davon abhängen,
daß mit ihr eine möglichst vollständige Separation sowohl der grundherrlichen und bäuerlichen Grundstücke, als auch der letztern unter sich verbunden werde.

Vielleicht sind dergleichen Gemeinheits-Auseinandersetzungen in keiner andern Provinz leichter, als im Großherzogthum Posen, indem die Vorwerke ohnedies schon ziemlich überall separirt, selbst in der Regel gut arrondirt sind. Ist nun zweifelsfrey an den bestmöglichsten Wirthschaftsbetrieb im Gemenge nicht zu denken, so springt die Verpflichtung der Regierung, die Separation zur Bedingung der neuen Einrichtung zu machen, in die Augen, nicht zu erwägen, daß man den ersten Anfang als den glücklichsten Augenblick ja nicht unbenutzt vorübergehen lassen möge. Eine Haupt-Schwierigkeit scheinen freylich Holzung und Hutung zu machen.

In Heiden und Wälderen ward und wird denen Laßleuten, wo Gelegenheit dazu ist, Raff-, Lese-, Lager- und Wind-Bruchholz, wie die Hutung vergönnt und letztere außerdem noch auf Lehden und Angern, deren es an mehreren Orten weit ausgedehnte und hin und wieder gut bestandne giebt. Natürlich werden die Gutsbesitzer mit der Behauptung auftreten, daß, da sie ihren Laßleuten die fraglichen Benutzungen nur precario gestattet, die künftigen Eigenthümer daraus kein Recht machen, die Fortdauer derselben ohne verhältnißmäßige Vergütigung nicht verlangen könnten.

Mag man sich freylich bald darüber einig werden müssen, daß uns hier die positive polnische Gesetzgebung eben so gewiß verläßt, als die Mehrzahl der polnischen Gutsbesitzer und Einsassen nicht einmal einen Begriff vom precario, von diesem auf einseitigen Widerruf gestellten Geschäft hatten: so liegt es doch eben so zuverlässig in der Natur des Laß-Verhältnisses, daß die Laßleute mittelst der Verjährung die in Rede stehenden Gerechtsame nicht erwerben konnten, als bisher die Gestattung ihrer Benutzung und deren Ausdehnung von der Willkühr der Grundherren abhieng.

So bedeutend nachtheilig ihre Entbehrung besonders so lange seyn würde, als fleißige und überlegte Wirthschaftsführung sie noch nicht weniger schädlich gemacht: so scheint doch unter den angedeuteten Umständen kaum ein andrer Ausweg übrig zu seyn, als:

die diesfälligen Bestimmungen den Verträgen der Betheiligten zu überlassen.

Gewiß wird Ungleichheit in den äußern Umständen der Bauern die nothwendige Folge seyn und bleiben, das indeß außer Acht gelassen werden müssen, weil eine völlige Gleichheit schlechterdings nicht zu ermöglichen ist. Die Regierung darf indeß einigen Trost darin finden, daß, wo es nur an Holz und Hutung nicht fehlt, jene Verträge für die Bauern darum nicht sehr lästig seyn werden, weil die fraglichen Benutzungen für die Gutsbesitzer keinen so großen Werth haben, daß er nicht grade von ihren Bauern am leichtesten zu bezahlen seyn möchte.

Kosmophilos.

Ehret die Meinung der Rechtlichen! doch dem Heuchler entreißet die Larve!

C....

II.

Bruchstücke

der

rheinischen Litteratur

während

der französischen Invasion.

An die Redaction der freimüthigen Blätter.

In dem XXXIII. Hefte Ihrer vielgelesenen Blätter stieß mir ein Theil des rothen Blattes auf, welches einst erst unter diesem Namen, und dann als Rübezahl in den jetzigen Königl. Preuß. Rheinprovinzen sehr viel Aufsehen erregte, starken Anhang hatte und ganz den damaligen Geist der Volksmasse ausdrückte, während dem einige wenige kluge Männer ruhig dem unruhvollen Treiben um sich her zusahen, und stets bei ihrer einmal gefaßten Meinung bleibend, lächelnd die verschiednen Gestaltungen dieses Chaos von Frei-

heit und Despotie an sich vorüber gehen ließen. Da ich aus jenem Bruchstücke mit Recht schließen darf, daß Ihnen die Mittheilung mehrerer Aufsätze dieser Zeitschriften nicht unangenehm seyn wird, und mir der Zufall gerade die ganze Folge derselben in die Hände spielt; so mache ich mir ein Vergnügen daraus, Ihnen zum beliebigen Gebrauch dieselben hier im Auszuge mitzutheilen, ohne jedoch an den Aufsätzen selbst das geringste Wort zu verändern; was auch bei den von enthusiastischem Freiheitssinn eingegebenen Gedichten der Fall ist. —

Den Anfang mache ich, wie billig, mit der Dedikation dieser Zeitschriften, deren Motto folgendes ist:

„Haltet zusammen ihr Guten, kennt ihr euch, kennt ihr
„euch nicht, die Bösen halten auch zusammen, aber
„nicht so fest."

H....

Das erste Heft des rothen Blattes erschien zu Coblenz am 1ten Ventose im 6ten Jahre der Republik.

Digitized by Google

I.

Dedication.

Den
Vätern und Pflegvätern
der
Eudämonie
der
ganzen Aristokraten-, Zeloten- und
Obskurantenbande
widmen diese Zeitschrift
die
Herausgeber.

Erlauchte Glieder des Bundes für Wahrheit und Licht!

Schon lang lag Deutschland in Finsterniß begraben; eine sengende Hitze hatte die Köpfe verbrannt, und ein epidemisches Fieber erzeugt. In ihrem Wahnsinn hielten die Phantasirenden jene Hitze für Licht, und brüsteten sich mit ihrer Erleuchtung. Von Tage zu Tage griff die Hirnwuth immer weiter um sich, und verbreitete sich endlich in die niedrigsten Klassen des Staats. Schreckbar waren die Symptome, die sie begleiteten; fürchterlich besonders in ihren Wirkungen auf die Verstandeskräfte der Angesteckten. Allgemein glaubten die Schwachsinnigen, Königthum sey nichts als das gemahlte Steckenpferd kindischer Völker; ein König, das erste Lastthier des Staats. Fürstenstühle setzte man an die unterste Stufe des Thrones des Gesetzes, und diesem Gesetze — einem We-

sen, das nirgend existirt, nicht fühlt, hört, sieht, noch riecht, — dem räumte man doch den unerhörtesten und strengsten Despotismus über seine gesalbten Unterthanen ein; man war unverschämt genug zu glauben, Fürstenköpfe standen nicht fester auf ihrem Rumpfe, als der Kopf jedes andern Verbrechers, und scheute sich nicht, diesen verruchten Satz mit Experimenten zu belegen. Man bewieß durch hämische Untersuchungen, Bürgerblut und hochadliches Blut seyen aus denselben Bestandtheilen zusammengesetzt. Man wollte behaupten, die ersten Stammbäume wären in der Gegend von Galgen und Hochgerichten aufgeschossen; in Schlachtfelder und Weinkeller verpflanzt, hätten sie dort fortgewuchert, und wären in dem fetten fruchtbaren Boden, mit den Thränen der unterdrückten Menschheit begossen, bis zur gegenwärtigen Höhe aufgeschossen. Man nannte die Geistlichen — Bonzen, die Söhne der Heiligen — Kuttenmänner, nahm ihnen ihre zeitlichen Güter, und gab ihnen dafür Inskriptionen auf den Himmel. Man spottete der Markloſigkeit des geistlichen Arms, läugnete Hölle, Teufel und Wunder, destillirte den spiritus rector, den man Vernunftreligion nannte, aus der heiligen Schrift, und ließ den schwarzen brandigten Todtenkopf zum Spielwerke für Unmündige. Man wand endlich, o Schande über das 18te Jahrhundert! der Gottheit den Blitz aus den Händen, und machte sie zum gütigen barmherzigen Schwächling, — und die Leute, die das alles glaubten und thaten, nannten sich aufgeklärt.

Lange, lange dauerte der Unfug, da erweckte endlich die Vorsicht, müde der Greuel, Schaaren von Männern, die ihre Ohren vor dem Sirenengesange der falschen Apostel verschlungen gehalten; deren Gehirn noch unversengt war, weil sie glücklicherweise keins hatten, die am Alten fest, wie die gegenwärtige Sekunde an der vorhergehenden, hin-

gen, kurz: sie inspirirte Euch, lichtumstrahlte Männer des Hades und des Unterreichs! und geschlossen war der Bund für Wahrheit und Licht.

Ihr entsprachet eurem erhabenen Berufe, und mit Unbarmherzigkeit und heiligem Eifer verfolgtet ihr jene Afterphilosophen, die so manches Unheils Urheber schon waren, und hätten sie in hunderttausend Bibeln, Legenden und Gebetbüchern sich vergraben, eure sinnervigte hätte ihren Ketzergestank, mitten unter den einander durchkreuzenden heiligen Gerüchen ausgewittert! Tod und Verderben brachtet ihr über die Jakobiner auf dem Thron, und in der Antichambre, in Uniform und im Bauernkittel; und hätten die Listigen eine Bartholomäusnacht für alle Republikaner gepredigt, ihr kanntet sie doch, und rastetet nicht, bis sie mit ihren Angehörigen geächtet, und Wasser und Feuer ihnen untersagt war. Ihr insbesondere, würdige Herausgeber des allchristlichen aller Journale! ihr habt weidlich daran gearbeitet, mit heiligem Unsinn die helllodernde Flamme der Fackel der Aufklärung zu ersticken. Freilich habt ihr dabei manche Familie ins Unglück gestürzt, oft den Saamen der Zwietracht zwischen Bürger und Bürger gesäet, die heiligen Bande der Gesellschaft und des geselligen Zutrauens gelöset. Aber, „haue das Glied ab, das dich ärgert," sagt der Evangelist, und dafür habt ihr ja auch würdige politische Orthodoxen gebildet, die mit der Allgewalt ihres Arms, den wankenden Thron der Unvernunft stützen; ihr habt an Orten, von denen kein Mensch vermuthete, daß sich ein Lichtstrahl bis zu ihnen hin gebrochen haben möchte, ganze Nester von Jakobinern und Illuminaten, wie Infusionsthierchen in einem Wassertropfen entdeckt, und die ganze Brut mit einem Hauche vernichtet; ihr habt die Indolenz der Fürsten geweckt, und ihre Aufmerksamkeit auf Galgen und Räder gelenkt; kurz: Euch ist es in Verbindung mit euern würdigen Helfershelfern aus

allen Ständen und Zonen, gelungen, daß Deutschland, oder wenigstens ein Theil desselben, Hoffnung hat, die schönen Tage des 14ten Jahrhunderts noch einmal zurückkehren zu sehen; daß argwöhnische Dionyse auf seinen Thronen herrschen, und gesellige Freimüthigkeit bald aus seinem Umfange verbannt seyn wird.

Erlaubt daher, erlauchte Glieder eines Bundes, der so große Verdienste um die Menschheit sich erwarb, daß wir uns vor euch in den Staub werfen, und euch allerunterthänigst ein Werk zu Füßen legen, das euch nicht anders als willkommen seyn kann. Denn auch wir arbeiten am Volksglücke, wie ihr: auch wir haben dem Pfaffenthum und der Möncherey, mögen sie nun Jacobinism oder Kapuzinism heißen, ewigen Haß geschworen; auch wir arbeiten für Fürsten, indem wir ihre Entbehrlichkeit zu beweisen suchen, und so das Unsrige dazu beitragen, ihnen die Regierungssorgen vom Halse zu wälzen; wir zeigen, daß Monarchie die beste Verfassung wäre, wenn es keine andere gäbe, wir balgen uns mit dem Pseudophilosophen;

Wir bekämpfen der Jahrhundert Vorurtheile;
Wir sind im Krieg mit Eigennutz und Dummheit;
Wir beugen des verjährten Hochmuths alten Trotz;
Und setzen Schranken der ungezähmten Ehrsucht.

Lamey.

So nahe sind unsere Bemühungen mit den eurigen verwandt; so innig fließen unsre Wirkungsräume ineinander; wir hoffen daher, indem wir euch unsere Gabe darbringen, keine Fehl-

Digitized by Google

SOCIETÄT

bitte zu thun, wenn wir euch anflehen, uns eine einzige Gunst zu bewilligen, von deren Gewährung unsere zeitliche und ewige Zufriedenheit abhängt, die nämlich: uns die Aufnahme in euren menschheitbeglückenden Orden zu bewilligen.

Wären wir glücklich genug, unsere Wünsche in dieser Hinsicht befriedigt zu sehen, dann wären wir für alle unsere Arbeiten überschwenglich belohnt. Der mächtige Sporn der Nacheifrung, das Bestreben in euerm Lichtkreise nicht unverdient zu glänzen, würde unsere Kräfte verdoppeln, und dankbar würden wir die Hand küssen, die den Seegen in so reicher Fülle über uns gösse. Gewährt uns diese Bitte und ihr sollt keine lässigen Arbeiter in euerm Weinberge an uns bekommen. Das sey euch beim Genius aller aristokratischen und verketzernden Scharteken geschworen.

Die Herausgeber.

2.

Einleitung (zum rothen Blatt).

Wir haben einen Krieg erlebt, der uns und unserm Vaterlande tiefe blutende Wunden schlug. Hoch auf loderte die Flamme der Verheerung; halb Europa lieferte das Brennbare dazu. Aber der Rhein war doch der Feuerheerd, wo sie am stärksten und am längsten glühte; der Rhein, dessen Ufer schon in der grauen Vorzeit so manchmal von dem Blute der Germanen, Gallier und Römer rauchten, jener stolze Fluß, den die Natur doch eigentlich aus dem Grunde zwischen zwei Nationen geworfen hatte, um den wechselseitigen Ausbrüchen ihrer Wuth einen festen Damm entgegen zu setzen. Hier war die Linie, in der sich ungeheure Armeen, in denen die Stärke

Digitized by Google

ganzer Nationen konzentrirt war, mit furchtbarer Stärke rieben; hier ging jene Friktion vor, die die ersten Funken zu jenem großen Brande hergab; hier siegte aber auch die Freiheit, und gebändigt ward der Trotz der Despoten. Ihre Schaaren umgaben Frankreich mit einer ungeheuern Circumvallationslinie. Hunderttausende besetzten die zahlreichen Windungen und Biegungen derselben, die Schwachsinnigen hofften die Republik durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, aber sie fanden sich schrecklich getäuscht. Der Genius der Freiheit wachte; ein ungeheurer Drang von innen heraus erschütterte den furchtbaren Wall, er wankte; der Drang ward stärker, er stürzte; und nun wälzte sich der angeschwollene Strom über den gesprengten Damm, und ergoß sich über unsere Fluren. Wir waren, leider! Zuschauer der Verheerungen, die er dort anrichtete; wir waren Zeugen der Verwüstungen, die er im Gefolge hatte, Zeugen, wie er unsern Wohlstand vernichtete und unser Eigenthum verschlang. — Aber vergessen wir die physischen Nachtheile dieses Ergusses, zehn Jahre des Friedens und der Freiheit werden ihre Spuren verlöschen, wichtiger sind die moralischen Uebel, die diese Katastrophe begleiteten.

Mehrere 100000 Jünglinge, ihrem väterlichen Heerde entrissen, verschlungen von dem Wirbel der Revolution und in die weite Welt hinausgeschleudert, der Stimme ihrer brausenden Leidenschaften überlassen, gewohnt ihren Arm und ihr Schwerdt als ihren einzigen Gesetzgeber anzusehen, konnten wohl nichts dazu beitragen, daß die moralische Kultur des Landes, welches sie überschwemmten, große Fortschritte machte. Fanden diese Feuerköpfe sich nun gar unter eine Armee versetzt, bei der alle Fesseln der Disziplin aufhörten, wo lange vorausgegangene Leiden die erste Veranlassung zu den empörendsten Ausschweifungen gaben, und dieselben gewissermaßen zu rechtfertigen schienen; der zahlreiche Schaaren von

Dieben und Taugenichtsen folgten, die die Feldzüge in ihrem äußeren Ansehen, und ihren Folgen, großen Expeditionen auf Raub und Plünderung ähnlich machten, die die Kunst zu rauben zur Wissenschaft erhoben, und durch ihre Schamlosigkeit allmählig den schwachen Rest von Moralität und Achtung für fremdes Eigenthum, der sich noch erhalten hatte, erstickten: dann ist es nicht zu verwundern, wenn die Kultur jener Länder, die der Schauplatz solcher Ausschweifungen waren, einen empfindlichen Stoß erhielt, und ein Krieg, der den Bewohnern derselben ihre äußere politische Freiheit zusicherte, sie in Rücksicht auf ihre innere moralische Empfänglichkeit für dieselbe um eine Generation zurücksetzte. Nebst der Annahme des physischen Wohlstandes war also der Rückgang der allgemeinen Moralität, und das Einreißen eines Sittenverderbs, welches schon in der vorhergehenden Periode durch Frankreichs verächtlichste Auswürflinge, bey der ersten politischkritischen Transpiration dieses Staates, nur zu viele Nahrung gefunden hatte, eine der ersten und fühlbarsten Folgen jener großen Ueberschwemmung.

Dieselben Ursachen, die diese traurigen Wirkungen hervorbrachten, gaben zugleich Gelegenheit zu andern nicht minder folgereichen. Die Völker Europa's hatten sich an den Franken Ideale von vollkommenen Wesen geträumt; sie wähnten, die Revolution habe sie stehenden Fußes in Engel und pure Geister umgeschaffen. Sie glaubten in ihnen die Befreyer von ihren Despoten und durch Sie allen ihren Beschwerden abgeholfen zu sehen, ohne einen Finger rühren zu dürfen. Diese Hoffnungen waren zu sanguinisch, und die Schwärmer müßten sich getäuscht sehen, selbst wenn die Franken auch geblieben wären, was sie im Anfange des Kriegs waren. Ungeduldig schmiegten die Völker sich unter den Fuß ihrer Despoten, und glaubten die Franken würden kommen, und ihnen fein säuberlich die Ketten abnehmen, ohne ihnen

Digitized by Google

im mindesten dabey wehe zu thun. Aber diese, ungestüm und heftig von Natur, glaubten sie zerschlagen zu müssen, und nun ging es freylich ohne Beulen für die armen Gefesselten nicht her, die nun ihrerseits Zeter zu schreien anfingen. Das freylich schlecht beobachtete: „Krieg den Schlössern, Friede den Hütten," ward jetzt das Signal zum Hasse gegen jene, die man vorhin mit Enthusiasm aufgenommen hatte. Die mit jedem Tage wachsende Arroganz der stolzen Besieger der Koalition, die unerschwinglichen, jeden Tag erneuerten Forderungen, das ganze Gefolge jener Requisitionen und Erpressungen, die kein Ende zu nehmen schienen, und sich durch das ganze Alphabet auf alle Bedürfnisse erstreckten, verbunden, mit den Aufhetzungen von Pfaffen und Mönchen, die mit dem Aufkommen des Republikanismus ihrem Sturz und der Nutzlosigkeit ihrer bisher so einträglichen Alfanzereyen entgegen sahen; den Drohungen der öffentlichen Beamten, die mit Schaudern das Ende ihres Reiches, und die Aufdekkung ihrer Unterschleife sich nähern sahen, mit der Anhänglichkeit des Deutschen überhaupt an seine gewohnten Formen und Maximen, alles das wirkte zusammen, um dem öffentlichen Geiste eine Richtung zu geben, die wenig Tröstliches für die Zukunft versprach. Haß gegen die Franzosen ward allgemein: man vergaß den Gang, der sie jenem Extreme entgegenführte, zu dem sie in der schlimmsten Epoche hinausgeschweift waren; man vergaß, daß sie auf den Drang der Umstände ihre Rechtfertigung nicht ohne Grund bauen konnten; man verwechselte am Ende gar die Person mit der Sache, und trug den Haß, den man Anfangs gegen die Franken hegte, nun auch auf die Grundsätze über, die sie vertheidigten, ohne zu bedenken, daß ja Tugend, selbst von Teufeln gepredigt, immer Tugend bleibe. Man haßte die Freyheit, haßte den Republikanismus; der öffentliche Geist ward aristokratisch; Pfaffen, Mönche und Schranzen jauchzten über ih-

ren Sieg. Jene oben gerügte Immoralität, verbunden mit diesem Geiste, zu dem sich noch der Stiefbruder desselben, jener falsche Moderantism, jener unreine Dämon, den der achtzehnte Fruktidor noch immer nicht ganz aus den Agenten der Republik herausgetrieben hat, hinzugesellte, sind die Ungeheuer, die wir von nun an, wo zu unserer gänzlichen Amalgamation, mit der großen Nation der Hauptschritt geschehen ist, zu bekämpfen haben. Erziehung muß zuvörderst jenem ersten Gebrechen abhelfen, die gegenwärtige Generation ist verloren für die Kultur; der folgenden ist es aufbehalten, dem erhabenen Ziele der Menschheit um einen großen Schritt näher zu kommen.

Das Geschäfft der öffentlichen Gewalten ist zweytens von oben herunter und mit der ganzen Macht ihres Ansehens und ihrer Hülfsmittel, jenem eingerissenen Geiste entgegenzuarbeiten, die Zöglinge aus der Schule der Clichy zu entwaffnen, dem Republikanism allmählig Eingang zu verschaffen, und der Opinion des Volkes eine andere und bessere Richtung zu geben.

Ehemals, wenn die weltliche Macht irgend mit Gewißheit auf den Sinn ihrer Untergebenen wirken wollte, dann nahm man den geistlichen Arm zu Hülfe; — ein Wink gegen Himmel, ein Bannfluch — und alles war vollbracht. Aber jetzt ist dieser Arm kraftlos und verdorrt; Philosophie ist an die Stelle der schwarzen Zauberer getreten, und Publizität, der mächtige Hebel, der das Geisterreich in Bewegung setzt. Den Böswicht, den das Schwerdt des Gesetzes nicht erreicht, den prangert sie unbarmherzig; ihr Falkenauge dringt durch alle Uebel von Vorurtheilen, und entlarvt das Verbrechen, und giebt es dem öffentlichen Hohne preiß; sie macht gute oder schlimme Grundsätze allgemein gängig, je nachdem sie sich in guten oder schlimmen Händen befindet.

Digitized by Google

Wenn also eben Erziehung und Regierung als die beyden Hauptmittel zur Bewirkung unserer politischen und moralischen Regeneration angegeben wurden, so darf diese dritte Waffe zu Bekämpfung jener blinden politischen Orthodoxie — die Publizität nämlich — nicht übergangen werden. Die beyden erstern werden wechselsweise von ihr Unterstützung bekommen, und sie selbst wieder unterstützen, und so alle drey gemeinschaftlich das große Geschäft unserer moralischen und politischen Wiedergeburt vollenden.

So war der Gang unseres Raisonnements, indem wir uns zur Herausgabe der gegenwärtigen Zeitschrift entschlossen. Ein gebietertisches Bedürfniß fordert das Wiederaufleben einer Litteratur, die während dem Laufe des Krieges erstickt wurde, und so wie sie nie sehr bedeutend war, auch erst für die Zukunft, aber dann freylich auch eine um so größere Wichtigkeit verspricht. Indem wir also eine Laufbahn betraten, auf der wir keine weiteren Aussichten auf materiellen Gewinn voraussahen, konnten wir keine andere Absicht haben, als so viel an uns war, jenes schreiende Bedürfniß zu befriedigen, einmal wieder, wenigstens einen Fußpfad durch die verödeten, mit Dorn und Disteln bewachsenen Felder unserer Litteratur zu bahnen, und unser Scherflein zur Wiederanbauung derselben beyzutragen; zuletzt aber und hauptsächlich um in Stande zu seyn, mit Nachdrucke die Metamorphose der Gesinnungen und Meynungen unserer Mitbürger zu bewirken.

Wir wollen belehren und unterhalten; belehren, — indem wir durch Aufsätze mancherley Art unsere Mitbürger über ihre Rechte und Pflichten aufklären, und ihre Begriffe über ihren künftigen Zustand unter einer republikanischen Regierung zu berichtigen suchen, indem wir sie mit den Gesetzen und Einrichtungen, unter denen sie für die Zukunft leben sollen, bekannt machen, indem wir ihnen die Maximen einzuprägen

suchen, deren strenge Befolgung eigentlich den Republikaner charakterisirt. Wir werden unterhalten, — durch einen, so viel als möglich, lebhaften Vortrag aller dieser Gegenstände überhaupt; durch eine Reihe ausgemahlter Bilder aus der großen Zauberlaterne der politischen Welt; satyrische Aufsätze, mancherley Gattung, eingestreute Gedichte u. s. w., kurz, wir werden alles aufbieten, um die Erwartung unserer Leser zu befriedigen. Die unbedingteste Freymüthigkeit wird unser Gesetz seyn, und wie sollte es auch nicht, da ja die Presse bey uns keinen anderen Zwang kennt, als den ihr der Wohlstand und die Moral vorschreibt. Mit dem einen Arm werden wir den Aristokratism bekämpfen, mit dem andern dem Ungeheuer der Clichy ins Gesicht greifen, und noch Stärke genug übrig behalten, auch der Anarchie, wenn sie bey uns Anhänger finden sollte, Trotz zu bieten. Der Pfaffheit werden wir die Larve abziehen, Heuchler und Hypokriten verfolgen, gesunde Ideen überall in Umlauf zu setzen suchen, und so viel an uns ist, dem Republikanism einen vollständigen Sieg über seine lichtscheue Gegner erkämpfen helfen. Unterstützt uns in unserer Bemühung, erhabene Schutzgeister der Freyheit! und unsere Anstrengungen werden, zum Wohl der Menschheit, nicht umsonst verschwendet seyn.

Digitized by Google

3.

Die verbundenen Patrioten im Rhein- und Moselbepartement an die constituirten Gewalten desselben.

An euch, Bürger! die Worte des Bundes der Freyen, an euch der Ruf der Aufgeklärten Cisrhenaniens. Vernehmt die warnende Stimme, und erwäget tief, was sie euch zuruft:

Aus der großen Masse eurer Mitbürger rief euch der Wille des fränkischen Gouvernements hervor; dieser Ruf ist ehrenvoll für euch. Indem er eurem Geiste einen höheren Standpunkt anweiset, erhält eure Thatkraft zugleich einen weiteren Wirkungskreis, eure Energie größeren Spielraum. Schande über euch! wenn ihr dieß Vertrauen mißbraucht, und euern Einfluß gegen die gute Sache verwendet; Schande! ewige Schande! wenn ihr verworfen genug euch zeigt, die leidige Sache des Despotism zu vertheidigen. Aller Augen sind auf euch gerichtet; an euch erwartet der Patriotism seine stärkste Stütze, das Schicksal unsres Vaterlandes für einen langen Zeitraum liegt in euren Händen. Seyd ihr Patrioten, so wird sich der öffentliche Geist schnell entfalten, und eine schöne Blüthe erreichen; hat unser Unstern aber den Bürger Rüdler getäuscht, und seine Wahl auf Aristokraten, Royalisten, Cluschyers gelenkt: dann wird eben so schnell der Republikanism erstickt und jeder Geist corrumpirt werden. Denn, gleich empfänglich ist das Terrain, auf das ihr euch versetzt findet, für die Blüthe der Freyheit, wie für

die Disteln der Sklaverey. Hier können die schönsten Distrikte der großen Republik, oder neue Vendeen sich bilden.

Eine brave, aber ungebildete Menschenklasse findet ihr auf dem Lande vor euch. Schwankend zwischen seinen alten, mit ihm erwachten Vorurtheilen, und den neuen geläuterten Begriffen, die man ihm beyzubringen gesucht hat, hin und her gezerrt zwischen zweyen Partheyen, die um ihn kämpfen; allarmirt durch die Einlispelungen der Pfaffen und Mönche, geschreckt durch die bramarbasirende Miene seiner kleinen Despoten, blinzt der Landmann gegen die Fackel, die man ihm vorhält. Die langen Leiden des Krieges haben seine Muskeln abgespannt, und seinen Muth entwaffnet, unschlüssig wankt er an der Gränze zwischen Licht und Finsterniß! Nehmt ihm den Druck ab, der ihn lastet, entfernt seine Schinder: bringt die Fanatiker zum Schweigen und dann leuchtet ihm vor, er wird euch folgen, und die gute Sache wird eifrige Anhänger und Vertheidiger an ihm finden.

In den größern Städten trefft ihr auf eine diesen ähnliche zahlreiche Klasse: auf dumme Zeloten, die sich ihre Spielwerke aus den Händen gewunden zu sehen fürchten; auf, durch Intriguanten verfolgte, ihre widersinnigen Privilegien eifrig bewachende Zünftlinge; auf Schranzen und Kreaturen der Höfe; auf Mitglieder der alten Regierungen und Magistrate, die sich vor der Rechenschaft fürchten: aber auch auf eine Menge Patrioten, die sich mit jedem Tage lauter und ungescheuter erklären, und die gute Sache vertheidigen. Entfernt die Zeloten, straft die Intriguanten, verbannt den Zunftzwang, verscheucht den Schranzengeist, zieht jene Beamten zur Rechnung und ihr werdet bald die erstere Klasse von der letzteren verschlungen sehen.

Ueber die ganze Oberfläche des Landes zerstreut, findet ihr endlich jene Männer von Muth und Energie, die tödt-

Digitized by Google

lich gehaßt von den Aristokraten, als Terroristen verschrien, von den Clichyers, eine lange Zeit hindurch selbst von dem bessern ihrer Mitbürger verkannt, der guten Sache zu einer Zeit das Wort sprachen, wo ihre eifrigsten Vertheidiger verstummt waren, die den 18ten Fructidor postulirten und die Intriguen der Aristokraten, den Geist der Zeit und des Volkes zu gleicher Zeit bekämpften, die den Baum der Freyheit in die dicksten Haufen der wüthendsten Feinde desselben pflanzten. Die Glieder der ehemals cisrhenanischen Föderation waren's, die aller dieser Hindernisse nicht achteten, der Wuth der rückkehrenden Despoten und ihrer Spießgesellen Trotz boten. Sie kämpften mit Wuth, und kämpften nicht umsonst: aber sie werden sich auch die Früchte dieses Kampfs nicht aus den Händen winden lassen. Vertraulich werden sie allen die Hand bieten, die mit ihnen demselben Ziele entgegenarbeiten; aber mögen sie sich weit weg von ihnen entfernen, jene verkappten Aristokraten und Royalisten, die nur im Munde den Patriotism führen, im Ganzen aber ihm fluchen, jene heimtückischen Menschen, die ohne sich offen gegen die gute Sache zu erklären, um so fleissiger im Finstern gegen sie arbeiten, alle eigennützigen Schufte und Aussauger, weg mit denselben, ihnen ist ewige Fehde geschworen.

Das Bürger! ist das Gemählde der Situation, in die ihr euch versetzt findet; urtheilet nun selbst, welche Maßregeln ihr zu ergreifen habt. Nur feige Sklavenseelen beugen sich im Staub vor den geputzten und vergoldeten Götzen, die sie ihre Herren nennen; der freye Mann spricht die Sprache der Wahrheit und der Trugloßigkeit, zu denen, in deren Hände er seinen Antheil an der großen Masse der Volkssouverainität deponirte. Wir sind keine Sklavenseelen, wir sind Republikaner, freymüthig sagen wir euch daher die Gesinnungen unsers Herzens, in Rücksicht

SOCIETAT

auf die Forderungen, die wir an euch zu machen berechtigt zu seyn glauben.

Wir wollen, daß der öffentliche Geist in unserem Departement belebt werde; wir wollen, daß die hundert oder mehr tausend Bürger, die der Umfang desselben enthält, oder wenigstens die Kinder derselben, eben so viele aufgeklärte und rechtschaffene Republikaner werden; wir wollen dem militairischen Despotismus geendigt, allen Aussaugungen, Erpressungen und Räubereyen abgeholfen sehen, wir wollen, daß unserem Volke nicht blos die äussere Form der fränkischen Konstitution angepaßt werde, sondern, daß es auch wirklich ihre Wohlthaten genieße; wir wollen, daß man alles aufbiete, um es aus seinem bisherigen Stande der Unmündigkeit herauszureißen, und es reif zu machen zur höheren Kultur, daß man die Herankunft der Periode seiner Willfährigkeit so sehr als möglich beschleunige; wir wollen, daß alle eure Anstrengungen dahin gehen, daß beym Eintreten dieser Wahl keine Aristokraten an die Spitze der Geschäfte kommen, keine Royalisten oder elende Schwächlinge in die beyden Räthe geschickt werden, und Pinsel oder Böswichter dort über das Schicksal des Vaterlandes entscheiden; kurz, wir wollen, daß der Republikanismus triumphire, und unwillig sich der Aristokratism jenseits des Rheins hinflüchte.

Darauf hin arbeiteten wir bisher, und zu diesem Zwecke erwarten wir jetzt euren Beystand; weh über euch! wenn ihr uns denselben versagt, und eure anvertraute Gewalt auf die Schaale der Gegner der guten Sache legt.

Wir fodern daher von euch, daß ihr in Rücksicht auf die Verbreitung des Patriotismus euch nicht blos leidend verhaltet, sondern thätig an der Aufführung des Gebäudes des allgemeinen Volksglückes mitarbeitet; daß jener

liberale Geist der euch und der guten Sache, die Herzen eurer Untergebenen gewinnt, euer ganzes Wesen, und eure Handlungen durchweht. Wir fodern, daß ihr offen und unverholen euch zu den Gesinnungen und Gefühlen des Republikanismus bekennet, auf die euer Herz stolz seyn muß; daß keine eurer Handlungen den Stempel der Hinterlist trage, sondern alle, so viel möglich, zur Fortpflanzung hellerer, lichtvollerer Ideen beytragen. Wir fodern, daß ihr jene verächtliche Menschenklasse, die nur in Intriguen und Kabalen lebt und webt, die durch ihre Verderbtheit früh oder spät alles in ihrem Wirkungskreise vergiftet, von euch verscheucht; daß ihr jene Betrüger, die bisher das Volk irre leiteten, entlarvt und den Betrogenen die Augen öffnet, und erwarten dagegen, daß ihr euch nur mit Patrioten umgebet, nur mit Patrioten und rechtschaffenen Männern jene Stellen ausfüllt, deren Besetzung von euch abhängt. Wir fodern Festigkeit und Muth von euch, in Vertheidigung der Rechte des Bürgers gegen gewaltsame Eingriffe; wir fodern Unbestechlichkeit, Uneigennützigkeit, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe von Euch, damit ihr nicht selbst sündigt, indem ihr Anderer Sünden straft; wir fodern endlich von euch, daß ihr alles dazu beytraget, den gesunkenen Muth unseres Volkes wieder anzufeuern, und seine Schnellkraft wieder herzustellen.

Seht hier die Forderungen und Wünsche, die wir euch, indem ihr eure Funktionen antretet, darlegen. Erfüllt jene! realisirt diese! Und — hier unsern Arm! Er wird euch treulich unterstützen bey der Vollendung des großen Unternehmens; er wird euch die Wege ebenen, die zum Ziele führen, und die Hindernisse wegwälzen, die euch in eurer Laufbahn aufhalten. Zeigt ihr euch aber als Aristokraten und Agenten der verjagten Despoten, vergiftet ihr durch euer Betragen den Gemeingeist, untergrabt ihr den Patriotism, seyd

ihr Aussauger und Egoisten, die sich auf Kosten ihrer Unterthanen bereichern, erniedrigt ihr euch mit verworfenen Menschen, gegen die allgemeine Freyheit zu kabaliren: dann — den Fehdehandschuh euch. Wir werden kämpfen, und mit Muthe kämpfen; denn das Bewußtseyn, für die gute Sache zu arbeiten, wird unsere Kräfte verdoppeln, und so lange der Donner des 18ten Fructidors, der die Verräther in Staub schmetterte, nicht verhallt ist, so lange werden auch wir nicht unterliegen. Denn, „seyd Republikaner," ruft euch das Gouvernement zu, indem es einen Theil seiner Bürger euch anvertraut. „Seyd Clischyers," rief freylich einst Pichegrü, aber Pichegrü ist nicht mehr! blickt auf Batavien! der dritte Pluviose hat auch dort die Verräther niedergedonnert; sie stürzten und Batavien erwacht aus seiner Dumpfheit, und segnet seine Befreyer. Seht auf die Schweiz! Stolz hoben dort die Aristokraten die Köpfe über ihre Mitbürger empor; ihre Nacken sind gebeugt unter die Souverainität des Volks, und sie selbst waren gezwungen, die Grundsätze der Freyheit und Gleichheit, und die unveräußerlichen Menschenrechte zu proklamiren. Seht auf Italien, wie der Republikanism dort in seinem ganzen Jugendfeuer glüht; wie die erhabenen Grundsätze der Freyheit auf einem Boden gedeihen, von dem man vor zwey Jahren noch glaubte, daß nur die Dornen des Aberglaubens und der Bigotterie in ihm Wurzel zu schlagen vermöchten. Seht das alles und beugt euch vor dem Geiste der Zeit, er berührt euch mit seinem Zauberstabe, und ihr sinkt in Staub. Wagt ihn daher nicht, den ungleichen Kampf; ihr würdet erliegen und Schande dann das Andenken der ersten constituirten Gewalten des linken Rheinufers brandmarken.

Doch geschworen sey's beym Genius der Freyheit, nie werden wir uns auf andern als constitutionellen Wegen be-

treten lassen; nie, wenn der Feldzug wirklich beginnt, mit andern, als konstitutionellen Waffen fechten. Aber, — sie sind scharf diese Waffen, und treffen sicher, denn geübte Arme führen sie.

Doch beschäftigen wir uns nicht länger mit Dingen, die nur im Gebiete der Möglichkeit liegen, und vielleicht nicht in das der Wirklichkeit übergehen werden. Wir sind überzeugt, daß ihr die Pflichten kennt, die euer Amt euch auflegt, und sie gewissenhaft ausüben werdet, daß ihr euern Charakter nie durch niedrige Handlungen entehren und eures Berufes unwürdig euch zeigen werdet; jene Worte des Dichters:

„Drey Lehren faß' ein Herrscher wohl in's Herz,
„Die eine: daß er über Menschen herrscht;
„Die andere: daß er nach Gesetzen herrscht;
„Die dritte: daß er nicht auf immer herrscht!"

werdet ihr tief in eure Seele eingraben, und dann werden auch wir nie die Ehrfurcht vergessen, die wir euch schuldig sind; wir werden euch in euern Operationen unterstützen, und mit der ganzen Macht unsers Einflusses eure Unternehmungen durchsetzen helfen; Hand in Hand werden wir dann dem großen Ziele der Menschheit entgegen gehen.

Das zweytes Heft des rothen Blattes erschien am 10ten Ventose des 6sten Jahres des Frankenrepublik, aus dem wir vorzüglich Folgendes ausheben:

4.

Rede

gehalten in der Sitzung

der

patriotischen Gesellschaft in Koblenz

am 12ten Nivose des 6sten Jahres

zwey Tage nach der Uebergabe von Maynz

von

Bürger J. Görres.

Bürger!

Maynz ist unser — — — Auf den Wällen dieser stolzen unbezwingbaren Veste weht die dreyfarbige Fahne; ihre schrecklichen Feuerschlünde sprechen nicht mehr Tod über die Heerschaaren der Freyheit; drohend und fürchterlich strecken sie jetzt den Königen und ihren Helfershelfern den alles verschlingenden Rachen entgegen. Sie ist verloren diese Sternschanze des Despotismus, zerschnitten der Saum der berüchtigten Reichsintegrität. Die Freyheit hat ihr Eigenthum, das schändlicher Verrath ihr einst entriß, wieder in Besitz genommen, und der Verrath ist auf die Köpfe seiner Urheber zurückgefallen. Zernichtet ist also die Hoffnung unserer Despoten, abgeworfen die große Brücke, die sie noch mit dem linken Rheinufer verband. Sie stehen auf den Gebirgen im jenseitigen Deutschland, und blicken mit verbißner Wuth ins gelobte Land der Freyheit, das ihnen jetzt auf

ewig de ugang versagt. Sie ist gefallen, die letzte Hoffnung de. Aristokraten, gefallen die stolze Veste des Drusus. Erbaut ward sie einst von dem ehrgeizigen Römer, um Gallien gegen die wiederholten Einfälle der Germanen zu schützen, um von ihren Wällen aus, ein unterjochtes Volk in Fesseln zu schlagen. Diese uralte Bestimmung hat sie jetzt mit der entgegengesetzten ehrenvollern vertauscht; sie soll die fränkische Freyheit gegen die Argumente der Könige und die Bayonette ihrer Satelliten vertheidigen, und diese Freyheit, derselben Nation, deren Vorfahren sie unterjochen half, zum Ersatze verschaffen.

Trauert daher Despoten! die Uebergabe von Maynz hat euch den Todesstoß versetzt; freut euch, Nationen! Eure Sache hat gesiegt; die Arme eurer Widersacher sind gelähmt; ihre Stärke ist von ihnen gewichen. Freut euch, Bewohner des linken Rheinufers! der Vulkan, der auf die Vertheidiger eurer und ihrer Freyheit Flammen und Lava spie, ist erloschen, und sein Erlöschen verbürgt euch eine ungetrübte Ruhe und einen ununterbrochnen Wohlstand. Freuet euch! ihr Bewohner von Maynz! die ihr im Stillen der Freyheit huldigtet. Nur zu lange waret ihr unter den Stock der Oestreicher gebeugt; die entehrendsten Fesseln waren eurer Denk- und Sprechfreyheit angelegt; nur zu lange drückte euch ihre eiserne Ruthe; Ihr seyd jetzt freye Männer und könnt wieder zu athmen wagen. Ihr aber, Patrioten dieser Stadt! Ihr verfolgte, verläumdete, mißhandelte und geächtete Schlachtopfer des Despotismus, an denen dieser unreine Geist das ganze Gift seiner bösartigen Natur und den Unmuth über seine schlechten Erfolge ausließ; ihr! die ein wüthender Fanatismus unter die Füße trat, und dem Völkerrechte zum Trotz in scheußlichen Kerkern hinhielt; ihr habt jetzt das beneidenswerthe Glück, die Erhabenheit eurer Grundsätze, den Geist eures Republika-

nismus zu bewähren. Seht! wie ihre feigen Verfolger, ihre verblendeten Plagegeister zittern, wie sie fürchten, die Stunde der Rache habe geschlagen, und die Zurückkehrenden würden Gleiches mit Gleichem vergelten. Aber nein; zu erhaben fühlt sich zu solchen Handlungen der Patriot. Der Republikanism zertrümmert, was sich ihm in den Weg stämmt, aber gutmüthig geht er an dem vorüber, was sich vor ihm beugt. Zu erhaben für Rache, überläßt er seine Verfolger der Beschämung und den Vorwürfen ihres Gewissens. Patrioten von Maynz! das wird auch die Richtschnur eures Betragens seyn; ihr werdet den Geist, der euch beseelt, nicht durch gewaltsame Handlungen entweihen; ihr werdet verzeihen, vergessen die Beleidigungen eurer berhörten Verfolger, und dann euren Namen mit Recht tragen.

Maynz ist also in den Händen der Franken. — Aber, woher dieser Schlag zu einer Zeit, wo uns allen noch die Ohren von dem Geschrey der Rückkunft unserer Despoten gellen; wo Deutschlands Abgeordnete zu Rastadt versammelt sind, um einen dauerhaften und ehrenvollen Frieden auf die Basis der constitutionsmäßigen Integrität abzuschließen? Integrität schrieen seit einigen Jahren die Reichsfürsten aus vollem Halse; Integrität belferten ihre Repräsentanten auf dem Reichstag zu Regensburg; Integrität quikte der ganze Troß von Aristokroten und Speichelleckern; Integrität hallte es wieder aus den Kabinettern der Erdengötter; Integrität erscholl es von Udine. Und doch fällt jetzt eine ihrer festesten Stützen. Sie schien doch mit Ketten an den Himmel geschmiedet, mit einem undurchdringlichen Panzer gegen alle Angriffe geschützt; wie ein Medusenkopf erstarrte sie die Thatkraft ganzer Nationen; unter ihrem Hauche erstarb Energie und Republikanism. Und in Staub stürzt jetzt dieses kurz vorher so mächtige, so fürchterliche Wesen zusam-

Digitized by Google

men. Einst der Schrecken aller feigen Seelen, der Popanz der Aristokraten, ist es jetzt zum Spott der Knaben geworden; seine Wälle bezeichnet ein Sumpf von Moder und Koth.

Woher diese auffallende Erscheinung? Von welcher sonderbaren Gattung ist ein Wesen, das in einem Augenblicke alles und nichts, ein drohendes Gespenst und eine Vogelscheuche seyn kann? Weß Geistes kind ist ein solches Geschöpf? Hat der Orkus es ausgespieen, oder ein wohlthätiger Himmel einer gläubigen Welt ein unschätzbares Geschenk damit gemacht?

Erlaubt mir Bürger! daß ich euch einen Traum erzähle, den Morpheus mir in dieser Hinsicht jüngst bescheerte, und der die völlige Beantwortung dieser Fragen und den Schlüssel zu jenem Räthsel enthält. Gewährt geneigtes Gehör den Träumer, der in andern Welten schwärmte, um sich dort die Auflösung seiner politischen Zweifel zu holen.

Der Zufall führte mich ohnlängst an einen Ort, wo man mit kirchlichem Pompe eine Trauerfeyer begieng. Sterbelieder hallten in mein Ohr; dumpf und majestätisch tönte die Orgel in die gebrochenen Accorde des Miserere, rauh und heiser brummten die Glocken dazu; um mich her war alles öde und finster. Meine Phantasie ward gereizt, sie arbeitete mit Heftigkeit. In hunderterley verschiedenen Formen schuf sie immer neue Gestalten; Bilder der Vorwelt umschwebten mich. Ich sah Staaten entstehen und vergehen; Völker sich bilden und in ihre Bestandtheile aufgelöst, sich wieder zerstreuen: Griechen, fortgerissen vom Strome der Zeit, verschwinden, und Römer in den bodenlosen Schlund hinabsinken; Alexander die Welt erobern, und von der Sense des Todes gemäht, von ihrer Höhe herabsinken. Bunte Bilder gleiteten in chronologischer Folge vor meinen

Augen vorüber; verdrängten sich wechselsweise, und Szenen aus der Geschichte unserer Tage traten allmählig in meinen Horizont. Ich sah das deutsche Reich entstehen, und schon bey seiner Geburt die Keime der Verwesung in seinen Adern herumtragen; ich sah die Krankheit unheilbar an der Wurzel seines Lebens nagen; ich sah sie in ihrer Krise, sah den Staat den Todeskampf bestehen und sterben. Ich glaubte mich in seine Todesfeyer versetzt; ich glaubte die Klagen der Reichsfürsten, Reichsgrafen, Reichsritter und Reichsbauern, über den Verlust ihrer werthen Konstitution zu vernehmen; ich hörte den Minister Albini wimmern und dem Verstorbenen die Leichenrede herabschluchzen. Die Sterbeglocken wurden, so dünkte mich, für die Integrität gesungen; für sie klagte die Orgel, für sie brummte die Glocke. Meine Phantasie arbeitete mit immer größerer Lebhaftigkeit fort; ich hüllte mich in meinen Mantel; das Bewußtseyn verließ mich, und ich entschlief.

Ich fand mich in eine ungeheure Ebene versetzt; von ferne blickte die Donau, und Regensburgs Thürme ragten von weitem über den Horizont hervor. Die Luft war dick, neblig und stinkend; der Mond schien blutroth. Mit Mühe schlichen sich seine Strahlen durch die dichte, den Athem erschwerende Kruste, Fledermäuse und Uhus schwirrten unstät umher.

In der Mitte der Ebene hatte sich ein ungeheurer Berg, aus Aktenstößen, Reichstagskonklusen, hundertjährigen Prozessen und Protokollen zusammengethürmt. Armsdicke Quasten von Tinte jeder Farbe und Gattung entquollen dem Berge; Federn waren die einzigen Pflanzen, die unter dieser Bewässerung dem dürren Boden entsproßten. Bis an den Gürtel in die Papierfelsen gegraben, ragte über den Gipfel desselben ein kolossalisches Ungeheuer hervor. Zwey Köpfe hatte die Mißgeburt, beyde mit einer ungeheuren Knotenperücke bedeckt, über die lange Eselsohren hervorragten; gelbe vielfältig

geschliffene Brillen deckten die siebenhügelichten Nasen. Auf der Stirn des einen der beyden Zwillingsköpfe waren mit gothischer Mönchsschrift die Worte: „Reichstagsschlußmäßige politische Integrität,“ auf der des andern, jene „Reichstagsschlußmäßige geographische Integrität,“ eingebrannt. Die Figur hatte dreyhundert Paar Hände, aber nicht einen Arm, der vermocht hätte, das Schwerdt zu führen.

Eine aus Urkunden und Adelsdiplomen zusammengestickte pergamentene Toga umkleidete das Gespenst. Vor ihm aufgeschlagen lag die deutsche Konstitution, ein Buch ohne Anfang und Ende, in dreihundert verschiedenen Sprachen geschrieben; das Allerheiligste desselben mit 7 Siegeln vor den Augen der Profanen verschlossen. Seine Größe war so ungeheuer, daß es nach unserm Maaßstabe wenigstens 400 Morgen Landes bedeckt hätte. Auf der Böschung des Felsens lag Germania gefesselt und weinte; aber das Ungeheuer spottete ihrer Thränen. Von Zeit zu Zeit schrie es in einem kreischenden Tone: Konstitutionelle Basis; alte hergebrachte Reichsverfassung. Hoch in den Lüften schwebte der Geist der Chicane und brüllte mit einer Posaunenstimme: „das ist mein Sohn, den sollt ihr ehren.“

Die ganze Ebene war mit einer wie Sand am Meer unzählbaren Menschenmenge von allen Gestalten, Altern, Ständen und Geschlechtern bedeckt; ein wildes Getöse herrschte unter dem geschäftigen Haufen. Ich mischte mich unter die Schreier, und fand, dort eine Gruppe, die sich hoch und theuer einander schwuren: man dürfe den Krieg durchaus nicht endigen, bis Frankreich wieder einen König hätte; hier eine Gesellschaft, in der man sich über die Mittel, den Landsturm in der kürzesten Frist zu Stande zu bringen, und zu bewaffnen, berathschlagte; an einem 3ten Orte läugnete

SOCIETÄT

man die Uebergabe von Maynz, auf eigenhändige Briefe des Kammerlakays des Kurfürsten gestützt. Alle aber hefteten unveränderlich selbst in der größten Hitze des Streits ihre Augen auf das Bild über der Felsenspitze. Ich drängte mich mit Mühe durch den Haufen, und nahm meine Stellung in der Nähe des Papierpfs auf einer kleinen Erhöhung, von der ich das Ganze zu übersehen im Stande war. Plötzlich gebot der Geist in den Wolken Ruhe, und nun folgte auf das lärmende Tosen eine augenblickliche Stille. Wolken von Erdpech und Teufelsdreck wirbelten jetzt himmelan und verschleierten das Antlitz der Göttin. Eine lärmende Musik von Sackpfeifern, Kesselpauken und Maultrommeln begann. Allmählig fing sich der verwirrte Haufen regelmäßig zu ordnen an, und aus seiner Mitte drängte sich eine Gesellschaft bejahrter Leute, mit Allongenperücken, Sturmhüthen, spanischen Mänteln und Wickelstrümpfen. Ich erkannte sie an diesem Costüm, so wie an den stupiden Physionomieen und dem leeren Ausdruck, alsbald für Glieder des Reichstags. Unsichern Schritts schwankten sie einher; der Kummer schien sie zu Boden zu drücken, ihre Hände waren gefaltet, ihr Auge thränte. Sie wankten bis an den Fuß des Makulaturberges, stürzten nieder auf ihre Knie; dreymahl berührte ihr Antlitz die Erde, und sie begannen dann im klagenden Tone und mit weinerlicher Stimme, wie folgt:

Allerhöchste Reichsoberhauptliche Directorialschutzgöttin.

„In die tiefste, den ächt deutschen Muth niederschlagende „Trauer versetzt; niedergedrückt durch das dem werthen Vaterlande zugestoßene Ungemach, verfügen sich nach vorher „gepflogener reiflicher Berathung, die höchsten und hohen „Reichsstände in allen 3 Reichskollegien zu dir, allerhuldreichste Göttin, um dir im ehrerbietigsten Vertrauen

„allerunterthänigst zu hinterbringen: was Maßen ein unversöhnlicher und grausamer Reichsfeind, sogar nach Austrükkung der Reichsdeputation zur Wiederherbeyführung eines ehrbaren, sichern, beständigen und allgemeinen Reichsfriedens, und zur Beförderung der Bestreyung und Restitution auch billigen Satisfaktion und Entschädigung der beschwerten Reichsstände und Glieder, zur bisherigen Wonne der friedliebenden Menschheit, sich nicht scheut, der mit so grossen Weisheit und reichsväterlichen Sorgfalt getroffenen Einleitung Seiner Kaiserlichen Majestät und dem allerhöchsten Hofdekrete zuwider, die bestimmte Neutralitätslinie, ohne vorherige Aufkündigung des Waffenstillstandes zu überschreiten, und die Reichsvestung Mayntz zu besetzen. Wir verfügen uns daher zu dir, um Allerhöchst dich, um möglichst schleunige Abhülfe der Beschwerden der bedrängten höchsten und hohen Reichsstände zu bitten. Wir flehen allerhöchst deine öfters auf eine zuvorkommende Art erneuerte kräftigste Verwendung an, und hoffen, daß du allergnädigst geruhen mögtest, dieser gottlosen, aller Traktaten spottenden Nation Schranken zu setzen. Welches alles wir dir allerunterthänigst zu Füßen legen, und zugleich, wie hiermit geschehen, das gesammte Reich dem großmächtigsten Schutze und der kräftigsten Unterstützung bey dem so wichtigen Friedenswerke, angelegenst recommandiren, womit sich höchste und hohe Stände und Reichstagsmitglieder gehorsamst empfehlen und beurlauben" — Amen.

Sie sprachens und erwarteten nun in tiefster Devotion die Antwort des erhabenen Direktorialwesens. Dreymal nickte die Göttin; der Papierberg bebte in seinen Grundvesten, die Tintenquellen strömten stärker, schneller sproßten die Federn. Sichtbar erheiterte sich bey diesem Winke die Stirne der Bittenden; sie küßten noch einmal die Erde, erhoben sich dann, und schritten gravitätisch von dannen.

Ein zweyter Haufe folgte dem ersten auf der Ferse. Kurfürsten mit ihren Pallien, Bischöfe mit ihren Krummstäben, Herzöge in ihren Hüten, Grafen und Barone, Ritter und Freyherren strömten in dichten Phalangen auf den Berg hin; ein buntes Gemisch von siechen Schwächlingen und feisten Fettwänsten, aus entnervten Wollüstlingen und elenden Halbmenschen. Mit kreischender Stimme und geiferndem Bellen stürzten sie auf den Sitz des Ungethüms hin und schrien aus vollem Halse: Ha! stolzes Unthier! haben wir darum fünf Jahre hindurch gekämpft und geblutet, Römermonathe wie Sand hingegeben, die Reichsoperationskasse mit Millionen bereichert, Kaiserl. Majestät mit Reichskontingenten überstürmt: haben wir dir, als Schutzgott des Reichs, darum aus dem Kern unserer Archive diesen Thron gebaut, um jetzt den unsrigen, den Jahrhunderte altes Moos deckte, zertrümmert zu sehen? Jene verruchten Königsmörder, jene gottlosen Religionsverächter sollen die schönen Gefilde des linken Rheinufers besitzen; auf Italiens heiligem Boden sollen Verderbniß gebährende Republiken bestehen; jene Masse von Aberglauben und Vorurtheilen, die so lange die Völker in Fesseln hielt, soll jetzt verschwinden, und die unseelige Philosophie einen vollkommenen Triumph erhalten? Wir hätten darum der Aufklärung so lange entgegengearbeitet, um ihre innere Stärke durch den Druck auf einen Grad zu vermehren, daß sie bey der gefolgten Explosion unsere Thronen zerschelle?

So war es denn nicht genug, überschrie den Haufen der Kurfürst von Trier, daß jene aufrührerische Föderation den Freyheitsbaum in meiner Residenz pflanzte, meine Unterthanen empörte, meine Getreuen aus den öffentlichen Stellen warf und sie mit Jakobinern besetzte! so war es mit allen diesen Greuelthaten, — die mich weniger schmerzten, weil ich mich einst dafür rächen zu können hoffte, — nicht genug?

Digitized by Google

Mein Land soll ich verlieren, und ungestraft die Aufrührer meiner spotten dürfen. Hab' ich darum so oft und so innig zum Himmel gebetet? Doch nein, mächtige Göttin! alles ist nur Täuschung; alles ist Blendwerk des Teufels, der die Kinder Gottes zu bethören und in seinen Schlingen zu fangen gedenkt. Aber, hebe dich weg, Satan! deine Tücke scheitern an meinem Glauben.

Und ich, brummte sein Nachbar, soll ich als Lügner bey meinen eigenen Unterthanen passiren? Hab ich nicht im Vertrauen auf deine Macht 100mal geschrieben, 100mal durch andere schreiben lassen: „ich würde bald zu meinem Volke zurückkehren, dort die Empörer mit schrecklichen Strafen belegen; die Treugebliebenen aber um so reichlicher belohnen.“ Und das alles soll jetzt zu Nichte werden? Ich soll bey meinen Versprechungen und Drohungen mit Schimpf und Schande bestehen? Doch nein, unmöglich! Fürsten können ja nicht lügen; meine Getreuen werden sich nicht getäuscht sehen.

Nein, fiel wüthend der ganze Haufe hier ein: Fürsten können nicht lügen, und du zweyköpfiges Ungeheuer sollst uns nicht betrügen. Wie? unsere Domainen wären verwüstet; wir hätten jahrelang gedarbt, um jetzt den Rest unseres Vermögens in den Händen unserer Feinde zu sehen? Sprich Göttin! geschah das mit deinem Wissen und unter deiner Beyhülfe, oder hat irgend ein feindseliger Dämon deinen Willen gefesselt, und uns dir zum Trotze in dies Unglück gestürzt? Erkläre dich unverzüglich und deutlich! Wehe dir, wenn wir dich schuldig finden!

Dreymal schüttelte das Ungeheuer auf der Felsenspitze die Knotenperücke. Von einem elektrischen Schlag getroffen stürzten die Frager zu Boden; nur nach einer langen Pause erholten sie sich wieder, und der Haufen gieng versöhnt, aber nicht getröstet von dannen.

Weinend und schluchzend erschien nun eine Schaar vielgestalteter Geschöpfe: Mönche, Pfaffen und Nonnen, von 100 verschiedenen Orden, Gestalten, Habiten; Frisirte und Glatzköpfe, mit spitzen und stumpfen Kapuzzen, Kalotten, Tiaren und Mützen, mit und ohne Inful, mit Bärten und Bartlose; baarfuß und gestiefelt, mit und ohne Hosen, mit seidenen und hänfenen Stricken; das Ganze, ein langer unabsehlicher Zug. Sie hatten sich Asche auf den Kopf gestreut; in den Händen trugen sie schwarze brennende Kerzen; die Rükken der Devotesten waren entblößt und eine starkgeschwungene Geißel furchte sie tief; das Blut floß in Strömen herab, die Büßenden sangen Psalmen dazu. Langsam und majestätisch wälzte sich die Masse über die Ebene; sie schwoll immer mehr an, denn alle Taugenichtse, Pflastertreter, Rabulisten, Frömmler, Fanatiker und Dummköpfe stießen zu ihr.

Um den Fuß des Berges schlossen sie nun einen weiten Halbzirkel; stürzten auf ein gegebenes Zeichen alle der Länge nach hin, intonirten ein de profundis, und hoben nach dessen Endigung weinend so an:

Ach mächtige Göttin! O Schützerin aller Bonzen! Was ist aus uns geworden? Sieh unsere Bäuche, sie waren einst so glänzend und feist, daß du dein Götterangesicht in ihnen, wie in einem polirten Schilde, hättest bespiegeln können. Aber sieh! wie sie jetzt zusammengeschrumpft schlottern; sie hängen in 100 Falten herab, und erwarten mit Sehnsucht bessere Zeiten.

Sieh unsere Knotenstricke, — wimmerte der Chor der Mönche — Ach! Noch sinds keine 3 Jahre, da waren sie kaum groß genug, um unsere Schmeerbäuche zu umklaftern: jetzt haben wir sie um 20 Knoten verschürzt, und doch hangen sie uns noch immer schlaff um den Leib. Sieh unsere Gesichter! Ach sie glänzten einst wie der Vollmond; jetzt sind sie zer-

Digitized by Google

fallen und hager; der Hunger blickt aus den hervorstehenden Backenknochen. Unsere Nasen! einst waren sie mit den schönsten Rubinen und Karfunkeln besetzt. Das Feuer des Rheinweins erzeugte sie jedesmal von neuem, wenn ihr Glanz je einmal verloschen war; aber o weh! der Rhein soll den Franzosen zufallen, und wo nehmen wir den edeln Rebensaft dann her? Ein entstellendes Himmelblau, und ein fürchterlich bleyfarbiger Duft, ist an die Stelle des Scharlachs unserer Wangen getreten. Göttin! Auf unser Ehrenwort; in drey Tagen ist kein Tropfen Wein mehr über unsere Zungen gekommen. Mächtige Göttin! Wir lechzen nach dem Labetrunk. Aber ach! wo ihn hernehmen? Unsere Güter sind in den Händen der Gottesläſterer; unsere Weingärten zerstört, der Landmann angesteckt von den verderblichen Grundsätzen einer verdammlichen Aufklärung, verschließt uns mit karger Hand seine Scheunen und Vorräthe; Deportation wartet unserer, wenn wir nur den geringsten Schritt thun, um unsere Lage zu verbessern. Göttin! Ach! was waren unsere Vorgänger so glücklich! Ihre Becher und Schüsseln füllten sich immer von selbsten; unmerklich erhob sich ihr Bauch vom niedrigen Hügel zu einem vom Fett strotzenden Chimboraſſo; wie Himmelsthau träufelte der Nektar auf sie herunter. Leckerbissen strömten in gedrängter Fülle den lüsternen Gaumen zu, und für alles das spendeten sie dann nur Seegen über ihre gläubige Heerde, mehr verlangte man nicht. Göttin! gute Göttin! Nur du bist im Stande, diese goldenen Zeiten wieder herbeyzuführen. Behaupte deine Gerechtsame in voller Kraft; erhalte die Einheit und Untheilbarkeit des heiligen römischen Reichs, und dann überlasse keck das Uebrige uns. Wehe dem Wolf, der sich in unsern Schaafstall stehlen wollte! Lebendig würden wir ihm das ketzerische Fell abziehen, einen Mühlstein anhängen und ihn dann in den untersten Abgrund des Meeres versenken. Scheiterhaufen würden wir in Menge errichten, von

allen Seiten müßte das Aechzen der Gebratenen die Luft durchschneiden, alle Qualen der Hölle an ihnen erschöpft werden. Und dann würde es uns sonder Zweifel gelingen, in der kürzesten Frist, den Unglauben der widerspenstigen Mitglieder der allein seligmachenden Kirche zu bändigen.

Wehe den verruchten Föderirten! Im härnen Sacke und Strohkranze sollen sie Kirchenbuße thun, und eine geweihte Flamme ihr gottloses Leben dann enden.

Fieberfrost schüttelte mein Gebein bey diesen Worten. Ich sah mich schon im Strohdiadem, im härnen Cilizium und der schwarzen Kerze, an der Thür eines Gotteshauses stehen; ich fühlte, wie die gebenedeite Flamme meine Glieder bedeckte; ein kalter Angstschweiß überlief mich, als plötzlich ein Donnerschlag mich aus meiner Betäubung weckte. Ich sah auf, und der Himmel war mit schwarzen Wolken bezogen; die Erde bebte; Orkane durchwühlten die Luft; Blitze durchzickzackten sie. Hoch auf der Spitze des Felsens sah ich den Genius von Frankreich, von ätherischem Lichte umflossen, im ernsten Kampfe mit dem Unthiere da oben. Nur wenige Augenblicke dauerte das Treffen, das Unthier bebte, wand sich in konvulsivischen Zuckungen und unterlag. Mit einem Stabe berührte der Sieger die Ketten der gefesselten Germania, sie richtete sich auf, umarmte ihren Befreyer, und beyde schwangen sich nun in höhere Sphären. Ein Blitzstrahl, und hoch loderten die Flammen aus dem Papierberg zum Himmel hinan, das Unthier wälzte sich zuckend in der Glut, und ward von den gefräßigen Flammen verzehrt. Ueber die Asche erhob sich hehr und groß der Tempel der Freyheit.

Betäubt und zusammengedonnert lagen die Umstehenden am Boden, die Ebene glich einem ungeheuren Schlachtfelde; ohne Schonung schien die Sense des Todes Bischofsmützen und Chorkappen dahin gemähet zu haben. Nur allmählig

kehrte das Leben in die todte Masse zurück, spät erst erholten die Niedergeworfenen sich aus ihrer Betäubung und starrten stumm das glänzende Gebäude an, das, wie durch den Schlag einer magischen Ruthe, vor ihre Augen hingezaubert dastand. Die Orkane heulten nicht mehr, die Blitze wurden seltner, die Donnerschläge schwächer, der Himmel erheiterte sich. Beschämt schlichen die Opferer von dannen und ich erwachte.

Das Bürger! ist der Traum, der aus der buntschäckigten Bilderbude des Gottes mir zufiel, und der keines Josephs zum Deuten bedarf. Ich erzählte, was ich sah, nicht dem kleinsten Umstand habe ich Gewalt angethan, und ihn ins Lächerliche zu ziehen gesucht. Verzeiht daher erlauchte Glieder des Reichstags! Verzeiht hohe Fürsten und Potentaten! Verzeiht frugale Mönche und Söhne der heiligen Kirche! Verzeiht, wenn ihr eine Rolle darin spielt, die mit eurer Würde und dem Nimbus, der euch umgiebt, in einem schreyenden Kontraste steht. Daß ich ausplauderte, was meine Augen in den Stunden der Weihe sahen, damit hoffe ich doch keine Sünde begangen zu haben; noch weniger denke ich darüber erröthen zu dürfen, daß die Stunde der Weihe für mich gekommen ist, daß ich Dinge sah, die keinem Sterblichen bisher zu sehen vergönnt waren. Träumten doch auch die Koalisirten vor Kurzem noch den schönen Traum ihrer glänzenden Erfolge; glaubten sich in ihrer Einbildungskraft im Besitze von Frankreich; sahen Paris zerstört, den Konvent gesprengt, die Königsmörder auf dem Schaffotte; hatten schon im Traume auf den Karten die Grenzen ihrer künftigen Staaten gezogen, und blutige Rache an den Thronstürmern genommen! Konnten Könige so träumen, und mit ihrem Hirngespinnste eine solche Welt bethören, so wird wohl ein anspruchloser Privatmann auch einmal träumen, und seine Erfahrungen in dieser neuen Welt dem Publikum Preiß geben können.

Doch, wofür länger Axiomen beweisen? Genug, es ist kein Traum; „die Integrität ist zertrümmert und Maynz ist unser.“

Es lebe die Frankenrepublik.

5.

Aus dem dritten Hefte des rothen Blattes, erschienen am 20. Ventose im 6. Jahr der Frankenrepublik, schien mir zur Mittheilung der Nachwelt würdig:

Rede

gehalten am 18ten Nivose Jahr VI.

in

der patriotischen Gesellschaft in Koblenz

von

Bürger Joh. Görres.

Bürger!

Noch hat die Sonne, dem nassen Schooße des Meeres entstiegen, nicht sechsmal ihre Toilette gemacht, noch nicht sechsmal ihren gewöhnlichen halsbrechenden Spaziergang über das Gebälke des Himmels zurückgelegt, und dann hinter den fernen Gebirgen versteckens gespielt, oder dichterisch zu reden; noch sind keine sechs Tage verflossen, da freuten wir uns noch gemeinschaftlich über den Fall des unüberwindlich geglaubten Maynz. Stolz sprachen wir: Maynz ist unser! Maynz ist unser! hallte es wieder bey Gläserklang; Maynz ist unser! war die hundert und hundertmal getrunkene Gesundheit unserer Gelage. Kein Wölkchen trübte die Zufriedenheit

unserer Seele. Wir träumten zusammen den Traum der Reichsintegrität; lachten über die drolligte Figur, die dieses gespenstermäßige Wesen darin spielte; lachten über seine zwey Köpfe und 14 Nasen, über sein 400 Morgen Feldes großes Gebetbüchlein; lachten über die deutsch-spanischen Grandezza's, die in ihrem Jargon-wimmernd darin auftraten; machten uns lustig über den possierlichen Eifer der bellenden Fürstenbande, die in ihrem Ingrimme den vor Kurzem noch so sklavisch angebeteten Götzen durchzuprügeln drohten; scherzten auf Kosten der armen hungernden und dürstenden Mönche, und beaugenscheinigten mit einem angenehmen Entsetzen die schlotternden Waden und Bäuche der Bedrängten, und sahen mit Achselzucken den lustigen und anmuthigen Kapriolen der Pfaffenhorden zu. — — Das alles setzte unser Zwergfell in eine heilsame Bewegung, wir waren lustig und froh und — glücklich; denn, nie drückt Kummer den Lacher im Augenblicke des Ausbruchs dieser Empfindung. — Aber ach! diese schönen Tage sind vorübergegangen; sie sind verloren, unwiederbringlich verloren. Die Sonne, die uns damals alle Gegenstände in einem goldenen, strahlenden Lichte darstellte, hat sich hinter schwarze unglückschwangere Wolken versteckt, dicke ägyptische Finsterniß, ist an die Stelle des allbelebenden Stoffes getreten; still und düster alles um uns her. Sie sind vorübergegangen diese Tage des Wohllebens und der Freude; Tage des Schmerzens und der Trauer sind an ihre Stelle getreten. Schreckliche Dinge sind über uns gekommen; die Zuchtruthe des Herrn hat uns gestraft um unserer Frevel willen. Weh über uns! daß wir diese schrecklichen Dinge erlebten; unsere Väter werden noch jenseits das Schicksal segnen, das sie früher dahin raffte; unsern Kindern werden sich die Haare sträuben, wenn sie an die Unglückszeit zurück denken. Ha! Und wären die Sterne vom Himmel gefallen, wie Hagel, und hätten unsere Hühner und Gänse erschlagen, und

SOCIETÄT

uns selbst mit Beulen die Köpfe gepflastert: unser Schmerz wäre nicht so innig, nicht so gerecht, als er jetzt bey dem Trauerfalle seyn muß, der uns zu Boden drückt. Erschiene auch der Würgengel noch einmal und erschlüge die Erstgebürt aller Schriftsteller; des Seufzens und Weinens, des Herausrufens und Händeringens wäre nicht so viel, als dessen jetzt bey dem schrecklichen Unfalle, der uns betroffen hat, seyn wird. Drum, seufzet Bürger und jammert! verhüllt Euch in Trauerflöre! Weinet bis euren Augen Thränenbäche entquillen, und das ganze linke Rheinufer zu einem salzigen See machen! Laßt eure Weiber und Kinder schreyen und heulen, daß Sibiriens fernste Gebirge es zurückhallen. Töne Trauerglocke, töne! du tönst nicht umsonst Schwermuth in die Seele; rolle dumpf und hohl, gedämpfte Trommel! Weinet ihr Bäume! Weinet ihr Felsen! Wer wird nicht weinen, wenn ganze Völker in Thränen zerfließen; traure Natur! Du hast deinen ersten Zögling verloren.

Vernehmet Bürger! die Trauerpost, die ein unglückliches Schicksal Euch anzukündigen mich zwinget. — Thränen ersticken meine Worte, indem ich dieser traurigen Pflicht nachlebe, und Euch die Botschaft mittheile. Doch ich ermanne mich; es sey! Macht euch gefaßt, Bürger! das Schlimmste zu vernehmen.

Am 30sten December 1797, am Tage des Uebergangs von Maynz, Nachmittags um 3 Uhr starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen, sanft und seelig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagflusse, bey völligem Bewußtseyn, und mit allen heiligen Sakramenten versehen, das heilige römische Reich, schwerfälligen Andenkens.

Ach Gott! Warum mußtest du denn deinen Zorn zuerst über dieß gutmüthige Geschöpf ausgießen; es grasse ja so

harmlos und so genügsam auf den Weiden seiner Väter, ließ sich so schaafsmäßig, zehnmal im Jahre die Wolle abscheeren; war immer so sanft, so geduldig, wie jenes verachtete langöhrige Lastthier des Menschen, das nur dann sich bäumt und ausschlägt, wenn muthwillige Buben ihm mit glühendem Zunder die Ohren versengen, oder mit Terpentinöhl den Hintern besalben. Warum traf dein Blitz nicht lieber eins jener benachbarten Raubthiere, die sich vom Blute derjenigen mästen, die das Unglück haben, schwächer als sie zu seyn; die noch jüngst halb Europa auswürgten und mit Graus und Elend die Erde bedeckten. Du höchstes Wesen! Du bist unerforschlich; deine Wege sind in Dunkel gehüllt; wir stehen anbetend vor deinem Heiligthum.

Versuchen wir, um unsern Schmerzen lindernden Balsam aufzulegen, mit einigen wenigen Pinselzügen die Lebensgeschichte des Verewigten zu mahlen.

Der Verblichene ward geboren zu Verdün, im Juny des Jahres 842 nach Christi, unsers gnadenreichen Erlösers Geburt, unter der Regierung Ludwigs des Deutschen. Als er das Licht der Welt erblickte, geschahen mehrere auffallende Wunder, die jedermänniglich in Erstaunen setzten. Der ganze Himmel glühte von unzähligen feurigen Drachen und brennenden Kreuzen, ein blutrothes Licht bedeckte den ganzen nördlichen Horizont, im Zenith flammte ein unglückschwangerer Perückenkomet. Die Hebamme war's, die denselben am ersten erblickte. Eine heilige Begeisterung ergriff sie bey dieser Erscheinung, sie tobte und schäumte, bekam Konvulsionen und sprach endlich in überirdischer Ekstase die prophetischen Worte: „Ein Kind, unter diesem Gestirn geboren, ist kalter und feuchter Natur, liebet den Frieden, ist leidsam, wird deswegen von bösen Menschen verfolgt werden, und das Zeitliche ruhig verlassen." Der Junge war übrigens bey der Ge-

burt so wohl von Leibe, daß alle Umstehenden ihre einzige Freude daran hatten. Er wurde nun am Hofe Karls des Einfältigen, Ludwig des Kindes und ihrer Nachfolger erzogen; in seiner zartesten Jugend statt der Muttermilch mit Heidenblute genähret, und nahm zu und wuchs sichtbarlich, wie ein Pilz. Sobald der junge Prinz die Kinderschuhe abgelegt hatte, wurden ihm die Päpste zu Hofmeistern gesetzt, und diese bemühten sich, ihn in der gehörigen Gottesfurcht und allen seinem hohen Stande zukommenden Kenntnissen zu üben. Zu den ermüdenden Beschäftigungen des Kriegs und der Waffen zeigte der Eleve aber wenig Lust; ward er ja einmal zu einem weltlichen Strauße gezwungen, so kehrte er doch immer mit vermehrtem Ekel und Ueberdrusse an so blutigen Spielen wieder heim, und seine Hofmeister hielten nicht für gut, ihn darin auf andere Gedanken zu bringen. Die kopfbrechenden Arbeiten des Antiquars und des Mönchs waren damals seine Lieblingsbeschäftigung. Jahrhunderte hindurch saß er anhaltend in Archiven umgeben von Akten und bestäubten Papieren, aus denen ihn nur allenfalls sein Feuereifer für die Religion und die allein seeligmachende Kirche bey Türkenkriegen und Römerzügen hervorrufen konnte. Aber dann focht er auch wie ein Verzweifelter; Ketzer und Sarazenenblut floß in Strömen um ihn, tausend und tausend warf er hin, und den Thieren des Feldes zur Speise. Stolz sahen die Pädagogen zu Rom auf ihren hoffnungsvollen Zögling, stolz sprachen sie: „das ist unser Werk, laßt uns dasselbe vollenden, und unsern Geist ihm einhauchen.“ Sie sprachens und kanonisirten ihn lebendigen Leibes, und es hieß nun das heilige römische Reich. Aber ach! indem sie dem Armen die Glorie hingaben, vermochten sie nicht, ihn von den Gebrechen des menschlichen Lebens hienieden zu befreyen. Jener Hang zum sitzenden Leben, verbunden mit seinem leidenschaftlichen Eifer für die

Religion, schwächten immer mehr seine ohnehin wankende Gesundheit, sein Kopf ward zusehends schwächer, seine Geisteskräfte nahmen von Tage zu Tage immer ab, der Bewohner des Himmels ward fremd auf unserer Erde, bis er endlich in einem Alter von 2½ hundert Jahren, zur Zeit der Kreuzzüge wahnsinnig wurde. Nur starke Aderlässe und eine strenge Diät bewirkten seine Herstellung, eine Cur, die aber nur palliativ und nicht radikal war. Daher trat eine starke Hektik an die Stelle des vertriebenen Wahnsinns, und benagte mit scharfem Zahne die Wurzel seines Lebens. Jahrhunderte hindurch schmachtete der Kranke nur sein Leben dahin; abgezehrt zum Schatten, schlich er wie ein Gespenst unter seinen Brüdern umher, aus seinen hohlen Augen grinzte der Tod mit allen seinen Schrecknissen hervor. Die Krankheit stieg in einer so fürchterlichen Progression, daß der Patient in einem Alter von etwa achthalbhundert Jahren, zur Zeit des 30jährigen Kriegs, heftige Blutstürze bekam, die halb Europa überschwemmten und beynahe ein halbes Jahrhundert hindurch dauerten, und von denen er sich kaum wieder erholt hatte, als endlich die leidigen Franzosen hinzukamen, und ein Schlagfluß, der ihn, als er sich wieder einmal in seine Akten vergraben hatte, überraschte, seinem Leiden ein schnelles Ende machte. Sanft und heiter waren die letzten Stunden des Seeligen, eine bessere Zukunft lachte ihm entgegen, und erleichterte ihm den Todeskampf; er sah ohne Grausen in die fürchterliche Kluft, die ihn zu verschlingen sich geöffnet hatte, denn sein Gewissen drückte keine Blutschuld.

Betet für die arme Seele ihr Christen! damit Gott ihr ihre Sünden vergebe und sie aus dem Fegfeuer befreye, wenn sie ja dort noch geringere Vergehen abbüßen muß.

Gewiß Bürger! theilt ihr mit mir und allen Angehörigen des Verstorbenen den gerechten Schmerz, der uns alle

zu Boden drückt. Ach! Er war ein so guter liebevoller Vater, er ertrug mit einer so nachahmungswürdigen Hingebung, mit einer so ächt christlichen Demuth, alle die Verfolgungen, die er sich gefallen lassen mußte, weil seine Kränklichkeit ihn etwas unbehülflich machte. Er verzieh mit so rührender Langmuth allen denen, die ihn neckten und reizten, die ihm die empfindlichsten Wunden versetzten, die es darauf angelegt hatten, seinen Tod zu bewirken, um sich in seine reiche Erbschaft zu theilen; er vergab allen diesen Todfeinden so gern und willig, er hielt mit einem so lobenswerthen Eifer auf die alten Gebräuche und Herkommen, bewahrte seine Tugend so rein von den Flecken der Aufklärung, und des Verderbs; und ach! diesen Vater haben wir verloren; auf immer verloren, er ist in bessere Welten hinüber gegangen, und hat uns als trostlose Waisen zurückgelassen.

Vernehmt Bürger! seinen letzten Willen, vernehmt das Testament, in dem er seinem Edelmuth und seiner Vertragsamkeit ein unvergängliches Denkmal errichtet, horcht auf die letzten Worte eures hingeschiedenen Wohlthäters.

Sit nomen Domini benedictum!

Im Namen der allerheiligsten Dreyfaltigkeit, Vaters, Sohns und heiligen Geistes, im Namen der heiligen Mutter Maria und Anna, der heiligen Ursula mit ihren 11000 Jungfrauen, im Namen aller Heiligen des Monats Oktober.

Und der Herr sprach zu Sirach: geh und bestelle dein Haus, damit dein Ziel dich nicht unverhofft überrasche.

Da die zunehmenden Schwächlichkeiten des Alters, verbunden mit den beunruhigenden Symptomen einer im-

mer weiter um sich fressenden Krankheit, unsere Gesundheit beständig mehr untergraben, uns dem Ziele, das einst alle Menschen erreichen werden, immer näher bringt, und unsern immer dünner werdenden Lebensfaden plötzlich zu zerreißen droht, wir uns aber auf einen solchen Fall gefaßt machen und vorbereiten wollen, damit unter unsern etwaigen Leibeserben, bey unserm gottbeliebigen Ableben, kein Streit und Zank über unsere Verlassenschaft entstehe, sondern alles in Frieden und Ruhe und christlicher Vertragsamkeit abgethan werde: so bestimmen wir hiermit bey völliger Vernunft unsere letzte Willensmeynung, und wollen, daß alles, was darin enthalten ist, eben so pünktlich und buchstäblich vollzogen werde, als wenn wir selbst bey der Ausführung zugegen wären.

Wir setzen daher fürs erste fest, und erkennen die Fränkische Republik als einzige und rechtmäßige Erbin des ganzen linken Rheinufers, und bitten diese verehrliche Republik, dies kleine, aber gutwillig gegebene Geschenk, als ein Zeichen unserer Hochachtung und Liebe anzunehmen.

Eben so übertragen wir zweytens Salzburg, Paßau und einen Theil von Bayern seiner Majestät dem König von Ungarn und Böhmen; Hannover und die Hanseestädte seiner Majestät dem König von Preußen, und das Uebrige unsers Gebietes soll zu einem Miniaturgemälde unserer ganzen Person und Physiognomie, in dem Tempel der Unsterblichkeit, verwandt werden, nachdem vorher die 10 Reichskreise durch geschickte Hände eine moderne Façon erhalten haben.

Wir verordnen ferner drittens, daß zur Entschädigung der durch diese Anordnung ihres Eigenthums beraubten Reichsfürsten, die Reichsinsignien unter dieselben und

zwar so vertheilt werden sollen; daß der Kurfürst von Trier das Schwerdt Karls des Großen; der Kurfürst von Köln, das des heiligen Mauritius erhält. Die Magistrate von Nürnberg und Frankfurt sollen sich in die Krone, die von Worms und Cölln in den Zepter theilen. Der Herzog von Zweybrücken soll die Stola, der Bischof von Passau die Dalmatica, der von Salzburg die Alba, der Kurfürst von Hannover die Strümpfe, der von Maynz die Handschuhe, der Kurfürst von Bayern den Gürtel, die russische Armee aber die Sandalien erhalten. Der Reichsapfel endlich, als Zeichen der Weltherrschaft, soll dem brittischen Minister Pitt vorbehalten seyn.

Die Reichsoperationskasse und die goldene Bulle viertens, sollen seiner päpstlichen Heiligkeit zufallen; die Erste um Ihre zertrümmerten Finanzen damit wieder herzustellen, die Zweyte, — die goldne Bulle nämlich, — damit Sie selbst Ihre eigenen Bullen damit vergolden, und denselben durch den äußerlichen Schimmer, der in unsern verderbten Zeiten nothwendig ist, den verlornen Credit wieder verschaffen können.

Fünftens, die große, mittlere und kleine Reichstitulatur soll einer öffentlichen Versteigerung ausgesetzt, und aus dem Erlöß ein jährliches Seelenamt gestiftet werden, das jedesmal an dem Jahrestage unseres Hintritts mit aller möglichen Feyerlichkeit gehalten werden soll.

Sechstens, die Kaiserlichen Majestätsrechte sollen unter die Reichsbauern vertheilt und partagiert werden.

Siebentens, vermachen wir die jährlichen Einkünfte des Kaisers ad circa 13000 Florin dem Armenhause zu Regensburg.

Digitized by Google

Achtens, die Reichsritterschaft soll beritten gemacht, in ein Regiment formirt, und dann in Russischen Sold übergeben werden. Die Rheinischen, Schwäbischen Prälaten- und alle übrigen Reichsbänke sollen der Universität Heidelberg überliefert werden.

Neuntens, der Reichstag mit allen Prinzipal-Konkommissionen soll nach vorher gemachten Inventarium über die vorgefundenen Kurfürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Pröpste, Herzöge, Pfalzgrafen, Markgrafen, Landgrafen und Ganerben, geschlossen und versiegelt werden.

Zehntens, das Reichskammergericht mit seinen Kanzleyverwandten, Generalfiskalen, Fiskaladvokaten, Protonotarien, Fiskalnotarien, Pfennigmeistern, Tareinnehmern, Komplitoren, Botenmeistern, Ingrossisten, Kopisten, Pedellen, Holzhackern, Substituten, Supernumerarien u. s. w. soll in den Mond versetzt, und seine Sitzungen künftig nur in den Hörnern desselben gehalten werden. Eben die Bewandtniß soll es mit dem Reichshofrathe haben.

Eilftens, die Reichsdeputation in Rastadt soll ihre Sitzungen permanent erklären, und sich dann mit Abschluß eines ewigen Friedens beschäftigen; jeder Artikel desselben darf aber in nicht weniger als 50000 Sitzungen abgethan werden.

Zwölftens, die Reichsarmee soll dem Landgrafen von Hessenkassel übergeben werden, damit er sie bey erster bester Gelegenheit dem Meistbietenden zuschlagen, und nach England, Amerika oder Ostindien verhandeln und an den Mann bringen möge.

Digitized by Google

Dreyzehntens, die Römermonathe und Kammerzieer sollen künftig nur am Krönungstage, der jedesmal auf den Nimmertag fallen wird, gehoben werden.

Vierzehntens, das Reichswappen soll auf unserem Grabe aufgehangen und der darauf befindliche doppelte Adler zu Tode gefüttert werden.

Funfzehntens, das Reichsarchiv soll ausgestäubt, gesäubert, geordnet und dann den Chemikern ausgeliefert werden, um englisches Reichsalz für unsere allenfalls ohnmächtig werdenden Erben daraus abzuziehen.

Sechszehntens, alle Nonnen unseres Gebietes vermachen wir unsern Mönchen, und hoffen, daß beyde Theile sich wohl dabey befinden werden.

Siebenzehntens, alle sich vorfindenden Perücken, Mäntel und übriger Apparat, sollen dem Naturalien-Museum zu London übermacht werden, um dort in die große für alle Nationen und Zeiten angelegte Perückensammlung aufgehangen zu werden.

Achtzehntens, der Status quo soll an dem Bischof von Lüttich, die kaiserliche Plenipotenz aber an den Groß Mogul fallen.

Endlich ist es unser ernstlicher Wille, daß unser Körper nach unserm gottbeliebigem Ableben einer Dismembration oder Zergliederung unterworfen; unser Gehirn, wenn sich welches vorfindet, dem Wiener Ministerium, unser Herz aber dem Minister Pitt, eben wie oben der Reichapfel, überantwortet werden soll.

Doch aber soll das alles noch immer dem Reichsherkommen gemäß geschehen und ausgeführt werden.

Zum Executor gegenwärtigen Testaments ernennen wir seine Excellenz den Herrn General Buonaparte, und bitten höflich, diese Bemühung gütigst und gefälligst auf- und anzunehmen.

Digitized by Google

Sollten sich wider Vermuthen unter unsern Kindern und respektiven Enkeln welche finden, die sich dieser unsern letzten Willensmeynung widersetzen, und etwa gar einen Rechtsstreit darüber anfangen wollten, dann sagen wir ihnen mit Mose Exod. lib. I. Cap. XX.

„Wo ihr meine Satzungen verwerfet und mein Recht verachtet, daß ihr das nicht thut, was von mir geordnet ist, sondern meinen Bund vernichtet, so will ich Euch dieß thun, ich will Euch urplötzlich mit Armuth heimsuchen, und mit Hitze, die euere Augen verderben soll, und euere Seele verzehren, vergeblich sollt Ihr Saamen säen, er soll von euren Feinden gefressen werden."

„Ich will mein Antlitz wider Euch setzen, und ihr sollt zu Boden fallen vor euren Feinden, und denen unterworfen werden, die Euch hassen. Ihr sollt fliehen, wenn Euch niemand verfolget."

„Ich will Euch den Himmel von oben wie Eisen machen, und die Erden wie Erz."

„Und Ich will das Schwerdt über Euch führen, zur Rache meines Bundes, und wenn ihr in die Städte fliehet, so will ich die Pestilenz mitten unter Euch schicken, und Ihr sollt in die Hand der Feinde übergeben werden."

„Und Ihr sollt essen, und nicht satt werden; Ihr sollt unter den Heyden umkommen, und das Land euerer Feinde soll Euch fressen. Und Ich will die Thiere des Feldes unter Euch schicken, die sollen euch und euer Vieh verderben, und alles weniger machen, und sollen eure Straßen wüst werden. Das alles soll Euch zustoßen, wo ihr das thut. Amen."

Dessen zur Urkund haben wir dieser Instrumente mehrere in gleicher Form ausfertigen, und mit unserm anhängenden großen Insiegel bekräftigen, auch jedem der Theilnehmer eines überantworten lassen.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Gegeben in unserer, und des heiligen Reiches Stadt Regensburg, 8 Tage nach Abschluß des Definitivfriedens, den 25sten October nach Christi unsers lieben Herrn und Seeligmachers Geburt, im 1797sten Jahre, unseres Alters im neunhundert fünf und funfzigsten Jahre.

Das heilige römische Reich.

Erkennt Bürger! in dieser rührenden Willenserklärung des Verewigten seine väterliche Zärtlichkeit für seine Kinder; lernt den Verlust einsehen, den ihr an ihm erlitten habt. Weine Germania! Weine! Dein Schutzgeist ist von dir gewichen; die Vorsicht hat ihn in höhere Sphären entrückt, und er wird nun in den Archiven des Himmels volle Befriedigung für seinen antiquarischen Geist finden. Wer wird dich nun vor dem Einbruche des Stroms jener alles zertrümmernden Revolutionswuth sichern? wer den Schild vor dich halten, daß die Megäre Aufklärung dich nicht verschlingt? Ach keine zehn Jahre werden vergehen, und du wirst Galliens Schicksal erleben; wilde Revolutionairs und Freyheitsschwindler werden in deiner Mitte aufstehen, und nicht eher ruhen, bis sie auch die blutige Freyheitskappe aufgesetzt haben. *)

Dann ob des Greuels! Wird man allen Adlichen die Sterne und Ordensbänder abreißen, die Wappenschilder zerbrechen, alle Güter der Kirche werden profanen Händen anheim fallen, alle Mönche werden entkuttet, alle Nonnen entschleyert werden; Räthe und Direktoren werden an die Stelle deiner gesalbten Häupter, deiner

*) Gott sey Dank! die rasenden Wünsche des Verf. sind nicht in Erfüllung gegangen) und noch lernte Deutschland keine Revolution und Guillotine kennen.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

mildthätigen, gerechten, menschenfreundlichen Fürsten treten. Der Bauer und der Bürger, die die Natur doch nur eigentlich zum Lastthier bestimmte, werden stolz das Haupt emporheben, und nach ihren Menschenrechten fragen; sie werden sich aufbäumen und sprechen: „Wir sind freye Männer, verantwortet euch Despoten! Warum usurpirtet ihr bisher unsere Befugnisse?" Die Guillotine wird dann schrecklich die Stammbäume dahin mähen, und die angesehensten Männer würgen. Herzoge und Grafen werden an ihrem Mordeisen bluten, die Freyheit wird deine schönen Gefilde mit ihrem giftigen Hauche verpesten, und Jammer und Elend bey dir herrschen. So traurig sind die Folgen des Hintritts dieser hohen Leiche.

Doch verbeißen wir unsern Schmerz, Mitbürger! Vergraben wir ihn in das Innerste unserer Seele, um im Stande zu seyn, das Leichenbegängniß des Erblichenen um so würdiger zu feyern. Mit aller, der Größe unserer Nation, und der Größe unsers Verlustes angemessenen Pracht, soll dieß Trauerfest begangen werden. Es soll sich schämen der Deutsche, der nicht durch seine Gegenwart und sein Vermögen sein Schärflein zur Verherrlichung dieses Nationalfestes beyträgt. Acht Kurfürsten werden die Leiche in vollem Ornate zu Grabe tragen; alle übrige Kinder, Enkel und Urenkel, lauter gekrönte Häupter, weinend und im schwarzen Domino ihr folgen, 50000 Flöten werden dabey seufzen, 80000 Waldhörner stöhnen, 90000 Fagotte wimmern, 100000 Feuerschlünde werden der Unterwelt den Verlust der obern zubrüllen. Die Natur wird nicht säumen, das Himmelsgewölbe schwarz zu behangen; eine Sonnenfinsterniß zu veranstalten und Berge zu spalten. Der Kayser selbst wird die Leichenrede halten, und der heilige Vater die Seelenmesse lesen. Deutschland's Töchter in das Gewand der Unschuld gekleidet, werden die Leiche mit Eichenlaube bekränzen, und eine

Zypresse auf das Grab pflanzen. Vergißmeinnicht werden dem Boden entsprießen, und ein stolzer Marmor folgende in ächt lapidarischem Stile und mit dichterischem Feuer verfaßte Grabschrift überliefern.

(Im Original ist an dieser Stelle ein Holzschnitt, einen Sarg mit dem heiligen Kreuz und 8 Lichtern, nebst einer grösesen mit Blumen verzierten Kerze vorstellend, befindlich.)

Von der Sense des Todes gemäht, athemlos und bleich,
Liegt hier das heilige römische Reich.
Wanderer schleiche dich leise vorbey, du möchtest es wecken,
Und der Erstandne uns dann, von neuem mit Konklusen bedecken.
Ach! wären die Franzosen nicht gewesen,
Es würde nicht unter diesem Steine verwesen.

† † †

Requiescant in Pace.

6.

Vorzüglich der Beachtung werth ist folgender Aufsatz des vierten Hefts des rothen Blattes, das am 1. Germinal des 6. Jahrs der Frankenrepublik die Presse verließ.

Was zu verkaufen.

Mehrere meiner auswärtigen Handelsverbindungen haben mich bey bevorstehender Ostermesse gebeten, die folgenden merkantilischen Avertissements in's rothe Blatt aufzunehmen. Da die Waare, die sie ausstellen, meines Wissens weder der Kontrebande, noch auch irgend von schädlichem Einfluß auf Staat oder Kirche ist, so habe ich keinen Anstand gefunden,

ihnen ihre Bitte zu bewilligen. Wer nicht kaufen will, der gehe ruhig an der Bude vorüber, und damit wird's gut seyn.

Hier folgen die Artikel in der Ordnung, wie sie eingeschickt wurden.

Görres.

1.

Barras und Kompagnie, etablirt im Luxenburg zu Paris, kündigen an, daß bey ihnen wieder eine ganze Schiffsladung des besten und ausgesuchtesten Freyheitsbaumsaamens angekommen sey, und empfehlen sich damit allen Fürsten und hohen Standespersonen unterthänigst, mit Bitte sie geneigtest mit Bestellungen zu beehren. Eine langjährige Erfahrung in Frankreich hat hinlänglich die Nutzbarkeit dieses Holzes erwiesen, das in allen Arten von Boden, unter jedem Himmelsstriche und Klima gleich gut gedeiht. Auf den Alpen der Schweiz kommt der Baum eben so gut fort, als in den Sümpfen Hollands auf dem Meere schwimmend wie Tang hat man ihn angetroffen; ja sogar mitten in Felsen, wo alle Vegetation unmöglich zu seyn scheint, schlägt er Wurzel, und wächst mit einem verschwenderisch üppigen Wuchse, wie der auf dem Felsen der heiligen Kirche, dem Vatikan, stehende und grünende sattsam beweiset. Er wuchert so außerordentlich um sich, daß, wo einmal ein einziger dieser Baum steht, gleich alles damit bedeckt ist. Dies rührt von seinem geflügelten wolligten Saamen her, den der Wind nach allen Seiten hinweht, wo er dann keimt, und an einem Tage zu einer sehr großen Höhe emporschießt, so daß man sich also keine weitere Mühe um seine Fortpflanzung zu geben nöthig hat. Dabey bedarf er auch keine weitere Wartung, er würde selbst unter dem Nordpole den Winter in freyer Luft ausdauern. In seiner Nachbarschaft duldet er keine Stammbäume, welche augenblicklich verdorren, sobald sich nur eins dieser Gewächse auf

Meilen Wegs blicken läßt. Wenn man Einschnitte in die Rinde mache, so gewinnt man ein Getränk, das eine gar sonderbar berauschende Kraft hat; wir wollten daher im Vorbeygehen den Fürsten gerathen haben, den Gebrauch dieses Safts ihren Unterthanen, wie Mahomed den Seinigen den Wein, zu verbieten, wie das denn wirklich in Frankreich geschehen ist. Die Blüthe, eine brennend rothe kappenförmige Blume, giebt die schönsten Bouquets auf die Geburts- und Namensfeste der allerhöchsten Prinzen und Prinzessinnen. Am allermeisten ist er daher Fürsten zu empfehlen, um Alleen, Promenaden und Lustwälder davon in der Nähe ihrer Residenzen anzulegen; wobey solche Wälder noch das Eigenthümliche haben, daß in ihnen keine Art von Raubthieren oder Ungeziefer sich aufzuhalten vermag, daher werden sich doch nicht leicht Pickenicks und Assembleen in ihren Schatten halten lassen. Obgleich er keine Dornen hat, so dient er doch auch gar vortrefflich zu Zäunen, wie denn wirklich ganz Frankreich damit eingehegt ist. Da gewährt er dann den wirksamsten Schutz gegen alle Arten von Räubern und Dieben, die ihn ganz entsetzlich fürchten, weil sein Geruch ihnen unausstehlich ist. Man wird übrigens sich auf's beste behandeln lassen, und die möglichst geringen Preise ansetzen.

Bestellungen darauf nehmen an: General Joubert in Holland, für Norddeutschland und weiter hinauf; Augereau in Perpignan, für Portugall; Buonaparte in Rennes, für ganz Engländ, Irrland und Schottland; Brüne und Schauenburg für die Schweiz, ganz Oestreich und Ungarn; Berthier in Rom, für Neapel, Sardinien und Toscana; Hatry in Maynz, für das südliche Deutschland; Bourdon de l'Oise für Rußland und Sibirien. Hohe Personen, die sich beträchtliche Quantitäten auf einmal verschreiben, erhalten 25 p. C. Rabbat.

Paris, am 20. Ventose J. VI.

2.

Wir Wilhelm der IX. von Gottes Gnaden Landgraf von und zu Hessen, Ordensmeister der Tapferkeits- und goldenen Löwenorden, Besitzer der Bergfestungen Spangenberg und Babenhausen, Erbauer einer neuen Bastille, Oberaufseher über die Pantalons und Hüthe aller Katten, weltberühmter Schweinshändler (The swinish Multitude. Burke) entbiethen hiermit allen unsern Handelsfreunden und resp. Gönnern unsern Gruß, und machen denselben bekannt, was maaßen wir ein vollständiges und ausgesuchtes Assortissement von 12000 Stück Menschenvieh erhalten haben; ergeht daher an alle, die dieser Waare bedürftig, die Bitte, uns gefälligst mit ihrem Zuspruche zu beehren. Wir haben darauf gesehen, nur lauter bildschöne junge Leute wie Milch und Blut, zusammenzutreiben, und hoffen, mit ihnen alle Nebenbuhler auszustechen, und bey unsern Abnehmern die größte Ehre einzulegen. Sie sind vortrefflich dressirt, können hauen, schießen, stechen, rechts und links um machen, und noch mehr dergleichen Künste. Ein zwölfjähriges Abrichten mit Stock und Prügel, hat es endlich dahin gebracht, daß sie sich für ihren Herrn todtschießen lassen, ohne nur dabey zu murren, oder eine Miene zu verziehen. Da wir die gegründetste Hoffnung haben, daß bey der bevorstehenden Theilung des deutschen Reichs einige benachbarte Landstriche, von denen unsere Revierjäger versichern, daß noch das schönste Wildpret dort herumschwärme, uns zufallen, so glauben wir — da wir nach dieser Acquisition keine Mühe scheuen werden, dasselbe einzufangen — unsern Korrespondenten die Versicherung geben zu können, daß das Ausgehen dieser Waare sobald nicht zu befürchten steht. Wir werden uns jedoch nicht mit dem Handel en detail abgeben, sondern sie nur Tonnenweis, und zwar die Tonne von 100 Stück zu 40 Pf. Sterling ablassen; ein Preiß, den man jetzt bey der großen Seltenheit der Waare

nach dem Türken- und Franzosenkrieg gar nicht hoch finden wird, doch bittet man auf jede Tonne für Emballage 6 Groschen beyzulegen. Dafür werden aber auch alle Verschimmelte zurückgenommen. Wir benutzen zugleich diese Gelegenheit, um beyläufig anzufragen, ob unsern Gönnern nicht mit Weibern gedient sey, die wir gern um ein Spottgeld ablassen würden, weil wir noch ganze Magazine voll davon im Vorrathe haben. Sie könnten, unseres Ermessens, hohen Potentaten gar vortrefflich dazu dienen, bey etwannigem entstehenden Kriege die Gräben einer belagerten Stadt damit auszufüllen, doch überlassen wir das alles ihrem selbst eigenen Ermessen, erbitten uns aber alle Briefe postfrey.

Wir bleiben Euch übrigens in Gnaden gewogen.

Gegeben zu Kassel am 15. May 1798.

3.

In Rastadt, bey den Bürgern Bonnier und Treilhard, sind unter andern Pretiosen und Bijouteriewaren noch insbesondere folgende kostbare und seltne Stücke zu haben.

a) Drey Churkappen von feingegärbten Büffelfell. Sehr künstlich ist darauf, in der Manier der neuerfundenen Musivmahlerey, der Sturz der hoffärtigen Engel vorgestellt. Sie passen aber, bey ihren etwas weiten Kappen, nur auf dicke Köpfe, und sind mit geräumigen Futteralen für die Ohren versehen. Die dazu gehörigen Krummstäbe sind inwendig mit Bley ausgegossen, mit Dolchen versehen, auswendig mit künstlichen Schlangen umwunden; das oben darauf befindliche Auge Gottes ist blind.

b) Zwey Bischoffsmützen von kokliko Sammt, reich mit Rauschgolde verbrämt, etwas vom Angstschweiße durchzogen, sonst aber noch gut konservirt; daher sehr brauch-

Digitized by Google

bar als rothe Mützen auf Freyheitsbäume. Eine davon war mit künstlich gearbeiteten Schellen besetzt, die aber der Fürst von Neuwied an sich gezogen hat.

c) Ein Herzogshuth aus Hasenfell, aber ohne Kappe, mit Hahnenfedern verziert; statt des Knopfs, mit einem schönen Stein, den ein geschickter Alchymist einst aus den gesammelten Thränen von 10000 Wittwen und Waysen destillirte, besetzt.

d) Mehrere Äbt und Aebtissinnen-Habitte, von dem Tuch und Schnitte, wie man sie zur Zeit Christi trug, inwendig mit Cilizien von weichem Sammet, mit dem Geruch der Heiligkeit durchbalsamirt, daher vortrefflich um Teufel damit auszutreiben, und bekehrte Kühe wieder zu entheren, übrigens geräumig genug, um einem Stückfasse damit die gehörige Drapperie zu geben.

e) Ein Stück von einem Zepter, oben darauf ein geschnittener Markaurelskopf, der die sonderbare Eigenschaft hat, daß er immer Thränen vergießt, wenn ein Prinz geboren wird. In der Mitte sieht man in halb erhobener Arbeit, wie Nachbuchodonosor in einen Ochsen verwandelt, Gras frißt; unten das Portrait Friedrich Wilhelms II. von Preußen, über dem sich ein Rabe und eine Dohle schnäbeln.

f) Vier Reichsstädte, mit Planken aus der Arche Noa's zusammengezimmert; mit Bürgermeistern hübscher geputzt als Kartenkönige; mit Rathsherren, Gebrechs und Zunftherren, aus den Holzstichen der Kronik geschnitten; mit hochweisen Vätern des Vaterlandes, die keinen Menschenverstand haben; mit Mönchen und Pfaffen, deren jeder Erb- und Eigenthümer eines ganzen Kupferbergwerkes ist; mit Soldaten aus Gummi-elastik gebacken und mit Mennig bemahlt. Die Straßen sind von Karl dem Großen gi-

Digitized by Google

pflastert; die Pferde sehen zu den Dachfenstern heraus, und die Tauben nisten in den Kellern; die Kirchen sind häufiger als die Dummköpfe in Wien. Diese drey starst bemooßte Fragmente aus dem 13ten Jahrhundert sind als Antiquitäten in die Kabinette Curiosorum besonders zu empfehlen.

g) 80000 Ellen ponceau und anderfarbiges Ordensband, stark genug, um den Kapidgibassa's als Schlafstrunk zu dienen. Die Emigranten haben schon große Summen darauf gebothen, weil sich die Sage verbreitet hat, daß, wenn man damit Thron und Altar an einander kettete, keine Menschengewalt im Stande sey, einen von beyden übern Haufen zu werfen.

h) Eine ganze Milchstraße von Sternen von der ersten bis zur hundertsten Größe, die aber scharfe phlogistische Dämpfe unscheinbar gemacht haben, weswegen sie dann aufs neue aufgesotten werden müssen. Sie sind daher in äußerst billigen Preißen zu haben, und werden, wenn jemand nur irgend bedeutende Waaren-Quantitäten ankauft, obendrein in den Kauf gegeben.

i) Eine ganze große Scheune voll Adelsdiplomen, auf Eselsfell geschrieben, aber hier und da stark von den Motten durchfressen, und von einem etwas widerlichen Modergeruche durchzogen. Sie sind in der Samskritta Sprache geschrieben, und daher nur wenigen Eingeweihten unter unsern Zeitgenossen verständlich. Sie werden daher schwerlich von irgend einigem Nutzen seyn, als um allenfalls Vogelleim daraus zu kochen und Käselager damit zu formiren.

k) 40000 Klafter Stammbaumholz, ein vortreffliches Brennmaterial, um Ketzer und Jakobiner damit zu braten. Obgleich es schwammig und weich ist, so dient es doch Bildhauern vortrefflich, um Gransalbusköpfe daraus zu formiren. Die Rinde giebt eine Infusion, die das Revolu-

Digitized by Google

tionsfieber heilen soll, aber in neuern Zeiten gar sehr außer Kredit gekommen ist.

1) Eine ungeheure Menge von Wappen von den sonderbarsten Formen und Erfindungen. Tiger, Panther, Hyänen, Wölfe, Schakals, Füchse, Faulthiere, Esel, Pinguine, Katzen, Hayfische, Skorpionen, Schmeisfliegen, im gelben, rothen, grünen, braunen Felde. Hier hackt ein Geyer einem Habicht die Augen aus, dort mißt ein gekrönter Eselskopf seine Ohren gegen die Hörner eines bepurpurten Stiers. Sie sind hier und da stark beschädigt, allein das hindert nicht, daß sie gar trefflich als Leichensteine hoher Standespersonen dienen können.

Ferner zeigen obengedachte Herren den Neugierigen zwey in Uniform gestimmte Pfeifen, mit denen zwey Menschen eine ganz große Menge anderer Leute, und wären sie noch so ernsthaft und gravitätisch, wie von der Tarantel gebissen, nach ihrem Willen tanzen machen können. Die Deputirten stellen täglich den Versuch in Gegenwart des ganzen Kongresses an, und man hat wohl schon gesehen, daß 277, lauter hohe und höchste Standespersonen nach dieser Pfeife tanzten, und dabey die wunderlichsten und lustigsten Sprünge machten. Weiter zeigt man dort das große Messer, mit dem die Dismembration des Reiches vorgenommen werden soll. Es ist von dem schönsten Languedocker Stahl, hellpolirt wie ein Spiegel, so scharf, daß man mit ihm den feinsten Spinnwebfaden der Länge nach spalten kann. Der Griff ist von Franzosenholz, mit schönen goldenen Medusenköpfen verziert.

4.

In der Bude No. 40. ist die ganze Messe über zu sehen: ein schöner großer Kupferstich, betitelt: „die Reichsarmee" Augustae Vindelicorum, gestochen bey A. C. Heissig. Er

SOCIETÄT

ist vortrefflich mit Wasserfarben illuminirt, Zinnober und Gummigutti besonders daran verschwendet, das Ganze so bunt wie ein Nürnberger Farbenkästchen. Man sieht hier allein 300 verschiedene Arten von Hosenknöpfen, Patrontaschen, geschmackvoller als Amors Köcher; Kamaschen nach den feinsten Vorschriften der Aesthetik zugeschnitten. Alle Musketiere haben Flügel, mit denen sie aber nur nach rückwärts fliegen oder vielmehr schwirren können, weil ein bleyerner Panzer ihre Lebhaftigkeit in etwas aufhält; vorwärts aber gehr's auf Stelzen. Die Köpfe sind geschmackvoll à la Titus, mit dicht anliegenden, wurstförmig gedehnten, hellpolirten, und mit einem einladenden Zuckerkand bestreuten Locken, und metallenen Zöpfen frisirt; die starren Schnurrbärte jagen ein grausiges Entsetzen in die Seele, ein eisigter Schauer überläuft den Zuschauer beym Anblick der martialischen Gesichter. Säbel und Scheide sind aus einem Stück gearbeitet, die Kuppel mit dem Bauche zusammengewachsen, auf den Hüthen prangen in messingenen Zügen die Namen aller Heiligen des Himmels. Die Kanonen sind schon bey der Belagerung von Troja gebraucht worden; die Rüstwagen aus Pappe zusammengeschlagen, mit Goldpapier beklebt, mit Aether gefüllt; nichts destoweniger aber von 24 Pferden gezogen. Die Generäle tragen die Köpfe in schwarzgebeizten Kästchen unterm Arme, ihr Kommandostab ist ein armdicker Prügel, den Kamaschendienst verstehen sie aus dem Fundamente, sonst freylich nichts, dafür sind sie aber auch von Adel. Die Officiere sind sanft wie die Lämmer, und unschuldig wie die Täubchen, gute harmlose Geschöpfe, die das Blut in der Seele hassen, das Ganze ist ein lebendiger Kommentar über das Sprüchwort: aus einem Schweinsohr läßt sich kein seidener Beutel machen.

Digitized by Google

Ferner zeigt man in eben dieser Bude das Original der zu Pillnitz entworfenen Theilungsakte von Frankreich. Sie ist auf eine gut zubereitete Bärenhaut gezeichnet, mit Blutfarbe illuminirt, übrigens bis auf einen Riß durch die Mitte noch ziemlich gut konservirt. Paris ist nicht mehr darauf zu finden, an seiner Stelle ein großer Steinhaufe, der bis an die Wolken geht, und auf der Spitze von einer neuen Bastille gekrönt ist, die einen größern Umfang hat, als weyland das himmlische Jerusalem. Die neuen Gränzen vom Oestreichischen gehen über Basel, Montbeliard, Vesoul, Langres, Chatillon, Troyes, Melun, Paris, längs der Seine bis zu ihrem Ausfluß ins Meer. Man hat dabey, wie der Anblick lehrt, so viel möglich auf Naturgränzen gesehen. England erhält das ihm von Gott und Rechtswegen zugehörige Bretagne und die Normandie wieder. Seine Gränze geht längs der Rhone von ihrem Ausflusse an bis Orleans und Gien; von da streicht die Linie queer über Auxerre, und trifft bey Chatillon auf die Oesterreichischen Gränzen. Savoyen hat das linke Ufer der Rhone reunirt, Spanien seine Gränzsteine bis an die Garonne, und den ehemaligen Kanal Royal vorgerückt. Den Rest von Frankreich beherrscht ein Bourbon, der seine Residenz zu Bourges aufschlägt und Glück und Seegen über seine Unterthanen verbreitet. Vorn auf dem Schilde sieht man unter andern Verzierungen, Pitt und Rußlands Despotin um die Herrschaft Europa's Schach spielen; Pitt wird schachmatt, und hinter ihn schlägt der Teufel vor lauter Freude darüber einen Purzelbaum.

Digitized by Google

An Gedichten enthalten diese vier Hefte folgende mit großen Buchstaben gedruckt.

1.

An Katharina von Rußland.

Als Katharinens Geist entfloh,
Von Pfaffengunst dem Herrn empfohlen,
Flugs sprengt sie da durchs Himmelsthor! Ho! Ho!
Sagt Peter ihr: wir sind hier nicht in Pohlen.

2.

Auf die Vereinigung des Rheins mit Frankreich.

Nur von weiblichen Flüssen *) war jüngst noch Altfrankreich durchströmet,
Schändlich sein Genius auch von weibischen Männern entweihet,
Nun es frey ist, und vom rüstigen Vater Rheine gekrönet,
Ist sein Genius auch nur dem Muth und der Tugend geweihet.

3.

An den Teutschen.

Blute Teutscher! wenn dein Fürst gebietet,
Widersteh des Feindes ganzer Macht,
Gleich Achill und Hector unermüdet,
Wie ein Fels in grauer Sturmes-Nacht.
Kämpf den Kampf der feilen Sclavenehre,
Kämpf wie Kokles für das Vaterland,

*) Die Seine, die Rhone, die Loire, die Garonne.

Daß des Landes Blut und Mark verzehre,
Der Tyrannen und Maitressen Tand.
Denk! ein König läßt nichts unbelohnet:
Schenkt des Adels stolzer Leuenbrut,
Die im Hinterhalt dem Feind nicht schonet,
Schon ein Kreuz und Stern und Rittergut.
Dir, der tausend schwere Wunden zählet,
Freund und Bruder in die Fessel schlug,
Sich des Fürsten Sclavenband erwählet,
Und der Unschuld, und des Volkes Fluch,
Lohnt des großen Königs Gnadenblick,
Und — ein treuer Bettelstab und Krück.

4.

Die verkehrte Welt.

Ist nicht die Welt verkehrt, so sprach noch jüngst Cleon,
Wohin man sieht, erblickt man nichts als Wunder;
Sonst stiegen ohne Kopf die Fürsten auf den Thron,
Jetzt fall'n sie ohne Kopf hinunter. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

III.

Andenken vom Mont St. Jean,

aus dem Homme Gris übersetzt.

1.

Den Leib von Wunden bedeckt, lag ein alter Grenadier der Garde, nicht von dem Adler einer französischen Fahne entfernt. Er raffte seine letzten Kräfte zusammen und suchte derselben nahe zu kommen; als es ihm endlich gelang, preßte er ihn an sein Herz und starb nun ohne Klage.

2.

Ein Brigadier des 4ten leichten Artillerie-Regiments forderte seinen ihm eben abgenommenen Arm noch einmal zurück. Als man ihm denselben reichte, rief er aus: So ist es denn wirklich wahr, daß du dem Staate nicht mehr dienen kannst? es sey, bleibt mir doch dein Kamerad noch übrig, um eine Kanone losbrennen zu können.

3.

Ein Oberst hatte in der Schlacht sein ganzes Regiment verloren; er gab seinem Bedienten einige Papiere, um sie seiner Frau zu überbringen. „Eile, rief er aus;" eile und

Digitized by Google

sage ihr, daß ich meine Waffengefährten auch im Tode nicht verlassen wollte!" Nach diesen Worten zerschmetterte er sich in der Mitte der Leichname seines Regiments durch eine Kugel den Kopf.

4.

Als dem Marschall Ney alle seine Pferde unter dem Leibe erschossen worden waren, blieb er zu Fuß auf dem Schlachtfelde und suchte mit dem Degen in der Hand überall den Tod. Schon war er im Begriff, seinen Kopf an die Mündung einer Kanone zu legen, verzweifelnd eine solche verlorne Schlacht überleben zu sollen.

5.

Der Oberst Lacroix, vom 13ten Kürassier-Regimente wurde durch denselben Schuß, der sein Pferd tödtete, verwundet. Man hob ihn auf und wollte ihn zum Embulant hinter der Armee tragen; aber der Brave, bemerkend, daß die englische Infanterie avancirte, bestieg das Pferd eines naher stehenden Kürassiers, nahm seine letzte Kraft zusammen und kommandirte von Neuem sein Regiment zum Angriff, und fand in der Mitte des gesprengten englischen Quarrées den Tod des Helden.

6.

Als ein Lieutenant des 11ten Chasseur-Regiments, Namens Armand, die entschiedene Flucht der Armee entdeckte; stieg er vom Pferde, übergab dasselbe seinem Bedienten und erschoß sich auf der Straße nach Charleroy.

7.

Durch einen Schuß verwundet, blieb der General Duhesme auf dem Schlachtfelde zurück. Einige Sappeurs, die ihn fortzuschaffen suchten, weinten, als sie ihren General ohne Bewußtseyn fanden. — „Warum das?" sagte er, die Augen öffnend, zu ihnen, „findet ihr mich nicht würdig, auf dem Felde der Ehre zu sterben?"

Digitized by Google

8.

Ein Lieutenant der Jäger zu Pferde war im Begriff, sich auf dem Schlachtfelde amputiren zu lassen, erfuhr den gänzlichen Rückzug der französischen Armee und sich in seinen Säbel stürzend, rief er aus: „der Feind finde nichts als den Leichnam eines Braven!“

9.

Einem Trainsoldaten war der Schenkel durch eine Kanonenkugel zerschmettert, und er bückte sich aus Schmerz von Zeit zu Zeit auf den Hals seines Pferdes. „Hast du Furcht?“ sagte zu ihm im Vorbeyreiten der Marschall Ney. „Furcht, mein General?“ sehen Sie, sagte er seine Wunde zeigend, „was mich verhindert, im Steigbügel festzusitzen.“ Der Marschall Ney wollte ihn zum Lazareth transportiren lassen und bot ihm seine Börse an. „Nicht das,“ antwortete der Soldat, „ist es, was mir fehlt, es ist kein Geld, es ist der verlorne Sieg, der mir Kummer macht.“

Der graue Mann schließt diese Erzählungen, unter denen viele nur erdichtet seyn mögen, mit der Bemerkung, daß sogar viele Grenadiere der Garde sich selbst erschossen, um nur nicht die verlorne Schlacht zu überleben, und ruft aus: „Ehre den braven Unglücklichen!“ Gerne theile ich diesen Ausruf mit ihm, denn auch am Feinde Tapferkeit und Größe der Seele, Aufopferung fürs Vaterland zu ehren, ist jedes edlen Mannes Pflicht; nur Schwachköpfe und Feige vermögen den unglücklichen Feind mit höhnischem Spotte noch mehr zu demüthigen. Schlechtigkeiten verachte Jeder, sowohl am Freunde als am Feinde; nur mit der tiefsten Verachtung kann ich auf den Helden folgender Erzählung blicken, indem ich nicht umhin kann, den glänzenden Helden des grauen Mannes eine Schattenseite beyzugesellen, in einer Anekdote aus Nr. 22. des litterarischen Wochenblatts.

Digitized by Google

„Als der scheußliche, leider auch unter uns zur Genüge „bekannte Vandamme im Norddepartement kommandirte, „führte man einen Emigranten vor ihn, der mit den Waffen „in der Hand ergriffen worden war. Er befahl ihn auf der „Stelle zu erschießen. Da stürzte die 10 bis 12jährige Toch„ter des Unglücklichen zu des Generals Füßen und flehte um „ihres Vaters Leben. „Wo warst du, während dein Vater „emigrirte?" fragte das Ungeheuer. „Ich war mit ihm," „antwortete sie mit kindlichem Vertrauen. Da ergriff Van„damme ein Pistol und zerschmetterte dem armen Kinde das „Gehirn. Die ganze Stadt Lille kann diese Unthat bezeugen, „wie auch, daß er sich auf dem Markte das Vergnügen „machte, die Emigranten eigenhändig umzubringen."

Wem, der nur einiges Gefühl hat, schaudert nicht bey solchen Unthaten, und wer dankt nicht innig dem Geschick, das solchem Schreckensregimente ein Ende machte. Möge auch in dem entferntesten Winkel der Erde, wohin dieß Ungeheuer flüchtet, dieser schreckliche Schuß auf seiner Seele lasten, und einst im letzten Augenblicke grausend der Geist der gemordeten Unschuld vor ihn treten und ihn vor Gottes Richtstuhl rufen!

W. v. C.

Rückblicke

auf die neueste politische Literatur.

Geheime Geschichte der Theilung Sachsens, mitgetheilt vorzüglich in Actenstücken. 2te Auflage. Treuenfels 1818.

Der Verfasser, Advokat Eisentreter, würde besser gethan haben, diese Geschichte eine öffentliche zu nennen, denn sie enthält, außer einigen schalen Noten, nichts andres, als die in der Minerva längst abgedruckten diplomatischen Noten über die Theilung Sachsens.

Diese Theilung wird nun nach Grundsätzen des Privatrechts für ungerecht erklärt, die Sachsen als Volk und die altsächsische Verfassung hoch gepriesen, aber nicht bedacht, daß dies Volk so wenig als sein Fürst mächtig genug waren, sich vertheidigen und erhalten zu können, daher nothwendigerweise untergehen mußten in ihrer verderwendischen Politik, die wieder nothwendige Folge ihrer Schwäche war, welche ihnen dem Mächtigsten zu folgen geboth.

Denkwürdigkeiten für die Kriegskunst und Kriegsgeschichte. 3tes Heft.

Sehr lehrreich und anziehend ist die Beschreibung der Schlacht an der Katzbach, woraus hervorgeht, daß die schnelle Geistesgegenwart des Fürsten Blücher solche gewann, indem er in dem Moment, wo das Centrum unter York gedrängt wurde, das Sackensche Corps vom rechten Flügel aus, den vordringenden Franzosen in die Flanke richtete, und an der Spitze der Kavallerie persönlich angriff.

Heinrich Ludens, Geh. Hofraths ꝛc., Verurtheilung und Rechtfertigung in der von Kotzebue'schen Bülletin-Sache. Heidelberg 1818, bei Mohr und Winter.

Eine Vertheidigung, die niemand als Partheimenschen überzeugen wird, daß es eine unrechtliche Sache sey, einen, aus anderer Leute Papieren, heimlich entnommenen Extract öffentlich zu machen. Herr Luden mag die Sache drehen und wenden, wie er will, so ist es

Digitized by Google

doch ziemlich klar, daß er wohl gewußt, dies Bülletin sey von Kotzebue an den russischen Kaiser gesandt, und, gegen seinen Willen, copirt worden. Weiter braucht der rechtliche Mann nichts zu wissen, er kann alle juristische Ansicht dieser Sache entbehren.

Restauration der Staats-Wissenschaft von C. L. von Haller. 3ter Band. Winterthur 1818, in der Steinerschen Buchhandlung.

Der Verfasser hat in diesem Bande an der Hand der Geschichte die Entstehung der von einander verschiedenen Patrimonial-, militairischen und solcher Staaten, die beides zugleich sind, entwickelt. Die erstern sind solche, wo die Macht in dem größesten Besitz von Grund und Boden; die andern, wo sie im Feldherrnamt liegt; und die letztern, wo der Monarch der mächtigste Grundherr und erster General zugleich ist.

Es wird geschichtlich bewiesen, daß die letztern Staaten die glücklichsten und dauerhaftesten, die andern die schlechtesten und unterjochtesten sind, wie Polen.

Uns scheint folgende Entwickelung der Institution, die wir Staat nennen, die wichtigste zu seyn.

In jedem Menschen, der geboren wird, liegt das natürliche Streben, seine Anlagen frei zu entwickeln, und sich dadurch die höchst möglichsten Genüsse zu verschaffen, solche so theuer auszutragen, als er vermag.

Der Spielraum für diese Naturanlagen, die sehr ungleich, bei einem groß, bei dem andern gering sind, ist die Erde, und das gegenseitige Bedürfniß der Menschen, welche sie bewohnen; Besitz und Anbau der Erde, und der Austausch der Erzeugnisse menschlicher Geistes- und Körperkraft, sind in der Kindheit der Menschen die ersten Quellen ihres Genusses.

Daß Jeder etwas habe und ruhig produziren könne, und damit nicht ein ewiger Krieg entstehe, waren Grenzen nöthig, welche für einen jeden einen Bereich bezeichneten, worin er seine Talente frei entwickeln könne, welches sein Rechtsgebiet war, und es bedurfte einer zwingenden Macht, um Jeden in seinem Rechtsgebiete zu schützen, diese war nun der Staat, und wenn es gewisser Regeln bedurfte, nach welchen der Schutz des Rechtsgebiets erfolgte, so erblicken wir darin Gesetze.

Gehen wir zu den Uranfängen der Staaten zurück, so entstanden sie entweder aus der Familie, worin der Vater, oder aus Colonisten-Staaten, wo der Feldherr oder Führer den Zwang übte.

Im ersten Fall entstanden die Gesetze aus dem Willen des Hausvaters, im letztern aus dem des Führers mit Berathung des Volks, dort entstanden Monarchien, hier Republiken, die zuletzt auch gewöhnlich in Monarchien übergingen. Beide Arten von Staaten haben sich nun, je nachdem sie heranwachsen sind, geschichtlich auf verschiedene Art entwickelt, und Gesetze, Gebräuche und Sitten erzeugt, woraus ein verschiedenes Staatsrecht entstanden ist.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Es muß aber doch ein rein aus der Vernunft entwickeltes Staatsrecht geben und endlich als Wissenschaft gelten, dessen höchstes Prinzip kein anderes als die höchste Gerechtigkeit seyn kann, welche zuläßt, daß ein jeder Mensch seine gemeinnützigen Naturanlagen frei entwickeln dürfe, und daß er bei der Gesetzgebung, durch welche seine Interessen bestimmt werden sollen, eine Stimme habe.

Dies aus der reinen Vernunft abzuleitende Staatsrecht mit seinem höchsten Rechtsprinzip verwirft aber Herr von Haller, und substituirt ihm dasjenige, welches die Natur geschichtlich hat entstehen lassen, wonach der Mächtigste herrscht, der Schwache gehorcht, da sie aber beide sich gegenseitig bedürfen, ihre Rechte und Pflichten auf Privat-Verträge stützen; der Inhalt dieser Verträge, welche so oft Noth auf der einen, Gewalt auf der andern Seite, schlossen, sind ihm das Staatsrecht.

Wenn man auch nicht läugnen kann, daß unsere Staaten sich wirklich so gestaltet, und man den Fleiß des Hrn. v. Haller bewundern muß, wie er dies aus der Geschichte dargelegt hat, so sträubt sich doch die Vernunft dagegen, dies Staatsrecht, welches so oft ein Staatsunrecht ist und sich klar darstellt, als höchstes Recht anzuerkennen, und selbst nach Haller'schen Grundsätzen muß das Revolutioniren dagegen erlaubt seyn, da es der Schwäche, wenn sie sich zur Kraft erhebt, nicht verdacht werden kann, wo möglich den Mächtigsten zu stürzen und sich an seine Stelle zu setzen, wie Frankreich das Beispiel gegeben hat.

Auf der andern Seite scheint es mir auch irrig und von üblen Folgen zu seyn, wie ebenfalls die französische Regierung klar erwiesen hat, wenn es Leute giebt, welche Staaten, die sich nach Haller'scher Lehre geschichtlich und nicht wissenschaftlich gebildet haben, durch ihr rein vernünftiges Rechtsprinzip von Grund aus neu schaffen, das alte bestehende einreißen wollen, wodurch alle abgegrenzten vorhandenen Rechtsgebiete der Einzelnen in einander laufen und einen natürlichen Zustand bilden, worin dann die rohe Masse als die physisch stärkste, die eine vernünftige Minorität unterdrückt und eine Anarchie hervorbringt, die sich selbst zerstört. Die rohe Masse ist niemals rein vernünftig, und erkennt die Wohlthat eines Staats, der in ihren Augen unnützer Zwang ist, nicht. In so fern nun der Wille der Gesammtheit nach der Mehrheit der Stimmen das Gesetz bilden soll, so wird solches, da die rohe Masse stets die Mehrheit bildet, niemals rein vernünftig, sondern in der Regel unvernünftig seyn.

Es scheint also das Beste zu seyn, vorhandene geschichtlich entstandene Staaten nach und nach dem Ideal des reinen höchsten Rechtsprinzips zu nähern.

Solche Colonien, die von Menschen angelegt werden, welche schon einen hohen Grad von Bildung besitzen und in ihrem Kopfe ein Ideal von Staat mitbringen, können eher nach reinen Vernunftprinzipien eingerichtet werden, als jene alten Staaten, die mit der Kindheit der Völker ihren Anfang nahmen, z. B. das Champ d'Asyl der Franzosen in Amerika.

Digitized by Google

Ueber den innerlich nothwendigen Zusammenhang der Staats- und Kirchen-Verfassung. Nebst einem Sendschreiben an den Herrn Ober-Präsidenten v. Bülow in Magdeburg von Jonathan Schuderoff. Ronneburg 1818. im litterarischen Industrie-Comtoir.

Nachdem der Verfasser S. 12 dargethan zu haben vermeint:

die Staatsverfassung, von innen heraus geschichtlich gebildet, sey nicht denkbar, ohne Vertrag mit dem Volk, nicht Kopf für Kopf, sondern mit den Vertretern desselben; die Legitimität sey nur ein Begriff ministerieller Fabrik, (Nein, sie ist, als Thronrecht verstanden, eine geschichtliche Thatsache, der Verfassungsvertrag aber ein ungeschichtlicher Traum.) und nur durch den Sozialvertrag werde ein Fürst erst legitim: alle andere Staaten seyen Nothstaaten. Es dürfte den jetzt lebenden Fürsten vor dem Abschluß solchen Vertrags nicht angst und bange seyn, da sie darauf rechnen könnten, daß sie Erblichkeit behalten würden; (Man könnte hier ausrufen: Herr Superintendent Jonathan beweise dies mit einem Spruch, und fragen, wenn Du das so gewiß bist, wozu denn die Form, wo schon der stille Contract vorhanden ist?)

Geht er zu der Nothwendigkeit der neben den Staat zu stellenden, von ihm unabhängigen Kirche über: denn wenn der Staat nichts andres sey, als eine auf Vertrag begründete Rechtsbürgschaft und Abmarkung der Rechtsgebiete der Einzelnen, so sey die Kirche etwas mehr, und das moralische Institut, worin der Mensch, außer seinem vom Staat begründeten Recht, Belehrung und Erbauung seiner Seele finde.

Beide Institute wären ursprünglich aus der Natur des Menschen entsprungen, und nothwendig zu trennen.

Das Ganze geht denn darauf hinaus, eine evangelisch-geistliche Hierarchie zu bilden, welche die Laien anhält, die Gebräuche des Cultus mitzumachen.

So ernstlich dies Streben, so lächerlich ist es in unserer Zeit, wo alles auf die Vernunft sich stützt und beruft; die sagt uns zwar freilich auch, daß es Unbegreiflichkeiten, eine höhere als die menschliche Welt giebt, die uns hienieden nicht aufgethan werden kann, aber eben deswegen erscheint es auch um so lächerlicher, wenn die Herren Schwarzröcke sich immer noch mit dem Schlüssel Petri brüsten, womit sie lösen und binden könnten. Daß wir alle sündige Erdenkinder sind, daß alles Irdische eitel und da oben etwas hier Unerreichbares ist, das erkennen jetzt alle Aufgeklärte, sie wissen aber eben so gut, daß die Herren Schwarzröcke eben solche arme Sünder sind wie sie, sie achten in ihnen den Lehrer und Erzieher, den Priester aber nicht, mit und ohne Costüm, und wenn es dem Kaiser Julian in seinem Zeitalter nicht mehr gelang, das Heidenthum herzustellen, so wird es Herrn Jonathan und Genossen in unserm Zeitalter noch weniger glücken, den Priesterglauben zu erneuern und im Staate einen andern — die Kirche — zu errichten.

Freimüthige Erwiederungen auf die Stellen der Schrift des Herrn Ober = Präsidenten v. Bülow in Magdeburg von H. Müller. Quedlinburg und Leipzig 1818, bei G. Basse.

Schwache Gegenrede, die nur verneint und nichts Arges von den Synoden wähnt, auch nicht begreift, daß die Geistlichkeit, auch ohne es zu wollen, nach und nach zur Priesterschaft umgeschmolzen werden kann, wenn dies sonst möglich wäre.

Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. 12ter Band, Jahr 1815. Von Dr. Karl Venturini. Altona 1818, bei J. F. Hammerich.

Es ist nicht zu leugnen, daß dieser 12te Band gut geschrieben ist. Der Verfasser erzählt die Begebenheit im Geist der Opposition, besonders die Revolution in Frankreich während der 100 Tage, die Szenen in Paris in der Crise nach der Schlacht von Waterloo, die Verhandlungen des Pariser Friedens, Frankreichs Lage, Intriguen seiner Minister, verfehlte Politik der Alliirten, Rußlands und Englands Uebergewicht, Deutschlands Zurücksetzung, heilige Allianz.

E. M. Arndt's Urtheil über Friedrich den Großen, beleuchtet von K. G. N. Leipzig 1818. In Commission der J. B. G. Fleischer'schen Buchhandlung.

Alle noch ziemlich zahlreichen Verehrer dieses großen Fürsten werden dieses Buch mit Vergnügen lesen, worin ein Mann die Feder führt, der das ganze Wesen Friedrichs wie seinen Regierungsplan durchdrungen hat, und alle die Vorwürfe zu Schanden macht, welche entweder Blödsinn oder die boshafte Absicht gemacht haben, in ihm, dem größesten Repräsentanten der Hohenzollern, das ganze Geschlecht aus den Herzen der Preußen zu verdrängen und ihr goldenes Götzenbild an die Stelle zu setzen.

Der Verfasser zeigt aus der deutschen Geschichte, wie die Zerrissenheit des so oft von den Nachbaren verheerten Deutschlands entstanden sey, wie die Päpste nach und nach die kaiserliche Macht untergraben und die deutschen Fürsten dieselbe immer mehr ihrer Souveränität entkleidet, wie Karl V. nahe daran gewesen sey, ein wahrhafter deutscher Monarch zu werden, wenn er entweder sich an die Spitze der Reformation gegen den Papst gesetzt, oder nach der Schlacht von Mühlberg die Landeshoheit der Fürsten beschränkt hätte. Nachher sind unter dem bigotten Ferdinand, der den 30jährigen Krieg herbeigeführt, und durch den westphälischen Frieden die Trennung sanctionirt worden.

Friedrich habe, nachdem die Eroberung von Schlesien ihn vom deutschen Kaiser und Reich unabhängig gemacht habe, den Plan

gehabt, Deutschland wieder zu einem Reich zu machen und Maria Theresia auf den Besitz von Ungarn zu beschränken. Die unglückliche Schlacht von Collin hätte diesen großen Plan vereitelt. Nachher habe er diesen Plan aufgeben und nur um den Frieden kämpfen müssen. Nachdem er solchen errungen, sey keine andere Rolle ihm übrig geblieben, als die eines Beschützers der deutschen Fürsten.

Was das Militairsystem Friedrichs anlanat, so zeigt der Verfasser, wie zweckmäßig das Werbesystem für den aufblühenden kleinen Staat gewesen sey, der seine kleine Bevölkerung schonen mußte, die durch das Cantonwesen immer den Kern der Armee bildete.

Das Geld, um das Werbesystem durchzuführen, dessen leichteste Erhebung die strenge Disciplin und das adliche Officiercorps, um an demselben in der Armee eine sichere, auf Pour l'honneur erbaute Basis zu erlangen, hätte mit Friedrichs Militairsystem genau zusammengehangen.

Friedrich habe die intellectuelle wie physische Kraft seines Volks durch seine directe Unterstützung der Industrie und Leitung des Handels gehoben. Der glänzende Erfolg spräche für dieses System.

Politische Aphorismen zur Beherzigung vor dem Congreß in Aachen von Dr. Schlottmann. 1818.

Ein Durcheinander von Betrachtungen, denen aller Zusammenhang fehlt, und die im Grundton alle nur auf das große Glück der Volksvertretungen aufmerksam machen zu sollen scheinen. Zuweilen weiß man nicht, ob der Verfasser Spott oder seine aufrichtige Meinung ausspricht. Z. B. Seite 3 heißt es:

„Je nachdem eine Regierung Geld aufnimmt und folglich tiefer sich verschuldet, steigt der Credit ihrer Staatspapiere."

Der Magnetismus in Hannover. Berlin 1818, bei August Rücker.

Ein Streit, den der Dr. Ziermann gegen die hannöversche Regierung erhebt, weil Sie ihm das Magnetisiren am Baquet untersagt hat.

Regent und Volk. Oder: Welche Constitution muß der preußische Staat haben? Berlin 1818, C. G. Flittner'sche Verlags-Buchhandlung.

Eine sehr durchdachte, leidenschaftslose, mit vieler Sachkenntniß entworfene Darstellung der Grundzüge einer preußischen Verfassung, welche der Staatsrath recht sehr zu beachten haben dürfte, von welcher hier ein gedrängter Auszug an seiner Stelle seyn wird.

Digitized by Google

Was haben die deutschen Fürsten in der Congreßacte in Rücksicht der Constitution versprochen?

Der Verfasser interpretirt den 13ten Artikel der Bundesacte und die preußische Verordnung vom 22sten May 1815, worin ausdrücklich das Wort Berathung ausgesprochen worden ist, dahin:

1) daß eine verhältnißmäßige Repräsentation des ganzen Volks,
2) Theilnahme an der Deliberation und entscheidende Stimme über die wichtigsten Nationalangelegenheiten, besonders über die Bewilligung der Staatslasten,
3) Verantwortlichkeit der administrirenden Staatsbehörden gegen die Nation,
4) Unabhängigkeit der Gerichte,
5) Preßfreiheit,

Statt finden müßten, weil dies der allgemeine Wunsch der deutschen Nation sey.

Was der Verfasser unter den wichtigsten Nationalangelegenheiten versteht, hat er im 20sten Capitel ausgesprochen, wo die Grenzlinie zwischen der executiven und der Gewalt der Repräsentanten die Rede ist. Hier heißt es bei den Finanzen: die Repräsentanten müßten die Steuern bewilligen, die Rechnungen über deren Verwendung prüfen. Wie es werden solle, wenn die Repräsentanten einmal gar keine Abgaben bewilligen wollten, auf diesen Fall ließen sich gar keine Vorkehrungen treffen, eben so wenig als darauf, wenn der König gar keinen Reichstag Statt finden ließe und die Repräsentanten nicht berufe. In beiden Fällen müsse man annehmen, wie Solon gethan, als er für den Vatermord keine Strafe bestimmt, den er für unmöglich gehalten habe.

Bei der Gesetzgebung müßten die Repräsentanten bei der juridischen, nicht aber bei der politischen, eine Stimme erhalten, die letztern aber auf Verwaltungsgrundsätze und auf das Verfahren bei Erhebung der Steuern und beim Staatseigenthum, auf Untersuchung und Bestrafung des Polizeiverbrechens, auf lokale und vorübergehende Polizeiverbrechen, auf Disciplin beschränkt werden. Alle Staats- nicht so Communal-Beamten, sollen vom König ernannt, von ihm allein Krieg und Frieden beschlossen werden.

Wenn wir dem Verf obige Punkte unbedingt zugeben, so können wir doch nicht auf die Steuerbewilligung von den Ständen allein abhängig erblicken, aus dem vom Verf. selbst berührten Grunde, was dann erfolgen solle, wenn die Stände keine Abgaben oder die nöthigen bewilligen wollten? Die angeführte Solon'sche Weisheit kann uns dann nicht vom Untergange retten, und Solon hatte nur für einen speziellen Fall des Vatermords kein Gesetz gegeben, hier aber steht alles auf dem Spiel, und da die Stimme der Stände von der Mehrheit abhängen solle, und diese vielleicht von der einzigen entscheidenden Stimme eines vom Auslande bestochenen Verräthers, wie denn die eine überwiegende Stimme eines Schandbuben Ludwig XVI. auf das Hochgericht brachte, so wäre der Fall denkbar, daß der Staat zu Grunde ginge, wenn es ihm an Gelde fehlte, um in höchster Eile den Krieg zu erklären, um sich zu retten.

Digitized by Google

So ist denn schlecht für das Staatswohl von den Herren Constitutionsverfassern gesorgt, wenn sie in dem wichtigsten Falle keinen Rath wissen und das Staatsschiff dem Zufall überlassen, und zwar lediglich dadurch, wenn sie 2 Partheien, Regent und Volk, gegen einander über stellen, ohne ihnen einen höheren Richter überzuordnen

Wenn der Verf. J. v. Müllers Worte:

Rath nahmen sie von mehreren, weil nicht leicht einer alles sieht; die Vollbringung überließen sie einem, weil in der Einheit Kraft ist,

zur Basis seiner Constitution annimmt, wie kann er denn den Ständen die alleinige Steuerbewilligung und dem Regenten das Recht Krieg zu erklären einräumen, der ohne Geld nicht zu machen ist?

Der König muß das Recht behalten, Geld in Pausch und Bogen, und zwar in peremtorischen Terminen zu fordern, der Finanzminister muß die Verwendung nachweisen, und die Stände müssen es nach ihrer Einsicht in der Aufbringung vertheilen.

Der König muß in allen Fällen das höchste, souveraine, heilige unverletzliche entscheidende Wesen bleiben, Staatsdienerschaft und Landstandschaft gegen einander über Gesetze verarbeiten, sonst ist Anarchie unausbleiblich, oder der König ist genöthigt, gewaltsame Eingriffe in constitutionelle Gerechtsame zu machen, oder durch Intrigue und Bestechung die Standschaft zu bewegen, zu thun, was das Staatswohl erheischt.

Im übrigen ist der Verfasser nicht für Provinzial-, sondern für Reichsstände, der König soll die Charte ertheilen, nicht darüber mit dem Volke contrahiren, es sollen keine Stände oder Corporationen, sondern nur Staatsbürger repräsentirt werden. Der Verf. ist nicht für zwei, sondern nur für eine Cammer gestimmt. Die Wahl der Repräsentantenschaft soll nicht lediglich an den Grundbesitz geknüpft seyn. Die Juden sollen Bürgerrechte behalten. Die Staatsdiener gewählt werden können, jeder Gewählte soll lesen und schreiben können. (Dann muß eine Prüfung, eine Repräsentanten Examinations-Commission niedergesetzt werden, und es ist ein böses Zeichen für die Volksreife für Verfassung, wenn hierüber etwas festzusetzen nöthig scheint.) Wenn eine Pairscammer für nöthig erachtet würde, so sollen die königl. Prinzen nach erlangter Volljährigkeit, die Chefs der mediatisirten fürstlichen Häuser, erbliche Mitglieder, die der König dazu ernennen will, die diese Würde an ein Majorat knüpfen müssen, dessen jedesmaliger Nutznießer die Rechte der Repräsentation ausübt, zeitige Mitglieder, die der König nach Gefallen auf ihre Lebenszeit dazu ernennt, diese Pairscammer ausmachen. Die Dauer der Repräsentation soll von der Willkühr des Regenten abhängen. Wenn der König die Repräsentation gar nicht zusammenberiefe, so soll darüber die Constitution kein vorbeugendes Gesetz enthalten, weil dadurch der Keim des Aufruhrs in ihren Schooß gelegt würde, sondern da dem König Steuern nöthig, diese aber von den Ständen zu bewilligen, so würde er sie schon berufen.

(Hierin, sagen wir, liegt der Keim zu einer revolutionairen Regierung, die von der Repräsentation ausgehen wird, da das Geld

SOCIETÄT

der nervus rerum und der, welcher darüber gebietet, der Herr ist, ein vom Volke bezahlter König ist eine Lächerlichkeit in sich.)

Die Repräsentanten sind Staatsdiener, die 2 Louisd'or Diäten und Reisegeld erhalten.

(Dann besteht der Unterschied der Staatsdiener und Repräsentanten darin, daß jene studirt haben, und diese wenigstens lesen und schreiben können.)

Die Repräsentanten sollen sich nicht an ihre Instruktion halten dürfen

(Dann hat Rousseau Recht, wenn er sagt: das englische Volk ist nur in dem Augenblick frei, wo es seine Repräsentanten wählt, im nächsten Augenblick verfällt es wieder in Sclaverei. Dann haben wir einen von Privatinteressen des Augenblicks abhängigen hundertköpfigen Regenten, den wir pro Kopf mit 10 Rthlr. bezahlen, daß er uns provisorisch regiere, statt eines erblichen, der aus eigenem Vermögen frei da stand.

Friedrich August der Gerechte, König von Sachsen. Leipzig 1818, bei Ernst Klein.

Eine Apologie und Rechtfertigung der Diplomatik dieses Fürsten vom Anfange seiner Regierung bis auf sein diesjähriges 50jähriges Jubiläum.

Es ist eine anerkannte Sache, daß dieser Fürst während seiner 50jährigen Regierung das Glück seines Volks redlich und eifrigst zu fördern bemüht war, und sein Ziel erreicht haben würde, wenn die auswärtigen Verhältnisse ihn nicht daran verhindert hätten. Hier sah er sich genöthigt, wie alle Mächte 3ten und 4ten Ranges, dem Mächtigsten und Siegreichsten zu huldigen, so auch der König von Sachsen. Wer wird ihm daraus einen Vorwurf machen? Wenn er daher nach der Schlacht von Lützen nicht richtig voraus fühlte, wer in dem großen Kampf obsiegen würde, so mag auch dies entschuldigt werden, aber dem Nachbar, Preußens Monarchen, war es andrerseits auch nicht zu verargen, wenn er die ihm günstigen Glücksfälle benutzte, zur Sicherung seines Staats einen Theil von Sachsen an sich zu ziehen, um den gefährlichen Nachbar im Bunde mit seinen Feinden 1756 wie 1813 unschädlich zu machen.

Auffallend ist die Stelle S. 112, wo es heißt:

„Das Glück hätte Napoleons Schritte krönen, Macdonalds und Vandamme's Niederlagen, erstere in Schlesien durch das Anschwellen aller Gewässer, letztere durch die Verirrung des G. Kleist'schen Corps, veranlaßt, verhüten sollen, und unsers Königs Weisheit, seine Vorsicht und seine Fürsorge für sein Volk, würden auf Unkosten derer, die ihn verleumdeten, vielmehr noch gerühmt worden seyn, als man sie für einen Augenblick verkannte und verkleinerte."

Hieraus sieht man also, was der Verfasser Sachsen an Preußen üben lassen wollte, wenn es der Sieger gewesen wäre.

Digitized by Google

Antwort eines Rheinpreußen auf des Hrn. J. v. Voß Sendschreiben eines Brandenburgers an die Bewohner Rheinpreußens. Bonn 1818. bei A. Marcus.

Eine bittere sarkastische Schrift, worin der eine Theil den Gegner durch Witz lächerlich zu machen, der andere eine eben nicht neue Verfassungs-Theorie aufzustellen sich bestrebt.

So viel ist daraus zu ersehen, daß Herr Görres, indem er eine Adresse im Namen der Rheinbewohner dem Herrn Staatskanzler übergab, nicht im Geist derselben handelte, da er Wünsche und Bitten aussprach, die keineswegs die ihrigen waren.

Herr Rehfues hingegen verlangt nichts weiter, als die Vollziehung der Verordnung vom 22sten May 1815, worin der König berathende Provinzialstände einzuführen versprach. Er hält der Persönlichkeit des Königs große Lobreden, und meint nur, daß es nöthig sey, für die Zukunft und wegen aller Nachfolger, durch eine Verfassung, welche auf den gesellschaftlichen Vertrag gesetzlich begründet werden müsse, das Glück der Preußen zu sichern.

Herr Rehfues beantwortet S. 22 des Herrn v. Voß Frage:

„Aus welchem Grunde soll der König aber seine Souverainität hingeben, aus welchem es das Volk wünschen?"

mit dem bestimmt ausgedrückten Satz:

„Der König will — weil einmal Einführung ständischer Verfassung und Aufopferung der Souverainität nur Eins seyn sollen — Seine Souverainität aufheben."

Womit beweisen Sie diese in die Seele des Königs ausgesprochene starke Behauptung, Herr Verfasser? Mit der Verordnung vom 22sten May 1815?

Darin ist nur von Berathung der Provinzialstände die Rede; womit die Souverainität sehr wohl besteht, also haben Sie selbst den Satz erdacht, weil Sie Souverainität und ständische Verfassung mit Ihrem Sinne nicht zusammen reimen können.

Herr Rehfues, wir lassen ihn selbst reden, stellt sodann folgendes Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes auf:

„Eröffnen Sie einmal das Buch der Zeiten, und suchen da die Quellen der Anarchie und des Bürgerkrieges auf, vor denen Sie warnen, und Sie werden dieselben im Durchschnitt immer finden:

in Republiken darin, daß der Staat von seinen Gesetzen nachgelassen, und einzelnen Ständen oder Bürgern zu viel Gewalt gegen die Andern eingeräumt hat;

in unbeschränkten Monarchien, weil der Despot entweder auf seinem Stuhl eingeschlafen ist, da unumschränkter Wille noch keine Kraft giebt; oder weil dieser unumschränkte Wille die Beschränkung der persönlichen Freiheit seiner Unterthanen und des Genusses ihres Eigenthums zu weit getrieben hat:

und in beschränkten Monarchien, weil entweder einem energischen Fürsten die weise Beschränkung lästig fiel, oder weil übermüthige Stände die Schwachheit und das Unglück eines andern Fürsten zu größeren Beschränkungen desselben, und vielleicht bis zu seiner Vernichtung, benutzen wollten;

in allen aber, in einem gesunkenen Zustande der Moralität des Volks, und in einer, durch Fanatismus oder falsche Aufklärung bewirkten Verkehrtheit der Geister, wie die Geschichte jedes Volks uns die Beispiele liefert, in welchem Falle denn freilich keine Hülfe mehr möglich ist, sondern die aufgeregten Elemente sich an einander selbst abreiben und aufs Neue ordnen müssen.

Wir haben es hier nur mit dem zweiten und dritten Falle zu thun, und beschränkte und unbeschränkte Monarchien historisch mit einander zu vergleichen.

Wie es durchaus verdorbene Zeitalter giebt, in welchen einzelne große Tugenden um so herrlicher hervortreten, so giebt es auch wirklich glückliche Zeiten, in welchen sich eben darum keine große Tugenden mehr hervorheben, weil sie in dem allgemeinen Glück ihre Beschränkung finden. Solche kurze, halcyonische Tage hat das römische Reich unter einigen seiner Kaiser, selbst das deutsche Reich vielleicht in den Zeiten von dem siebenjährigen bis auf den französischen Revolutionskrieg gesehen, und solche Tage dürften wir von dem Karacter der meisten heutigen Regenten, und dem Geiste der meisten heutigen Regierungen erwarten, wann nicht der gereizte Zustand einzelner Europäischen Völker die Unterbrechung dieser Ruhe möglich machte.

Die halcyonischen Tage sind es, in welchen sich der Character der unbeschränkten Monarchie in einer überschwenglichen Fülle von Völkerglück ergießt, und die Zeiten von Saturnus Herrschaft aus der Fabel in die Wirklichkeit ruft. Solche glückliche Tage folgen aber in der Regel auf große und lange politische Stürme, in welchen sich die schädlichen Elemente im Staat nach und nach aufgerieben, und die übrigen in ein völliges Gleichgewicht gegen einander gestellt haben. Jede Kraft hat die andere kennen gelernt, und übernimmt sich nicht mehr gegen sie. Ruhe ist der erste Wunsch der Völker, und der Fürst, welcher sie nicht stört, ist der beste Fürst.

Aus solchen glücklichen Tagen muß der Vertheidiger der unbeschränkten Monarchie seine schönsten Beispiele holen, und er wird sie finden. Aber sie beweisen wenig; denn erstlich entsteht aus dieser Ruhe eine Stagnation des Volks, welche mit der Verweichlichung und Erschlaffung der Geister und der Sitten anfängt, worauf dann die bekannten Folgen nicht lange ausbleiben; und zweitens liegt das Glück jener Zeiten in allgemeinen glücklichen Zuständen des Volks, wo es gar nicht mehr darauf ankömmt, in welcher Form es regiert wird, indem die Mäßigung über das ganze Zeitalter herrscht. Der Monarch ist in denselben wahrhaft unbeschränkt, weil er in seinen Tugenden seine Beschränkung findet.

So auch giebt es hinwiederum durchaus verdorbene Zeitalter, in welchen das Leichteste und Schwerste ist, besser zu seyn, als das Zeitalter. Das Schwerste: weil die Tugend eines Einzelnen keine ganze verdorbene Mitwelt bezwingen kann, wenn sie nicht auf dem Throne geboren ist; das Leichteste: weil die Tugend, die auf dem Throne sitzt, niemand zu widerstehen vermag. Hier ist der Fürst besser, als sein ganzes Volk, darum es billig ist, daß sich niemand in seinen Thron stellen und ihm Rath ertheilen wolle. Ob es einem

solchen Fürsten gelingen kann, sein Zeitalter zu bessern, ist eine Frage; daß er aber seine Nachfolger sich nicht ähnlich machen kann, Gewißheit. Beispiele von solchen Regierungen finden sich noch mehrere in der Geschichte, als Beispiele jener Tage allgemeine Glückseligkeit. Aber diese Beispiele beweisen nichts für die Vorzüge der unumschränkten Regierungssysteme, sondern halten nur den Glauben aufrecht, daß kein Zeitalter so schlecht ist, um die Tugend unmöglich zu machen.

Endlich aber giebt es eine dritte Zeit, in welcher eine solche Masse von Aufklärung verbreitet ist, daß Laster und Verbrechen mehr für Thorheiten, Tugend und Rechtschaffenheit mehr für Verstand gelten. In solchen Zeiten kann der unumschränkte Monarch seine Gewalt nicht mißbrauchen. Er hat die Pflichten gegen sein Volk in ihrer innern Nothwendigkeit erkannt, und übt sie, weil er, um es nicht zu thun, als der größte Thor seiner Zeit erscheinen würde.

Zwischen diesen drei Stufen liegt die Weltgeschichte, und Alles, was in ihr geschieht, besteht nur in Abstufungen und Uebergängen. Diese Stufen sind sich in jeder Verfassungsform durchaus nähnlich, und die Gewalthaber in allen sind auf gleiche Weise das geworden, was sie sind. Unläugbar aber ist, daß die letzte Zeit diejenige ist, die auf dem Verstande der Zeitgenossen ruht, und darum auch eine längere Dauer verspricht, als die vorige.

In den drei Zeitaltern, die ich geschildert habe, wird es nur Menschen geben, welche die Dauer dieser Regierungs-Epochen wünschen. Seyen es aber die beglückenden Fürsten selbst, oder seyen es Unterthanen, welches Mittel können sie auffinden, um diesen Zustand für die Dauer zu begründen?

Im ersten Zeitalter liegt das Glück in dem allgemeinen Volks-Zustande; in dem zweiten einzig und allein in dem Fürsten, und im dritten in beiden. Das erste Zeitalter ist aber mehr ein Zustand von physischer Ruhe, als von geistigem Gleichgewichte, und von jenem sind keine ängstliche Sorgen für die Zukunft zu erwarten. Diese Sorglosigkeit gehört zu seinem Character.

Im zweiten Zeitalter ist es der Fürst allein, der die Sorge für die Zukunft fühlt. Der Zustand des Volks läßt nach seinem Tode das Schlimmste erwarten. Nur mit unbeschränkter Macht vermochte er, das verdorbene Geschlecht dem Guten zu nähern; es kommt also für ihn hauptsächlich darauf an, diese unumschränkte Gewalt für seinen Nachfolger zu sichern, und sich einen solchen zu wählen, der sie in seinem Geiste zu gebrauchen versteht. Er ist zu weise, um sich der Hoffnung hinzugeben, während der Regierungs-Dauer eines einzigen Sterblichen sein Volk anders zu erziehen. Eine ferne Gewalt war sein Mittel, und mußte es seyn; aber mit einer nahen Gewalt kann man wohl Menschen zum Guten zwingen, nicht sie für das Gute erziehen. Thron und Volk sind sich zu ungleich in Kraft und Verstand, als daß ein Vertrag zwischen beiden möglich wäre. Eine Verfassung des Staats, welche Dauer erwarten ließe, kann nicht aus diesem Zustande hervorgehen.

In dem dritten Zeitalter waltet die politische Klarheit. Die Macht der Denkungsweise desselben beherrscht vor Allen den Fürsten, weil sein Character in der Regel das Resultat seiner Zeit ist,

Digitized by Google

und weil nur wenig Einsicht dazu gehört, um den Kampf gegen den ganzen Verstand der Mitwelt zu unterlassen. Er könnte ihn nur mit Mitteln durchfechten, welche dem Zeitalter völlig fremd sind; aber die Consequenz in der Anwendung dieser Mittel ist für eine milde Denkungsart so schwierig, daß sie für dieselbe unmöglich scheint.

Der Fürst wird also zu diesem Wagestücke schwerlich Lust haben; denn wozu sich zu dem entschließen, worin sein Zeitalter bloß den Muthwillen erkennen würde? Zu dieser Klarheit des Fürsten gehört aber auch die Einsicht, daß nicht Alles immer so bleiben werde, und daß Er und seines Volkes Bildung vor Allen berufen seyen, dem gegenwärtigen Zustande Dauer zu geben. Was kann er nun für diesen Zweck thun, wenn die Verhältnisse des Staats nach Außen und seine Kraft von Innen durch eine weise und feste Verwaltung gesichert sind; was kann er anders thun, als diesen gegenwärtigen Glückszustand, der in seinen eigenen Gesinnungen und in denen seines Volks die einzigen Stützen hat, durch einen Vertrag zwischen beiden zu sichern, in welchem sie einander versprechen, in ihren gegenseitigen Gesinnungen für immer zu verharren, und so weit sie es vermögen, auch die Nachkommen zu zwingen, nicht von demselbigen zu weichen?

Dieser Vertrag kann kein anderer seyn, als der einer gegenseitigen Beschränkung der Willkühr. Diese Beschränkung ist für den Fürsten gegen das Volk schon dadurch gestellt, daß er die ausübende Gewalt in den Händen behält; von Seiten des Volks gegen den Fürsten aber muß sie darin bestehen, daß dasselbe durch seine Repräsentanten über die Mäßigung wacht, womit er die ausübende Gewalt anwendet, das heißt: regiert.

In diesem Zeitalter müssen aus den unbeschränktesten Monarchien Verfassungen hervorgehen. Dieses Zeitalter aber ist das unsrige, und darum haben die Fürsten dieselben sogar früher ausgesprochen, als die Völker sie daran erinnerten. Und nur darum, weil wir in diesem Zeitalter leben, kann ein Einzelner, wie Sie, Entschuldigung finden, wenn er eine ständische Verfassung für überflüssig achtet. Der Character des Regenten ist seine Vertheidigung, und gern glaubt man, daß er ihn für unsterblich hält, weil er ihn liebt.

Betrachten wir nun die beschränkte Monarchie, so sind die Gefahren, welche in derselben für den Thron entstehen können, zwiefach.

Entweder die Beschränkung in dem Character des Fürsten lästig. Er setzt sich daher über dieselbe weg, und der Erfolg ist glücklich oder unglücklich für ihn.

Im ersten Falle wird seine Souverainität unbeschränkt;
im zweiten geht er persönlich unter, oder die, ihm vom Volke abgekämpfte Verfassung macht ihn zu einem bloßen Schattenkönig, oder die monarchische Staatsform wird ganz aufgehoben, oder aber die Sachen bleiben wie zuvor.

Die zweite Gefahr ist, daß die bisherige Beschränkung dem Volke nicht mehr genügt, und daß es den Fürsten entweder noch mehr beschränken, oder die monarchische Verfassung ganz aufheben will.

Digitized by Google

Auch hier sind die Folgen dieselben, wie bei der ersten Gefahr, und der ganze und große Unterschied besteht nur darin, daß der Fürst im ersten Falle das Gesetz gegen sich, und im letzten für sich hat.

Das Gesetz aber ist die Basis, auf welcher alle menschliche Zustände allein mit Sicherheit ruhen. Bloße Gewohnheit, Herkommen, erorbter oder erzwungener Gehorsam unterliegen am Ende der Zeit, und kein Thron stehet fest, welcher keine gesetzliche Begründung hat. Diese gesetzliche Begründung kann zwischen Fürsten und Volk nicht anders gedacht werden, als in einem Vertrage, den beide mit einander über ihre gegenseitigen Pflichten und Verbindlichkeiten abschließen, und der nur um so fester und heiliger wird, wenn der Fürst selbst den ersten Schritt dazu gethan hat. Dieser Vertrag heißt Verfassung. Fürst und Volk verbürgen sich einander gegenseitig durch ihre Schwüre, und so lange die Verfassung besteht, ist der Thron sicher.

In dem Wesen dieses Vertrags liegt vor allen Dingen, daß er nicht einseitig aufgehoben werden kann. Wo es daher die Gewalt thut, dauert der gesetzliche Anspruch dennoch fort. Der Regent oder seine Familie können ihr Recht zu jeder Zeit wieder aussprechen, und die Reue der Völker, oder eine glückliche Gelegenheit, richtet das niedergestürzte Fürstenhaus wieder auf. Diese Gesetzlichkeit ist die Legitimität unserer Zeit, welche sich an den Bourbonen bewährt, die früher die Stuarts zum zweitenmale auf den britischen Thron gehoben hat, und die sie vielleicht noch einmal auf denselben erheben würde, wenn der Stamm nicht ausgestorben wäre.

Von dieser Legitimität weiß man nichts in despotischen Staaten, denn hier ist die Gewalt das Gesetz. Nur ein despotischer Staat, den ich kenne, hat für seine herrschende Familie eine gleichmächtige Basis ihrer Ansprüche an den Thron, und dies ist der türkische, wo die Abstammung von dem Propheten das regierende Haus in der Religion des Volks befestiget hat. Darum ist aber auch die Krone des Einzelnen um so unsicherer, weil es doch ein Mittel geben muß, den Regenten-Willen unschädlich zu machen. Kaiser um Kaiser können daher in Konstantinopel fallen, aber des Regentenhaus bleibt immer dasselbe, und der Nachfolger des verhaßtesten Fürsten wird, ohne Gefahr für dessen Mörder, in seinem eigenen Hause gesucht.

Wir räumen die Vordersätze alle ein, wenn es aber S. 29. heißt:

„Was kann er, der Monarch, anders thun, als diesen gegenwärtigen Glückszustand zu fixiren ꝛc.“

woraus dann Constitutionen und Repräsentationen gefolgert werden, so finden wir diese Folgerung gänzlich unrichtig und irrig. Wenn Herr Rehfues das Staatskalück auf die verständigen Gesinnungen des Fürsten und des Volks mit Recht gebaut hat, da solches in ihnen die einzige wahre Bürgschaft findet, wie kommt er denn auf die sonderbare Idee, diese Gesinnungen als nothwendige Bürgen aber Staatsverfassungen, in den künftigen Generationen, durch Contracte und

Documente) der gegenwärtigen hervorzaubern zu wollen? Bleiben die Gesinnungen künftiger Generationen gut, so bedarf es ja der Contracte nicht, sie würden nur Mißtrauen erregen, würden sie schlecht im Fürsten, so würde er entweder, trotz alles Contracts seines Vorgängers, ein Despot, oder vernichtet werden; würden sie schlecht im Volke, so entstünde Anarchie durch Revolution.

Wenn Herr Rehfues das geschilderte verständige Zeitalter das unsrige nennt, worin wir nicht ganz mit ihm einig sind, und behauptet: unsern guten Fürsten sey es beschieden, ihren guten Völkern Verfassungen zu geben, um die Zukunft zu sichern, so ist dies ein frommer Wunsch, und so wenig wie Ludwig des 14ten Testament 2 Tage nach seinem Tode etwas mehr wie beschriebenes Pergament war, so wenig sind es alle geschriebene Constitutionen, wenn die Persönlichkeit der Fürsten und Völker, welche sie halten sollen, ihnen nicht die Bürgschaft geben.

Ueberdies setzt Contract zwei Partheien, diese eine höhere richtende Macht voraus, wohin setzt solche Herr Rehfues, wenn er die Fürsten zur Parthei macht?

Wir haben sehr oft gesagt, und wiederholen es hier:

Es kann in Preußen nur eine berathende Provinzialständschaft, welche der Staatsdienerschaft gegenüber tritt, und mit ihr über ideale Staatsentwickelung und reale Interessen debattirt, Statt finden, über die der König in höchster Potenz als Souverain steht.

So ist auch der Sinn der Verordnung vom 22sten Mai 1815.

Ueber das Zunftwesen. Beherzigung für die Wiederherstellung der Zünfte. Bonn 1818, bei A. Marcus.

Der sachkundige Verfasser soll der Regierungs-Rath Rehfues in Cölln seyn; wer es auch seyn mag, er sprach ein wahres Wort und traf den Nagel auf den Kopf.

Die unheilbringende, allen Gewerbfleiß tödtende, Liederlichkeit und Unsittlichkeit aufs Höchste treibende, von Adam Smith zuerst, und von so vielen erbärmlichen Nachbetern, leider, zuerst in Frankreich, dann bei uns nachahmend, verkündete, unbeschränkte Gewerbefreiheit, wird hier mit der Fackel der Erfahrung hell, ja in den Augen brennend, beleuchtet, die alte Zunftverfassung, mit Wegräumung alles Mißbrauchs und Unraths zurückgewünscht, und gezeigt: welche Gewerbe zweckmäßig fabrikenartig, welche nicht, getrieben würden.

Rückerinnerungen an die Jahre 1813 und 1814, oder Berichtigungen verschiedener Ansichten und Urtheile, die Schlacht von Hanau u. s. w. u. s. w. betreffend, als Anhang zu des Oberstlieutenants von Plotho Werk: „der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813.

Digitized by Google

und 1814"; von E. Frhrn. v. Völderndorff und Waradein. München 1818, bei J. Lindauer.

Der Marschall Fürst Wrede ist zu oft wegen der verfehlten Schlacht von Hanau angegriffen worden, als daß es nicht interessant seyn sollte, seine Vertheidigung zu hören. Diese findet der Leser hier, so wie die Darstellung des Antheils, den der Fürst an der Schlacht von Bar für Aube hatte, die allerdings von großer Wichtigkeit war.

In Rücksicht des ersten Punkts ergiebt sich, daß der Feldherr befehligt worden, den fliehenden Feind auf der großen Straße nach Frankfurt anzugreifen, und daß aus Mangel an Zeit er nicht weiter auf dieser Straße wie bis Hanau kommen konnte, und ihm zugleich die unrichtige Nachricht gegeben worden war, die siegende Hauptarmee folge der fliehenden französischen auf dem Fuße. Fürst Wrede wollte dagegen über den Rhein gehen, und den Feind von Mainz abschneiden, hier diese Festung überrumpeln, mindestens die Schiffbrücke zerstören.

Geist der Zeit, 4ter Band. Berlin 1818, bei Reimer.

Der vielberedte Arndt nimmt einmal wieder das Wort, und theilt seine zeitaeistigen Aussprüche in folgende Abschnitte ein: Vorwärts und Rückwärts. — Deutschland. — Verfassung und Preßfreiheit. — Orden — geheime Gesellschaften. — Die deutsche Wehrmannschaft. — Ueber deutsche Art und über das Welschthum bei uns. — Das Turnwesen. — Unsere Sprache. — Ein Wort über das jetzige deutsche Gelehrtenwesen. — Denkmäler, Feste, Spiele. — Vom Mysticismus. — Das Alter und die Jugend. — Schluß —

Was von dem eigentlichen Zeitgeist zu halten, spricht Arndt ganz treffend aus S. 167

„Also das steht fest: Herrschen will ein jeder von uns. (S. 161.) Es ist aller Menschen Art oder Unart, daß sie an sich reißen und herrschen wollen."

S. 162 wird daher, um diesem Einzelnherrschen ein Ziel zu setzen, gesagt:

„Deshalb müssen wir Richter, Vorrichter, Nachrichter, Uebrrichter, Einrichter, Ausrichter, Aufrichter, Päpste, Erzbischöfe, Polizeiminister, Finanzminister, Priester und Professoren, und viele andere nothwendige Uebel erdulden. Und auch kein König und Fürst kann es übel nehmen, wenn ich sage, daß er ein nothwendiges Uebel ist."

Damit nun diese verschiedenen Arten von Richtern das Entgegenherrschen nicht übertreiben, soll eine [illegible] (ein Bogen Papier) die Bürgschaft verleihen. Hier werfe ich nur die bescheidene Frage auf: Ob eine Gesellschaft, die redlich einen Zweck erreichen will, nicht einer Leitung, Führung, Regierung, eines Centralpunkts, Sammelpunkts, Einheitpunkts — Fürst — bedarf? Und ob dieser dann ein nothwendiges Uebel sey? Könnte man den

Regierer des Weltalls nicht auch mit eben so vielem Rechte ein nothwendiges Uebel nennen?

Im Capitel: Vorwärts und Rückwärts, ist es nicht ganz klar ausgesprochen, was Arndt eigentlich will. — Vielleicht Vorwärts, um Rückwärts ins Mittelalter zu kommen, das er in der Vorrede preis't, indem er sagt:

„Darum, daß du einen Trost des Unmuths habest und für dein flüchtiges Daseyn etwas Würdiges schaffest, mahle dir die große Vergangenheit unsers Mittelalters.“

Wenn es in dieser Vorrede von der Gegenwart heißt:

„Es ist unziemlich, in allgemeiner Noth und Verwirrung der Einzelnheit zu seyn.“

So steht doch S. 9:

„Und soll ich es rein aussprechen, so halte ich das Jahr 1818 viel herrlicher und glücklicher, als das Jahr 1618, 1713, 1760, 1770, 1780, 1790.“

Von dem Zeitraume 1788 heißt es S. 8:

„Damals waren die Deutschen zufrieden, reich, wollüstig und faul. Wenn ich jene Zeit, ihren Zustand und ihre Gesinnungen lobte, würde ich eine Faulheit und Elendigkeit loben, welche in den letzten 20 fürchterlichen Jahren Gottlob mit dem eisernen Besen des Krieas und des Unglücks weggefegt sind.“

Da wäre also Napoleon doch zu verehren und die herrliche französische Revolution.

Ferner werden diejenigen, S. 9. Hasen, Schlangen, Füchse und Schöpse (wie kommen denn die zusammen?) genannt, welche sagen, jene Zeit sey die gute alte Zeit weil sie so das Schlechteste, Faulste loben, Rückschreiter, Rückschleicher und Rückmäuler (ein neues volksthümliches Wort) wären.

Was müssen das nicht für Wichte seyn, welche damals die Zeit ausfüllten: Friedrich, Joseph, Cyaxar, Herder, Göthe, Schiller, Klopstock ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.?

Dagegen heißt es S. 11:

„Unter den Sachsenkaisern, Saliern, Hohenstaufen war das Reich herrlich, gewaltig und strahlend von Macht und Ruhm.“

„Doch herrschten die Sachsenkaiser ꝛc gewaltig über Volk und Fürsten.“

Aber mein Gott, dann waren sie ja Despoten, wie kann unter ihnen ein Reich herrlich seyn?

S. 68 wird an die Stelle des alten Heiligthums von Kaiser und Reich die unsichtbare und heilige Idee von Volk, Vaterland, Deutschheit gesetzt.

Bei solchen schönen Gesinnungen ist es Pflicht, die heiligen Flammen zu schüren.

Sehr wohl! Wenn Herr Arndt nur nicht früher die Herrschsucht in jedes Menschen Herz gesetzt hätte, welche den Freiheitsdrang hervortreibt.

In dem Capitel: Verfassung und Preßfreiheit, wird der Polizei auf eine höchst anzügliche Art der Prozeß gemacht, und doch wird wieder S. 196 gesagt: In großen Städten müsse die Polizei Platz finden, so wie im Kriege die geheime, wo sie das Gaunergesindel der

Welt als Schergen um sich versammeln möge; damit würde sie nicht viel ausrichten, und was wird Arndt's Freund v. Gruner dazu sagen? Hatte denn der 1812 und 1813. 1815 auch nur Gaunergesindel um sich?

Wenn aber nach so vielem ausgesprochenen Schimpf der Polizei sie doch nöthig seyn soll in großen Städten, gleichsam als wären es Inseln in Städten, und auf dem Lande vor den Thoren ein Asyl für Verbrecher, warum setzen Sie denn, Herr Professor Arndt, dies Staats-Institut vor Ihren Lesern, besonders der Jugend, so sehr herab? Nehmen ihr allen Credit, Achtung und Glauben? Nicht Spitzbuben und Gauner dürfen Polizei verwalten, die Sie selbst für nöthig halten, sondern rechtliche Männer; werden die sich dazu hergeben, wenn sie mit Koth beworfen werden?

Ueber Mangel an Preßfreiheit klagt Herr Arndt, und sein Buch ist doch in Berlin, in der Residenz gedruckt. Die That widerspricht der Rede.

Im Ganzen ist Wahres und Falsches, Treffliches und Unsinniges, Spruch und Widerspruch unter einem wundervollen Wortschwall chaotisch unter einander gemengt

Zu dem Gelungenen und sehr zu Beherzigenden ist das ganze Capitel: Ueber deutsche Art, zu rechnen, und der Jugend zu empfehlen, die in Knebelbärthen, Sammtmützen ꝛc. die Deutschheit sucht.

Aber, redseliger Arndt, merken Sie denn nicht, daß eben ihre Leute und sonstigen feurigen Teutonen jetzt schon wieder französische Zeichen tragen? Wie stumm sind alle Oppositionszeitungen gegen den Andrang französischer Gesetzgebung? gegen die Klage über Napoleons harte Gefangenschaft, gegen die geschilderte Nothwendigkeit der Auflösung der Occupationsarmee?

Deshalb, weil Sie in diesem Capitel mit Recht gegen das Französische eifern, daraus erkennen wir in Ihnen noch den redlichen Deutschen.

Vom Turnwesen wird allerlei geredet, das wir schon kennen, wenn man es einer Parthei vorwirft, sie übertreibe die Jacobinerriecherei, so gilt dies auch der Opposition, welche allenthalben Finsterlinge wittert. Niemand hat das Turnwesen angetastet, sondern nur seine Uebertreibung, die sich durch Rohheit anmeldet.

Eben so lehrreich ist das Capitel über die deutsche Sprache. Z. B.

„Der Deutsche rühmt sich vorzüglich der deutschen Philosophie, vielleicht nicht mit Unrecht; aber diese Philosophie hat die Sprache oft auf das übermüthigste gebraucht und gemißbraucht. sie ist häufig eine wahre Sprachverderberin, Sprachverwirrerin und Wörtersetzerin gewesen und hat manchen Wörtern für immer den Nerv ausgeschnitten, auch so willkührlichen und zum Theil verkehrten Gebrauch eingeführt, daß sie das Schwankende, Unbestimmte, Lichtlose und Farblose, kurz, das Gespenstische, was uns aus so vielen teutschen Büchern anweht, immer noch hat vermehren geholfen. So viel ist einmal gewiß, daß die Wissenschaft und Philosophie ihrer Natur nach keine Schrötterinnen und Beutlerinnen sind, welche die groben und schweren Körner der Sprache zermalmen und als das feinste Sicht- und Beutel-

SOCIETÄT

wohl auslaufen lassen. Wenn diese sich nun selbst die Gemeinschaft mit dem Volke abschneiden, welches, wenn der alte Vorrath zermalen und zerrieben ist, die groben und schweren Körner eben immer neu liefern muß, so muß die Sprache ja wohl endlich in eitel zermalmtes Gries verwandelt werden.

Auf einem solchen Wege waren wir und sind wir zum Theil noch. Uns ist begegnet, was allen Völkern auf gewissen Bildungsstufen nothwendig begegnen muß. Wenn nicht in dem Volke selbst ein gewisser Sinn der Einfalt und Grosheit sich erhebt und den zu sehr verfeinten Stoff in sich schluckt und gröbern und tüchtigern aus seinem unerschöpflichen Vorrathe wieder herausgiebt, so verschwinden bei aller der feinen Spaltung und Reibung und Glättung und Verzierung der Wörter und Perioden, bei aller Zierlichkeit und Feinheit, der man sich mehr und mehr befleißigt, endlich die unschuldigen und frischen Geister, die sonst in der Sprache lebten, die unmittelbaren großen u. kühnen Gedankenbilder, die man mit dem Klange der Worte sonst noch faßte: die Sprache wird ein kalter, matter Zierling und Schwächling, und ist auf ewig todt für alle stolzen und freien Schwünge und Flüge, womit sie sich in ihrer Jugend fortschnellte. Werden wir zu einer solchen Gränze gelangen, welche zugleich das Nichtweiter des teutschen Lebens und Strebens wäre? Ich hoffe es nicht. Mir kömmt vor, als sey auch der Sprache die Morgendämmerung einer schönern Zeit aufgegangen. Sie kann mit dem Volke nur auf dem politischen Wege zu ihrer alten Kraft, Fülle und Einfalt wiedergenesen. Der Kräze ist sie freilich lange los gewesen, höchstens sitzt hie und da eine einzelne Spur davon an ihr; aber die verlorne alte Frische, Freudigkeit und Einfalt hat sie noch nicht wieder erlangt. Wenn die Teutschen erlangen, was wir von Gott hoffen, daß sie es erlangen werden, wenn sie ein öffentliches Leben erlangen, das die meisten Polizeistuben und Schreibstuben zuschließt, und die Beamten und Gelehrten aus halben Scheinwesen, wo man oft zweifeln konnte, ob sie auch in irdischen Leibern steckten, in Männer der That und der Rede verwandelt; wenn wir ein öffentliches Leben erlangen, wozu alle Classen des Volks in ihrem Kreise mit gehören, wo das unmittelbare Wort regiert für die todte Schreibfeder; wenn jemals die Zeit wiederkömmt, wo es Volksfreuden, Volksjubel und Volksfeste giebt, wo alle Stände, alle Classen sich zusammenleben und zusammenlieben, dann ist ein neuer Tag für die theure Muttersprache aufgegangen, dann wird wie aus einem unsichtbaren Zauber mancher Ton und mancher Laut, manches herrliche Bild und manche todte Idee, die mit ihren Hüllen, ihren Worten jetzt tief vergraben liegen, wieder an das Licht des Lebens hervorgrünen und hervorblühen. Denn ich sage es zum dritten und vierten Male: je frischer das Volk strebet und blühet, desto frischer strebet und blühet auch die Sprache. Den Trost haben wir wenigstens immer, einen gewaltigen Trost für unser Daseyn und für unsere geistige Bildung, daß die Wurzeln unserer Sprache bei uns selbst liegen und durch die lebendige Fluth, die in glücklichen Zeiten aus dem ganzen Volke hervorbrauſt, draußen und erfrischt und zum Triebe neuer Blätter und Blüthen gereizt und gelockt werden. Und welch ein Reichthum und welche Mannichfaltigkeit und Ver-

Digitized by Google

schiedenheit der Töne, Farben, Schatten und Lichter nach dem Sinn und Gemüthe eines jeden verschiedenen teutschen Volksstammes; und das von den Alpen bis zu den Küsten Norwegens und Islands hinab. Denn auch da giebt es Wurzeln, die für uns in dem alten Germanien am Rhein und an der Elbe einmal grünen und Sprossen und Blüthen treiben können."

Auszüge aus dem interessanten Werke: Reise durch Italien und Sicilien, von A. W. Kephalides. Leipzig 1818, bei Gerhard Fleischer dem Jüng.

Venedig.

Man möchte in Italien eintreten, wo man wollte, nirgends würde Auge und Phantasie durch neue Eindrücke und alte Erinnerungen so mächtig ergriffen werden, als hier in dieser außerordentlichen Stadt. Sie gleicht, im Profil gesehen, einem unermeßlichen Linienschiff mit zahllosen Masten, durch die Straßen ergießen sich die grünlich blauen Fluthen, und bisweilen schaut die brandende Woge in die Thore der schönen Paläste hinein. Ueberdies tritt uns hier der reine italiänische Volkscharacter mit der ganzen Kraft seiner Eigenthümlichkeit entgegen, trotz dem politischen Tode des unglücklichen Staates, unbesiegbares Leben in seinen Einwohnern: die Matrosen, Mäkler, Fischer, Verkäufer, Bettler toben auf der Riva der Sclavonier ärger, als die daneben brausenden Wellen des Meeres. Dazu kommt die Erinnerung an die Kraft vergangener glorwürdiger Jahrhunderte, derer keine Republik der Welt mehr gezählt hat, als diese. Ueberzeugen uns hiervon noch nicht die ehernen Paläste des heiligen Markus, die Prokuratien, Wunder der Baukunst, die Paläste, worin die Dandoli, Girmani, Badouni, Michieli und alle die uralten Stützen der Republik wohnten, so werden es die ungeheuren ins Meer geworfenen Dämme, die bald meilenweit von der Stadt die Wuth des Elements abwehren, bald die einzelnen Inseln der Stadt mit einem unverwüstlichen Saume einschließen. Welche unermeßliche Kraftäußerung kostete es, auf den mürben Lagunen, die überall das verderbliche Meer umwogt, einen sichern Fußtritt zu bereiten!

Der Größe wegen darf Niemand den St. Markusplatz *) bewundern; denn die alten Republikaner waren auf jedes Plätzchen der Freiheit geizig, und drängten sich auf ihre Insel so eng zusammen, daß es nicht viel übertrieben seyn wird, wenn man behauptete, man könne mit ausgereckten Armen die meisten Straßen der Breite nach überspannen. Der prachtvolle Platz ist so reinlich und zierlich, daß ihn jetzt weder Roß noch Wagen betritt, daß er einem großen Saale gleicht: und es ist keine Frage, daß er noch gewinnen würde, wenn der Markusthurm nicht stünde, wo er steht.

---

*) Napoleon hat eine von Sansovin erbaute Kirche, der des heiligen Marcus gegenüber, niederreißen, und dafür den Palazzo reale, der die alten und neuen Procuratien verbindet, erbauen lassen.

Digitized by Google

Noch viel schöner und an herrlichen Gebäuden nicht ärmer ist die mit dem Markusplatz im rechten Winkel liegende Piazzetta wegen des göttlichen Blicks aufs Meer, zahllose Masten und die Insel St. Giorgio Maggiore; aber nichts in der Welt gleicht der eigenthümlichen Aussicht von der Höhe des St. Markusthurms über die meerumflossene Stadt und die vielen Inseln. Unbefleckbar schwimmt die Republik im unterjochten Meere, dem Drange der Wogen zum Trotz.

Auf den beiden Plätzen könnte man unablässig umherirren, und würde am Tage an der unruhigen Menge, des Nachts an der wundervollen Beleuchtung, Augen und Ohren nie sättigen können, wenn auch freilich der Anblick vier kaiserlicher Kanonen auf der Piazzetta, die in jedem Augenblicke bereit sind, das herrschende Venedig (die Stadt hieß Venezia la dominante), falls es etwa unruhige Träume haben sollte, sogleich auf andere Gedanken zu bringen, und in den politischen Schlaf wieder einzulullen, mit unserm Gefühl einigermaßen streiter.

Obgleich der St Markuspalast aufgehört hat, der Mittelpunkt der Republik zu seyn, so ist er es dem ungeachtet noch des städtischen Lebens und Getümmels. Am Eingange findet man Leute, die für eine Kleinigkeit bereit sind, Briefe in allen Verhältnissen zu schreiben. Kaum waren wir eingetreten, als auch sogleich ein zerlumpter, humaniger Cicerone, das Bild des Elendes und seines jetzigen Vaterlandes, ohne unsere Aufforderung abzuwarten, aufsprang, seinen Mantel, der die glanzvollen Zeiten Venedigs zu kennen schien, stolz über die linke Achsel warf, nach norditalianischer Sitte, und sich mit unendlicher Behendigkeit über die königliche Treppe hinaufschob, um uns in die Säle zu bringen, welche einst die Seele der Republik eingeschlossen. Der arme Teufel war Thürsteher des letzten Doge gewesen, und der Sturz des vierzehnhundertjährigen Staates hatte auch auf ihn seinen traurigen Einfluß gehabt. Er führte uns in den großen Versammlungssaal, schwang sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit auf den erhabensten Sitz und rief: „Hier saß der Doge." Straßenbuben nahmen die Sitze der Nobili ein.

Die Riva der Sclavonier gewährt ein nie versiegendes Interesse. An Lebendigkeit übertrifft sie nur der Toledo in Neapel, so wie dieser von jener an Schönheit der Aussicht übertroffen wird. In Neapel wogt das Meer gleichsam nur auf der Straße, hier aber leben und auf derselben: schreiende, ächzende, erinnernde Bettler, brüllende Kleinhändler, Obstverkäufer, Matrosen, Fischer und Kühe erheben einen Lärmen, daß die Mauern Jericho's einstürzen könnten. An einer Ecke stand ein Kerl, einen Quadratschuh elender Leinwand mit großem Geschrei zum Verkauf ausbietend, den ganzen Tag im schneidendsten Nordwinde; ein anderer lief wie besessen durch ganz Venedig brüllend mit einer Hand voll Kürbißkerne in einem großen Korbe; das ganze Waarenlager hätte man um einige Kreuzer gekauft; er aber trug es unermüdlich in der ganzen Republik umher, in welcher andere Kaufleute die Gläubiger der Könige und Kaiser

Europas waren. Um solcher individuellen Züge und der Vereinigung der unsehbarsten Gegensätze willen verdienen aber große Städte überhaupt ein sorgfältiges Studium, vor allen aber die italiänischen, denn außer dem, daß diese Nation vielleicht die reichste an sichern Shakespearcharacteren ist, so treibt sie noch das milde Klima aus den Häusern, so daß es fast keine menschliche und bürgerliche Handlung und Beschäftigung giebt, die die Italiäner nicht unter freiem Himmel verrichten und treiben, und man hat nicht nöthig, die Staatsräthlichkeit zwischen den Wänden zu suchen, sie liegen, so zu sagen, auf freier Straße. Daher machen alle Residenzen in Europa zusammen genommen nicht den Lärm, den der Toledo in Neapel jeden schönen Tag erthönen lässet; und auf einem venezianischen Fischmarkt scheint beinahe eine Rebellion zu wüthen. Doch liegen fast alle italiänischen Städte, was Verkehr und Handel anbetrifft, in den letzten Zügen; ihre Einwohnerzahl ist oft nur die Hälfte oder ein Drittheil der ehemaligen; kaum kann man sich eine rechte Idee machen, was sie in der guten Zeit waren.

Noch ehe wir nach San Benedetto übersetzten, waren wir Zeuge eines Vorfalls, der uns die declamatorische Beredsamkeit der Italiäner und zugleich ihre natürliche Gutmüthigkeit bewies. Ein Frachtführer hatte sich zur Hülfe für seine Maulthiere vom jenseitigen Ufer einige Ochsen mitgebracht, welche den sehr schweren Wagen über die kleine Anhöhe des Poufers hinauf ziehen helfen sollten. Da jedoch am rechten Ufer des Stromes die Rindviehseuche wüthete, so bewachten bewaffnete Bauern das linke, und erlaubten, trotz der beredten Bitten des Frachtführers und vieler Umstehenden, obgleich weit und breit kein Haus, geschweige ein Dorf zu sehen war, dennoch, ihrer Ordre getreu, nicht, daß die Ochsen die Fähre verlassen und den Wagen die wenigen Schritte über das Ufer hinauf ziehen durften. In dieser Noth stämmten sich sogleich eine Menge Leute hinter den Frachtwagen und versuchten so die Maulthiere unterstützend, den Wagen hinauf zu bringen. Allein die überwiegende Kraft des zweirädrigen Karrns schlug die Maulthiere zu Boden, und der arme Führer, der sie todt oder verstümmelt glaubte, warf sich in Verzweiflung zur Erde, riß sich die Haare aus und schrie in den ergreifendsten Ausdrücken Rache über die Urheber seines Unglücks. Die braven Leute indessen, welche sich an den Wagen gestämmt hatten, hoben eben so geschwind den Karrn auf, und zogen mit der größten Behutsamkeit und Thätigkeit die unbeschädigten Thiere hervor, ohne daß ihr trostloser Führer einen Finger auszustrecken brauchte, holten dann aus dem nächsten Dorfe des diesseitigen Ufers Ochsen, und brachten den Karrn über die Anhöhe.

Den Mittag brachten wir in Novi di Modena bei einem ehrlichen guten Wirthe und seiner sehr schönen Tochter am friedlichen Kaminfeuer höchst veranügt zu. Das Mädchen war sittsam und unbefangen, und erkundigte sich in wohlklingendem Italiänisch, wie denn die Leute „in unseren Parti" aussähen, und that tausend naive Fragen über unsere Frauenzimmer, die man einer armen Gastwirthstochter nicht zugetraut hätte.

Digitized by Google

In Carpi trafen wir mit einem modeneser Studenten am Kamin zusammen, der, als er hörte, daß wir Preußen seien, uns eilig frug, ob unser König denn ein Christ und an Gott und die heilige Jungfrau glaube. Dieser gute unbefangene Junge hatte einen starken, alten Bauer bei sich, den er bei allem, was er erzählte, immer zum Zeugen aufrief, und mit dem er sich auch endlich brüderlich in ein Bette legte.

Tags darauf erreichten wir bei Zeiten, nachdem wir über die Secchia gesetzt hatten, das schöne Modena. Wir erinnern uns kaum, eine so freundliche und reine Stadt, etwa Turin ausgenommen, in ganz Italien gesehen zu haben; seine Kunstschätze sind jetzt unbedeutend, und den gesanbten Wassereimer, den Tassoni verherrlicht hat, haben wir, zu unserm Verdruß, gleichfalls nicht gesehen. Mit einem sehr lustigen Vetturino, der uns versicherte, daß das Kind auf italiänisch piccolo, auf toskanisch bambino, auf römisch aber angelino hieße, erreichten wir endlich zu unserer größten Freude die Grenze des Kirchenstaats; bald darauf auch Bologna. Der Apennin wurde immer noch nicht sichtbar.

Tolentino liegt am Eingange in die Apenninen, und ist ein ziemlich elendes Nest. Der Apennin selbst ist übrigens eins der langweiligsten und heillosesten Gebirge, die wir jemals passirt haben. Weder durch kühne Form, noch erschütternde Wildheit, noch durch kolossale Höhe imponirt diese öde, leere Bergkette, und hält doch boshaft den eilenden Wanderer auf. Die herrlichen Gegenden bei Osimo, Loretto und Maicrata gehören eben so wenig, wie die romantischen Oelthäler der Neva dem eigentlichen Apennin an. Dieser hat durchaus ein elendes, räuberisches Ansehn; hin und wieder ein aus zusammengeworfenen Steinen bestehendes Dorf, das einer Zigeunerhöhle eher, als christlichen Wohnungen ähnlich sieht; darin ein gelbes, verhungertes Völkchen, das eben nicht im Stande ist, diese Vermuthung zu widerlegen. Oft sind die Höhen ganz ohne Bäume, oft wachsen sie nur so spärlich, wie das Haar auf dem formlosen Kopfel des buckligen Thersites; und doch waren wir in diesem Schneemeere, in welches unsere vier guten Maulthiere, besonders bei Colfiorito, zu deutsch Blumenbühl, bis an den Bauch einsanken, trotz der ziemlichen Beihülfe zweier Ochsen, nicht weiter, als täglich etwa zwanzig Millien zu waten im Stande.

Das römische Carneval.

Die ersten Tage nach unserer Ankunft in Rom waren die letzten und also die glänzendsten gerade des Carnevals.

Der Leser darf nicht fürchten, hier mit einer ausführlichen Beschreibung des Carnevals belästigt zu werden, da die Göthische jede andere überflüssig macht; es wird indessen erlaubt seyn, noch einige andere Züge dieses Festes, oder kleine Veränderungen, die es erfahren, kürzlich darzustellen.

Digitized by Google

Vor Allem scheint das Betragen der päbstlichen Garde hierbei des größten Lobes würdig, und musterhaft für alle diejenigen zu seyn, die an andern Orten bei ähnlichen Gelegenheiten zu Aufrechthaltung der guten Ordnung bestellt sind, deren druckende Nähe aber, weit entfernt, die öffentliche Freude durch Ordnung zu unterstützen, diese vielmehr unbarmherzig den Hals zuschnürt. Ganz anders in Rom. Ein Meer ausgelassener Zuschauer, zügelloser Masken und vollgepreßter Kutschen wogt unaufhaltsam der Corso auf und nieder, umbesorgt um Polizei und Soldaten. Gutmüthige Kriegsknechte Sr. Heiligkeit besetzen die Mündungen der in den Corso einfallenden Straßen; doch nie verwehren sie unaufgefordert jemandem den Aus- oder Eintritt. Dragoner reiten zwar mit gezückter Harpune im Getümmel auf und nieder, stören aber durch nichts die harmlose Freude des Volks, sondern wenn sie vielleicht einmal auf den Strand gerathen, rufen sie bloß aus höflichste: „Platz, ihr Herren! Seht euch vor!“*) und macht man ihnen auch nicht Platz, so warten sie es duldig, bis etwa eine Menge Pulcinelle ihre Rollen mit dürren Negistern, Abbatinis oder flinken Gärtnermädchen ausgespielt haben, oder der Haufe einen Volksredner verläßt, und ihnen erlaubt, sich wieder flott zu machen. Eben so viel Achtung für die öffentliche Freude zeigen die Vornehmern, die, wenn auch zum Theil selbst maskirt, doch mehr als Zuschauer an den Seiten des Corso auf- und niederfahren. Ihre Kutscher bitten aufs höflichste um einigen Raum, der ihnen dennoch oft lange verweigert wird, so daß sie genöthigt sind, ganze Stunden auf einem Flecke halten zu müssen. Aus der Mitte der beiden Wagenreihen aber verdrängt jetzt nicht mehr, wie sonst, das Volk der Senatore oder ein Herzog von Albanien; wenigstens zogen König Karl IV. von Spanien, und alle die hohen Häupter, die in Rom eine Freystätte gefunden haben, ganz geduldig der übrigen Colonne nach.

Anderer Seits aber ist auch das römische Volk einer solchen Schonung nicht unwürdig. Höchstens der Pulcinell erlaubt sich etwa eine Unanständigkeit; niemals spürt man etwas von Diebereien oder ähnlichen Unfug, trotz des ungeheuren Gedränges. Man könnte wohl glauben, daß der drohende Wippgalgen (die Corda) die einzige Triebfeder dieser guten Aufführung sey, und in der That, vielleicht könnte auch der leicht entzündliche, aus Ammazziren so sehr gewöhnte Italiäner irgend eine ernste Demonstration nicht wohl entbehren; allein seit langen Jahren hat man von diesem furchtbaren Instrumente**) gar keinen Gebrauch gemacht; und wenn es ehedem wirklich gebraucht wurde, so geschahe es eben um die heilige Unverletzlichkeit der Masken, die sich ungestraft Alles erlauben dürfen,

*) Luogo Signori! badino pure.

**) Man bindet den Delinquenten die Hände auf dem Rücken zusammen, zieht sie an denselben etwa zwanzig Ellen langsam empor, läßt sie dann schnell herabfallen, hält sie aber, ehe sie den Boden berühren, an, so daß die Arme sogleich aus den Achselpfannen gerissen werden und verkehrt zu stehen kommen. Diese Operation nimmt man oft dreimal an einem Menschen vor, der sich während

ufrecht zu erhalten, denn auf diese Maskenfreiheit ist das römische Volk so eifersüchtig, wie die Quiriten kaum auf ihre politischen, nd wir sahen es selbst mit an, wie ein Vetturino, der einer Maske inen Schlag ins Gesicht gegeben hatte, wahrscheinlich, weil ihm ar zu arg mitgespielt worden war, sich nur mit Mühe, durch Hülfe er herbeieilenden Wache, von den gröbsten Mißhandlungen des ützhenosten Haufens retten konnte. Alles ist zu dem gemeinschaftlichen Zweck, sich aus Herzenslust zu vergnügen, versammelt; und a jeder weiß, daß niemand etwas andres sucht, als Scherz und Unterhaltung, so erträgt man Alles mit unglaublicher Geduld und Gelassenheit, läßt sich oft unsanft hin und herstoßen, und von den Masken nach Belieben foppen und verhöhnen, und es ist nichts Angenehmeres zu sehen, als die gutmüthige Duldung, mit der dort Einer unbarmherzige Schläge, hier ein Anderer einen Hagel von Gypsconfekt erträgt, selbst wenn ihn auch nicht einmal schöne Hände schleudern. So wird oft der eleganteste, vornehmste Herr von einem Heer Pulcinelle oder den sogenannten pazzi oder matti in die Mitte genommen, aufs jämmerlichste zerbläut und sein schönes Kleid mit Gypsstaub angeweißet oder confertirt, wie man sich ausdrückt. Dieser letztern Maske scheint Göthe in seiner Beschreibung nicht zu gedenken, oder war sie zu seiner Zeit nicht so gewöhnlich, wie jetzt, wo sie bisweilen die größere Zahl ausmachen, und sich oft an zwanzig oder dreißig zusammenrotten, ihr tolles Wesen zu treiben. Besonders Mädchen oder Knaben bedienen sich dieser einfachen Maske. Ein Hemd wird übergeworfen und ein weißes Tuch um Hals und Kopf gebunden, sonst ist die Kleidung männlich; doch verräth der volle römische Busen gar bald die Mädchen, die diese Maske unvergleichlich schön kleidet; indessen bedienen sich derselben nur die ärmeren Stände. Sie führen kleine Beschen, mit denen sie andern im Corso auf, und niederwallenden Masken und Zuschauern, oder, ohne Umstände, auf die Trittlinge stehend, den vornehmsten Frauen die Confektflecke mit komischer Gebehrde abkehren, und alles Naserümpfen oder Vorhalten der Schirme nichts hilft. So schonungslos verfuhren sie selbst mit den gekrönten Häuptern; die Wagen Sr. Katholischen Majestät und der Königin von Etrurien waren oft dem wüthendsten Gypshagel ausgesetzt; indeß hatten sie dies eher für ein Zeichen des Wohlwollens, als der Abneigung zu nehmen. Auch ist es zu verwundern, daß Göthe der Gärtnermasken nicht gedenkt, und doch ist nichts überraschender und niedlicher anzusehen, als wenn sie mit einem Instrument, welches lo scalino genannt wird, und einer Menge mit den Enden an einander gefügter Andreaskreuze oder Scheeren gleicht, die sich zusammenschieben und weit hinausziehen lassen, schönen Frauen selbst bis in den dritten Stock hinauf mit blitzesschnelle einen Blumenstrauß überreichen. Wie eine Schlange schießt die Scheere empor, und bringt gewöhnlich ein artiges Gegengeschenk zurück.

---

der Karnevalslustbarkeit vergangen. Er bleibt für sein ganzes Leben ein Krüppel, und der Mildthätigkeit des Volks, das jeden Uebelthäter in Schutz nimmt, überlassen.

In vielen Gegenden thut man keinen Schritt, ohne auf tausendjährigen Alterthümern herumzutreten. Einmal sahen wir ein antikes Piedestal mit den halb zerbrochenen Füßen der Statue als Eckstein eingemauert; auf dem Platz der Pescaria liegen stinkende Fischtröge auf den zerstückten Säulen eines Junotempels; am Forum des Nerva klebt zwischen den prächtigen Colonnaden eines Tempels der Minerva ein jämmerlicher Schnapsladen, und im goldenen Hause des Nero werden Esel mit Disteln gefüttert. Im Colosseo, wo sich sonst Menschen und Thiere würgten, bält man mit Glöcklein und Rauchfaß heilige Umzüge, und noch vor kurzer Zeit blühten zwischen den Säulen des Concordientempels wo der beredte Tullius gegen den nichtswürdigen Catilina donnerte, liebliche Blumen am Häuschen einer armen Familie, die sich zwischen die Colonnade eingenistet hatte. Im Theater des Marcellus, so wie in Domitians Amphitheater zu Mailand, treibt man elenden Schacher, und in das Grabmal des tugendhaften Cajus Publicius konnten wir nicht eintreten, weil es voll Würste und Schinken hing.

Wir stiegen hierauf nach dem Forum hinab, und einige deutsche Künstler, die gerade am Kapitell der Säulen des Jupiter Tonans schwebten, riefen uns zu sich hinauf, und hier überfahen wir, in luftiger Höhe, die Wiese und das Grab der römischen Herrlichkeit. Man kann wohl überall über Berg und Thal, Meer und Land gehen, aber wahrlich nur einmal in der Welt über das römische Forum! Wie scheinen doch wenige Augenblicke unter diesen Trümmern und Hügeln verlebt, drittehalbtausend Jahre der Trennung aus der Mitte hinwegzunehmen! Was dir in den Alten fremd, ausländisch und verschollen war, wird dir hier bekannt, einheimisch und frisch. Die ungeheure Kluft, die alterne Pedanterei zwischen uns und ihnen gewöhnlich aufbaut, wird bald übersprungen; und vielleicht ist dies eben der größte Vortheil, den man von der unmittelbaren Anschauung hier und auch ganz besonders in Pompeji bei Neapel hat, inne zu werden, wie diese alten Völker, bei vieler Verschiedenheit, auch tausend Berührungspunkte in Gedanken, Empfindungen und Handlungsweise mit uns hatten, und uns eigentlich gar nicht so fremd sind, als wir es uns in Prima oder den Collegien gewöhnlich träumen ließen. Ganz besonders klar wird dies in Pompeji, wo man so tief, wie nirgends, in die Häuslichkeit und das Privatleben der Alten schauet, gerade doch das, was jedes Volk sicherer als alles characterisirt; und es ist zu vermuthen, daß wir leicht einen deutlicheren Begriff von dem Thun und Treiben in der römischen Republik gewinnen würden, wenn es uns doch vergönnt wäre, einige Zeit in neutaliänischen Republiken zuzubringen, deren elastische Kraft sehr wohl mit dem politischen Leben der Römer in Vergleichung zu stellen wäre, außer dem, daß noch Klima und Boden dieselben Schattirungen im Character beider hervorbringen mußten. Zugleich aber ist klar, warum die Alterthumskunde sich nur im fernen Norden als abstrakte Wissenschaft der jetzigen Welt gegenüber stellen konnte, und nicht wohl in Italien, das noch gleichsam leiblich und geistig zu sehr mit dem Alterthum verwachsen ist.

Digitized by Google

Ein altes Weib, die nicht anders aussahe, als ob sie zu Macbeths Hexen gehörte, nahm uns sogleich in Empfang, und schrie uns an, ob wir den tarpejischen Felsen sehen wollten? dabei erinnerte sie uns in einer Minute an alle besonders merkwürdige Todesurtheile, die hier vollzogen worden wären, und sprach vom König der Sabiner, Tatius, allen Consuln und Kaisern so vertraut, als ob sie ihre Vettern gewesen wären. Am Ende der Strasse wurden wir über eine Treppe hinauf auf den Söller eines Hauses in ein kleines Gärtchen geführt, von dem eine himmlische Aussicht auf die Tiber und die Ruinen umher uns erfreute. „Sehet hier den tarpejischen Felsen," rief die Alte, und in der That, an Gelegenheit zum Halsbrechen fehlt es auch jetzt hier durchaus nicht, noch weniger ehedem, wenn man bedenkt, daß durch Schutt das Thal bedeutend ausgefüllt worden, und dieser Fels dennoch jetzt weit über die Giebel der unten liegenden Häuser hinweg sieht.

Durch Hitze und Staub, vorbei den schreckhaften Gebeinen aufgeknüpfter Räuber wandernd, rauchte uns endlich, mit Martinis zu reden, „die bleiche Albula mit Schwefelwassern entgegen", und wir erblickten die leuchtenden Punkte Tivoli's hoch auf dem Sabinergebirg vor uns. Bald waren wir am Anio oder Teverone, über den wir schon einmal bei Ponte Rammolo gesetzt hatten, da, wo beim Grabmal des Plautius der Ponte Lucano, angeblich nach einem Siege der Römer so genannt, über den Strom führt. Das Grabmal ist ein herrlicher Rest des Alterthums, und gleicht ganz und gar dem der Cäcilia Metalla, oder heut Capo di Bove.

Bald darauf zogen wir in die elende Stadt selbst ein, und konnten nur auf großen Umwegen zu dem Vater der Maler, wie man ihn nannte, Signor Checo, Gastwirth zur Sybille, deren Tempel in seinem Hofe steht, gelangen, indem in der Hauptstraße vor einigen Tagen gerade zwölf Häuser, rund um den alten Tempel des Herkules, der mitten im Ruin unerschüttert stand, zusammengestürzt waren, und so den freien Durchgang auf einige Zeit gehemmt hatten. Wir verlebten den Rest des Tages sehr glücklich unter den stillen Cypressen der Villa d'Este, und den Abend am Abhange des Oelwaldes, in dem sonst das geheimnißvolle Orakel der uralten Faunus wahrsagte, geradeüber vom göttlichen Sturz der großen Cascatelle. Rechts her, an fünf deutsche Meilen, drohet der riesenhafte Dom von St. Peter durch die Lüfte; der kunstreichste Pinsel entwirft nicht einen Schattenriß dieses Gemäldes.

Die vier letzten Freitage vor der Osterwoche strömt alles, vornehm und gering, gegen vier Uhr Nachmittags hinaus nach dem Vatican, um an S. Peters Grabe zu beten; der ungeheure Peterspatz ist dann, so viel es seine Größe erlaubt, ziemlich lebendig, denn da es der Brauch erfordert, daß jeder seiner Geliebten ein Backwerk kauft, so ertönt das Geschrei der Verkaufenden von einem Ende des Platzes bis zum andern, vereinigt mit dem Klagegewinsel und Geklapper unzähliger Bettler. Unaufhörlich strömen Menschen in

den S Peter, ohne daß dieser jemahls voll, noch der Platz leer wird. Die schönsten Mädchen und Frauen am Arm ihrer Cavalieri serventi eilen am Grabe des Apostels zu knien, und nichts alterirt den Eindruck, den das in Dämmerung gehüllte Riesengewölbe der Kuppel, der fern der aus der Capelle tönende Chorgesang und die betenden Frauen auf die Phantasie machen. Ueberhaupt hat der römische oder italiänische Gottesdienst noch den mehrsten Einfluß auf das Gemüth, wenn sich die Geistlichen nicht mit einmischen. Es ist zu verwundern, mit welchem Eifer selbst die vornehmsten Frauen ihre unmündigen Kinder emporheben, und den Fuß des Apostels, eigentlich der Statue eines römischen Rathsherrn, küssen lassen.

Auch der Papst erschien selbst, umgeben von Kardinälen und Prälaten, um in S Peter zu beten. Die Schweizerwache mit ihrer altdeutschen Tracht, und ungeheuren Schwerdtern und Hellebarden, sammt allem Volk, wirft sich demüthig zu Boden, während der Papst, dem sein hängender Unterkiefer nicht eben ein geistreiches Ansehn giebt, ohne besondere Würde, den Segen austheilt. Man verlangt nicht mehr von Protestanten, sich niederzuwerfen, im Gegentheil grüßte uns Se. Heiligkeit sehr freundlich, als wir Ihr vor dem Thore des heil. Laurentius begegneten, obgleich wir nur ein ehrerbietige Verbeugung machten, während alles um uns her im Staub und Schmutz am Boden lag.

In der That, nichts ist uns natürlicher vorgekommen, als daß Luther in Italien, und vorzüglich in Rom, den Gedanken zu seiner großen Revolution faßte, und dem, welcher eine Idee nicht gelüstn von ihrer zufälligen Form unterscheiden kann, ist allerdings eine solche Logik nöthig, wie sie Baccaccio's Jude hatte, um in diesem Lande der Meinung zu bleiben, daß die christliche Religion ein Institut Gottes sey; doch gilt dies eigentlich jetzt noch weit mehr von dem Königreiche beider Sicilien, als von Rom, wo vielleicht die Gegenwart des unbescholtenen Oberhauptes der Kirche, der wenigstens nicht völlig erstorbene Sinn für Kunst und Wissenschaft, und vor allen ein richtiges Gefühl des Wahren und Schicklichen Scandale verhütet, die uns in den Hauptstädten jenes Königreichs mit Widerwillen erfüllen. Obgleich selbst in Rom während unserer Anwesenheit die Kirche St. Lorenzo in Luinia drei Abende nach einander erleuchtet war, weil eine Dame durch das wunderthätige Christusbild des Guido Reni, zu dem sie ihr Beichtiger beten geschickt hatte, von einer genirenden Krankheit genesen seyn sollte.

Freilich können die Geistlichen, jene unglücklichen Maschinen, selbst nicht dafür, so elende Diener der Gottheit zu seyn. Die Theologie ist in Italien keine Fakultätswissenschaft, ihre Anhänger bilden sich in den jammervollsten aller wissenschaftlichen Institute der Welt, den theologischen Seminarien.

Verwahrloset von Jugend auf, von Dummheit und Bigotterie wissenschaftlich gebildet, und in Klöster sclavisch eingesperrt, muß natürlich die Lebendigkeit des italiänischen Geistes und südlicher Leidenschaft die verschrobenste und unnatürlichste Richtung nehmen;

Digitized by Google

SOCIETÄT

daher sind wiederum die Schulen, die sie leider ebenfalls allein verwalten, in ganz Italien höchst elend, und, was ihr eigentliches Amt ist, den Cultus versehen sie albern und geschmacklos. In Neapel giebt es schwerlich ein Laster, worin sie nicht verwickelt wären, sie betrinken sich sogar, was wir selbst gesehen haben, obschon dieses bei den Italiänern für die höchste Infamie und allerbestialischste Gemeinheit gehalten wird. In Messina versicherte man uns, daß sie die gewandtesten Kuppler wären. Der Beichtstuhl ist ihr geheimes Büreau, in dem galante Intriguen angesponnen werden, und hier vertauscht, um der Vergebung vergangener Fehltritte willen, manch schönes Weib alte Sünden mit neuen *). Vielleicht aber könnte man ihnen vieles verzeihen, wenn man in ihrer Mitte eiserne Charactere, wie in der Herrscherperiode des Katholicismus unter Gregor VII. und Innozenz III. aufträfe, oder wenn sie Kunst und Wissenschaft mit Lust und Liebe pflegten, und ihre reichen und vornehmen Brüder, wie Cardinal Alexander Albani, das Genie aufmunterten und beschützten; aber o Himmel, wie ist alle Kraft der Idee aus ihren Köpfen gewichen!

Freilich möchten sie gern herrschen, aber ihren Händen würde der Scepter von selbst entfallen, und unter ihnen stehen keine Naturkündiger, kein Fra Bartolomeo oder Fiesole auf. Sehr häufig findet man nicht allein ganze Conventе, sondern auch einzelne Prälaten, wie z. B. den Bischof von Girgenti, die an 100,000 spanische Thaler u. darüber, wie das Kloster zu Morreale bei Palermo, jährliche Revenüen haben, und doch in der Welt nichts zum Besten der Kunst und Wissenschaft oder sonst menschlicher Angelegenheiten thun. Es giebt keinen unangenehmern Anblick, als in Rom die müßigen Roth- und Violet-Strümpfe mit 5 bis 6 Bedienten das Pflaster stampfen zu sehen, wenn sie sich ja bemühen, ihrem Leichnam höchstselbst Locomotivität zu geben, deren auch nicht einer das kämpfende Talent unterstützt. Der jetzige Pabst allein zeichnet sich vor allen höchst ruhmwürdig aus. Mit großen Summen hat er einen neuen an 200 Schritt langen Saal, Museum Chiaramonte genannt, mit einer enormen Menge antiker Statuen und Büsten erfüllt, unter denen die herrlichsten Meisterstücke zu sehen sind; viele der übrigen römischen Großen, Geistliche und Weltgeistliche, weit entfernt, ihre Sammlungen zu vermehren, verkaufen und zerrücken eher dieselben. Freilich sind manche entsetzlich durch den eisernen Druck der Zeiten herabgekommen; so dankt Fürst Ruspoli seinem Gott, Büraermeister in Tivoli geworden zu seyn, er, sonst der Besitzer eines Palastes, dessen Treppe allein wohl eine halbe Million werth war (die Scala de' Gaetani). Noch roher sind die vornehmen sicilianischen und neapolitanischen Geistlichen. Eine einzige Sammlung wunderschöner griechischer Vasen ausgenommen, die im Besitz des gebildeten Ciantro (eine geistliche Würde) in Girgenti ist, trifft man in ganz Sicilien

*) Will man sich an das erinnern, was Machiavilli und schon viel früher Petrarca in seinen Briefen über das Heidenleben der italiänischen Geistlichkeit gesagt haben, so wird man viel Consequenz in dem Character derselben finden.

Digitized by Google

und Neapel kaum eine Privatsammlung eines Geistlichen, die des Ansehns werth wäre, obgleich sich vielleicht ein Drittheil alles Besitzes in den Händen der Geistlichkeit befindet. Mehrmal sind wir in sicilianische Städte gekommen, die bei einer Anzahl von 11 bis 20,000 Seelen, wie Castro Giovanni, das alte Enna, an 60 Klöster, aber kein einziges Wirthshaus hatten. Allerdings kann man dann seine Zuflucht zu den Klöstern nehmen, und wir verdanken dem Orden der Dominikaner in Sicilien manche freundliche Aufnahme; da man aber, außer den vier Wänden und einer Matratze, nichts erhält, so ist diese Gastfreundschaft den reichen Herren eben nicht so unendlich hoch anzurechnen.

Man trifft es sehr häufig, daß besonders in Kirchen die bewunderswürdigsten Gemälde verhangen sind, um eine Zeitlang, freilich ist der Grund ein anderer, nach Spopdenart den Schauplatz zu verlassen, um mit desto größerer Kraft wieder zu erscheinen. Hoch oben an den Gewölben rauschen, von unbekannter Kraft bewegt, die seidenen Vorhänge aus einander, und hervor dringt in unsterblicher Glorie eine Trophäe der Malerey. Das Auge naht sich nicht erst allmälig, sondern, schon früher auf den besten Standpunkt gestellt, faßt es sogleich alles auf, was es soll. Niemals fühlen wir die unglaubliche Kraft dieses plötzlichen Hervortretens mehr, als in dem Palast des Lucian Bonaparte. Dieser Prinz hat eine große Menge Kunstwerke des ersten Ranges aus jetzt zerstückten Sammlungen, wie z. B. der des Fürsten Giustiniani, zusammen gekauft, und obgleich er sonst in Rom durch seinen Geiz und Scheinheiligkeit von jeher in schlechtem Ansehen stand; damals aber durch die letzten Begebenheiten alles noch übrige so durchaus verloren hatte, daß die wilden Frascataner ungestraft seiner Gemahlin sogar gröblich beleidigten: so muß man doch seiner ächt italiänischen Liberalität, mit der er jedem Fremden seine Zimmer öffnet, Gerechtigkeit wiederfahren lassen *). Hier war es, wo die göttlichste und vornehmste Himmelskönigin Rafaels, die Mutter Gottes von den Leuchtern unvermuthet in großer Majestät sich zeigte, begossen mit zartem Vasenlichte, das durch die Gardinen strömte. Außer diesem Gemälde des höchsten Meisters besitzt der Prinz eine große Menge anderer vortrefflichen Kunstwerke, z. B eine Venus von Allori, den Kindermord des Nicola Pussino; auch hat er auf seinem Landgute bei Frascati, La Ruffinella jetzt, ehedem Tusculanum Ciceronis genannt, mehrere wunderschöne Statuen, z. B. eine wunderschöne Minerva gefunden: vor Allem aber ist die Zierde seiner Antiken ein Nest voll junger Küchlein auf einem Baum: eine Schlange windet sich an selbigem hinauf, sie zu verschlingen; die Küchlein schreien in Todesangst, die unglückliche Mutter schlägt umsonst ihre Flügel, das Verderben von ihren Kleinen abzuwenden. Wie bewunderswürdig ist auch die Zartheit der Alten!

---

*) So hält er auf seinem Landgute, der Ruffinella, einen Kastellan, der in seiner Abwesenheit die Fremden aufnehmen und bestens bewirthen muß.

Digitized by Google

Der ferne Norden sendet jetzt, wie es scheint, die talentvollsten Männer nach Rom, um die Künste pflegen zu lassen, welche unter den Händen der jetzigen Italiäner kümmerlich verkommen zu wollen scheinen. Wehe dem freilich, der so etwas in Rom auszusprechen wagte, er würde aufs gelindeste als ein wahnsinniger Narr bemitleidet werden. Denn nach der Ansicht der Römer handhabt Canova den Meißel des Phidias und Cammuccini den Pinsel des Raphael. Dagegen vermögen die trambantanischen Künstler, etwa der Ritter Thorwaldsen ausgenommen, auf keine Weise die Aufmerksamkeit der eingebildeten Thoren auf sich zu ziehen.

Freilich wenn es darauf ankömmt, weibliche, zarte Gestalten in den saftesten Farben, z. B. eine Hebe, Venus und dergleichen, wie mit sammtenem Fleisch zu bekleiden: so muß man aufrichtig gestehen, daß der Meißel des Ritter Canova noch jetzt unendlich liebliche Bilder aus dem Marmor hervorruft. Dagegen hat er schwerlich jemals einen männlichen, heroischen, heroischen Körper gebildet, der mit der Antike oder den Arbeiten des Ritter Thorwaldsen zu vergleichen wäre. Canova hat die unerhörte Dreistigkeit gehabt, seinen Perseus, der bei aller Weichheit der Umrisse ein fader, weibischer, muskelloser Heros ist, an die Stelle des Vaticanischen Apoll zu stellen: und die mit Blindheit geschlagenen Römer haben auch nichts dagegen: dabei stehen seine beiden Fechter, an welchen geschwollene Fleischwulste die Stelle der Muskeln vertreten müssen, außer dem, daß der eine noch eine sehr schlechte, wenn auch picante, Stellung hat. Noch weniger Werth hat die plumpe Dirne am Grabmal des Papstes in S. Peter, die die Religion vorstellen soll. Wenn daher der Ritter Canova nur solche Gestalten bilden wollte, zu denen ihn sein außerordentliches Genie bestimmt hat, und wenn er sich, wie die vielen Säle seiner großen Werkstatt zeigen, in den letzten Zeiten weniger an den nichtssagenden, geleckten, malerischen Zeitgeist angeschmiegt hätte, der jetzt die ganze italiänische Bildhauerei bezeichnet, so würde er in seiner Art das größte Lob ungetheilt genießen, das ihm jetzt unbillige, wenn auch geistreiche, Anhänger neuer Grundsätze fast ganz entziehen.

Könnte man dagegen vom Ritter Thorwaldsen auch nur das eine anführen, daß es ihm allein unter allen Künstlern gelungen ist, den Römern, ja dem ganzen Italien, Bewunderung abzugewinnen, so würde dies schon vermuthen lassen, daß er das größte Künstlergenie sey, dem diesen Augenblick die ganze Welt huldigen sollte. Denn wenn gleich die Römer gegen den Mann des Jahrhunderts, wie sie den Ritter Canova nennen, blind sind, so verstehen sie doch sonst sehr gut den Maaßstab der Antike anzulegen, den Thorwaldsen gar nicht scheuen darf. Im Bassorilievo wenigstens kommt ihm kein neuerer Künstler auch nur nahe. Jedermann kennt die herrlichen Modelle, die er für den Palast von Monte Cavallo oder den Quirinal gearbeitet hat; in seiner Werkstatt sahen wir ein eben fertig gewordenes Bassorilievo, leider für England bestimmt: den Triumph seiner Kunst. Er hat ganz genau nach dem Homer die Scene bearbeitet, wie die von Agamemnon abgesandten Herolde Thalthybios und Eurybates dem Achill die Briséis entführen. Alle Figuren haben eine unglaubliche Erhabenheit, Grandiosität, Wahrheit und Schönheit.

Achill, in jeder Nerve Wuth und Rache, wendet sich ab; Patroclus, voll Sanftmuth, drückt Briseis leise hinweg, sie aber wendet sich um, und sieht ungern mit den Herolden; diese aber gehen eilig ab, frohen Herzens, das schwere Geschäft glücklich beendigt zu haben. Wir haben niemals ein ähnlicheres Bassorilievo gesehen. Diese Grosartigkeit zeigt sich in den kleinsten Bildwerken dieses Meisters; er hat einen Ganymed, der den Adler des Jupiter tränkt, sehr klein, aber himmlisch schön und erhaben gebildet; der weiche Knabe ist sich wohl bewußt, ein Götterdiener zu seyn. Aber welch ein Heros ist der Jason, der immer noch keinen Eigenthümer gefunden hat, obgleich z. B. Marchese Torlonia den kolossalen Herkules mit dem Centauer, um dessen willen Canova schon mehrere herrliche Rosse erdolchen lassen, für eine ungeheure Summe bestellt hat; und wie weit wird Canova's Arbeit hinter ähnlichen des Thorwaldsen zurückbleiben!

Noch entschiedener scheint das Uebergewicht zu seyn, welches die Deutschen in der Mahlerei über die Römer behaupten. Wir sind in den großen Sälen der Werkstätte des Camuccini lange herumgestrichen, ohne daß wir uns nur eines einzigen lebendigen Eindrucks erinnern könnten. Glätte und Kälte ohne alle Tiefe der Seele scheint der beständige Character dieses Meisters zu seyn. Besonders aber ist es unerklärlich, wie gerade das Bild, welches S. Heiligkeit in Mosaik setzen läßt, zu der Ehre kommt, verewiget zu werden, da Camuccini sicher viel bessere, als dieses, gemahlt hat. Ueberhaupt ist er so oberflächlich, wie die Mahler der spätern und französischen Schule fast alle. Je weniger indeß Camuccini's eigene Mahlereien interessiren, desto mehr zieht seine Sammlung fremder Meisterstücke an: da er nämlich sehr reich ist, hat er sich eine ganz vorzügliche Gallerie gebildet, und besitzt unter andern die schönsten Garofalo's in ganz Rom.

(Die Fortsetzung folgt.)

Freimüthige Blätter

für

Deutsche.

I.

SOCIETÄT

Ueber

die Schießübungen

in

der Preußischen Armee.

Briefe eines Preußischen Veteranen an seinen Freund.

. . . . . September 1817.

Gestern haben wir unsere diesjährigen Schießübungen nach der Scheibe, so wie sie die Instruktion vom 20sten May a. c. für die Infanterie, mit Hinweisung auf das frühere Reglement vom 2ten May 1810, vorschreibt, glücklich beendigt. Die besten Schützen in unserm Bataillon sind dadurch ausgemittelt; mit Prämien belohnt; mit Musik und Eichenlaub nach Hause gebracht; die Schießtabellen werden sauber abgeschrieben, und ich setze mich nun zurecht, um Dir, versprochenermaaßen, meine Ansichten über diesen neuen Riesenschritt zur militairischen Vollkommenheit, mitzutheilen.

Digitized by Google

Du wirst aus dem Folgenden ersehen, daß ich in der Hauptsache mit Dir einig bin, nämlich: daß die Geschicklichkeit nach dem Ziele zu schießen, ein wesentlicher Theil der ausübenden Kriegskunst ist; auch habe ich dieß nie bestritten. Wenn ich aber zugleich meine frühere Behauptung wiederhole: daß nicht ganze Armeen, Fußvolk, Reuterey und Artillerie, Scharfschützen seyn können, und daß eine unzulängliche Mittelmäßigkeit, bis zu welcher es im Allgemeinen nur gebracht werden kann, am wenigsten dann für guten Erfolg gelten kann, wenn sie mit den darauf verwandten Kosten in keinem Verhältniß steht: so wirst Du in diesen Blättern, die ich Dir hiermit widme, die Beweise darüber finden, die aus Erfahrungen hergeleitet sind, wie ich und viele Hunderte meiner Waffengefährten sie in den letzten Feldzügen (in den Jahren 1812—1815) gemacht haben, und wie sie sich auch aus der Natur der Sache ergeben.

Deine Bemerkungen, daß Du Dich in dem neuen Soldatenwesen nicht zurecht finden kannst, daß Du es in Deiner abgeschiedenen Ferne nicht begreifest, finde ich ganz natürlich; nur verlange von mir darüber nicht Belehrung, es geht mir in der Nähe nicht besser, und ich kann Dir nur zum Troste sagen, daß dieß an uns beyden nicht liegt! Es ist außerordentlich viel Gutes geschaffen; das leuchtet jedem Vernünftigen ein, und was noch nicht einleuchten will, darüber wird der Erfolg entscheiden; durch ihn wird die Erfahrung, die alles sichtet, auch das Fehlerhafte von dem Guten entfernen und das Bessere wählen.

Du weißt, daß ich nicht zu den Leuten gehöre, die alles voreilig tadeln; wo man nicht bessern kann, muß man sich auf eine bescheidene Freymüthigkeit beschränken — sie ist wirksamer wie aller Tadel.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Die vorerwähnten beyden Instruktionen, die ich Dir beikommend übersende, enthalten im Wesentlichen die Bestimmung: daß die ganze Armee, die Lieutenants mit inbegriffen, nach der Scheibe schießen soll.

Darüber drängten sich mir folgende Fragen auf:

1) Ob es bey der jetzigen Art Krieg zu führen, durchaus nöthig ist, daß jeder Soldat von jeder Waffe, ohne Ausnahme, ein Schütze sey?

2) Ob jeder durch einige Schüsse nach der Scheibe ein Schütze werden könne?

3) Ob die gewöhnlichen Schießwaffen sich zum Zielschießen eignen?

4) Ob der Dienst als Jäger und Schütze sich mit dem des Linien-Soldaten in einer und derselben Person vereinigen läßt? und

5) Ob der Erfolg von den Schießübungen, wenn auch die Sache nicht unbedingt nothwendig ist, doch so erwünscht ausfallen könne, daß die darauf verwendeten außerordentlichen Kosten gerechtfertigt werden würden?

Es schien mir der Mühe werth, die Sache genau zu prüfen, um sowohl meine eigenen Ansichten und die ersten Eindrücke, die sie auf mich machte, streng zu beleuchten und zu berichtigen, als auch Dir Stoff zum Nachdenken und zur Beurtheilung darüber zu geben.

Aus dem Nachfolgenden wirst Du entnehmen, daß ich die obigen fünf Fragen, worauf es doch eigentlich nur ankömmt, nach strenger Prüfung, sämmtlich mit Nein! beantworten muß. Daß ich die Schießübungen nach dem Ziele, lediglich nur bey den Jägern, Schützen und leichten Truppen, angewandt; bey allen übrigen Truppen aber zum Mindesten nicht für nothwendig halte und der Meynung bin: daß sie bey der Letztern zwar nützlich scheinen, doch

durch den geringen Erfolg, den sie nur haben können, die darauf zu verwendenden Kosten nicht lohnen.

Zum Beweise, daß die Fertigkeit im Zielschießen, bey sämmtlichem Fußvolke im Felde durchaus nothwendig sey, wird in der Instruktion vom 20sten May a. c. Seite 1. bemerkt: „daß im Kriege häufig Fälle vorkommen, wo unter sonst gleichen Verhältnissen, ein wohl unterhaltenes und sicher treffendes klein Gewehrfeuer, selbst gegen die ausgezeichnetste Tapferkeit entscheidet."

In so fern dieß unbedingt gegen jede ausgezeichnete Tapferkeit behauptet wird, muß ich es bezweifeln! Ausgezeichnete Tapferkeit kann im Kriege auf sehr verschiedene Art bewiesen werden: durch geschickte und beharrliche Selbstvertheidigung einzelner Streiter in gefahrvollen Augenblicken, besonders gegen feindliche Uebermacht; so auch in einzelnen Trupps wie in ganzen Massen, also mit jeder Waffe und bey jeder Art: der Kavallerist im entschlossenen Anreiten und Einhauen; der Jäger in geschickter Benutzung und entschlossener Behauptung des Terrains und in besonnener Unterhaltung seines Feuers; der Artillerist ebenfalls im Gleichmuth, wenn er den Platz, den er behaupten soll und auf den es ankommt, wirklich so lange behauptet, als sein Geschütz nicht unbrauchbar geworden, und des Gegenfeuers nicht achtend, kaltblütig und rasch fortfährt zu schießen; die Infanterie in Behauptung schwieriger Stellungen, wo sie dem feindlichen Feuer ausgesetzt ist; in beharrlicher Ausdauer; im ordnungsmäßigen Rückzuge und endlich im raschen Angriff mit dem Bajonnet. Diesen Letztern wird aber, wenn es Ernst damit ist, niemals ein wohl unterhaltenes sicher treffendes Feuer abhalten. Eben so wenig wird eine entschlossene Reuterei sich durch ein wohl unterhaltenes Feuer abhalten lassen, in eine Linie einzudringen;

Digitized by Google

nur das geschlossene Viereck und das gefällte Gewehr wird sie aufhalten. Ein geschickter Kavallerie-Offizier wird seine Leute nicht unnütz und unthätig dem Infanterie-Feuer aussetzen; aber er wird, wo es angewandt ist, mit Blitzesschnelle auf das Fußvolk eindringen, und dann möchte es wohl mit dem ꝛc. Feuer ein Ende haben.

Der vorstehende Schluß ist also sehr gewagt, und kann nur in äußerst seltenen Fällen als wahr angenommen werden. Ueberdem gehört ein wohl unterhaltenes Infanterie-Feuer selbst zur ausgezeichneten Tapferkeit, wenn es aber von beiden Seiten geübt wird, so entsteht nicht selten ein ganz zweckloses Feuern daraus, was Menschen kostet und nichts entscheidet. Nur Nebenumstände (oft zufällige, unbedeutend scheinende und selten zur Oeffentlichkeit kommende) geben in solchen Fällen der einen oder der andern Parthei den Vortheil, wozu ich die bessern Gewehre, das Terrain, den Wind ꝛc. rechne, wenn nicht die moralische Ueberlegenheit des Anführers, womit er strategisch zu schlagen, zu täuschen und zu überlisten versteht, ihm den Sieg bringt.

Beispiele, daß die Fertigkeit der Linien-Infanterie im Zielschießen irgendwo den Ausschlag gegeben habe, sind schwerlich irgendwo vorhanden; wenn man einzelne Gefechte der Jäger und Schützen, wie billig, davon ausnimmt, die aber auch im Großen nichts entscheiden, sondern nur als mitwirkend zu betrachten sind.

Wenn es also auch zu wünschen ist, daß jeder Linien-Infanterist, als Einzelnheit betrachtet, ein guter Schütze seyn möchte; so kommen doch die Fälle, wo er diese Eigenschaft mit Erfolg anwenden, oder zur Nothwehr davon Gebrauch machen kann, äußerst selten vor, und es ist nicht ausführbar bei einigen hundert tausend Mann jeden Einzelnen dazu auszubilden. Hätte man nicht schon längst die Ueberzeugung gehabt: daß nicht ganze Armeen Scharfschützen seyn

können, so würde man nicht Jäger- und Schützen-Bataillone gebildet haben. Diese sind für das einzelne Gefecht bestimmt, und müssen die Massen, wenn sie sich zum Angriff entwickeln, decken. Deshalb würde es aber auch zweckmäßig seyn, bei diesen eine strenge Auswahl der Leute zu treffen, sie zu vermehren und durch wohlgeordnete Uebungen der Vollkommenheit näher zu bringen (ich sage: der Vollkommenheit, Du wirst aber sehen, wie weit ich Vollkommenheit — in unserer unvollkommenen Menschen-Natur — wo sich alles dem Egoismus und der Einseitigkeit fügen muß — annehme, und wo selbst das angestaunte Werk genialischer Kraft — nur ein sterbliches Kind der Zeit ist, das den Keim seiner Zerstörung in sich selbst trägt. Wer bewunderte nicht Friedrichs Heere zu seiner Zeit, und wie sprach man 10 Jahre nach seinem Tode von der Saldernschen Taktik?) Das übrige Fußvolk kann nur die Bestimmung haben, als Masse zu wirken. Woher sonst die Angriffs-Kolonnen, das gefällte Viereck, der Sturm mit dem Hurra?

Das Feuer der Infanterie in der Linie nimmt seinen Anfang nach vollendetem Aufmarsch, und zwar wenn man im Geschwindschritt nahe genug gekommen ist, um den Feind mit der kleinen Gewehrkugel erreichen zu können. Sonst schoß man aus drei Gliedern; das erste Glied fiel aufs Knie, und das Feuer wurde dadurch viel wirksamer, als es jetzt aus zwei Gliedern seyn kann, weil die Kugeln des ersten Gliedes die feindliche Linie nicht verfehlen konnten, und weil von einem Punkte (einer Rotte) drei Kugeln ausgiengen, anstatt jetzt nur zwei. Die neuern Taktiker haben diese Art zu feuern verworfen; ob sie Recht haben, ist noch zweifelhaft. Der Erfolg hat wenigstens noch nicht bewiesen, daß mit dem kleinen Gewehrfeuer jetzt mehr als sonst ausgerichtet wird. Man feuert zwar jetzt aus zwei Gliedern mit drei Gewehren, indem man das dritte Glied nur zum Laden gebraucht (Bataille-Feuer),

Digitized by Google

oder das erste Glied fällt das Gewehr (Vertheidigungs-Feuer aus dem Viereck), oder das dritte Glied wird zum einzelnen Gefecht genommen, wodurch aber die Linie bis auf zwei Glieder verdünnt und offenbar gegen Kavallerie-Angriffe zu schwach wird. Das Laden, vom dritten Gliede verrichtet, befördert übrigens das Feuer nicht, wie ich zu bemerken Gelegenheit hatte; der Mechanismus ist dabei zu künstlich, als daß er, dem Feinde gegenüber, in der vorgeschriebenen Pünktlichkeit und Steifheit ausgeführt werden könnte. Durch das einander Zureichen der Gewehre aus einem Gliede ins andere geht viel Zeit verloren. Ein Soldat wird dadurch vom andern abhängig gemacht; Einer muß oft auf den Andern warten, man zankt sich dabei, und es entstehen Unordnungen. Auf das dritte Glied macht diese Art zu feuern einen üblen Eindruck. Die Leute ärgern sich, daß sie nur laden sollen und nicht selbst feuern dürfen, es scheint ihnen, als ob sie nicht selbst bewaffnet wären, und sie sich nicht vertheidigen sollen. Sehr natürlich ist in ihnen der Trieb, dem Feinde ebenfalls zu schaden — und wie man sagt: mit darunter zu schießen.

Selbst auf dem Exercierplatz kann, bei allen Quälereien, das Ideal des Erfinders nicht erreicht werden. Und nun soll aus der Linie oder Colonne auch noch gezielt werden? Jeder Schuß soll ein Kernschuß seyn, der seinen Feind trifft?

Wie lange kann überdies ein regelmäßiges Musketenfeuer aus der Linie anhalten, wenn es nicht ins Zwecklose verfallen soll? Ist es nicht auch von den Bewegungen des Feindes abhängig? Muß nicht der Anführer an entscheidende Maaßregeln denken? Müssen nicht bald Angriffs-Colonnen oder Vierecke gebildet werden, um entweder durch Erstere den Feind rasch über den Haufen zu werfen, oder durch Letztere sich vertheidigend zu behaupten, oder endlich sich zurückzuziehen? Kann man von dem Soldaten verlangen, daß er im lebhaften Bataille-Feuer in der Linie oder in der Colonne, wo es nur

darauf ankommt, den Feind mit recht viel Kugeln zu ängstigen (die, wenn sie auch nicht alle treffen, doch pfeifend die Luft durchschneiden und in den Bajonetten klirren), durch Staub und Pulverdampf seinen Mann in der feindlichen Linie suchen und auf ihn zielen soll? Oder soll jeder Einzelne zielen, wenn nach Kommando eine General-Salve gegeben wird, und wo nach zwei schnell auf einander folgenden Tempo's: Schlagt an — Feuer! geschossen werden muß? Ist es für alle solche Fälle nicht hinreichend, wenn der Soldat der Linie nur im Laden und richtigen Anschlagen geübt ist?

Wenn aber das Terrain ein gegenseitiges Annähern der feindlichen Linie hindert oder unmöglich macht; wenn Gewässer oder Sümpfe ꝛc. dazwischen liegen, kann da ein lang unterhaltendes Gewehrfeuer etwas entscheiden, würden nicht beide Theile ihr Geschoß unnütz verknallen, und endlich, nachdem mehrere Menschen von beiden Seiten zwecklos geopfert worden, das Gefecht aufgeben müssen? Wird ein Feind sich unthätig oder unter fruchtlosen Anstrengungen dem gegenseitigen überlegenen Feuer aussetzen? Wird nicht jeder Feldherr oder Anführer einer Truppe in solchen Fällen strategisch zu schlagen, seinen Feind durch räthselhafte Bewegungen besorgt zu machen suchen? Freilich wird dabei ein unterhaltenes lebhaftes Feuer, gut angeschlagen (nicht übereilt ins Blaue) seine Wirkung nicht verfehlen, indem dadurch der feindlichen Parthei mehr Menschen getödtet und verwundet werden; aber der Ausgang wird immer von der größern Umsicht des Anführers in Benutzung der Umstände abhängen. Das Zielschießen der ganzen Masse wird aber, selbst wenn es angewandt werden könnte, in einem solchen Falle niemals entscheiden, oder auch nur etwas zum guten Erfolg beitragen können. Es würde ein sehr langsames Feuer werden — die Zeit zum Zielen wäre verloren. Auf den Feind, wenn er in Massen gegenübersteht, ist es nicht nöthig zu zielen, vielmehr ist

es genug, richtig anzuschlagen. Wird überdem der Sieg nach der Anzahl der getödteten Feinde, oder nach dem Erfolg berechnet? Schossen die Oesterreicher unter Eugen von Savoien, die Schweden unter Gustav Adolph, und Friedrichs Heere nach der Scheibe?

Hatten die Revolutions-Männer, die im Jahre 1793 über den Rhein kamen, zuvor Schießübungen gehalten? Siegte Napoleon öfter durch sein klein Gewehrfeuer oder durch seine schnelle Bewegungen? Kann man endlich verlangen und dem Soldaten zumuthen, daß er in Reihe und Glied, im Angesicht des Feindes, wo rechts und links seine Kameraden fallen und über empfangene Wunden klagen, ruhig zielen und seinen Mann gewiß nehmen soll? Wird nicht, selbst wenn er vor Pulverdampf den Feind sehen könnte, die Unruhe um ihn her sich ihm selbst mittheilen, und das Gefühl der eigenen Gefahr ihn zum ruhigen Zielen ganz unfähig machen? Wird er nicht alle Kunst, die er von der Scheibe erlernt hat, vergessen?

Wer Gelegenheit gehabt hat, zu bemerken, wie unruhig es in solchen Augenblicken hergeht, wird alle diese Fragen, mit voller Ueberzeugung, verneinen, und Du wirst gewiß mit mir die Meinung theilen, daß die Kunst des Zielschießens nicht für Gefechte in Massen berechnet seyn kann.

Freilich hat es schon Gefechte gegeben, wo ganze Bataillons sich in offne Schwärme (Tirailleur-Linien) auflösen mußten, aber dies geschahe wohl nie, um dem Feinde das Uebergewicht als Jäger und Schützen fühlen zu lassen, und durch ein wohlunterhaltenes, sicher treffendes Feuer seine Tapferkeit zu erschüttern, sondern nur als Nothwehr, um den feindlichen überlegenen Schwärmen und seinem Geschütz die dichten Massen zu entziehen und durch ungeregelte Zwischenräume seinen Kugeln Platz zu machen, weil durch bewegliche Einzelnheiten alle feste Zielpunkte verloren gehen;

Digitized by Google

eine sehr weise Maaßregel, um Menschen zu schonen und einen Rückzug zu erleichtern.

Giebt es aber auch nicht in solchen Gefechten entscheidende Augenblicke, wo die vereinzelten Bataillone wieder in Massen zusammengezogen werden müssen, um sich mit dem Bajonette Luft zu machen *), und ist das Terrain immer dazu geeignet,

*) Da ich hier abermals der Bajonnette erwähne, so könntest Du leicht auf die Vermuthung kommen, daß ich dies Instrument für ein Wunderding hielte. Dies ist aber keineswegs der Fall. Ich halte es vielmehr an und für sich, als Instrument betrachtet, für die allerungeschickteste Stoßwaffe, die es giebt; seine gebrochene Wirkungslinie und die Schwere des Gewehrs (über 12 Pfund) machen es sehr unbrauchbar, denn es läßt sich, in Verbindung mit dem Gewehre, als Stoßwaffe sehr schlecht handhaben. Die Franzosen haben ihm den Ruf verschafft; sie verstanden zur Zeit der Revolution nur wenig mit dem Gewehre umzugehen, noch weniger konnten sie schießen. Der Freiheitsschwindel und ihr heißes Blut forderten ein rasches Handeln — und dies war höchst nothwendig, wenn sie gegen geübte alte Heere siegen wollten. Ihre genialen Feldherren hatten sehr richtig und klug berechnet, daß sie mit jungen enragirten und von Enthusiasmus belebten Soldaten, die den Krieg weder kannten noch gewohnt waren, gegen die steife und nach einer Menge zum Theil veralteter Formen geregelten Taktik der deutschen Heere, nur durch scheinbar regellose Bewegungen und Angriffe siegen konnten. Sie setzten dieser schwerfälligen Taktik imponirende Neuigkeiten entgegen, die um so gewisser ihren Zweck nicht verfehlten, als die deutschen Heere diese Bewegungen noch gar nicht kannten, auch nach dem Maaßstabe der eigenen Taktik nie berechnen oder voraussehen konnten, und deshalb immer zu ihrem Nachtheil davon überrascht wurden. Den französischen Anführern war aber diese neue forcirte Taktik auch um deshalb nöthig, weil sie den jungen Franzosen und Revolutionsmännern die Ruhe und Fassung im Gefecht, die den alten geübten und an strenge Zucht gewöhnten Soldaten charakterisirt, nicht zutrauen durften.

Wenn der junge Soldat rasch ins Feuer oder zum Sturm geführt wird, thut er Wunder und ist oft zu hitzig; soll er aber im feindlichen Feuer ruhig und unthätig stehen — so wird er un-

Digitized by Google

als Schützen wirken zu können? Oder kann der Soldat, wenn er auch ein guter Schütze ist, sich auf freiem Felde unbeweglich hinstellen und zielen, ohne sich selbst dem Feinde für eben so lange bloß zu geben? Ich bin einigemal Augenzeuge davon gewesen, daß Soldaten, indem sie mit der bewundernswürdigsten Ruhe anschlugen und zielten — durch feindliche Kugeln zu Boden gestreckt wurden.

Wo liegt nun für alle solche Fälle die Nothwendigkeit, daß der Linien-Soldat ein Schütze seyn muß, wo soll er von dieser Eigenschaft Gebrauch machen? Daß es Fälle geben kann, wo Einzelne von dieser Geschicklichkeit Gebrauch machen können, habe ich schon zugegeben. Aber darin liegt noch lange nicht ein hinlänglicher Grund, die ganze Masse

---

ruhig und zaghaft, läuft auch wohl gar davon — und dann wird nicht selten eine regellose, gefährliche und verderbliche Flucht daraus.

Diese Beweggründe brachten das Bajonet mehr als je und auf eine neue Manier in Kours, es war aber nicht das Instrument an sich selbst, sondern die Art der Anwendung, wodurch es furchtbar wurde.

Man denke sich eine große, dicht gedrängte Menschenmasse, deren erste Reihen die Gewehre gefällt haben, im raschen Lauf mit Trommelschlag und Hurra-Geschrei auf eine gegenüberstehende Linie losgehen, so wird man begreifen, welchen Eindruck dies auf die Letztere macht. Hierdurch ist der Glaube an das Bajonett entstanden, denn, so viel mir bekannt ist, hat noch nie eine feindliche Linie einem solchen Angriff, im eigentlichen Sinne des Worts, widerstanden, d. h. es ist noch nie eine Linie stehen geblieben. Sollte dies einmal wirklich geschehen (was ein Meisterstück von Tapferkeit seyn würde), so wird sich ausweisen, was das Bajonett eigentlich leisten kann. Wenn nämlich eine Linie in fester Stellung den Sturmangriff erwartet, und ihn mit gleichfalls gefälltem Gewehr abhält oder erwiedert, so wie es von den gefällten Vierecks gegen Kavallerie-Angriffe geschieht. Ich glaube, daß ein solches Ereigniß das Bajonett um seinen Ruf bringen, oder doch die Meinung darüber berichtigen würde.

Digitized by Google

des Fußvolks mit schweren Kosten im Zielschießen üben zu lassen. Wofür hat man denn leichte Truppen, die eigentlich für solche Gefechte bestimmt sind? Ist es nicht ein wesentlicher Theil der praktischen Kriegskunst, die verschiedenen Waffen gegenseitig sich unterstützen und decken zu lassen.

Die große Masse des Fußvolks kann nur als Masse wirken. Ein rasches Feuer auf die feindlichen Haufen, ein entschlossenes Vorgehen im entscheidenden Augenblick und die rechtzeitige Anwendung des Bajonetts, das ist der Gebrauch, den man von dem Linien-Soldaten zu Fuß im Augenblick der Aktion machen muß. Seine übrige zweckmäßige Benutzung muß der Feldherr oder Anführer, von welchem Grade er auch ist, strategisch leiten. Die Kunst des Schachspielers liegt nicht im Schlagen, sondern im Ziehen! Schlachten, die von einem Heerführer angeboten werden, sollen nur die Erndte seiner frühern Saat — nur die Folge und das endliche Resultat seiner wohlberechneten Pläne seyn. Wohlberechnete Bewegungen, Kenntniß des Terrains, der feindlichen und eigenen Kräfte ꝛc., das sind die unsichtbaren höhern Organe des Krieges, die nicht durch die Fähigkeiten des einzelnen Soldaten ausgebildet werden können. Den Sieg durch die Geschicklichkeiten des einzelnen Soldaten an die Fahnen fesseln zu wollen, ist sehr gewagt. Unsere Landwehren in den Jahren 1813 / 1815 konnten sammt und sonders nicht nach dem Ziele schießen, auch waren ihre übrigen mechanischen Fertigkeiten in der Waffenhandhabung und in den Bewegungen noch sehr mangelhaft, aber sie ersetzten das alles durch ihren guten Willen, durch unbedingte Folgsamkeit und durch ihr anspruchsloses Wesen. Das Uebrige blieb den Anführern überlassen, die es verstanden, sie zu benutzen.

Ein künstliches Zurechtstutzen des Soldaten vor der Scheibe kann daher im Allgemeinen weder nothwendig noch angewandt seyn, wie dies der Erfolg sicher beweisen wird.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Man mag dagegen einwenden, daß es wenigstens nützlich seyn würde, wenn jeder Soldat ein perfekter Schütze wäre, weil jeder dadurch eine Geschicklichkeit mehr besäße, von der er in Nothfällen Gebrauch machen könne, und dies ist freilich nicht zu läugnen, aber wenn man solchen Betrachtungen Raum geben will — so bleiben noch sehr viel andere Dinge bei dem Wehrstande zu wünschen übrig, die alle recht schön und vortrefflich seyn würden, aber theils wegen der Mängel in der menschlichen Natur — theils wegen des allzugroßen Kostenaufwandes doch nicht ausgeführt werden können. Eine schöne Sache wäre es, wenn man Universal-Soldaten bilden könnte, die Reuter, Artilleristen, Pionier, Handwerker, Linien-Infanteristen, Jäger und Schützen, und überhaupt alles zugleich seyn könnten. Aber das gehört in die schönen Träume.

Aus dem über die erste Frage bisher Angeführten wirst Du sehen und mit mir einverstanden seyn, daß zum gewöhnlichen Dienst der Linien-Infanterie im Felde die Fertigkeit im Zielschießen niemals anwendbar, also auch zu diesem Zweck ganz überflüssig ist. Ist es aber die Absicht, von diesen Massen einen ausgedehnteren Gebrauch zu machen; sollen sie schwere (Linien) und leichte Truppen zugleich seyn, und in der Eigenschaft der Letztern die Kunst des Zielschießens sich aneignen: so stehen diesem Doppeldienste Schwierigkeiten entgegen, die in der bisherigen Organisation der Truppen überhaupt liegen, und die nicht so leicht zu heben sind. Vor allen Dingen gehören zum leichten (Jäger- und Schützen-) Dienst bessere Waffen, andere Kleidung *) und — angemessenere Uebungen.

*) Am unzweckmäßigsten ist wohl der Czakot für einen Schützen, da er ihn zwingt, mit dem Kopfe beständig zu balanciren und das Bücken und sonst den freien Gebrauch des Kopfes nicht zuläßt, auch sehr schwer ist und doch den Kopf nicht bedeckt.

Digitized by Google

Die Schießübungen sind aber nicht blos bei der Infanterie und den Jägern gehalten, sondern auch auf die Kavallerie, Artillerie und Pioniere ausgedehnt worden, und zwar bei den Ersteren mit dem Karabiner und dem Pistol, bei den Letztern aber mit dem Infanterie-Gewehr.

In Hinsicht der Kavallerie findet wohl unbedenklich alles das Anwendung, was ich bereits über die Infanterie gesagt habe. Nämlich: daß es nicht nothwendig ist, die ganze Masse, sondern nur eine verhältnißmäßige Anzahl, besonders dazu geeigneter Leute, zum Schießenlernen nach dem Ziele auszuwählen, die Geschick und Neigung dazu haben. Ferner: daß der Erfolg von den Uebungen der ganzen Masse nur gering seyn und mit den Kosten in keinem Verhältniß stehen kann, und daß, wenn es auch hier wünschenswerth bleibt, Mann für Mann zum Schützen auszubilden, doch so viel Schwierigkeiten dabei obwalten, daß die Sache unausführbar erscheint.

Aus dem Nachfolgenden wirst Du Dich hiervon näher überzeugen:

Die Hauptwaffen des Reuters sind der Säbel und die Lanze. Die Pistole und der Karabiner sind nur Hülfswaffen. Die Erste ist ihm oft sehr nützlich, um auf dem Vorposten und im einzelnen Gefecht seinen Feind, wenn er ihm mit dem Säbel oder der Lanze nicht ankommen kann, mit der Furcht vor einem Schusse in Respekt zu halten, des Gegners Bewegungen von den seinigen abhängig und ihn um seine Sicherheit besorgt zu machen. Auf den rechten Augenblick, wo er schießen muß, kömmt hierbei alles an, und nicht selten wird mit dem bloßen Drohen mehr als mit dem wirklichen Schuß ausgerichtet, denn zu früh schießen ist gefährlich, weil dadurch ein kostbares Vertheidigungsmittel, was auf der Stelle nicht wieder zu ersetzen ist, wenn der Reuter nicht noch ein zweites geladenes Pistol bei sich hat, verloren geht, und der Gegner ihm nicht Zeit lassen wird, gleich wieder zu laden.

Digitized by Google

Zu spät schießen ist aber vollends ganz unnütz. Denn, wenn der Feind sich des Reuters schon bemächtigt hat, hilft kein Angstschuß mehr; ist aber der Feind im Weichen und schon zu weit entfernt, so wird der Reuter ihn nicht mehr treffen. Es kömmt also bei dem Pistolenschuß ganz vorzüglich auf den rechten Augenblick an, wenn eher geschossen werden muß, da das Pistol ohnehin nicht weit trägt. Wie wenig Reuter aber diesen rechten Augenblick erkennen und zu benutzen wissen, das hat die Erfahrung aus dem geringen Erfolg des Pistolen-Feuers in mehreren Kriegen sattsam bewiesen. Dabei darf man auch nicht vergessen, daß der Reuter seine Hauptwaffe, den Säbel oder die Lanze, nicht aus den Augen lassen darf, und Ersteren entweder im Munde halten oder an den Arm hängen muß, um ihn, besonders im Fall eines Fehlschusses, sogleich bei der Hand zu haben.

(Die Hauptsache beim Vorposten-Gefecht der Reuterei besteht wohl darin, daß die Mannschaften sich gehörig unterstützen, und daß sie ihre Soutiens [Unterstützungs- und Haupttrupps] so viel als irgend möglich den Augen des Feindes zu entziehen suchen, um ihn zu täuschen. Dafür müssen die kommandirenden Offiziere sorgen.)

Wenn nun aber mit dem Pistol gezielt werden soll, so gehören dazu zwei feste, ganz unbewegliche Punkte, nämlich: der schießende Reuter und der Feind, der getroffen werden soll! Dies ist aber ein schwieriger Umstand, der sich in Vorposten-Gefechten nicht gut beseitigen läßt. Man würde nicht allein die Pferde abrichten müssen, wie eine Mauer still zu stehen, so oft es der Reuter verlangt, sondern dieser müßte selbst ganz unbeweglich darauf sitzen können, und dann gehört noch dazu, daß auch der Feind sich in einer ganz unbeweglichen Stellung halten müßte, wenn anders der Schuß treffen soll. Beides ist aber nie der Fall, und kann auch um so weniger verlangt werden, da es der Natur des Vorpostendienstes ganz entgegen

seyn würde. Nach beweglichen Zielpunkten zu schießen, und sie zu treffen und sich selbst dabey bewegen zu müssen, ist aber eine Kunst, die der Kavallerist schwerlich vor der Scheibe erlernt, selbst auch, wenn er vorbeireitend nach derselben schießt und so geübt wird. Auch gehört dazu eine vorzüglich gute Waffe.

Nie werden sich die Vorposten in starrer Haltung, wie im Zweikampf, einander todtschießen. Sie sollen vielmehr unter allen Umständen und bei jeder künstlichen schnellen Wendung, zu der ein Reuter im Gefecht nur irgend veranlaßt werden kann, ihren Mann treffen.

Dies muß man aber mehr dem Zufall überlassen. Denn wenn dem Kavalleristen das Zielen gelehrt ist, wenn man ihm die Regel, wie er das Pistol halten muß und wie er bewegliche Punkte zielend verfolgen kann, beigebracht hat, welches auch ohne zu schießen geschehen kann, so ist nach meiner Ueberzeugung alles geschehen, was als Unterricht geschehen kann. Ich sehe kein ander Mittel, diese Geschicklichkeit vorher mechanisch zu lehren.

Dazu kömmt auch noch die Gemüthsstimmung des Reuters, der, seinem Feinde gegenüber, von zwei Prinzipen geleitet wird, nämlich: seinen Gegner zu überlisten, und zugleich für seine eigene Sicherheit zu sorgen.

Der Zielpunkt, den ein Reuter seinem Feinde darbietet, ist aber auch nicht so sehr klein, daß dazu das Zielen auf ein Haar nöthig wäre; er besteht aus Mann und Pferd; und wenn auch nur das Letztere getroffen wird, so ist schon etwas, zuweilen viel gewonnen. Die Kunst das Pistol zu benutzen, besteht daher in einem entschlossenen schnellen Heranreiten, wodurch der Gegner überrascht wird, dann muß mit dem Pistol etwa auf drei bis fünf Schritt, am besten auf das Pferd, in einem Augenblick hingehalten und abgedrückt werden. Die Schnelligkeit ist hierbei alles, und wenn der Reuter

Digitized by Google

nur weiß, wie er das Pistol halten muß, so wird er es nicht ganz ohne Erfolg gebrauchen. Aber erst lange vorher zielen wollen, ist nicht ausführbar, wenigstens würde es sehr gewagt seyn, denn der Gegner erhielt dadurch Zeit zur Gegenwehr.

Und wenn man sich auch eine solche Geschicklichkeit als möglich denkt, wo soll sie denn gelehrt, wo geübt werden? Bei Manövern können die Truppen doch nicht mit Kugeln schießen.

Soll die Kunst des Reuters, nach dem Ziele zu schießen, gegen Fußvolk angewendet werden, so wird auch hier der Vortheil nicht auf Seiten des Erstern seyn. Dem Infanteristen ist zwar der Reuter im einzelnen Gefecht immer überlegen; aber bei weitem mehr durch den Säbel und durch seine schnellen Bewegungen, als durch das Pistol. Hat der Infanterist ohne Erfolg geschossen, wie dies häufig der Fall ist, wenn der Reuter sich gut zu bewegen weiß; so ist er in den Händen des Letztern, und es gehört dann Entschlossenheit und Gewandtheit dazu, sich mit dem Bajonnett zu vertheidigen, bis Hülfe kommt. Dies ist das Einzige, was übrig bleibt, denn an entfliehen ist nicht mehr zu denken. Wollte aber auch der Reuter seinen Zielschuß gegen den Infanteristen anbringen, so wird dieser ihm eben so wenig ruhig zum Zielpunkt dienen, und Letzterer hat dabei noch den Vortheil, daß sein Gewehr weiter trägt. Hierzu bedarf also der Reuter des Zielschießens mit dem Pistol nicht, es kann ihm gar nichts helfen. So lange der Infanterist noch nicht geschossen hat, ist der Reuter in steter Gefahr, und kann an einen Zielschuß mit seinem Pistol nicht denken. Hat aber der Infanterist fehlgeschossen, so wird der Reuter sich seiner mit dem Säbel oder der Lanze zu bemächtigen suchen. Das Pistol in solchen Augenblicken zu gebrauchen, ist gefährlich; während er es nimmt und aufzieht, ist er unbewaffnet, und dann kann er doch auch nach dem un-

steten Infanteristen immer nur auf eine kurze Entfernung und auf gut Glück schießen.

Ueber den Nutzen der Karabiner bei der Reuterei sind, wie ich zum öftern vernommen habe, die Meinungen noch sehr getheilt: die Nothwendigkeit derselben kann aber, wie ich glaube, nirgends zugegeben werden. Ich will Dir meine Ansichten darüber hier mittheilen.

Zur Unterstützung des Säbels hat der Reuter zwei Pistolen, und es ist oft beschwerlich genug, diese zu laden, sie zum Schuß aus der Halfter zu nehmen und nach dem Schuß wieder hinein zu stecken in dem oft dringenden Augenblick, wo der Reuter des Säbels bedarf. Wie oft diese geschickte Handhabung mißlingt und das Pistol weggeworfen wird, hat die Erfahrung gelehrt. Jeder Reuter wird in dem Augenblick, wo er gedrängt und seine Sicherheit gefährdet ist, wenn er schon geschossen hat und ihn nur die schnellste Position zur Nothwehr retten kann, das Pistol wegwerfen und schnell zum Säbel greifen. Der Karabiner aber hängt in der rechten Hüfte, ist durch einen mit einer Druckfeder versehenen Haken an einem Schultergehänge befestigt, und steckt mit der Mündung des Laufs in einer ledernen Kapsel, der Schue genannt.

Daraus läßt sich leicht berechnen, wie viel Zeit der Reuter gebraucht, diese Schießwaffe los zu machen, um damit zu schießen, und wie viel Zeit und Sicherheit dazu gehört, selbige wieder anzuhängen. Ist es aber wohl denkbar, daß bei einem so beschwerlichen Mechanismus von dieser Waffe auf den Vorposten und im einzelnen Gefecht Gebrauch gemacht werden kann?

Darin besteht aber die Unzweckmäßigkeit des Karabiners noch nicht allein; sie erweist sich noch mehr im Schießen selbst, denn wie soll ihn der Reuter handhaben? Um ordentlich damit anschlagen zu können, gebraucht er beide Hände, weil er ihn fest halten und dem Rohr eine Richtung nach dem

Digitized by Google

Feinde geben muß. Er muß also die Handhabung des Pferdes mit dem Zügel so lange aufgeben, bis er geschossen hat. Ist aber jeder Reuter seines Pferdes mächtig genug, um es mit dem Schenkel regieren zu können? Steht jedes Pferd so ganz ruhig vor dem Schuß? Und gehört nicht überdem zum guten Anschlag eines Gewehrs eine kleine Wendung des Körpers nach der rechten Seite? Kann der Reuter sich diese auf dem Pferde geben, ohne sich in eine sehr gezwungene Lage zu setzen?

Soll aber der Reuter den Karabiner mit einer Hand abfeuern wie das Pistol, so ist dies ein ganz verlorner Schuß ins Blaue und nicht selten der Erste und Letzte; denn bei der geringsten Gefahr, die dem Reuter droht, muß er diese lästige Waffe, die seine Sicherheit gefährdet, indem sie ihn an der Handhabung des Pferdes und an dem Gebrauch des Säbels hindert, wegwerfen, da er zu dem umständlichen Anhängen derselben keine Zeit hat. Wie wenig Reuter haben überdem einen so starken Arm und eine so feste Faust, daß sie den Karabiner ohne Hülfe des andern Arms ausgestreckt halten, zielen und abdrücken können? Ist nicht auch der Karabiner so schwer, daß hierzu eine lange fortgesetzte Uebung gehören würde, die der Kavallerie jetzt noch ganz fehlt?

Nun aber soll mit Nichtbeachtung aller dieser Umstände, die doch aus der Natur der Sache hervorgehen, mit dem Karabiner nach dem Ziele geschossen werden, und zwar zu Fuß und nach allen Regeln der Kunst von Jägern entlehnt, um vor dem Feinde vom Pferde herunter Gebrauch davon zu machen!!

Wenn der Gebrauch des Karabiners aber von so ganz entschiedenem Nutzen, so zweckmäßig, ja so nothwendig ist; warum sieht man denn bei den Deutschen nicht die Reuter mehr damit einüben? Bei allen großen und kleinen Manövern großer und kleiner Heere wird das Exerciren mit dieser Waffe

vom Pferde herunter fast ganz unterlassen. Wahrscheinlich, weil es an Vorschriften über die beste Handhabung derselben fehlt — oder die Ausführung zu schwierig und man darüber noch nicht einig ist.

Meines Erachtens stellen sich auch dem Gebrauch dieser Waffe überall unbesiegbare Schwierigkeiten entgegen, und selbst das Tragen derselben ist dem Reuter sehr lästig, indem er seine rechte Lende drückt, überall damit anstößt, und ihm das Auf- und Absitzen dadurch nicht wenig erschwert wird. Es wäre zu wünschen, daß erfahrne, unbefangene Kavallerie-Offiziere sich über den Gebrauch der Karabiner gründlich — pro et contra äußerten.

Unter den Karabinern der Kavallerie habe ich übrigens auch wirklich gezogene Kugelbüchsen gesehen, über deren eigentlichen Zweck beim Reuterdienst ich Dir aber nichts sagen kann, weil ich nicht erfahren konnte, ob sie zu einem besondern Gebrauch, vorzugsweise vor den Karabinern, bestimmt sind. Was ich selbst davon halte, will ich Dir indessen mittheilen.

Es ist bekannt, daß ein gezogener Lauf besser schießt als ein glatter. Die Kugel paßt nicht allein sehr genau, sondern muß sogar mit Gewalt hineingebracht werden, und sie wird auch mit einem Talgpflaster umgeben, um jeden, auch den kleinsten Zwischenraum zwischen ihr und dem innern Raum, besonders in den Zügen, auszufüllen (vorausgesetzt, daß jeder Reuter zu seiner Büchse auch eine Kugelform hat, in welcher er sein Blei selbst gießen kann. Denn wenn man diese Büchse mit einer gewöhnlichen Patrone laden wollte, so würde der Vorzug des gezogenen Laufes ganz verloren gehen). Dadurch leistet sie der Pulverkraft weit mehr Widerstand, als eine andere Kugel im gewöhnlichen Gewehrlauf, mithin ist auch die Kraft, mit der sie herausgetrieben wird, viel größer, und sie durchschneidet schneller, also auch in ganz gerader Linie, die Luft; geht weiter und früher nach dem Zielpunkt. Die

alles sind nun Vorzüge, die die gezogene Büchse vor dem Karabiner wirklich hat, und in so fern wäre sie dem Reuter zu empfehlen. Aber so viel ich bemerkt habe, fehlen diesen Büchsen zwei Haupterfordernisse zum eigentlichen Gebrauche der Büchsen überhaupt, nämlich: Visier und Stechschloß! In Ansehung des Letztern wirst Du mir einwenden, daß dies beim Reuterdienst zu gefährlich seyn würde, dies kann ich aber nicht gelten lassen, denn: wenn ein Reuter kein Schießgewehr mit einem Stechschloß haben kann, so lasse man auch die Büchse bei ihm ganz weg — weil sie ohne Stechschloß keine Büchsen sind. Wenn diese Büchsen indessen sonst beim Reuterdienst anwendbar sind, so kann das Stechschloß nicht gefährlich seyn, denn der Reuter braucht ja den Stecher niemals eher aufzuziehen, als bis er wirklich zielen will. Da aber an diesen Büchsen beides, das Visier und das Stechschloß, fehlen, so ist auch ein zuverlässiges Zielen und ein leichter Abdruck ganz ohnmöglich, und es gehen dadurch alle Vortheile, die der gezogene Lauf gewähren könnte — ganz verloren. So viel von der Büchse selbst, nun noch etwas von ihrem Gebrauch.

Soll der Reuter die Büchse (es sind davon nämlich nur Einige bei jeder Esquadron, und ich weiß nicht, ob bei allen Regimentern) im gewöhnlichen Vorpostendienst beim sogenannten Plänkeln, vom Pferde herunter gebrauchen? Wo nimmt er die Zeit und die Sicherheit her zu dem mühsamen Laden? Wie will er ruhig zielen können? Beides muß er aber, wenn der Vorzug der Büchse gegen den Karabiner benutzt werden soll. Oder soll er nur im Versteck davon Gebrauch machen, wenn er zuweilen da, wo ihn das Terrain deckt, mit Sicherheit absitzen und zu Fuß feuern kann? Nur einzig hier würde sich ein vortheilhafter Gebrauch von dieser Waffe machen lassen, (wenn sie nämlich Visier und Stechschloß hätte). Dergleichen Fälle sind aber höchst selten — und es läßt sich auch nicht hoffen, daß irgend ein Feind sich einem solchen Feuer ruhig

Digitized by Google

aussetzen wird. Ueberdem sind auch der Büchsen dazu zu wenig.

Warum aber auch in dieser Hinsicht noch Karabiner, wenn die Büchse den Vorzug hat? Will man die Streitkraft zu der Vollkommenheit bringen, daß jeder Soldat zu jeder Art des Dienstes vollkommen geeignet und mit dem besten Erfolg gebraucht werden kann (was ich für eine Chimäre halte), so muß man vor allen Dingen die Ausrüstung auch darnach einrichten. Hat also die Reuter-Büchse vor dem Karabiner den Vorzug — so muß sie auch allgemein eingeführt, und Dragoner und Küraſſier vollständig damit versehen werden. Oder wir bekennen uns wieder zu dem Grundsatz: daß jede Waffe ihren Mann erfordert, und dann ist das allgemeine Scheibenschießen unnütz.

Ich kehre zu der Behauptung zurück, daß die Schießübungen bei der Kavallerie im Allgemeinen noch weniger Nutzen haben können, als bei der Infanterie, weil der Dienst der Ersteren im Felde weit weniger Gelegenheit darbietet, davon Gebrauch zu machen. Auch kann der Kavallerist vor der Scheibe nicht lernen, was er in dieser Hinsicht vor dem Feinde anwenden soll.

Eine strenge Auswahl talentvoller Leute bei jedem Regimente, die Geschick und Neigung zum Zielschießen, vom Pferde herunter, haben, dürfte dagegen einen sorgfältigen, zweckmäßigen Unterricht wohl belohnen, und im Felde weit mehr leisten, als jetzt der große Haufe bei einer so mangelhaften Bildung, für welche es hinreichen wird, die richtige Haltung der Schießwaffen zu lehren.

Es führt mich dieser Gegenstand zu der Betrachtung, woher die Einführung der Karabiner bei der Reuterei entstanden seyn mag?

Man findet in den ältern Zeiten, wo noch Luntenschlösser an den Musketen und Gabelstöcke zum Auflegen der Gewehre

Digitized by Google

SOCIETÄT

üblich waren: daß es zweierlei Reuter gab. Nämlich solche, die den Feind zu Pferde mit dem Schwerdte angriffen und gegen Reuter fochten oder in das Fußvolk einhieben; diese waren durch Harnische und Pickelhauben gegen Schuß und Hieb gepanzert; und dann solche, die nur ritten, um schneller von einem Ort zum andern zu kommen, dann abzusitzen und mit dem Feuergewehr thätig zu seyn. Dahin gehören die Chevaux Legers, Grenadier, und Chasseur à cheval und Dragoner. Alle diese Reuter-Gattungen hatten zum Theil Gewehre mit Bajonnetten, schweres Riemzeug ꝛc. und waren zum Doppeldienst so mit Rüstzeug und Waffen überladen, daß sie sich nur sehr langsam und schwerfällig bewegen konnten. Napoleon selbst hatte einige dergleichen schön ausgeputzte Corps. Aber was hatte dieser Mann nicht alles, was mußte er nicht alles anwenden, um dem Soldaten Neigung zu seinem Stande einzuflößen und den Nationen ein lockendes buntes Schauspiel zu geben? Man frage indessen die, so gegen ihn gefochten haben, ob sie jemals seine geputzten Doppelsoldaten mit dem Feuergewehr zu Fuß haben gegen sich fechten sehen? Woher hätte aber auch Napoleon, der bei seinen Eroberungs-Kriegen oft Armeen, wie durch einen Zauberschlag aus der Erde schuf, Zeit hernehmen sollen, dergleichen künstliche, zeitraubende Waffenübungen mit den Truppen vornehmen zu lassen? Ihm, der nur strategisch mit Massen schlug, war es genug, wenn diese Waffen nur voll da waren; oft lernten die in der Eile zusammen getriebenen Rekruten auf den Märschen durch feindliche Länder erst nothdürftig die ersten Bewegungen und Handgriffe mit den Waffen, und die Kavallerie erst auf den eroberten Pferden reuten. Alles Andere in der Ausschmückung seiner Heere, war Spielerei, um der Persönlichkeit des Soldaten zu schmeicheln, um auch die Vornehmen und Reichen unter die Waffen zu bringen — seine Umgebung glänzend zu machen — und dadurch politische Zwecke zu erreichen.

Digitized by Google

Die Ungarn und Polen schufen eine dritte Art Reuterei, die ihnen national ist: Husaren und Lanzenreuter; die Letztern wahrscheinlich von den Tartarn und Kosackenstämmen entlehnt (auch hatte man schon in den ältesten Zeiten Speere, und im Mittelalter Lanzen); diese verrichteten mit Säbel und Lanze, ohne Panzer und Helm, den Dienst ausschließend zu Pferde. Die Erfahrung hat gelehrt, wie furchtbar sie sind, und ihre Waffe, so wie ihre Art zu fechten, verdient im Allgemeinen, wegen ihrer Schnelligkeit und Leichtigkeit den Vorzug, wenn es auch einzelne Fälle giebt, wo der geharnischte Reuter nothwendig und ihnen vorzuziehen ist.

Wozu es aber jetzt noch Dragoner giebt, die in Hinsicht des Dienstes und der Waffe, bis auf die Karabiner, deren sie weniger haben, als die Husaren, diesen völlig gleich sind, und also der ganze Unterschied nur in der Form der Montirung besteht — indem der Erstere Kollet und Litewka; der Letztere Dollmann (auch ein kurzes Jäckchen) im Pelz trägt, sehe ich nicht ein. Ich würde diesen Unterschied ganz aufgeben, und die zweckmäßigste und am wenigsten kostspielige Montirung für beide einführen.

Der Doppeldienst zu Pferde und zu Fuß ist auch durch die neuere Art Krieg zu führen schon sehr lange verdrängt, wahrscheinlich weil man das Unzweckmäßige desselben eingesehen hat: die neuere Taktik fordert für jede Waffe ihren Mann, und das ist wohl recht vernünftig.

Seitdem sich ganze Nationen schlagen; sich wie Orkane über den Erdboden wälzen, und feindliche Heere von Hunderttausenden in wenigen Stunden vernichten (bei Leipzig und Bellealliance); seitdem man nicht mehr feste Läger baut, um stehen zu bleiben und sich aufzuzehren, sondern im Schnellschritt die feindlichen Provinzen zu erreichen sucht, um zu siegen und dort zu leben, und anstatt jeden Herbst re-

Digitized by Google

gelmäßig in die Winterquartiere zu ziehen, erst den Krieg zu endigen trachtet, um beim Feinde Quartier zu machen: seitdem ist es auch nicht mehr angewandt, Dragoner-Regimenter absitzen und zu Fuß mit den Schießgewehren fechten zu lassen; die Pferde hinter die Fronte sorgfältig aufzubewahren und dann, nach einem regelmäßigen Abfeuern, wieder gemächlich aufzusitzen und den Degen zur Hand zu nehmen oder weiter zu reuten.

Der erste Grundsatz der neueren Taktik ist Schnelligkeit in allen Bewegungen. Dazu gehört analog. Leichtigkeit in der Kleidung und Bewaffnung des einzelnen Soldaten! Jeder preßhafte steife Anzug; jede dem Körper unnatürliche Haltung, so wie jede nach Sekunden berechnete Bewegung, und alle nach Zoll, Linien und Winkel abgemessene Stellungen — sind diesem Zwecke ganz entgegen, und dienen nur dazu, den Soldaten zum unnützen Parade-Dienst auszubilden — zum Felddienst aber untauglich zu machen.

In den älteren Zeiten hatte man Dragoner, die außer dem schweren Anzuge als Reuter und dessen Rüstung, auch noch Gewehre mit Bajonnetten und Patrontaschen hatten, um als Fußvolk und Reuter zugleich dienen zu können. Das war aber eine Ausrüstung für einen Doppelsoldaten, die ihn zu beiden Diensten — zu Pferde und zu Fuß — ganz untauglich machte, denn er konnte sich unter dieser Last von Waffen-Rüstung und Kleidung kaum bewegen. Als Gegensatz hierzu sieh jetzt einen preußischen Dragoner im hohen ungarischen Sattel; einer engen Reutjacke oder der weiten Litewka, (die Letztere ist die beste Oberkleidung die es giebt, und die alle Anderen überflüssig macht) mit dem Husaren-Säbel (der aber, ich weiß nicht warum, an zwei sehr langen Riemen hinter ihm herschlendert, oder vom Pferde herabhängt) in allen Stücken leicht, wie der Husar gekleidet. Sollten aber Reu-

Digitized by Google

ter dieser Art — wozu auch die Husaren gehören — mit den Karabiner fechten?

Lies doch einmal die Armee-Berichte aus den letzten Kriegen (Bülletins), ob Du in einem Einzigen finden wirst: die Reuterei saß ab und vertrieb den Feind durch ihr lebhaftes, gut angebrachtes Karabinerfeuer; oder: die Dragoner und Husaren saßen ab, und thaten dem Feinde durch ein wirksames Karabinerfeuer beträchtlichen Schaden. Dagegen wirst Du aber oft lesen: Unter dem Schutze der leichten Truppen und der Reuterei, die gemeinschaftlich den Feind beschäftigten und in Respekt hielten, marschirten unsere Kolonnen auf, sie erreichten im Sturmschritt den Feind, und das Bajonnett entschied ꝛc.; oder: Unsere Artillerie hatte Unordnung in die feindlichen Linien gebracht; diesen Augenblick benutzte unsere Reuterei, indem sie siegreich in die feindlichen Massen eindrang und alles niederhieb ꝛc.

Das sind die Gründe, warum ich den Doppeldienst zu Fuß und zu Pferde, bei der jetzigen Art Krieg zu führen, nicht mehr für anwendbar halte. Du wirst gewiß mit allen erfahrenen Kriegern hierüber meiner Meinung seyn, und die Idee: Universal-Soldaten zu bilden, so wie ich — für eine Chimäre halten. Wo allgemeiner Dienstzwang auf gewisse Jahre herrscht und herrschen muß — kann man sich bei Ausbildung des einzelnen Soldaten nur auf das Nothwendigste für eine Waffe und für eine Art Dienst beschränken. Zu einer größeren Vollkommenheit gehören größere physische und moralische Kräfte, als sich im Allgemeinen fordern lassen, auch längere Dienstzeit, und daher kann diese auch nur dem vorzüglichen Talent und Genie und vor allen Dingen der freien Neigung solcher Mannschaften überlassen blei-

Digitized by Google

ben, die den Soldatenstand für ihren Lebenszweck wählen, wogegen die Uebrigen nur nach dem Zeitpunkt trachten, wo sie ihrer Dienstpflicht gegnügt und zu ihren bürgerlichen Verhältnissen zurückkehren dürfen. An Ausnahmen hiervon wird es nie fehlen, so bald man sie nur herauszufinden, zu heben und zu benutzen sich bemüht.

Ich würde versuchsweise, bei den einzustellenden dienstpflichtigen Mannschaften, jedem Individuum die Wahl der Waffen lassen, um zu sehen, was das für Resultate geben würde? eine strenge Auswahl der Leute, die nur das schöne Aeußere bezweckt, ist einer allgemeinen Dienstpflicht, nach welcher jeder in den Waffen geübt werden muß, der Kraft dazu hat, nicht angemessen, sondern dem eigentlichen Zweck der Streitkraft entgegen.

Vergieb mir diese kleinen Abweichungen von meinem Gegenstande, zu dem ich eben zurückkehre:

Die Beibehaltung der großen Schießwaffe für den Reuter läßt sich zwar noch in einer Hinsicht rechtfertigen, nämlich: daß man sie zum Signalschießen auf dem Vorposten gebraucht, weil der Karabiner mehr knallt als das Pistol. Nimmt man aber diesen Grundsatz als richtig und allgemein an, so müssen auch alle Reuter Karabiner haben. In unserer Armee, an deren Vervollkommnung, sowohl in wissenschaftlicher, als praktischer Hinsicht unablässig gearbeitet wird, sind aber nur bei den Husaren die Karabiner durchgängig eingeführt; Dragoner und Küraſſier haben dergleichen, nur 20 Stück in der Schwadron, die Lanzenreuter sind aber gar nicht damit versehen. Die Husaren würden also ausschließlich den Vorpostendienst versehen müssen; Dragoner und Küraſſier aber nur in der Zahl, als sie Karabiner haben — und die Lanzenreuter, zu denen doch auch die zahlreiche berittene Landwehr gehört — gar nicht. Daß dies im Felde aber

nicht auszuführen ist, daß vielmehr jeder Reuter im Kriege auf den Vorposten muß gestellt werden können, ist wohl außer Zweifel, und hieraus läßt sich denn auch folgern, daß die Karabiner zum Vorpostendienst nicht durchaus nothwendig sind.

Eben so würden die Karabiner bei sämmtlicher Kavallerie eingeführt werden müssen, wenn sie für den Kavalleriedienst überhaupt und bei jeder Art von Gefechten nothwendig wären. — Dieß Letztere hat aber noch niemand behauptet und kann auch nicht erwiesen werden, so lange noch andere Reuter, die dergleichen nicht haben — mit Erfolg fechten. Das Resultat von dem Allen ist also: daß über den Gebrauch der Karabiner noch nichts feststeht — und man darüber noch nicht einig ist.

In dem Kriege Anno 1813. kamen in den deutschen Heeren auch reitende Jäger zum Vorschein: Preußische Freiwillige, die nicht zu Fuße dienen wollten, machten durch ihr rühmliches Beispiel damit den Anfang. Von welcher Idee man aber bei Errichtung der Freiwilligen überhaupt ausgieng, ist bekannt: der Enthusiasmus der Jugend in den gebildeten Ständen mußte benutzt werden; eine Volksbewaffnung war nothwendig; den bis dahin üblich gewesenen Cantongesetzen konnten die Freien nicht untergeordnet werden; Zwang würde verscheucht haben. Bei der damaligen Stimmung der Nation, die sich in einem nie geahneten, über alles Beispiel erhabenen Patriotismus aussprach, konnte ein Aufruf zur freiwilligen Gestellung unter die Waffen (die Idee des verewigten Scharnhorst), seinen Endzweck nicht verfehlen. Die Schaaren der feurigsten Jugend traten unter die Fahnen des stehenden Heeres, und wurden diesem zum belebenden rühmlichen Vorbilde. Was diese muthige Schaaren aber als wirkliche Jäger waren — ist eben so bekannt. Die Meisten unter ihnen hatten noch niemals ein Gewehr gehandhabt, noch weni-

Digitized by Google

ger eine Büchse abgeschossen. In dieser Beziehung war es also bloß der Name und die äußere Form. Indessen ist nicht zu läugnen, daß die Jäger zu Fuß mitunter als leichte Truppen wesentliche Dienste geleistet haben, ohne daß einer im Zielschießen geübt gewesen wäre. Der Nationalmuth, die Idee, die sie belebte, war es, was sie tapfer, klug und scharfsinnig machte. Stürmte man doch bei Groß-Görschen eine Schanze mit ihnen.

Aber wie wenige von den Reutenden unter ihnen haben wohl in allen drei Feldzügen von ihren schönen Büchsen Gebrauch gemacht? Sie thaten nur Dienste, wie die übrigen Reuter.

Indessen würden wirkliche gelernte Jäger und gute Schützen zu Pferde, in manchen besonderen Fällen, eine vorzüglich nützliche Waffe im Heere seyn; bei denen das Reuten aber nur den Zweck haben müßte, sie schnell und unverhofft von einem Ort zum andern zu bringen, um sie frisch und nicht durch Märsche ermüdet, als Jäger zu Fuß mit der Büchse brauchen zu können; besonders um die Kavallerie beim raschen Vorgehen zu begleiten, welches jetzt die leichten Truppen nicht vermögen.

Andere Fälle, wo die Kavallerie, durch ein günstiges Terrain gedeckt, absitzen und zu ihrer Vertheidigung ein Feuer aus dem Karabiner unterhalten könnte, bedürfen einer genaueren Bezeichnung, indem mancherlei dabei vorausgesetzt werden muß, ehe sie als möglich gedacht werden können: Nimmt man z. B. Kavallerie gegen Kavallerie an, so muß zugegeben werden, daß die feindliche siegende, durch das Terrain gehindert, mit dem Säbel nicht mehr angreifen oder verfolgen kann, und sich deshalb des Karabiners bedient, um ihren Gegnern noch mehr zu schaden. In diesem Falle aber wird die retirirende Parthei, die nun ihrerseits durch das Terrain gedeckt ist, wenn

ihr an Behauptung ihrer Stellung etwas gelegen, das Karabiner-Feuer zu ihrer Vertheidigung erwiedern, und was ist dann für beide Theile gewonnen? Hat aber eine von beiden Partheien keine Karabiner — so wird sie sich dem Feuer der feindlichen Parthei nicht unnütz aussetzen; sie wird sich aus dem Schuß zurückziehen — und wie selten kann es bei militairischen Stellungen (in solchen Fällen) auf 100 Schritte ankommen? Oder sie wird Fußvolk und Kanonen herbeiholen, wenn es möglich ist, um den versteckten Feind aus dem Gebüsch zu vertreiben. Das Einzige, was dabei gewonnen werden könnte, wäre vielleicht — etwas Zeit — und diese ist freilich in manchen Fällen von großem Werth. Eine retirirende Kavallerie wird es aber schwerlich jemals wagen, vor dem Feinde abzusitzen, sich von ihrem Elemente, den Pferden, zu trennen, um mit dem Karabiner zu schießen, und welcher Feldherr wird die Deckung seines Rückzugs blos der Reuterei mit dem Karabiner anvertrauen? Der Reuter ohne Pferd ist wie der Fisch im Sande! Was will er, des Laufens nicht gewohnt, mit dem schweren Anzuge, mit Säbel und Karabiner, zu Fuße anfangen? Muß er nicht bei der geringsten Gefahr sein Pferd suchen? Und gehört nun nicht Zeit dazu, den Karabiner anzuhängen und aufzusitzen? Warum wagt der Reuter so viel mehr als der Soldat zu Fuße? Weil er in dem Pferde seine Sicherheit findet: Schnell führt es ihn hin, wohin sein Muth ihn treibt, und er ist versichert, daß es ihn auch wieder rettet. Hat er sein Pferd verloren, so ist er auch dahin — gefangen oder getödtet.

Gegen Infanterie wird man aber wohl dem Reuter nicht zumuthen, seine schwache Schießwaffe zu gebrauchen.

Aus diesem kurzen Umrisse, der sich noch mit vielen Thatsachen belegen ließe, wirst Du ersehen, daß der Doppeldienst (zu Pferde und zu Fuß) dem Reuter ohnmöglich zusagen kann, daß vielmehr beide Arten zu fechten sich in einer Person nicht

vereinigen lassen, auch daß der Kavallerist auf dem Vorposten ohnmöglich nach dem Ziele schießen kann, weshalb es nicht nothwendig scheint, ihn durch dergleichen Uebungen von demjenigen abzuhalten, was er übrigens als Kavallerist wissen muß.

Die Schießübungen nach dem Ziele sind aber nicht bloß für Infanterie und Reuterei bestimmt, sondern auch auf Artillerie und Pioniere ausgedehnt worden. Den Zweck hiervon sehe ich nicht ein, da die Artillerie ihre Infanterie-Gewehre, die sie in Friedenszeit hat, nicht mit ins Feld nimmt und auch nicht mitnehmen kann, denn was sollte sie beim Geschütz damit machen?

Ueberhaupt sehe ich nicht ein, warum der Artillerist in Friedenszeit mit dem Infanterie-Gewehr und mit allen zu dessen Gebrauch nöthigen Uebungen — so wie mit den Bewegungen, die rein zum Infanterie-Dienst gehören, geplagt wird? Offenbar wird die dazu erforderliche beträchtliche Zeit der weit wichtigeren Artillerie-Dienst-Uebung entzogen, und dies scheint mir ein unersetzlicher Verlust!

Wie kann der Artillerist im Felde in den Fall kommen, bei der Infanterie Dienste thun zu müssen; seine Benutzung bei dem Geschütz wird immer vorgezogen werden müssen, so lange es Geschütze giebt, und sollten diese alle verloren seyn, so dürfte auch wohl die Infanterie das Feld räumen. Weit eher kann der Fall eintreten: von der Infanterie Hülfsmannschaften zur Artillerie geben zu müssen, wenn Letztere, wie dies schon geschehen ist, im Felde knapp werden.

Die Artillerie-Wissenschaften sind aber so mannigfach, indem sie in die Gebiete der Physik, Chemie, Mathematik, Technologie und Mechanik so tief eingreifen, daß sie ein eigenes Studium erfordern, und selbst der mechanische Theil besteht aus einer solchen Menge verschiedenartiger Handgriffe und

Digitized by Google

Bewegungen, die alle auf den wissenschaftlichen Theil gegründet und wohl berechnet sind, daß es, um nur eine nothdürftige Fertigkeit darin zu erlangen, einer täglich fortgesetzten jahrelangen Uebung bedarf. Eine dreijährige Dienstzeit wird kaum hinreichen, es mit den Leuten so weit zu bringen. Die allgemeine Dienstpflichtigkeit bringt aber eine Menge junger gebildeter Leute ins Militair, die sich mit dem bloß mechanischen Theile der Artillerie-Kenntnisse nicht begnügen, sondern gern auch in das Wissenschaftliche eindringen wollen — weil sie schon manche nützliche Vorkenntniß dazu besitzen. Es scheint ein großer Verlust für den Kriegsdienst, wenn man die Dienstzeit solcher Leute zum Theil mit dem Infanterie-Gewehr hinbringen läßt; und es würden sich vielleicht junge Leute freiwillig zum Artillerie-Dienst melden, eben weil er mit den Wissenschaften verwandt ist, wenn nicht das Infanterie-Gewehr sie davon verscheuchte. Dieser Behauptung redet die Geschichte das Wort, denn von jeher waren in der Artillerie die meisten Offiziere Bürgerliche, die aus eigener Wahl dazu getreten, von unten auf gedient, ihre Beförderung zum Offizier ihren Kenntnissen und der bestandenen Prüfung zu verdanken hatten, und daher alle das Artilleriewesen mehr oder weniger wissenschaftlich trieben und zum eigenen Studium machten; welche bedeutende Männer sind aus ihr hervorgegangen, theils die Zeitgenossen des verewigten Tempelhofs, theils seine Schüler.

Sollte aber auch der bloß mechanische Dienst der Artillerie noch so viel Zeit übrig lassen, um mit dem Infanterie-Gewehre zu exerciren, so frägt sich immer noch: wozu soll dies geschehen? Muß nicht der Kanonier das Gewehr zu Hause lassen, sobald er zu Felde zieht? Und kann man ihn nicht statt dessen mit Vorkenntniß zu dem wissenschaftlichen Theil des Artilleriewesens ausrüsten?

Ist es nicht etwas Trauriges, wenn ein Kanonier nichts weiter kann als Kanonen laden, wischen, bewegen ꝛc. Giebt

SOCIETÄT

es nicht so viele andere Arbeiten in den Zeughäusern, die alle lehrreich für ihn sind, und bei denen ein wissenschaftlicher Unterricht gegeben werden kann? Ist nicht endlich auch die möglichste Ausbildung des Artilleristen in seinem Fache höchst wünschenswerth?

Ich will damit nicht sagen, daß die wissenschaftliche Ausbildung der Artillerie vernachlässigt werde; dies ist nicht der Fall, im Gegentheil wird mit der Zeit fortschreitend viel darin gethan, und es werden noch immer junge Leute unterrichtet und zu Offizieren examinirt. Ob aber dabei auch die alte Gründlichkeit im praktischen Dienst, die so viel Zeit erfordert, noch fortlebt, lasse ich dahin gestellt. Der Krieg hat der Wissenschaft geschadet — und es wird nun darauf ankommen, ob die Zeit bei dem jetzigen Dienst dies ersetzen kann? Zwei Dinge sind aber dabei ein großes Hinderniß, nämlich: die dreijährige Dienstzeit und das Infanterie-Gewehr. Denn auch die Chargirten, die auf avancement dienen, müssen Gewehre tragen.

Mit den Pionieren ist es ganz der nämliche Fall, wie mit der Artillerie. Sie gehören dem Ingenieurwesen an — und die Infanterie-Waffe sollte ihnen eben so fremd, wie jener, bleiben.

Hiermit habe ich Dir die erste Frage: Ob es nöthig ist, daß jeder Soldat ꝛc. ein Schütze sey, überall mit Nein beantwortet, und ich schreite daher zur Beleuchtung der zweiten: Ob nämlich jeder Soldat durch einige Schüsse nach der Scheibe ein Schütze werden könne? Das Schießen nach dem Ziele ist eine mechanische Geschicklichkeit, zu deren Erlernung eben so wenig alle Menschen gleiche Talente und Fähigkeiten haben, als zu irgend einer andern Kunst. Es gehört dazu vor allen Dingen Neigung, dann eine feste Haltung des Körpers, besonders der Arme; ein gutes Auge und ein richtiger Begriff von der Parallele und von den Verschiedenheiten der

Winkel, die durch Abweichungen der Linien entstehen. Wer diese Vorkenntniß der Mathematik nicht besitzt, dem sind die Regeln des Zielens schwer beizubringen, wenigstens kann man sie solchen Leuten nur sehr mühsam und nicht deutlich erklären, da sie von den Grundsätzen, die dabei herrschen, keine Begriffe haben. Dem Jäger gehen zwar diese theoretischen Kenntnisse auch häufig ab, allein er hat ihren Mangel durch praktische Erfahrungen bei den häufigen Uebungen ersetzt. Auch kommt es weniger darauf an, im Forste einmal fehl zu schießen, als vor dem Feinde. Demnächst gehören aber auch Kenntniß von dem Mechanismus des Gewehrs und von der Beschaffenheit und den Eigenschaften des Pulvers dazu.

Wenn man nun das Schießen nach der Scheibe auf ganze Armeen ausdehnen will und sich davon einen sehr grossen Erfolg verspricht, so muß man auch voraussetzen: daß bei einigen hundert tausend Mann, die in dieser Hinsicht ohne alle Auswahl zusammengebracht sind, durchgehends das erforderliche Talent und die Fähigkeiten, jene Kunst zu erlernen, vorhanden ist, und daß sie gebildet genug sind, die mathematischen Begriffe, die ihnen darüber beigebracht werden müssen, aufzufassen. Wer aber kann und wird das verbürgen? Der bloß mechanische Unterricht ist aber nicht hinreichend — die Grundsätze und Regeln müssen dabei durchaus erklärt werden.

Der bescheidenste Zweifel an dieser allgemeinen Schießfähigkeit in einer ganzen Nation, der sich auch dem Unkundigsten und Unbefangensten aufdringen wird, führt aber natürlich zu der Schlußfolge: daß es besser seyn würde, die schweren Kosten der Schießübungen nicht für Unfähige zu verwenden, sondern nur die fähigsten und geschicktesten Leute, die Neigung dazu haben, zum Unterricht im Zielschießen auswählen zu lassen, weil sich alsdann weit mehr Erfolg von der Sache erwarten läßt.

Digitized by Google

Warum können die Jäger in der Regel gut schießen? weil sie aus Neigung Jäger werden, den Unterricht von Sachverständigen empfangen, ihre Uebungen willkührlich im freien Forste, nicht nach Kommando, fortsetzen, und durch die Begierde das Wild zu erlegen angetrieben, zur Vollkommenheit bringen. Aber auch unter den Forstmännern ist nicht jeder ein guter Schütze, obgleich ihr Eigennutz dabei im Spiele ist und als ein mächtiger Hebel wirkt. Uebrigens trägt die Sicherheit der Person, deren der Jäger auf der Jagd sich bewußt ist, so wie die Sicherheit, mit welcher er sein Tempo wählen und seinen Schuß anbringen kann, und die vorzüglich gute Beschaffenheit der Waffe, die jeder als sein Eigenthum sorgfältig im Stande hält, nicht wenig zu seiner Ausbildung im Schießen bei. — Daher das Jäger-Volk in Tyrol und in den Alpen.

Alles dieses sind Hebel und Hülfsmittel, die dem Soldaten ganz fehlen. Er hat kein Wild vor sich, das, keine Gefahr ahnend, sich seinem Geschoß Preis giebt, sondern Menschen, die wiederschießen, weshalb sich seine Sicherheit nur auf Augenblicke verbürgen läßt. Nicht immer wird er von Rachsucht gegen den Feind beseelt, und wenn diese auch aus dem Princip der Nothwehr entspringt, oder im hitzigen Gefecht geweckt wird, wo die Trommel wirbelt; der Geschwindschritt der Masse ihn mit forttreibt; der Ehrgeiz oder die Furcht vor Strafe ihn im Gliede erhält; der Kommandeur seinen Puls beflügelt und endlich das Hurra ihn betäubt: so sind das nicht Momente, in denen er ruhig laden und zielen kann, um seinen Feind mit kaltem Blute zu tödten.

So wenig nun das Talent und die Fähigkeit gut Schießen zu lernen, allgemein ist, so wenig kann man bei ganzen Armeen darauf rechnen, daß jeder Soldat ein guter Schütze werden, und seinen Feind, vermöge dieser Kunst, mit kaltem Blute tödten wird. Man muß vielmehr zur Ehre

der Menschheit gestehen, daß doch manchem ehrlichen Mutterkinde sehr bange ums Herz wird, wenn er einen ihm gegenüber stehenden Feind tödten soll. Söldner, die Soldat von Profession waren, die nicht für ihr Vaterland fochten, sondern für Sold, und die mitunter nur die Aussicht auf Beute brav machte, haben wir Gottlob nicht mehr. Aber es sind auch bei dem jetzigen deutschen Staatenbund nur noch Nationalkriege denkbar, deren rechtmäßige Ursache und Zweck dem Vaterlandsvertheidiger nicht unbekannt bleiben kann, und wodurch jeder gegen den Feind gestimmt seyn wird. Bei diesem Gefühl (Nationalsinn) wird aber jeder dem Feinde furchtbar werden, ohne gerade im Zielschießen geübt zu seyn.

Der Soldat hat überdem nicht sein eigenes Gewehr, auf dessen gute Instandhaltung oder Verbesserung er selbst aus eigenen Mitteln etwas verwenden kann oder darf, weshalb er keine besondere Anhänglichkeit oder Sorgfalt dafür haben kann. Auch sind die gewöhnlichen Infanterie-Gewehre, so viel sie auch besser als sonst gemacht werden, noch lange keiner eigentlichen Zielwaffe ähnlich, wie ich Dir bei Beantwortung der folgenden Frage noch näher erörtern werde.

Wo ist überdem der Soldat im Felde im Stande, auf sein Gewehr die Sorgfalt zu verwenden, die zu dessen guter Erhaltung nöthig ist? Sehr wenige unter ihnen haben die erforderliche Kenntniß von ihrer Waffe, um kleinen Fehlern selbst abhelfen, oder auch nur die Mängel davon richtig beurtheilen zu können. Selbst die Büchsenmacher können bei der großen Anzahl, in welcher sie für die Armee erfordert werden, nicht immer geschickt genug seyn, um zweckmäßige und dauerhafte Reparaturen zu machen, wozu es ihnen im Felde auch nicht selten an guten Werkzeugen und an Werkstätten fehlt. (Oft mußte man seine Zuflucht zu Schlossern nehmen.) Und wer soll ihre Arbeiten gehörig prüfen? Wer hat die gehörige Kenntniß dazu? Ich und viele meiner Ka-

meraden sind im Felde oft in der peinlichsten Verlegenheit gewesen — wenn es darauf ankam — nachzusehen, ob der Büchsenmacher seine Schuldigkeit gethan hatte. Wie oft habe ich gewünscht, daß doch einer unter uns ein Büchsenmacher seyn möchte. Dazu kömmt noch, daß es der Büchsenmacher eigenes Interesse war, recht leicht und schlecht zu arbeiten, denn so oft die Arbeit entzwei gieng, verdienten sie wieder Geld — da ihnen alles Stückweise bezahlt wird. Ob nun aber der Soldat die kaum gemachte Reparatur durch Vorsatz oder Ungeschicklichkeit wieder verdorben — oder ob der Büchsenmacher sie so schlecht gemacht hatte, daß sie nicht halten konnte — mußte, da es an gründlichen Beurtheilern fehlte, gewöhnlich unentschieden bleiben.

Das Pulver muß im Felde genommen werden, wie es ist, das gewöhnliche Kommis- oder Musketen-Pulver ist an sich grob und sehr ungleich im Korn, auch von dem langen Herumtragen in den Taschen oder von dem öftern Verpacken sehr zerrieben, und deshalb mit vielem Staub vermischt, zuweilen von der Witterung verdorben, feucht, schwach ꝛc., und wie viele Umstände treten nicht sonst noch hinzu, um dem Soldaten den künstlichen Gebrauch des Gewehrs (das Zielschießen) zu erschweren oder gar unmöglich zu machen, wenn er wirklich vor der Scheibe von den Erfordernissen zu einem guten Schützen, etwas begriffen hat.

Alle Vorschriften, die beim Zielschießen vor der Scheibe gegeben und befolgt werden müssen, und gegen deren Zweckmäßigkeit ich im Allgemeinen nichts einzuwenden habe, scheinen doch mehr darauf berechnet zu seyn: nur vor der Scheibe günstige Resultate zu erreichen, und lassen sich im Felde so nicht anwenden. Weshalb denn auch die 24 bis 30 Schuß, die jeder Soldat in diesem Jahre nach dem Ziele hat thun müssen, bei weitem nicht hinreichen, auch nur die Fähigsten gegen die Hindernisse, die ihr Standpunkt im Felde mit sich bringt, im ge-

Digitized by Google

ringsten zu verwahren oder geschickt zu machen. Davon wird man sattsam überzeugt, wenn man das Gesagte genau erwägend, sich den Soldaten einen Augenblick vor der Scheibe und dann vor dem Feinde denkt!

Ich habe hier von den fähigsten Soldaten gesprochen, und will im Voraus bemerken: daß ich für diese das Zielschiessen allerdings für sehr angewandt halte; jedoch nur für eine solche Anzahl, als etwa in einem Heere von gegebener Stärke zum leichten Dienst als Jäger, Schütze oder Tirailleur nöthig sind.

In unserem stehenden Heere machen, wie Du weißt, die sogenannten leichten Truppen zu Fuß, ohne Jäger- und Schützen-Bataillons, etwa den dritten Theil aus, da jedes Linien-Regiment ein Füselier-Bataillon hat, die sich aber gegen Musquetier oder schwere Infanterie durch nichts auszeichnen, als durch schwarzes Riemzeug, sonst aber eben so schwer bewaffnet und gut gekleidet sind, als jene, und auch eben so zum Putz, zum Linien- und Paradedienst angehalten werden. Deshalb haben sie aber auch nicht die Eigenschaft leichter Truppen, vielmehr können zu allem, was sie in ihrem jetzigen Zustande leisten, eben so gut die Grenadiere und Musquetiere gebraucht werden, sobald man ihnen die Uebungen nach dem Horn-Signale lehrt, wie dies auch schon mit dem dritten Gliede geschieht, da sich alles übrige Exerzieren ganz gleich ist.

Die Absicht bei den allgemeinen Schießübungen, scheint dahin zu gehen: den Unterschied zwischen dem Linien- und leichten Dienst aufzuheben, und die Geschicklichkeit im Schiessen für beide Theile allgemein zu machen, sie über die ganze Masse zu verbreiten, um jeden Soldaten für beide Zwecke, wenn es die Umstände erfordern, gebrauchen zu können. In der That scheint das gut, aber daß es nicht auszuführ

ren ist, habe ich hier schon erörtert, und werde es noch näher darthun. Ich wiederhole nur noch: daß jede Waffe ihren Mann erfordert.

Bei den Landwehr-Regimentern waren in den Jahren 1813 — 15 die 3ten Bataillons auch als Füseliere angenommen, indessen weißt Du, wie wenig im Laufe des Krieges für die regelmäßige Ausbildung des Soldaten nach gegebenen Vorschriften überhaupt, und besonders für den leichten Dienst geschehen kann, wogegen aber der praktische Dienst vor dem Feinde ein weit wirksamerer Lehrmeister ist, da sich das Zweckmäßige aus dem unmittelbaren Erfolg ergiebt. Bei diesen Truppen war der Mangel des Ersten noch fühlbarer, als bei den Uebrigen: Es fehlte an alten geübten Stämmen — alles war neu — die Offiziere auch. Zeit, Ruhe und Vorschriften fehlten, die Leute waren nicht ausgewählt — die Gewehre größtentheils schlecht. Der Wille im Ganzen gut — wenn er richtig benutzt wurde — neigte sich aber bei Weitem mehr zum freien leichten Dienst als zum Wesen des Linien-Soldaten hin. — Dieß ist leicht zu erklären: der leichte Dienst (den man eigentlich den schweren nennen sollte) sagt dem Menschen mehr zu, er erlaubt freie ungezwungene Bewegungen des Körpers, und giebt dem Individuum eine gewisse Selbstständigkeit und eine Freiheit im Handeln, die sich anreizend über den Zwang im Liniendienst erhebt, und deshalb lockend anspricht: Dieß habe ich oft bemerkt, beim Exerzieren und vor dem Feinde. Wenn es hieß: Freiwillige vor! kamen gewöhnlich mehr, als man brauchte. Hierin sprach sich ein kräftiger und muthiger Nationalgeist aus.

Jetzt sind die Landwehr-Regimenter ohne leichte Truppen in zwei Bataillone geformt, und es wird deshalb für ihren leichten Dienst, bloß auf das dritte Glied gerechnet seyn. Dieß halte ich nicht für gut. Der Tirailleur-Dienst erfordert besondere Truppen; wie ich schon gesagt: jede Waffe ihren

Mann; das dritte Glied gehört aber diesem Dienste nur halb an — und kann dafür nicht gehörig ausgebildet werden, so lange es mit in der Linie dienen muß — welches bei den ohnehin nur sehr kurzen jährlichen Uebungen der Landwehr — gewiß nicht vortheilhaft seyn kann.

Unter der vorigen Regierung wurden bei jeder Kompagnie der Linien-Regimenter zwanzig Schützen ernannt, und wenn ich nicht irre, bis zum Jahr 1806. beibehalten — sie wurden durch das Unteroffizier-Zeichen an Hut und Säbel ausgezeichnet, und bekamen sogenannte halbgezogene Gewehre, die sie ohne Bajonnett trugen — und Gabelstöcke dazu, die sie in die Erde steckten, um das Gewehr beim Abfeuern darauf zu legen, und so das Zielen zu erleichtern, auch schossen sie nach der Exerzierzeit nach der Scheibe. Es hätte aus diesen Schützen etwas sehr Nützliches werden können, indem jedes Regiment immer eine Anzahl leichter Truppen zum Tirailliren bei sich hatte; aber man verband mit ihrer Errichtung zugleich noch einen Nebenzweck, der durch seine Erfordernisse dem Hauptzweck gerade entgegen würkte: Sie mußten nämlich zur Unterstützung der Unteroffiziere die Wächter der Kompagnie seyn — um besonders die unsicheren Ausländer auf den Märschen und in den Quartieren zu hüten ꝛc. Man nahm deshalb alte gediente, ganz sichere und vertraute Leute, zur Hälfte Landskinder, die das Jahr hindurch auf Urlaub waren, zur Hälfte sichere Dienstthuer dazu. Für den letzten Zweck war daher gesorgt, aber der erste gieng ganz verloren, denn diese alten steifen Leute und trägen Beurlaubten — die überdem unter der Klinge standen, waren zum Tirailleurs-Dienst ganz untauglich. Ausgesuchte junge gewandte Leute würden aber an ihrer Stelle, den Kompagnien nützliche Dienste leisten.

Für den Schützen- oder Tirailleurdienst überhaupt, würde ich aus der Infanterie nur die Fähigsten unter allen Sol-

daten, etwa bis zum vierten Theil des Ganzen auswählen, und diese in der Schießkunst ganz ausüben lassen. Die Schießübungen dürfen aber nicht bloß mit 30 Schuß in einer gegebenen Zeit, und in einem beschränkten Erdaufwurf oder Schießraum, nach einer Rundscheibe geschehen, sondern die Leute müßten in Forst und Wald geführt werden, und wenn dort für die gehörige Sicherheit gesorgt wäre, um Unglücksfälle zu verhüten, müßte sich jeder sein Sicherheitsplätzchen suchen und sein Ziel wählen.

Auch gehören dazu bessere und besonders leichte Gewehre, da die gewöhnlichen zum leichten Dienst im Felde viel zu schwer sind, demnächst ist besseres Pulver wohl zu wünschen. Eine bequeme warme Kleidung ist ebenfalls dazu nothwendig, ein gepreßter Anzug hindert alle körperliche Bewegungen, und um ihnen ihre Lage im Felde so genau als möglich vorzubilden, lasse man sie ihre Schießübungen mit Sack und Pack halten, so wie der Soldat im Felde immer angethan seyn muß. Dies besonders wird noch zu einer strengeren Prüfung der Fähigkeiten führen; denn mit Sack und Pack läßt sich nicht so leicht zielen und Bewegungen machen, wie in der leichten Jacke vor der Scheibe. Daher ist auch das in der erwähnten Instruktion pag. 18. angeführte Tirailleurschießen das Zweckmäßigste in derselben, und sollte dies deshalb nicht auf 5 Schuß pr. Mann beschränkt, sondern noch weit mehr ausgedehnt werden.

Vor allen Dingen scheint mir zur Auswahl der Schützen und Tirailleurs ein Aufruf zur freiwilligen Gestellung sehr zweckmäßig, weil dadurch zunächst diejenigen jungen Leute zusammengebracht werden würden, die zu diesem Dienst Neigung haben. Reicht die Anzahl der freiwillig sich Gemeldeten nicht hin, so bleibt es immer noch übrig, die Fehlenden aus dem großen Haufen dazu zu wählen, und es müssen in diesem Fall, wie überhaupt, nur solche dazu gewählt werden, die

Digitized by Google

durch Leichtigkeit und Gewandtheit des Körpers und durch ein lebhaftes munteres Wesen, die ersten Eigenschaften dazu besitzen. Melden sich freiwillig mehr als dazu gebraucht werden, so ist die Auswahl desto leichter, und dieß ist zu erwarten, da viel junge Leute Neigung zum Schießen haben, ehe sie selbst wissen, ob sie die Fähigkeiten dazu besitzen; die jungen Leute täuschen sich oft über sich selbst. In diesem Fall kann man aber die Untauglichen unter das übrige Fußvolk zurückstellen. Bei einer solchen Auswahl muß man es meines Erachtens lassen, und nie das ganze waffenfähige Volk zu Schützen bilden wollen, weil dies in der Streitmasse nicht durchaus nothwendig ist, und sich auch kein Erfolg davon erwarten läßt, der die Kosten rechtfertigte.

Die Hauptbeschäftigung unseres Landmanns ist der Ackerbau, und der herrschende Betrieb der Städter besteht in Handwerken. Zum Erstern gehören schwere Arbeiten, pflügen, eggen, düngen, dreschen u. a. m., sie machen den Menschen träge, was auch der Landmann überhaupt ist, wie wird nicht ein Knecht auf dem Lande angestrengt, und wie lebt er? Die Letztern machen entweder den Körper weichlich, oder wenn sie gröberer Art sind, steif und unbeholfen. Beide sind also dem Jägerleben ganz fremd; in Beiden wird man das Talent zum Schützen selten, und nur als Ausnahme antreffen; am meisten noch unter dem wohlhabenden Landmann und gebildeten Städter. Nur den Söhnen der Forstmänner ist es eigen, und bei ihnen am leichtesten auszubilden, weil schon im väterlichen Hause vorgearbeitet ist.

Die in unserer Armee eingeführte dreijährige Dienstzeit scheint der Ausbildung zum Jäger und Schützen bei allen, die nicht wirklich Jäger sind, auch nicht günstig zu seyn, obgleich sie bei der allgemeinen Militairpflichtigkeit auf nicht längere Zeit ausgedehnt werden kann. Bei dem größten Theil der Soldaten lassen die Schreckenstage der Rekrutenzeit einen so

Digitized by Google

SOCIETÄT

üblen Eindruck zurück, daß sie mit Sehnsucht dem letzten Tage der Dienstzeit entgegen sehen, und dies kann um so weniger befremden, da sie die ganzen drei Jahre überhaupt mit immerwährendem Exerciren und Märschen, in Kasernendisciplin, Kleiderzwang und Garnisondienst hinbringen müssen, wo ihnen Freiheit und Nebenerwerb zur Erhaltung und Unterstützung ihres Unterhalts fast gänzlich fehlt. Bei einem so raschen ununterbrochenen und sehr scharfgeregelten Umtriebe der Streitmasse, als bei der kurzen Dienstzeit für nöthig erachtet wird, kann die freie Neigung zum Zielschießen sich nur sehr wenig entwickeln, und am wenigsten wird sie allgemein werden. Betrachtet man aber das Scheibenschießen als Zwang — so ist vollends bei allen Unlustigen gar kein Erfolg davon zu hoffen. Obgleich die Ehre: mit Musik und Eichenlaub nach Hause gebracht zu werden, und die Prämien sehr zweckmäßige Hebel sind. Geld und Ehre! sind außer der Liebe und der Rachsucht die einzigen allgemeinen Triebräder, die im Leben alles in Bewegung setzen und erhalten — sie sind hier gut angebracht, aber auf die ganze Masse können sie doch nur wenig wirken, und für die gebildete Jugend, von der sich in der Schießkunst noch am ersten etwas erwarten ließe, die aber ihre Dienstzeit mit schweren Kosten auf ein Jahr abkürzt, können diese Mittel keinen Reiz haben. Uebrigens halte ich auch diejenigen, die Prämien bekommen haben, noch nicht für gute Schützen. — Die Erfahrung hat mich gelehrt, wie viel der Zufall dabei im Spiele ist.

Es haben zwar bei den Schießübungen sehr viele Kugeln die Scheibe, und auch einige den Mittelpunkt und die nächsten Kreise um denselben getroffen, woraus sich die Neigung vieler Soldaten zum Zielschießen und ihre Anstrengung, um dabei mit Ehre zu bestehen, so wie der auf den Unterricht verwendete Fleiß zum Theil vermuthen läßt. Wollte man aber von diesen Resultaten auf eine allgemeine Schießfähigkeit schließen,

Digitized by Google

und dieselben als erreichten Zweck gelten lassen, so würde darin eine große Täuschung liegen.

Diese Behauptung leuchtet ein, wenn man erwägt, daß die vorgeschriebenen Zielscheiben 6 Fuß hoch und 4 Fuß breit sind! Wer giebt dem Soldaten im Felde einzelne Zielpunkte von dieser Höhe und Breite? Ein Mensch kann nur 5 Fuß hoch und 1 bis 1½ Fuß breit angenommen werden. In der Entfernung giebt dieß eine sehr schmale Ziellinie. Ein Reuter bietet zwar einen größeren, aber nicht ausgefüllten Zielpunkt dar; der Schütze wird oft unter dem Pferde, oft über demselben, neben dem Reuter hin schießen. Schießt der Soldat aber auf ganze Gruppen, so braucht er so ängstlich nicht zu zielen, es reicht dazu ein richtiger Anschlag hin. Eine Fläche von 24 Quadratfuß ist auf 50 bis 150 Schritt leicht zu treffen, besonders wenn das Gewehr etwas taugt, und der Schießende nicht ganz ungeschickt ist. Wenn daher nur dem Soldaten die in der erwähnten Instruktion pag. 8—10. empfohlenen, ganz zweckmäßigen Regeln des richtigen Anschlagens und Zielens beigebracht werden — welches vor den Schießübungen geschehen soll, und kann, so wird er auch ohne die Letzteren eine solche Fläche treffen, und ich halte deshalb diesen Unterricht hinreichend für den großen Haufen, besonders wenn man den Soldaten dabei examiniren und sich dadurch die Ueberzeugung verschaffen kann, ob er richtig anschlägt und zielt, und im rechten Augenblick, wo das Gewehr genau in der Ziellinie liegt, abdrückt.

Die mehr erwähnte Instruktion sagt auch selbst zum Eingang der zweiten Periode (pag. 11):

„Wer einen guten Anschlag hat, vollkommen „richtig zielen kann, und es versteht, das Ge„wehr im rechten Augenblick loszudrücken, „wo der zu treffende Gegenstand genau in

„der Visierlinie liegt, ist ein guter Schütze, „und wird leisten, was nach der Beschaffen„heit des Gewehrs möglich ist.“

„In diesen wenigen Worten liegt die Theo„rie der Schießkunst!“ ꝛc. ꝛc.

Da nun der Unterricht hierin vollständig gegeben, und dabei beurtheilt werden kann, welche Mannschaften zu dieser Kunst Talent und Geschick haben, so lasse man es auch dabei, und wähle nur die Fähigsten zur praktischen Uebung aus, um sie zu wirklichen Schützen zu bilden — für alle Uebrigen dürfte es wohl genug seyn, wenn man sie zielen gelehrt hat — da dies, ohne wirklich zu schießen, geschehen kann. Wie viel Kosten würden dadurch nicht erspart werden, von denen man einen kleinen Theil zur bessern Ausbildung der zu wirklichen Schützen bestimmten Mannschaften verwenden könnte.

Die ꝛc. Instruction sagt zwar auch nicht ausdrücklich: daß durch diese Schießübungen jeder Soldat ein Schütze werden solle, sondern führt nur pag. 22 an: daß dabei nur die möglichste Ausbildung des Soldaten in seiner Waffe beabsichtigt werde. Was kann indessen mit dieser möglichsten Ausbildung ꝛc. anders gemeint seyn, als daß der Soldat ein guter Schütze werde? Dies läßt sich aber für ganze Armeen ohnmöglich erreichen, wie ich zum Theil schon bewiesen habe, und auch bei Beantwortung der dritten Frage noch beweisen werde.

Ich glaube, ich habe Dir hierdurch noch näher gezeigt, daß es für den großen Haufen des Fußvolks völlig hinreichend ist: dem Soldaten einen richtigen Anschlag des Gewehrs auf den halben Mann, und bei großen Entfernungen etwas höher zu lehren. Er wird damit auf seinem Standpunkte in der Masse eben so viel treffen, als sich, mit aller Geübtheit im Scheibenschießen, auf die feindliche Masse treffen läßt, denn

Digitized by Google

seine Stellung vor dem Feinde ist von der vor der Scheibe so himmelweit verschieden, daß ihm von der eingeprägten Geschicklichkeit im Zielen und Treffen gar keine Anwendung übrig bleibt. Dazu kommt noch, daß der Dienstzwang ihn auch um alles Gefühl der Selbstständigkeit bringt, wodurch der freien Ausbildung zum Schützen ganz entgegengearbeitet wird. Der Linien-Soldat kann kein Schütze, kein Tirailleur seyn, denn seine ganze Ausbildung besteht lediglich in streng gehaltenen mechanischen Bewegungen — er ist nur gewöhnt, als Maschine dem Kommando zu gehorchen. — Die bleibt ihm überlassen — selbst zu handeln — nach eigener freier Beurtheilung und Entschließung, das soll, das muß er aber als Schütze können — und darum muß er auch darauf eingeübt seyn.

Bewegliche Punkte zielend zu verfolgen und zu treffen, wie der Jäger das Wild im Laufe und den Vogel im Fluge schießt, das muß der Schütze können, wenn er als solcher im Felde ganz brauchbar seyn soll, und die Erlernung dieser Kunst wäre dieses Kostenaufwandes wohl werth. Vor der Scheibe allein lernt es sich aber nicht, und wo sollen bewegliche Zielpunkte hergenommen werden? Nur im Forste allein kann der Jäger und Schütze vollständig ausgebildet werden.

Die Fürsten sollten junge Leute nach Tyrol senden, um sie dort zu guten Schützen bilden zu lassen.

Auch halte ich es für sehr angemessen, in den Festungen gute Schützen zu haben, um den blockirenden oder belagernden Feind in Respekt zu halten, seine Beobachtungen und Arbeiten immer zu unterbrechen, daher die alten schweren Wallgewehre (Musquetons, Donnerbüchsen ꝛc.), die man in frühern Zeiten hatte, nicht so ganz verwerflich seyn mögen. Ich weiß nicht, warum man in neuern Zeiten von dem Gebrauch dieser Waffe abgekommen ist. In frühern Zeiten thaten mitunter die bürgerlichen Schützengilden — bei Vertheidigung der

Digitized by Google

Städte gute Dienste. Später wurde das Scheiben- und Vögelschießen mehr ein Gegenstand des Vergnügens und der Schmauserei, es konnten daher, weil es kostspielig ist, nur wohlhabende Bürger daran Theil nehmen — und diese bestehen zum größesten Theil aus bejahrten Männern.

Bei der allgemeinen Dienstpflichtigkeit, wo jeder Bürger bis zum 40sten Jahre Soldat ist und dann noch zum Landsturm gehört, sollte man die Schießübungen im bürgerlichen Leben mehr befördern und besonders unter den jungen Bürgern einzuführen suchen.

Vielleicht ließen sich auch mit Windbüchsen nützliche Uebungen anstellen, und das würde, um das Pulver zu sparen, sehr gut seyn. Einige Stück dergleichen bei jedem Regimente und einige Kolben dazu — würden die Kosten durch die ersparte Munition bald einbringen.

Außerdem würde ich den jungen Soldaten, die Neigung und Geld dazu haben, erlauben, sich auf eigene Kosten so oft zu üben, als es der Dienst gestattete — und so die Uebungen im Zielschießen zum Gegenstande des Vergnügens machen. Besser ist's, der Soldat schießt um Geld — als daß er mit Würfel oder Karten spielt und da sein Geld verliert. Wer eine bedeutende Fertigkeit darin erlangt, dem gebe man den Namen Schütze und irgend eine Auszeichnung.

Das tägliche Zwangschießen nach Kommando, oft schon des Morgens in den frühesten Stunden, kann wohl nicht die Kunst befördern. Der beste Jäger ist nicht alle Tage und jede Stunde zum Schießen aufgelegt. Der Soldat, der es mit Widerwillen thut, wird verdrüßlich; er muß vor der Scheibe wie eine Maschine zurecht gestellt werden, das macht ihn entweder zaghaft oder eigensinnig, und er schießt nun, es mag treffen oder nicht; auf diese Art geht viel Munition verloren.

Ich glaube aus diesen Gründen, daß freiwillige Schießübungen, von fähigen Liebhabern ohne Zwang ausgeführt,

und nur unter Aufsicht erfahrner Jäger gestellt — bei weitem mehr Erfolg haben würden, als die jetzigen, und schließe die Beantwortung dieser Frage damit, daß es nach meinem Erachten 1stens für den Linien-Soldaten vollkommen hinreicht, wenn er im richtigen Anschlagen und Zielen so unterrichtet wird, wie es die Instruktion vorschreibt, besonders da dieser Unterricht so vollständig und zweckmäßig ist, daß es der wirklichen Versuche (des Schießens selbst) nicht bedarf. 2tens daß das Schießen nach der Scheibe selbst nicht hinreicht, wirkliche Schützen zu bilden, und deshalb eine große Menge Munition zwecklos an Unfähige darauf verwendet wird, daß aber 3tens die Schießübungen mit Freiwilligen und fähigen jungen Leuten, die sich dem Jäger-, Schützen- und Tirailleur-Dienst widmen wollen, weiter ausgedehnt werden müßten, und auf diesem Wege mehr Erfolg haben würden. Endlich ist auch in der ꝛc. Instruction, pag. 5, bestimmt: daß jeder Offizier, vom Premier-Lieutenant abwärts, 50, und jeder Unteroffizier 40 Schuß vor dem Anfang der Schießübungen thun sollen, *) damit sie die Sache zuvor selbst lernen, um sie nachher ihren Untergebenen gründlicher lehren zu können.

Es leuchtet sehr ein, daß diese Vorschrift aus einem ganz richtigen Grundsatz hergeleitet ist, denn, wie soll man einem Andern etwas lehren, was man selbst nicht kann. Auch ist es für einen Offizier etwas sehr Peinliches, sich von seinen Untergebenen auf irgend einer Ungewißheit in Dienstsachen ertappen lassen zu müssen, es entstehen daraus nicht allein unangenehme Verlegenheiten, sondern auch oft üble Folgen.

Dieß nun zwar als richtig angenommen, hat die Sache aber noch eine andere Seite, von welcher betrachtet ich jener

*) Warum die Hauptleute davon ausgeschlossen sind, ist nicht gesagt. Wenn die Sache so nöthig ist, sollten auch diese darin nicht zurückbleiben.

Digitized by Google

Vorschrift nicht ganz beipflichten kann, und zwar aus folgenden Ursachen: der Offizier, mit weit mehr Kenntnissen und Umsicht ausgerüstet, als der Gemeine, wird weit leichter und gründlicher das Schießgewehr in allen seinen Theilen kennen und beurtheilen lernen als dieser; er wird, da es ihm an Kenntnissen in der Mathematik nicht ganz fehlen darf, sich auch die Regeln des Anschlagens und Zielens so gründlich aneignen, daß es ihm nicht schwer werden kann, seine Mannschaften darin zu unterrichten, und wenn es für den Linien-Soldaten hinreicht, richtig anschlagen und zielen zu können, so wird auch der Unterricht dazu hinreichen, den der Offizier hierin geben kann. Dieß würde mich bestimmen, auch bei den Offizieren der Linie das Zielschießen einzustellen, und es nur bei Jäger-, Schützen- und Tirailleur-Offizieren gelten zu lassen — und allenfalls bei denjenigen, die aus Neigung schießen wollen. Bei den Unteroffizieren dürfte es dagegen gut seyn, einen jeden etwa 10 Schuß thun zu lassen, wenn sie nicht schon als Gemeine geschossen haben; theils weil sie oft im Felde selbst schießen müssen; theils aber auch, weil sie beim Unterricht der Gemeinen mehr ins Detail gehen müssen, wie der Offizier, und endlich, weil sie im Allgemeinen nicht die theoretische Kenntniß haben, die man bei dem Offizier voraussetzen kann.

Was mich besonders in dieser ersten Meinung bestärkt, ist der Umstand, daß jetzt viele Offiziere in der Armee sind, die von ihrem Eintritt in das Militair sich den Wissenschaften gewidmet, und den Studien obgelegen haben, und die auch mit der gelehrten Welt in Verbindung bleiben und mit ihr fortschreiten müssen, um später noch in anderen Staatsämtern zu nützen, oder sich von den Wissenschaften ernähren zu können. Was kann dem Staate erwünschter seyn, als Offiziere zu haben, die auch in andere Fächer des öffentlichen Lebens oder des Privatlebens passen? Sie werden, wenn sie die Uni-

form ausziehen wollen oder müssen — nicht dem Staate als müßige Pensionärs für ihre halbe Lebenszeit zur Last fallen, und man wird nicht genöthigt seyn, um sie los zu werden, die Staatsämter mit unwissenden Subjekten zu besetzen, die nirgends hinpassen.

Bei der jetzigen Art Krieg zu führen (mit der ganzen waffenfähigen Nation) ist es eine Ohnmöglichkeit, so große besoldete Heere in Friedenszeiten auf den Beinen zu halten, als im Kriege gebraucht werden; daraus leuchtet es auch von selbst ein, daß wir nicht das Heer mit besoldeten Offizieren, die dies von Profession sind, im Frieden vollzählig erhalten können, sondern daß wir davon eine Menge blos für den Krieg gebrauchen, die also noch einen andern Lebenszweck haben. Auch werden selbst vom stehenden Heere von Zeit zu Zeit mehrere ausscheiden — wenn ihnen das vergebliche Hoffen auf Avancement zuletzt alle Geduld raubt, und ihnen noch ein Plätzchen im bürgerlichen Leben übrig geblieben ist. Es scheint mir auch dem Wohl einer Nation angemessen zu seyn, wenn die Streitkraft zwar in ihr ausgebildet wird und zum Schlagen bereit ist — aber keinen eigenen privilegirten müßigen Stand ausmacht.

Wenn also der Staat Offiziere haben muß, die zugleich dem bürgerlichen Leben angehören (Landwehr-Offiziere), und sich für dasselbe erhalten und ausbilden müssen; so ist es auch billig, ihnen hierzu selbst im stehenden Heere so viel Zeit zu gönnen, als der Dienst nur irgend erlaubt, und wissenschaftlich gebildete Offiziere werden ihre Nebenstunden nützlicher beim Studieren, als vor der Schießscheibe anwenden können. Besonders diejenigen, die sich den Kriegswissenschaften im höhern Sinn widmen wollen, können ihre Zeit vortheilhafter benutzen, als mit dem mechanischen Dienst, der ohnehin bei den beständigen ermüdenden Wiederholungen der einförmigsten Dinge nicht anders, als langweilig werden kann

und Widerwillen erregen muß. Es versteht sich jedoch, daß der Offizier sich der Ausbildung der Mannschaften unterziehen muß.

Funfzig Schuß sind überdem für den Offizier — der doch im Felde nicht selbst schießt, sehr viel — da der Gemeine, der im Kriege wirklich von dieser Geschicklichkeit Gebrauch machen soll, deren nur 24—30 thun darf. Wenn aber denn doch die Theorie des Zielens praktisch versucht werden soll, so dürften ein Paar Schuß zur Probe völlig hinreichen. Auch ist es wohl unleugbar wahr, daß man ein recht geschickter und braver Offizier seyn kann, ohne gerade 50mal geschossen zu haben. Wer nun kein Talent und keine Neigung dazu hat? Warum soll der damit geplagt werden; will man ihn einer schiefen demüthigenden Beurtheilung aussetzen, wenn er 50mal fehlschießt? Hätte er zu Hause seine Zeit nicht besser verwenden können? Was durch diese Beschränkung an der allgemeinen Geschicklichkeit der Offiziere im Schießen verlohren zu gehen scheint, ist auch wirklich nur scheinbar, und wird dadurch, daß man nur diejenigen schießen läßt, die Lust und Talent dazu haben, mehr als reichlich ersetzt werden.

Wer unsere neue Art zu fechten, in den letzten Feldzügen zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, der wird meiner Meinung seyn, daß die Schießkunst der Offiziere dabei im Allgemeinen gar nicht nöthig, und nur für sehr seltene einzelne Fälle nützlich seyn kann. Die Massenangriffe mit dem Bajonnett; der Sturmschritt; das Vertheidigungsfeuer aus dem vollen Viereck und das sogenannte Bataillefeuer aus der Linie geben dem Offizier keine Gelegenheit, durch seine Schießkunde nützlich zu seyn. In solchen Augenblicken ist es nicht Zeit zu schulmeistern, und ein Offizier, der seiner Abtheilung oder einem Einzelnen, während eines Angriffs oder auch nur im Angesicht des Feindes, eine Abhandlung über das Zielschießen halten wollte, würde wenig Gehör finden. Was der Soldat

für solche entscheidende Augenblicke wissen soll, muß er vorher gelernt haben, und um dies zu lernen, wird, wie schon erwähnt, der in der ꝛc. Instruktion gegebene sehr zweckmäßige Unterricht über die Regeln im Zielen, völlig hinreichen. Eine genaue richtige Kenntniß vom Gewehr, die dem Offizier nicht fehlen darf, die aber jeder, ohne wirklich zu schießen, sich verschaffen kann, reicht vollkommen hin, auch im Felde den Soldaten bei vorkommenden Fällen über die Behandlung seiner Waffen zu belehren. Nur für den Vorpostendienst und für das einzelne Gefecht (also für Jäger, Schützen, Tirailleur) gehören Offiziere, die gute Schützen sind; nicht aber bloß selbst geübt im Zielschießen, sondern in den übrigen Eigenschaften und Erfordernissen zu diesem Dienst — erfahren, um die ihnen anvertrauten Mannschaften mit Erfolg zu gebrauchen.

Die Offiziere sollen übrigens auch, wie es weiter in der erwähnten Instruktion heißt, von ihren Schießübungen Gelegenheit nehmen, über die Beschaffenheit der Gewehre und der Munition und über die Resultate im Allgemeinen ihre Bemerkungen dem Commandeur schriftlich mitzutheilen, und es wird dabei gehofft: daß dergleichen Beobachtungen von gebildeten Männern angestellt, zu wichtigen Entdeckungen führen können!!!

Diese Hoffnung kann ich nicht theilen, denn wer selbst erst lernt, hat genug zu thun, seinen Gegenstand richtig aufzufassen und gründlich kennen zu lernen. Auf Beurtheilung der Sache kann sich aber ein Schüler nicht wohl einlassen, da er bei dem Mangel an Kenntniß und Erfahrung leicht Fehlschlüsse machen könnte.

Ueberdem ist auch der Gegenstand so einförmig und beschränkt, daß sich wichtige neue Entdeckungen darüber wohl nicht erwarten lassen. Was über die Anwendung

Digitized by Google

SOCIETÄT

des Infanterie-Gewehrs und dessen Brauchbarkeit, über das Pulver und über den Mechanismus des Ladens und Zielens zu beobachten und zu ergründen gewesen ist, muß von denen, die schon seit einigen Jahren mit der Leitung der Gewehr-Fabrikation besonders beauftragt gewesen sind, längst erschöpft worden seyn; wenigstens können die Bemerkungen der Layen, die nur eben berufen sind, um einige Schuß zu thun, das Gebiet der Erfahrungen und Entdeckungen hierin nicht bereichern, da gewiß schon weit gründlichere Urtheile darüber vorhanden seyn werden. Nur zwei Bemerkungen werden allgemein gemacht worden seyn, nämlich 1) daß der Stand des Schießenden vor der Scheibe von dem des Soldaten im Felde sehr verschieden ist, und beide mit einander kaum etwas Aehnliches haben. 2) Daß das gewöhnliche Infanterie-Gewehr zum Zielschießen gar nicht geeignet ist! Außerdem wird man die Erfahrung gemacht haben, daß die Gewehre sehr harte Rückstöße und Backenschläge geben, und dadurch die Schützen zaghaft machen u. dgl. m.

Dieß führt mich nun zur Beantwortung der dritten Frage: Ob die gewöhnlichen Infanterie-Gewehre zum Zielschießen taugen? und darüber theile ich Dir Folgendes mit:

Bei allem, was ich Dir bisher über das Zielschießen geschrieben habe, muß natürlich vorausgesetzt werden: daß die Waffen, womit diese Kunst erlernt und getrieben werden soll, sich auch dazu eignen,

Die Instruktion vom 20. Mai v. J. giebt pag. 23. die Versicherung: daß das Werkzeug gut sey, und daß nur die Faust geübt werden müsse, der es anvertraut ist ꝛc. Auch wird zum Beweise dieser Angabe eine Vergleichungs-Berechnung hinzugefügt, wie das Neupreußische Gewehr gegen Gewehre anderer Gattungen und fremder Armeen beim Schießen getroffen habe. Z. B. gegen

Digitized by Google

das Altpreußische $\frac{7}{1}$, gegen das französische $\frac{1}{15}$ ꝛc. ꝛc. Diese Berechnung hätte ich deutlicher gewünscht, ich verstehe sie nicht und eben so geht es auch vielen andern. Es fehlt derselben aber auch an der allernöthigsten Deutlichkeit, um allgemein verständlich zu seyn, und dies müßte sie doch, wenn der Zweck, nämlich das vortheilhafte Zeugniß für das Gewehr, erreicht, werden sollte. Dazu gehört aber 1) daß die Anzahl der Schüsse, die auf jede Entfernung und unter sonst ganz gleichen Umständen, sowohl mit den andern Gewehrarten, als mit dem Neupreußischen geschehen sind, genau angegeben werden. 2) Wie viel Kugeln, sowohl von jedem der Erstern, als von dem Letztern, die Scheibe getroffen haben. 3) Wie die Scheibe getroffen ist (in welchen Abweichungen vom Mittelpunkte). Nur hieraus würde sich ein deutlicher Ueberblick der Brauchbarkeit dieser Gewehre ergeben haben, und zwar, was das Nothwendigste dabei ist: Von einer jeden Gattung für sich.

Das bloße Zeugniß, daß das Neupreußische Gewehr 7 mal mehr getroffen habe, als das altpreußische, ist noch lange kein vollzähliger Beweis von der vorzüglichen Brauchbarkeit des letztern, im Gegentheil wird dies Zeugniß, so wie es im Allgemeinen gegeben ist, noch sehr zweifelhaft — da das altpreußische Gewehr bekanntlich sehr schlecht war. Wenn z. B. von 100 Schuß aus einem altpreußischen 2, von 100 dergleichen aus einem Neupreußischen aber 16 die Scheibe treffen; so beweiset dies weit mehr die schlechte Beschaffenheit des alten — als die Vorzüglichkeit des neuen Gewehrs! und ich kann darum das letztere noch nicht für eine zum Zielschießen geeignete Waffe erkennen, weil es besser ist als ein ganz schlechtes Gewehr. Soll nun aber wirklich das neupreußische Gewehr zum Zielschießen geeignet seyn, warum sind in jener Instruction nicht die speciellen Beweise — mit Angabe des Orts, der Zeit und der Truppen, wo die Versuche Statt gehabt haben,

Digitized by Google

angegeben? Sind diese Beweise untrüglich und hinreichend — so war es der Sache sehr vortheilhaft — sie öffentlich bekannt zu machen — sind es nicht — so bleibt es eine Täuschung, die in der ꝛc. Instruktion angeführten, dafür auszugeben — und es kann dieß auch keinen Erfolg haben, da die angeführten Resultate keine Ueberzeugung gewähren.

Ich will die gute Beschaffenheit des preußischen Gewehrs keineswegs in Zweifel ziehen, es ist das Resultat einer vielseitigen Prüfung sachverständiger Männer, unter denen sich auch besonders der verewigte Scharnhorst als wissenschaftlicher Beurtheiler befand. Alles, was sich theoretisch für den Zweck angeben ließ, alle Mängel, die man durch Erfahrung an der alten Schießwaffe entdeckt hatte, wurden beseitigt; Holz und Metall sorgfältig gewählt, das Verhältniß der einzelnen Theile genau gegen einander bestimmt; die Arbeit mit vieler Genauigkeit ausgeführt — und so ist ein Werkzeug hervorgebracht, wie es Erfahrung, Geschicklichkeit und Fleiß zu seiner Zeit nur immer hervorbringen konnte. Das Uebrige mußte man freilich der Zeit, in der allein die Erfahrungen zum Besseren reifen können, überlassen; dies ist mit allen Gegenständen des Wissens und Forschens der Fall; sie können nie abgeschlossen werden, immer bringt die Zeit etwas Neues, wenn auch nicht jedesmal etwas Gutes hervor. Eins aber ist gewiß, nämlich: daß man bei Construirung des neupreußischen Gewehrs — allein nur seinen Zweck, den Dienst in der Linie, vor Augen gehabt hat. Niemanden aber kann es eingefallen seyn, dasselbe auch als Jäger- oder Schützen-Waffe gebrauchen zu wollen. Auch war zur Zeit, da es erfunden wurde, die Idee einer National-Bewaffnung bei uns wohl noch nicht zur Reife gediehen, wenigstens kann sie noch nicht für nothwendig und ausführbar gehalten worden seyn, sonst hätte man das Gewehr, welches gewöhnlich über 12 Pfund wiegt, gewiß um einige Pf. leichter und etwas kürzer gemacht,

oder man wäre auf zweierlei Gattungen bedacht gewesen, denn zur Handhabung des jetzigen neuen Gewehrs gehören Leute, die über 5 Fuß groß und von männlicher Stärke sind, so wie sie gewöhnlich um des äußeren Ansehens willen, zum stehenden Heere ausgewählt werden. Wenn nun aber die ganze männliche Jugend von 18—40 Jahren zum *Streit aufgeboten* wird (wie Anno 1813.), wie viele wird man da nicht entlassen müssen, weil sie das schwere Gewehr neben dem schweren Gepäck nicht tragen können? Nach meiner festen Ueberzeugung muß noch eine kleine Art Gewehre für die Schwächeren in der Nation, deren Zahl nicht gering ist, *eingeführt* werden, wenn man diese nicht zum Nachtheil der Uebrigen und zum Schaden für die Streitmasse, vom Dienst ausschließen oder die Lazarethe mit ihnen füllen will, wie im Jahr 1813. dies oft der Fall war. Uebrigens ist es auch *wohl* erwiesen, daß ein leichtes Gewehr — wenn es nur das Kaliber der übrigen hat und gut gearbeitet ist, *wenigstens* eben so brauchbar ist, als die großen — und vielleicht *noch besser*. Die Franzosen hatten dergleichen für ihre leichten Truppen, die recht gut waren.

Nun aber von dem neuen Gewehr als Zielwaffe. Hier hast Du meine Ansichten darüber, die Du nicht als Tadel, sondern als eine Beurtheilung, so wie sie aus der Sache hervorgeht, ansehen mußt:

Ein Jäger-Gewehr, oder was dem gleich ist, ein Gewehr, was zum Schießen nach einem Ziele tauglich seyn soll, muß nothwendig folgende Eigenschaften haben:

1) Muß es kurz und leicht seyn. Kurz, um kein nachtheiliges Uebergewicht nach vorne zu haben, und leicht, damit nicht der Schütze bei dessen Handhabung ermüdet. Wenn der Arm erst gelähmt ist oder zittert, läßt sich nicht mehr zielen. Im Felde muß der Schütze das Ge-

wehr oft Tag und Nacht tragen und handhaben, und den Umständen nach oft damit zielen; beides kann er nicht, wenn dasselbe zu schwer ist.

2) Gehört dazu ein gezogener Lauf, in welchen die Kugel nur mit Gewalt gebracht werden kann; denn, wenn die Kugel Spielraum hat, kann sie der Pulverkraft nicht den Widerstand leisten, der dazu gehört, um die Schnelligkeit zu bekommen, durch welches sie allein nur die Bahn zum Ziel durchschneiden kann. Es entsteht durch diesen Spielraum ein bloßes unsicheres Schleudern.

3) Also auch eine eigene Kugelform, damit jeder Jäger die für sein Gewehr genau passenden Kugeln selbst gießen kann.

4) Ein in allen Theilen sehr accurat gearbeitetes Schloß, welches einen sogenannten Stecher hat, durch dessen Anwendung es sich mit dem leisesten Fingerdruck losdrükken läßt.

5) Ein Korn und ein Visier. Diese Theile besonders sind eine sehr wesentliche Nothwendigkeit, wenn man mit dem Gewehr treffen will. Dies beweiset sich aus folgendem: Zu jeder Linie gehören zwei Punkte. Und wenn horizontale und perpendikulaire Abweichungen von dem Ziele vermieden werden sollen, so lassen sich diese mathematischen Erfordernisse (die beiden Punkte zur Linie), da, wo sie fehlen, durch keine Kunst und durch keine Geschicklichkeit des Schützen ersetzen. Der Schütze muß sich zuerst durch den Zielpunkt eine senkrechte Linie denken; dann muß er beim Zielen durch den Einschnitt im Visier das Korn suchen, um seine Ziellinie mit der Kugelbahn auf diese senkrechte Linie zu bringen, welches bei einem richtig gearbeiteten Jäger-Gewehr nie fehlen kann. Nur hierdurch kann die Kugel auf die senkrechte Linie des Ziels

Digitized by Google

punktes gebracht und Abweichungen rechts und links vermieden werden.

Die Jäger nennen dies: Strichhalten.

Ferner gehört dazu, daß das Korn mit der Eisenstärke des Laufs vorn, und das Visier mit der Eisenstärke des Laufs hinten, im richtigen Verhältniß steht, wodurch eine Parallele zwischen der Ziellinie und der Kugelbahn hervorgebracht wird, so daß die Kugel nicht zu hoch und nicht zu tief auf der senkrechten Linie eintreffen kann, sondern ihre Richtung nach dem Mittelpunkt nehmen muß, wohin gezielt wird.

Ist das Gewehr richtig nach dieser Theorie gearbeitet, so sollte man glauben, daß es den Zweck nicht verfehlen könnte, und doch lehrt die Erfahrung, daß, ungeachtet aller Kunst in der Büchsenmacherei, die Jäger-Gewehre unter einander im Treffen sehr verschieden sind, daher denn auch jeder Jäger sich auf seine Büchse, wie man zu sagen pflegt: erst einschießen, d. h. ihre Eigenheiten erst genau ausprobiren und kennen lernen muß. Die eine Büchse schießt zu hoch, die andere zu niedrig; dafür, und weil die Ziellinie mit der Kugelbahn nicht immer ganz parallel ist, sondern zuweilen eine komische Figur bildet, hat man doppelte oder sogenannte Kloppvisiere, die auch für die verschiedenen Entfernungen berechnet sind, um die Kugel auf den Zielpunkt zu bringen.

6) Darf eine Büchse oder ein Zielgewehr kein Bajonnett haben, weil es dadurch ein nachtheiliges Uebergewicht nach vorne erhält. Es wäre denn, daß beim Bau eines solchen Gewehrs auf dies Verhältniß besonders Rücksicht genommen, und das Uebergewicht des Bajonnetts durch die Schwere des Laufs und des Kolbens wieder ausgeglichen würde. Wozu aber dies? da ohnfehlbar das Ganze

Digitized by Google

dadurch schwerer werden müßte. Die Jäger haben zwar Hirschfänger, die sie in Nothfällen anstatt der Bajonnette auf die Büchsen stecken sollen, um dadurch ihre kostbare Schießwaffe zugleich als Stoßwaffe brauchen zu können.

Ob ein solcher Fall jemals vorgekommen, daß Jäger auf diese unsichere und beschwerliche Art sich hätten vertheidigen müssen, ist mir nicht bekannt, aber Du wirst mir zugeben, daß dies eine beschwerliche Art von Vertheidigung ist, von der sich nie ein guter Erfolg absehen läßt, und zwar aus folgenden Gründen: 1) ist die Büchse, wenn der schwere Hirschfänger darauf steckt, eine höchst unzweckmäßige Stoßwaffe, theils weil sie zu schwer ist, theils auch, weil sie sich zum Stoß nicht gut handhaben läßt, und endlich wegen der gebrochenen Wirkungslinie, in welcher der Hirschfänger mit dem Laufe steht. 2) Ist der Jäger auch gar nicht darauf eingeübt; ein tüchtiger Säbelhieb oder eine Attaque mit der Lanze entwaffnet ihn, auch ist er dem Infanteristen, der ein längeres Gewehr hat, mit seiner kurzen Büchse nicht gewachsen. 3) Halte ich es für einen Mißbrauch, wenn man dem Jäger im Felde einen solchen Dienst zumuthet. — Wie viel Zeit, Kosten und Mühe gehören dazu, einen Jäger auszubilden, wie theuer ist seine Waffe? Bei einer solchen Vertheidigung steht er zu ungleich auf dem Spiele gegen das, was er leisten kann; in einem Augenblick kann er verloren gehen — und ein solcher Verlust ist empfindlich — für den Augenblick unersetzlich. Dies führt mich wieder zu meinem alten Grundsatz: Für jede Waffe ihren Mann.

Besonders auf den Vorposten muß eine Waffe die andere decken. Der Kavallerist den Schützen, und dieser jenen — dann geht keiner so leicht verloren.

7) Endlich muß das Zündloch an einer Büchse sehr klein seyn, damit nicht das Pulver bei der Entzündung aus dem

Digitized by Google

Laufe strömen und den Rückstoß verursachen kann, oder doch, nach der Behauptung vieler Sachverständigen, denselben vermehren kann. Auch würde durch dies Ausströmen die Kraft des Schusses geschwächt werden. Die Jäger haben deshalb auch sogenanntes Pürschpulver, welches ganz fein gekörnt ist, um durch das enge Zündloch dringen und das Pulver in dem Laufe berühren zu können.

Dies wären die Haupteigenschaften eines guten Jäger-Gewehrs, oder einer Zielwaffe überhaupt, und ohne Dir mehr über die Beschaffenheit und über die nothwendige Einrichtung eines solchen Gewehrs anführen zu dürfen, wirst Du leicht einsehen, daß alle diese Eigenschaften unentbehrlich sind, wenn der Zweck mit einer solchen Waffe erreicht werden soll.

Wie ist nun aber ein gewöhnliches Musquetier-Gewehr dagegen beschaffen?

1) Es ist lang und schwer (etwas über 12 Pfd.). Alle Theile sind, wie sie für das beständige Exerciren, den Wacht- und Feld-Dienst seyn müssen, sehr dauerhaft und aus dem Vollen gearbeitet, welches auch in den Fabriken, wo sie zu Tausenden gemacht werden, nicht anders seyn kann. Geputzt werden sie im Innern nur nothdürftig, besonders wenn nicht damit geschossen wird.

2) Der Lauf hat keine Züge, und kann auch keine haben, weil sonst das Gewehr seinem Zweck; schnell damit feuern zu können, nicht entsprechen würde, denn dazu gehört vor allen Dingen schnelles Laden mit fertigen Patronen. Wenigstens würden bei dieser Art seiner Anwendung die gezogenen Läufe nichts helfen, wohl aber die Gewehre vertheuern.

Die nicht gezogenen Läufe sind aber auch nicht immer glatt und blank und kugelgleich im Innern, und wenn dies auch bei den neuen preußischen Fabrik-Gewehren

Digitized by Google

der Fall ist, so kann man dagegen bei den fremden nicht darauf rechnen.

Beim Laden mit fertigen Patronen muß die Kugel leicht in den Lauf hinabgleiten, ein leichter Stoß mit dem Ladestock muß hinreichen, sie fest auf die Ladung zu setzen, auf eine große Pressung ist dabei nicht gerechnet, dies würde das Laden erschweren und viel Zeit kosten. Daraus folgt nun aber von selbst, daß das Kaliber nicht so genau passen kann, daß die Kugel den Durchmesser des Laufs auf ein Haar ausfüllte. Der Spielraum zwischen Kugel und Lauf beträgt immer einige $\frac{1}{100}$ Zoll, welches ein wesentlicher Uebelstand beim Schießen überhaupt ist, denn es geht dadurch von der Pulverkraft immer etwas, zuweilen viel verloren. Beim Zielschießen ist es aber ein noch größeres Uebel, denn hierzu gehört, daß die Kugel in den Lauf gepreßt und der unvermeidliche Zwischenraum durch ein Pflaster ausgefüllt wird, theils um die Explosion durch Widerstand zu verstärken, theils auch, um die Kugel auf ihrer Bahn zu erhalten, welches nur durch die Kraft bewirkt werden kann, mit welcher sie aus dem Laufe getrieben wird.

3) Die Munition zu den Infanterie-Gewehren wird in den Zeughäusern in außerordentlich großen Massen gemacht und immer vorräthig gehalten. Wo aber Flintenkugeln zu Hunderttausenden gegossen, und der Gießzapfen, der in der Form eine mit der andern verbindet, um mehrere mit einem Male gießen zu können, schnell und mit einem Schnitt abgeschnitten wird, da können die Kugeln auch nicht einmal recht rund seyn, wenigstens haben viele einen Höcker. Mit mehr Sorgfalt gießt der Jäger seine Kugeln in der eigenen Form, und löst die Gießzapfen mühsam ab.

Digitized by Google

4) Das Schloß ist stark, Federn und Schrauben oft gut, oft mittelmäßig, oft aber auch ganz schlecht gearbeitet, je nachdem die Gewehre überhaupt beschaffen sind, und wie die Regiments-Büchsenmacher sie nach ihren sehr verschiedenen Fähigkeiten zu bearbeiten und im Stande zu halten verstehen. Ich habe es in diesem Sommer erlebt, daß drei verschiedene Büchsenmacher über ein und dasselbe Schloß ganz verschiedener, zum Theil ganz entgegengesetzter Meinung waren. Der Eigennutz dieser Leute wirkt dabei natürlich mit, weil sie die Reparaturen stückweise bezahlt bekommen, wie ich schon im Vorhergehenden erwähnt habe.

Vor allen Dingen sind die Gewehr-Schlösser so schwer abzudrücken, daß die Gewehre beim Zielschießen dadurch schlechterdings aus der Ziellinie gerückt werden müssen, und was hilft es also, wenn der Schütze vorher (bis zum Abdruck) noch so genau gezielt hat? Gewöhnlich giebt es auch sehr harte Rückstöße, die, da sie im ersten Augenblick der Explosion erfolgen, die Kugel ebenfalls aus ihrer Bahn bringen und den Schützen furchtsam machen.

Schon bei diesen Mängeln wäre es merkwürdig, daß noch einige Kugeln die Scheibe treffen, wenn sich dies nicht aus der Menge der Schüsse und aus der möglichsten Anstrengung vieler Schützen erklären ließe, wobei denn freilich auch der Zufall viel mitwirkt. Aber ich kann dies alles nicht für genügende Resultate annehmen, besonders ist das ruhige Künsteln vieler schießlustigen Soldaten vor der Scheibe — nicht auch im Felde zu erwarten.

Von der ganzen Anzahl der Schüsse, die gethan werden, treffen im Verhältniß immer noch viel zu wenig. Jeder Schuß soll treffen, darum wird geschossen, und von diesem Grundsatz ausgesehen, kommt jeder Fehlschuß in Betracht.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Es giebt aber auch noch größere Mängel, die das unzweckmäßige Zielschießen mit allerlei gewöhnlichen Infanterie-Gewehren außer allen Zweifel setzt, denn es fehlt

5) dem Musquetier-Gewehr das Visier! Wie nothwendig dies aber zum Zielen ist, habe ich Dir bei Beschreibung der Jäger-Büchse schon gesagt.

Wo soll nun der Schütze den zweiten, zur Ziellinie ganz unentbehrlichen Punkt hernehmen?

Soll sein Auge diesen Punkt ersetzen? Kann es jedem einzelnen Soldaten beigebracht werden, wie dicht und genau er auf die Mitte des Laufs entlang nach dem Korn hinsehen muß, oder läßt sich der Längen-Durchmesser desselben nach dem bloßen Augenmaße überhaupt so genau bestimmen? Und wird nicht, wenn der Schütze diese Linie hinten am Laufe, auch nur durch die kleinste horizontale Abweichung, verfehlt, von seinem Auge nach dem Korne hin eine Ziellinie gebildet, die sich mit der Kugelbahn kreuzt? Muß aber dadurch nicht auf einer Entfernung von 100 und mehreren Schritten eine sehr betrügliche Abweichung von der senkrechten Linie des Zielpunktes entstehen? Wenn z. B. der Lauf 3 Fuß lang und die Abweichung vom Durchmesser hinten nur $\frac{1}{10}$ Zoll ist, so beträgt dies auf 200 Schritt (à 2 Fuß) eine Abweichung rechts oder links vom Zielpunkt, von 13½ Zoll. Wer aber kann ohne Visier den Durchmesser des Laufs bis auf $\frac{1}{10}$ Zoll treffen? Es werden Abweichungen bis zu ¼ Zoll entstehen, und wie weit wird alsdann das Ziel verfehlt. Wie viel kommt aber nicht auf 13 Zoll an, wo ein Mensch getroffen werden soll? Schon auf 100 Schritt wird unter solchen Umständen gefehlt.

Der Jäger schießt sich mit seiner Büchse ein, d. h. er lernt sie kennen, dies kann er aber nur, weil sie ein Visier

Digitized by Google

hat, welches ihm einen sichern Haltungspunkt giebt, wo nach er die Resultate des Zielens beurtheilen kann. Dem Soldaten ist es ganz ohnmöglich, sein Gewehr einmal wie das andere anzulegen, denn er hat kein Zeichen, wonach er sich den gelungenen Schuß merken kann.

Visier und Korn sind die Punkte, durch die das Auge des Schützen nur allein die Linie finden kann, die mit der Kugelbahn genau gleichlaufend ist, und die, wie schon erwähnt, mit dieser am Zielpunkt zusammentrifft, oder sich nur senkrecht, niemals aber horizontal, mit derselben kreuzen kann. Die senkrechten Abweichungen vom Zielpunkt sind übrigens niemals so nachtheilig als die wasserglechen, denn ein Mensch zu Fuße, der getroffen werden soll, bildet immer eine senkrechte Linie von 5 Fuß, aber in der Breite bildet er kaum 1 bis höchstens 1½ Fuß als Zielpunkt dar, und da es nun mit dem Musquetier-Gewehr so äußerst schwer ist, Linie, oder in der Jägersprache Strich, zu halten, so läßt sich daraus auf den geringen Erfolg des Zielschießens schließen.

6) Hat das Musquetier-Gewehr ein Bajonnett, welches, da es eben nicht leicht ist, ein nachtheiliges Uebergewicht nach vorne bewirkt, wodurch das Zielen sehr erschwert wird.

Man hat zwar diesen Uebelstand bei dem Schießen nach der Scheibe wohl erwogen, und wir haben deshalb die Bajonnette abgenommen, um das Zielen zu erleichtern. Kann oder darf aber der Soldat das Bajonnett auch vor dem Feinde abnehmen? Muß er es nicht seiner Sicherheit wegen auf dem Gewehre behalten, um im Nothfall eine Stoßwaffe zu haben? Und wenn er es ohnehin abnehmen wollte und dürfte, wo sollte er es aufbewahren, da die Bajonnettscheiden abgeschafft sind? Auch hierin liegt ein Hin-

Digitized by Google

derniß, die Kunst des Zielschießens im Felde so zu üben, wie sie vor der Scheibe gelernt ist.

7) Die Zündlöcher der neuen preußischen und auch einiger andern fremden Gewehre sind trichterförmig gebohrt, so daß das Pulver beim Laden von selbst aus dem Laufe auf die Pfanne laufen und diese füllen soll. Ein Hauptmann v. Rothhart war, wenn ich nicht irre, vor mehrern Jahren der Erfinder dieser großen Zündlöcher. Die Idee des schnellen Ladens und Feuerns hat ihn wahrscheinlich darauf geführt. Aber es stehen der Absicht, die dabei zum Grunde liegt: den Feind mit einem ununterbrochenen Kugelregen zu bedecken, so viel Hindernisse im Wege, daß die Wirkung weit hinter der Idee zurückbleibt.

Der Soldat wird dadurch zu einer solchen Eile getrieben, daß er das Laden mit der größten Unvorsichtigkeit und gefährlichem Leichtsinn verrichtet. Viele werfen die Patronen in den Lauf, stoßen das Gewehr einmal derb auf die Erde, anstatt den Ladestock zu gebrauchen, schlagen dann an und drücken ab. Dies geschieht oft mehrere male hintereinander, ohne daß sie im Gefecht selbst wissen, ob das Gewehr losgegangen ist, oder nicht *).

Was der Anwendung dieser großen Zündlöcher am meisten im Wege steht, ist das sehr ungleiche Korn in dem gewöhnlichen Pulver; es darf sich nur, wie das auch oft geschieht, ein dickes Korn im Zündloch festsetzen, so kann nichts auf die Pfanne fallen. Ueberhaupt ist das Pulver, so wie es gekörnt ist, eckig, rauh und von ganz verschiedener Größe, gar nicht zum leichten

*) Ich erinnere mich noch wohl aus früheren Zeiten, daß es eine Aufgabe war, zu sehen, wie oft in einer Minute gefeuert werden konnte, und daß darin ein großer Wetteifer entstand, wobei das Laden natürlich übereilt werden mußte.

Dahinrollen geeignet; dazu würde gehören: daß die Körner völlig kugelrund und untereinander von gleicher Größe wären, auch eine glatte Oberfläche und eine gewisse Schwere hätten, die jedem Körper zum Fallen nothwendig ist.

Ob diese Form und Eigenschaft dem Pulver gegeben werden kann, darüber vermag ich nicht zu urtheilen; ich beschränke mich nur darauf, das Unzweckmäßige der großen Zündlöcher zu zeigen, bei denen auch noch in Betracht zu ziehen ist, daß, sobald sie beschlagen (schwitzen) und sich verschleimen, das Durchlaufen des Pulvers ganz verhindert wird, denn jedes Korn setzt sich in die zurückgebliebenen Aschentheile fest.

Die Folge von dem Allen ist, daß im Ganzen wahrscheinlich nicht ein schnelleres, wohl aber ein unsicheres Feuern hervorgebracht wird. Ich aber halte dafür, daß zehn *gewisse* Schüsse auf den Feind gethan, in einer gegebenen Zeit mehr wirken, als 15mal Laden, ohne zu wissen, wie viel Schuß davon losgehen werden.

Wer gut schießen will, muß gut geladen haben; zu große Eile dabei kann leicht Uebereilung werden.

Der Jäger hat zum Aufstreuen auf die Pfanne ganz besonders feines (Pürsch) Pulver — denn an den Büchsen sind *ganz kleine* Zündlöcher! Wenn diese aber zur guten Konstruktion eines Schießgewehrs nothwendig sind, warum wird bei den Infanterie-Gewehren eine ganz entgegengesetzte Theorie befolgt und sogar für vorzüglich gehalten? obgleich es wohl einleuchtet, daß in dieser Beziehung die Büchse und das übrige Schießgewehr sich ganz gleich seyn müssen.

Es wird auch von erfahrenen Personen behauptet: daß durch die großen Zündlöcher zu viel Pulverkraft ausströmt, wodurch die Wirksamkeit des Pulvers geschwächt und der Rückstoß vermehrt wird. Ich pflichte dieser Meinung bei,

denn ich habe oft viel Feuer von der Pfanne ausströmen sehen, weshalb man auch sogenannte Feuerschirme um die Pfanne herum angebracht hat, die das Gewehr um einige Groschen vertheuern und nur der großen Zündlöcher wegen da sind. Häufig klagen die Leute über harte Rückstöße, wodurch sie im Feuern furchtsam gemacht werden, obgleich dies zuweilen auch davon kömmt, daß sie die Gewehre beim Anschlagen nicht fest genug halten.

Du siehst, daß ich den großen Zündlöchern nicht das Wort rede, besonders beim Zielschießen taugen sie aus oben angeführten Gründen nichts. Die Franzosen, die so viel für die Vervollkommnung der Schießwaffe gethan haben, und deren Gewehre den unsrigen immer noch den Rang streitig machen *), haben die Erfindung der großen Zündlöcher nicht nachgemacht, die Engländer und Oesterreicher auch nicht; bei allen diesen Truppen wird noch Pulver auf die Pfanne geschüttet, und man findet bei ihnen sogar Räumnadeln, um verschleimte Zündlöcher aufzubohren.

Der Erfinder dieser großen Zündlöcher hat sich von der Wirkung des Infanterie-Feuers aus der Linie und aus der Masse zu viel versprochen und seine Vollkommenheit bloß in der Schnelligkeit zu erreichen gehofft; dies ist aber auf Kosten des richtigen Ladens geschehen — und deshalb der Zweck verfehlt.

Du siehst hieraus, daß die gewöhnlichen Infanterie-Gewehre zum Zielschießen nicht taugen, daß ihnen in Vergleichung mit dem Jäger-Gewehr alle Erfordernisse dazu abgehen, und daß sie bei ihrem übrigen Zweck, selbst mit den größten Kosten nicht dazu eingerichtet werden können. Die nächste Verbesserung, die man mit ihnen vornehmen müßte, um sie

*) Die messingenen Pfannen haben wir von den französischen Gewehren eingeführt.

nur einigermaaßen zum Zielen gebrauchen zu können, müßte darin bestehen: daß man ein Visier auf den Lauf setzte, und dieß würde sich vielleicht so einrichten lassen, daß es bei vorkommendem Gebrauch entweder auf der Schwanzschraube oder dicht vor ihr auf den Lauf eingeschoben, und wenn es nicht gebraucht wird, wieder abgenommen werden könnte. Der Soldat würde dadurch doch wenigstens die zwei unentbehrlichen festen Punkte erlangen, die zu einer Ziellinie gehören. Das zweite Hülfsmittel werde darin bestehen, die Schlösser zum leichteren Abdrücken einzurichten.

Wenn es also wünschenswerth ist, ganze Armeen zu Scharfschützen auszubilden, so wird man vor allen Dingen damit anfangen müssen, die Waffe darnach einzurichten, weshalb ich auch der in der Instruktion enthaltenen Versicherung: „das Werkzeug ist gut ꝛc." in dieser Beziehung nicht beistimmen kann, so gut das Gewehr auch übrigens ist.

Die vierte Frage, ob der Dienst als Jäger und Tirailleur sich mit dem des Linien-Soldaten in einer Person vereinigen lasse, habe ich Dir schon in dem Vorhergehenden verneinend mit beantwortet, und ich will deshalb nur noch anführen: daß diese Vereinigung beider Dienstarten, besonders bei der jetzigen Organisation der Armee nicht vollständig zu bewirken ist; denn, soviel auch im Exerzieren darauf hingearbeitet wird, so bleiben der Erreichung des Zwecks immer folgende, nicht zu beseitigende Hinderniße im Wege stehen.

1) Haben alle Bewegungen des Linienſoldaten den Charakter der strengsten Haltung und Steifheit des Körpers — mit dicht geschlossenen Füßen, zurückgezogenem Unterleibe, vorwärts gebrachter Brust, zurückgebrachten Schultern, steifem Hals und Kopf, Augen rechts — die Arme am Leibe, darf er ohne Kommando kein Auge und kein Glied

rühren, besonders da man seit einiger Zeit auf die äussere Ausbildung des Soldaten zum Paradewesen so viel Sorgfalt verwendet. Diese Dressur wird aber dem Soldaten zur andern Natur — und da sie allen freien Bewegungen — des Tirailleurs ganz entgegen ist, so können Letztere, ob sie gleich nebenbei auch geübt werden — nur wenig gedeihen. Denn, wenn auch der Soldat, wie dies gewöhnlich bei jungen Leuten der Fall ist, sich zu diesen Bewegungen, die seiner Natur mehr zusagen, hinneigt, so darf er sich ihnen doch nicht zu sehr überlassen, weil er sonst zu den maschinenmäßigen Stellungen die Steifheit verliert.

Da nun unsere Jäger und Füseliere, eben so gut als unsere Linien-Infanterie (und selbst die Kavallerie zu Fuß) zum Paradedienst täglich eingeübt wird, so kann der leichte Dienst für beide Theile nicht vollständig gelehrt werden. — Die mechanischen Bewegungen des Linien- und Parade-Dienstes wirken dem Ersteren immer entgegen. Darum haben wir auch im Wesentlichen keine Füseliere mehr — und die Bataillons, die also heißen, sind es nur dem Namen nach, besonders da das dritte Glied der Linie ebenfalls diesen leichten Dienst verrichten soll.

2) Gehören zum Tirailleur-Dienst besonders ausgesuchte Leute, von gewandtem Körperbau, nicht zu groß — aber kräftige Naturen, voll Munterkeit und Leben, leicht und rasch. (Die französischen Voltigeurs waren wohl das vollkommenste Muster, was man für diesen Zweck haben konnte.) Im Allgemeinen gehört zum Waffendienst nur ein regelmäßiger Körperbau, Gesundheit und Kraft. Dies ist aber für den Tirailleur nicht genug. — In der Masse stecken viele träge Naturen, schläfrige, schlaffe Geister, die weder guten Willen noch Geschick zum ge-

Digitized by Google

wöhnlichen Dienst, noch weniger aber zum Tirailliren haben. Auf diese wird der Unterricht im leichten Dienst ganz ohne Erfolg verwendet.

Auch gehört zum Tirailleur eine leichte bequeme Kleidung, leichtes Riemzeug und ein leichtes Gewehr. Das alles haben unsere Füseliere nicht, und wenn auch vorzugsweise kleine Leute dazu ausgewählt werden, so können sie doch, unter den hier angeführten Umständen, die Eigenschaft leichter Truppen nicht erreichen. Es scheint aber auch, daß man von der Idee, außer den Jägern und Schützen, besondere leichte Truppen zu haben, ganz abgegangen ist, und es vorzieht — jeden Soldaten zu beiden Arten des Dienstes (in der Linie und für das einzelne Gefecht) einzuüben. Für unsere jetzige Art Krieg zu führen, würde dies zwar sehr angemessen seyn, aber es ist bei einer dreijährigen Dienstzeit, und bei der übrigen Dressur, zu welcher der Soldat angehalten wird, nicht ausführbar. Ich wiederhole daher nochmals meinen Grundsatz: daß jede Waffe ihren Mann erfordert, und habe denselben hier genugsam entwickelt.

Auch für unsere trefflichen Jäger, unter denen sich viele gelernte Forstmänner befinden, und die mit so vorzüglich guten Büchsen versehen sind, scheint mir der Parade- und Garnisondienst, besonders in großen Städten, nicht vortheilhaft zu seyn, und ich bedaure jeden Jäger, der Schildwache stehen muß. Ueberhaupt ist das Schildwachtstehen ein harter, gezwungener Müßiggang, der nur mit der Nothwendigkeit entschuldigt werden kann, sonst aber ein unersetzlicher Verlust der Zeit ist. Wenn ich Stabsoffizier wäre, ich würde mir die Schildwache vor meiner Wohnung durchaus verbitten.

Digitized by Google

Ehedem waren unsere Jäger, bis auf sehr wenige Mannschaften, die in einigen kleinen Städten lagen, sämmtlich beurlaubt, und sie lagen auf den Forstämtern ihrem Gewerbe ob; das halte ich für sehr zweckmäßig.

Die fünfte Frage, nämlich: ob die auf die Schießübungen verwendeten Kosten durch den Erfolg gerechtfertigt werden, brauche ich, nach dem bisher Gesagten, wohl kaum noch zu beantworten. Denn da ich die Schießübungen an sich, nicht im Allgemeinen, sondern nur bei den Jägern, Schützen und leichten Truppen für nothwendig halte, und der Meinung bin, daß der beabsichtigte Zweck für alle Truppen nicht erreicht werden kann, so kann ich auch die darauf verwendeten Kosten nur in eben dem Maaße für angewandt halten.

Es giebt übrigens sehr viele Dinge in den menschlichen Unternehmungen, die sich entweder sehr schwer, oder gar nicht nach Geldwerth abschätzen lassen; dahin gehören ganz besonders die militairischen, die überall viel kosten, deren Nutzen sich aber in Zahlen und Metallwerth nicht ausdrücken läßt. Was die Verbesserung einer Domaine, die Urbarmachung einer wüsten Landstrecke, die Schiffbarmachung eines Stroms, Kanalbau, Bergwerkanlagen, Landstraßen ꝛc., dem Staate einbringen können, läßt sich berechnen, wenn auch oft nur mit Wahrscheinlichkeit; aber was bringt ein Infanterie-Regiment ein? Wie hoch ist der Werth einer Festung, in Vergleichung mit ihrem Nutzen?

Hier hört die spekulative Finanzwissenschaft auf, und der Staatsmann muß nach anderen Grundsätzen rechnen. Nicht Ertrag und Nutzen in Zahlen ausgedrückt, nicht baare Vortheile können bei Militaireinrichtungen in Anrechnung kommen, sondern allein nur das Bedürfniß! Wie dem einzelnen Menschen der Rock und die Schuhe, und dem Gärtner der Zaun, um sein Geschäfte nothwendig ist, um Ersterm gegen

Digitized by Google

Kälte und Nässe zu schützen, und Letzterm sein Eigenthum zu sichern: so ist die Militairmacht in allen denjenigen Staaten, die durch ihre Größe selbstständig sind, und deren politische Sicherheit nicht vertragsmäßig dem Schutze der Uebrigen anvertraut ist, eins der ersten Bedürfnisse.

Die Ausdehnung der Streitkräfte findet ihre *natürliche* Gränzen in der Größe des Staats und in seiner politischen Existenz. (Leider ist der Maaßstab, den man jetzt für Armeen hat, sehr hoch angenommen, und für die Kräfte eines jeden Landes überspannt; wehe aber dem Lande, welches mehr zu vertheidigen kostet, als es ohne Druck aufzubringen vermag, es gleicht einem Gutsbesitzer, dessen Grundstück sich nicht landesüblich verzinset — er macht früher oder später Banquerott. Kein Staat sollte daher einzelne Provinzen mit sich vereinigen, deren Erhaltung in militairischer Hinsicht mehr kostet, als sie einbringen, wo dies aber in politischer Rücksicht durchaus nothwendig ist — da bleibt es immer ein großes Uebel.) Die physisch- und moralische Entwickelung des militairischen Körpers hängt aber von den Fortschritten in der Kriegskunst ab, und hierbei ist es Grundsatz — nicht allein gegen die Nachbarn nicht zurück zu bleiben, sondern mit ihnen zu wetteifern, um wo möglich eine Ueberlegenheit zu gewinnen; (wie Friedrich II. zu seiner Zeit, und wie die Franzosen durch die Revolution).

Seit dem Jahre 1806. ist das Feld der militairischen Erfindungen, in und außer Deutschland, besonders fruchtbar gewesen, doch leider hat es auch viel Unkraut getragen — und noch ist nicht alles vom Weitzen gesichtet; auch mag noch manche gute Idee unbeachtet geblieben seyn, weil sie entweder niemand gefunden, der sie richtig aufgefaßt, und sich zu ihrer Prüfung stark genug gefühlt hätte, oder weil sie zur Ausführung zu groß geschienen und von dem Gewöhnlichen zu sehr abweichen. Die großen und kühnen Ideen haben gewöhnlich

SOCIETÄT

das Schicksal — daß man ihnen aus dem Wege geht, und sie lieber rund weg für unausführbar und für Chimäre hält, als sich auf ihre Prüfung einläßt. v. Bülow, v. Leipziger und v. Voß haben vortreffliche Ideen entwickelt, die zum Theil befolgt sind, aber auch nicht alle neu waren. Die neue französische Kriegskunst gab zu allen mehr oder weniger den Stoff. Der würdige Scharnhorst verstand es, das Beste von allen herauszunehmen, seine eigenen vortrefflichen Ideen hinzuzuthun und in Ausführung zu bringen, was unter so vielseitigen Hindernissen nur immer möglich war. Zu früh fiel dieser seltene Mann. Außer den guten Köpfen hat es aber auch, wie die militairische Litteratur zeigt, eine Menge Scribenten gegeben — die sich theils genannt, theils nicht genannt haben, deren Ideen aber mit unter sehr abentheuerlich sind. Der Eine will eine Armee aus Postknechten und Landreutern bilden, der Andere will gar keine haben. Ein Dritter will durch die Luft in die Festungen eindringen; ein Vierter den Krieg unter der Erde führen; ein Fünfter hat es erfunden, unter dem Wasser zu laden und zu schießen; ein Sechster will trokkenen Fußes über Flüsse gehen; Gewehre, die sich selbst laden und durch Elektrizität entladen werden sollen ꝛc. Doch wer zählt alle die Projekte, die täglich zu Tage kommen mögen, und wovon vielleicht die wenigsten zur Oeffentlichkeit kommen?

Hier ist es Sache der Behörden, das Falsche vom Wahren zu unterscheiden — unnütze Abentheurer und lächerliche Projektmacher von nützlichen Erfindern zu unterscheiden, die Ersteren ohne Weiteres abzuweisen, die Letzteren aber nicht ungehört zu lassen.

Wo nun die Militairmacht den größten Theil der Staatseinkünfte wegrafft, und zu ihrer Erhaltung schwere Abgaben erhoben werden müssen, da leuchtet es von selbst ein, daß man das Nothwendige dem Ueberflüssigen, das Nützliche dem

Digitized by Google

Schönen vorziehen und alles Entbehrliche unterlassen muß. Unter das Entbehrliche rechne ich dann auch das allgemeine Scheibenschießen — so nothwendig ich es andererseits für Jäger und leichte Truppen halte.

Ob ich Dir eine ohngefähre Uebersicht der Kosten dieser Schießübungen werde geben können, wie Du sie in Deinem letzten Schreiben (wahrscheinlich nur zur Befriedigung Deiner Neugierde) wünschest, will ich versuchen; nur verlange hierin nichts Genaues. Aus der beschränkten Sphäre, in welcher ich lebe und wirke, ist mir kein Blick in große Ferne gestattet. Ich kann Dir nicht genau sagen, wer alles geschossen hat, wie viel überall geschossen worden ist. Meine Rechnung kann also nur von der Instruktion ausgehen, nach welcher die Schießübungen gehalten werden sollten, und da kömmt denn in runden Zahlen ohngefähr Folgendes heraus:

1) Wenn bei einem Infanterie-Regimente

40 Lieutenants, jeder 50,
180 Unteroffiziere, jeder 40,
424 Füseliere, jeder 30, und
848 Musquetiere, jeder 24 Schuß thun, so macht dies für ein Regiment überhaupt 42,272, und auf 34 Regimenter 1,437,248 Schuß. *)

2) Haben die Garnison-Bataillons nach demselben Verhältniß geschossen, so kommen für 34 derselben zu 9 Lieutenants, 26 Unteroffizieren und 270 Gemeinen gerechnet, überhaupt 270,980 Schuß heraus.

---

*) Bei dem Korps in Frankreich, das aus 4 Brigaden, jede zu 2 Infanterie- und 2 Kavallerie-Regimentern, außer einigen Jägern und Artillerie besteht, sind die Regimenter bedeutend stärker; Du kannst also für diese noch ein paar tausend Thaler hinzurechnen.

Digitized by Google

3) Wieviel die Landwehr-Regimenter geschossen haben, ist mir nicht bekannt, und da ihre Uebungszeit nur kurz gewesen, so wird man wohl nur 10 Schuß auf den Mann rechnen können. Dies würde für 68 Landwehr-Regimenter (es werden nämlich auf jedes Linien-Regiment 2 Landwehr-Regimenter gerechnet) zu 1200 Mann, als so stark sie zur Uebung kommen, 816,000 Schuß ausmachen.

4) Die Jäger- und Schützen-Bataillons, nur nach dem Verhältniß, wie die Füseliere, und jedes zu 12 Lieutenants, 60 Unteroffizieren und 340 Mann gerechnet, macht auf 6 Bataillons 79,200 Schuß. Ich glaube indessen, daß die Jäger stärker sind, daß sie mehr geschossen haben, auch daß man zu ihren Schüssen mehr Munition rechnen muß, man wird daher für sie wohl 100,000 Schuß annehmen können.

5) Für die 4 Garde- und Grenadier-Regimenter, die jedes 40 Lieutenants, 180 Unteroffiziere und 1800 Gemeine haben, beträgt die ganze Summe 224,000 Schuß.

6) Zu den Garden gehören aber auch noch 8 Landwehr-Bataillons, die ihre Uebungen 800 Mann stark halten, und auf welche deshalb 167,616 Schuß zu rechnen sind; so wie auch 2 Garnison-Bataillons, jedes zu 12 Lieutenants, 48 Unteroffizieren und 340 Gemeinen, für welche 21,360 Schuß angenommen werden müssen.

7) Kommt nun noch die Fuß-Artillerie hierzu, die, wenn sie eben so geschossen hat, wie die Infanterie, was ich jedoch nicht weiß, auf 117 Compagnien à 3 Offiziere, 28 Unteroffiziere und 60 Kanoniere, 317,670 Schuß verbraucht haben muß.

Dies beträgt für sämmtliches Fußvolk 3,350,274 Schuß.

Digitized by Google

8) Bei der Kavallerie sind für den Mann 15 Schuß für das Pistol und 15 für den Karabiner gerechnet, ob aber dabei in Hinsicht der Offiziere und Unteroffiziere ein Unterschied gemacht worden, ist mir nicht bekannt.

Ich werde also diese in Absicht der Pistolen den Gemeinen gleich rechnen, bei dem Karabiner aber weglassen, weil sie dergleichen nicht haben, und um kurz zu seyn, und Dir verständlich zu werden, hier erst die Stärke der verschiedenen Kavallerie-Gattungen, so wie sie bewaffnet sind, angeben.

a. Die vier Garde-Regimenten haben jedes 600 Mann und etwa 12 Lieutenants.

b. Die übrigen 32 Regimenter sind bei einer gleichen Anzahl Offizieren nur 500 Mann stark.

c. Sämmtliche Linien-Kavallerie besteht, mit Hinzurechnung der Garden aus 5 Küraſſier-, 9 Dragoner-, 9 Uhlanen- und 13 Husaren-Regimentern.

Die Küraſſiere und Dragoner haben jedes Regiment 80 Karabiner, die Husaren 426, die Uhlanen gar keine.

Man muß also für 6658 Karabiner 99,870, und für 18,832 Pistolen 282,480 Schuß rechnen, zu welchen Letzteren dann noch die Landwehr-Kavallerie kommt, die, wenn auch nur 100 Mann bei jedem Regiment geschossen, und jeder 10 Schuß gethan hat, doch 68,000 Pistolen-Patronen verbraucht haben.

Die Patrone zum Infanterie-Gewehr wiegt $\frac{2}{3}$, die zum Karabiner $\frac{1}{2}$ und die zum Pistol $\frac{1}{4}$ Loth an Pulver.

Die Kugeln der Infanterie-Gewehre sind verschieden, die zu den Preußischen wiegen gewöhnlich $1\frac{1}{17}$, und die zu den fremden Gewehren $1\frac{1}{3}$ Loth; so daß man eins ins andere gerechnet 18 Stück auf ein Pfund rechnen kann; Karabiner- und Pistolen-Kugeln sind nur gering von einander unterschieden, und man kann von beiden wohl 24 auf ein Pf. rechnen.

Digitized by Google

Der ganze Verbrauch an Pulver kann also leicht auf 702, oder wenn auch die Pionier-Kompagnien geschossen haben, auf 704 Centner angenommen werden, und das Blei dazu würde etwa 1862 Centner betragen.

Das Pulver kann man ohne Gewehr der Uebertreibung, mit allen bedeutenden Nebenkosten der Centner zu 40, und das Blei zu 11 Rthlr. anschlagen, und beides zusammen würde daher eine Ausgabe von 48,642 Rthlr. verursacht haben.

Bei den Kugeln wird zwar darauf gerechnet, daß ein Theil durch Ausgrabung und Aufsuchen wieder gefunden werden soll; bei uns ist indessen diese Ausbeute so unbedeutend gewesen, daß sie nicht in Anschlag kommen kann. Alle Kugeln, die die Scheibe nicht treffen, gehen verloren, und es giebt der Mitsucher so viele, die in der Zeit, wo die Schützen nicht da sind, alle Mühe anwenden, dergleichen Schätze zu finden, daß für diese wenig übrig bleibt.

Du siehst aus dieser Berechnung, daß die Kosten für Pulver und Blei, als den Hauptmaterialien zum Schießen, im Verhältniß auf die große Truppenzahl, so sehr bedeutend eben nicht ist, und sich wohl rechtfertigen ließe, wenn nur einigermaaßen der Zweck erreicht würde, oder die Erfolge erfreulicher wären. Aber dies kann nur dann der Fall werden, wenn mit Auswahl der Leute geschossen wird.

Diese Kosten sind es aber auch nicht allein; es treten vielmehr noch sehr bedeutende Neben-Ausgaben hinzu, die ich Dir hier näher angeben werde.

Zuerst muß jede Kompagnie nach der Instruktion 1 Scheibe, von 6 Fuß Höhe und 4 Fuß Breite haben. Dieses beträgt 42 □Fuß dickes Brett-Holz, welches man mit den Leisten, dem Satzpfahl und Arbeitslohn, nicht unter 4 Gr. haben kann. Die Kosten einer jeden Scheibe kommen daher auf 7 Rthlr. Für die Esquadrons wird dies der nämliche Fall seyn, jedoch da die Scheiben zum Schießen mit Pistolen

kleiner seyn dürfen, so will ich solche nur zu 5 Rthlr. anschlagen.

Sämmtliche Truppen, die geschossen haben, bestehen in 1281 Kompagnien und 212 Esquadrons, wobei für jedes Landwehr-Regiment nur eine Esquadron gerechnet ist. Die Ausgaben für die Scheiben betragen also 10,027 Rthlr.

Nun kommen die Prämien, die gewiß bei keiner Kompagnie vakant geblieben seyn werden, da nach der Instruktion (pag. 19) am Schlusse der Uebungen in jeder Kompagnie derjenige für den besten Schützen gehalten werden soll, der die meisten Treffschüsse gethan hat, und auf welcher denn die beiden nächsten Treffer folgen. Nach pag. 6 der Instruktion erhält der beste Schütze 2 Rthlr., der Zweite 1 Rthlr. 12 gr., und der Dritte 12 gr., also werden bei jeder Kompagnie 4 Rthlr. vertheilt. Wie billig, werden die Esquadrons wohl eben so behandelt worden seyn, so daß die Ausgabe für Prämien an 1281 Kompagnien und 212 Esquadrons überhaupt 5972 Rthlr. betragen haben kann (vorausgesetzt, daß bei den Landwehr-Regimentern eben so verfahren ist). Sind die Pioniere eben so behandelt worden, so mußt Du diese Nebenausgaben überall für 18 Kompagnien mehr annehmen.

Das Papier zu den Patronen kömmt ebenfalls in Anschlag, und ist die Ausgabe dafür im Ganzen genommen nicht so unbedeutend, als sie oberflächlich betrachtet erscheint.

Die ganze Anzahl der hier berechneten Patronen beträgt 3,800,624 Stück.

Aus einem Bogen Papier werden 12 Stück gemacht, so daß zu dieser Anzahl 13196 Buch gehören, die, das Buch nur zu 2 gr. angenommen, circa 1011 Rthlr. betragen. Bei den Jägern und Schützen beträgt es aber mehr, da diese nicht mit gewöhnlichen Patronen, sondern mit gepflasterten Kugeln schießen, wozu Parchent und Talg gehört.

Digitized by Google

Auch sollen die Kompagnien und Esquadrons Bücher und Tabellen führen, und dies kann einer jeden etwa 16 gr. kosten, so daß das Ganze etwa 995 Rthlr. beträgt.

Alle Ausgaben zusammen genommen betragen also:

a.	Für Pulver und Blei	48,642	Rthlr.
b.	" Scheiben	10,027	—
c.	" Prämien	5972	—
d.	" Papier	1021	—
e.	" Bücher	995	—
	Summa	66,647	Rthlr.

Dabei ist übrigens für das Patronenmachen und Kugelngießen kein Arbeitslohn gerechnet, weil nach pag. 16 der Instruktion die Truppen an diesen Arbeiten in den Zeughäusern Theil nehmen sollen.

Du wirst die obige Ausgabe für ein großes Heer nicht so sehr bedeutend finden, und wenn man den Gegenstand seinem Namen nach als: Schießübungen oder Zielschießen betrachtet, so fällt es nicht auf, daß ein wehrhafter Staat von 10 Millionen Menschen, dessen politische Sicherheit und Freiheit allerdings von der Ausbildung seiner kampffähigen Jugend im Waffengebrauch mit abhängt, auf Schießübungen mit den Handwaffen 66,000 Rthlr. verwendet, und diese Ausgabe zu einer stehenden Rubrik im Militairhaushalte aufnimmt; aber die Sache hat nur noch eine andere Seite, von der man die Verwendung dieser Summe in der Art wie es geschieht — und nach dem Erfolg betrachten muß.

Beleuchtet man diese Seite, so ergiebt sich:

1) Daß die Verwendung dieser Summe bei den auf die ganze Armee ausgedehnten Schießübungen nicht genug Erfolg haben kann, mithin dem Zweck nicht entspricht.

2) Daß weit mehr damit gewonnen werden würde, wenn man das Zielschießen nur auf fähige Leute beschränk-

Digitized by Google

te, und diese desto vollständiger zum Jäger-, Schützen- und Tirailleur-Dienst ausbildete, und

3) Daß dadurch auch gewiß noch ein bedeutender Theil der oben berechneten Ausgaben erspart werden würde.

Bedenke übrigens, daß die Schießübungen der Artillerie mit dem Geschütz eine noch weit größere Summe kosten, und an dieser nicht wohl etwas erspart werden kann, denn sie sind vor allen Dingen nothwendig. Außerdem wird aber auch außerordentlich viel Pulver zu den Manövern verbraucht, so daß die Ausgabe für Munition nicht anders als sehr bedeutend seyn kann.

Schon jetzt könnte von diesen Ausgaben ein großer Theil erspart werden, wenn man nicht, wie in der Instruktion p. 18 vorgeschrieben, die von den guten Schützen ersparte Munition auf die schlechten Schützen übertrüge, sondern als wirklich erspart zurückbehielte. Wer einmal kein Talent und kein Geschick zum Zielschießen hat, der wird es durch ein zwangvolles Anhalten dazu auch nicht bekommen, wenn er auch noch so lange damit gequält wird.

Es scheint aber im Sinne der Instruktion zu liegen: den Soldaten schlechterdings und ohne alle Auswahl das Schießen (Treffen) beizubringen, und ohne Rücksicht auf den Erfolg im Einzelnen, die Munition darauf zu verwenden.

Ich habe Dir nun in diesen Blättern meine Ansichten über unsere gehabten Schießübungen vollständig mitgetheilt. Was ich dagegen habe, ist nicht Tadel, sondern mit Gründen angegeben — die aus der Natur der Sache und aus Erfahrung hervorgehen —: Widerlege sie, wenn Du kannst. Vor allen Dingen habe ich behauptet:

1) Daß bei unserer jetzigen Art Krieg zu führen es gar nicht nöthig ist, daß ganze Armeen Scharfschützen sind *).

*) Ich habe auch noch nicht gehört, daß bei irgend einer andern Armee in und außer Deutschland das Zielschießen so allgemein wie bei uns eingeführt sey und geübt werde.

Digitized by Google

2) Daß sich der Doppeldienst in einer Person des Soldaten nicht vereinigen läßt, am wenigsten bei einer dreijährigen Dienstzeit, wo das: Soldat seyn nicht freiwillige Wahl oder Lebenszweck des Individuums ist, sondern jeder dem Ende seiner Dienstzeit entgegen harret.

3) Daß nicht jeder Geschick und Talent zum Zielschießen und Schützendienst hat, alle Mühe und Kosten an diese daher unnütz verschwendet werden, und daß bei ihnen durch Zwang nichts erreicht wird.

4) Daß es hinreichend ist, dem Linien-Soldaten einen theoretischen Begriff vom Zielen beizubringen, wie die Instruktion dies vorschreibt, da ohnehin der Unterricht vor der Scheibe bei weitem nicht hinreicht, jemand zum Schützen auszubilden.

5) Daß unsere gewöhnlichen Schießwaffen zum Zielschießen gar nicht eingerichtet sind, und die Sache schon deshalb allein keinen Erfolg haben kann; woraus denn

6) von selbst folgt, daß die schwere Ausgabe für diese Uebungen nicht zweckmäßig verwendet, und nicht durch den Erfolg gerechtfertigt wird.

Ich übergebe diese Zeilen Deinem Nachdenken und Deiner weiteren Prüfung. Der Gegenstand ist es werth, und Deine Meinung darüber wird mir sehr schätzbar seyn.

Das Streben nach Vollkommenheit im Militairwesen, was der Instruktion zum Scheibenschießen unverkennbar zum Grunde liegt, ist sehr lobenswerth und liegt im Bedürfniß der Zeit; aber ungeprüft sollte man auch solche Mittel nicht in Anwendung bringen, sondern nur so viel anordnen, als dem Wesen angemessen ist und mit Erfolg ausgeführt werden kann.

II.

Uebersetzungen
aus der
französischen Flugschrift
L'Homme Gris.

Unter mehreren Flugschriften, die seit Kurzem in dem noch immer bewegten Frankreich Aufsehen erregten, und deren Verfasser von dem Gesetze sich verfolgt sahen, war vorzüglich die späteste derselben, der L'Homme Gris, am berüchtigtesten. Der Verfasser derselben, ein junger talentvoller Mann, Namens Ferret, mit feurigen Gefühlen, die sich in jedem Satze seiner Blätter aussprechen, wurde, aus Rücksicht auf seine Jugend, nur zu 3 Monat Gefängniß und 50 Francs Strafe, der Verleger, Buchhändler l'Huillier, aber, weil er schon einmal bestraft worden, zu 6000 Francs Strafe, 5 jährigem Gefängniß, 6 jährigem Verlust der bürgerlichen Rechte und 500 Francs Bürgschaft verurtheilt. Da vielleicht nur sehr Wenigen es glücken mochte, ein Heft dieses confiscirten Werks zu Gesichte zu bekommen, so glaube ich der Leserwelt mit der Uebersetzung einiger Aufsätze aus dem 3. Heft des L'Homme Gris nicht unwillkommen zu seyn; vor allem andern scheinen mir die Gedanken desselben über eine jährliche Feier des 12ten Juny in Frankreich eine größere Bekanntwerdung zu verdienen.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Der 18te Juny.

Die Römer unterhielten durch religiöse Feste das Andenken der Tage, welche sich durch ein großes allgemeines Unglück ausgezeichnet hatten; sie wurden unter die Zahl der nefastes *) gestellt: und nie unterließ der öffentliche Schmerz, sich alljährlich diese traurigen Erinnerungen zurückzurufen. Die neuern Nationen haben diesen Gebrauch, der so sehr zur Erhaltung glühender Vaterlandsliebe diente, nicht fortgesetzt; wir vergessen sowohl die Tage des Glücks als des Unglücks; nur eine gewisse Reihe von Jahren erhält sich das Vergangene in unserm Gedächtniß, und kaum wird, unter unsern vielen großen Generalen, einer Religion genug besitzen, um alljährlich, wie Scipio am Jahrestage der Eroberung von Carthago, auszurufen: Am heutigen Tage habe ich Carthago erobert, lasset uns den Göttern danken!

Diese Gleichgültigkeit wird wahrscheinlich auch bei der großen Anzahl merkwürdiger Begebenheiten herrschen, die sich in den letzten 30 Jahren so gehäuft haben, daß sie wohl das Gedächtniß der gleichzeitigen Generation eben so sehr als die Feder des dereinstigen Geschichtschreibers ermüden können. Dennoch ist unter diesen Begebenheiten eine, von der es wohl entschieden ist, daß das Andenken an dieselbe auch in dem gültigsten und härtesten Herzen unauslöschlich fortleben wird, da sie durch ein nur zu beweinenswürdiges Unglück zu kennbar gezeichnet ist. Diese Begebenheit ist für uns der 18te Juny, der unglücklichste und traurigste Tag für das größte Volk; größer, als bei der Schlacht von Cannä für die Römer, ist unser Verlust, da nach jener Schlacht sich die römische Republik doch wieder aufrichtete; es ist der unglücklichste Tag für das neugeborne Frankreich, unglücklicher als jener von Crecy,

*) nefastes, an solchen Tagen durfte in Rom kein Gericht gehalten und kein Urtheil gesprochen oder vollführt werden.

Digitized by Google

von Poitiers und Azincourt für die alte Monarchie waren; Frankreich, seit beinah 30 Jahren in einer ganz Europa furchtbaren Thätigkeit, fiel an diesem einen Tage, wie durch eine Pulverexplosion in die Luft gesprengt; der Friede folgte auf die Triumphe; doch ein Friede durch so viel Leichenbegängnisse erkauft, gleicht nur zu sehr dem endlichen Frieden im Grabe.

Man wird versucht zu glauben, daß ein blindes Ohngefähr die Welt regiert, wenn man sieht, daß wir, so siegreich, daß uns die Begierde nach Eroberungen zu unseren Nachbarn hinriß, uns unterworfen haben, indem wir unser Vaterland gegen die ungerechtesten aller Angriffe vertheidigen wollten. Nie hat wohl eine heiligere Sache ein kriegerisches Volk bewaffnet; nie hat eine höhere Begeisterung eine edle Nation hingerissen; seyn oder nicht seyn, das war die Frage, ob es besser für ein Volk sey, aufzuhören zu seyn, oder seine politische Unabhängigkeit zu verlieren. Vergebens drohte ein ungeheurer Bund uns zu erdrücken; vergebens suchte eine unermeßliche uns übertreffende Anzahl den Muth wankend zu machen; auf den Ruf des Vaterlandes erhoben sich 200000 Brave, mit der Hoffnung zu siegen oder mit dem Entschluß an den Gränzen zu sterben; und gewiß es war nicht blos die Ehre, nicht die verblendete Anhänglichkeit an einem Mann, welche sie zu entschlossenen Handlungen begeisterte; eine so heldenmüthige Hingebung aus gleichen Beweggründen kann nur eine fast verzweifelnde Ursache hervorbringen: es war die Leidenschaft großer Seelen, die edelste Empfindung, von allem Eigennutze entfernt, welche einst die Begleiter des Leonidas nach Thermopylä führte.

Den ersten Tag begünstigte das Glück die heilige Sache des Vaterlands; die Franzosen triumphirten, und die Blutströme von Ligny ließen die Soldaten der alliirten Mächte ihre alten Besieger wieder erkennen. Das Gerücht dieser

Schlacht verbreitete sich kaum, so feierte das ganze Volk, würdig der Freiheit, die es jetzt wieder erobert zu haben glaubte, dieses Ereigniß durch Jubelgesänge; die Frauen, die Kinder, selbst die ältesten Greise nahmen Antheil an der allgemeinen Freude, und von einem Ende Frankreichs bis zum andern verkündigte das Freudengeschrei die einmüthige Stimme der Franzosen für die Unabhängigkeit. Am andern Morgen aber folgte eine düstere Stille auf die Gesänge des Siegs; eine schreckliche Ahnung überfiel alle Bürger, unglückverbreitende Gerüchte beugten jedes Herz; von Augenblick zu Augenblick erhielten sie eine verzweiflungsvollere Gewißheit, und bald konnte man nicht mehr an der schrecklichen Wahrheit zweifeln. Frankreich war unterworfen, seine Vertheidiger gefallen; die kaiserliche Garde, welche das Unglück des Vaterlandes, welches sie so oft ehrenvoll vertheidigt hatte, nicht überleben wollte, war mit dem Ausruf! „die Garde stirbt, aber retirirt nicht!" auf dem Felde der Ehre geblieben.

Indem ich den Schmerz darstelle, der das ganze Volk ergriff, hoffe ich, daß die Geschichte einige Elende, unwürdig des französischen Namens, vergessen wird, die, ausgestoßen von allen Nationen, keiner unter die Zahl seiner Bürger rechnen wird, und die durch ihre ehrvergessene Handlung den öffentlichen Schmerz beleidigten: Ihr Geschrei wurde durch das Wehklagen der ganzen Nation übertönt, die Zukunft wird sie vergessen; eben so, wie unter der Menge von Heldenthaten, welche die letzte Anstrengung, die Unabhängigkeit der Nation zu erhalten, auszeichnen, unsere Enkel sich mit Mühe erinnern werden, daß es einige schändliche Ueberläufer gab, die ihre Schmach in den Reihen der Feinde verbargen. Zweifelt nicht! die Geschichte wird einem edlen Volke Gerechtigkeit widerfahren lassen, welches gegen das ganze bewaffnete Europa nicht an seinem Heile verzweifelte; dessen Fall glorreicher war, als der Triumph seiner Feinde, und welches ohne einen uner-

Digitized by Google

hörten Zusammenfluß von Umständen, selbst nach seinem Verlust noch denen Furcht einflößte, die sich seine Ueberwinder glaubten. Vielleicht wird uns aber die Geschichte vorwerfen, daß wir einen Tag nicht genug durch öffentliche alljährliche Trauer geheiliget haben, welcher einen so glänzend ausgezeichneten Zeitenlauf so unglücklich beschloß. Die Manen so vieler heldenmüthigen Schlachtopfer fordern eine ewige Huldigung und Ehrerbietung, wir errichten ihnen ein Sühnopfer, wenn wir uns alljährlich erinnern, daß die schändliche Schmach, durch welche sie in ihre Hügel sanken, den Frieden ihres Grabes stören wird. Aber die Züge ohnmächtiger Wuth sind auf jene zurückgefallen, die sie veranlaßten; sie berühren nicht die Braven, welche auf den Feldern von Waterloo schlafen; diese haben nicht ihren Ruhm verloren, und ganz Frankreich hat sie unter seinen Schutz genommen.

Nichts ehrt ein Volk mehr, als der sich alljährlich erneuernde Schmerz über ein großes Unglück; die Feier glücklicher Begebenheiten, die eine Ursache zu Vergnügungen und Festen geben, werden von allen Völkern mit Begierde begangen, aber in der Gedächtnißfeier eines Unglücks liegt etwas Größeres und Höheres, als in allen Freudensbezeugungen über glückliche Begebenheiten. Lange Zeit feierte Frankreich durch jährliche Feste die Tage der Siege, die es auf eine so hohe Stufe der Macht und des Waffenruhms brachten; aber jetzt, beraubt seiner Trophäen, wartet es stumm auf die Rückkehr der merkwürdigen Zeit, weil ein unglücklicher Tag die Triumphe von 25 Jahren vernichtete und ihm nichts zurückließ, als die Mühe, den verlöschten Ruhm wieder herzustellen, und die Erinnerung an jene unglücklichen Tage. Nein, niemals hat eine höchst feierliche Zeit einen solchen jährlichen Tribut von Klagen und Thränen verlangt; niemals hat der Schmerz eines ganzen Volks lebhafter eine heiligere Feier gefordert; und fast kann man sie dem Leichenbegängniß eines Volks vergli-

Digitized by Google

chen, das sich selbst überlebte. Eine solche jährliche allgemeine Erinnerung wird gewiß eindrucksvoller seyn, als die einzelnen Schmerzeserneuerungen; und um so nothwendiger wird sie, da verächtliche Leidenschaften allen Begriff von Ehre, Pflicht und Vaterlandsliebe zu verdunkeln streben; und man, erniedrigt durch die auf Heldenthaten geifernde Verläumdung der Feinde, glaubt die Helden starben nur für die Unabhängigkeit der Nation. Es ist Zeit, daß die Nation, um sich in den Augen Europa's wieder herzustellen, erklärte, daß Jeder, der die Waffen ergriff, um die bedrohten Gränzen zu vertheidigen, sich die Erkenntlichkeit seines Vaterlandes, die Liebe seiner Mitbürger und die Ehrerbietung aller Völker verdient hat.

Aber diese Stimme, welche die von ganz Frankreich ist, ist sie schon irgend wo gehört worden? ohne öffentliche Erklärungen ist das Signal zur Traurigkeit gegeben; giebt es einen Bürger, dessen Herz nicht bei der Erinnerung an den blutigen Tag, dessen dritte Jahreswiederkehr jetzt erscheint, zerrissen wird? Es giebt keine Familie, die nicht unter ihre Angehörigen einige der Krieger zählte, die bei Waterloo fochten, und ohne Zweifel ist nicht ein, seinen Verwandten erhaltener Krieger, der nicht dem neben ihm gefallenen Waffenbruder eine Thräne der Achtung zollte! Andere Familien nennen mit Stolz untermischtem Schmerz den Namen derer, die sie an diesem unglücklichen Tage verloren; der 18te Juny öffnet ihre Thränenquellen, und ihr Schmerz ist um so größer, da ihr eignes Unglück mit dem Allgemeinen verbunden ist; jeder weint über das Unglück der gefallenen Braven und über das des Vaterlands, und der jetzt herrschende Schmerz erneuert sich mit jedem Augenblick. Die Alten erzählen ihren jungen Söhnen die Heldenthaten und den Tod ihrer Ahnen; die Wittwen zeigen ihren Kindern das Bildniß des Vaters, den sie verloren haben, und aus dem Munde der unglücklichen

Digitized by Google

Greiſe und beſammernswürdigen Wittwen entflieht das durch die Natur und das Vaterland eingegebene Geſchrei: Ehret und rächet ſie!

Was ſage ich? ſind nicht alle Künſte eifrig bemüht, die Aſche der Vertheidiger des Vaterlandes zu ehren? Kriegeriſche Geſänge heiligen ihren Ruhm und hallen in allen franzöſiſchen Herzen nach. Die Mahler werden ihre großen Thaten verewigen, und geſchickt, das aufzufaſſen, was einer großen und feinfühlenden Nation am beſten gefällt, legen ſie ſich vorzüglich darauf, die letzten Augenblicke der Helden, welche für die Unabhängigkeit der Nation fielen, kräftig darzuſtellen. Gewiß wird der aufmerkſame Haufe dieſe ſchmerzerregenden Gemählde allen andern vorziehen; ein ſtolzes und trauriges Gefühl feſſelt ihre Augen auf dieſe Szenen des Unglücks, die unſer Schickſal entſchieden; alle Zuſchauer ſind erweicht, alle Geſichte ſind in Thränen gebadet, beim Anblick der alten Soldaten der Garde, die, ihren unzählbaren Feinden die Bruſt zugekehrt, von ihnen zwar geopfert aber nicht beſiegt werden konnten, und deren Handlungen, deren hoher Muth noch in Aller Andenken gegenwärtig ſind. Die Bürger, von welchem Stande ſie auch ſeyn mögen, bezeugen bei dieſem Anblick laut ihre Achtung und Bewunderung, und ihre eigene Dürftigkeit glaubt keines Opfers mehr zu bedürfen, da die Früchte ihres Schweißes durch dieſe herrlichen und erhabenen Gemählde geheiliget ſind.

Krieger! auf dem Mont St. Jean gefallen! Ihr lebt in unſerm Herzen, wie Ihr bei unſern Nachkommen leben werdet! glücklicher ſeyd Ihr als die, ſo Euch überlebten; Ihr habt nicht die Verläumdungen Eures Ruhms gehört, nicht die ſtolze Geringſchätzung der Fremden erdulden müſſen, nicht die Unterwerfung eines Landes geſehen, für welches Euer Blut gefloſſen. Ohne Zweifel wird eine Zeit kommen, wo eine öffentliche allgemeine Trauer dieſen Tag unaufhörlich

traurigen Andenkens heiligen wird, an deſſen Morgen ihr als Sieger triumphirtet und deſſen Abend Eure Gräber beſchien; aber unterdeſſen beſchuldige Eure Mitbürger nicht, Euch undankbar vergeſſen zu haben; Ihr lebt in ihrem Andenken, Euer Beiſpiel ſteht ihnen beſtändig vor Augen .... höret den Ausdruck ihres Schmerzes, ihrer Achtung und ihrer Erkenntlichkeit! Dieſe Huldigung, die ihr mit ſo vielem Rechte verdient, wird ſich jährlich erneuern, nacheifernd denen, die jetzt nur weinen, wird man dann Eurer Aſche einen weit würdigern Tribut zollen, einen Tribut, den Eure Schatten mit lauter Stimme fordern, und den ſie nicht vergebens erwarten werden!...!...

So weit der graue Mann; ich habe mich abſichtlich aller Anmerkungen enthalten, das Geſetz hat den unbefugten Redner verurtheilt; die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der in dieſem Aufſatze herrſchenden Gefühle zu beurtheilen, überlaſſe ich den Leſern.

W. v. C.

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

Zur
Sekular-Feier des Geburtsfestes
Königs Friedrichs des Zweiten
am 24sten Januar 1812.

Eine Rede,

gesprochen von F. L. von Briesen, Hauptmann von der Armee und erstem Director der Königlichen Ritter-Akademie zu Liegnitz, auch Ritter des St. Johanniter-Ordens.

„Was baust du die Halle, du Sohn der beflügelten Tage? Heute noch schaust du aus deinen Thürmen wenige Jahre: — und der Hauch des Todes kommt, und heult durch deine verlassenen Höfe.“

„Und laß ihn kommen diesen Hauch. Mein Name wird leben im Munde der Völker, meine Thaten werden wie Sterne hinter mir leuchten. Wenn du o Sonne des Himmels schwindest, wenn du zerstäubest wirst, mächtiges Licht, wenn dein Glanz für eine Weile nur ist wie Fingal, so wird mein Ruhm deine Strahlen überleben.“

Ossian.

In den Annalen der Weltgeschichte, mehr noch für die Bewohner des preußischen Staats, ist der Tag, an welchem König Friedrich der Zweite das irdische Leben begann, ein auf ewig denkwürdiger Tag. Dies geschah heute vor hundert Jahren, am 24sten Januar 1712. Freundlich trat der Genius des preußischen Vaterlandes an die Wiege des Neugebornen:

Digitized by Google

werde groß in allen Herrschertugenden, sprach er, ein Muster und Vorbild für die Könige und Fürsten aller Zeiten, ein Segen für dein Volk. Und er ist es geworden! Die Nachwelt hat gerichtet, und unvergänglich lebt sein theures Andenken in dem dankbaren Herzen aller Preußen. Wohl sollte die Feyer dieses Andenkens an dem heutigen Tage ein Nationalfest für uns seyn; doch die verhängnißvolle Zeit, die über uns gekommen ist, läßt uns nicht über das traurige Bedürfniß des Augenblicks hinaus. Aber, mit dem, was keine Macht uns rauben kann, mit dem eigensten Leben und Wirken unseres Geistes und Gemüthes, wollen wir die heilige Erinnerung an den großen Mann erfassen, der 46 Jahre hindurch ein glückliches Volk glücklich beherrschte, und den, wie sein Leichentext mit so viel Ausdruck als Wahrheit sagte, „Gott einen Namen gemacht hatte, wie die Großen auf Erden Namen haben.“ Europa verlohr an ihm einen großen Regenten, der den, sich selbst errungenen Posten mit Einsicht und Würde bekleidete. Und sein Land hat an ihm verlohren einen Beherrscher, der, gleich einem strengen Hausvater, Ordnung und Regelmäßigkeit in allen Theilen der Staatsverwaltung bis auf den höchstmöglichsten Grad eingeführt hatte, dessen bloßer Name das fürchterlichste Schreckbild für jeden Bösewicht war, und unter dessen, bis in den entferntesten Winkel seiner Staaten gefürchtetem Scepter jeder, bis zum geringsten seiner Unterthanen hinab, vor Ungerechtigkeit und Bedrückung so sicher war, als man es unter einem Könige — der freilich am Ende doch immer nur ein Mensch ist — seyn kann. Ruhend auf dem Gefühl seiner Größe und ohne Furcht, gab Er, der Heros seines Zeitalters, verständige Freiheit dem Worte und der Schrift. Ja! es ist wahr, was seine Zeit Schönes, Großes und Herrliches hatte in Wissenschaft und Kunst, versammelte sich um ihn, den Größten und Herrlichsten, und seine Liebenswürdigkeit entzückte alle, die

den Werth solcher Tugenden zu schätzen wußten. Fern von der Eroberungssucht unbändigem Drange, aber horchend auf des Ruhmes lockenden Silberton, stellte er den preußischen Namen als das schönste Glanzgebilde seines Jahrhunderts den erstaunten Zeitgenossen hin. Seine Tapferkeit in der Schlacht, seine Weisheit im Rath, sein ehrenvoll bestandener Kampf gegen ein feindseliges Schicksal, zogen eine Glorie um das theure Haupt, die nicht blendete, wohl aber durch ein heiteres Licht entzückte. Ja, Großes und Würdiges hat er gethan für die Geschichte, die einer glänzenden Unsterblichkeit Kranz um seine Stirn gezogen; Großes und Beglückendes für uns, die wir heute mit stillem und dankbarem Gemüth sein Andenken geräuschlos feiern. Seinen Fahnen in einer ruhmvollen Zeit gefolgt, und in treuer Seele bewahrend das Bild des großen Mannes, dem er oft und nahe in das Helden-Antlitz geschaut, tritt der Redner heut' an diese Stätte, auszusprechen mit schwacher Stimme Friedrichs Lob, und zu befügeln die Erinnerung an seines Namens Größe und Glanz. Auch unsere Fluren sind die Zeugen seiner glorreichen Thaten. Zu ihnen wollen wir wallfahrten in edler Begeisterung; hier uns vergegenwärtigen den Kampf, den seine große Seele in entscheidenden Augenblicken bestand für seinen Ruhm, für unser Glück, und dankbar preisen den Gott der Heerschaaren, der ihm den Sieg verlieh. Wenn dann, ergriffen von der Empfindung zauberischer Gewalt, wir den Schatten Friedrichs und seiner auf unsern Ebenen ehrenvoll gefallenen Krieger vor uns zu erblicken glauben, dann wollen wir zu ihm beten: Seliger Geist! welcher Stern dich auch tragen mag, blicke aus der Unsterblichkeit glücklichen Gefilden gnädig auf uns, deine Getreuen, hernieder. Sey am Thron des ewigen Weltgeistes, welcher der Menschheit Räthsel zu lösen weiß, der Fürsprecher deines Volks. Laß nicht untergehen im allgewaltigen uferlosen Strome der Zeit, was du, in so viel Herr-

Digitized by Google

SOCIETÄT

lichkeit, erbauet hattest. Flehe Segen herab auf den milden Beherrscher aus deinem Stamme, dem wir jetzt angehören, damit sein väterliches Herz sich auch fernerhin der Güter erfreue, die dein großer Geist uns zugewendet hatte. Und, wenn die alte Zeit zu Ende läuft, so führe du, der treue Schutzgeist unseres Vaterlandes, an Deiner Hand eine neue Zeit herauf, zur Wohlfahrt unseres Herrscherstammes, zum Glücke deines Volks.

Friede sey mit deiner heiligen Asche!

Am 24sten Januar 1816.

Sie ist gekommen diese Zeit! Was der Redner begeistert sprach, ist in Begeisterung erfüllt worden. Preußens edler, ritterlicher König und sein tapferes Volk haben muthvoll bestanden den Kampf für das Gute und das Rechte, und des Vaterlandes Ruhm emporgetragen auf Flügeln des Siegs. Friedrichs Geist schwebte über seinen Getreuen. Europa ist frei! Eine neue Aera hebt an. Möge sie bezeichnet werden durch würdige That der Hand und des Geistes, und Ruhe das Menschengeschlecht beseeligen, nach langem und blutigem Streit. Möge unter der Palme des Friedens der Denker schöpfen aus der Tiefe der Wissenschaft, und die ewig heiteren Göttinnen der das Leben verschönernden Kunst, mit Gaben ihrer Huld erfreuen Herz und Sinn. Möge die Geschichte endlich einmal die große Lehrerin der Menschheit werden, und Staatenwohl und Völkerglück auf Fundamenten ruhen, an denen der Wechsel alles Menschlichen still vorüber zieht.

Digitized by Google

Am 24sten Januar 1818.

Edler Zeitgenoß, der Du in einem langen und erfahrungsreichen Leben den Werth der menschlichen Dinge zu würdigen gelernt haſt, tritt heut' an Friedrichs Sarcophag und trauere, daß auch das Edelſte und Größte auf Erden nicht frei iſt von der Schmähſucht finſterm Wort. Mit frevelnder Hand greift einer egoiſtiſchen Zeit heilloſe Klügelei in die Blüthen von Friedrichs Herrlichkeit. In das glänzende Gebild' des großen Sterblichen verſucht ſie mühſam dunkle Schatten einzutragen, und will die Glorie, die das hehre Haupt umſchwebt, ihrer Strahlen berauben. Herr! vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Ein deutſcher König ſey er nicht geweſen, ſprechen dieſe Kühnen. Als ſey nur das der edlen deutſchen Nation würdig, was der neueſte Zeitgeiſt in ſeinen Erſcheinungen bringe. Freiheit habe Er nicht gegeben; Menſchlichkeit und Gottesglauben habe Er nicht gehabt. Als beſtehe des Menſchen höchſtes Gut, die Freiheit, nur in dem überlauten Geſchrei nach Conſtitutionen, nach Volksvertretung, nach eigenem Wollen und Thun; als ſey nur eine ſchlaffe Weichlichkeit, nicht die Gerechtigkeit der ächten Humanität ewige Geſellin; als werde der lebendige Glaube an der menſchlichen Dinge großen Ordner und Erhalter nur erworben und gekräftiget auf des Myſticismus dunkeln Pfaden. Deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft Wohlthäter und Pfleger ſey er nicht worden. Als ſey die Blüthe deutſcher Litteratur nur zu ſchauen im Nibelungenliede und im Heinrich von Oſterdingen; oder als ſey dem Germanen je die Kunſt als eine himmliſche Geliebte erſchienen, die er mit ſchwärmeriſcher Liebe, gleich dem Italier, umfaſſe, wenn es auch eine Zeit gab, in der er ſie als eine wunderſame Königin mit Edelſtein und köſtlichen Perlen

schmückte. — Edler Vaterlandsgenoß! dessen blutgetränkte Ebenen oder Berge einst die Zeugen waren von Friedrichs und seiner Kampfgenossen ruhmwürdiger That, deren Lob von Munde zu Munde ertönte; vernimm, wenn zu einer Zeit, wo Deines großen Königs sterbliche Hülle noch nicht in Staub aufgelöset ist, Er ein Eroberer gescholten wird. Söldner, etwa gleich den Wallensteinschen Heerhaufen, wären sie alle gewesen, die Sieger bey Hohenfriedberg, Leuthen und Liegnitz? unbegeistert von einer großen kräftigen Idee für Zweck und Inhalt ihres blutigen Werks? Hat die heilige Liebe zum Vaterland denn damals in keiner Brust geschlagen, oder verbietet etwa der neueste Zeitgeist das Herz auch einem Könige zuzuwenden, und Blut und Leben ihm zu opfern? — Wenn Du Zeuge warest des Seegens und Wohlthuns, die Friedrichs Hand ausspendete in deine vaterländische Flur, der Aufmunterung, die Er dem Gewerbfleiße und allen Aeußerungen nützlicher Thätigkeit väterlich verlieh, so höre jetzt, daß Er von Einseitigkeit, von falschen Ansichten und Vorurtheilen befangen, einem staatswirthschaftlichen System hingegeben war, welches der Erfolg als unbrauchbar erwiesen, und daß Er höchstens nur als ein guter Haushalter gelten könne, ohne zur Höhe allein gültiger national ökonomistischer Prinzipien gelangt zu seyn. Als werde die freie Entwickelung und Förderung bürgerlicher Betriebsamkeit nur gelehrt in den fein gesponnenen Theoremen solcher Männer, deren Standpunkt sie entfernt hält von des bürgerlichen Lebens viel verschlungenem Spiel, und als sey der Staaten Heil demnach nur zu finden in Kraus Schriften, Adam Smith's Systemen oder Soden's National-Oekonomie.

Ehrwürdiger Schatten, hülle in den Schleyer liebender Vergessenheit die Anmaaßungen deutscher Kinder. Dir wer-

den die Gestalten der Dinge, die auf der von Dir verlaſſenen Erde in Wirklichkeit treten, erſcheinen rein, von allem Menſchlichen entkleidet. Halte deshalb Deine ſchützende Hand auch ferner über unſerem theuren Vaterlande, und ſey im ſchweren Meinungskampfe der Genius für des Herrſchers Glück, des Volkes Wohl, der Treuen Liebe, des Namens Ruhm.

Digitized by Google

Rückblicke

auf die neueste politische Literatur.

Auszüge aus dem interessanten Werke: Reise durch Italien und Sicilien, von A. W. Kephalides. Leipzig 1818, bei Gerhard Fleischer dem Jüng.

(Fortsetzung)

Mit Freuden bemerkt man dagegen, wie fast alle unsere deutschen Landsleute in Rom die Mahlerei von einer ganz andern Seite wie die Römer betrachten, und auf ihre ursprüngliche Wurzel, bei der sie Dürer, Rafael und seine Vorgänger erfaßten, zurückzuführen sich nach Kräften bemühen. Es ist wahrlich den Italiänern kaum zu verzeihen, daß sie es Fremdlingen überlassen, das unsterbliche Verdienst ihrer vorrafaelischen Meister nach Würden anzuerkennen, daß sie über Guido, Allegri und den Caracci gerade die Koryphäen ihrer Kunst vergessen, und noch immer, was freilich auch in Deutschland sonst der Fall war, ihre Kunstgeschichte mit Rafael beginnen, mit dem sie unsere deutschen Künstler jetzt zu schließen pflegen, worüber man sich keineswegs verwundern darf. Wie wenigen ist es in unserm Deutschland vergönnt, die Gemählde eines Giotto, Masaccio, Fresolei, Perugino, wir wollen gar nicht sagen in Originalien, sondern auch nur in Umrissen zu schauen; denn außer dem verdienstvollen Unternehmen des Heren Ripenhausen in Rom ist es, so viel uns bekannt, fast niemandest einaefallen, seinen Meisel jenen Meistern dienen zu lassen; daher auch leider noch auf den meisten Gallerien unseres Vaterlandes ziemlich abgeschmackte Ansichten herrschen. Dagegen welch ein neuer Morgen der Mahlerei bricht für uns an, wenn unsern Augen, vor allem in dem schönen Florenz, das lichte Meteor der vorrafaelischen Schulen erscheint. Gewiß, wenn die außerordentliche Schönheit der Gestalt, die Klarheit und Lichtfülle aller Züge, die Heiligkeit und Unschuld des Antlitzes, die große Eigenthümlichkeit und Stärke des Characters, und der fromme, unendlich tiefe Ausdruck der heitersten Seele, die sich fast auf allen Gemählden jener unschätzbaren Meister abspiegelt, sich eines jeden, der offenen Sinnes ist, fast unwiderstehlich bemächtigen, welche Wirkung werden sie erst auf den rechten Künstler hervorbringen! Es läßt sich daher sowohl die unbegränzte Bewunderung, welche unsere jungen Landsleute in Italien allen ältern Meistern zollen, wie auch die unbillige Nichtachtung erklären, welche sie allen

spätern Kunstwerken, nicht allein der Mahlerei, sondern auch besonders der Baukunst, bezeigen. Guido scheint den meisten ein ziemlich empfindsamer Geck, und Allegri, trotz seiner Zauberfackel, ohne Seele und Character; desgleichen halten sie fast alle neuere Paläste und Kirchen Roms gegen die ältern, wie Sanct Paul außerhalb der Mauer und St. Agnese vor der Porta Pia, nur für geschmacklores Schreinerwerk, besonders aber meinen sie, daß der Sankt Peter ein bloßer Prunksaal römischer Pfaffen und durch ihn nur die Aufgabe gelöst worden sey, wie man mit dem größten Aufwand von Masse die geringste Wirkung hervorbringen könne. Sicher sind diese Ansichten, besonders über Mahlerei, nicht ganz unwichtig, theils weil sie bei einer gewissen schroffen Einseitigkeit und Unbilligkeit unendlich viel Wahres enthalten, theils weil sie jungen Männern angehören, von denen gerade Deutschland eine neue Richtung der Kunst erwartet. Und wahrlich spricht sich diese schon jetzt in den beiden glänzenden Dioscuren des römisch-deutschen Mahlerhimmels, Cornelius und Overbeck, sehr deutlich aus. Die hochbegabte Hand des erstern setzt ganz Deutschland durch die außerordentlichen Zeichnungen zu Göthe's Faust in Erstaunen; und in Overbecks Werkstatt sahen wir ein Bild, das sich jetzt, wo wir uns nicht irren, in Zürich befindet, die Scene darstellend, wo Christus zur Martha spricht: „Maria hat das beste Theil erwählet," ein Bild, welches die ganze Gallerie des Camuccini vergessen macht. In demselben Sinne arbeiten fast alle unsere deutschen Künstler in Rom, deren Anzahl, trotz dem, daß, zur Schande Deutschlands, fast nichts für sie geschieht, keineswegs unbedeutend ist; und man kann daher wohl behaupten, daß durch unsere Landsleute zum wenigsten eine bessere Ansicht von der Kunst gewonnen und schon hin und wieder verbreitet worden sey.

Von den Franzosen, die bekanntlich eine besondere Akademie in Rom haben, sind wir nicht viel gewahr geworden, außer daß wir eine große Menge derselben einmal Figuren aus dem jüngsten Gericht des Michel Angelo in der Sixtina abzeichnen sahen. Auch waren die Herren zu sehr zerstreut; wie Murat sich rüstete und Napoleon entwich, segelten sie, je nachdem die Umstände es erforderten, mit allen Cocarden in der Tasche, bald unter dreifarbiger, bald unter weißer Flagge.

Noch weniger läßt sich von den Engländern sagen; denn obgleich unzählig viele alljährig nach Rom kommen, um dort Beefsteak zu essen und mit ihren kleinen Pferdchen an den Alterthümern vorbeizutraben, so lassen sie sich doch durchaus nie mit der Kunst ein, und obgleich von Lissabon bis an die Steppen der Kalmucken sich aus allem Volk Kunstliebende in Rom zum Studio versammeln (bekanntlich hat Feodor Iwanowitz, ein Kalmuck, nicht Monsieur Kalmuck, wie im Reichardt'schen guide des voyageurs zu lesen steht, die Thüre des Florentinischen Battisteriums sehr herrlich gezeichnet und gestochen), so finden sich doch dermalen durchaus keine englische Künstler in Rom.

Wenn der listige und habsüchtige Character derjenigen Classe von Menschen, mit welcher der in Italien eintretende Fremde

gewöhnlich das Meiste zu verkehren hat, besonders den einfachen Deutschen leicht verleiten könnte, voreilig über den Character eines der genialsten und tüchtigsten Völker Europa's abzuurtheilen: so pflegt dagegen die unendliche Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit der Römer, mit der sie allen Fremden zuvorkommen, diese eher zum entgegengesetzten Irrthum zu verführen. In öffentlichen und Privat-Logis findet man die ehrlichsten Wirthe von der Welt, und in letzteren pflegt man bald als ein Mitglied der Familie betrachtet zu werden, das sie wie ihren Augapfel pflegen und warten, und man rühmt uns einstimmig die sorgsame Pflege römischer Frauen, die sie bei etwanigen Krankheitszufällen den Fremden angedeihen liessen. Die Fremden überhaupt, und besonders die Deutschen, die in der letzten Zeit den filzigen Goddemmi *) den Rang völlig abgelaufen haben, gelten in Rom ohne Weiteres für einige Grade tüchtiger und besser, als die Eingebornen, weil sie in der That bisweilen zuverlässiger sind, und besonders weil sie alljährlich eine große Summe Geldes verzehren und eine Menge Leute in Thätigkeit setzen; deshalb erweiset man ihnen alle nur ersinnliche Höflichkeit. An jedem andern Orte würde es z. B. sehr viel schwieriger seyn, alle die unzähligen in Wein- und Obstgärten zerstreut liegenden Alterthümer und alle selbst in den Schlafzimmern der Vornehmen verborgenen Kunstschätze so nach Lust und Belieben zu sehen, wie hier in Rom; allein die Gefälligkeit der Römer bricht Schloß und Riegel. Ist vielleicht der Weinaarten verschlossen, so pocht man den Winzer oft ein paar hundert Schritte von seiner Arbeit herbei, und doch öffnet er für einige Kreuzer mit der größten Bereitwilligkeit, ermuntert den Fremden aufs freundlichste, zu thun was ihm beliebe, und zwischen Blumen und Kräutern, Apfelsinen- und Citronenbäumen und Weinreben steigt man einsam und ungestört umher, ohne daß auch nur eine Bitte oder Erinnerung, der Früchte zu schonen, an dich ergienge. Ja im Gegentheil sie freuen sich, wenn man alle Wunderwerke ihrer Gärten genau untersucht; so rief uns in dem schönen Garten der Passionisten, der H. H. Paulus und Johannes, ein Tagelöhner, der bei seinem Graben unsere antiquarischen Bestrebungen bemerkt hatte, voll Herzlichkeit zu: „Ihr seyd Seelen Gottes, denn ihr seyd jovial und habt eine edle Klugheit." Und als wir vor dem Thore des H. Paulus, eine halbe Stunde von der Stadt, die Kirche der Madonna delle Palme nicht finden könnend, einen Abbate um Nachweisung ansprachen, so erkundigte sich dieser nach unserer Wohnung, um, wenn er Erkundigung über die Kirche, die er selbst nicht kannte, eingezogen haben würde, uns Nachricht zu geben. Ein andermal suchten wir eine Straße, und als ein am Aufgange eines Hauses stehender Mann unsere Verlegenheit merkte, winkte er uns gleich stehen zu bleiben, und rief: „jetzt komme ich, euch zurecht zu weisen, denn ich will euch wohlthun", und so zog er mit uns in den Straßen umher. Die Familie, bei der wir wohn-

*) So nennen die Italiäner häufig die Engländer von dem oft gebrauchten Fluch: „God damme." Man sagt z. B. sie hat einen Goddemmi geheirathet.

ten, war ein Muster häuslicher Tugend; unsern kleinsten Wünschen kam man zuvor, sorgte aufs vortheilhafteste für uns, und unser Wirth konnte es eine ganze Woche nicht vergessen, daß er, von äußerem Ansehen betrogen, uns candelo perhdo, wie er sich ausdrückte, gekauft hatte.

Die Römer haben im Allgemeinen bei aller Freundlichkeit mehr, als die übrigen Italiäner, Hang zum Ernst und Sinn fürs Schickliche: nur daß freilich ihre Ansichten bedeutend von den unsrigen abweichen. Als wir einstmals des Sonntags am Colisseo auch strichen, sahen wir einen zierlichen, römischen Stutzer, mit einer fein gekleideten Dame auf der Via sotta lustwandeln; da jedoch dem jungen Mann ein natürliches Bedürfniß ankam, zog er ohne Weiteres die Hosen ab, und entledigte sich desselben, während die Schöne mit der größten Kaltblütigkeit stehen blieb und ihm so gleichgültig zusahe, als ob er sich einen Schubriemen schnallte. Unsere Wirthin erlaubte uns nicht, die Hand ihrer zwölfjährigen Tochter nach deutscher Sitte zu drücken, während sie selbst ihr jüngstes Kind ohne Bedenken in unserer Gegenwart säuate; ja eine sehr vornehme Dame that dies sogar während des Corsofahrens auf offenem Wagen, vielleicht aus Eitelkeit, denn sie war wunderschön, und wenn der kleine Säugling an ihrer Brust lag, glich sie beinahe einer Madonna. In den belletristischen Zirkeln hörten wir oftmals die ärgsten Zweideutigkeiten in unserm Erstaunen in eleganten Gedichten ohne Weiteres vortragen; und wir glaubten einstmals in die Erde sinken zu müssen, als uns die Frau vom Hause, eine der ehrbarsten und gebildetsten Damen, die wir jemals haben kennen lernen, den Unterschied gewisser verfänglicher Worte der italiänischen Sprache, während alle übrige Herren und Damen zuhörten, sehr umständlich und ernst auseinandersetzte. Dies alles thun die Italiäner, ohne Arges dabei zu denken, und man hört dagegen bei ihnen niemals, wie so häufig bei deutschen Männergesellschaften, rohe Zotenreißereien.

Eben so halten die Römer, und eigentlich alle Italiäner, die Trunkenheit für das allerbestialischste Laster, und sie haben eigentlich deshalb nicht ganz Unrecht, weil sie selbst zu Bestien werden, wenn sie trunken sind, und weil sie, so wie alle, die in Weinländern leben, keine Idee von der edlen Kraft des Weins haben, schon darum, weil sie immer nur schlechten Wein trinken. Da die Römer nun beinahe niemals einen Trunkenen sehen, außer die im Dienste Sr. Heiligkeit stehenden Schweizer, so müssen diese das Stichblatt der römischen Anekdotenkrämereien und ihrer Witzeleien abgeben, denn bekanntlich ist die Satyre überhaupt ein alter, eigenthümlicher Zug im Character der Römer.

Vielleicht gäbe es auch nicht so viele Bettler, wenn sie sich mehr aufs Stehlen legten. Allein es ist eine bekannte Sache, daß Italien, wenn auch das Land der Räuber, doch nicht durchaus das Land der Spitzbuben ist. Man hört sehr selten etwas von Einbrüchen, obschon die Thürschlösser fast durchgängig im elendesten Zustande sind. Freilich giebt es eine Art des Gewinns unter diesem Volke, der sich nicht besonders mit der strengsten Moral verträgt,

sie nennen es buskiren oder belauern, d. h. sie raffiniren so unermüdlich auf jeden unbedeutenden Vortheil, daß sie um desselben willen kleine Unwahrheiten, Verdrehungen und dergleichen etwas anbrüchige Mittel sich nicht übel nehmen. Oft ist diese heißhungrige Geldgier mit vieler Ehrlichkeit höchst sonderbar gemischt. Einer unserer Bekannten kauft für einen Bajok Kastanien, und giebt statt der Kupfermünze einen etwas schwarzen, an Größe ungefähr gleichen spanischen Thaler. Den andern Tag, als er vor dem Kastanienbrater vorbeigeht, ruft dieser ihn an, giebt ihm den Thaler zurück, verlangt aber, obgleich der überraschte Käufer drei Paul zur Belohnung der Ehrlichkeit giebt, dennoch den Bajok für die Kastanien; das ist echt italiänisch, Ehrlichkeit und Habsucht, List und Einfachheit zu verbinden; wie sich denn überhaupt in dieser Nation, mehr als bei andern, die schroffsten Gegensätze vereiniget finden.

Selten hält sich wohl jemand etwas länger in Rom auf, ohne Hinrichtungen mit anzusehen; auch wir sahen deren einige. Vier Straßenräuber wurden gehangen, und obgleich man sie augenblicklich vom Leben zum Tode brachte, so hatte doch die Execution ein gräßliches Ansehen. Bei dem Obelisk auf dem Platze del Populo war ein höchst einfacher Galgen errichtet, d. h. ein Querbalken ruhte wagerecht auf zwei senkrecht eingerammten Pfählen, und an jenen waren zwei Leitern gelehnt. Auf dem Platz und dem Corso liefen violet und weiß verhüllte Männer, wie Gespenster, herum; vor dem Gesichte trugen sie weiß leinene Masken, in die Löcher zum Sehen und Athmen geschnitten waren; ein großer, runder Hut hing ihnen am Nacken. Sie eilten emsig, mit Büchsen klappernd, hin und her, und riefen die Zuschauer an: „gebt den Armen ein Almosen, die heute durch die Hände der Gerechtigkeit sterben." Diese Leute gehören zu der edlen Brüderschaft, die sich blos damit beschäftigt, sich der Delinquenten und ihrer Familien anzunehmen; diese können nach Gefallen das Gesammelte bestimmen, es entweder zu Seelenmessen oder ihren Rückgebliebenen vermachen. Gebunden trat einer nach dem andern heraus, während ein Kapuziner ihm heftig vorbetete, ihn das Kreuz küssen ließ und ihm Vergebung der Sünden versprach. Dann zerrt ihn der Henker an den Kleidern rückwärts auf die eine Leiter hinauf; auf die andere steigt der betende Priester. Schnell ist die Schlinge am Halse, der arme Sünder von der Leiter gestoßen, und in demselben Augenblick springt der Henker, gleich als ob er der Teufel wäre und den Unglücklichen eiligst in Besitz nehmen wollte, ihm auf den Hals, und tritt ihm das Genick entzwei. So wohlthätig dies auch für den Delinquenten ist, so abscheulich sieht es doch aus. Der gute Pater schreit ihm indeß so lange in die Ohren, als er noch glaubt daß der Verurtheilte einen Sinn habe; dann läßt sich der Henker am Leichnam herab, küßt ihn und bittet ihn um Verzeihung. Es ist sehr oft der Fall, daß ein verstockter Sünder nicht beichten will, und dann darf das Urtheil nicht vor drei und zwanzig Uhr, d. h. eine Stunde vor Sonnenuntergang, vollstreckt werden. Auch einer von den Vieren, so wie denken sahen, riß sich los und wollte nicht beichten; endlich aber flehte er das Volk an, für ihn zu beten; sogleich fiel eine große Anzahl barmherziger Seelen auf die Knie, und der arme Teufel stürzte

von der Leiter ab. Bei dem Galgen liegen Sandhaufen, das etwanige Blut einzusaugen. Auf denselben schneidet man nämlich dem Leichnam Arm und Beine ab, die Sbirren stecken diese in einen Sack, und eilig traben sie mit ihrer Beute davon, hängen sie theils in dem Geburtsorte des Delinquenten, theils an verschiedenen Stellen der Landstraßen auf. Trotz dieses abschreckenden Anblicks der Hinrichtung stahl man uns während derselben das Schnupftuch aus der Tasche. Den andern Tag wurde ein Bericht über die Verurtheilten verkauft, und die Verkäufer schrien dabei: „Kommt her, ihr Herren, sehet und leset die gräulichen Missethaten, die die Erhenkten verübt haben. und — was hatten sie gethan? maskirt und bewaffnet den Courier, d. h. den Führer des Felleisens, angefallen und ihm einige spanische Thaler nebst ein Paar gebackenen Fischen gestohlen. Doch hilft alle diese Strenge nichts, und als im Sommer dieses Jahres die Räubereien schrecklich zunahmen, so errichtete der Papst eine Art Gensd'armerie, denn die gewöhnlichen Sbirren sind selbst nicht viel besser wie Räuber, welche das Recht haben sollten, jeden Verdächtigen, der ihnen aufstieße, ohne weiteres vor den Kopf zu schießen. Man kann leicht denken, zu welchem Mißbrauch diese harte Maaßregel, bei der heftigen, rachsüchtigen Gemüthsart der Italiäner, Anlaß geben kann. Uebrigens haben wir während der drei Monate unsers Aufenthalts in Rom niemals etwas von Raub oder Mord in der Stadt selbst gehört.

Den Palmsonntag stiegen wir bei guter Zeit den Quirinal oder Monte-Cavallo, um in der Kapelle des Papstes die Palmenaustheilung zu sehen. Hier war schon alles in der größten Bewegung. Die Wagen voll Cardinäle und Prälaten, durch rothe und violette Livreen regiert und mit 5 bis 6 Bedienten besetzt, rasselten in den Palast hinein, und jedesmal mußten die päpstlichen Soldaten, die gerade über vom Palast Rospigliosi auf Monte-Cavallo ihre Hauptwache haben, das Gewehr präsentiren, wenn ein Cardinal vorbeifuhr. Wir traten hierauf in die päpstliche Capelle ein, die recht schön und einfach verziert, aber durch eine Barriere, an welcher die Schweizer Wache hielten, in zwei Theile getheilt war, so daß in das innere Heiligthum, wo der Papst saß, nur einem Frack ohne Hut, Handschuhe und Stock zu dringen vergönnt wurde. Die Schweizer sind bekanntlich fast bärenmäßig grob, haben mit Niemandem Mitleid und Nachsicht. Sie schoben, zu unserm Erstaunen, die geleckten und knappen Abbati und Weltgeistlichen wie Federbälle hin und her, wiesen die Weiber ziemlich rauh auf besondere Bänke, und litten beinahe nicht, daß man ihnen auf einen Pistolenschuß nahe kam. Zwei junge Engländerinnen, die mit ihren Strohhüten und Spencern wie Marketenderinnen in die Kapelle eintreten wurden, zu ihrem größten Verdruß, von ihren Begleitern getrennt, und sobald sich diese ihnen zu nähern suchten, packten sie die tölpischen Schweizer ziemlich handfest an, und warfen die Beefsteak's *)

*) Die satyrischen Römer nennen die Engländer, theils wegen ihrer Zähigkeit, theils weil sie das Gericht immer fordern, Beefsteak's, und ihre Weiber patatte, d. h. Kartoffeln.

SOCIETÄT

bei Seite. Eben so übel spielten sie einem eisgrauen Kapuziner mit; der arme Mann hatte gewiß treulich unter den Fahnen Sr. Heiligkeit gedient, und jetzt verstattete man ihm nicht einmal, den heiligen Vater, wornach er sich sichtbar sehnte, näher in Augenschein zu nehmen, vielleicht das letztemal in seinem Leben. Im Innern der Kapelle war ein Thron aufgerichtet; auf demselben saß der Papst mit einer silbernen Mütze; rechts und links von ihm in einer langen Zeile die Cardinäle, Ordensgenerale und Patriarchen; den Thron umringten dienende Prälaten, und die päpstliche Kapelle tönte schon heute, nicht mit Menschen-, sondern mit Engelszungen. Hierauf kamen alle Geistliche der Reihe nach, sogar endlich die Sänger, knieten vor Sr. Heiligkeit nieder, und empfingen aus der Hand des Diakonus die auf hohe Stäbe gebundenen Palmen. So ausgerüstet reiheten sie sich in einen Processionsaufzug; der Papst wurde auf einem runden Lehnstuhl, hochsitzend, von einem Thronhimmel bedeckt, mit herumgetragen, welches jedoch ziemlich gefährlich aussah.

Am Mittwoch vor grünem Donnerstag waren wir eben wieder ein wenig in die Stanzen des Rafael eingetreten, als der Papst, um die Functionen der drei Tage zu verrichten, in den Vatican feierlich eingezogen kam, während alles, Offiziere und Bediente, vor ihm der auf den Knieen lag, stieg er aus und nahm für so kurze Zeit Besitz von dieser ungeheuren Residenz. Die Römer haben wirklich Recht, wenn sie behaupten, daß man in der Charwoche kaum Zeit habe, an Essen und Trinken zu denken; auch war der St Petersplatz, die Kirche selbst und der Vatikan nie leer in diesen Tagen. Gegen 4 Uhr Nachmittags begaben wir uns in die Sixtina, eine sehr einfache Hauskapelle des Papstes im Vatican, und saßen dem jüngsten Gericht von Michel Angelo, das die untergehende Sonne eben beleuchtete, gegenüber, in gespannter Erwartung des durch ganz Europa berühmten Gesanges, der oft schon die Sirenenkraft gehabt haben soll, Ketzer in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Der für die Frauen bestimmte Platz füllte sich mit schwarz gekleideten Damen; überhaupt muß man sich, um überall Zugang zu finden, ziemlich fein anthun. Endlich kamen die Kardinäle in ihren „abiti paonazzi," d. h. violetten Kleidern mit ungeheuren Schleppen, einhergezogen, und während sie schnell vorwärts eilten, hatte der Caudatarius oder Schleppenträger alle Hände voll zu thun, um den zusammengerollten Schweif hinterher zu entwickeln. Alle Sitze füllten sich endlich mit diesen und andern vornehmen Geistlichen wie am Palmsonntage; die Kerzen wurden angezündet, alles schien in feierlicher Stille den Papst zu erwarten; allein der prächtige, für Se. Heiligkeit zubereitete Thron blieb leer. Endlich wurde das Signal zum Anfang gegeben; die Psalmen begannen. Man singt deren etwa 13 nach der Weise des Gregorianischen Gesanges, welchen die Italiäner „Canto fermo" nennen, ab, und löscht bei jedem eins der dreizehn pyramidalisch aufgestellten Lichter aus, wie auch in den katholischen Kirchen in Deutschland wohl geschieht. Aber, o höre, nun beginnen die Klagelieder des Propheten. Einige Engel, denn man sieht nicht *), woher die

*) Die Sänger sind fast ganz von dem Geländer des Chores verdeckt.

Digitized by Google

Stimmen hallen, klagen über den Tod des göttlichen Sohnes in so wehmuthsvollen Tönen, daß selbst ein eisernes Gemüth in Bangigkeit und Ahnung zerfließen würde. Oft tönt eine Stimme erschütternd in Nachtigallmelodien und man hört die Mutter Gottes unter dem Kreuze um ihr Kind jammern. Siehe, die Lichter verlöschen, nur eins, die wachsame Mutterliebe der Madonna, brennt noch, man intonirt zum Miserere, die himmlischen Sänger einigen ihre Stimmen; endlich erlöscht auch die letzte Kerze, und alles liegt in Dämmer versenkt, nur die Gestalten der Ferdinale und weißen Prälaten, unbeweglich, wie Bildsäulen sitzend, leuchten durch das Dunkel; alle Sinne vergehen, nur Töne kann unsere Seele auffassen. In diesem Augenblicke erhebt, rein wie Metallglocken, das Chor der unsichtbaren Sänger kraftvoll und durchdringend seine Stimme: „Herr, erbarme dich unser." Ach welch banges Sehnen bestürmt unser Herz! Wir wollen zu den Füßen des Heilandes fallen und sie mit tausend Thränen heißer Liebe benetzen! Wie wahr hat der geredet, welcher zum Heil seiner Seele nichts sehnlicher wünschte, als daß in der Stunde des Todes diese süßen Töne ihn umklingen möchten; denn wahrlich unsere Seele quillt in ihnen zum Himmel. Aber schon haben sie verhallt in den Wänden, die Michel Angelo's Riesengeist überrüchte. Wir ziehen durch die Hellebarden und langen Schwerdter der alterthümlichen Schweizer in den schimmernden Saal vor der Sixtina. Verschleierte Römerinnen wallen über die von Fackeln beleuchtete Königstreppe hinab, die in unendlicher Ferne sich in den Säulengängen des S. Peter verliert. Welch ein Nachtgemählde! Kräftige Schatten, hohe Gewölbe, stolze Säulen, weite Fernen und magische Schönheit überall.

Noch früh am Tage zogen wir, von einer Menge müßiger Zuschauer, denn es war überdies gerade Ostertag, umringt, in Civita Vecchia ein. Obgleich die Stadt sehr klein ist, so zeigte die größere Lebendigkeit doch bald, daß wir in einem Hafen angekommen waren: das Schiffsvolk zog im höchsten Staate, die Genueser nach alter Sitte, mit rothen Mützen kecklich in der Stadt umher. Unser erster Gang war natürlich in den Hafen; eine englische Brigg hatte die Abfahrtsflagge aufgesteckt, man sagte uns, sie gehe mit dem ersten Winde nach Palermo. Erwünschter konnte uns keine Nachricht zu Ohren klingen: wir ließen uns am Bord übersetzen, und bald hatte unser ehrlicher Engländer mit seinem hölzernen Landsmann, dem Schiffskapitain, den Kontract für uns alle geschlossen; schon den folgenden Tag sollten wir unter Segel gehen. Wer war glücklicher als wir. Wir hatten sichere Flagge (bandiera franca), d. h. als Engländer nichts von Seeräubern zu befürchten, und konnten wenn wir guten Wind hatten, in drei bis vier Tagen in Palermo seyn.

Wir eilten, unsere Geschäfte zu besorgen und die Päße bei dem strengen Monsignor unterzeichnen zu lassen; denn da Civita Vecchia fest ist, und Befehl erhalten hat, sich gegen die Neapolitaner zu vertheidigen, so hatte man hierher und in die Engelsburg alle päpst-

Digitized by Google

liche Truppen geworfen, und deßhalb war es, um des Proviants willen, keinem Fremden erlaubt, länger als eine Nacht in der Stadt zu bleiben; wir würden also in die größte Verlegenheit gerathen seyn, hätte der Engländer nicht gerade segelfertig vor Anker gelegen.

In dem Hafen hatte, wie immer, alles ein lustigeres, freieres Ansehen; schöne Weiber die Menge mit römischen Gesichtern, weißen Schleiern und schlankem Wuchs; das Meer war wie ein Spiegel, und der Mond schwebte in dunkler Bläue darüber, und wir morgen nach Sicilien; wir rochen schon sicilianische Orangeblüthen, und schmeckten schon Palermitanische Apfelsinen. In einem Caffe fanden wir des Abends nebst vielen andern Seeleuten auch unsern ungeschlachten Kapitain, Thomas Bottley genannt, ein Kerl, der auf keine Weise Raison annahm, und wir tranken selig vergnügt mit ihm auf eine gute Fahrt, ans Rückkehren dachten wir nicht, und nur eine Idee erfüllte uns, morgen segeln wir nach der trinakrischen Insel zu den Hirten des Theocrit und Homers übermüthigen Cyclopen, den ungesetzlichen Frevlern.

Kaum hatten wir des andern Tags die Augen aufgeschlagen, als jemand an unsere Thür pochte und sie auftiß. Siehe, unser Hauptmann stand vor derselben mit drei rheinländische Schuhe auseinandergespreizten Beinen, denn er nahm auch auf dem Lande nie eine andere Stellung als auf dem Verdeck an, und ohne zu grüßen oder den Hut abzunehmen, oder einzutreten, rief er uns zu: „Gentlemen, bereitet euch zur Abfahrt, der Wind ist sehr gut für Palermo.“ Ein Jubelgeschrei beantwortete diese frohe Nachricht, und da wir um 12 Uhr am Bord seyn sollten, so eilten wir, unsere Pässe beim sicilianischen Consul zu berichtigen. Dieser unsinnige Thor, der eine zwar dicke, aber sehr schöne Palermitanerin zur Frau hatte, setzte uns in einige Verlegenheit, da er unsere Pässe nicht unterzeichnen wollte, weil eine Müratsche Behörde sich schon auf denselben in Ancona und Rom verewigt hätte; dem gemäß nahmen wir unsere Zuflucht zum österreichischen Consul, an dessen Hause die Wogen prächtig und gewaltig andonnerten. Da er unterzeichnete, so bekümmerten wir uns weiter nicht um den sicilianischen Pedanten.

Hiernächst verproviantirten wir uns aufs lustigste mit Zwieback, Schinken, Wein, Rum und dergleichen, wobei unser seefahrener kleiner Britte die Hauptrolle spielte, und uns alle Augenblicke tadelnd über das Maul fuhr: „Ihr versteht euch nicht wohl auf ein Schiff.“ Alles war bereit, da trat die um Mittagszeit gewöhnliche Windstille ein. Wir lagen, ärgerlich über diese Verzögerung, auf dem Caffee, und durften uns doch nicht aus der Stelle rühren, weil der Landwind jeden Augenblick wehen konnte.

Endlich gegen Untergang der Sonne lichtete unsere Marry Pool, so hieß die Brigg, ihre Anker; wir standen auf dem Molo, und sahen dem rosenfarbenen Sonnenuntergange und dem Spiele des müdelos eilenden Lasurwogen zu, bis das Boot uns abholte. Die Nacht war wunderschön gestirnt, die Wellen gingen hoch, der Wind blies frisch in die Seegel, und unsere Brigg lief pfeilschnell auf den nassen Straßen; sie schien gleichsam von den hohen Spitzen

Digitized by Google

der Wogen wie von kleinen Hügeln herabzufallen, welches uns zwar anfangs ziemlich gefiel, indeß auch viel dazu beitrug, daß wir in kurzer Zeit, zur Freude und zum Gelächter der ganzen Equipage, elendiglich auf dem Verdeck umher lagen, und der eine den Kopf über Bord, der andere zum Kanonenloch hinaus steckte, um Neptun sein Opfer darzubringen. Unser kleiner Engländer blieb auch nicht ganz verschont, da er jedoch schon früher drei Monat am Bord gewesen war, erhielt er sich wenigstens auf den Beinen, und obgleich wir aufs jämmerlichste am Boden lagen, so sahen wir doch mit großem Interesse die Kaltblütigkeit, mit der er, an den Bord gelehnt, sich umkehrte und dem Meere auch seinen Tribut zollte; dabei gab er uns einige Dutzend Regeln, wie wir uns auf dem Schiffe zu verhalten hätten, und jede fing mit den Worten an: „Am Bord eines Schiffes." Der Herr Capitain fing überdies auch an, einige solide Scherze über unsern kläglichen Zustand zu machen, ob wir nicht Verlangen nach „fine Girls" trügen, und dergleichen. So ärgerlich flau uns auch war, so hoben wir doch unser mattes Haupt ein wenig empor, um die goldene Kugel des Mondes aus dem Meere auftauchen zu sehen. Wir wurden mehrmal angerufen, wenn wir die Forts passirten, welche auf den Spitzen der Vorgebirge gegen die Barbareskken angelegt sind; unser Hauptmann antwortete durch das Sprachrohr, wir sahen auch die Feuersignale an den Küsten der Romagna hinlaufen. Endlich nöthigte uns die im Mittelmeer ungesunde Nachtluft in die stinkende Kajüte hinabzustolpern, wo wir Unglückliche von der ganzen Welt nichts mehr hörten, als das Rufen der Matrosen beim Bedienen der Segel und das Schlottern des Seewassers am Bauch des Schiffes, welches bei revolutionair gestimmtem Magen wie ein Brechmittel auf die Phantasie wirkt. Um Mitternacht waren wir in der Gegend von S. Marinella angekommen; unsere Brigg legte vor Anker, um Kohlen zu laden, und wir schliefen die Nacht ziemlich ruhig, nachdem uns ein Weg von etwa vier deutschen Meilen zur See abscheulich schlecht bekommen war, ohne daß wir uns noch unserm Ziel um einen Fuß breit genähert hätten.

Des andern Tages gegen Mittag kehrten wir zu unserer Brigg zurück, indem wir auf eine höfliche Weise von zwei Reitern eskortirt wurden, denen unser Abweichen von der Landstraße (wir zogen nämlich um der Kühlung willen am Meere hin) verdächtig vorkam. Leider ging das Laden so langsam von Statten, daß an die Abfahrt noch nicht zu denken war. Wir frühstückten am Bord, und begaben uns dann in das nahe gelegene S. Severa. Gegen Abend hieß es auf einmal, unsere Marry-Pool lichte die Anker; wir eilten dem gemäß am Bord, mußten aber zu unserm unbeschreiblichen Verdruß erfahren, daß immer noch nicht geladen sey; da es übrigens nicht rathsam war, noch einmal nach S. Severa zu rückzugehen, so herbergten wir unmittelbar am Strande bei einem jungen Köhler, der uns mit der uneigennützigsten Freundlichkeit aufnahm. Er erzählte uns, daß ihn im letzten Feldzuge die Preußen gefangen genommen und sehr gut behandelt hätten; deshalb war er noch bereitwilliger, sein

Möglichstes zu thun, da er vernahm, daß ein Paar von uns Preußen seyen. Er machte aus einem Brett ein braves Tischchen vor einem Kamin, bat uns an einem kleinen Spieß Stückchen Schinken, und gab uns Wein, so gut er ihn hatte. Um uns herum standen die armen Köhler mit rußigen Gesichtern und großen, weißen Augen, Teufeln nicht unähnlich, dabei schienen sie die gutmüthigsten Leute von der Welt; sie hatten den ganzen Tag gearbeitet und halb nackend im Wasser gebadet, um die Kohlen zu laden, und jetzt verzehrten sie nach dieser harten Anstrengung ein elendes Abendessen, einige Zwiebeln mit trocknem Brod. Das Ganze sah einer Zigeuner- oder Räubergenossenschaft nicht unähnlich. Des Nachts lagerten wir auf einigen stinkenden Matratzen am Boden, um uns her schnarchten die Köhler, als ob sie gewürgt würden; dies Unmach aber war für uns als eine Kleinigkeit zu achten gegen die gräßliche Pein, welche die Flöhe uns verursachten, denn gleichsam heerdenweise fielen sie unsere Leichname an. Der Engländer seufzte und schnalzte aus Verdruß mit den Lippen, die Deutschen fluchten oder bissen die Zähne zusammen. Die Italiäner schliefen süß und ruhig. Wir fanden die Prophezeiung unsers italiänischen Kalenders für dies Jahr: „tremoto e gran pulci," d. h. Erdbeben und viel Flöhe, schrecklich erfüllt. In der That, wer nicht in Italien gewesen ist, kann kaum eine anschauliche Idee von der unaussprechlichen Unverschämtheit dieser kleinen Thiere haben. In Kaffeehäusern, Theatern, Tanzsälen und auf dem Estrichboden der Zimmer wimmelt es von Tausenden solcher Insekten; da sie sehr hungrig sind, so springen sie mit großer Begierde auf den Leib hinauf, und plagen einen aufs jämmerlichste; daher muß man sich Abends beim Auskleiden sorgfältig hüten, den Boden zu berühren, und zuletzt mit einem entschlossenen Sprunge ins Bette schwingen, oder, wie fast alle Italiäner, sich nackt ins Bette legen.

Endlich schien beim Mondwechsel eine große Veränderung des Wetters sich vorzubereiten; die Wellen gingen, trotz der völligen Windstille, ungeheuer hoch, und unsere Brigg schien alle Augenblicke von einem Berge herabzufallen; umwölkter Horizont und das ängstliche Flattern der Seevögel schien einen Sturm zu prophezeien, auch zog, zum Hohngelächter der Engländer, eine sicilianische Schebecke, die immer in unserer Nähe geblieben war, alle Segel ein; unser Hauptmann ließ nur die obersten streichen: die Matrosen hingen mit außerordentlicher Kühnheit in den Tauen, und trafen alle Vorkehrungen für die Nacht, und siehe, zu unserm Aerger nahm dies alles den lächerlichsten Ausgang, denn die Windstille blieb wie vorhin. Diesen Abend brachte unser brittische Reisegefährte allein mit dem Schiffshauptmann bei einem Glase Portwein in der Cajüte zu; denn die Engländer haben die Sitte, jeden Sonnabend Abends, wenn sie sich auf dem Meere befinden, ihrer entfernten Lieben und Freunde zu gedenken. Sehr tief gefühlt ist diese Gewohnheit, denn nie treten die Bilder der theuren Zurückgebliebenen lebendiger vor unsere Seele, als wenn wir einsam auf den öden Fluthen schwimmen und die stille Nacht unser Herz aufschließt.

Digitized by Google

Sonntag den 9ten April feierte unser Hauptmann seinen Geburtstag, und bewirthete deshalb die ganze Equipage mit einer Schildkrötensuppe, welche ohne Zweifel eine der trefflichsten Flüssigkeiten auf Erden ist, und wohl im Stande wäre, einem Schwindsüchtigen alsbald Löwenmark in die Knochen zu gießen. Dazu kam die frohe Versicherung des Sertanten, daß wir in der Breite der Insel Ustica seyn müßten; guter Portwein ließ uns den heillosen Verdruß vergessen, und wir feierten, unserer Entfernten liebend gedenkend, das vergnügteste Mahl, das vielleicht eben auf dem Mittelmeere gehalten wurde, als mit einemmale der, Nieren und Herzen durchdringende, Ruf: Land! Land! erscholl. Alles, was Beine hatte, eilte hinauf, um den süßen Anblick zu genießen; indeß was dem Auge der Matrosen kennbar gewesen war, verschwand unserm blöden Gesicht. Ein Seemann wurde mit dem Fernrohr auf die Spitze des Mastes geschickt, die Seekarte befragt, und es ergab sich, daß wir uns zwischen der Insel Ustica und dem Vorgebirge von Trapani, dem alten Lilybäum, also viel zu weit westlich von Palermo, befänden. Indessen ein kräftiger Maerstrale (Nord-West) half diesen Fehler eifrig verbessern, und wir flogen gleichsam auf Cap San Vito zu. Diese Nacht schien unsre schnelle Briga ein völliges Feuermeer zu durchrennen, besonders am Vordertheil schlugen die grün und blauflammenden Wogen wie entzündeter Weingeist wild durcheinander, Feuerfunken nach allen Seiten hinsprühend, und brennende Balken flogen ungestüm unter dem Bauch des Schiffes hin. Bisweilen, wenn es eine hohe Welle zerschlug, glaubte man einen brennenden Katarakt zu sehen. Weder vorher noch nachher haben wir das Meer so heftig leuchten gesehen. Ort und Zeit wirken hierauf außerordentlich ein.

Den folgenden Morgen sahen wir mit freudig hüpfendem Herzen die gigantischen Bergufer der Cyclopeninsel in ihren phantastischen Formen vor uns. Kaum kann der große Columbus die Insel Guanahani mit solcher Wonne begrüßt haben, wie wir das alte Trinakrien. Endlich erblickten wir nach neun langen Tagen Häuser, grüne Matten, Saatfelder, weidende Rinder, die wir für die im Homer erwähnten des Sonnengottes hielten, und zuletzt sogar einzelne Sicules, die einsam an den Felsenabhängen herum schlichen. Alles aber hatte ein so räthselhaftes, schweigendes Ansehen daß wir die magische Insel der Alcina zu sehen glaubten. Bald liefen wir um den ungeheuren Felsenklumpen, den ausgezackten Monte Pellegrino, herum, von dem unsere Ankunft nach Palermo hinein signalisirt wurde, die Segel wurden gestrichen, die Flagge gebißt, wir gingen im Hafen von Palermo vor Anker.

Wahrlich, Palermo ist ein Paradies! Zwei gigantische Felsenwälle in seltsam ausgezackten Formen, wie gothische Bauart, umarmen, weit hinein gegen Norden ins Meer dringend, das schönste Wasserbecken der Welt, auf dem bald stolze Dreimaster in ernster Ruhe unbeweglich liegen, bald zahllose Böte in geschäftiger Eile umherhüpfen. Südwärts umbordet die mächtige Stadt den Hafen, und breitet sich in der üppigen Ebene gegen die schön geform-

ten Hügel aus, welche die Stadt im Rücken theatralisch umgeben, und deren grünende Matten mit Orangenhainen, Cypressenwäldchen und glänzenden Schlössern besäet, hoch über die platten Dächer der Palermitanischen Paläste schauen. Zur Seite erhebt der ungeheure Granitblock, Monte Pellegrino, sein graues Haupt, fast kein Grashalm bekleidet ihn; alles aber bedeckt der mildeste Himmel mit Gold, Azur, Violen und Rosen.

Etwa 6 oder 7 Meilen von Palermo liegt ein kleiner Ort, Bagaria genannt, bei welchem die Fürsten von Butera, Valguarnera, Palagonia, und wie die Sterne des sicilianischen Adels alle heißen, ihre Landsitze haben. Freilich ist schon der Weg nach diesem himmlischen Oertchen außerordentlich schön. Wir flogen am Rande des Meeres zwischen Mandelbäumen, duftenden Orangen und zahllosen Aloestauden, welche hier die Saatfelder einfriedigen müssen, über grüne Auen mit Blitzesschnelle nach dem Oertchen, und der gefällige Vetturin zeigte uns in geschäftiger Eile drei bis vier Villen, deren aber keine einzige weder durch innere oder äußere Pracht, noch geschmackvolle Anordnung sich im Geringsten auszeichnete. Die Die Vegetation der Gärten war über alle Vorstellung üppig, aber ihre Anlagen elend und steif, und man wird überhaupt in ganz Italien auch nicht einen vernünftigen Garten finden. Im Palast des Fürsten von Butera, ersten Pair des Reichs, dessen unermeßlich reiche Erbin die Beute eines armen hannöverschen Lieutenants von der deutschen Legion geworden, sahen uns ein kleines blondes Mägdchen mit Kornblumenaugen, so nahe an Afrika, die größte Merkwürdigkeit zu seyn. Wir glaubten damals, daß ein so schönes Gesicht, mit deutschem Schritt, in ganz Sicilien nicht gefunden würde, indessen haben wir hernach deren mehrere, besonders in Catanien, getroffen. Die Aussicht von der sogenannten Montagnuola bei dem Palast des Fürsten Valguarnera ist so italisch reich, üppig und umfassend, daß sich allein die Kraft des südlichen Lebens aufs stärkste zeigt.

Der jetzige Fürst von Palagonia hat die Ungeheuer, mit welchen der Wahnsinn seines Vaters sich umgeben hatte, größtentheils bei Seite schaffen lassen; dessenungeachtet glaubt man noch immer im Hause eines Narren zu seyn. Von außen bestürmen und plagen sinnlose Gestalten, von innen Fratzen, die sich an den glasbekleideten Wänden abspiegeln, unsere Phantasie; besonders war der eine Gesellschaftssaal mit lauter Zerrspiegeln bekleidet, so daß er bei bedeutender Societät mit Zwergen, Mißgeburten, Cretinen, Mondkälbern, Alraunen und Teufeln bevölkert zu seyn scheinen muß: und es ist zu verwundern, daß der Herr Fürst und sein Hausgesinde nicht alle mit einander verrückt geworden sind; im Gegentheil es waren die kindlichsten, besten und gastfreiesten Leute von der Welt, wie überhaupt die Sicilianer. Ohne ein Trinkgeld anzunehmen, führten sie uns durch alle Säle, sogar ins Schlafzimmer, wo sich Se. Durchlaucht eben ankleiden ließen, ohne daß wir hölzerne Nordländer, weil der Prinz etwas unscheinlich aussahe, selbigen erkannt, und ihm die schuldigen Höflichkeitsbezeugungen angethan hätten.

Seine guten Diener glaubten durch nichts mehr auf uns wirken zu können, als durch eine erbärmliche Spielwuth, die sie für ein „stupendes Wunderding" erklärten, und Triumph leuchtete auf allen Gesichtern, während die Maschine pfiff. Dieses kindhafte Wesen ist ebenfalls ein Hauptzug im Character aller Sicilianer, welches man schon weniger in Neapel, in Norditalien aber beinahe gar nicht mehr antrifft.

Vielleicht giebt es aber in der Welt keinen so tragischen Ort als Syrakus, obwohl wir sonst hier die herrlichsten und unvergeßlichsten Tage auf der Insel verlebt haben, da man nirgends so wie hier die schrecklichsten Wechsel des Schicksals so unmittelbar vor Augen hat, und Volk und Stadt in unermeßlichen Trümmern uns umringen: der Weg unter den Ruinen von Acradina, Tycha, Neapolis und der Castellen der Epipolä beträgt beinahe eine ganze Tagereise; so weit das Auge reicht, sind wir von Oede, Trümmern und Vernichtung umgeben, nirgends erquickt ein heiterer Moment der Gegenwart unsere Seele.

Tags darauf begaben wir uns in die Kirche der heiligen Lucia, die in der That ein ziemlich seltsames Schauspiel darbot. Durch die weit geöffneten Thore strömte die Menge schreiend und lärmend aus und ein, ohne dem Hause Gottes auch nur die geringste Ehrerbietung zu beweisen. Im Hintergrunde desselben wurde unter Schlagen, Hämmern, Fluchen und Schelten die Heilige auf ein mit Tragbalken versehenes Gerüst gesetzt, um sie stott zu machen; Straßenbuben jagten sich dabei umher, oder lagen an den Altarstufen auf dem Bauche, reckten die Beine gen Himmel, und pfiffen sich lustige Weisen. Die Kirchendiener machten die Toilette der Heiligen, und umhiengen sie aufs zierlichste mit Schmuck und Kostbarkeiten, denn sie sollte einen Besuch bei ihrer Schwester im Dom machen, daselbst einige Wochen verweilen, und dann mit demselbem Pomp ihre Rückkehr antreten. Bei dem allen ging man sehr plump mit ihr um, und entblödete sich gar nicht, in ihrer Nähe Worte auszustoßen, welche den Wangen dieser heiligen Jungfrau, wenn sie nicht von Holz gewesen wären, sicher einige Röthe abgenöthigt hätten. Indeß aber versicherte uns ein gläubiger Syracusaner: „nichts sey ersprießlicher, als eine so vortreffliche Schutzpatronin zu besitzen; noch neulich habe sie, bei Gelegenheit einer Hungersnoth, vier Schiffe voll Getreide geschickt." Endlich hatte man die heilige Lucia stott gemacht, und unter dem Läuten aller Glocken, dem Donner der Böller und den zahllosen Eh viva's der Menge trat sie ihre Reise nach dem Dom an. Glückselig, wer die Schulter mit unter die Tragbalken des heiligen Bildes stellen konnte! Unter gleichem Lärmen und unerhörtem Scandal wurde die junge Heilige in der Domkirche abgesetzt, ganz wie wir es in Palermo, Castelvetrano und Girgenti auch gesehen hatten. Hierauf stellte sich einer auf den Giebel der Kirche und ließ eine Menge Tauben fliegen, womit der erste Act des Festes endigte. Wirklich die Italiäner glauben mit unendlicher Sorglosigkeit, sind niemals freigeistisch und frivol.

Digitized by Google

Nach kurzer Ruhe brachen wir bald zehn Uhr Nachts, in Begleitung eines reitenden Piloten, oder wie die Aetnabewohner es aussprechen, „Piedetto“, und eines zweiten Fußboten auf. Wir stolperten über den höchst beschwerlichen Weg durch die Waldregion (regione nemorosa) in dunkler Nacht mit unsern Maulthieren glücklich hindurch, oder eigentlich war es allein das Verdienst unserer geschickten Saumrosse, daß wir in diesen verworrenen Lavaklippen, durch die sich der engste Pfad hindurchwindet, den Hals nicht brachen. Endlich trat der Mond aus den Wolken, und sein blasses Licht zeigte uns in unabsehlicher Tiefe unter uns den blanken Spiegel des Meeres.

So gelangten wir in die Schneeregion (regione nevosa oder discoperta), als der Himmel sich plötzlich in schwarze Sturmwolken hüllte und die schneidende Luft uns ziemlich erstarren machte. Den Sonnenaufgang, um dessen willen wir so rüstig fortgeeilt waren, konnten wir nun nicht hoffen zu schauen, deshalb, und weil wir sehr von der Rauhigkeit des Wetters litten, beschlossen wir in der Lavahöhle, Grotta del Castelluccio genannt, einige Zeit auszuruhen. Nachdem wir hier ein munteres Frühstück mit Zänklappen eingenommen hatten, zogen wir, in der unermeßlichen Lavaasche watend, weiter, denn die Grotte Castelluccio liegt noch 2 Stunden unterhalb des Craters.

Endlich tauchte im Sturm die Sonne aus dem Meere auf, beleuchtete die entsetzliche Oede, die wir bisher noch gar nicht recht gesehen hatten, und ließ uns in ungeheurer Tiefe das Meer erblicken. Alle Vegetation, grüne Moosbüschel ausgenommen, hatte schon längst aufgehört; in Wolken und Dampf gehüllt zogen wir bald über weite Schneefelder, bald durch schwarze Aschenmeere dem Gipfel zu, ohne daß wir weiter als 50 Schritt um uns sehen konnten: und so waren wir etwa bis 1000 Schritt von Gemmellaro's Hause gekommen, als mit einemmal unser Brittischer Reisegefährte fürchterlich zu stöhnen anfing und ohnmächtig vom Maulthiere in die Arme des Piloten herabsank. Dies traurige Ereigniß auf der schwarzen Einöde und im Fluge der dampfenden Wolken setzte uns in nicht geringe Verlegenheit, und machte natürlich unserer Aetnareise für's Erste ein Ende. Was sollten wir mit unserm kranken Freunde beginnen? Unsern geringen Weinvorrath, mit dem wir ihn vielleicht erquicken konnten, hatten wir in der Lavahöhle del Castelluccio gelassen, und da die Hauptursache seines Uebelbefindens die dünne Luft und die außerordentliche Abwechselung der Temperatur von 27° Hitze bis zur Eiskälte war, es also widersinnig gewesen wäre, noch höher bis in das leere Haus des Gemmellaro zu steigen: so deckten wir ihn, nachdem er ein wenig zu sich gekommen war, mit allen Mänteln zu, denn er vergoß kalten Schweiß am ganzen Leibe, und trugen ihn, da er nicht im Stande war auf dem Maulthiere zu sitzen, nach der Grotte del Castelluccio herab. Hier ward er aufs neue und so anhaltend ohnmächtig, daß wir beinahe glaubten, er schiede aus dem Leben. Doch eine Stunde Schlaf und die wärmere, dichtere Luft stärkte ihn so, daß er mit uns nach Nicolosi herabzureiten vermochte. Die liebliche Gegend in dem ziemlich dünnen Eichenwalde, der freilich in unserm Deutschlande

nicht in Betracht käme, beleuchtet vom schönsten Blau des Himmels, und die Aussicht aufs ferne Meer ließen uns sehr betrauern, was wir Herrliches verloren hatten

Nachmittags um 2 Uhr etwa langten wir in Nicolosi an, erfrischten uns erst mit guter Speise und Trank unsers catanesischen Wirthes, hernach durch den erquickendsten Schlaf, und als wir gegen 9 Uhr Abends erwachten, stand das Himmelsgewölbe in prachtvoller Klarheit über uns. Alsbald war unser Entschluß gefaßt, die Maulthiere wurden gesattelt, wir übergaben unsern kranken Reisegefährten der sorgsamen Pflege des Don Mario Gemmellaro, und ritten fröhlich zum zweitenmale gegen den rauchenden Kegel los. Die Nacht war wunderschön, wir sahen den Rauch ganz senkrecht aus dem Krater in die Schwarzbläue des Nachthimmels emporsteigen, und hofften deshalb sicher auf das Gelingen unsers Unternehmens. Die wahrhaft goldene Sichel des Mondes schwamm im reinen Aether, und leuchtete weit über das Meer hin; das Herz in der Brust hüpfte vor Freude, wir jauchzten und sangen: die Maulthiere kletterten wie Gemsen mit Sicherheit über die Lavaklippen, und wir kamen bald in das Innere der Waldregion. Die ungeheure Lavaschicht von 1769 lag furchtbar wie ein erstarrtes Meer noch ganz mit aufgerichteten Wellen zu unserer Seite.

Nochwaren wir nicht andas Ende des Eichwaldes gekommen, als sich ein schneidender Wind erhob, der bald in einen wilden Sturm ausartete und uns so erstarrte, daß wir, ohne die Mäntel und Kapote, die Gemmellaro's Güte uns umgehangen hatte, erfroren wären. Auch schien es nicht möglich, ohne einige Erwärmung, beim schnellen Wechsel der Temperatur, bis zu dem Gipfel zu reiten; wir waren deshalb sehr froh, als wir am Ende der Waldregion die Ziegenhöle, von Einigen „Grotte der Engländer" genannt, erreichten, worin der arme Engländer Brydone, durch einen schweren Fall und Verletzung am Fuße um seine Aetna-Reise betrogen, ebenfalls zu bivuakiren genöthigt war. Desto mehr muß man seine Phantasie bewundern, kraft welcher er von der Aussicht auf den Bicore des höchsten Kraters, ohne ihn je bestiegen zu haben, mit vieler Lebhaftigkeit spricht. Bald loderte in diesem düstern Lavagewölbe ein helles Feuer, für unsere erstarrten Glieder eine große Wohlthat. Indessen trotz allen Ungemachs war diese Nacht wohl die unvergeßlichste unserer ganzen Pilgerfahrt; bisweilen blickte der Mond aus den schwarzen Wolken, und ließ uns das Meer tief unter uns schauen; wir sahen voll Erstaunen in dunklen Umrissen die furchtbaren Züge der Wolken, mit denen der Wind unbarmherzig Spiel trieb, ins Meer hinabrollen; über uns in ferner Höhe bisweilen die Dampfsäule des Kraters; unsere Höhle lag voll schwarzer Schatten, und vor uns standen, mit gesenkten Häuptern, die treuen Maulthiere. Wir lagen um das Feuer gestreckt, und hier unter dem Dache des ehemals flüssigen Stroms fühlten wir uns unsäglich wohl, und, wie der Hirt des Theocrit, riefen wir im Innersten unsers Herzens:

„Aetna, mein Muttergebirg, und die liebliche Grotte bewohn' ich
Unter dem wölbenden Fels, und habe Dir, was nur im Traum
Irgend erscheint." — —

Digitized by Google

SOCIETAT

Um Mitternacht brachen wir zwar auf, allein die undurchdringliche Schwärze des Himmels und der wüthende Sturm nahm uns alle Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, was uns in nicht geringe Verzweiflung setzte. Nach 3 mühseligen Stunden, während welcher wir in der Finsterniß, von schneidendem Froste zusammengeschüttelt, an den Lavalagern hinaufgeklettert waren, langten wir abermals bei der Grotte del Castelluccio an, sprangen sogleich von den Maulthieren herunter, und verkrochen uns im Hintergrunde der Höhle. Ein kleines Frühstück führte die Lebensgeister zurück, und da wir hofften, wenn die Sonne Kraft gewönne, würde sie die Nebel zerschlagen, so legten wir uns an den Boden, und schliefen ein Paar Stunden recht sanft ohne alles Feuer, was man in der Schneeregion aus Mangel an Material nicht anmachen kann. Obgleich es nun schon 10 Uhr Morgens war, und der dickste Nebel noch immer nicht weichen wollte; so konnten wir uns doch unmöglich entschließen, zum zweitenmal unverrichteter Sache zurückzukehren, ohne wenigstens alles versucht zu haben. Der Pilote, aus Furcht, den Weg im Nebel zu verlieren, hatte zwar nicht recht Lust zur Reise nach dem Kegel, indeß da der Wind besonders etwas nachließ, nöthigten wir ihn dennoch dazu. Wir ließen die Saumrosse bei der Höhle, und steuerten durch das unendliche Sandmeer, den strömenden Nebel und die fliegenden Wolken zu Fuß rüstig vorwärts, doch nicht ohne große Mühe. Wir wateten bis über die Knöchel in der Asche, und die Wolken durchnäßten unsere schweren Kapote, die Kälte machte sie wiederum gefrieren, und von den Spitzen unserer sicilianischen Mützen hingen lange Eiszapfen hernieder, so daß wir wie Eisbären mit einer weißen Rinde incrustirt einherwandelten, und unsere Drapperie, geschweige denn uns selbst, kaum schleppen konnten. So erschien uns, nach 2 Stunden sauren Weges, das Haus des Gemmellaro so stärkend, wie den Türkischen Pilgrimmen die Kaaba zu Mekka. Zum Unglück aber war, wie man vermuthete, durch Reisende, die von Bronte aus heraufgestiegen waren, die Thür eingeschlagen, daher alles so voll Schnee und Eis lag, daß wir, bis auf die Haut von Schweiß und Nebel durchnäßt, in diesem Eiskeller ohne Feuer, wozu uns das Material fehlte, zu erfrieren fürchteten; denn wir vermochten uns unter der Last unserer Gewänder, die wir um der stechenden Schneeluft willen doch nicht ablegen konnten, weder zu regen noch zu rühren. Bei so bewandten Umständen war es doch einigem Zweifel unterworfen, ob wir Kräfte genug haben würden, das Bicore zu ersteigen, ob der Pilot in dem wilden Wetter den Weg finden, und wenn wir auch hinauf kämen, ob wir die geringste Belohnung für unsere Mühseligkeiten haben würden. Da wir indeß, wie Odysseus, als er nicht glaubte seine Heimath wieder zu sehen, zufrieden seyn wollten, wenn wir auch nur den Rauch aufsteigen sähen: so beschlossen wir weiter vorwärts zu ziehen. Wir stiegen nunmehr auf Schneefeldern eine Strecke fort, aus denen hin und wieder schwarze Lavablöcke hervorschauten, so daß die ganze Gegend ein sarazähnliches Ansehen gewann; kaum aber hatten wir eine Viertelstunde zurückgelegt, als Wind und Wolkenzug in eben dem Maaße zunahmen, in welchem sich unsere Spannkraft verringerte, und wir mußten uns zum zwei-

Digitized by Google

tenmale entschließen, so höchst verdrießlich es uns auch war, den Krater so nahe von unserm Vorhaben, das Bicore zu erreichen, abzustehen. Wir wandten uns nun, und in den verzweifeltsten Schritten schoben wir über die Lavafelder herab, zur Grotte des Castelluccio, wo wir unsere Maulthiere gelassen hatten. So süß das Wetter auch war, so konnten wir doch nicht umhin, den großen, in wohl schauderhaften Anblick zu bewundern, den die schnellen Wolken, welche gleich flüchtigen Heeresmassen über die schwarzen Bergglehnen hinunterstürzten, uns darboten. Da wir indeß so sehr durchnäßt waren, machte uns die Kälte das Reiten unmöglich, und in schnellem Marsch eilten wir durch die Waldregion zu Fuß nach Nicolosi herab, wo uns der liebe Gemmellaro mit eben so viel Freundlichkeit als Bedauern empfing.

Den folgenden Tag des Morgens um 7 Uhr weckten uns die Strahlen der hellen Sonne: der Himmel war rein und blau, der Aetna sandte eine senkrechte Rauchsäule in die Lüfte; eilends rüsteten wir uns, und nicht ohne Erstaunen des guten Gemmellaro und aller Nicolosier saßen wir in einer Stunde zum drittenmale auf, um unser Glück gegen den feindseligen Vulkan aufs Neue zu versuchen. In Begleitung des freundlichen, klugen und kühnen Führers Antonio Barbagallo verließen wir, unter theilnehmenden Segenswünschen dieser guten Leute, Nicolosi, und ritten ohne Aufenthalt an den Lavalagern vorüber ans Ende der Waldregion zur Ziegenhöle; hier unter den anmuthigen Eichen frühstückten wir ein wenig; das liebliche Grün des Waldes schwamm im heitersten Blau des Himmels, und ein theokritischer Hirt blies romantische Melodien auf der Schalmey, während seine muntern Ziegen auf einer blühenden Trift, mitten in dem sonst flüssigen Feuermeere, weideten; die See floß fernhin mit dem Himmel zusammen. O welche Seligkeit erfüllte uns damals! Die treuen Maulthiere trugen uns auch jetzt wieder behutsam über die verworrenen Lavapfade der wüsten Region empor; diesmal aber ritten wir bei der verhängnißvollen Grotte del Castelluccio ohne Aufenthalt vorbei, bis an das Haus des Gemmellaro, oftmals voll Angst und Sorge, denn die Wolken fingen schon wieder an, ziemlich wild durch einander zu fliegen, jedoch gab es Augenblicke, wo der Himmel rein und hell war.

Hier bei Gemmellaro's Hause genossen wir schon einen Theil der göttlichsten Aussicht, die unser wartete, hernieder aufs Meer und die ganze Insel. Die Wolken zogen in eiligen Heeresmassen, als ob es in einer Schlacht ginge, alles, und unsere Seele am meisten, war voll Unruhe. Unser trefflicher Antonino mußte uns in Eil eine kleine Tafel zubereiten, war aber aus großer Bescheidenheit, wie sehr wir ihn auch nöthigten, nicht dazu zu bringen, mit uns zu speisen. Bald hatten wir die Schnee- und Lavafelder am Fuß des ungeheuren Aschenkegels hinter uns, und stiegen nun wirklich, was uns schon zweimal mißglückt war, ihn selbst hinan, sonst ein sauter Weg, da man bei jedem Tritt in dem losen Vulkansand fast eben so viel zurücksinkt, als man vorwärts strebte; uns aber gab die Freude starke Flügel. Schon zogen wir über die gelben Schwefellager hin, schon fing der Boden an hin und wieder zu glühen und aus vielen ganz kleinen Kratern zu rauchen; um das Bicore selbst aber rollten

ich zuweilen die Wolken dicht zusammen, zuweilen ließen sie uns as erhabene Ziel klar sehen. Endlich rief der Pilote, der einige Schritte vor uns war: „Sehet hier den höchsten Krater!“ welche Worte uns aufs neue beflügelten; in wenigen Minuten standen wir m Rande des gräßlichen Dampfkessels, dessen Rachen Berge aus- espien hat, deren einige größer sind als der Vesuv bei Neapel oder er Brocken in Deutschland.

Wir wollten sogleich in den Krater hinabsteigen, und, wiewohl unser entschlossener Führer uns im Voraus von der gegenwärtigen Unmöglichkeit versicherte, da der Rauch nicht senkrecht aufstieg, sondern den Krater erfüllte, so war er doch gleich bereit den Versuch zu machen. Wir folgten eine kleine Strecke, allein der dicke, fast handgreifliche Schwefeldampf hüllte uns bald in schwarze Nacht ein, und würde jede Lunge zersprengt haben, auch wenn sie einem podolischen Stiere angehört hätte.

Wie stiegen alsdann auf des südliche Horn, und lagen hier unter Rauch, Dampf und Donner auf heißem Schwefel. Die glühende Asche verbrannte uns, der Schwefeldampf erstickte uns, der Sturm wollte uns in die Tiefe schleudern; die Seele war kaum der unwiderstehlichen Macht der erhabensten Eindrücke gewachsen. In den tiefern Thälern voll schwarzer Lava und weißen Schnees und über den starren Stahlguß des Meeres, das sich schief an den Himmel hinauf lehnte, zogen unermeßliche Wolkenheere langsam herbei, wenn sie sich aber dem Vulkan näheten, packte sie der wilde Orcan, vor dem wir uns kaum auf den Füßen erhalten konnten, warf sie mit Riesenkraft 10,000 Fuß herab in die Ebenen und Meere Siciliens und Italiens.

Wir begaben uns hierauf, am Rande des Kraters herum, zu dem nördlichen Horn, und genossen hier ein Schauspiel, das ohne Zweifel an Erhabenheit und fast zermalmender Größe alles übertrifft, was sonst die Sinne des Menschen zu erfassen im Stande sind. Mit brausendem Kochen flogen die Rauchballen aus dem Krater herauf, wo sie dann alsbald der tobende Sturmwind, der wie Artillerie oder zahllose Glocken jeden andern Laut verschlang, unbarmherzig zerriß und mit Blitzesschnelligkeit der Tiefe zusandte. Der spitzige Kegel, auf dem wir standen, war mit gelbem Schwefel, weißem Salze und schwarzer Asche überzogen, die Sonne schien höchst seltsam durch den gelben Dampf, und gab diesem sonderbaren Gemälde einen so gräßlichen und wilden Ton, daß, wenn man bloß die nächsten Umgebungen anblickte, man nicht anders als in der Residenz des höllischen Anführers der infernalischen Schaaren zu seyn vermeinte. Toben, Wuth, Verwüstung und Brand überall, nirgends ein lebendiges Geschöpf, oder nur ein Grashalm, dem das empörte Element Gnade angedeihen ließe; wie nun aber, wenn der Vulcan die Rauch- und Feuersäule, die sich vielleicht aus dem tiefen Schlunde des Meeres heraufwälzt, 20,000 Fuß in die Lüfte emportreibt! Richten wir indeß unsere Blicke in die Ferne, so scheint es wirklich, daß wir hier alle Herrlichkeiten der Erde zu unsern Füßen sehen. Wir überschauen den ungeheuren Berg, der selbst aus der Erde auferstanden ist, und viele hundert Söhne und Enkel neben sich erzeugt hat; die klarste Lichtbläue des Himmels

Digitized by Google

ruht über Meer und Land; das Dreieck Siciliens streckte seine Spitzen nach Italien und Afrika aus, und die See sahen wir um das Vorgebirge von Trapani herumfließen. Zu unsern Füßen lagen die kühnen Felsen der äolischen Inseln, und Stromboli dampfte heftig aus den Fluthen empor. Die Neptunischen und Heräischen Gebirge, bedeckt mit den dichtesten Wäldern, breiteten sich in allen ihren Aesten vor unsern Augen über die ganze Insel aus. Oestlich sahen wir, wie auf einer großen Landcharte, den ganzen Halbstiefel Calabriens, den Tarentinischen Meerbusen und das jonische Meer, Cap Spartivento, und die Meerenge von Messina. Wie ist es aber möglich, nur eine dunkle Ahnung von den zahllosen Farben des Himmels, der Erde und des Meeres, die hier das Auge beinah' blenden, in der Seele des Entfernten zu erwecken!

Nachdem wir etwa 2 Stunden dieses ungeheure Schauspiel betrachtet hatten, trabten wir sehr schnell den Aschenkegel zu Gemmellaro's Hause herab, allwo wir das fröhlichste Siegesmahl hielten, das gewiß damals, wenigstens in solcher Höhe, gefeiert wurde. Dann ließ Antonino die Saumrosse durch den Fußboten auf den Weg nach der Grotte des Castelluccio bringen, wir selbst aber schritten gegen Westen, alle mit geschlossenen Augen an der Hand unsers Führers, bis zum Rande des Val del Bue. Wir haben schon bemerkt, daß dieser gräßlichste Schlund, den unsere Augen je sahen, dadurch entstanden sey, daß ein unterirdischer Lavastrom die über ihm stehenden Berge einriß; daher die infernalischen, braunrothen Farben dieses mehrere Millien langen Abgrundes, und obgleich man keine Spur einer Vegetation erblicken konnte, so war dennoch die Mannigfaltigkeit der Tinten unendlich. Wir wälzten große Lavastücke hinab, sie zerstoben aber, ehe sie noch die Hälfte ihres furchtbaren Weges zurückgelegt hatten, und man hörte sie nicht aufschlagen. Gegen diese entsetzliche Lavafurche ist selbst der Schlund des Rheines bei der Via mala in Graubündten freundlich und angenehm; hier aber schaut man der wildesten Verheerung gleichsam ins Herz hinein.

Während wir noch dieses außerordentliche Thal betrachteten, bereitete uns der Aetna schon ein neues, wundervolles Schauspiel. Da eben die Sonne im westlichen Meere unterging, lief der riesenförmige Schatten des Vulcans mehrere Meilen weit über das dunkelblaue Meer gegen Italien hin, und richtete sich alsdann, gleich einer ungeheuren Pyramide, hoch in die Lüfte am Saum des Horizontes empor, so daß die Sterne auf seinem Scheitel zu schwimmen schienen. So schloß dieser reichste und glückseligste Tag unserer Reise und vielleicht unsers Lebens. Dann bestiegen wir die Maulthiere, die uns sicher über die zerrissenen Lavafelder, im tiefen Dunkel um Mitternacht, nach Nicolosi trugen, wo unser noch der liebe Gemmellaro mit Sehnsucht wartete. Begeistert von unserm Glück, erfüllten wir auch ihn mit der größten Freude; es war uns nicht möglich zu schlafen; wir jubelten noch den größten Theil der Nacht mit ihm und dem braven Führer Antonino Barbagall.

Digitized by Google

Zu unserm Erstaunen fanden wir eine große Menge Landsleute in Messina, englische Husaren, die einst mit dem Herzog von Braunschweig Deutschland verlassen und dann Brittische Dienste genommen hatten. Diese guten Leute truaen noch die Braunschweigische Uniform, und wiewohl sie indeß beinahe im ganzen westlichen Europa umhergeschleudert worden waren, so erinnerten sie sich doch mit tausend Freuden ihres Vaterlandes, boten alles möaliche auf, uns gefällig zu seyn, und wir konnten uns nicht enthalten, das naive Vaterlandsgefühl besonders der Gemeinen zu bewundern, deren mehrere, obschon es ihnen recht gut ging in diesem Paradies der Messinesischen Meerenge, wo sie Citronen und Apfelsinen nach Belieben speisen konnten, die gesegneten Kornfelder unsers Vaterlands Schlesien mit dem lebhaftesten Enthusiasmus priesen und uns geradehin versicherten, daß, sobald sie nur aufs feste Land von Italien übergesetzt würden, sie alle davon zu laufen gedächten.

Es ist eine bekannte Sache, daß keine Stadt in Europa an Regsamkeit Neapel überhaupt, oder doch wenigstens das brausende Meer, den Toledo, so heißt die einzige breite Straße, übertrifft; wir fanden alles doppelt lebendig, wegen der kurz vorhergegangenen Regierungsveränderung, welche besonders die sogenannten Lazzaroni, wie es von jeher der Fall gewesen ist, außerordentlich in Bewegung gesetzt hatte. Obgleich nun diese Leute keinesweges eine besondere Classe, die vom Müßiggange lebte, bildet, sondern nur dem großen Haufen der Mäkler, Kleinkrämer, Fischer, Schiffer, Calessaren und anderer angehören, die mehr verschiedene Geschäfte treiben, als sie Finger an den Händen haben, und man folglich glauben sollte, daß es keiner großen Stadt an Lazzaroni fehlen könnte: so hat dennoch die außerordentliche Leichtigkeit der Subsistenz, verbunden mit der großen Beweglichkeit des süd-italiänischen Volkscharacters, dem Neapolitanischen Lazzaronencorps einen ganz besondern Geist und ein eigenthümliches Gepräge mitgetheilt. Das Leben scheint überhaupt in keinem Orte der Welt so öffentlich zu seyn wie hier. Alle Gewerbe, ehrliche und unehrliche, treibt man auf der Straße, die Kuchenbäcker fahren ihren ganzen Kram auf zweirädrigen Karren umher, die Sorbetterien und Kaffeebuden sind ganz frei und offen. Man brät, kocht, ißt, trinkt und verrichtet fast alle göttlichen und menschlichen Geschäfte unter freiem Himmel. Der Lazzarone hat weder Holz noch Wohnung nöthig; seine ganze Bekleidung besteht gewöhnlich in ein Paar leinenen Beinkleidern und einem Hemde; seine Brust ist offen, sein Kopf unbedeckt. Er lauert den ganzen Tag unbekümmert, bis ihm der Zufall ein Paar Kreuzer in die Hände führt, damit steigt er an den Strand der heiligen Lucia hinab, kauft vielleicht einige elende Fische für dieses kleine Capital, und läuft damit schreiend durch ganz Neapel, jedem versichernd: es seyen die besten Thiere, welche seit Wochen gefangen wären. Endlich setzt er seine Waare doch mit einigem Gewinn ab, und davon lebt er fröhlich den ganzen Tag, und ist auch wohl noch im Stande, seine Schöne an irgend ein Pulcinell-Theater oder zum

Digitized by Google

Vagliassi *) zu führen. Einer Seits sind sie die treuesten, gutmüthigsten und genügsamsten Leute von der Welt; mehrere Familien bedienen sich ihrer zu den schwerern häuslichen Verrichtungen, ja manche vertrauen ihnen Sachen von Werth, wie z. B. silberne Löffel und dergleichen zum Putzen an, ohne daß sie jemals Ursache über sie zu klagen hätten, und man findet Lazzaroni, die oft 20 Jahre lang in solchen Häusern zur Zufriedenheit Aller dienen. Sie lassen sich als Lastträger gebrauchen, und sind mit einer angemessenen Belohnung gern zufrieden, während man in andern italiänischen Städten der ungeheuren Unverschämtheit dieser Kerle nie genügen kann. Giebt man diesen auch nur ein kleines Felleisen zu tragen, so keuchen sie oftmals fürchterlich, als ob sie schwindsüchtig und jeden Augenblick bereit wären, den Geist unter dieser lächerlichen Bürde aufzugeben. Jeder Angstausruf: „Heiliger Gott, welche stupende Last! welche grausame Anstrengung!" soll den Lohn um einige Procent erhöhen. Alle solche Teufeleien sind den rohen Lazaroni unbekannt, und man ist nirgends besser bedient, als eben in Neapel durch ihre Hände, wenn man sie auch freilich immer ein wenig im Auge behalten muß.

So treu sie also auch im Ganzen genommen gegen einzelne Bekannte und wer sonst mit ihnen gut umgeht, erfunden werden, so sind sie doch andererseits jeden Augenblick bereit, „alle ehrlichen Leute um des heiligen Glaubens willen umzubringen," wie sie sich ausdrücken, Feuer anzustecken, wo man es verlangt, und zu buskiren, d. h. zu rauben und zu stehlen, wo sie nur können. Dazu aber bietet sich ihnen die vortrefflichste Gelegenheit dar, wenn der Vesuv oder der Thron eine Erschütterung erleidet; bei solchen und ähnlichen Umwälzungen ist diese Masse Volks von jeher für Neapel fürchterlich gewesen, und ist es anjetzt noch, wie die Bürger dieser Stadt bei der letzten Regierungsveränderung erfahren mußten.

Nachdem in dem ungeheuren Wettrennen vom Po bis Neapel die Armee des Murat sich gänzlich aufgelöset hatte, das kaiserliche Heer aber, trotz aller Anstrengung, nicht im Stande gewesen war, jene einzuholen, und also insofern immer befiegt wurde, fing natürlich auch in der Stadt selbst die Regierung Joachims schrecklich zu schwanken an, und da sie den Meisten wirklich verhaßt war, indem die Italiäner in jeder Abwechselung Erleichterung suchen und wenigstens Unterhaltung finden, den anders Gesinnten aber pflichtmäßig verhaßt seyn mußte: so ergriffen die Lazzaroni in dieser Zwischenzeit, als Murat schon gestürzt, die Oesterreicher aber noch nicht eingerückt waren, unter dem Vorwande die Bourbonen auf den Thron einsetzen zu helfen, die vortreffliche Gelegenheit, Neapel in Brand zu stecken und so viel als ihre Arme vermochten, zusammenzuraubden. Sie versammelten sich deshalb unter ihren Häuptern, denn jedem der einzelnen Stadtviertel ist ein Capolazzarone vorgesetzt,

*) So nennen die Neapolitaner eine andere stehende komische Maske, die sich von Pulcinell dadurch unterscheidet, daß sie ganz weiß ist; die Pulcinell ist allemal schwarz.

Digitized by Google

miethbeten im Voraus Magazine für den Raub, und vertheilten die Regionen der Stadt planmäßig zur Plünderung unter sich. Außerdem verbanden sie sich, durch eine geheime Verschwörung, mit den vielen tausend Gefangenen, die aus dem ganzen Königreiche im Castell del Carmine versammelt sind, und wären diese Hunde losgekommen, so würden sie das unglückliche Neapel gleichsam in Stücken zerrissen haben.

Die Bürger unterdeß bildeten sogleich aus ihrer Mitte eine tüchtige Garde, zu der sich eine Menge Offiziere der zersprengten Regimenter gesellten, und diese wurden damals die Retter der Stadt. Die Gefangenen im Castell del Carmine hatten durch die Treulosigkeit eines Gefangenwärters sich ihrer Bande entledigt, und waren schon bis in den ersten Hofraum vorgedrungen, als die Bürgergarde in der größten Eile einige Haubitzen auf dem Dache des nächsten Hauses aufpflanzte, und, theils von hier herab mit Granaten, theils durch die Gitter der Fenster mit kleinem Gewehr, so lange unter diese Gesellen schoß, bis die, welche nicht todt oder verwundet waren, sich freiwillig in ihre Löcher zurückflüchteten. Ein eben so lebhafter als glücklicher Feldzug wurde gegen die Lazzaroni unternommen; wo man einige dieser armen Teufel zusammen fand, schoß man sie ohne Umstände nieder, und es ist sehr glaublich, daß viele dieser Unglücklichen der Privatrache unschuldig geopfert wurden; wiewohl sie sich auch ihrerseits mit Steinen, Pistolen und Dolchen zur Wehre setzten und manchem von der Bürgergarde in die Ewigkeit halfen. Endlich nach einer angstvollen Woche rückten die Oestreicher, so breit wie der ganze Toledo, ein, schoben auf solche Weise alles Gesindel mit einem Male aus dieser wichtigen Straße hinaus, und vertheilten mehrere Pikets Ungarischer Husaren an die Straßenecken, die noch eine erkleckliche Menge Lazzaroni zusammenhieben, worauf es etwas ruhiger wurde. Demungeachtet schützte vor den wüthenden Mißhandlungen derselben nichts als die sicilianische oder östreichische Cocarde; sie rissen z. B. allen Militairs französische Orden ab, welche Unordnungen noch viele mit dem Tode büßen mußten; ihr Haupt-Anführer war ein fanatischer Pfaffe.

Eines Sonntags, nachdem die neue Bourbonische Regierung schon eingerichtet war und man alles in Ruhe glaubte, zog ein großer Haufe Lazzaroni nach Portici, und verlangte, daß man ihnen das dasige, von Mürat und seiner Gemahlin höchst prächtig eingerichtete Schloß zur Plünderung überlassen solle. Der Castellan, mehr todt als lebendig, bat sie um Gotteswillen einzuhalten, da es ja nun ihrem geliebten König Ferdinand gehöre; sie dagegen ließen nicht ab, und behaupteten, „es sey einmal Waare Joachims (roba di Giovachino) und als solche an sie verfallen.“ Während dieser Verhandlungen sprengte eine Schwadron Husaren heran, die der Castellan durch einen Eilboten hatte herbeiholen lassen, und hieb einige dieser Patrioten nieder, worauf sie wieder abzogen.

Da ihnen nun solchergestalt alle Pläne mißglückten, waren sie über eine so ruhige Regierungsveränderung höchst verdrießlich, verfluchten die ganze Revolution, und man hörte sie oft sich bitter be-

Digitized by Google

klagen: „so elend ist es noch nie gewesen, wir ehrlichen Leute haben dabei nichts gethan, wir haben nichts bedauert.“

Ueberhaupt ist die Lebhaftigkeit dieser Volksclasse außerordentlich; sie legen jedem Dinge eine Seele bei, und verfluchen auf diese Weise die Seele der Citrone, des Brodtes, des Tisches, aber auch wohl ihrer Eltern und Christi selber. Hätten wir schon damals das rasende Getümmel dieses Neapolitanischen Pöbels gekannt, so würden wir uns keineswegs über einen Befehl des Generals Neipperg, den wir in Messina kurz vor unserer Abreise lasen, gewundert haben, Kraft dessen zur Aufrechthaltung der allgemeinen Freude bei dem großen Feste, das zur Feier der Rückkehr Ferdinands veranstaltet werden sollte, der General allen Neapolitanern ausdrücklich bei Todesstrafe gebot, keine Waffen zu tragen. „Ueberdies würden an allen Straßenecken, zur Belebung und Erhaltung dieser allgemeinen Freude über die ersehnte Rückkehr der Bourbonen, bewaffnete Pikets der Bürgergarde und Ungarische Husaren aufgestellt werden, mit dem Befehl, jeden, der eben der allgemeinen Freude hinderlich seyn wolle, entweder auf der Stelle niederzustrecken, oder zu fangen und vor ein Kriegsgericht zu stellen.“

Zu uns hatte sich auf der Straße ein munterer Alter, der Holzhandel in Castellamare trieb, gesellt; er ließ sich mit uns in lebhafte Gespräche ein, erkundigte sich nach allen Pflanzen und Thieren, nach allen Christen und deren Sitten in unserm Himmelsstrich, wie sie lebten, was sie äßen, und verwunderte sich über die Maßen, als er erfuhr, daß das Volk bei uns keine Maccaroni speise; „aber mein Gott, was eßt ihr denn?“ frug er. Unvermerkt gewann er uns dabei, noch ehe wir Castellamare erreichten, so besonders lieb, daß er hernach seinen Holzhandel gänzlich im Stich ließ und uns eine Barke für Sorrent miethete, deren Patron er uns mit den Worten „es sind meine Angehörigen, lieber Bruder,“ ans Herz legte; hierauf faßte er uns am Arm, und zeigte uns, ehe wir abfuhren, alle Merkwürdigkeiten von Castellamare. Wir mußten ihm unsere Vornamen nennen; über den einen, Don Agostino, verwunderte er sich laut. „Ach welcher schöne Heilige!“ und nun rief er uns alle Augenblicke: bald dahin, bald dorthin „Don Guglielmo, Don Federigo, kommt hierher, seht hier den großen Markt von Castellamare, allwo man Kohl, Schoten, Orangen und alles, alles kauft.“ Höchst sonderbar und ausdrucksvoll waren zugleich die Gebehrden, welche der Alte dabei machte. Er führte uns zu den entfernten mineralischen Bädern, und sogar an Bord eines Kriegsschiffes von 64 Kanonen, der Nesso genannt, das eben erbauet wurde, und ließ nicht ab, bis wir ganz Castellamare durchkrochen hatten. So thätige Freundlichkeit und Gefälligkeit, wie sie uns von diesem Manne, den wir seit einer Stunde kannten, zu Theil ward, würde kein Deutscher einem andern erweisen, er müßte ihn denn von innen und außen kennen; und darum ist eben das Reisen in Italien, wenn man gewisse Seiten dieses Volks zu behandeln versteht, das angenehmste, das man sich denken kann. Selten wird der Reisende durch ein grämliches, bleiernes Betragen beleidigt; dagegen begeg-

Digitized by Google

uen ihm desto häufiger scharfgezeichnete, lebendige Charactere mit Cervantischen Umrissen, voll hoher Natur und Naivetät, und wenn auch freilich dies Volk, wie manchmal geniale Leute, ein wenig heruntergekommen ist: so schien uns doch der Kern der Nation noch immer eigenthümlich, sicher, voll Kraft und Tiefe und zu den größten Dingen geschickt zu seyn.

Da Pompeji bloß von Lavasand verschüttet wurde, so hatte sich gleichsam ein großer Grabhügel über dieser Stadt gebildet, der nun zum Theil aufgethan ist, so daß einige Gassen der Stadt jetzt wieder mit der heutigen Heerstraße, welche bei den Ruinen vorbeiführt, auf gleicher Ebene zu Tage liegen. Bekanntlich stürzte ein Theil der Stadt, noch ehe sie völlig verschüttet wurde, in einem frühern Erdbeben zusammen, nach welchem die Pompejaner anfiengen ihre erschütterten Häuser wieder aufzubauen und auszubessern, und diese Ausbesserungen kann man heute noch sehr genau von dem ganz alten Mauerwerk unterscheiden; auch sind die Schichten und Erdlager, welche die Stadt bedecken, sehr verschieden von einander.

Das erste und merkwürdigste aller Privatgebäude, worauf man stößt, wenn man durch den alten Eingang, von Torre del Annunziata her, in die Ruinen eintritt, ist das Landhaus des Freigelassenen Arrius in der Vorstadt; man kann an ihm die ganze häusliche Einrichtung der Alten kennen lernen, denn fast kein einziger Theil eines antiken, wohl eingerichteten Hauses wird vermißt. Wir bemerken aber gleich hier, daß die Privatgebäude der Alten in einem sehr kleinlichen Styl und ohne viel Bequemlichkeit erbaut gewesen seyn müssen, welches bei diesem Hause, einem der weitläuftigsten in ganz Pompeji, dem man nur Dach und Thüren geben dürfte, um es bewohnbar zu machen, ganz klar vor Augen liegt. Die Zimmer sind so klein, daß man sich kaum darin umwenden kann, und wenn noch einiger Hausrath hinein gestellt wurde, dann muß es beinahe unmöglich gewesen seyn, sich aus der Stelle zu bewegen. In den geringern Bürgerhäusern aber mögen die Alten gar wie Schaafe über einander gelegen haben. Die meisten Gebäude haben nur ein Stockwerk, und in dem kleinen Raum des eigentlich bewohnten Theiles dieses Landhauses zählten wir über 36 Gemächer, davon die meisten nur drei bis vier Schritte breit und höchstens noch einmal so lang waren.

Da wir gern den Sonnenuntergang vom Vesuv herab angesehen hätten, so machten wir uns Nachmittag um 3 Uhr auf; die Sonne selbst schien sehr heiß, die Lavaasche aber, in der wir wateten, glühte beinahe völlig, und wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir, bis zum Eremiten hinauf, in Gesellschaft des Sabrach, Mesach und Abednego zu seyn vermeinten. In Strömen floß der Schweiß, als wir bei diesem alten Gauner anlangten, der uns mit Fior d'Olanda, d. h. holländischem Käse, und seiner Lagrima Cristi, dem heillosesten Kräzer, der jemals unsere Zunge geätzt hatte, bei

einem Haare die Pestilenz in den Leib gejagt hätte. Selbst die begehrlichsten Gastwirthe in Italien begnügten sich doch höchstens mit einigen hundert Procenten Gewinn. Diesem Spitzbuben aber, den einige empfindsame Reisende zu einem liebevollen, einsiedlerischen Alten und Pfleger aller Fremdlinge elegisirten, warem mehrere tausend Procente nicht recht genug. Den elenden Landwein, vino nostrano, den er sich aus Resina herauf schleppen läßt, und mit ein paar Kreuzern bezahlt, trichtert er den unglücklichen Reisenden, als Thränen unsers Herrn, für doppelt so viel Scudi ein, und fordert man eine Rechnung, so schlägt er vor Entsetzen die Hände zusammen, verwirrt die bescheidenen Fremden, und prellt sie ärger, als die Tuchkrempler in Segovien den Sancho. Da wir bei diesem ehrlichen Manne viermal eingekehrt sind, so haben wir hinlängliche Gelegenheit gehabt, seine Taktik zu studiren.

Das Fremdenbuch des Alten ist, ganz eben so, wie alle solche Bücher, in denen sich hohe und niedrige Zeugnisse über ihre Trivialität und Geschmacklosigkeit auszustellen pflegen, voll Albernheiten, von denen nicht die kleinsten ein Oestreichischer Rittmeister so eben eingeschrieben hatte. Er rühmte sich, seine Tabackspfeife am Krater des Vesuvs angezündet zu haben, und setzte zum Schluß noch hinzu: „Vivat Gott und Toskana-Dragoner!“ so bringt auch selbst der Donner eines Vulkans die Leute nicht zu Verstande.

Den Vesuv zu besteigen ist ein bloßer Spaziergang gegen eine Aetnareise. Auch der Aschenhügel des Vesuvs ersteigt sich diesen Augenblick viel leichter, da zufälliger Weise eine herabfließende Lavaader eine völlige Treppe hinauf gebildet hat, auf der man ziemlich festen Tritt fassen kann. So furchtbar auch immer hier die Lavabäder durcheinander fließen, so göttlich auch die Aussicht auf den ganzen Neapolitanischen Meerbusen immer seyn mag, so erreicht doch weder die Wildheit der einen, noch die Schönheit der andern den schrecklichen Graus Aetnaischer Lavawüsten, und die unglaubliche Erhabenheit des Anblicks einer großen Insel, eines Continents und dreier Meere, des Tyrrhenischen, Lydischen und Jonischen. Auf dem Aetna befanden wir uns, nachdem wir sein schwarzes Haupt erklommen hatten, beständig in Rauch, Wolken, Sturm und Krachen, und der Wechsel der Scenen war so gewaltig, daß wir uns der gewöhnlichen Erde entrückt glauben mußten; auf dem Vesuv dagegen war alles heiter, lieblich und still, bis wir unmittelbar an den Rand des Kraters herantraten; hier aber wartete uns ein Schauspiel, davon wir noch keine Idee gehabt hatten, da der Krater des Aetna damals mit Rauch erfüllt gewesen war, und um daher dem Vesuv Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir gestehen, daß die Erscheinungen seines Kraters selbst ihn als Vulkan interessanter machen, als der Aetna gegenwärtig ist. In einem tiefen, beschwefelten Kessel, der schon ringsum erhitzt ist, eine deutsche Viertelmeile oben im Umfange hat, und eben der Krater genannt wird, liegt ein kleiner, konisch gestalteter, völlig glühender Aschenhügel, dessen obere Spitze die fürchterliche Mündung oder Bocca des Vulkans ist; aus dieser Mündung sandte derselbe, unter lautem Krachen, gelbe Ballen des dichtsten Schwefelrauchs, Feuer und geschmolzene Steine wie Leuchtkugeln in die Lüfte. Diese Esse des Feuers

SOCIETÄT

gottes, wie die Alten die Mündung selbst sehr treffend zu nennen pflegen, seufzte oftmals, als sollten alle Bergwände ringsum zusammenstürzen; dann brach sie in ein furchtbares, ruckweises Krachen aus, wie wenn Bataillone Gewehrfeuer geben, dann wiederum brüllte sie ununterbrochen eine ganze Zeit lang aufs desparateste, und warf mit wilderer Schnelligkeit Rauchballen und feurige Steine aus. Dieser Verwüstung sahen wir einige Minuten am Rande des Kraters zu; dann sprangen wir in den beschwefelten Kessel hinab und auf den kleinen Hügel hinan, um dem Vulkan ein wenig in den brennenden Rachen zu schauen, was man ohne Schaden thun kann, wenn man sich nur hinter den Wind stellt, damit man nicht vom Rauch und den glühenden Steinen belästigt werde, und die Vorsicht gebraucht, nicht allzu nahe an den mürben Rand der Bocca zu treten. Es war aber nicht lange möglich, auf dem glühenden Hügel zu verweilen, indem er fast die Sohlen verbrannte. Wahrlich ein Vulkan ist, selbst wenn er ruhet, eine höchst kriegerische und riesenhafte Erscheinung der Natur, und wie wahr auch das Bild seyn mag, so schien es uns doch damals ein wenig kleinlich, sich unter einem feuerspeienden Berge eine Schmiedeanstalt zu denken, wie die Alten zu thun pflegen, selbst wenn darin ein göttlicher Meister mit unsterblichen Gesellen den Hammer führt und Donnerkeile bereitet; eher hätte man Lust an den jüngsten Tag oder der Welt Ende zu denken.

Schon war es dunkel im Krater geworden, schnell eilten wir deshalb hinauf, um den Untergang der Sonne zu sehen, welche mit großer Pracht und Majestät in das Meer hinter Gaeta hinabsank, über die ganze südliche Landzunge des Meerbusens, an dem Castellamare, Sorrent und das Vorgebirge der Minerva liegt, ein herrliches Bad des reinsten Goldes ausgießend. Doch nahm ein dunstiger Nebelflor der Gegend ihren vorzüglichsten Reiz und den Farben die glühende Lebendigkeit, mit der sie im Thal schimmern.

Wie es Nacht wurde, fieng unter uns ein Saum des Meeres Neapel an zu flammen, und Kanonendonner rollte zu uns herauf. Ach! hätten wir hier am Rande des Vulkans geahnet, daß es dem glorreichen Siege gälte, den unsere Landsleute unterdeß im fernen Norden, bei la belle Alliance, erfochten hatten. Wir meinten, es sey die Folge eines Lazzaronenaufstandes. Außerordentlich lustig ist es, den Aschenhügel des Vesuvs hinunter zu rennen; in ungeheuren Sätzen erreichten wir unter Staub und rollenden Steinen bald die Ebene, und stiegen in tiefer Nacht nach Portici hinab.

Tags darauf gegen Abend kehrten wir nach Neapel zurück, und hier empfing uns, durch die göttlichen Schönheiten, in denen wir sieben unvergeßliche Tage geschwelgt hatten, ohnehin schon berauscht, die Nachricht von jenem unsterblichen Siege in den Niederlanden. Ueberall liefen Ausrufer mit Armeeberichten umher, und schrien: „Signosi leggbino pure la gran battoglia de Prussiani e del prode Maresciallo Blückere! Signori, Signori! ecco la disfatta di Napoleone per due grano", d. h. um 2 Kreuzer. Denn da man den Engländern etwas abhold war, überaieng man hin und wieder unbilliger Weise den Antheil, den auch sie an diesem denkwürdigen

Tage gehabt haben; ganz Neapel war fröhlich und jauchzte; das Castell Sanct Elmo ließ seine Donner über die ganze Stadt erschallen und sein Brillantfeuer über den Meerbusen strahlen.

Wir hatten damals das Glück, Neapel bis in seine innersten Nerven aufgeregt und lebendig zu finden: die Lazzaroni konnten sich über die einförmige, stille Revolution noch nicht zufrieden geben, sie fiengen noch häufig auf dem Toledo die schlimmsten Händel an; der Molo und der Hafen ward durch die Ankunft einiger Kriegsschiffe von Lord Exmouths Flotte doppelt lebendig, und die Sorbetterien und Kaffee's waren damals von den Niederländischen und Pariser Begebenheiten erfüllt; die Neapolitaner, so getheilt auch ihre Gesinnung hin und wieder seyn mochte, strömten herbei, gaben die allerseltsamsten Commentare zu den Armeeberichten preis, schienen aber doch allemal eine große Meinung von der Tapferkeit der Deutschen zum Nachtheil ihrer eigenen Landsleute gewonnen zu haben, was sie ganz unverholen aussprachen: denn als wir z. B. einstmals einer trefflichen Abendmusik nachzogen, welche die Oesterreicher ihrem General Neipperg in Begleitung einer Neapolitanischen Truppe brachten, schrie ein Weib aus dem Haufen der Zuschauer, welche die Haltung der Oesterreicher bewunderten, den Neapolitanern gerade unter die Nase: „Jene sind Soldaten, Ihr aber seyd Pinsel (cazzi). Sonst waren innerhalb wenig Wochen die Neapolitaner ihrer österreichischen Beschützer herzlich überdrüssig; denn obgleich sonst ehrliche Gutmüthigkeit ein bekannter Zug der Oesterreicher ist und ihnen die Neapolitaner die Herstellung ihres Thrones und vielleicht die Erhaltung ihrer Stadt dankten, so fehlte es doch nicht an häufigen Reibungen. Der Neapolitaner nimmt sich nichts übel, und läßt sich sehr ungern in die Fesseln irgend einer Ordnung, geschweige denn einer streng militairischen, wie sie die Oesterreicher damals handhabten, schlagen; überdies wurde ihnen oft mit ein wenig plumpem Stolze begegnet, wer etwa anderer Meinung war, an öffentlichen Orten oft gemißhandelt, und um sie zu demüthigen, sprachen die Oesterreicher überall sehr viel von den Thaten, die sie im fernen Norden verrichtet hätten, und wir müssen aufrichtig gestehen, daß es auch uns wehe that, dies geniale Volk, das von selber spricht, wie Shakspeare schreibt, von roher Massenkraft etwas hudeln zu sehen.

Den 3ten August feiert man bekanntlich in Preußen überall, so gut es sich eben thun läßt: auch wir hätten gern in Rom diesen Tag so denkwürdig für uns als möglich begangen, da wir leider nicht hoffen konnten, jemals einen zweiten Geburtstag des Königs auf römischem Boden zu erleben. Wir vereinigten uns deshalb mit den jungen Künstlern in Italien, die unsere Landsleute waren, und wir glaubten zu unserer kleinen Feier kein schicklicheres Local wählen zu können, als die Ruinen der Paläste der Cäsaren auf dem Palatin, die schönsten und riesenhaftesten Trümmer Roms. Wir begaben uns dem gemäß alle mit einander in der Kühlung des Morgens

nach den Farneſianiſchen Gärten, welche auf den Ruinen von Nero's goldenem Hauſe erbaut ſind, und lagerten uns hier, mit fröhlichem Herzen, auf den Boden der Villa Farneſiana, von der herab man das ganze Forum romanum, die Trajanſäule, die Bäder des Titus und Caracalla, das Coloſſeum, die Claudiſche Waſſerleitung und, im fernen Duft, die Sabinergebirge mit einem Blick überſehen kann. Herr Baron von Ramdohr, damals Geſchäftsträger unſers Hofes beim heiligen Stuhl, erhöhte durch ſeine Gegenwart die Freude unſers Mahles, das wirklich recht claſſiſch ausſahe, denn mitten im Schooße der erhabenſten Trümmer der Stadt ſtanden wir ſelbſt auf den Subſtructionen des alten Kaiſerpalaſtes, und unſere Tiſche und Seſſel waren Korinthiſche Säulenkapitale und zerbrochene Reſte altrömiſcher Herrlichkeit. Laut tönte von dem unvergänglichen Sitz der römiſchen Imperatoren über das Forum herab unſer Geſang und Freudenruf.

Unſer gefälliger Banquier wollte uns Gelegenheit verſchaffen, Se. Heiligkeit zu ſprechen; da wir indeſſen Dieſelbe bei unſerer erſten Anweſenheit in Rom mehrere male in Ihrem völligen Glanze geſehen hatten, und wir in Rom die unſchätzbaren letzten Augenblicke nicht verſchwenden wollten, ſo lehnten wir das Anerbieten ab; obwohl damals bei der Anweſenheit ſo vieler öſterreichiſchen Militairs ſich täglich dem Papſte ein halbes Dutzend Fremde vorſtellen ließen. Unter andern wünſchte auch ein böhmiſcher Lieutenant, der außer ſeiner Mutterſprache kein anderes Wort verſtand, bei Sr. Heiligkeit Audienz zu erhalten. Man hatte den Papſt, deſſen Gefälligkeit niemanden abweiſet, im Voraus unterrichtet, wie ſchwierig die Unterhaltung mit dieſem Stockböhmen ſeyn würde; als daher die Audienz eröffnet wurde, ſprach Se. Heiligkeit etwas verlegen zu dem Lieutenant, indem Sie ihm freundlich auf die Schulter klopften, blos die Worte: „bravo guerriéro. bravo guerriére!“ Der treuherzige Böhme faßte hierauf ſchnell die Hand Sr. Heiligkeit, ſchüttelte ſie derb und ſprach: „bravo Papa, bravo Papa“, worüber der Papſt herzlich lachen mußte, und ſo ſchieden beide von einander.

Sonſt iſt es gewiß nicht unintereſſant, den Hofſtaat des Papſtes und ſeiner geiſtlichen Trabanten zu ſehen, indem er doch beinahe ganz allein in Europa, außer dem Türkiſchen, nicht verbürgert iſt, ſondern durch ſinnvolle Pracht, hohe Eigenthümlichkeit und die vereinigte Macht aller Künſte einen wahrhaft herrlichen und eines geſalbten Hauptes würdigen Glanz um ſeinen Herrſcher verbreitet, während alle übrigen Höfe, außer einer Muſterung ihrer Truppen, kein ſehenswerthes Schauſpiel mehr geben; und auch ſelbſt jenes hat, ſeitdem durch Einführung einer allgemeinen Bewaffnung und, hin und wieder bisweilen geſchmackloſen, Bekleidung unſerer Heere jegliche Eigenthümlichkeit und Nationalität geraubt iſt, doch am Ende nur den Reiz der bloßen Maſſe, einer multiplicirten Einheit, deren Product doch nur wieder eins und daſſelbe wird, und es iſt bekannt, daß, wie groß auch die Vorzüge und die innere Tüchtigkeit unſerer Heere offenbar ſind, dennoch das türkiſche Heer an origineller Pracht,

Digitized by Google

wunderbarer Mannigfaltigkeit des Einzelnen und eigenthümlichen Nationalgepräge alle übrigen in Europa übertrifft und, so zu sagen, in Hinsicht des Aeußern nur allein noch ein episches Interesse hat; die Dichter würden einigermaßen in Verlegenheit kommen, wenn sie von unsern Streitmassen poetische Cataloge machen sollten, wie Homer, Herodot, Arioſt, Taſſo, von denen ihrer Zeiten.

Vor allem aber bedürfte dieſes ſonſt zu ſo vielem Großen berufene Volk lebendiger, nationaler Verfaſſungen, damit ſein gänzlich verſchwundener und mit Ausnahme der Sicilianer, trotz allen Nationalgefühls, völlig verroſteter Staatsſinn wieder erweckt würde. Die Italiäner haben daher von dem in Deutſchland zu unſerer Zeit rege gewordenen, vielleicht oft etwas zu ideellen Patriotismus rein keine Vorſtellung, was wir unter andern in Neapel erfuhren: ein junger, braver Oſtpreuße, der ſich ſeit langer Zeit dort aufhält, bedauerte in Gegenwart eines Neapolitaners, daß es ihm die große Entfernung unmöglich gemacht habe, ſich mit als Freiwilliger unter die preußiſchen Fahnen zu ſtellen, und führte, als der Neapolitaner dies nicht recht begreifen konnte, die Römer zum Beiſpiel auf, die gleichfalls, wenn es das Vaterland galt, keine Gefahr und Aufopferungen geſcheuet hätten. Bei dieſen Worten fing der Italiäner an zu lächeln, mit der Zunge zu ſchnalzen, das Kinn zu ſtreichen, und antwortete ganz ſpöttiſch: „Es iſt aber auch bekannt, wie abergläubiſch die Römer waren.“ Dieſe Antwort geben wohl jetzt die meiſten Italiäner.

In Sarzana langten wir ſchon ſpät an; da wir jedoch noch bis Lerici fahren wollten, ſo verließen wir das artige Städtchen, ohne uns aufzuhalten, allein das königlich Sardiniſche Mautamt hatte es ganz anders beſchloſſen. Wir ſetzten, nicht ohne uns an die wichtige Bedeutung des Fluſſes zu erinnern, über die Magra, den weſtlichen Rubicon Italiens, freilich ohne den zufälligen hiſtoriſchen Ruhm des wirklichen. Die Magra machte in der römiſchen Staatsgeographie die politiſche Grenze des römiſchen Nord-Italiens, heute iſt ſie Zoll- und Mauthlinie des Königs von Sardinien. Die Sarzaneſiſchen Schiffer, die uns durch den Fluß gelootſet hatten, warnten uns ſogleich, alle Bücher, Kupferſtiche u. dergl. ſorgfältig zu verſtecken, wenn wir nicht derſelben fürs erſte beraubt werden wollten. Wir vermutheten hierunter einerſeits eine kleine Prellerei, und zugleich glaubten wir nicht, daß man uns ein Paar Landcharten oder Zeichnungen, einige lateiniſche und italiäniſche Claſſiker, die man in allen Schulen lieſet, und den unſchuldigen Guide-Voyageur wegnehmen würde; bald aber fanden wir, daß unſere Schiffer nur zu ehrlich mit uns umgegangen waren, alles, was einem Buche ähnlich ſah, und wäre es vom heiligen Vater ſelbſt verfaßt geweſen, wurde, ohne daß man nur den Titel einer Anſicht gewürdigt hätte, im Namen Sr. Sardiniſchen Majeſtät einegezogen, ſollte zur Prüfung nach Genua an gewiſſe Jeſuiten geſandt, und von da, 150 Meilen weit, auf unſere Koſten uns nach Hauſe nachgeſchickt

Digitized by Google

werden, falls die frommen Väter nichts Anstößiges in einem Taschenwörterbuche, dem Guide, dem Dante u. dgl. gefunden hätten. Diese impertinenten Grundsätze erfüllten uns mit Erstaunen und Aerger; kaum waren wir im Stande, uns einiger verdrießlichen Worte in Bezug auf des Königs von Sardinien Majestät zu enthalten, erklärten, daß wir unsere kleinen papiernen Habseligkeiten eher auf der Stelle verbrennen, als uns in diesen seltsamen Befehl fügen würden. Wir verlangten die Vollmacht der Mauthbeamten, welche sie zu dieser Tollheit berechtigte, zu sehen. Damit waren sie sogleich bei der Hand, denn sie sahen die große Unbilligkeit der Verordnung wohl selbst ein. In dieser Bestallung war ihnen bei Strafe der Cassation, einer Geldstrafe von 500 spanischen Thalern und halbjährigem Gefängniß verboten, irgend ein Buch, welches es immer sey, über die Grenze einbringen zu lassen, daher sie denn nun auch den Geistlichen das Brevier ohne Umstände wegnähmen und an die Jesuiten nach Genua zur Durchsicht schickten; ja die Gymnasiasten und Schulknaben, welche vom nördlichen Ufer der Magra sich nach Sarzana, der Studien halber, verfügen, sind genöthigt, wie uns nachher der brave Zolldirector in Sarzana versicherte, sich auf Umwegen zurück und nach Hause zu schleichen, weil, wenn sie den Mauthbeamten in die Hände geriethen, diese ihnen den Cornelius Nepos, Phädri Fabeln und alle Abecebücher wegnehmen würden. In der That hatte der Grenz-Einnehmer, in dessen Händen wir uns dermalen befanden, schon eine ganz artige Bibliothek von vielen Reisenden aller Nationen zusammen erbeutet, und wir mußten, trotz allen Verdrusses, ein wenig lachen, da wir in dieser Sammlung auch den Büchervorrath unsers lieben sicilianischen Reisegefährten, der 10 bis 12 Tage früher als wir diese Cacus-Höhle passirt hatte, entdeckten. Da nun aus dieser Hölle offenbar keine Erlösung zu hoffen war, so begaben wir uns, von einer Zollwache begleitet, in das Feuerfeuer nach Sarzana zurück, wo wir um Mitternacht anlangten. Wir fanden des andern Tags an dem dahiesigen Obereinnehmer, oder wie man ihn nennen will, einen sehr gefälligen, gütigen und gerechten Mann; er setzte uns noch einmal die Strenge des Gesetzes aus einander, und sprach darüber mit großer Freimüthigkeit, konnte am Ende doch aber nur bedauern, daß er nichts für uns zu thun im Stande sey, dafern wir nicht einen Bürgen in Sarzana stellen könnten, der unter obiger Geld- und Gefängnißstrafe dafür einzustehen sich anheischig mache, daß kein Blatt von unsern Papieren, ehe wir Genua erreicht hätten, im Sardinischen Staate zerstreuet würde. Nun denke sich einer diese arge Forderung! Wie sollten wir, fast ein paar hundert Meilen von Hause, in einem kleinen Städtchen, wie Sarzana, im Durchfluge einen Menschen finden, der für einen Stockfremden eine so gefährliche Bürgschaft zu übernehmen bereit wäre, die kaum ein Bruder für den andern eingienge! Der ehrliche Acciarath, der uns auf alle Weise gern geholfen hätte, wandte sich an einen Schiffer, der uns schon früher seine Barke für Genua angeboten hatte, mit dem Vorschlage, daß er unsere Sachen übernehmen und uns sammt ihnen, in eigener Person, auf seiner Barke nach der alten Republik bringen sollte; so konnte er die Bürgschaft ohne Gefahr leisten. Der Barcarol aber suchte anfänglich,

Digitized by Google

da er unsere Verlegenheit wohl sahe, dieselbe zu benutzen, und verlangte das Doppelte des gewöhnlichen Ueberfahrgeldes: doch ließ er, als unser Beschützer ihm zuredete, sehr bald von der Unbilligkeit ab, und wir haben nachher die größte Ursache gehabt, mit ihm zufrieden zu seyn. Dies strenge Mauthsystem, das Se. Sardinische Majestät damals in Ihren Staaten, zu mehrerer Sicherheit des frisch aufgerichteten Thrones, einzuführen für zweckmäßig hielten, soll späterhin um vieles gemildert worden seyn.

Digitized by Google

— Diese Uebel liegen darin, daß die Lehrer nichts taugen; der Bube des Tagelöhners wird — in der Freischule — vernachlässigt, stupid geschlagen und zum Hunde von Jugend auf dressirt.

Ein Fieber-Schauer überfällt den Verfasser beym Anblick der Mädchen, wenn sie aus den Kinderjahren treten.

Am meisten aber hält sich der Verfasser bey der Verworfenheit des Judenvolkes auf, und behauptet, daß unter 100 Juden wenigstens 10 sind, welche für eine Kleinigkeit das Land und das Volk verrathen, das sie unter sich duldet: wie viele von den übrigen 90 dieses für eine erkleckliche Summe thun, hat Verfasser nicht angegeben. Er schlägt als Gegenmittel vor:

Gemeinschaftliche Cultur und Ausbildung der Seelenfähigkeiten, welche die Abkömmlinge aller Völker vereinigt.

Bis sie diese Cultur erreichen, hält der Verfasser einen drükkenden Zustand derselben politisch nothwendig und rechtmäßig. Ihren Gottesdienst findet er unsinnig und unanständig: und meint, der Staat müsse nicht erlauben, Gott auf eine solche Art zu dienen, sondern deutsches Ritual einführen. Besonders aber müßte man verbieten, daß ein Jude christliche Dienstbothen annehmen könne. Wenn sie am Sabbath ohne Feuer und Licht bleiben müßten, würden sie bald solche Gebräuche aufgeben müssen. Durch ein Polizei-Reglement sollte auf einmal alle Dienerschaft aus den Judenhäusern verwiesen und bis dahin vom Staat unterstützt werden, wo sie ein anderweites Unterkommen gefunden.

Da der Verfasser dem Staat einmal das Recht einräumt, die Juden im Betreff ihrer Religion aus polizeilichen Rücksichten in ihren Befugnissen zu beschränken: so ist es auffallend, warum er nicht auf das allersicherste Mittel fällt, den Juden ihre Eigenthümlichkeit zu benehmen. Nämlich ihnen alle Art des Handels zu verbieten, sie aber in allem übrigen den Christen gleich zu stellen. Hätte ein Staat Energie genug, und die Juden so wenig Connexionen bey den Machthabern, daß ein solches Gesetz gegeben und gehalten würde; so würde sie der Hunger bald zwingen, Tagelöhner, Handwerker und Landbauern zu werden. Die Reichen würden ihr Geld anwenden, die Landeskultur zu befördern, und durch ihr vervielfältigtes Streben nach Geld, auf jedem andern Wege, würde der allgemeine Wohlstand sehr gewinnen. Die neue Lebensart würde sie den Christen näher bringen, und in 20 Jahren würde man dem Juden seinen Glauben weder ansehen, noch anhören, noch mit Grattenauer anriechen. Aus übelverstandener Humanität ist es zum Modebegriff geworden, daß die Christen die Juden von sich ausschließen, und sie einem Zustand der Verachtung überlassen. Das ist nicht wahr; sie selbst sondern sich ab; sie mögen nicht als Tagelöhner, als Handwerker arbeiten. Ein Jude als Schuhmacher fertige nur gute und wohlfeile Arbeit, man würde sich eben so zu ihm drängen, wie zu seinen Diner's, und zu seinem Geldkasten, wenn er den Christen nur Credit geben will.

Wenn wir uns nicht selbst täuschen, so finden wir vielmehr, daß wir vielmehr den Juden zudringlich erscheinen müssen, und ihnen gar keine Gelegenheit geben, sich von uns abzusondern.

Beiträge zur Kunde Preußens. 5tes und 6tes Heft.

Bemerkungen über die Städteordnung.

Der Verfasser zeigt darin, wie vorher die Städteverfassung beschaffen gewesen, und wie sie nun geworden sey.

Der Zweck der Städteordnung, die Bürger für ihr Gemeinwesen zu interessiren und ihre innern zerstreuten Kräfte zu concentriren, wird gut geheißen, die Ausführung sey aber weit hinter der guten Absicht des Gesetzgebers zurückgeblieben, und sey nur erst von künftigen Generationen zu erwarten.

Durch die Trennung der Justizverwaltung von den Magistraten habe besonders in kleinen Städten diese ungemein gelitten, da die jetzt ausgeschiedenen Justizbürgermeister das Beste dabei gethan. Am nachtheiligsten hätte die Gewerbefreiheit auf die Städte eingewirkt, wegen Ungleichheit der städtischen, theils ländischen Abgaben.

Die Geistesbildung sey in den wenigsten Städten so weit gediehen, daß aus der Bürgerschaft tüchtige Magistrate und Stadtverordnete gewählt werden könnten.

Einige Nachrichten über den Feldzug der Preußen in Polen unter dem Grafen von Dohna 1759.

Vorzüglich eine Rechtfertigungsschrift für den Grafen Dohna, der bei Friedrich dem Großen in Verdacht gekommen war, mit den Russen in Verbindung gestanden zu haben.

Preußens Schicksale während der drei schlesischen Kriege.

Eine ganz vorzüglich lesenswerthe Darstellung der innern Verwaltung Ostpreußens, während der drei schlesischen Kriege, der patriotischen Aufopferungen der Einwohner, der großmüthigen Regierung der russischen Feldherren und der Unzufriedenheit Friedrichs mit den Beamten und Einwohnern, die er für Verräther, den Russen ergeben, hielt.

Archiv für den thierischen Magnetismus. 3r Bd. 1s Stück.

Die vorzüglichste Abhandlung in diesem Heft ist die von Kieser: das vermuthliche Abstoßen der Metallnadeln durch die streichenden Finger, eine elektrische, keine thierisch-magnetische Erscheinung.

Der Infanterie-Dienst von Ad. Frhrn. v. Landsberg.

Diese Schrift, welche in einem sehr klaren Styl geschrieben ist, dürfte angehenden Offizieren sehr nützlich werden, da sie den kleinen Dienst besonders lehrt.

Beleuchtung des 2ten Theils der Schrift: Mittheilungen aus dem russischen Feldzuge von Röder von Bomsdorf.

Eine Rechtfertigungsschrift des sächsischen Corps unter Regnier

im Jahre 1812, gegen die Mittheilungen des Majors Röder von Bomsdorf, deren Werth nur Augenzeugen beurtheilen können.

Erinnerungen von einer Reise nach St. Petersburg im Jahr 1814 von Ulrich Frhrn. v. Schlippenbach.

Eine unterhaltende Lektüre, worin Notizen über den Zustand der Universität Dorpat, eine Darstellung der Bemühungen der Arbeiten der Commission zur Milderung des Leibeigenthums in Curland, eine Geschichte der Stadt Riga und deren Belagerung 1812 enthalten sind.

Ueber das Großherzogl. Weimarsche Strafurtheil gegen den Hofrath Dr. Ocken in Jena, von F. L. v. Hornthal.

Der Verfasser fängt damit an, zu sagen: Es sey in Weimar unbedingte Preßfreiheit gesetzlich.

Hieraus schließt er nun, daß alle alte Censurgesetze aufgehoben worden, mithin gebe und giebt es kein, die Preßfreiheit in Weimar modifizirendes Gesetz. Es entstehe daher der gegründete Zweifel, ob die Urtheilsverfasser blos nach dem Naturrecht sich hätten richten dürfen? Der Verfasser giebt zu, daß dies geschehen können, wenn Ocken durch seine ihn beschuldigten Verbrechen das Rechtsgebieth eines andern verletzt hätte, läugnet aber das letzte, denn die in der Isis dem Senat der Universität zu Rostock aufgesetzten Eselsohren sollen ihm nicht angerechnet werden können, da er dadurch nur ein Vergeltungsrecht geübt habe.

Dies mag hinreichen, die Jurisprudenz eines bairischen Justizraths zu documentiren.

Die Noten zu dieser vortrefflichen Defension, von einem Dritten verfaßt, sind ganz vorzüglich merkwürdig. Der Verf. verwirft in freien Staaten das Naturrecht, und gestattet nur das positive. Bei den Eselsohren bemerkt er: Ob unsere Väter auch so manierlich gewesen, wie von uns verlangt würde? Wie möchte sich dieser Notensetzer gebehrden, wenn ihm Eselsohren aufgesetzt würden?

Briefe über die jetzigen Angelegenheiten der deutschen Rheinlande. 1s Heft vom Prof. Köl in Würzburg.

Sind gegen die Oeffentlichkeit der Rechtspflege und gegen die Geschwornengerichte, und für das schriftliche und collegialische Verfahren geschrieben. Sie dürften den Justizminister Beyme zu empfehlen seyn, der die Organisation der Justiz am Rhein in den preußischen Provinzen leitet.

Frau von Krüdener und der Geist der Zeit, von Heinrich Burdach.

Sie wird als eine durch ihre feurige Phantasie Irregeleitete dargestellt, welche in ihrer Eigenthümlichkeit die ernsten großen Weltbegebenheiten als den Finger Gottes ansehen müssen.

Digitized by Google

Die diesjährige zu erwartende Witterung im Sommerhalbenjahre, von Dittmar.

Eine gut ausgeführte Hypothese, welche viel Wärme für den Sommer aus dem am Nordpol verminderten Eise prophezeiet.

Nordamerika und die nordamerikanischen Freistaaten, von einem Würtemberger.

Diese kurze, faßliche Beschreibung verdient besonders im deutschen Volke, welches so auswanderungslustig geworden ist, bekannt zu werden, damit es erfahre, daß es im Lande der Freiheit ungemein viele Sclaven giebt.

An Herrn Jonathan Schuderoff in Ronneburg, Vorfechter im Kirchenthum.

Eine Streitschrift, und Widerlegung des Herrn Schuderoff, der in allen seinen Schriften sich angestrengt, um ein vom Staate getrenntes Kirchenthum aufzubauen.

Zeitgenossen. 10tes Heft.

Es ist darin nichts von Erheblichkeit, es wäre denn die Andeutung auf den Staatsminister Frhrn. v. Stein, die hier wörtlich extrahirt wird.

Das Verdienst dieses merkwürdigen Staatsmannes um das innere Leben der preußischen Monarchie wollen viele Preußen bezweifeln; auch sein Verdienst um die Freiheit Deutschlands ist heftig angegriffen worden. Etliche trauen ihm Gewalt für Ideen zu, und reine Liebe für dieselben; Andere halten ihn nur für einen eifrigen Geschäftsmann, auch für einen kenntnißvollen, doch ohne ausgezeichneten Geist und Genialität. An seiner Rechtschaffenheit zweifeln Wenige, doch achten Viele, daß er seinen Ehrgeiz mehr liebe als die Tugend, und zum preußischen, wie deutschen Patriotismus in seiner Eigensucht den heftigsten Antrieb hatte. Darin stimmen Alle überein, daß er eine ungemeine Kraft des Willens besitze; doch wollen Einige behaupten, dieselbe sey nicht sehr zu loben, weil seine Heftigkeit noch stärker sey, als sein Wille, und er einem Vulkan gleiche, der selbst nicht wisse, wo sein Ausbruch aufhöre.

Was ist wahr an so verschiedenartigen Urtheilen? und von welchem Gesichtspunkte aus werden sie begreiflich?

Stein ist entsprungen aus einem der ältesten reichsritterlichen Geschlechter Deutschlands, und hängt mit seiner Vorstellung innig an jenen Zeiten, wo seine Vorfahren wie die halbsouverainen Fürsten zum Reichsoberhaupte standen. Diese Richtung fesselte ihn an den Begriff der deutschen Nation. Von ihm war der Schritt leicht zu der englischen Nationalfreiheit, und von dieser zum Studium der englischen Politik, Staatswirthschaft und bürgerlichen Gesellschaft; und vielleicht hieng hiermit wiederum zusammen, daß er sich eine Gemahlin aus einer Familie wählte, die an Brittanien gefesselt ist.

Digitized by Google

So begreift man, wie seine Liebe für Nationalfreiheit der Art wurde, wie sie in ihm lebt. Die erste Quelle hat allerdings eine Farbe von Eigensucht; doch wer will sie als die Hauptfarbe seines Charakters nehmen, da sie sich mit einer so großartigen Leidenschaft für einen Gegenstand wie die Nationalfreiheit vermischt hat? Ich halte mich an diese Leidenschaft in ihm, und glaube der Wahrheit am treuesten zu seyn. Ohne Berücksichtigung seines Vortheils ist er zurückgetreten, sobald er für die innere Freiheit Preußens und Deutschlands nicht nach seiner Ueberzeugung handeln konnte; und um alle Macht, welche ihm auch auf die Dauer nicht in Rußland entstehen mochte, ist er unbekümmert gewesen, sobald er einmal dem dem Sturm der Russen eine Richtung für die deutsche Freiheit gegeben hatte. Er will nirgends seyn, als bei dem Banner unsrer Nationalfreiheit; ihm liegt nichts an Herrschaft unter andern Nationen; und wollten wir ihn schelten, wenn er bei jenem nicht ohne Gefühl und Kraft des deutschen Ritters stehen wollte? wenn ihn erfreute zu hören, daß einer von den alten unmittelbaren Reichsfreiherren von Stein wieder für Adel und Volk der deutschen Gauen rüstig sey?

Die Welt weiß, daß alle brittische Cultur, wenn gleich von dem Athem der Freiheit beseelt, auch das Colorit der Eigensucht nicht vermeide. Vorzüglich an ihrem Geist erwachsen, wie hätte Stein die seinige von einer eigensüchtigen, für die Verhältnisse des deutschen Lebens nicht genug milden und schonenden Farbe frei erhalten sollen?

Seine ursprüngliche geistige Anlage war unverkennbar auf Ideen gerichtet, doch nur auf solche, die unmittelbar in das praktische Treiben eingreifen, und seine frühe Bestimmung für die Staatsgeschäfte lenkte seine Neigung auf dasjenige Ideale, was auf den Staat unmittelbare Anwendung litt. Bei der geistigen Kraft, womit er dieses verfolgte, besaß er keine ausgezeichnete Anlage für Schönheit und innern Reichthum der Ideen, für die Kunst der Darstellung; und hätte er sie auch stärker besessen, so mußte er über sie wegeilen bei einem stets gespannten Eifer, ein praktisches Ziel zu erreichen.

Den daher entstandenen Mangel nehmen solche Naturen wahr, die etwa selbst einige ästhetische Anlagen in sich ausgebildet haben, oder in dem Wahn stehen, daß der Mangel an Geschmack den Geist überhaupt ausschließe, und alles Genie in der Genialität für das Schöne bestehe. Menschen der Art urtheilen leicht, daß der Frhr. v. Stein wohl ein rüstiger und kundiger Geschäftsmann, doch ohne ausgezeichneten Geist sey.

Wo der Sinn für Schönheit nicht von Natur mächtig und durch Uebung sehr ausgebildet ist, da wird bei einem heftigen Willen, starken Geist, ungestümen praktischen Treiben, kaum sittliche Zartheit in der Weise der Ausführung auch der rechtschaffensten Zwecke, in der Wahl der Mittel seyn; und somit wird begreiflich, wie nicht nur heuchlerische und unsaubre, sondern sogar die feinsten Seelen argwöhnisch gegen die durchgängige Rechtschaffenheit jenes Staatsmannes werden können.

Ja man darf hinzufügen, daß bei dem einseitigen Genie für praktische Ideen, bei der Entfremdung gegen den Reichthum und die Weite der Schönen, er unausweichlich mitunter sogar zum Fanatism getrie-

Digitized by Google

ben wird; und wie kann er alsdann umhin, manche Menschen zu verkennen, manche gute Absicht selbst verbrecherisch zu finden? Nur weiß Niemand ein Beispiel anzuführen, daß er einen Vortheil für seine Person suchte, wenn er in fatanischer Anwandlung einem Andern Unrecht gethan haben sollte.

Die Geschichte wird dereinst den angegebenen Gesichtspunkt lautern, weiter verfolgen, mit ihren Urkunden bekräftigen. Nie sollte derjenige, welchem historisches Urtheil eigen ward, laß in Aufhellung von Gesichtspunkten werden, wodurch die Urtheile der Zeitgenossen über merkwürdige Männer sich ausgleichen lassen.

Sendschreiben eines Brandenburgers an die Bewohner Rheinpreußens, bei Gelegenheit der Sr. Durchlaucht dem Staatskanzler übergebenen Adresse, von Julius v. Voß. 1818.

Julius v. Voß hat darin eine Meinung ausgesprochen und durchgeführt, die wir bereits früher in der Bremer Zeitung und in den Freimüthigen Blättern ebenfalls öffentlich bekannt haben.

Wir wiederholen hier:

daß wir in einer neuen preußischen Constitution nur den nahen Untergang des Staats erblicken können.

Mögen ein Görres, Wieland und Genossen uns deshalb schmähen und verspotten, sie, die so wenig von dem neuen Zustande der preußischen Monarchie wissen wie ein Chinese, es gilt uns völlig gleich. Diese Herren sehen nur ihre Ideale, und wer diese angreift, den schmähen sie persönlich. Beweis genug, daß sie Unrecht haben.

Deutsches Wort aus Preußen an die Rheinländer. Als Antwort auf die Schrift: Uebergabe der Adresse der Stadt Coblenz und der Landschaft an Se. Majestät den König in öffentlicher Audienz bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten Staatskanzler am 12ten Januar 1818.

Eine sehr gut geschriebene, der strengsten Wahrheit huldigende, gegen Preußen gerechte Schrift.

Die Waage von Börne. 1ster Band. 1stes Stück.

Mit einer hochtrabenden Ankündigung an der Spitze, die eine Menge Blätter füllt, wird viel leeres Stroh gedroschen, und muß es jedem Leser auffallen, daß hier den Zeitgenossen eine Lobrede gehalten und besonders des G. Gneisenau Biographie ausgehoben wird, denn nichts kann unrichtiger seyn, als die Biographie in den Zeitgenossen.

Eunomia von Keßler. 1ster Bd. 1stes St.

Eine neue Zeitschrift, deren erstes Heft gediegene Aufsätze enthält. Der erste über die Literatur in der würtembergischen Verfas-

Digitized by Google

SOCIETÄT

fungssache verdient dies Lob gerade vorzüglich. Indem er unter anderm von der Untauglichkeit der altwürtembergischen Verfassung spricht, sagt er: „Die erneuerte Verfassung konnte von 1771 bis 1797 keinen Landtag mehr zu Wege bringen; die Ausschüsse hingegen trieben während dieser Zeit ein heilloses Spiel mit dem Vermögen des Volks (der Nation — heißt es in sogenannten Landtagsschriften aus den neuniger Jahren. Man wollte hinter der großen Nation nicht ganz zurückbleiben.) Vier Millionen, zweihundert acht und dreißig Gulden vom Volkseigenthum wurden während dieser Zeit von jenen Ausschüssen gesetzwidrig vergeudet. Und eine solche Epoche im alten Glückszustand sollte nur auf Mißbräuche deuten, denen man mittelst einiger Modificationen der Verfassung jetzt vorbeugen könne? — Beruhte diese Verfassung wesentlich auf der Kassen-Servitut der Landstände, und auf der despotischen Gewalt der Ausschüsse, so war sie selbst nichts weiter als ein großer Mißbrauch. Heckers compte rendu war auch in Würtembera nicht unbeachtet geblieben, wie unter anderm die Vorrede einer Schrift beweist, die im Jahre 1799 erschien, unter dem Titel: die Verwaltung der würtembergischen Landeskasse durch die vormaligen kassirten Ausschüsse der würtembergischen Landstandschaft. Aus landschaftlichen Rechnungen, Acten und Urkunden gezogen.

„Die hier angeführten Aktenstücke zeigen," heißt es in der Vorrede, „wie mit dieser Kasse (der Nationalkasse) gewirthschaftet worden sey, wie sich die vormaligen Ausschüsse unter dem beliebten Titel: Remuneration, bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit besackten, wie sie den sauren Schweiß der Nation verschleuderten, verschenkten und selbst an Fremde verschickten! Wie oft wurden nicht zur nämlichen Zeit, wo sie Tausende unter sich austheilten oder sonst verschleuderten, landschaftliche Pressen an die Communen geschickt, und die letzten Kreuzer des armen Bauers oder Weingärtners, welcher noch Steuer-Restant war, herausgepreßt!"

Zur weitern Belehrung wollen wir nun das Hauptsächlichste dieser urkundlichen Relation ausheben, wobei wir uns freilich meistens blos auf die Ueberschriften der Paragraphen werden beschränken müssen Die Schrift geht nämlich die viererlei landschaftlichen Rechnungen jener Periode durch, und beginnt also:

I „Bei der Landschaftlichen Einnehmerei-Rechnung."

„Die landschaftliche Einnehmerei" heißt es in einer Note — „enthält die Haupt-Kasse, in welche die Einkünfte des Landes fließen, als Steuern und Accise. Sie hat zu ihrer Bedienung zwei Einnehmer und einen Buchhalter. Sie bestreitet die Auslagen, die Ablösung und Zinszahlung der Kapitalien, die Unterhaltung des landschaftlichen Personals und die zur geheimen Truhe zu liefernden Summen"

§. 1. „Es verschwinden plötzlich 87,689 Gulden aus der Landes-Kasse ohne Grund."

§. 2. Eigennützige Belohnung.

§ 3. Eigennützigkeit.

„Ungeachtet gesammte Prälaten und Landschaft Serenissimo für Abschließung des Vergleichrezesses und gnädigste Zusicherung der

Erfüllung deſſelben ihre unterthänigſte Dankbarkeit noch vor ihrer Entlaſſung durch zwei freiwillige Geſchenke von 60,000 Fl. ſage: 120,000 Fl zu bezeugen, ſich verbindlich gemacht haben, ſo hat gleichwohl der größere Ausſchuß auf die ihm, in der herzoglichen Signatur d. 10 July 1770. gemachte Inſinuation, Sereniſſimo zu unterthänigen Ehren in einem Dekret vom 11ten October 1770 noch ein weiteres Don gratuit von 30,000 Gulden verwilliget."

(Sereniſſimus hatte um des Geldes willen die Verfaſſung umgeſtoßen, und ſie ums Geld wieder aufgerichtet. Für ſo etwas hat freilich Friedrich der Große keine Achtung haben können.)

§. 4. Ausgabe von 1232 Fl. für Bücher ohne Nutzen des Landes.

§. 5 „Ein vorgegebener Diebſtahl, doch in jedem Falle Wahrheit"

(Ein bedeutender Kaſſendefect wurde vom engern Ausſchuß ohne weiteres „zur abgängigen Berechnung dekretirt, weil der Rechner angegeben hatte, das Geld ſey vermuthlich geſtohlen worden," was freilich noch heute kaum bezweifelt werden wird.)

§. 7 „Die belohnte Untreue."

§. 8. Extra-Geſchäfte, Extra-Remuneration.

§. 9. Eine ganz kleine Scheimerei.

§. 10. Trauerkleider für 4163 Fl.

(wobei bemerkt wird, daß es der Landſchaft erſt ein Vierteljahr nach dem Ableben des Herzogs Carls eingefallen, denſelben zu betrauren.)

§. 11. Ein fremder Abenteurer erhält 33,400 Fl. Abfertigung, weil er das Land um Millionen geprellt hat.

(der Lotto-Entrepreneur Marcheſe Manſi.)

§. 12. Eine Schuldenübernahme auf den Beutel der Unterthanen von 560,000 Fl. und Selbſtbelohnung von 9290 Fl. (durch einen Vergleich, wozu der Ausſchuß nicht bevollmächtiget war.)

(Für jenen Vergleich wurde dem Herzoge „aus unterthänigſter Dankbarkeit" ein Don gratuit von 44,000 Fl. bezahlt; auch wurden in dieſem Vergleich dem Kirchenrath 2,259,244 Fl. erlaſſen, die er der Landſchaft ſchuldig war, was aber compenſando der Herzogl. Rentkammer zu gut kam.)

§. 13 Remunerations-Erhöhung.

§. 14. Kammerbeitrag ohne Vollmacht.

§. 15. Kammerbeitrag von 16,000 Fl. ohne Vollmacht.

§. 16. Eine Reiſe nach München koſtete 6000 Fl.

§. 17. Ein Vorſchuß.

§ 18. Eine Verehrung.

§. 19. Eine eigenmächtige Beſoldungs-Erhöhung.

§. 20. Bewegende Urſachen bewogen 253 Fl. Remuneration.

Frage:

Was waren denn die bewegenden Urſachen, warum ſind ſie nicht angeführt? Antwort:

Die bewegenden Urſachen waren — das Geld, denn dieſes bewegt alles in der Welt, warum ſollte es nicht auch die Landſtände bewegen?

§. 21. Auch ein freiwillig Reſignirender behält ſeinen ganzen vorigen Gehalt.

Digitized by Google

§. 22. Ein Aequivalent für getäuschte selbstgemachte Hoffnung.
§. 23. Eine belohnte, nicht ins Publikum gekommene, Schriftstellerei
(Dieses kryptographische Werk, über die landschaftliche Verfassung, wurde von dem landschaftlichen Registrator Hoffmann auf landschaftliches Verlangen verfaßt. Wahrscheinlich kam es zur Verfassung ad acta).
§. 24. Die Herren vertheilen 5775 Fl. Landesgelder und abermahls 875 Fl. und 2640 Fl.
§. 25. Vermehrtes Personal, ohne vermehrte Arbeiten.
§ 26 Eine Brandsteuer
„1785 bis 86. wurden dem Herzogl. Kammerherrn v. S. zu Langenhennersdorf in Sachsen, auf sein Bitten, zur Wiederaufbauung seiner durch Brand verunglückten Gebäude, 23 Fl. 45 Kr. Beisteuer verwilligt."
§. 27. Eine Handlung gegen eigene selbsterklärte Ueberzeugung.
§. 28. Taggelder.
(Es ist besser, wenn man andre für sich arbeiten läßt.)
§. 29 Wenn man seine Geschäfte liegen läßt, so darf man andere für sich arbeiten lassen, und das Land muß es bezahlen.
II. Defekte bei der geheimen Truhe.
„Die geheime Truhe, sagt die Anmerkung, ist die zu geheimen Staats-(?) Ausgaben bestimmte Kasse. Der engere Ausschuß disponirt über sie, und ein Mitglied desselben ist der Kassier. Das Geld in dieser Kasse wird auf Anweisung des engern Ausschusses und der landschaftlichen Einnehmerei erhoben, und eine eigene Rechnung darüber geführt."
§ 30. Ein Rest von 23,080 Fl.
(Von 1775 bis 1786 wurde gar keine Rechnung gestellt. Der verstorbene Rechner, der jenen Rest gesetzt, erhielt dem ungeachtet 500 Fl. Besoldungs-Nachfolge, und 8000 Gulden Nachlaß und Remuneration — seine Erben nähmlich.)
§. 31. Ein Geschenk für gute Dienste der Pflicht.
(Die verwittwete Expeditions-Räthin in S.... erhielt im Jahre 1774 150 Fl. und im Jahre 1775 50 Fl., weil ihr Mann bei der Rechnungs-Abhör gute Dienste geleistet habe.)
§. 32. Das wichtige Geschäft der Zeitungs-Bestellung wird belohnt.
§. 33. Spazierfahrt-Gelder.
§. 34. Zwei Messer sind besser als eines.
(Die Neujahrs-Bestecke und Federmesser kommen einmahl bei der geheimen Truhe, und zu gleicher Zeit bei der Landschafts-Einnehmerei, also in gedoppelter Verrechnung vor.
§. 35. Additionen, sich selbst gegeben.
§. 36. Remunerationen in Menge.
Zusammen die Summe an selbstgenommenen, unrechtmäßigen Remunerationen — : 21811 Fl. (wovon auch die Prälaten participirten).
§. 37. Es werden abermahls 960 Fl. ausgetheilt und zwar für Nichtsthun.
§. 38. Theure Rechnungs-Abhöre.

Digitized by Google

§. 39. Doppelt genäht, hält wohl.
(Der Abbas Marchardensis und der Abbas Bebenhusanus sind abermahls unter denen, die sich doppelt bezahlten.

§. 40. „Darf man sich auch das bezahlen lassen, was man nicht arbeitet? Ja wohl!" (Wenn man nämlich Prälat und Landstand ist.)

§. 41. „Ein kleiner Schreibfehler, der 100 Fl. kostet."

§ 42. „Das Land kauft einen Weinberg."
(Auf welchem Planeten dieser geheime Weinberg liege, hat bis jetzt nicht ausfindig gemacht werden können. Es soll lauter „Hexpacher" darin wachsen)

§ 43. „Eine jährliche Pension von 1800 Fl." (Dem Reg. Rath St., als resignirten Konsulenten, „der aber doch im Verbindung bleiben sollte.")

„Fragen:

1) „Was ist die Ursache, der unter 3 Titel versteckten Pensionsverrechnung von 1800 Fl.?"

2) „Warum wurde den Erben eines pensionirten, und zwar so enorm pensionirten Offizials, eine Besoldungs-Nachfolge verwilligt?"

3) „Warum in jedem Fall zu viel ausgeblich verrechnet worden sey?"

„Antworten:"

1) Eine Sache, die man nicht leicht finden solle, versteckt man gern, deswegen hätte sie auch nicht gefunden werden sollen. Wer dachte auch im Jahr 1765 daran, daß 1797 ein einsichtsvoller und ehrlicher Mann diese 3 Rechnungen vergleichen und das darin Versteckte finden werde?

2) Wer da hat, dem wird gegeben, denn es war ja der Vater des Herrn St — aber den armen Bauern und Weingärtnern wurde es genommen.

3) Die Rechnung zuviel, fiel natürlich in des Rechners Sack, nicht in die Kasse, und ist also die Antwort leicht zu erklären.

„Besoldungs-Nachfolge" heißt es in der Anmerkung, „ein neues Wort, dessen Bedeutung nur bei den vormahligen Ständen gewöhnlich war. Sonst giebt man nur den Lebenden Besoldung, aber diese geben den Verstorbenen, Resignirten, Restmachern und dergl. Besoldungs-Nachfolgen."

III. Defekte bei der Oekonomie-Rechnung.

„Auch eine Oekonomie-Rechnung" berichtet die Note, „existirte bei den vormahligen Landständen. Wo vielerlei Kassen und vielerlei Rechnungen sind, ist es leichter, Blinde zu führen, und schwerer, die in 3 Rechnungen versteckten Defekte zu finden, als bei einer. Es wurden also 4 Rechnungen unterhalten, und bei jeder toll gewirthschaftet."

„Es war eine eigene landschaftliche Oeconomie da, vorzüglich in Küche und Keller. Jene verschlang eine ungeheure Menge Holz, bei welchem sich viele Unberufene wärmten. Auch der Keller wurde nicht geschont. Denn seit 1770 bis 1797, wo kein Landtag mehr gehalten wurde, sind 1929 Eimer Wein, mit einem Aufwand von

Digitized by Google

96,980 Fl. verzehrt worden. Es haben also die Ausschüsse in den wenigen Wochen ihrer Konvente, und das übrige kleine Personal jährlich 74 Eimer oder 13,000 würtembergische Maaße ausgestochen. Dieser große Mißbrauch kostbaren Weins, wovon der Eimer zu 240 Fl. verkauft wurde, bewog die Landes-Versammlung, die ganze Oekonomie, mit Küche und Keller, aufzuheben, die Weine und alles Geräthe zu verkaufen."

§. 44. Die Landes-Casse wird zu einer Wechselhandlung erhoben — wobei sie unter Anderm um 4235 Fl. an Zins geprellt wurde.)

(Sehr bequem ist's, Einnahmsposten in der Rechnung zu durchstreichen und [illegible] marginem zu setzen: „sind anderwärts verrechnet.")

IV. Defecte bei der geheimen Negotiations-Rechnung.

§. 45. Die Herren theilen ein Sümmchen von 13,815 Fl. unter sich aus.

§. 46 Abermal eine Austheilung von 1050 Fl.

§. 47. Das löbliche Secretariat braucht wegen wichtiger Geschäfte einen Bedienten.

§. 48 Eine Vergessenheit.

„Den 20. May 1770 stellte ich Herrn Prälat S. Hochwürden, auf Dero Anverlangen, eine Summe von 600 Fl. zu, welche ich hier in Ausgabe bringe mit — :. 600 Fl.

§. 49 Eine unvermuthete Einnahme.

„Aus der landschaftlichen Casse zu Wien erhoben — :. 20,000 Fl.

„Drei Jahre vor Anfang dieses Rechnungstermins erhob Rechner von der verwittweten ... zu Ulm die bei ihrem seligen Eheherrn in deposito gelegenen landschaftlichen Gelder mit 28,437 Fl. 17 Kr."

§. 50 Ein Verstoß.

§. 51. Quittungen sind nicht üblich.

§. 52. „617 Fl. Porto."

§. 53. Eine großgünstige Belohnung treuer Rechnung.

§. 54. Die Landescasse ist abermals im Wechselcomtoir.

§. 55. Die Bankiers-Geschäfte gehen fort.

§. 56 Es ist leichter, 3411 Fl. auszustreichen, als dafür zu liquidiren.

§. 57. Ein Präsent an eine Frau, von 7000 Fl.

§. 58. Die Dankbarkeit.

§. 59. Eine Liberalität ohne Vollmacht.

§. 60. Ein Verstoß von 160 Fl.

§. 61. Eine Reise eines Fremden kostet 5000 Fl.

(Es wurde nämlich Anno 1770 der baadensche Hofrath v. Geyling nach Petersburg geschickt, um die dort verlegenen Landesangelegenheiten zu betreiben.) (Minister v. Affeburg soll die Ausschußherren ministerlich zu dieser Staats-Action beredet haben.)

(Dafür wurden 10 Jahre nachher 5000 Fl. verrechnet. Unser Autor meint entschuldigend, wenn man einen Gesandten nach Japan oder China geschickt hätte, um die dort verlegenen Landesangelegenheiten zu betreiben, so würden die Unkosten für das Land noch viel größer geworden seyn!)

§. 62. Abermals eine Reise, die 8700 Fl. kostet.

Digitized by Google

§. 63. Die Landes-Casse macht ein sehr glückliches Wechselgeschäft bei einem Prinzen (von Isenburg.)
(1. August 1780 bis 1794 wurde der Posten von 5445 Fl. Capital und Zins aus der Rechnung weggelassen.)
§. 64. Abermals glückliche Wechselgeschäfte.
§. 65. Landschaftliche Logik, ein Schuß ins Grab.
Den 5. März 1782 wurde wegen des im Jahre 1770 geschlossenen Vergleiches nach Absterben des Regierungsraths und vieljährig gewesenen Landschafts-Consulenten St. . . . dessen Erben noch eine Remuneration verwilligt, welche ich hier in Ausgabe stelle mit 1500 Fl.
„Note:" Weil im Jahre 1770 ein Vergleich geschlossen wurde, so wurde H. Landschafts-Consulent St . . . im Jahre 1782 — der Vater des Rechners — noch nach seinem Tode, ob er gleich 1800 Fl. Pension bezog, remunerirt, das war eine landschaftliche Schlußfolge!"
„Frage:" „Warum hat der Ausschuß einen Verstorbenen auf eine so sonderbare Weise remunerirt?"
„Antwort:" „Um ihm noch etwas von den Landesgeldern — von welchen er in seinem Leben vielleicht nicht genug bezogen haben mochte — ins Grab nachzuschicken. Denn so, wie dem Soldaten seine Kameraden ins Grab schießen, so schossen die Landschäftler ihren verstorbenen Mitgliedern noch ansehnliche Summen aus der Landes-Casse ins Grab nach, um noch nach dem Tode an ihren Prisen Antheil zu nehmen!"
§. 66. „Eine Austheilung"
§. 67. „Eine bescheidene Selbstbelohnung. Ein Rechenkunststück"
§. 68. „Auch ein Postmeister tritt auf."
§. 69. „Herr v M. (des Herzogs Geheimerrath) läßt sich 12000 Fl schenken"
§. 70. „Auch einmal ein wohlthätiges Werk, aber auch bei diesem unter der Decke gespielt."
§. 71. „Eine Wittwe erhält 200 Fl"
§. 72. „Klein und doch karakteristisch."
„Von 1784 85 wurden dem Landschaft-Kanzellist Müller, wegen mehrere Tage lang gehaltener Nachfrage nach Serenissim. Befinden 9 Fl. 36 Kr Belohnung verrechnet" (aus der geheimen Negotions-Casse)
§. 73. „Ein Don gratuit"
§. 74. „Eine Amtscasse (die Weiltinger) wird umgestürzt. Und es behaate den Herren so wohl, daß sie das Umstürzen alle Jahr wiederholten."
(Weiltingen gehörte nämlich der Landschaft, weshalb die Ausschüsse die Revenüen davon unter sich theilten.)
§. 75. „Was ein Verzeichniß der Praestandorum kostet?"
§. 76. „Die Landstände setzen in die Lotterie."
§. 77. „Die Landeskasse macht wieder Wechselgeschäfte, aber diesesmal mit fremdem Gelde."
§. 78. „Eine Addition, die aber in der Familie blieb."
§. 79. „Die Landeskasse zahlt wieder Reisekosten."

Digitized by Google

§. 80. „Ein Geschenk von 100 Fl."
§. 81. „Die Landeskasse macht eine unglückliche Spekulation, und fällt in einem Concurs durch."
§. 82 „Abermals ein Beweis, daß das Pränumeriren nichts tauge."
§. 83. „Die Landeskasse kauft für 2000 Fl. Manuscripte."
§. 84. „Die Landeskasse wird wieder zur Wittwenkasse."
§. 85. „Abermals eine Remuneration, die nicht in fremde Hände kam."
§. 86. „Eine Krankensteuer."
§. 87. „Die Landeskasse zahlt Spazierfahrten.
§. 88. „Die Herren belohnen sich, wegen gemachter Frucht-Spekulation selbst."
§. 89. „Was Brummbriefe kosten."
§. 90. „Wechselgeschäfte."
§. 91. „Abermals eine Addition aus der Landeskasse."
§. 92. „Die Landeskasse kauft den Bauernkatechismus."
§. 93. „Ein kleiner Rechnungsfehler."
§. 94. „Eine Remuneration außer Landes."
§. 95. „Ein kleiner Verstoß in Wechselsachen.
§. 96. „Die Landeskasse ist wieder Wittwenkasse."
§. 97. „Die Landeskasse kauft abermals Papier."
§. 98. „Die Landeskasse kauft eine Medaille."
§. 99. „Dekrete waren nicht nöthig, wo man selbst dekretiren konnte."
§. 100. „Zum Schluß noch eine Remuneration."

Ueber die Verhältnisse der bäuerlichen Einsassen im Großherzogthum Posen, vom Regierungsrath Thoma. Berlin 1818. In Commission bei Enslin.

Die preußische Regierung hat eine Commission im Großherzogthum Posen niedergesetzt, die grundherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse vergleichsweise festzustellen, wobei auf die ältere Gesetzgebung und auf das preuß. Edikt vom Jahre 1811 wegen Auseinandersetzung beider Theile vorzüglich Rücksicht genommen werden soll. Bekanntlich hat Herr Geheime-Justiz-Rath v. Grevenitz in einer, vor ½ Jahr hier erschienenen Schrift, der Bauer in Polen, geschichtlich darzustellen sich bemüht, daß vor dem Jahre 1550 der polnische Bauer erblicher Eigenthümer seiner, mit mäßigen und bestimmten dinglichen Lasten beschwerten Stelle gewesen, dadurch aber um seine Rechte gebracht sey, daß der Adel die erbliche königl. Gewalt in eine Wahl umgeschaffen und die schwachen Wahlkönige vermocht hätte, den Bauer rechtlos zu machen und der grundherrlichen Willkühr Preis zu geben

In diesem Buche wird jene Darstellung als unrichtig und unerweislich angegriffen, gezeigt: daß die alte polnische und die neuere preußische Gesetzgebung sehr schwankend gewesen, und nur die 1807 eingetretene französische darin bestimmter gewesen, daß sie den pol-

Digitized by Google

nischen Bauer zwar persönlich frei gemacht, ihm aber auch alles unbewegliche Eigenthum abgesprochen und sein künftiges Verhältniß zum Grundherrn auf Contract begründet, wodurch jener noch schlimmer daran gewesen sey als früherhin. Die preußische Regierung habe dies bestätigt, und das 1811 ertheilte Gesetz wegen Auseinandersetzung beider Theile sey häufig gar nicht anwendbar, theils weil die Grundherren ohne Naturaldienste nicht allenthalben bestehen könnten, theils weil der polnische Bauer nicht aufgeklärt genug sey, das Dienstgeld aufzubringen.

Der Falke. Eine Vierteljahrsschrift von Dr. S. Ascher. 1tes Heft. Leipzig 1818, bei Achenwall et Comp.

Was der Verfasser über Staatspapierverkehr, besonders über die große Verschiedenheit der englischen Staatsschulden und derer des Festlandes urtheilt, ist sehr zu beherzigen. Eben so anziehend sind die Berlinischen Briefe und die Bemerkungen über die Veränderungen des öffentlichen Geistes, seit die Hochschule hierher versetzt worden.

Emanuel August Dieudonné's Grafen v. Las Casas Leben und Schicksale. Leipzig 1818, bei F. A. Brockhaus.

Große Aufschlüsse über Napoleons Geschichte denkt man hier zu finden. Darin erfährt man so viel als nichts. Der Graf war Emigrant, Condeer, ein enthusiastischer Verehrer der Bourbons, dann Ueberläufer, Buonaparte's Anbeter, endlich sein Kammerherr, der sich viel darauf einbildet, Napoleon im Unglück nicht verlassen zu haben, sondern ihm nach St. Helena gefolgt zu seyn, wo er geheimen Briefwechsel nach Europa versucht, darüber ertappt und dann erst nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung, zuletzt über England nach Deutschland entfernt wurde, wo Oestreichs Kaiser ihn in Schutz nahm. Ein mitabgedruckter Brief an Lucian enthält Klagen über Napoleons hartes Schicksal und die Härte des Gouverneurs Lowe, den Napoleon einen sicilianischen Sbirren zu nennen beliebt, weil er ihn fest hält. Napoleon kann mit 48000 Rthlr. jährlich gefangen und isolirt nicht auskommen, und klagt das englische Gouvernement an, das Völkerrecht durch seine Verhaftung verletzt zu haben, er, der niemals ein Recht geachtet hat. Uebrigens beschreibt er seine Feldzüge, und leider an der Leber.

Napoléon peint par lui-même. London 1818.

Eine Buchhändler-Spekulation. Ein Nordamerikaner reist nach Elba, um Napoleon zu sehen; dieser wird nach zwei Unterredungen so zutraulich, daß er den Reisenden in sein Cabinett einschließt und ihn einen selbst verfaßten Abriß seiner Lebensgeschichte lesen läßt. Das Ganze ist schlecht ersonnen und noch schlechter ausgeführt.

Digitized by Google

Grundriß der Geschichte des preußischen Staats von Dr. Friedrich Förster. Berlin 1818. In der Maurerschen Buchhandlung.

Diese Geschichte würde als Leitfaden zum Gebrauch in der Kriegsschule gemeinnützig seyn, wenn nicht manche, oft die wichtigsten Thatsachen, wie z. B. die Schlacht von Jena, irrig dargestellt wären.

Da heißt es 2ter Band, Seite 19, wo von dem Gefecht am 10. Octbr. bei Saalfeld die Rede gewesen:

„Der Fürst von Hohenlohe gab nun die Stellung von Mittelpölnitz auf, und ging nach Jena zurück."

Der Fürst von Hohenlohe hatte am 10. Octbr. Orlamünde, Cala, Winzerle besetzt, und ging von da nach Jena zurück, keineswegs vor Mittelpölnitz, sondern hier eine Stellung nehmen zu wollen, lag in Massenbachs Kriegsoperationsplan, den der Herzog v. Braunschweig verwarf.

conf. Massenbachs Denkwürdigkeiten und den Bericht eines Augenzeugen 2c.

„Im preußischen Hauptquartier hatte man den Entschluß gefaßt, den Feind bei Naumburg aufzusuchen und hier ihm eine Schlacht zu liefern."

Ganz unrichtig. Die Disposition für den 13ten und 14ten (conf. Massenbachs Denkwürdigkeiten, Bericht des Augenzeugen 2c) welche der Herzog v. Braunschweig ausgegeben, war im Wesentlichen folgende:

Die Hauptarmee marschirt am 13ten früh auf der Chaussee von Weimar nach Auerstädt und Gegend, läßt die Saale rechts und geht über die Unstrut, Saale und Elbe, um diese, mit ihren Reserven vereinigt, zu vertheidigen. Die Flügelarmee unter Hohenlohe maskirt den Marsch der Hauptarmee, besetzt die Bergschlünde des linken Saaluferes, läßt sich in keine Schlacht ein, und zieht dem Hauptheere, sich stets vertheidigend, über die Ilm langsam nach.

„Der General v. Tauenzien unternahm am 14ten October einen vergeblichen Angriff, die Division Grawert nahm ihn auf, und nach vielem Verlust, wieder verstärkt durch Rüchels Armee, wurden die Feind wieder geworfen."

Alles entstellt

Tauenzien wurde angegriffen, und als Rüchel erschien, war alles verloren, darum Massenbachs Vorwürfe gegen diesen über zu spätes Erscheinen. Auch bei Auerstädt hatten die Preußen den Angriff versucht, aber die Aufstellung und Marschordnung hinderte einen großen Theil des Heeres, Antheil am Kampf zu nehmen."

Falsch:

Man griff an, weil man im Marsch an die Unstrut gehindert wurde; da dieser Angriff nicht vorbereitet war, so geschah er übereilt, indeß nahmen die zum Angriff befehligten drei Divisionen wohl Antheil am Gefecht, nur die zwei Reserve-Divisionen nicht, die deshalb die Schlacht verloren machten, weil sie nicht in die Linie einrückten.

Digitized by Google

Wir glauben, daß der Herr Verfasser, der ja sonst in seinen Schriften so freimüthig ist, nicht absichtlich die Geschichte der Schlacht von Jena entstellt hat; aber es ist doch für junge Offiziere vom entschiedensten Nachtheil, wenn ihnen die wahren Ursachen des Verlusts der Schlacht von Jena nicht aufgedeckt werden.

Eine entstellte und beschönigte Geschichte der Fehler eines Volks kann seine Entwickelung nicht fördern, und besser ist gar keine.

Mehr als zehn Worte gegen Ein Wort des Herrn Generallieutenants v. Diericke über den preußischen Adel von Hartwig von Hundt-Radowsky. Leipzig und Merseburg 1818. in Ernst Kleins literarischem, geographischem, Kunst- und Commissions-Comtoir.

Eine Streitschrift gegen den General von Dierike über dessen Schrift über den Adel. Wenn wir auch die Ideen des Letztern nicht unterschreiben, so würden wir doch eine Widerlegung ohne Anzüglichkeit lieber gelesen haben. Nicht bloß gegen Herrn von Diericke ist diese Schrift, sondern auch gegen Könige ist sie gerichtet, die in der Geschichte berühmt sind. So heißt es von Heinrich IV. S. 12.

„Schon Heinrich IV., bis jetzt der beste der französischen Könige und der einzige Stolz der Bourbons, hatte lange vor Ludwig dem XIV. das Blut und den Schweiß seiner Unterthanen in den Armen seiner hochadlichen Maitressen vergeudet, und wird leider immer noch als das Muster eines guten Königs in der Weltgeschichte aufgestellt, weil er — seinen geplagten Unterthanen Sonntags ein Hühnchen im Topfe gönnte, welches er längst mit seinen adlichen H—n verschwelgt hatte. Seine Vorfahren waren noch schlechter, und das war auch die einzige Ursache des Glanzes, mit welchem er als Regent in der Geschichte prahlt. Zu diesem Glanze verhalf ihm bloß Sully.“

Digitized by Google